This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1 4 1
AE
27
.C77
1816

Conversations-Lexicon

oder

Encyclopädisches Handwörterbuch

21112.

für

gebildete Stände.

Vierter Band.

G bis Hysterie.

Louis Kreger

Neue vollständigere Auflage.

Mit Königl. Würtembergischer allergnädigster Genehmigung.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1817.

Conversations-Lexicon.

Vierter Theil.

G bis Hysterie.

An das Publikum.

In Folge freundschaftlicher Uebereinkunft zwischen dem ersten Unternehmer dieses Conversations-Lexikons, Herrn F. A. Brockhaus in Altenburg und dem Unterzeichneten, wird der Druck gegenwärtiger Ausgabe von nun an unter Zustimmung des erstern fortgesetzt und beendigt.

Stuttgart den 1. Febr. 1817.

A. J. Macklot.

G.

G, auf französischen Münzen bezeichnet die Münzstätte Poitiers, auf den preußischen Münzen Stettin.

G. Mit diesem Buchstaben bezeichnet man in dem modernen Tonsystem die fünfte diatonische Klangstufe. Von diesem Tone hat der G-Schlüssel seinen Namen, wodurch die Linie des Liniensystems bestimmt wird, auf welcher man das angestrichene g vorstellt. dd.

Gäa, die Erde als kosmologische Gottheit der Alten. Nach dem Chaos, sagt Hesiod,

Ward die gebreitete Erd', ein dauernder Sitz der gesammten
Ewigen, welche bewohnen die Höhn des beschneiten Olympos.

Was aus ihr, nach ihr und auf ihr sich bildete, ward von ihr erzeugt. Ohne befruchtende Liebe gebar sie den sternichten Himmel (Uranos), die hohen Gebirge und den Pontos (das Meer); Uranos erzeugte mit ihr den Okeanos, Köos, Kreios, Japetos, Hyperion, Theia, Rheia, Mnemosyne, Themis, Phöbe, Tethys, Kronos, (s. Titanen) die Kyklopen und Hekatoncheiren. Da Uranos jedes dieser Kinder gleich nach der Geburt einkerkerte, sann Gäa auf Rache, erfand die demantene Sippe, und beredete die Söhne, damit den Vater zu entmannen. Kronos vollzog die That. Gäa empfing die der Wunde entrieselnden Blutstropfen und gebar, dadurch befruchtet, die Erinnyen, Giganten und mellischen Nymphen. Mit ihrem Sohn Pontos zeugte sie nachher Nereus, Thaumas, Phorkys, Keto und Eurybia. Unzufrieden auch mit Kronos verhieß sie ihrer Tochter Rheia, den neugebornen Zeus aufzuziehn, und trug ihn nach Kreta. Als er erwachsen war, half sie ihm auf den Thron, indem sie ihm rieth, die eingekerkerten Hekatoncheiren (Centimanen) und Kyklopen zu befreien.

Gabalis (Graf v.). Unter dem Titel Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes erschien in dem letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts ein Roman, dessen Verfasser der Abbé de Villars war, ein Zweig der adlichen Familie v. Montfaucon in Languedoc und Verwandter des berühmten Archäologen Montfaucon. Er wurde 1640 geboren, und 1675, im 60 Jahr seines Lebens von einem seiner Verwandten auf dem Wege von Paris nach Lyon durch einen Pistolenschuß getödtet. Bei allen Anlagen der Natur und allen Ansprüchen des Talents gelang es ihm doch nicht, als Geistlicher sein Glück zu machen, und daran hatte eben jener Roman die Schuld. Villars hatte die Cabbala lächerlich gemacht; die Freunde derselben beschuldigten ihn, heiligę Wahrheiten angegriffen zu haben, und so wurde ihm die Kanzel verboten. Dem Roman liegt der Chiavé del Gabinetto von Borry zum Grunde. Die Fabel desselben ist ganz einfach. Ein berühmter Adept, der Graf v. Gabalis, meint in dem Verfasser natürliche Fähigkeiten für die Geheimnisse der Cabbala gefunden zu haben, und entwickelt ihm daher diese erhabne geheime Wissenschaft in 5 Unterhaltungen. Wahrscheinlich würden auch diese längst vergessen, oder doch nur denen bekannt seyn, welche sich mit der Geschichte der mystischen Philosophie der Cabbalisten, Gnostiker und Neuplatoniker, jenem Zusammenfluß orientalischer Poesie, griechischer Philosophie und christlicher Religion beschäftigen, wenn nicht neuere Dichter die hier vorgetragene Dämonenlehre so zweckmäßig für ihre Fictionen gefunden hätten, daß sie derselben poetische Beglaubigung

durch eingeführten Gebrauch gaben. „Dieser unermeßliche Raum zwischen der Erde und den Himmeln, sagt der Graf, hat viel edlere Bewohner als Vögel und Insekten; dieses so weit ausgedehnte Meer noch ganz andere Gäste als Wallfische und Seehunde; die Tiefe der Erde ist nicht allein für die Maulwürfe da, und das Element des Feuers, weit edler als die drei andern, ist nicht gemacht um unnütz und leer zu bleiben.“ Man erwartet nach diesem Eingang, daß der Graf die Elemente mit Geistern bevölkern werde, und findet sich nicht getäuscht, denn es wird das System von 4 Elementargeistern vorgetragen, welche sind die Sylphen, Luftgeister, die Undinen, Wassergeister, die Gnomen, Erdgeister, und die Salamander, Feuergeister. Die nähere Charakteristik jeder Classe behalten wir eignen Artikeln vor. Wie willkommen ein solches System der Geisterlehre den Dichtern seyn mußte, die durch die christliche Religion eine sehr wirksame Maschinerie verloren, und in den Feen und Zauberern noch keinen hinlänglichen Ersatz gefunden hatten, mag man aus dem Ausruf des begeisterten Grafen selbst ermessen. „Du lernst jetzt, ruft er aus, die ganze Natur Dir unterthänig machen; Gott allein wird Dein Herr, die Weisen werden Dir nur gleich seyn. Wesen vom höchsten Verstand wird es Ruhm seyn, Deinem Verlangen zu gehorchen; die Dämonen werden es nicht wagen, mit Dir an Einem Orte zu seyn, bei Deiner Stimme werden sie zurück in den Abgrund schaudern, und alle unsichtbaren Bewohner der 4 Elemente sich glücklich preisen, die Diener Deines Vergnügens zu seyn. Ich preise Dich, o großer Gott, daß Du den Menschen mit so viel Ruhm gekrönt, und zum unumschränkten Monarchen aller Werke Deiner Hand gemacht hast!“ Es versteht sich, daß dies nur unter Bedingungen möglich ist, aber eben dieser Umstand gibt dem Dichter wieder größeren Spielraum, so wie von der andern Seite die Vermischung dieser Geisterlehre mit den Feen und Zauberern ihr einen Reiz mehr gab. Wie viel aber die romantische Poesie dadurch gewonnen habe, bedarf nicht erst eines Beweises. dd.

Gabriel (Held Gottes), nach der Jüdischen Mythologie einer der 7 Erzengel, der dem Propheten Daniel seine Vision auslegte und in der Novelle vom Tobias vorkommt. Nach der christlichen Mythologie verkündigt er dem Zacharias die Geburt des Johannes und der Maria die Geburt des Heilands. Der Talmud und die Rabiner bestimmen seine Function genauer. Er ist nach den Rabbinen der Todesengel für die Israeliten, und alle Israelitischen Seelen werden von den Unterseeleneinnehmern (dies sind Engel, welche blos zum Abholen einer bestimmten Seele geschaffen worden und nach deren Ablieferung von der Welt vergehen) an ihn abgeliefert. Nach dem Talmud ist Gabriel ein Fürst des Feuers und über den Donner und das Reifen der Früchte gesetzt. Er brennte auf Jehovas Geheiß den Tempel mit an, ehe Nebucadnezars Krieger ihn anzündeten und der Tempel stimmte über sich selbst ein Klaglied an. Einst wird er Jagd auf den Fisch Leviathan machen und ihn mit Gottes Hülfe überwältigen. Nach der Mahomedanischen Mythologie ist er einer der 4 von Gott besonders begnadigten Engel, mit Aufzeichnung der göttlichen Rathschlüsse beschäftigt, und Engel der Offenbarung, als welcher er dem Mahomed den ganzen Koran eingab. Einst verzuckte er den Mahomed in den Aether und führte ihn so schnell durch alle sieben Himmel, daß der Prophet den bei der Hinfahrt umgestoßenen Nachttopf bei der Wiederkehr noch vom völligen Umsturz abhalten konnte. A.

Gabrieli (Catharina), eine der berühmtesten Sängerinnen des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Rom 1730, war eine Schülerin des großen Porpora. Im Jahr 1745 sang sie auf dem Theater von Lucca und war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Kaiser Franz I. berief sie in der Folge nach Wien. Der Unterricht, den sie von Metastasio empfing, vollendete ihre Bildung für die Action und das Recitativ, und die Opern dieses Dichters gewannen durch sie mehr als durch irgend einen andern Virtuosen. Das große Vermögen, welches sie bei ihrer Ankunft auf Sicilien 1765 besaß, bezeugt die Gunst, deren sie in Wien genossen. Ihr Talent war mit vielem Eigensinn gemischt. Man erzählt unter andern folgende Anekdote. Der Vicekönig von Sicilien hatte die Künstlerin nebst dem vornehmsten Adel von Palermo einst zur Tafel eingeladen. Als sie sich zur festgesetzten Stunde nicht einfand, schickte er zu ihr, um ihr anzuzeigen, daß die Gesellschaft sie erwarte. Man fand sie lesend im Bette. Sie ließ sich mit gänzlicher Vergessenheit der Einladung entschuldigen. Der Vicekönig war geneigt, ihr diese Unhöflichkeit zu vergeben, aber als die Gesellschaft sich in die Oper begab, spielte sie ihre Rolle mit äußerster Nachlässigkeit und sang alle ihre Arien sotto voce. Darüber entrüstet, bedrohte sie der Vicekönig mit einer Strafe. Aber sie wurde nur noch hartnäckiger und erklärte, daß man sie durch Zwang wohl zum Schreien, nicht aber zum Singen nöthigen könne. Der Vicekönig schickte sie ins Gefängniß, wo sie zwölf Tage blieb. Während dieser Zeit gab sie köstliche Gastmäler, bezahlte die Schulden aller armen Gefangenen, und theilte mitleidig beträchtliche Summen Geldes aus. Man war gezwungen nachzugeben, und sie wurde mitten unter dem Zujauchzen der Armen wieder in Freiheit gesetzt. Sie hat sich nie entschließen können nach England zu gehn. „Auf dem Londoner Theater, sagte sie, würde ich nicht Herrin meines Willens seyn; wenn ich mir in den Kopf setzte nicht zu singen, würde das Volk mich beleidigen, und vielleicht gar mißhandeln; ich will lieber hier in gutem Wohlseyn schlafen, wäre es auch im Gefängniß.“ Im Jahr 1765 berief die Kaiserin Catharina sie nach Petersburg und engagirte sie auf zwei Monate. Als von ihrer Gage die Rede war, forderte sie fünftausend Ducaten. „Fünftausend Ducaten! antwortete die Kaiserin, so viel erhält keiner meiner Feldmarschälle.“ So dürfen, antwortete die Sängerin, Eure Majestät ja nur einen ihrer Feldmarschälle singen lassen.“ Die Kaiserin zahlte die verlangte Summe. Gegen das Jahr 1780 begab sie sich nach Mailand, wo sie ihr Aeußerstes that, um Marchesi zu übertreffen und durchfallen zu lassen. Die Sänger überhaupt scheuten sich mit ihr zu spielen. Pacchierotti hielt sich für verloren, als er das erste Mal mit ihr auf der Bühne erschien. Sie sang eine ihrer Stimme durchaus angemessene Bravourarie, und entwickelte dabei ihr ganzes Talent in solchem Umfang, daß der arme Pacchierotti mit lauten Seufzern hinter die Coulissen floh, und nur mit Mühe bewogen werden konnte, wieder aufzutreten. Er spielte die Rolle des Liebhabers und sang mit so tiefem Ausdruck eine zärtliche Arie, die er an die Gabrieli richtete, daß sie sowohl als die Zuhörer davon innig bewegt wurden. Am vollkommensten hat diese Sängerin unstreitig die siegende Gewalt ihrer Stimme zu Lucca im Jahr 1745 entwickelt, als Guadagni ihr Held auf dem Theater und im Concert war. M.

Gaëta, eine in den Kriegsgeschichten auch unserer Tage berühmt gewordene Neapolitanische Festung, welche 25 Stunden von Rom und

15 von Neapel entfernt auf einer schroffen Landzunge liegt, und nach Virgil (Aen. 7, 1.) ihren Namen von Cajeta, des Aeneas Amme, hat. Noch vor Rom wurde sie gegründet, hatte nach dem Untergange des Römischen Reichs eine Zeitlang eine republikanische Verfassung, und wurde darauf von Herzogen regiert, die den Papst als Lehnsherrn anerkannten. Sie ist eine der stärksten Festungen Europa's, wozu ihre isolirte Lage, welche nur von der Seite der schmalen Landzunge den Angriff erlaubt, viel beiträgt. Ihre Umgebungen sind höchst reizend, und die vielen zierlichen Landhäuser der Vorstadt — schon die Römer hatten deren an dieser fruchtbaren Küste eine große Menge — machen das Ganze äußerst romantisch. Gaeta ist schon im Mittelalter und namentlich im Jahr 1435 von König Alphons von Aragonien belagert worden; aber auch in der neuern Zeit hat es in einem Jahrhundert drei denkwürdige Belagerungen, durch welche es jedesmal erobert worden, erfahren. Die erste 1702 von den Oestreichern, die es nach drei Monaten unter General Daun mit Sturm nahmen; die zweite 1734 von den vereinigten Waffen Frankreichs, Spaniens und Sardiniens, die vom Anfang Aprils bis zum 6. August zubrachten, bis sich die Besatzung auf ehrenvolle Bedingungen ergab. Seitdem noch mehr befestigt, wurde es zuletzt im Jahr 1806 von den Franzosen belagert. Bei den schnellen Fortschritten der Französischen Heere in Neapel im Februar jenes Jahres wurde ihnen unter mehreren Festungen auch Gaeta von der Neapolitanischen Regierung zugesichert, aber der Commandant derselben, der heldenmüthige Prinz Ludwig von Hessen-Philippsthal, verweigerte die Uebergabe und nöthigte durch seine tapfere Gegenwehr den Feind zu einer förmlichen Belagerung. Mit unerschütterlichem Muth hielt er sich bis zum Juli, und nur eine fast tödtliche Verwundung durch eine Bombe, die ihn nöthigte, sich nach Sicilien überschiffen zu lassen, konnte es endlich dahin bringen, daß die Festung am 18. Juli capitulirte. Am 8. August 1815 übergab der Marechal de Camp Begani die Festung Gaeta an die Truppen des Königes Ferdinand v. Sicilien, nachdem er sie lange für den König Joachim vertheidigt hatte.

Gährung nennen wir die von selbst erfolgende Mischungsveränderung, welcher alle organischen Körper, bei welchen die Lebensverrichtungen aufgehört haben, unterworfen sind. Es sind zur Gährung drei Bedingungen nothwendig: ein gewisser Grad der Wärme, ein bestimmtes Maß von Feuchtigkeit, und der freie Zutritt der atmosphärischen Luft. Die Körper verändern durch die Gährung ihre ganze Natur und Beschaffenheit und gehen in andere Substanzen über, welche nach dem Grade und der Dauer der Gährung verschieden sind. Man unterscheidet nämlich drei Grade oder Arten der Gährung: die Weingährung, die saure Gährung und die faule Gährung, welche letztere auch Fäulniß heißt. Wenn schleimichte Flüssigkeiten aus dem Pflanzenreiche, zu deren Bestandtheilen auch der Zuckerstoff gehört, z. B. der Most von Weintrauben und andern Beeren, desgleichen Obstsäfte u. s. w. einer Temperatur von ungefähr 70 Gr. Fahrenheit ausgesetzt werden; so nimmt man bald eine Veränderung der Mischung ihrer Bestandtheile wahr. Der Most leidet eine innere Bewegung, wird trübe, in einen größern Umfang ausgedehnt, braust und entwickelt ein kohlensaures Gas, welches durch Verbindung eines Theils des Sauerstoffs mit einem Theile Kohlenstoff entsteht und die Ursache des Brausens ist. Auf der Oberfläche der Flüssigkeit sondert sich eine schleimartige Materie ab, welche man Gäsch oder Gäscht nennt. Im Fort-

gange der Gährung bleibt ein anderer Theil des Sauerstoffs mit dem Waſſerſtoffe und einem Theile des Kohlenſtoffs verbunden und dies gibt ein Alkohol (möglichſt gereinigten Weingeiſt). Das Alkohol und das kohlengeſäuerte Gas ſind alſo die Producte des erſten Grades der Gährung, der Weingährung. Die Flüſſigkeit, die vorher Moſt hieß und Zuckerſtoff enthielt, hat nun keinen Zucker mehr, weil ſich dieſer in ſeine Beſtandtheile, Waſſerſtoff und Kohlenſtoff, aufgelöst hat, welche beide ganz andere Verbindungen eingegangen ſind. Der durch dieſen erſten Grad der Gährung entſtandene Wein verändert aber ſein Miſchungsverhältniß aufs neue, ſobald Wärme und Luft fortdauernd auf ihn wirken. Es erfolgt der zweite Grad der Gährung, die ſaure Gährung, wodurch der Wein in Eſſig verwandelt wird. Während der ſauren Gährung verbindet ſich der Sauerſtoff der atmoſphäriſchen Luft mit dem Weine, wodurch der Eſſig entſteht. Die Beſtandtheile deſſelben ſind der aus der Luft eingeſogne Sauerſtoff, der in Verbindung getreten iſt mit dem Waſſer- und Kohlenſtoffe. Man bemerkt bei dem Uebergange des Weins in Eſſig auch ſichtbare Veränderungen. Die Flüſſigkeit trübt ſich, es ſetzt ſich eine fadenähnliche Materie auf der Oberfläche an und zugleich ſondert ſich eine fadenartige Maſſe ab. Der geiſtige Geruch und Geſchmack, ſo wie die berauſchende Kraft, welche beim Weine vom Alkohol herrührten, ſind nicht mehr vorhanden; das Alkohol iſt zerſetzt und die Flüſſigkeit ſchmeckt nun ſauer. Um indeß den Wein in Gährung zu bringen, iſt erforderlich, daß er noch nicht ganz von ſeinen ſchleimigen Beſtandtheilen befreit, der freien Luft und einer Wärme von 75 bis 85 Grad Fahrenheit ausgeſetzt ſey. Die dritte Art der Gährung, die Fäulniß, erfolgt, wenn man den Eſſig ferner der Luft und Wärme ausſetzt. Es geht dabei der Waſſerſtoff in Gasgeſtalt, und der Sauerſtoff in Verbindung mit dem Kohlenſtoffe und Wärmeſtoffe, als kohlenſaures Gas fort. Der Geruch iſt nunmehr fade, eckelhaft und fauligt; der Geſchmack nicht mehr ſauer, ſondern faul. Die faule Gährung bietet nach Beſchaffenheit der Umſtände ſehr verſchiedene Phänomene dar. Ihr ſind alle Körper der beiden organiſirten Naturreiche unterworfen. Doch iſt wohl zu merken, daß keineswegs alle Körper nach und nach die Weingährung, die Eſſiggährung und die Fäulniß in einer nothwendigen Stufenfolge durchlaufen. Thieriſche Körper gehen ohne dieſe unmittelbar in Fäulniß über, weil ſie keinen Zuckerſtoff enthalten. Andere Subſtanzen gerathen in die Eſſiggährung und aus dieſer in Fäulniß, ohne daß die Weingährung vorausgegangen. Fourcroy nimmt noch eine Zucker- und eine Teiggährung an, und begreift unter der erſten die Bildung des Zuckerſtoffs in verſchiedenen Pflanzenkörpern, beſonders in Früchten, die grün abgenommen, nachher erſt reifen und zuckerſüß werden, unter der letzten aber die Gährung des Mehlteiges, die nach ihm der Anfang einer von ſelbſt erfolgenden Zerſetzung iſt, die mit Fäulniß endigen würde, wenn man ſie nicht durch das Backen verhinderte. Die Gährung iſt überhaupt als diejenige Operation der Natur zu betrachten, durch welche ſie die organiſchen Körper wieder in ihre Grundbeſtandtheile auflöst, um dieſe alsdann wieder zur Bildung neuer organiſcher Weſen anwenden zu können.

Gaillarde oder Ital. Gagliarda, ein veralteter italiäniſcher Tanz von fröhlichem Charakter und lebhafter Bewegung, deſſen Melodie im $\frac{3}{4}$ Takt geſetzt iſt. Man nannte ihn auch Romaneske, weil er urſprünglich aus Rom ſtammen ſollte.

Galaktit, Milchſtein, ein grauer Stein von ſchönem Anſehn, der gepulvert einen Milchſaft gibt.

Galatea; eine Tochter des Nereus und der Doris. Der Cyklope Polyphem verfolgte die reizende Nymphe mit seiner Liebe, ohne für seine Seufzer und Wehklagen mehr als Spott zu gewinnen. Glücklicher war der schöne Schäfer Acis in Sizilien, welcher sich ihrer Gegenliebe bis in den Tod erfreute, den er für sie litt. Denn als sie einst von Polyphem in zärtlicher Umarmung überrascht wurden, schleuderte derselbe in eifersüchtiger Wuth ein Felsstück auf beide, welches den Acis zerschmetterte, während Galatea ins Meer flüchtete. In einen Bach verwandelt, eilte nun Acis dem sichern Aufenthalt seiner Geliebten zu, wo sie fortan ungestört ihrer Liebe pflegen konnten. M.

Galba, der Nachfolger des Nero in der Kaiserwürde, stammte aus dem alten und berühmten Sulpicischen Geschlechte und wurde am 25. Dec. 750 (nach Erbauung Roms) geboren. Man ließ ihn vor dem gesetzlichen Alter zu Staatsämtern gelangen. Nach der Prätur ward er Statthalter von Aquitanien und ein Jahr darauf Consul. Caligula ernannte ihn zum Feldherrn in Deutschland an des Getulicus Statt. In diesem Posten erwarb er sich nicht nur durch die schnelle Zurücktreibung der Deutschen, die in Gallien eingefallen waren, sondern auch durch die Herstellung der alten Kriegszucht bei der Armee großen Ruhm und die Hochachtung des Kaisers. Nach dessen Tode ließ er seine Völker dem Claudius schwören, der ihn dafür in die Zahl seiner vertrautesten Freunde aufnahm, und ihn als Proconsul nach Africa schickte, wo Unruhen ausgebrochen waren. Galba führte in zwei Jahren die Ordnung zurück, empfing nach seiner Rückkehr die Triumphsinsignien und wurde unter die Priester des Augusts aufgenommen. Seitdem lebte er bis in die Mitte der tyrannischen Regierung des Nero in stiller Eingezogenheit, um keinen Verdacht zu erregen. Aber Nero ernannte ihn aus eigener Bewegung zum Statthalter von Hispania Tarraconnensis, ward jedoch bald so gegen ihn erbittert, daß er Befehl gab, ihn heimlich hinzurichten. Ehe noch der Befehl vollzogen werden konnte, empörte sich Galba, fand aber größere Schwierigkeiten als er erwartet hatte, und fing schon an sein Unternehmen zu bereuen, als auf einmal die Nachricht von Nero's Tode kam, und daß Er selbst von den Prätorianischen Kohorten in Rom zum Kaiser sey ausgerufen worden. Bald erschienen Gesandte vom Senat, ihm seine Erhebung bekannt zu machen. Er begab sich nach Rom, und ließ verschiedene Aufrührer mit Strenge hinrichten. Hiedurch aber, so wie durch die Nachsicht gegen seine Freunde, die er unumschränkt walten ließ, und durch übertriebenen Geiz erregte er bald allgemeine Unzufriedenheit. Kaum hatte er sein zweites Consulat angetreten, als sich die Legionen in Oberdeutschland gegen ihn empörten. Dies bewog ihn, sich unter dem Namen eines adoptirten Sohnes einen Mitregenten zu wählen. Statt des Otho, den die Soldaten liebten, ernannte er dazu den Piso Licinianus, der wegen seiner strengen Tugend verhaßt war. Otho, durch diese Zurücksetzung beleidigt, faßte den Entschluß, sich der Herrschaft mit Gewalt zu bemächtigen. Die prätorianischen Cohorten erklärten sich zuerst für ihn, und Galba, umsonst bemüht, die Ordnung wieder herzustellen, wurde, als er sich geharnischt nach dem Prätorium tragen ließ, überfallen und niedergehauen. Er war 72 Jahr alt und hatte nur wenige Monate regiert. Unstreitig würde er ein vortrefflicher Fürst gewesen seyn, wenn er bessere Rathgeber gehabt oder wenigstens den bösen nicht so viel Gewalt über sich verstattet hätte. M.

Galeere, eine Art langer, schmaler Schiffe mit niedrigem Bord, auf welchen man sowohl Segel als Ruder gebraucht. Die gewöhnliche

Länge ist 22 Klaftern. Nebst zwei Kanonen von mittelmäßiger Größe und zwei kleinern führt sie auf dem Vordertheil noch ein ziemlich großes Stück, welches Corsiero, Coursier, heißt, und eine 24pfündige Kugel schießt. Auf jeder Seite sind 25 bis 30 Ruderbänke, und an jeder Ruderbank fünf bis sechs Ruderknechte. Außer dem mittelländischen Meere, wo die Galeeren am meisten gebraucht werden, haben Frankreich dergleichen auch auf dem Ocean und Rußland und Schweden auf der Ostsee. Die Türken und Barbaresken gebrauchen zur Arbeit auf den Galeeren, welche besonders im Rudern besteht, hauptsächlich Christensklaven; in den Europäischen Staaten hingegen müssen eigens dazu verurtheilte Verbrecher diese schwere Arbeit verrichten.

Gälen, berühmter unter dem Namen der Kelten oder Celten, waren ein in der alten Welt weitverbreitetes Volk von ungewisser Abkunft. Ihren Namen leitet man ab von Wallen, wie Wallis, Wandalen, Wallonen, wegen der alten Wanderungen derselben in Asien und Italien. (Liv. 1, 33. 38, 16. Flor. 2, 11.) Gallien ward ihnen eigen, und von da aus drangen Schwärme von ihnen nach Britannien und den dazu gehörigen Inseln. Die alten Kaledonier, Pikten und Skoten sind mit ihnen einerlei Stammes, und die Provinz Wales zeugt noch mit dem Namen dafür. Außerdem war Oberitalien, der untere Theil von Deutschland längs der Donau bis nach Pannonien und Illyrikum, so wie Helvezien, mit Kolonien von ihnen besetzt. Zu der Zeit, wo die Geschichte zuerst ausführlicher von ihnen spricht, erscheinen sie schon nicht ganz ohne Kultur. Wir finden bei ihnen die merkwürdige Druiden-Religion, Gesänge der Barden, und eine Art Staats- und Kriegs-Einrichtung, die zuletzt den Römern unterlag, weil die Uneinigkeit ihrer Fürsten sie selbst ins Verderben stürzte. Oefters waren sie der Römer furchtbarste Feinde; ein Zug von ihnen drang bis Griechenland, Thrazien, Kleinasien vor, und wurde unter dem Namen der Galater (Paus. Att. 3.) mehr als einmal furchtbar. — In Frankreich dürfte indeß von den alten Galen wenig mehr übrig seyn. Früher auf der einen Seite von den Belgen und Kymren, auf der andern von den Römern verdrängt, wurden am Ende teutonische Nationen ihre Ueberwinder, so daß Galen und gallische Sprache nur noch an den äußersten Enden ihrer Besitzthümer, in Irland, den Hebriden und dem schottischen Hochland gefunden wurden. (S. übrigens Gallier). dd.

Galen (Christoph Bernhard von), Bischof von Münster, war einer der berühmtesten Kirchenprälaten des siebzehnten Jahrhunderts, wenn auch nicht eben durch Thaten, die eines Bischofs würdig sind, doch durch solche, die einem Fürsten in der Geschichte einen großen Namen verschaffen. Er war aus einem alten Geschlechte Westphalens, trug anfangs die Waffen, legte sie aber, ohne seine Neigung dafür aufzugeben, nieder, um ein Canonicat von Münster anzutreten. Zum Bischof dieser Stadt erwählt, die sich seiner Autorität widersetzte, belagerte und eroberte er sie im J. 1661, und ließ eine Citadelle erbauen. Im Jahr 1664 wurde er zu einem der Directoren der Reichsarmee gegen die Türken in Ungarn ernannt, fand aber nicht Gelegenheit, seinen Muth zu beweisen, da gleich nach seiner Ankunft der Friede geschlossen wurde. Im folgenden Jahre legte er den Harnisch für England gegen die Holländer an und trug mehrere Vortheile über sie davon. Der Friede wurde 1666 auf Ludwig XIV. Vermittlung geschlossen, aber 1672 brach der Krieg um eine Herrschaft, welche Holland ihm vorenthielt, von neuem aus. Im Bunde mit Frankreich entriß er den vereinigten Staaten mehrere Städte und feste Plätze.

Nachdem ihn der Kaiſer genöthigt hatte, Frieden zu ſchließen, verband er ſich mit Dänemark gegen Schweden, und machte neue Eroberungen. Im Jahr 1674 verband er ſich mit Spanien und lieferte den Holländern, ſeinen alten Feinden, Truppen. Er war ein Mann von ſeltenem Unternehmungsgeiſt, einer der größten Generale ſeiner Zeit, und würde, wenn er ſo viel Macht als Muth beſeſſen hätte, ein zweiter Alexander geworden ſeyn. Er ſtarb den 19. Sept. 1678 in ſeinem 74ſten Jahre.

Galenus (Claudius), ein berühmter Griechiſcher Arzt, wurde im J. Chr. 113 zu Pergamus in Kleinaſien geboren. Sein Vater, Nikon mit Namen, ein geſchickter Baumeiſter und Mathematiker, ließ ihm eine ſorgfältige Erziehung geben, und widmete ihn, durch einen Traum dazu bewogen, der Arzneikunſt. Nachdem Galenus den Unterricht mehrerer berühmten Aerzte genoſſen, unternahm er ſeine gelehrten Reiſen, beſuchte Lycien, Paläſtina und Alexandria, welches auch damals noch der Mittelpunkt der gelehrten Welt war. Er befleißigte ſich beſonders der Anatomie, und kehrte, 24 Jahre alt, in ſein Vaterland Pergamus zurück, wo er eine öffentliche Anſtellung erhielt. Ein Aufruhr aber bewog ihn in ſeinem 32ſten Jahre nach Rom zu gehen, wo er durch glückliche Kuren, beſonders durch ſeine große Geſchicklichkeit in der Prognoſtik großen Ruhm gewann, und den Neid der andern Aerzte in ſolchem Grade auf ſich zog, daß er ſeine öffentlichen anatomiſchen Vorleſungen, ihrer unabläſſigen Anfeindungen wegen, aufgeben, und endlich ſogar nach Griechenland gehen mußte, gerade als in Rom eine anſteckende Krankheit ausgebrochen war. Er durchreiſte wieder verſchiedene Länder, um merkwürdige Naturprodukte und Arzneimittel an Ort und Stelle zu unterſuchen, und wurde nach einem Jahre von den Kaiſern Mark Aurel und Lucius Verus nach Aquileja berufen. Hier bereitete er nach ſeiner Ankunft den Theriak. Weil aber die Peſt in der Nähe war, ging er wieder nach Rom, um dem jungen Commodus als Leibarzt zu dienen. Wann er endlich in ſeine Heimath zurückgekehrt ſey, iſt wie ſein Sterbejahr ungewiß; er lebte noch unter Septimus Severus, und Suidas ſcheint mit Recht ſein Alter auf ſiebenzig Jahre anzugeben. Galen hat als Arzt und Philoſoph große Verdienſte, beſonders dadurch, daß er die empiriſche Pathologie mehr aufklärte und zu einer richtigern Theorie der Empfindungen und der animaliſchen Verrichtungen des Körpers den Grund legte. Mit Recht kann man ihn den Urheber der Arzneiwiſſenſchaft nennen, denn er brachte ſie zuerſt in ein zuſammenhängendes Syſtem. Seine vielen Schriften zeugen von einer ſehr gründlichen, durchdachten, nicht blos hiſtoriſchen, Kenntniß der ältern Griechiſchen philoſophiſchen Syſteme, und verbreiten ſich über alle Theile der Medicin. So zahlreich ſie auch ſind, ſo beſitzen wir doch nur einen Theil derſelben, denn viele verbrannten, als ſein Haus in Rom von den Flammen verzehrt wurde. Nach Fabricius haben wir noch von Galen 82 echte Schriften, 18, welche verdächtig, und 44, welche offenbar unterſchoben ſind; ferner noch Fragmente aus 19 verloren gegangenen und Commentare über 18 Schriften des Hippokrates. Außerdem ſind noch viele bis jetzt ungedruckt gebliebene vorhanden. Von ſeinen verloren gegangenen Schriften werden in Fabricius Bibliothek 50 mediciniſche und 118 meiſt philoſophiſche angeführt.

Galeote oder Galiote, eine Art kleiner Galeeren, die zum geſchwinden Lauf geſchickt ſind und auf der Seite 16 bis 20 Ruderbänke haben, deren jede nur mit Einem Ruderknechte verſehen iſt. Die Ruderknechte ſind zugleich Soldaten, welche die Muskete führen. Eine Bombardiergaliote iſt ein plattes Schiff von ſtarkem Holze und ohne Ver-

deck. Man bedient sich derselben die Mörser darauf zu führen, welche man auf ein falsches Verdeck unten in den Raum setzt. Der Erfinder dieser Fahrzeuge war Bernard Renaud, ein Franzose, und der erste Versuch damit wurde im Jahr 1681 vor Algier gemacht.

Galiani (Fernando), als Staatsmann, origineller Denker, geistreicher Schriftsteller und witziger Gesellschafter gleich ausgezeichnet, war der Sohn eines königl. Neapolit. Auditeurs. Sein Oheim, Cölestin Galiani, Erzbischof von Tarent und Großcaplan des Königs, ließ ihn sehr jung nach Neapel kommen, damit er hier die ersten Elemente der Grammatik lernen sollte, und vertraute ihn, als er im J. 1740 nach Rom gehen mußte, den Cölestinern zu Neapel, welche ihn in der Mathematik und Philosophie unterrichteten. Als aber der Erzbischof zurückgekehrt war, nahm er ihn wieder zu sich, um ihn die Rechte studiren zu lassen, und der junge Galiani wurde bald mit der großen Anzahl Gelehrter bekannt und vertraut, deren Besuche sein Oheim als Oberaufseher der Studien täglich empfing. In einem Alter von zwanzig Jahren las er in einer academischen Gesellschaft eine Abhandlung über den Zustand des Geldes zur Zeit des Trojanischen Krieges. Der Beifall, den dieser von dem gelehrten Mazzochi gebilligte Versuch erhielt, feuerte ihn an, diesen Gegenstand weitläuftiger in einem großen Werke über das Geld abzuhandeln, welches er, ohne sich zu nennen, in dem folgenden Jahre herausgab. Er hatte das Vergnügen, seine Grundsätze von der Regirung angenommen zu sehen. Um diese Zeit widmete er sich dem geistlichen Stande, und ging, wohl ausgestattet mit Pfründen, nach Rom, wo er vom Papst Lambertini freundlich aufgenommen wurde. Er besuchte Padua, Turin und die übrigen Hauptstädte Italiens, und trat allenthalben mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Verbindung. In der Folge erwarb er sich einen Namen in Staatsangelegenheiten. In der Eigenschaft eines Gesandtschaftssecretärs ward er nach Paris zu dem Grafen Catillana, damaligem Neapolitanischen Gesandten daselbst, geschickt, und verwaltete die Geschäfte allein, als bald darauf der Gesandte einen sechsmonatlichen Urlaub erhielt, um Spanien zu bereisen. Im J. 1765 hatte er mit vorgängiger Erlaubniß Paris verlassen, und wollte eben dahin zurückkehren, als ihm sein Hof eine wichtige Sendung übertrug, durch welche er Mitglied des Commerzcollegiums ward. Er zog jedoch die Stelle eines Legationssecretärs für einige Zeit vor. Von Paris ging er nach England, und in der Folge nach Holland, die so verschiedenen Constitutionen beider Länder zu studiren. Im J. 1769 kehrte er nach Neapel zurück, um seinen Platz im Commerzcollegium einzunehmen, unterbrach aber nicht seinen Briefwechsel mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Batteux, Arnauld, Barthelemy und andern Gelehrten, deren Briefe an ihn neun Bände ausmachen. Mit seinen seltnen Einsichten diente er dem Staate in den wichtigsten Angelegenheiten bis an seinen Tod d. 30. Oct. 1787, während er immer in mehreren Fächern der Wissenschaften fortarbeitete. Die ungemeine Schnellkraft seines Geistes machte ihm leicht, was andern schwer fällt. Vieles, was er nie studirt hatte, ergründete er so schnell, daß er vortreflich darüber sprechen und schreiben konnte, schrieb aber am liebsten über neue, wenig bearbeitete Gegenstände, und solche, die den Nutzen und Ruhm seines Vaterlandes zum Zwecke hatten. In einem Brief vom 13. Dec. 1770 an Frau von Epinay sagt er über sich und seine Schriften folgendes: „Wenn bei dieser Gelegenheit ein Zeitungsschreiber über mein literarisches Leben etwas sagen will, so wisse er, daß ich 1728 den 2. Dec. (zu Chieti in Neapel) geboren

bin, daß ich 1748 durch eine poetische Plänsanterie und eine Leichenrede auf unsern ehemaligen Henkersknecht Dominico Jannacone, ruhmwürdigen Andenkens bekannt wurde, daß ich 1749 mein Buch über das Geld und 1754 meine Gespräche über das Getreide herausgegeben, im J. 1755 aber meine Dissertation über die Naturgeschichte des Vesuv geschrieben habe. Sie ist nebst einer Sammlung Vesuvischer Steine dem Papst Benedict XIV. überschickt und nie gedruckt worden. Ferner sollen Sie wissen, daß ich im J. 1756 zum Mitglied der Academie von Herculanum ernannt wurde, und daß ich viel an dem ersten Bande der Kupfer gearbeitet habe; daß ich sogar eine große Abhandlung über die Malerei der Alten geschrieben, daß ich im J. 1758 die Leichenrede auf Papst Benedict XIV. (welche mir von meinen Werken am besten gefällt) herausgegeben habe; daß ich in der Folge Politiker geworden, und in Frankreich nur Kinder und Bücher gemacht habe, welche das Tageslicht nicht gesehen. Sie kennen meinen Horaz, und das Publikum kennt meine Gespräche über das Getreide" u. s. w. Die Schreibart dieser Gespräche bewunderte selbst Voltaire. Die Anzahl der ungedruckten Werke Galiani's ist sehr groß, und es befinden sich darunter sehr bedeutende, deren Bekanntmachung von seinem Erben, Namens Azzaroti, zu wünschen ist. M.

Galiläa hieß zu den Zeiten Jesu die nördlichste Provinz von Palästina, welche gegen Morgen von dem Flusse Jordan, gegen Mittag von Samaria, gegen Abend von dem mittelländischen Meere und Phönicien, und gegen Mitternacht von Syrien und dem Gebirge Libanon begränzt, und meist von armen, ungebildeten Fischern bewohnt war. Als die Wiege des Christenthums hat dies kleine Land allgemeines Interesse. Ueberall trifft man darin auf Stätten, die durch merkwürdige Auftritte aus dem Leben des größten und reinsten aller Menschen geweiht sind. Hier lag Nazareth, in dem Jesus aufwuchs, hier floß der Jordan, an dessen Ufern er sein Lehramt begann und seine Jünger sammelte; Cana, wo er sein erstes Wunder verrichtete, Capernaum, am See Tiberias, das ihn oft in seinen Mauern sah, Nain, wo er den Jüngling vom Tode erweckte, waren Galiläische Städte; hier lag der Hügel, auf dem er seine Bergpredigt hielt (jetzt der Berg Christi genannt), hier der Berg Tabor, wo ihn die Jünger in seiner Verklärung sahen. Galiläa war der Schauplatz der meisten Thaten und Wunder Jesu. Die Bewohner dieses Landes wurden wegen ihrer geringen Bildung und einfachen Sitte von den Judäern verachtet und daher auch die Christen anfangs, weil ihre Religion vorzüglich in Galiläa entstanden war, spottweise Galiläer genannt. Jetzt schmachtet Galiläa mit den übrigen Provinzen Palästinas als ein Theil der Statthalterschaft Damask in Syrien oder Soristan unter dem Drucke der Türkischen Oberherrschaft, Beduinen und Räuberhorden schwärmen in seinen verödeten Thälern umher, und nur jene heiligen Oerter werden noch von wenigen, hart bedrängten Christen bewacht. E.

Galilei (Galileo). Dieser um die Naturlehre durch die wichtigsten Entdeckungen und Andeutungen unsterblich verdiente Mann wurde den 15. Febr. 1564 zu Pisa geboren. Sein Vater Vincenzo Galilei, ein Florentinischer Edelmann, widmete ihn den Studien, sobald er die Fähigkeiten des Knaben bemerkte, und ließ ihn in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Musik unterrichten, neben welchen Beschäftigungen er schon früh eine lebhafte Neigung zu mechanischen Arbeiten zeigte. Im J. 1581 besuchte Galilei die Universität Pisa, um die Arzneiwissenschaft und die aristotelische Philosophie zu hören. Letztere durch den

Wust der Scholastik entstellt, erregte schon damals in ihm den Widerwillen, der ihn später zu ihrem erklärtesten Widersacher machte. Früh entwickelte er jenen seltenen Beobachtungsgeist, der ihn auszeichnete; er war kaum neunzehn Jahre alt, als ihn die Schwingungen einer im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Gesetze des Pendels leiteten, die er zuerst bestimmte, und zur Abmessung der Zeit benutzte, wiewohl die Idee von Anbringung des Pendels von ihm nur unvollkommen gefaßt, und erst später von seinem Sohn Vincenzo und besonders von Huygens vervollkommnet wurde, welchen letztern man als den wahren Erfinder der Pendeluhren anzusehen hat. Hierauf studirte er unter dem geschickten Ostilio Ricci die Mathematik, erschöpfte bald den Euklides und Archimedes, und wurde durch letztern im J. 1586 auf die Erfindung der hydrostatischen Wage geführt. Mathematik und Naturwissenschaft beschäftigten ihn ausschließlich, und schon 1589 wurde er Prof. der Mathematik zu Pisa. Unablässig war er bemüht, die Rechte der Natur gegen eine verkehrte Philosophie geltend zu machen, wofür er jetzt als Vater der neuen Physik gepriesen wird, damals aber die härtesten Verfolgungen erdulden mußte. Vor vielen Zuschauern zeigte er durch Versuche, die er auf dem Thurme der Domkirche anstellte, daß das Gewicht auf die Geschwindigkeit fallender Körper keinen Einfluß habe. Dadurch reizte er seine aristotelisch gesinnten Freunde gegen sich dergestalt an, daß er sein Lehramt nach zwei Jahren niederlegen mußte. Er begab sich zu Filippo Salviati, wo ihn Francesco Sagredo, ein würdiger Venezianer, kennen lernte, auf dessen Empfehlung ihn der Senat von Venedig 1592 als Lehrer der Mathem. nach Padua berief. Hier las er mit außerordentlichem Beifall; aus den entferntesten Gegenden Europa's strömten ihm Zuhörer herbei, unter welchen sich auch der große Gustav Adolph befand. Er hielt seine Vorträge in Italiänischer Sprache, und erwarb sich das Verdienst um sie, zuerst für die Philosophie, sie gebildet zu haben. Im J. 1597 erfand er den Proportionalcirkel, dessen Gebrauch er neun Jahre nachher in einer eignen Schrift erläuterte. Wichtiger sind die mathematischen Wahrheiten, die er seit dem Jahr 1602 entdeckte, z. B. daß die Räume, durch welche sich ein fallender Körper in gleichen Zeittheilen bewegt, nach den ungeraden Zahlen wachsen. Ob ihm die Erfindung des Thermometers gehöre, ist schwer zu bestimmen; vielleicht hat er dasselbe nur zweckmäßiger eingerichtet. Auch über den Magneten machte er interessante Beobachtungen. Wichtiger aber war die Erfindung des Fernrohrs und Mikroscops (vergl. Fernrohr). Das Teleskop, das in Holland nicht blos unvollkommen, sondern auch unfruchtbar blieb, wandte Galilei gen Himmel, und machte damit in kurzer Zeit eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen. Er fand, daß der Mond, wie die Erde, eine unebene Fläche habe, und lehrte die Höhen seiner Berge aus ihrem Schatten messen. Das Heer der Fixsterne sah er gränzenlos vermehrt; bloß im Sternbilde des Orion zählte er über 500 neue Sterne und 36 im Siebengestirn, wo das bloße Auge nur sechs oder sieben unterscheidet. Den neblichten Fleck, welcher die Krippe heißt, löste er in seine einzelnen Sterne auf, und ahnete, daß sich die ganze Milchstraße mit schärferen Fernröhren eben so werde auflösen lassen. Am merkwürdigsten war die Entdeckung der Jupitertrabanten, die er am 7. Januar 1610 zuerst beobachtete. Auch das Daseyn des Saturnringes bemerkte er, ohne jedoch von der Gestalt desselben eine richtige Vorstellung zu fassen. Die Sonnenflecken sah er etwas später, hielt sie sogleich ganz richtig für etwas Atmosphärisches, und schloß aus ihrer gemeinschaftlichen Fortrus-

ckung von Osten gegen Westen auf eine Rotationszeit des Sonnenkörpers und auf die Neigung seiner Axe gegen die Ebene der Erdbahn. Doch hat Johann Fabricius, der dem Galilei die letztere Entdeckung streitig macht, allerdings den Ruhm, sie zuerst durch den Druck bekannt gemacht zu haben. Galilei's Name war unterdessen so berühmt geworden, daß ihn der Großherzog Cosmo II. in der Mitte des Jahres 1610 als großherzoglichen Mathematiker und Philosophen und ersten Lehrer der Mathematik zu Pisa (wo er jedoch zu wohnen nicht verpflichtet war) mit einem ansehnlichen Gehalt zu sich berief. Er hielt sich theils zu Florenz, theils auf dem Lustschlosse alle selve seines Freundes Salviati auf. Hier verschaffte er im Jahre 1610 durch die Entdeckung der abwechselnden Lichtgestalten der Venus und des Mars, dem Copernicanischen System den vollständigsten Sieg, da durch dieselbe die Bewegung dieser Planeten um die Sonne und ihre Erleuchtung durch dieselbe außer Zweifel gesetzt wurde. Bald darauf richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Schwimmen und Untersinken der festen Körper im Wasser, und schrieb darüber ein wichtiges Werk, in welchem er, so wie in allen seinen übrigen Schriften, den Samen vieler neuen Lehren ausstreute, die zum Theil erst später zur Reife gediehen sind. Während er sich so bemühte, ungeachtet des Widerstreits der Aristoteliker, die Gränzen der Naturlehre zu erweitern, zog sich ein Ungewitter über ihn zusammen, dem er zwar für dieß Mal entging, das aber später desto furchtbarer über ihn losbrach. Galilei hatte sich in seinem Werke über die Sonnenflecken für die Copernicanische Weltordnung erklärt, und wurde deshalb von seinen Feinden, die das Ansehn der Bibel dadurch für gefährdet ansahn, verketzert. Die Mönche predigten wider ihn, und einer derselben nahm die Stelle der Bibel zum Texte: Viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum? Galilei ging nach Rom, um, wie er sich ausdrückt, die Verleumdungen seiner drei größten Feinde, der Unwissenheit, des Neides und der Bosheit, zu vernichten; und wirklich begnügte man sich mit der ihm abgeforderten Erklärung, daß er sein System weder mündlich noch schriftlich weiter behaupten wolle. Nicht zufrieden damit, suchte er bei dieser Gelegenheit eine größere Freiheit im Denken und Schreiben zu bewirken, und wäre den Mißhandlungen des Inquisitionsgerichts schwerlich entgangen, wenn nicht der Herzog, die Gefahr ahnend, ihn zurückberufen hätte. Im J. 1618 gab ihm die Erscheinung dreier Cometen Veranlassung, seinen Freunden allgemeine Betrachtungen über diese Körper mitzutheilen. Sein Schüler, Mario Guiducci, bildete daraus eine Schrift, in der er den Jesuiten Grassi scharf beurtheilte. Dieser, welcher Galilei für den Verfasser hielt, griff denselben an. Galilei antwortete in seinem Saggiatore u. s. w., einem Meisterstücke von Beredsamkeit, welches nach Algarotti die schönste Streitschrift ist, die Italien aufzuweisen hat, und ungeachtet der darin enthaltenen Irrthümer noch immer gelesen zu werden verdient. Er machte seinen Gegner lächerlich, und zog dadurch die Feindschaft der Jesuiten auf sich, die ihm in der Folge sehr nachtheilig ward. Um diese Zeit arbeitete er sein berühmtestes Werk, die Gespräche über die Ptolemäische und Copernicanische Weltordnung, aus, worin er, ohne eine Entscheidung auszusprechen, drei Personen redend einführt, darin eine das Copernicanische, die zweite das Ptolemäische System vertheidigt, die dritte aber beider Gründe dergestalt abwägt, daß die Sache dem Anscheine nach problematisch bleibt, so wenig auch das Uebergewicht der für Copernicus aufgestellten Beweise zu verkennen ist. Mit diesem unsterblichen Werke, in welchem die größte Ele-

ganz und Präcision des Styls mit dem strengsten und zugleich faßlichsten Vortrage gepaart sind, begab sich Galilei 1630 nach Rom, und es gelang ihm, das Imprimatur zu erlangen. Nachdem er eine gleiche Erlaubniß in Florenz ausgewirkt hatte, gab er es daselbst, ohne etwas Arges zu ahnen, im J. 1632 unter dem Titel: Dialogo di Galileo Galilei, dove ne' congressi di quatro giornate si discorre de' due massimi sistemi Tolemaico e Copernicano, heraus. Kaum war dasselbe erschienen, als es von den Aristotelikern, am heftigsten aber von Scipione Chiaramonti, Lehrer der Philosophie zu Pisa, angegriffen wurde. Urban VIII., der als Privatmann des Galilei Freund und Verehrer gewesen, wurde sein grausamster Verfolger, da ihn die Mönche zu überreden wußten, Galilei habe in der Person des Simplicio seiner Einfalt spotten wollen, weil er den Druck eines so anstößigen Buchs erlaubt habe. So konnte es seinen Widersachern, besonders den mächtigen Jesuiten, nicht schwer werden, ihn den grausamsten und schimpflichsten Mißhandlungen preis zu geben, zumal, da sein Gönner, Cosmo II., schon 1621 gestorben, und die Regierung zu Florenz in den Händen des jungen Fernando II. war, der die Fesseln einer andächtigen Mutter noch nicht abgeworfen hatte. Eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, alle geschworne Feinde Galilei's, untersuchten sein Werk, verdammten es als höchst gefährlich, und foderten ihn vor das Inquisitionsgericht nach Rom. Der Greis mußte, ungeachtet der rauhen Jahreszeit und seiner schwächlichen Gesundheit sich im Winter des Jahres 1633 nach Rom begeben, schmachtete einige Monate in den Gefängnissen der Inquisition, und wurde zur ewigen Schande des Römischen Hofes verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, dem Ursprunge aller Wahrheit, auf den Knien liegend, die Hand aufs Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abzubitten. Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses, war die Formel, die er aussprechen mußte. In dem Augenblicke, da er wieder aufstand, soll er, beschämt, seiner Ueberzeugung zum Trotz geschworen zu haben, mit dem Fuße gestampft, und mit verbissener Wuth gesagt haben: E pur si move! (Und doch bewegt sie sich!) Dieß geschah den 23. Juni 1633. Hierauf wurde ihm seine von sieben Cardinälen unterzeichnete Sentenz vorgelesen, worin er auf unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition, und 3 Jahre hindurch wöchentlich ein Mal die sieben Bußpsalmen Davids zu beten verurtheilt, sein Dialog aber verboten, und sein System als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Man war so gnädig, die Kerkerstrafe in eine Verweisung in dem bischöflichen Palast zu Siena, und bald nachher in das Kirchspiel Arcetri unweit Florenz zu verwandeln. Hier verlebte er seine letzten Jahre hauptsächlich unter dem Studium der Mechanik und Ballistik, welches ihn keinen weitern Verfolgungen aussetzte. Früchte davon waren zwei wichtige Werke, in welchen er die Gesetze der Bewegung lehrte, welche der Grund der jetzigen Physik und Astronomie sind. Zugleich bemühte er sich, die Jupiterstrabanten zu Längenbestimmungen zu benutzen; und wiewohl er damit nicht zu Stande kam, so war er doch der erste, der systematisch über ein Längenmaß nachdachte. Seine Augen wurden vom Staar befallen. Schon war das eine völlig blind, und das andere fast unbrauchbar, als er noch im J. 1637 die Libration des Mondes entdeckte. Blindheit, Taubheit, Schlaflosigkeit und Gliederschmerzen vereinigten sich, dem großen Manne die letzten Lebensjahre zu verbittern. Er brachte sie jedoch nicht müßig zu. „In meiner Finsterniß," schreibt er 1638, „grüble ich bald die-

sem, bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen rastlosen Kopf nicht zur Ruhe bringen, so sehr ich es auch wünsche. Diese immerwährende Beschäftigung meines Geistes benimmt mir fast gänzlich den Schlaf.“ Er starb 1642 (dem Geburtsjahre Newtons) den 8. Januar im 78sten Jahre seines Alters an einem langsam zehrenden Fieber in den Armen seines jüngsten und dankbarsten Schülers, Vicenzo Viviani. Sein Körper wurde in der Kirche St. Croce zu Florenz beigesetzt, wo ihm im Jahr 1707 neben dem Denkmal des Michel Angelo ein prächtiges Mausoleum errichtet worden. Galilei war klein von Gestalt, sein Körper aber gesund und fest; seine Gesichtsbildung fand man einnehmend, seinen Umgang munter. Nur selten und mit vertrauten Freunden sprach er von Mathematik und Philosophie. Er liebte Musik, Zeichenkunst und Poesie. Den Aristot konnte er auswendig. Er besaß wenig Bücher. Das beste Buch, sagte er, sey die Natur. Sein Styl ist bündig, natürlich und fließend.

Galizien und Lodomerien. Dieses neue Königreich gränzt gegen Abend an das Oestreichische Schlesien, gegen Mitternacht und Morgen an das Königreich Polen, und gegen Mittag an Ungarn. Ehedem waren es Herzogthümer, die Anfangs in einer gewissen Abhängigkeit von Ungarn standen, dann an Polen kamen, bis sie bei der Theilung von Polen im Jahr 1772 an Oestreich fielen, und mit Einschluß verschiedener anderer Stücke, die sonst zu Kleinpolen gehörten, zu einem eigenen Königreich erhoben wurden. Im Jahr 1786 kam die Bukowina hinzu, welche jedoch schon seit 1777 Oestreichisch war. Das ganze Land hat einen größtentheils sehr fruchtbaren Boden, und ungeachtet der Feldbau noch nicht zweckmäßig genug betrieben wird, und die Bevölkerung beträchtlich ist, so liefert es doch Weitzen und Roggen zur Ausfuhr. Der Obstbau fängt erst an sich zu heben. Wilde und zahme Bienen geben Honig und Wachs als Gegenstände des Handels. Rindvieh wird in Menge gezogen und in andere Gegenden verhandelt, und die zahlreichen Pferde zeichnen sich durch ihre Leichtigkeit und Abhärtung aus; vorzüglich schöne Pferde gibt die Bukowina. An wilden Thieren findet man Auerochsen, Wölfe, Bären und Wildpret aller Art, vorzüglich viele Hasen; auch der Biber ist hier einheimisch, lebt aber wegen der geringen Anzahl nur nomadisch in Höhlen, deren Ausgänge sich in einem Wasser endigen, in der Gegend von Grudeck und am Bugflusse. Eine Art Schildläuse liefert die Polnische zum Scharlachfärben benützte Kochenille. Unter den Mineralien ist vorzüglich das Salz von großer Wichtigkeit; es verbreitet sich durch alle bergichte Theile des Landes und wird als Steinsalz gegraben, oder auch aus Quellen ohne Gradirhäuser versotten. Auch Eisen findet sich in den meisten Gebirgen, das Erz ist aber nicht sehr ergiebig. Gold wäscht man aus der goldführenden Bistriza; Flintensteine brechen vorzüglich im Bochniaer und Stanislawower Kreise häufig und von vorzüglicher Güte. Die vielen Alaunschiefer werden wenig benutzt. Das Bergtheer gebraucht der Einwohner zur Wagenschmier und Arznei. Mineralische und Sauerquellen hat Galizien an vielen Orten, mehrere werden auch zu Badeanstalten benutzt. Im Jahr 1784 war das Land in 16 Kreise abgetheilt, wozu noch im Jahr 1786 die Bukowina als der 17. hinzukam. Ihre Namen sind nach den neuesten Anordnungen: 1) der Myslenizer, 2) der Bochnianer, 3) Sandecer, 4) Tarnower, 5) Dunkler, jetzt Jasloer, 6) Rzeszower, 7) Sanoker, 8) Samborer, 9) Przemysler, 10) Zolkiewer, 11) Zloczower, 12) Lemberger, 13) der Brzezaner, 14) Stryer, 15) Stanislawower, 16) der

Sanoker, und 17) die Bukowina oder der Czernowiczer Kreis. Bei jedem Kreise steht ein Kreishauptmann, 4 Kommissäre, 1 Sekretär u. s. w. Das ganze Land umfaßt in seinem itzigen Bestande 1514 Quadratmeilen, mit 3,645,000 Menschen, unter welchen sich über anderthalb Millionen Juden befinden. Bei der letzten Theilung von Polen 1795 kam noch das nachher sogenannte West-Galizien hinzu, das auf einem Areal von 866 Q.-Meilen eine Bevölkerung von 1,380,000 Seelen enthielt, im Wiener Frieden 1809 aber, samt einigen Stücken von Ost-Galizien, an das Herzogthum Warschau abgetreten wurde. Diese Abtretungen blieben, vermöge der im Jahr 1814 und 1815 zwischen Rußland und Oesterreich verabredeten Verträge, mit einigen Ausnahmen bei dem neuerrichteten Königreiche Polen, oder fielen an die Republik Krakau, und so kam das Königreich Galizien in den oben bemerkten Bestand, von Umfang und Bevölkerung. Die Regierung des Landes wird zu Wien von der Galizischen Hofkanzlei mit besorgt; zu Lemberg aber ist der Sitz des Landesguberniums, welches den Gouverneur zum Chef, 15 Räthe als Beisitzer, sonst noch das nöthige Personale hat und alle Politika besorgt. Die Justiz verwaltet ebenfalls das zu Lemberg errichtete Appellationsgericht, welches aus einem Präsidenten, 1 Vicepräsidenten, 15 Räthen ꝛc. besteht. Seit 1775 hat Galizien seine eigenen Landstände, den Herren- und Ritterstand und die wichtigsten Städte; die Geistlichkeit macht keinen eigenen Stand, Bischöfe und Aebte sind unter dem Herren-Stand begriffen. Sie haben das Recht, über die Herbeischaffung, Vertheilung u. s. w. der vom Hofe gemachten Forderungen zu verordnen, auch, wenn es nöthig ist, Vorstellungen an das Landesgubernium zu machen. Für den höhern Adel hat man 17 Erzämter errichtet, sie sind aber nicht erblich. Die Kunsterzeugnisse des Landes sind noch nicht von großer Erheblichkeit; doch gibt es Tabaks-, Leinwand- und Harrastuchmanufakturen, auch viele Glashütten, und zur Beförderung des Handels, welcher größtentheils in den Händen der Juden ist, sind gute Straßen angelegt. Die herrschende Religion des Landes ist die katholische; ein Erzbischof hat zu Lemberg seinen Sitz. Es gibt aber viele unirte und nicht unirte Griechen und Armenier, sie stehen alle unter eigenen Bischöfen; so wie auch die sehr zahlreichen Juden, die ihre Synagogen und einen Ober-Rabbi haben. Die Angelegenheiten der Lutheraner, hier noch aus dem Polnischen Zeitalter die Dissidenten genannt, besorgt der Superintendent von Lemberg. Zur gelehrten Bildung gehört die Universität zu Lemberg, das Lyceum zu Zamosk und 6 Gymnasien in den wichtigsten Städten des Landes.

Gall (Joh. Joseph), der berühmte Urheber der Schädellehre, wurde 1758 in Tiefenbrunn, einem meist katholischen Flecken, im Königreich Würtemberg geboren, wo sein Vater ein Krämer war, und beide Aeltern noch 1809 im hohen Alter lebten. Er studirte die Arzneiwissenschaft, und lebte nachher zu Wien als Arzt, wo er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen anfing. Selten schenkte das nichtärztliche Publikum den wissenschaftlichen Bemühungen selbst des gelehrtesten Arztes eine solche Aufmerksamkeit, als ihm. Durch das Neue, Auffallende seiner Untersuchungen angelockt, denen der ungewöhnliche Weg, auf dem er sie bekannt machte, nur noch mehr Anziehendes gab, und der zur weitesten, allgemeinsten Verbreitung derselben die reichlichste Gelegenheit darbot, zeigte es die größte Theilnahme an allem, was Gall begann und was er lehrte. Schon früher war er den Aerzten durch eine Schrift (Philosophisch-medicinische Un-

terſuchungen über Natur und Kunſt im kranken und geſunden Zuſtande des Menſchen. 2 Theile. Wien, 1791, 8.), in der er ſich größtentheils mit Unterſuchungen über das Weſen der Krankheit und andere wichtige Gegenſtände beſchäftigt, höchſt vortheilhaft bekannt geworden. Erſt ſpäterhin trat er mit ſeinen anatomiſch-phyſiologiſchen Unterſuchungen über das Gehirn und die Nerven auf, und ob dies gleich ein Gegenſtand iſt, der wegen ſeiner Dunkelheit blos den Arzt intereſſiren kann, ſo erregte er dennoch wegen mehrerer neuen Entdeckungen und pſychologiſchen Bemerkungen auch unter den Nachdenkenden des größern Publikums Aufmerkſamkeit, und dieſe Entdeckungen ſind es, die unter dem Namen der Organen- oder Gehirnſchädellehre allgemeiner verbreitet wurden. Wie ſie gemacht worden ſind, und worin ſie beſtehen, darüber hier einige Worte. Schon in ſeiner frühern Jugend erregte es Galls Aufmerkſamkeit, daß mehrere ſeiner Mitſchüler ihn, trotz ſeiner angewandten Aufmerkſamkeit, im Auswendiglernen übertrafen. Er glaubte bald an jenen Knaben große Augen zu entdecken, wurde in der Folge auch bei großen Schauſpielern dieſelbe Eigenſchaft gewahr, und kam dann endlich auf das Reſultat, daß wohl die Anlage dazu gerade an dieſe Stelle gelegt ſeyn müſſe; und ungeachtet er nachher von dieſer Idee abging, ſo kam er doch zuletzt wieder darauf zurück: daß es bei einzelnen Anlagen wirklich auf den Bau einzelner Stellen des Kopfes ankomme. Jetzt fing er nun an, Schädel zu ſammeln, verglich ſorgfältig, welche Erhabenheiten ſie mit einander gemein und nicht gemein hätten, verglich auch die Schädel der Thiere, ſtudirte das Leben der Thiere und des Menſchen, den Bau ihres Körpers und Gehirns, und entdeckte ſo nach und nach die Anlage für einige 20 Organe, oder eben ſo viel verſchiedene Sitze der hervorragendſten Geiſtesverrichtungen. Denn er meint, daß die geiſtigen Anlagen, als angeborne Fähigkeiten, an einzelnen Stellen des Gehirns ihren Sitz haben, daß dieſe Stellen alſo die Organe dieſer Geiſtesfähigkeiten ſeyen; daß, je hervortretender dieſe einzelnen Punkte des Gehirns ſeyen, in deſto größerem Maße die ihnen zukommenden Geiſtesverrichtungen Statt fanden, und daß der Theil des Gehirns, in welchem die Geiſtesverrichtung vorſticht, die Schädelmaſſe nach außen treibt, und auf der converen Seite des Schädels eine Erhabenheit bildet, welche als äußeres Kennzeichen der Anweſenheit eines ſolchen Organs diene. Die Benennung dieſer Orgaue wird dann von der Fähigkeit oder der Leidenſchaft ſelbſt entlehnt. (S. Schädellehre). Dieſe ſeine Lehre ſetzte Gall bisher nicht in eigenen Schriften auseinander, ſondern in mündlichen Vorträgen, die er umherreiſend in den größten Städten und Univerſitäten Deutſchlands hielt; jetzt aber arbeitet er in Geſellſchaft ſeines Freundes, des Doctor Spurzheims, der ihn auf ſeinen Reiſen begleitete, zu Paris, wo er ſich nun ſchon mehrere Jahre aufgehalten, und mit abwechſelndem Beifall ſeine Vorleſungen gehalten hat, an einem großen Werk in Franzöſiſcher Sprache, das, wenn es erſt ganz erſchienen iſt, den Gall'ſchen Entdeckungen ihren beſtimmten Werth ſichern wird, der vorzüglich in neuen anatomiſchen Entdeckungen beſtehen mag. Daß Galls Lehre ſowohl in Deutſchland als in Frankreich viele Gegner finden mußte, war natürlich. Gegen mehrere ihm gemachte Vorwürfe, vorzüglich von Pariſer Gelehrten, vertheidigt er ſich in ſeiner neueſten Schrift: Des diſpoſitions innées de l'ame et de l'eſprit, ou du Matérialisme etc. Paris, chez Schöll. 1812. 8. ff.

Gallapfel iſt ein Auswuchs auf den Blättern mehrerer Eichengattungen, welcher von dem Stich der Eichenblattweſpe herrührt. Dieſe

ist etwas kleiner als die gemeine Stubenfliege, und auf der Brust schwarz und orangegelb gestreift; der kugliche Hinterleib hat eine kastanienbraune Farbe. Diese Gallwespen umschwärmen im Frühjahre die Gipfel der Eichen und begatten sich, worauf das Weibchen mit ihrem hinten befindlichen Stachel ein Loch in die untere Fläche eines Eichenblatts bohrt und ihr kleines Ei hineinlegt. Die Säfte ziehen sich nach der verwundeten Stelle, häufen sich daselbst an, treten hervor und erhärten an der Luft, wo sie nach und nach um das Ei herum einen runden Auswuchs bilden, der grün oder röthlich gefärbt ist. Das darin befindliche Ei wächst mit dem Gallapfel. Hat es seine Reife erlangt, so schlüpft eine Made aus, welche sich von dem wässrichtschwammigen Gewebe des Gallauswuchses nährt, bald in den Nymphenstand übergeht, und aus diesem als ein vollkommenes Insekt erscheint, welches die Galle durchfrißt. Merkwürdig ist es, daß nicht der Stich einer Nadel oder eines andern Instruments dieses Produkt hervorbringt, und daß es nicht von gleicher Güte ist. Die levantischen Gallapfel sind viel vorzüglicher als die Europäischen. Sie sind kleiner, aber von festerer Substanz und schwerer. Ihre äußere Fläche ist nicht glatt, sondern höckerig, die meisten haben eine schwarze, bald ins Grüne, bald ins Blaue spielende Farbe. Die über Cypern zu uns kommen, sehen erbsengrau oder weißgrau aus. Die Levantischen Gallapfel sind ein bedeutender Handelszweig, und werden von Smyrna, Tripoli, Saida, und insonderheit von Aleppo nach Europa gebracht. Sie besitzen den allen Theilen der Eichen eigenen zusammenziehenden Gewächsstoff in einem weit höheren Grade, als unsere einheimischen Gallapfel, und sind deßhalb in der Färberei von äußerster Wichtigkeit. Ferner widersteht nach Hahnemanns Erfahrung kein Mittel dem kalten Brande so gut, wie ein concentrirter Abzug von Gallapfeln. Aeußerlich lassen sie sich zu stärkenden Umschlägen benutzen.

Galle ist eine zähe gelblichgrüne Substanz von bitterm Geschmack. Der Mensch und viele Thiere haben an einer eigenen Ausschweifung der untern Leberfläche eine besondere Blase, worin die durch die Leber aus dem Blute abgesonderte Galle aufbewahrt wird (Gallenblase). Der Zweck dieser Flüssigkeit ist die Beförderung der Verdauung, und zu diesem Ende tritt die Galle aus der Gallenblase in den Gekrösdrüsengang und den ersten Darm. Hier zertheilt sie die Speisen noch mehr, widersteht vermöge ihrer Bitterkeit der Säure, und hilft die überflüssigen Theile der Speisen in Nahrungssaft verwandeln. In die Milchgefäße geht sie nicht selbst über, sondern wird aus dem Körper mit abgeführt. Chemisch untersucht, hat man nach Gren in der Galle folgende Bestandtheile gefunden: Wasser, Fett, welches seine Bitterkeit wahrscheinlich einem gewissen Grade von Ranzigkeit verdankt; Mineralalkali und Eiweißstoff. Nach Girtanner enthält sie Eiweiß, Soda, Harz und Wallrath. Die Gallensteine, gewisse Concretionen, welche sich nicht selten in der Gallenblase des Menschen und mehrerer Thiere finden, sind von bräunlicher, schwärzlicher Farbe, und bestehen aus einer dem Wallrathe oder Wachse ähnlichen Materie, welcher geronnener Eiweißstoff beigemischt ist.

Gallen s. Sanct Gallen.

Gallerie bedeutet in der Baukunst ein langes, schmales Zimmer, dessen Breite wenigstens drei Mal, und höchstens vierzig bis fünfzig Mal in der Länge enthalten ist, durch welches Verhältniß sie sich vom Saale unterscheidet, so wie von der Bogenlaube dadurch, daß sie nicht nach der vordern Aussicht offen, sondern von vier Mauern geschlossen ist und Fenster hat. Bis-

wollen nennt man in großen Gebäuden wohl auch die langen schmalen Gänge, die zur Communication der Zimmer dienen, und sonst Corridors heißen, Gallerien. Der eigentlichen Gallerien bedient man sich zu Spiel, Tanz, Musik, und sie sind deshalb gemeiniglich mit Gemälden, Bildhauerarbeit und andern Kunstwerken verziert. Daher kommt es, daß auch Sammlungen von Gemälden und andern Werken der bildenden Künste Gallerien genannt werden, wenn sie auch nicht in einem, sondern in mehreren an einander stoßenden Zimmern sich befinden. In Rom versteht man unter Gallerie blos einen Saal, wie z. B. der von Annibal Caracci ausgemalte Saal im Pallast Farnese, welcher auch la Galleria dei Caracci heißt. Diese, von der in Deutschland üblichen, abweichende Bedeutung veranlaßte einst ein sonderbares Mißverständniß zwischen einem Künstler in Rom und einem deutschen Minister, der, weil ihm die römische Bedeutung unbekannt war, in der Meinung stand, der Künstler habe verlangt, eine ganze Bildergallerie zu malen. (S. Carstens Leben von Fernow, S. 161). Dennoch wäre dies in gewissem Sinne nichts ganz Unerhörtes gewesen, indem mehrere Künstler schon übernommen hatten, eine Reihe solcher Zimmer mit ihren Gemälden zu schmücken. Die berühmteste Gallerie dieser Art wäre dann unstreitig die in den Vatikanischen Sälen und Logen, welche Raphael durch seine weltberühmten Meisterstücke zu Tempeln der Kunst geweiht hat. Aber auch solche Gallerien sind freilich noch in Italiänischem Sinne. Sonst pflegt man wohl auch einen Unterschied zwischen Gallerie und Cabinet zu machen, indem man unter letzterem eine kleinere Kunstsammlung versteht, zu deren Aufstellung es nur eines Zimmers bedarf, da die Gallerie hingegen mehrere erfodert. Das erste Beispiel der Anlegung einer Gallerie aus dem Alterthum ist das von Verres, dem bekannten Plünderer Siciliens, worüber sich Cicero weitläufig verbreitet. In dem neueren Europa sind eine Menge derselben angelegt worden, unter denen die Florentinische, von Cosmus II. angelegt, lange Zeit als die berühmteste und wichtigste mit Recht gegolten hat. Unter Napoleons Regierung machte die kaiserliche zu Paris jeder andern den Rang streitig, und ließ selbst die Florentinische und die des Pallastes Pitti zu Rom hinter sich zurück; aber durch die von den Besiegern Frankreichs 1815 geltend gemachten Zurückforderungen der geraubten Kunstschätze verlor sie ihre herrlichsten Zierden. In Deutschland sind die berühmtesten zu Dresden, Wien, Düsseldorf, München, Sanssouci. Die letzteren alle haben durch Französische Kunstdeportationen gelitten, aber in dem besagten Jahr das Entfremdete meistens wieder erhalten. Bedenkt man, daß solche Gallerien, wenn sie Werke großer Meister aus allen Schulen und Perioden enthalten, dem Künstler vielfache Gelegenheit zu Vergleichungen geben, das Gute jeder Schule, jedes Meisters kennen zu lernen, und ihn fast nöthigen zu Betrachtungen über Werden, Blühen und Sinken der Kunst, über Styl, Manier und Behandlung der verschiedenen Künstler; so muß man gestehen, daß sie von einem durch nichts anders zu ersetzenden Nutzen sind. Freilich sind sie dies aber nur, wenn der sich bildende Künstler sie recht zu benutzen versteht; außerdem befördern sie auch das Abschreiben, das eigenthümliche Talent geht verloren und begnügt sich am Copisten-Ruhme (S. Copist). dd.

Gallert ist eine weißgelbe, durchsichtige, etwas elastische Materie, welche durch starkes Kochen mit Wasser, besonders in verschlossenen Gefäßen, aus verschiedenen thierischen Theilen, z. B. aus den Muskeln, Sehnen, der Haut, und besonders aus den Hirschgeweihen er-

halten wird. Sie ist ein wahrer Leim, und von dem Tischlerleim nur durch größere Reinlichkeit bei der Bereitung und einem größern Antheil von Wasser verschieden. Man braucht sie mit Wein und Wasser vermischt als ein nährendes Mittel für Genesende. Sonst nennt man auch, wegen der ähnlichen Durchsichtigkeit und zitternden Consistenz, mit Zucker eingedickte Früchte, Gallerte. Die thierische Gallerte kommt mit dem Pflanzenschleime, einem Hauptbestandtheile der Gewächse, im Aeußern überein. Sie löst sich im Wasser gänzlich und klar auf, und hat wenig Geruch und Geschmack. Von dem Pflanzenschleime unterscheidet sie sich wesentlich dadurch, daß sie bei der Verdünnung mit Wasser zwar zuerst in die saure, bald darauf aber schnell in die faule Gährung übergeht.

Gallicanische Kirche ist der Lateinische Name, mit welchem die katholische Kirche des Französischen Reichs bezeichnet wird. Das Unterscheidende dieser Kirche bestand von jeher darin, daß sie in der Opposition gegen die Römischen Curialisten eine größere Unabhängigkeit von dem päpstlichen Stuhle behauptete. Der erste Grund ihrer größern Freiheit ward durch die im J. 1438 geschlossene pragmatische Sanktion gelegt. Die in diesem, zwischen dem Papste und dem Könige geschlossenen, Vergleiche festgesetzten Bestimmungen wurden durch die Quatuor Propositiones Cleri Gallicani vom Jahre 1681 bestätigt und erweitert. Es entstand nämlich zwischen Ludwig XIV. und Innocenz XI. ein Streit über das bisher von den Königen ausgeübte Recht, während der Erledigung eines Bisthums die niedern geistlichen Stellen in demselben zu besetzen, la Regale genannt. Dieser Streit hatte die Folge, daß der König im Jahr 1681 den Französischen Clerus zu Paris versammelte, welcher die erwähnten vier Grundsätze abfaßte, in denen festgesetzt ward, daß zwar dem Statthalter Christi in geistlichen, nicht aber in weltlichen Dingen, Macht und Gewalt von Gott verliehen sey, daß aber auch diese Gewalt durch die Kirchengesetze und durch allgemeine Kirchenversammlungen beschränkt und gemäßigt werde, und daß das Urtheil des Papstes nicht für unverbesserlich (irreformabile) erklärt werden könne, wenn nicht die Uebereinstimmung der Kirche hinzukomme. Mehr als ein Mal hat sich der Kaiser der Franzosen in den neuesten Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhle auf diese Grundsätze berufen. In der Lehre aber und in den Gebräuchen unterscheidet sich die Gallikanische Kirche nicht von den Dogmen und Ceremonien, welche im ganzen Umfange der katholischen Kirche eingeführt sind. Bis auf die Zeiten der Revolution war die Gallikanische Kirche durch eine Menge großer Gelehrten, auch berühmter Kanzelredner, als Bossuet, Bourdaloue, Massillon, Fenelon und Flechier ausgezeichnet. Die Revolution stürzte die kirchliche Verfassung Frankreichs um, raubte den Geistlichen ihre Güter und Einkünfte und zerstörte ihre Schulen und Seminarien. Der Kaiser Napoleon, damals erster Consul der Französischen Republik, stellte durch das mit dem Papste Pius VII. geschlossene Concordat die kirchliche Verfassung wieder her (s. Concordat). Aber die in diesem Vertrage selbst ausgesprochenen Beschränkungen der kirchlichen Gewalt, die den Priestern angesetzten kärglichen Besoldungen, der schlechte Zustand der geistlichen Bildungsanstalten, der Mangel an Hülfsmitteln, um dem Gottesdienst äußere Pracht zu geben, die später erfolgte Entzweiung zwischen dem Kaiser und dem Papste hielten die Kirche und die Geistlichkeit immer in einem sehr bedrückten Zustande. Die Wiederkunft der Bourbons brachte aber neue Hoffnungen, welche auch bereits (1816) dadurch in Erfüllung gegangen sind, daß man große Summen zur Wiederherstellung des Got-

tesdienstes und zur bessern Besoldung des Clerus ausgesetzt, und Einrichtungen gemacht hat, um die kirchlichen Anstalten und die Seminarien in einen neuen Flor zu bringen. Den alten Ruhm der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit aber hat der französische Clerus noch nicht wieder erlangen können, obgleich mehrere ausgezeichnete Männer, als Gregoire und der Cardinal Maury, welcher als einer der vorzüglichsten Kanzelredner gilt und im Jahr 1810 eine lesenswerthe Schrift über die Kanzelberedsamkeit herausgab, die theologische Literatur bereichert haben. N.

Gallicismus oder Gallicism, eine Eigenheit der Französischen Sprache in dem Ausdruck oder der Wortstellung. Neuere Schriftsteller verstehen darunter bisweilen auch die Eigenheit französischer Sitte.

Gallien, Gallia, Land der Gallier erstreckte sich zu der Römer Zeiten von den Pyrenäen nach Deutschland zu bis an den Rhein, gegen Italien aber über die Alpen bis ans adriatische Meer. Man theilte es ein in Gallien diesseit der Alpen, (nämlich von Italien her, Gallia cisalpina) und G. jenseit der Alpen (G. transalpina.) I. G. diesseit der Alpen erstreckte sich von den Alpen bis ans adriatische Meer, umfaßte also alle Länder Ober-Italiens. Mit Italien am meisten in Berührung nahm es römische Sitten und Gebräuche an, und heißt von Annahme der römischen Toga auch Gallia togata. Es wurde eingetheilt in 1) Liguria, das Gebiet von Genua und Lucca und ein Theil von Piemont, 2) Gallia transpadana und 3) G. cispadana, d. h. Gallien jenseit und diesseit des Po (Padus). Das Land ist eine weite fruchtbare Ebene, welche der Padus in 2 Theile theilt, von denen der nördliche Gallia transpadana, vorzüglich von den Taurinern, Insubrern und Cenamanen; der südliche, Gallia cispadana, von den Bojern, Senonen und Lingonen, Völkern Gallischer Abkunft, besetzt war. In den Padus ergießen sich von Norden her der Duria (Durance), Ticinus (Tessino), Addua (Adda) u. a.; von Süden her der Tanarus (Tanaro), die Trebia und andere. Unmittelbar in das Adriatische Meer geht der Athesis (Etsch) und eine Menge kleinerer Bergflüsse. Unter den Seen zeichnen sich der Verbanische (Lago Maggiore), der Larische (Lago di Como) und der Benacus (Lago di Garda) durch die Schönheit ihrer Ufer aus. Die Städte, größtentheils Römische Colonien, haben ihre alten Namen meist noch beibehalten; in Gallia transpadana: Tergeste (Triest), Aquileja, Patavium (Padua), Vincentia (Vicenza), Verona, Mantua, Cremona, Brixia (Brescia), Mediolanum (Mailand), Ticinum (Pavia), Augusta Taurinorum (Turin); in Gallia cispadana: Ravenna, Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma, Placentia (Piacenza). II. Gallien jenseit der Alpen, im Gegensatz der G. togata auch G. comata genannt, weil die dortigen Völker ihr Haar (coma) wachsen ließen, auch G. braccata, weil die Einwohner, besonders des südlichen Theils, Beinkleider (braccae) trugen, die den Römern fremd waren, war im Westen von den Pyrenäen, im Osten von dem Rheine, und durch eine Linie von dessen Quellen bis zum kleinen Fluß Varus (Var), nebst diesem Fluß, im Norden vom atlantischen und im Süden vom mittelländischen Meere begränzt: umfaßte also das eigentliche Frankreich, die Niederlande, Helvezien, das linke Rheinufer und Holland. Hauptflüsse: Garumna (Garonne), Liger (Loire), Sequana (Seine), Matrona (Marne), Scaldis (Schelde), Rhodanus (Rhone), Arar (Saone), Mosella (Mo-

ſch), Moſa (Maas). Gebirge: die Alpen, das Juragebirge, Vogeſus (die Vogeſen) und Cebenna (die Cevennen). Fabius hatte den Theil Galliens jenſeit der Alpen erobert, welcher zunächſt an Oberitalien, ſüdlich am mittelländiſchen Meere nach den Pyrenäen hin liegt. Da er zuerſt Römiſche Provinz wurde, ſo erhielt er vorzugsweiſe den Namen Provincia (woraus ſpäter Province geworden iſt). Die Landsgrenzen machten die Alpen, Cevennen und der Fluß Rhone. Als hierauf Cäſar das transalpiniſche G. einnahm, fand er es, mit Ausnahme der Provinz, in 3 Theile eingetheilt: 1) Aquitanien, von den Pyrenäen bis an die Garonne, meiſt von iberiſchen Völkern beſetzt; 2) Gallia celtica von da bis an die Seine und Marne; 3) G. belgica im Norden des Landes bis an den Rhein. Der Kaiſer Auguſtus ließ durch Agrippa, wie andere Verhältniſſe des Landes, ſo auch die geographiſchen ordnen, und das Land ward nun folgendermaßen eingetheilt: 1) Aquitanien ward bis zu der Loire vergrößert, um dieſem Theil mehr Proportion zu den übrigen zu geben; hier Hauptort Burdegala (Bordeaux). 2) Belgica, alles von Gallien, was zwiſchen den Flüſſen Seine, Saone, Rhone, dem Rheine und dem nördlichen Ocean lag. Hauptörter: Veſontio (Beſançon), Treveri (Trier) u. a. Es begriff dieſer Strich alſo auch die Rheinländer und Helvetien mit, welche man aber nachher unter dem Namen Germanica prima oder ſuperior, und Germanica ſecunda oder inferior, davon trennte; hier längs dem Rheine Colonia Agrippina (Cöln), Moguntiacum (Mainz), Argentoratum (Straßburg). 3) Gallia Lugdunenſis oder Celtica, umfaßte den noch übrigen Theil des Celtenlandes, alles was zwiſchen der Seine, Saone und der Loire liegt, bis ſüdlich an die Cevennen und die Rhone. Hauptörter: Lugdunum (Lyon), Aleſia (Aliſe), Bibracte, ſpäter Auguſtodunum (Autun), Lutetia Pariſiorum (Paris) auf die Seineinſel zu Cäſars Zeiten noch beſchränkt und unbedeutend, wurde bald durch ſeine Lage wichtig. 4) Gallia Narbonenſis, die vormalige Provincia Romana; hier die Städte Narbo Martius (Narbonne), eine alte Colonie der Römer; Toloſa (Toulouſe), Nemauſus (Nimes), Vienna (Vienne), Maſſilia (Marſeille), letztere eigentlich keine galliſche Stadt, ſondern eine uralte griechiſche Colonie in dieſen Gegenden.

Gallier. So heißt der Hauptzweig des großen Urvolks der Celten. Sie ſelber nannten ſich Gaël, oder Gail, daher vermuthlich der Name Gallier, Gallien. Die Celten ſcheinen im Ganzen eine große innere Gleichförmigkeit gehabt, und wie viele kleine Völkerſchaften ſie auch enthielten, kaum in wenige merklich verſchiedene Stämme getheilt geweſen zu ſeyn. Wahrſcheinlich nahmen ſie, vom Kaukaſus, dem großen Völkerheerde, herabkommend, ihren Weg ſüdlich der Donau, den gothiſchen Stamm der Thracier hinter ſich und die Germanier zur Seite; aber wann dieß geſchehen, darüber läßt ſich in dem Dunkel ſo uralter Zeiten nicht einmal eine Vermuthung wagen. Unter verſchiedenen Namen beſetzte dieſes Volk bei ſeinem erſten Eindringen viele Länder, ſo als Umbrer und Aufoner zum Theil Italien, als Taurisker (nachmals Rhätier), Vindelicier, Noriker, Helvetier die Alpenländer. Von den Rhätiern ging wahrſcheinlich ein neuer Schwarm, etwa 2000 vor Chriſtus, unter dem Namen Raſena durch das Tridentiniſche nach Italien, wo ſie von den benachbarten Völkern den Namen Tusker, Etrusker erhielten, und 300 Städte der vorher dort herrſchenden Umbrer erhoben, ſich über einen großen Theil Italiens ausbreiteten. Dieſer Etrusker frühe Kultur, alte Mythologie, kunſtvolle Kalendereinrichtung (die mit jener der Ägy-

ken in Mexiko manches Aehnliche hat), so wie einige andere Spuren, möchten uns (was man auch von dem Einfluß der Griechen sagen mag) bestimmen, an eine uralte, vielleicht untergegangene oder doch verwischte Kultur dieses Volksstammes zu glauben. Manche Stämme der Celten blieben am Adriatischen Meere längs der Donau und im Süden von Deutschland sitzen, aber der Hauptstamm ließ sich zwischen den Pyrenäen und Alpen, dem Ocean und Rheine, in dem Lande, das von ihnen seinen Namen erhielt, nieder, von wo aus sie auch Albion und Jerne (Großbritannien und Irland) besetzten. Ueberfüllung des Landes (eine sehr gewöhnliche Erscheinung bei halb rohen und zum Theil nomadischen Völkern), heftiges Andringen Germanischer und Thracischer Völker, erregten um das Jahr 397 vor Christus eine große Bewegung unter den Galliern. Colonien vieler Völkerschaften zogen theils westlich über die Alpen nach Italien, theils östlich längs der Donau herauf. Dieser Zug der Celtischen Gallier über die Alpen (gewöhnlich um 200 Jahre früher angesetzt) führte dies Volk gleichsam erst in die Geschichte ein, und wir können uns seitdem ein anschauliches Bild desselben verschaffen. Wir finden es damals in viele Völkerschaften getheilt, doch so, daß eine derselben (damals die Bituriger) den Vorrang, der an Oberherrschaft gränzte, ausübte. Mißbrauch dieses Vorranges erregte Spaltungen, viele schlossen sich an einen andern Staat an; so wechselten die vorherrschenden Staaten, das System blieb. Diese Clientelarverfassung ging durch das ganze Volk. Freie waren eigentlich nur der Adel (vorzugsweise die Krieger genannt) und die Priester, Druiden; die Gemeinen lebten in demüthiger Abhängigkeit, und schützten sich gegen Mißhandlungen nicht durch die Gesetze, sondern indem sie sich an Mächtigere anschlossen. Unter dem Adel waren wieder die zahlreichen fürstlichen Geschlechter die ersten; bei großen Zügen scheint man einen Oberbefehlshaber gewählt zu haben. (Der Name Brennus bedeutet im Celtischen einen König, daher ihre Anführer auf den verschiedensten Expeditionen so genannt werden). Die Druiden und Druidinnen besaßen eigenthümliche Kenntnisse, die sie im Dunkel dichter Haine und verborgener Grotten geheimnißvoll fortpflanzten; Astronomie, Naturkunde und Poesie waren ihnen nicht fremd; aber ihre Religion war voll Priestergräuel und schrecklichen Aberglaubens (häufig Menschenopfer). Zweikämpfe und wilde Völlerei waren bei ihnen gemein, Städte selten, zahlreich ihre Dörfer, armselig und dürftig ihr Hausrath. Sie trieben wenig Ackerbau, und lebten vorzüglich von den Produkten ihrer Heerden. Eine Art Bier und Meth waren ihr Getränk, Weinbau ihnen fremd. Gold gaben den Vornehmern der Sand der Flüsse und einige Bergwerke. Der angesehene Gallier erschien in der Schlacht mit einem bunten, gewürfelten und schimmernden Mantel (wie noch jetzt die Bergschotten), übrigens nackt, aber mit dicken goldenen Ketten um Hals und Arm. Ihre lange Gestalt, ihr wildes Antlitz und struppiges gelbes Haar machten ihren Anblick furchtbar; ihr wilder blinder Muth, ihre unermeßliche Zahl, der betäubende Lärm einer ungeheuern Menge Hörner und Trompeten, die gräßlichen Verwüstungen, welche ihren Zügen folgten (die Gefangenen wurden oft geopfert, die Schädel der Erschlagenen dienten als Triumphzeichen, oft auch als Becher), machte sie zu dem furchtbarsten Volke der alten Westwelt, und lähmte die Völker, welche sie überzogen, mit Entsetzen. Doch so groß auch ihr Kriegssinn war, fehlte es ihnen doch an Einheit, an Ausdauer und an guten Waffen; denn ihre Schilder waren leicht und schlecht, und ihre ungeheuern kupfernen Schlachtschwerter bogen sich nach jedem Hiebe auf Eisen zusam-

men, und mußten nach jedem Streiche erst auf der Erde mit darauf gesetztem Fuße wieder gerade gezogen werden. Daher war für einen standhaften Feind nur eigentlich ihr erster Anprall fürchterlich. Diese furchtbaren Feinde, sey es, daß der Genuß des Weins, oder ein Etrusker, den die Verführung seines Weibes von einem Fürsten des Landes zum Zorn gereizt hatte, sie nach dem fruchtbaren Italien lockte, überfielen die gegen sie weichlichen Etrusker, welche auf der andern Seite mit den Römern zu kämpfen hatten. Denn an demselben Tage desselben Jahres (396), als Camillus Veji einnahm, sollen die Gallier Melpum, eine ansehnliche Etruskische Stadt Oberitaliens, stürmend genommen haben. Aber der Sturm dieser Völkerwanderung wandte sich bald gegen Rom selbst, das in dem Verderben der vorliegenden Etruskischen Städte sein eigenes Schicksal vorahnend, durch Verhandlungen die Waffen der Gallier aufzuhalten versuchte. Bei diesen Unterhandlungen beleidigten die Römischen Gesandten das Völkerrecht; die erbitterten Gallier, denen man Genugthuung versagt, marschiren gegen Rom, und vertilgen am Flüßchen Allia, 11 Miglien vor der Stadt, am 16. Juli 389 vor Christus den Kern und die Blüthe der Römischen Jugend, plündern und verbrennen die wehrlose Stadt und belagern die Burg (das Capitol), wo sich der Rest der Römischen Kriegsmänner noch wehrte. Mangel an Lebensmitteln, Seuchen, die den Heeren der Nordländer in den Herbstmonaten in Roms Gegenden so oft den Untergang gebracht, ein Einfall anderer Völker in ihr Land, wie auch die Verluste einiger ihrer herumschweifenden Horden, bewogen die Gallier, für 1000 Pfund Gold den gebeugten Römern Frieden zu geben; am 13. Febr. 388 verließen sie die Brandstätte, und Rom rettete sich, erschöpft und gebrochen, wieder in Freiheit. Dieß ist der wahrscheinliche Hergang einer Begebenheit, deren tiefe und bittere Schmach spätere Römische Schriftsteller durch mancherlei Sagen und Ausschmückungen zu mildern und zu verstecken gesucht haben. Von dem Zuge der östlichen Gallier an der Oberdonau haben wir nur spärliche Nachrichten, doch auch aus diesen ersehen wir, daß er wichtige Veränderungen und Auswanderungen ganzer Völker verursachte; schon damals, scheint es, vermischte sich zum Theil ein Germanischer Stamm, die Kymrer oder Kymbern, mit den Celten. 109 Jahre nach der Verbrennung Roms brachen diese östlichen Gallier in drei Mal wiederholten Zügen 280—278 vor Christus, in das durch viele Kriege an Männern arme Macedonien und Griechenland verwüstend ein. Der Macedonische König Ptolemäus Ceraunus und der Feldherr Sosthenes blieben, und Griechenland zitterte. Als sie aber hier den reichen und heiligen Tempel Apolls zu Delphi (durch seine natürliche Lage fest) plündern wollten, kamen die Schreckuisse der Religion und der Natur (Stürme und Hagelwetter) über sie; geschlagen, vollendete Mangel, Kälte und das Schwert der Griechen ihre Niederlage. Einige Stämme von ihnen gingen nach Kleinasien, wo sie unter dem Namen Galater noch lange ihre Eigenthümlichkeiten und bis in die spätesten Kaiserzeiten ihre Sprache beibehielten. Die Rückwirkungen dieser Wanderungen auf das eigentliche Gallien scheinen bedeutend gewesen zu seyn, die Gallier längs der Donau und im Süden von Deutschland verschwinden seitdem, und Germanische Stämme besetzen das ganze Land bis an den Rhein und zum Theil auch die jenseitigen Ufer dieses Flusses; jener von Galliern und Deutschen gemischte Stamm der Cimbern, oder wie die Gallier ihn nannten, der Belgen, besetzte den ganzen nördlichen Theil Galliens von der Seine und Marne bis zum Canal und Rheine, ging auch von da nach England

über, wo er die früher eingewanderten Gallier nach Nordbritannien (Schottland) hindrängte, wo sie seitdem als Caledonier (Berg-Galen), später als Picten und Scoten in der Geschichte erscheinen. Diese Belgen in Gallien, oder Kimbern, sind die eigentlichen alten Britten. Die Celten in Gallien schritten indessen, obwohl in ihren Hauptzügen ihre oben angedeuteten Eigenthümlichkeiten in Verfassung und Sitten beibehaltend, zu größerer Civilisation fort; der Umgang mit den Griechen in Massilia (Marseille), mit deren Buchstaben sie ihre Sprache schrieben, so wie mit den Carthagern, in deren Heeren sie häufig als Miethvölker vorkommen, mochte dazu viel mitwirken. Doch vermochten sie auch jetzt kaum mehr, den Germanen jenseit des Rheins zu widerstehen; wilder und tapferer, als sie, waren ihre Halbbrüder, die Belgen oder Kimbern, so wie die Britten, welche sich zu bemalen pflegten, von Streitwagen herabstritten, und bei denen Vielmännerei und Vielweiberei eingeführt war. Völlig roh und barbarisch waren die Hochgalen (Caledonier) in Schottland, und die Bewohner Irlands, die sich nicht nur bemalten, sondern auch künstlich tättowirten, und denen Menschenfleisch, besonders die Brüste der Mädchen und die zartesten Theile der Knaben, selbst in spätern Zeiten, ein köstlicher Bissen war, die aber auch ihre Freiheit kräftig zu vertheidigen wußten. Ihre überalpischen Brüder indessen (die diesseitigen Gallier, wie die Römer sie nannten) hatten sich, nachdem sie die Etrusker zum Theil südlich in das heutige Toskana, zum Theil nördlich in die Rhätischen Alpen zurückgedrängt, in den fruchtbaren Ebenen Oberitaliens niedergelassen. Von hier machten sie sich den Römern, oft in eigenen Kriegen, oft als Soldtruppen anderer Völker, noch lange Zeit furchtbar, aber nachdem diese den ersten Punischen Krieg glücklich durchgekämpft hatten, schlug 172 Jahre nach der Einäscherung Roms für sie die Stunde der Rache. Vergebens riefen sie kriegerische Völker von ihren Brüdern über die Alpen; nach einem sechsjährigen Vernichtungskriege mußten sich die Reste dieses Volks den Römern unterwerfen. Zwar versuchten sie, als der große Karthager Hannibal das Schrecken seiner Waffen bis vor die Thore Roms trug, das Joch wieder abzuschütteln, aber die Römer, endlich auch in diesem Kampfe Sieger, nöthigten sie, sich von neuem zu unterwerfen. 31 Jahre später (189 vor Christus) traf dasselbe Schicksal ihre Halbbrüder in Asien, die Galater, auch diese wurden besiegt und ihre Fürsten (Tetrarchen) wurden zinsbar; Dejotarus, für welchen Cicero die treffliche Vertheidigungsrede hielt, die wir noch besitzen, war einer dieser Fürsten in spätern Zeiten. Bald überstieg der Ehrgeiz der Römer auch die Alpen; sie hatten sich Spanien unterworfen, und es mußte ihnen viel daran liegen, einen Weg zu Lande zu haben, um ihre Truppen bequem dorthin transportiren zu können. Durch die Besiegung der Allobrogen und Arverner, welche letztere damals das herrschende Volk in Gallien waren, unterwarfen sich die Römer in den Jahren 128—122 den südlichen Theil Galliens von den Alpen bis zu den Pyrenäen längs der See. Von der Pracht der Könige der Arverner wird uns keine geringe Beschreibung gemacht; sie hielten Dichter an ihrem Hofe, und ein großes Hoflager. Auch wird erzählt, daß sie Hunde sowohl zur Jagd als zum Kriege (wie die Spanier in Westindien) gehalten hätten. Noch ein Mal schien das Schicksal die Rechte zu Boden getretener Völker durch die Hände kraftvoller Barbaren an Rom rächen zu wollen. Der Zug der Teutonen und Cimbern, Germanischer Völker, bewegte Europa vom schwarzen Meere bis Spanien. Viele, besonders Gallische Völker, von Alters her mit den Cimbern verwandt und gemischt, schlossen sich an, vier

conſulariſche Heere wurden von ihnen nach einander vertilgt. Das welt-beherrſchende Rom zitterte vor einem Einbruche der Barbaren in Italien, da trittet Cajus Marius, ein Mann von geringer Abkunft, aber geprüftem Feldherrnruhme, die Römiſche Republik; in zwei mörderiſchen Schlachten bei Aix 102 vor Chr. und Verona 101 vor Chr. vernichtete er dieſe Nationen; ihre Weiber, nachdem ſie vergebens gebeten, ſie den veſtaliſchen Jungfrauen und ewiger Keuſchheit zu weihen, gaben ſich und ihren Kindern den Tod. Ihre Leichname düngten für lange Zeit jene Gegenden. Nur diejenigen dieſer Völker, die, den Ausgang erwartend, in Gallien zurückgeblieben waren, entrannen dem allgemeinen Verderben. Drei und vierzig Jahre nach dieſer Begebenheit erhielt Cajus Julius Cäſar, der größte und ehrgeizigſte Feldherr ſeiner Zeit, die Statthalterwürde (das Proconſulat) über die Gallien benachbarten Landſchaften. Er beſchloß, ſich ganz Gallien zu unterwerfen, und führte dieß innerhalb 10 Jahren, 58—49 vor Chr., durch acht ſehr blutige Feldzüge aus. Cäſar fand Gallien in viele Parteien zerriſſen; durch die Anfälle der Germanen, von denen ſich ein Haufen unter ihrem Könige Ariovist (Ehrfeſt) jenſeit des Rheins niedergelaſſen hatte, geſchwächt; viele Völker, beſonders die Aeduer, alte Bundsgenoſſen Roms, ihm geneigt. Sein großes Genie ließ ihn alle dieſe Vortheile auf das Einſichtsvollſte benutzen. Er trat anfangs als Retter und Befreier der Gallier auf, indem er die auswandernden Helvetier in ihr Land zurückzukehren nöthigte, auch den Ariovist nach Deutſchland zurücktrieb. Später bezwang er die wilden Belgen und trieb einige einwandernde Deutſche Völker wieder zurück. Noch aber war der alte Kriegsſinn der Gallier keineswegs erloſchen, und hatten ſie auch nicht mehr den wilden Muth ihrer Vorfahren, ſo waren ſie deſto geſchickter in Krigsſachen vieles leicht anzunehmen und nachzuahmen. Ihr Freiheitsſinn wurde empört, als ſie fortdauernd Römiſche Truppen in ihrem Lande ſahen. So entſtanden häufige Inſurrektionen, welche, oft erſtickt, immer von neuem entflammten. Die Gallier ſtritten tapfer für ihre Freiheit, und mehr als einmal erlitten die Römer empfindliche Verluſte, aber der letztern ausgebildete Kriegskunſt und Cäſars Genie und Glück trugen doch endlich (nach Aufopferung einer Million Galliſcher Seelen) den Sieg davon. Der letzte allgemeine Anführer der Gallier, der tapfere Vercingetorix, mußte ſich im ſiebenten Feldzuge Cäſars, 52 vor Chr., in der Stadt Aleſia (jetzt Aliſe, ein Flecken nicht weit von Dijon), nachdem er eine der merkwürdigſten Belagerungen des Alterthums ausgehalten hatte, an die Römer ergeben. Einige ſpätere Verſuche waren fruchtlos und Cäſar vollendete die Unterjochung Galliens, mit deſſen Geld und Truppen er nachher ſich das ganze Römiſche Reich unterwarf. Durch viele Colonien, Beamte und indem nach und nach mehrere Galliſche Staaten das Römiſche Bürgerrecht erhielten, wurde die Herrſchaft der Römer in dieſem Land immer ſicherer. Tiberius und Claudius unterdrückten die Religion der Druiden, die ſich mehr und mehr nach Britannien zog, wo dieſe Prieſter beſonders auf den kleinen Inſeln an der Engliſchen Küſte ihr geheimnißvolles Weſen trieben, von welchem ſich wunderbare und ſchreckende Sagen im Alterthum verbreiteten. (Ein beliebtes Thema zu Romanen in einer gewiſſen Periode der Franzöſiſchen Literatur). Doch traf auch bald die Britannier das Schickſal, von den Römern beſiegt zu werden. Nach dem Ausſterben der Familie der Cäſaren verſuchten die Gallier noch einmal, mit Hülfe der Deutſchen wieder ihre Freiheit zu erlangen, aber vergebens. Sie blieben hierauf größtentheils ruhig und wurden nach und nach alle Römiſche Bürger und völlig ro-

manisirt, so daß selbst ihre alte Sprache, die Celtische, durch einen v
dorbenen lateinischen Provincialjargon verdrängt wurde, doch so, d
viele Celtische Wörter, besonders als Wurzeln, übrig blieben, wor
nachher vermischt mit einigen Fränkisch-Deutschen Worten die jetz
Französische Sprache entstanden ist; denn um 486 bemächtigten sich
Franken des größten Theils von Gallien und machten der Römischen Hg
schaft in diesem Lande völlig ein Ende. Die eigentliche alte Celtis
Sprache lebt noch am reinsten, wiewohl mannigfach geändert und mo
sicirt, in dem Galic der Bergschotten, oder der Erssischen Sprache in
land, so wie in vielen Wurzeln der lateinischen Sprache; die Celti
Germanische Sprache (der Belger oder Kymbern) in dem heutigen W
lis in Cornwallis und in Niederbretagne. es.

Gallimathias, so viel als Wortgewirr, Unsinn, Kauderwälsch
Der Ausdruck soll von einem Französischen Bauer, Namens Mathia
herkommen, der über einen Hahn, Lat. Gallus, einen Rechtshandl
hatte. Sein Advokat, der vor Gericht nach damaliger Sitte Lateinis
sprach, ließ dabei oft die Worte: Gallus Mathiae, der Hahn des M
thias, hören, versprach sich aber einige Mal, und sagte Galli Mathia
der Mathias des Hahns. Weil dies nun keinen vernünftigen Sinn ga
so nannte man daher jeden sinnlosen Vortrag einen Gallimathias.

Gallizien oder **Galicien**, eine im Nordwesten von Spanie
gelegene Provinz, welche den Titel eines Königreichs führt, meisten
ein rauhes, feuchtes Clima, ein bergichtes, in der Mitte unfruchtb
res, gegen die See zu aber an Weiden und gutem Wein fruchtbare
Erdreich hat, und unter seine bedeutendsten Häfen Corunna und Ferr
zählt. Die Größe beträgt 650 □ Meilen, die Zahl der Einwohn
1,354,000. Der Obrist Cadalhaso schildert in seinen Marokkanisch
Briefen diese Einwohner also: „Sie sind, trotz der Unfruchtbarkeit d
Bodens ihres Landes stark und arbeitsam, ziehen in ganz Spanien he
um, und suchen durch die beschwerlichsten Arbeiten etwas Geld zu ve
dienen, das sie alsdann mit nach Hause nehmen. Die Haltung ihr
Soldaten ist nicht so glänzend als in den übrigen Provinzen, dafür ab
halten sie vortreffliche Mannszucht, und sind durch Strapatzen abgeh
tet. Geduldig ertragen sie Hunger und Durst, und passen ganz vorzü
lich zum Dienst der Infanterie. Mehrere Spanier und Franzosen nenn
die Einwohner dieser Provinz die Gascogner Spaniens, und wirklich
die Aehnlichkeit, sowohl in Hinsicht auf Lächerlichkeiten als Talent u
Geist, zwischen beiden Völkern auffallend.“ Die Hauptnahrung
Lande ist Fischerei und Schiffahrt; in neueren Zeiten hat man Leinwan
fabriken. Man zählt hier 7 Städte und 60 Flecken. Darunter zeichn
sich aus Ferrol, la Corunna, Vigo, Orense, Lugo. Berühmt ist S
Jago de Compostella, in dessen Dom der Körper des Apostels Jakob, d
Schutzpatrons von Spanien, der hier zuerst den christlichen Glaub
gepredigt haben soll, der Sage nach aufbewahrt ist.

Gallo (Marquis von) war Neapolitanischer Botschafter in Wi
Sein König gebrauchte ihn bei den schwierigsten Unterhandlungen w
rend des Revolutionskrieges. Im Monat Mai 1795 wurde er zum P
mierminister an Actons Stelle ernannt, lehnte aber diesen Antrag
Als der König von Neapel 1797 seine Vermittelung zwischen Oestre
und Frankreich anbot, wohnte Gallo den Conferenzen zu Udine bei u
unterzeichnete den 17. Oct. zu Campo Formio den zwischen Ungarn u
Böhmen und der Französischen Republik abgeschlossenen Frieden. Er
hielt zur Belohnung den Orden des goldnen Vließes. Sein Mona

benutzte abermals seine Dienste 1798, 1799 und 1800 in verschiedenen wichtigen Geschäften mit Frankreich. In der Zwischenzeit hatte er einen Kampf mit Acton zu bestehen, dessen System der Strenge er sich widersetzte. Als ernannter Vicekönig von Sicilien erhielt er den Befehl, das selbst nur in Uebereinstimmung mit Acton zu handeln. Gegen Ende des Jahrs 1802 ging er als Botschafter des Königs beider Sicilien zur Italiänischen Republik und von da nach Frankreich. Bei der Krönung Napoleons zum König von Italien war er im Mai 1805 in Mailand gegenwärtig und gegen Ende Septembers unterzeichnete er einen Vertrag mit Frankreich wegen Räumung des Neapolitanischen von den Französischen Truppen, welcher in dem Augenblik der Unterzeichnung schon gebrochen wurde. Nach der Landung der Russen und Engländer in Neapel nahm er seine Entlassung, mußte aber im Januar 1806, gleich nach der Rückkehr des Kaisers, Paris verlassen. Der König Joachim ernannte ihn wieder zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welche Stelle er bis zum Ende der Muratschen Regierung begleitete. Nach der Wiederherstellung des Königs Ferdinand hat er keinen Antheil mehr an der Staatsverwaltung erhalten.

Gallus (Cornelius), aus Gallien gebürtig, war ein Freund Virgils, der seine zehnte Ekloge an ihn richtete, und einer der glücklichsten Liegendichter, nur von minder gefälligem Ausdruck als Tibull und Properz. Seine Gedichte sind verloren gegangen, denn die sechs Elegien, welche ihm beigelegt werden, sind nicht von ihm, sondern von einem spätern und geringern Verfasser.

Galmei, ist ein steinähnliches Zinkerz von brauner, gelber, grauer oder weißlicher Farbe, auch ziemlicher Festigkeit und Härte, das aber am Stahle keine Funken gibt. Es ist ein Gemisch von Zinkkalk, Thon und Eisen, auch wohl bisweilen noch Kalkerde und Blei; und kommt nur in Flötzen vor. Seine Anwendung ist besonders bei Bereitung des Messings; und in der Arzneikunst wird er vorzüglich wegen seiner trocknenden, zusammenziehenden und heilenden Kraft als fein präparirtes Pulver bei Wunden zum äußerlichen Gebrauch, auch zu Salben, bei Augenentzündungen ꝛc. angewendet. Uebrigens wird er in Deutschland sowohl (besonders bei Goslar, Aachen und überhaupt in Westphalen), als auch in Spanien, England, Böhmen, Polen und besonders im Herzogthum Limburg häufig gefunden.

Galuppi (Baldassarre), dieser berühmte Tonkünstler wurde Buranello genannt, von Burano, einer Insel bei Venedig, wo er 1703 geboren wurde. Er lernte die Elemente seiner Kunst zunächst bei seinem Vater, nachher in dem Conservatorio degli Incurabili. Der berühmte Lotti war sein erster Lehrer im Contrapunkt. Noch sehr jung war er bereits ein fertiger Klavierspieler und gab Proben seines Genies für die Composition. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als er auf dem Theater von Venedig seine erste Oper, Gli amici rivali, aufführen ließ. Sie wurde ungünstig aufgenommen; aber Galuppi wurde dadurch nicht abgeschreckt; er war vielmehr bemüht, die ihm vorgeworfenen Fehler für die Folge zu vermeiden. Er machte so reißende Fortschritte, daß er sich in kurzem so zu sagen aller Theater Italiens allein bemächtigte. Er wurde Kapellmeister von St. Markus, Organist mehrerer Kirchen und Lehrer am Conservatorio degli Incurabili. In einem Alter von 63 Jahren, ward er als erster Kapellmeister mit einem Jahrgehalt von 4000 Rubeln, wozu noch freie Wohnung und Equipage kam, nach St. Petersburg berufen. Die erste Oper, die er hier von seiner Composition gab, war Di-

done abandonata. Nach der ersten Vorstellung machte ihm die K ein Geschenk mit einer goldenen mit Diamanten besetzten Dose u send Ducaten, welche, wie sie sagte, Dido ihm in ihrem Testa legirt habe. Im Jahr 1768 kehrte er nach Venedig in den Schoß Familie zurück, zugleich um seine dortigen Aemter wieder zu verm Vor seiner Abreise von St. Petersburg gab er noch die Oper Iphi in Tauris. Doctor Burney lernte ihn 1770 in Venedig kennen, e noch voll Thätigkeit und Phantasie, Vater einer zahlreichen und terten Familie und setzte seine Arbeiten ohne Unterbrechung bis an Tod fort, welcher im Januar 1785 erfolgte. Man behauptet, da Geist, Geschmack und Ideenschwung, welche er in seinen letzten O und Kirchenmusiken entfaltet, alles, was er früher herausgegeben weitem übertreffe. Einzelne Mängel in Ansehung der Reinheit der C position werden durch die Originalität der Ideen und die Schönhei Melodien hinlänglich aufgewogen. Seine Opern, deren Zahl sich nahe auf 30 beläuft, gehören fast alle zur komischen Gattung, die e sonders liebte, und in der er unerschöpflich an Wendungen und Einf war. Aber auch seine heroischen Opern und seine Kirchencompositi enthalten Arien und Chöre voll Feuer und Ausdruck. Gedruckt ist von nichts als der Clavierauszug von der Oper Il modo alla rovescia u Symphonien. M.

Galvani (Aloysius), geb. zu Bologna im J. 1737, studirte Erfolg die Medicin, und trat mit Auszeichnung in diese Laufbahn, in er eine Thesis über die Natur und Bildung der Knochen vertheidi Bald darauf bekam er den Auftrag, die Anatomie in dem berühmten stitut seines Vaterlandes zu lehren, und gab ein Memoire über die Lu gefäße der Vögel heraus, welcher Gegenstand um so interessanter ist dieselben keine Urinblase haben. Der Beifall, den diese Schrift erhi führte ihn zu dem Entschluß, die vollständige Physiologie der Vöge bearbeiten; allein er beschränkte sich auf eine Untersuchung ihrer C hörswerkzeuge, die bei ihnen so zart gebaut sind. Er entdeckte zu einen Gehörskanal und eine knöcherne Höhle, die er mit dem Nam Vestibulum belegte. Der Zufall führte ihn hierauf zu der Entdeckun mehrerer Phänomene, die einen neuen Zweig der medicinischen Phy bilden und von den Gelehrten nach ihrem Erfinder Galvanismus nannt worden sind. (S. d. folg. Art.) Auf einer Reise, die er nach C nigaglia und Rimini machte, war er auch so glücklich, die den Kramp schen eigenthümliche Electricität zu ergründen, und schrieb eine geleh Abhandlung darüber. Der Academie von Bologna hat er in Manuscri eine Denkschrift über die Wirkung des Opiums gelassen. Einfach seinen Sitten und Wünschen und mit einem natürlichen Hang zur M lancholie, mied er zahlreiche Gesellschaften. Der Verlust seiner gelie ten Gattin machte ihn trostlos. Er zog sich aufs Land zurück, um in s nem Schmerz nicht gestört zu werden, pries ihre Tugenden in rührend Versen und starb nicht lange darauf den 5. Dec. 1798. In Rom wur eine Medaille mit seinem Bildnisse geschlagen. Sein Neffe Camil Galvani hat Büffons Naturgeschichte im Auszug herausgegeben u ist der Verfasser einer Schrift über den Phosphorstein von Bologna.

Galvanismus. In dem Hörsale Galvani's zu Bologn stand eine Electrisirmaschine, aus welcher einer seiner Zuhörer zufäl ger Weise Funken lockte, während ein anderer einen Frosch präparir und die Schenkelnerven desselben entblößt hatte. Bei jedem Funken g rieth der Froschschenkel in Zuckungen. Galvani glaubte in dieser sonde

Zeit und damals ganz neuen Erscheinung einen Fingerzeig zu sehn, daß die Electricität das Mittel sey, welches die Muskel-Bewegung hervorbringe. Er verfolgte daher diese Versuche mit präparirten Fröschen eifrig, versuchte auch atmosphärische Electricität auf sie einwirken zu lassen, wiederholte die Versuche, welche glückten, mit präparirten Muskeln anderer, zum Theil lebender Thiere, und zog aus allen diesen Versuchen folgendes Endresultat: Jeder Muskel des thierischen Körpers sey eine electrische Batterie im Kleinen, und jede Muskelfaser stelle eine Kleistische Flasche vor, deren Innerem die Nervenfäden Electricität zuführen. Diese Electricität werde während des lebenden Zustandes ununterbrochen in dem Gehirne erzeugt, ströme von dort durch die Nerven dem Innern der Muskeln zu, und lade sie, welche Ladung sie auch nach Tödtung des Thieres eine Zeit lang behalten sollen. Werden die äußern Theile des Muskels und der Nerve durch einen oder mehrere die Electricität leitende Körper in Verbindung gesetzt, so entlade sich diese thierische Electricität; und so wie eine gläserne Verstärkungsflasche beim Entladen erschüttert werde und tönne, so komme auch der Muskel durch das Entladen zum Zucken. Galvani nannte daher das Wirkungsmittel in diesen seinen Versuchen thierische Electricität, und machte sie zuerst im J. 1791 in seinem Werke über die Muskel-Bewegung bekannt. Der berühmte Physiker Volta aus Como, Professor der Physik zu Pavia in Mailändischen, zeigte indeß bald durch entscheidende Versuche, daß Galvani durch vorgefaßte Meinung und unvollständige Versuche verführt, eine völlig unhaltbare Lehre aufgestellt habe, und daß es keine thierische Electricität gebe, wie er sie sich gedacht hatte. Sind Nerve und Muskel des präparirten Frosches ganz rein und blutleer, und setzt man sie durch einen Metallbogen, der durchgängig gleichartig ist, mit einander in Berührung, so erfolgt keine Zuckung, obgleich auch in diesem Falle die thierische Electricität des Muskels entladen werden müßte. Wenn man dagegen zwei Stellen des entblößten Nerven mit verschiedenartigen Metallen berührt, z. B. mit Silber und mit Eisen, so erfolgt im Augenblicke, in welchem man diese in Berührung setzt, heftige Muskelbewegung; indeß sie nach Galvanis Theorie in diesem Falle nicht erfolgen sollte, da man bloß zwei Stellen des Leiters, der zum innern Belege der Muskeln führt, in leitende Verbindung gesetzt hat. Eben so erfolgen Zuckungen, wenn der entblößte Muskel mit dem einen, und eine Stelle des Nerven mit dem andern der beiden verschiedenartigen, einander berührenden Metalle berührt werden. Aus den verschiedenartigen Metallen schien daher das Agens in diesen Versuchen zu entspringen, und dem zu Folge nannten einige dieses Agens Metallreiz. Es gelang indeß Hrn Volta, darzuthun, 1) daß, wenn man durch den Nerven eines frisch präparirten Froschschenkels Mengen von Electricität durchströmen läßt, welche viel zu klein sind, um das empfindlichste Electrometer in Bewegung zu setzen, der Schenkel durch sie in heftige Zuckungen versetzt wird; und 2) daß, so oft zwei verschiedenartige Metalle mit einander in Berührung gebracht werden, durch diese Berührung ihr electrisches Gleichgewicht aufgehoben, und das eine positiv, das andere negativ electrisch wird. Und daraus schloß er mit Recht, die, durch zwei verschiedenartige sich berührende Metalle erregte, Electricität sey es, welche bei ihrem Durchströmen durch den entblößten Schenkelnerven des Frosches diesen in Zuckungen bringe, so lange die Reizbarkeit des Froschpräparats nach dem Tode noch nicht ganz erloschen ist. Galvani's vorgebliche thierische Electricität, oder was anders Gal-

vanismus genannt hatten, sey also nichts anders als Electricität auf eine neue, bis dahin ganz unbekannte Art, nämlich in der Berührung zweier verschiedenartiger Metalle, oder überhaupt zweier Leiter erregt. Galvanische Electricität ist daher auch der schicklichste Name für sie. Verhältnißmäßig die stärkste Electricität erregen in ihrer Berührung Zink und Silber, daher man diese Metalle, oder in Ermangelung des Silbers Zink und Kupfer, zu Erregern bei den galvanischen Versuchen zu nehmen pflegt. Die Wirkungen, zu welchen zwei solche Erreger hinreichen, machen den einfachen Galvanismus aus. Der Entdecker des verstärkten Galvanismus ist Volta. Nimmt man mehrere Paare solcher Erreger, z. B. Zink- und Kupferplatten von gleicher Größe, wo in jedem der Zink nach einerlei Seite, z. B. unten, das Kupfer oben liegt, und baut aus ihnen eine Säule auf, indem man jedes Plattenpaar von dem nächst folgenden durch einen porösen in Salzwasser oder in sehr verdünnte Säure getränkten Körper, (z. B. Platten von Pappe oder Tuch) trennt, so zeigt eine solche Säule an ihren Enden in dem Grade, in welchem der Plattenpaare mehrere sind, stärkere electrische Spannungen als ein einzelnes Plattenpaar; z. B. eine Säule von 100 Plattenpaaren an dem Zinkende eine 100 Mal stärkere positive, und an dem Silberende eine 100 Mal stärkere negative Electricität als ein einziges Plattenpaar. Man nennt eine solche Säule die electrische Säule, oder zur Ehre ihres Erfinders die Voltasche Säule. Dem Apparate lassen sich noch andere Gestalten geben, dahin gehören der Becher-Apparat, der galvanische Trog-Apparat, der Zellen-Apparat u. d. m. Man hat sie in außerordentlichen Größen ausgeführt, z. B. von 2000 Plattenpaaren Zink und Kupfer, auch von sehr große Flächen, z. B. von 2 Paaren 4 Fuß hoher und 2 Fuß breiter Zink- und Kupfer-Platten. Volta nennt alle diese Apparate Electromotore; andere haben sie galvanische Batterien genannt. Sie geben eine Menge überraschender Erscheinungen electrischer, chemischer und physiologischer Natur, durch welche nicht bloß unsere electrischen, sondern auch unsere chemischen Kenntnisse in den letzten 10 Jahren außerordentlich erweitert worden sind. In der Physiologie hat man zwar anfangs fast alle Wirkungen, deren Ursachen wir nicht kennen, dem Galvanismus zugeschrieben, reelle Bereicherungen hat indeß diese Wissenschaft durch ihn bis jetzt nur sehr wenige erhalten. Wer sich von diesen wundervollen Erscheinungen und ihren Gesetzen einige Kenntnisse verschaffen will, muß sie aus den Lehrbüchern der Physik schöpfen, und wir können dazu als das klarste und gedrängteste Gilberts Grundriß der Naturlehre, Leipzig 1813 empfehlen. Hier können nur einige der vorzüglichsten angedeutet werden. Die electrische Spannung selbst einer Säule von 100 Plattenpaaren ist so gering, daß das nicht-leitende Oberhäutchen, womit der menschliche Körper bedeckt ist, wenn es trocken ist, ihre Wirkungen nicht durch sich hindurch läßt. Berührt jemand die beiden Enden der Säule mit ganz trocknen Händen, so empfindet er nichts. Hat er die Zeigefinger der beiden Hände genäßt, und berührt mit dem einen das Zinkende, mit dem andern das Kupferende der Säule, so erhält er einen Schlag, der bis über die Handwurzel hinaus geht. Hat er beide Hände mit Salzwasser gehörig genäßt, faßt mit ihnen große Metallstäbe, und berührt mit diesen die beiden Enden der Säule, so gehn die Schläge bis in die Schultern und er ist unvermögend, die Arme still zu halten. Bringt man das eine Ende der Säule mit einem Theil des Kopfes in Berührung,

während man mit nasser Hand das andere Ende der Säule berührt, so sieht man Blitze vor den Augen und fühlt auf der Zunge einen Geschmack. Führt man von den beiden Enden der Säule Gold- oder Platindrähte in ein Gefäß mit Wasser, so wird das Wasser sogleich in die beiden gasförmigen Körper zersetzt, aus denen es besteht. Haben die Platten große Oberflächen, und ist die Anzahl der Platten nicht unbedeutend, so entsteht in dem Augenblicke, in welchem man die beiden Enddrähte mit einander in Berührung bringt, eine so ungeheure Hitze, daß sehr kleine Metallmassen, z. B. Gold- und Silberblättchen, Eisen- und selbst Platindraht, dadurch nicht bloß geschmolzen, sondern selbst mit dem hellsten, zum Theil farbigen Lichte verbrannt werden. Kohlenstreifen lassen sich auf diese Art unter Wasser weißglühend machen. Durch die Kraft mächtiger galvanischer Apparate sind von Davy in London zuerst die Alkalien und Erden zersetzt, und die Metalle, aus denen diese Körper bestehn, dargestellt worden u. d. m. U.

Gama (Vasco da). Das große, für den Gang des Handels, und selbst für die Cultur und die Staatsverhältnisse Europa's hochwichtige Ereigniß der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, sichert dem Namen des Mannes, der zuerst diesen neuen Handelsweg zu Indiens Schätzen befuhr und den ersten Grund zu Portugals Handelsmacht in dem Indischen Meere legte, seine weltgeschichtliche Wichtigkeit. Vasco da Gama ward geboren zu Sines, einer kleinen Seestadt in Portugal, und stammte aus einem edlen Geschlechte. Als der Zögling Heinrichs des Seefahrers, dessen Kenntnissen und warmem Eifer Portugal seine glänzendste Zeit verdankte, König Emanuel der Glückliche, den Thron bestiegen hatte, übernahm er mit dem Erbe der Herrschaft auch die von seinem Vorfahr, Johann dem Zweiten, eifrig vorbereitete Ausführung des großen Gedankens, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das Bartholomäus Diaz im Jahre 1486 entdeckt und glücklich umschifft hatte, nach Indien zu reisen. Im zweiten Jahre seiner Regierung rüstete er vier, nur mit 160 Soldaten und Seeleuten bemannte, Schiffe aus, zu deren Befehlshaber er Vasco da Gama ernannte, dessen Muth und Klugheit schon lange erprobt waren. Emanuel übergab ihm feierlich die Fahne, die er mitnehmen sollte; es war das Kreuz des Christordens, dessen Großmeister Heinrich der Seefahrer gewesen, darauf gestickt. Vasco schwur auf die Fahne seinen Eid. Am 9 Juli 1497 bestieg er das Admiralschiff, das den Namen des heiligen Gabriel führte und 120 Tonnen hielt. Vasco's Bruder, Paul, hatte den Oberbefehl über das zweite, und Nikolaus Coelho über das dritte Kriegsschiff. Das vierte, eine Barke mit Lebensmitteln, führte Gonzalo Nunez, ein Diener Gama's. Am 20. November umschiffte Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, in den ersten Tagen des Jahres 1498 kam er an die Ostküste von Afrika, und am 1. März lief er in den Hafen von Mozambique ein, wo seine Mannschaft in große Gefahr gerieth, als verlautete, daß die anekommenen Fremdlinge Christen wären. Sein Geschütz rettete ihn. In Mombaza ward er eben so feindlich behandelt, aber desto freundlicher nahm ihn der König von Melinde auf, der ihm versprach, mit den rückkehrenden Schiffen einen Gesandten an den König von Portugal abzuschicken. Der Admiral nahm von Melinde einen, der Schifffahrt sehr kundigen, Muhammedaner aus Guzerat und einen erfahrnen Piloten mit, und gerade auf die Küste von Malabar steuernd, kam er im Mai, zu Anfang

des Winters dieser Weltgegend, in Kalekut an, wo der mächtig
herrscher des Landes, den man Zamorin, d. i. Oberkönig oder
ser, nannte, seinen Sitz hatte. Die Stadt war von Hindus bew
und wurde sehr häufig von muhammedanischen Kaufleuten be
Als Gama dem Fürsten Nachricht von seiner Ankunft gegeben, s
dieser ihm einen kundigen Piloten, um die Fremdlinge in den
zu bringen. Die Portugiesen stiegen ans Land, da gesellte sich ihn
Mauren aus Tunis, Namens Monzaide, zu, der erst seit kurzem in Ka
wohnte, und in Spanischer Sprache sich mit ihnen unterhaltend,
Freundschaft sie versicherte. Er hielt Wort, und eröffnete dem Z
rin, die Fremdlinge gehörten zu einem tapfern und mächtigen Volk
fernen Abendlandes, das Freundschaft mit ihm anknüpfen und mi
neu Unterthanen Handel treiben wollte. Am dritten Tage nach s
Ankunft ward Gama durch einen Katual (Befehlshaber) zu dem Zam
eingeladen. Er ging mit 12 seiner Gefährten, und gab seinem Br
Paul Befehl, die Nachricht von der glücklichen Entdeckung nach Port
zu bringen, wenn er selber in dem fremden Lande umkommen s
Vasco und Zamorin's Abgeordneter wurden in Tragsesseln (Palanki
von schnellfüßigen Malabaren leicht und sicher getragen. Der Zam
auf einem prächtig geschmückten Lager ruhend, empfing den Portug
freundlich, und nahm das Schreiben des Königs Emanuel aus Va
Hand. Diese günstige Aufnahme machte die muhammedanischen L
leute besorgt, welche sich in dem Lande des Zamorin niedergelassen
ten, und in den kühnen Fremdlingen gefährliche Störer ihres Handel
finden fürchteten. Sie erweckten Argwohn bei dem Fürsten, in
sie die Besorgniß äußerten, daß die Fremdlinge, die bittend sich
nahten, bald mit Waffenmacht sein Land angreifen würden. Man
redete ihn sogar; die verwegenen Seefahrer wären Räuber, aber
Abgesandte. Der Zamorin verrieth diesen Verdacht laut, als G
wieder vor ihm erschien. Der Portugiesische Befehlshaber antwor
mit so viel Würde und Festigkeit, daß der Fürst überrascht ihn anhö
und dem großherzigen Fremdlinge mehr, als den Einflüsterungen se
Rathgeber traute. Er bat den Portugiesen, auf seine Schiffe zurü
kehren, und versprach, unterdessen eine befriedigende Antwort an
König Emanuel zu entwerfen. Aber Gama's Feinde machten einen ne
Anschlag, als sie sahen, daß die Fremdlinge der ersten Schlinge glü
entkommen waren. Sie nahmen sieben Portugiesen gefangen, und
der Bitten, noch itzend eine gelinde Maßregel konnte sie bewegen,
Gefangenen frei zu lassen. Einige Fischerkähne der Eingebornen gin
indeß in die See. Da ließ Gama Jagd auf sie machen, und zwanzig
scher wurden gefangen. Darauf ließ er sogleich die Segel aufziehen,
ob er hätte abreisen wollen. Dies wirkte. Der Zamorin schickte die
fangenen zurück, und die Nachstellungen, welche die Portugiesen
seinen Unterthanen erfahren hatten, entschuldigend, sandte er dem O
befehlshaber den Brief an den König Emanuel. Gama reisete ab. M
zaide, der in Portugal ein Christ werden wollte, begleitete ihn frei
lig, und wider Willen mußten einige der gefangenen Indianer mit
reisen, denn nicht alle wurden zurückgegeben, damit man diesen Fre
lingen die Heimath zeigen könnte. Ehe aber Gama aus dem Indis
Meere segelte, ließ er durch Monzaide dem Zamorin schreiben, er w
te die Gefangenen nicht aus Rache für die erlittenen Kränkungen entf
ren, sondern sie sollten gleichsam ein Unterpfand seyn, daß er eines
ges mit ihnen zu Indiens Küsten zurückkehren werde, wenn sein Kö

se gesehen und aus ihrem Munde genauere Nachrichten von ihrer Heimath erhalten hätte, wogegen sie ihrem Fürsten Kunde von Portugal bringen könnten. Auf der Rückkehr besuchte Gama wieder den König von Melinde, den ersten Bundesfreund der Portugiesen im Morgenlande, der die Fremdlinge auch dies Mal wohlwollend aufnahm. Nikolaus Coelho segelte den übrigen Schiffen voran und erschien zuerst im Hafen von Lissabon, wo bald nachher auch Vasco da Gama einlief, als er seinen Bruder Paul, der an einer Krankheit gestorben war, auf der Insel Tercera begraben hatte. Zwei Jahre und zwei Monate hatte er auf seiner Reise zugebracht, und von 160 Gefährten, die er mitgenommen, kehrten nur 55 mit ihm zurück. Nach seiner Ankunft in der Hauptstadt brachte er eine ganze Woche mit Andachtsübungen in dem Kloster zu, welches der Infant Heinrich erbaut hatte. Der König sandte einige der ersten Männer von seinem Hofe zu ihm, um ihn zu begrüßen zu lassen, und als Vasco darauf seinen festlichen Einzug in die Stadt hielt, wurden ihm zu Ehren allerlei öffentliche Lustbarkeiten angestellt. Emanuel ertheilte allen Gefährten des kühnen Seefahrers würdige Belohnungen, und Vasco selber erhielt für sich und seine Nachkommen den Ehrentitel Dom, die Würde eines Admirals der östlichen Meere und 3000 Dukaten Einkünfte; ein Theil des Reichswapens ward in sein Geschlechtswapen gesetzt, und ihm erlaubt, bei jeder Reise nach Indien 200,000 Cruſados auf eigenen Gewinn einzulegen. Einige Zeit nachher verlieh er ihm noch die Würde eines Grafen von Vidigueira. Der Erfolg dieses Unternehmens war so glücklich und versprach so glänzende Vortheile, daß alle Gegner der Entdeckungsreisen umgestimmt wurden, und bald nach Gama's Rückkehr sandte der König Emanuel ein neues Geschwader von 13 Segeln unter Pedro Alvarez Cabral nach Indien. Es wurden Bündnisse und Handelsverträge mit Indischen Fürsten abgeschlossen, und Cabral's Geschwader kam, so wie ein kleineres unter Juan Coelho, mit reichen Waarenladungen nach Portugal zurück. Es erwachte nun unter allen Ständen der regeste Eifer, bei dem Handel nach Indien zu gewinnen, und der Hafen von Lissabon füllte sich immer mehr mit fremden Schiffen, welche die Waaren des Morgenlandes abholten. Der König rüstete ein neues Geschwader von 20 großen Schiffen aus, mit welchen Vasco da Gama, der den Oberbefehl über dieselben erhielt, im März des Jahres 1502 zum zweiten Male nach Indien reisete. Als er auf dieser Fahrt den König von Quiloa, der bisher die Portugiesischen Seefahrer feindlich behandelt hatte, zinsbar gemacht hatte, steuerte er gegen die Indische Küste, wo er die durch Cabral geschlossene Verbindung mit den Königen von Kananor und Kochim, welche gegen den Zamorin aufgebracht waren, noch mehr befestigte. Der Zamorin hatte seit Gama's erster Reise seine feindseligen Gesinnungen gegen die Europäer noch auffallender verrathen, und es waren zwei Jahre vorher, während Cabral's Anwesenheit in Indien, 40 Portugiesen in Kalekut getödtet worden, als das Volk, durch die Ränke der Muhammedaner aufgereizt, das Faktoreihaus der Fremdlinge stürmte. Vasco da Gama, der schon gleich bei seiner zweiten Ankunft in dem Indischen Meere Gelegenheit gefunden hatte, durch Verbrennung eines Arabischen Schiffes Rache zu üben, beschloß, den Zamorin noch härter zu züchtigen. Er erschien an der Küste von Kalekut, und die friedlichen Vorschläge des bestürzten Königs nicht achtend, griff er die Schiffe an, welche im Hafen lagen, und ließ die Stadt beschießen. Die Kugeln seines Geschützes verbreiteten Schrecken und Verwüstung in der Stadt. Zugleich ließ er mehr als dreißig gefangene

ne Araber an die Segelstangen aufhängen, schickte darauf die abgeſ
tenen Köpfe, Hände und Füße derſelben dem Könige, und ließ die
ſtümmelten Leichname ins Meer werfen, damit die Wogen auch ſi
Ufer brächten. Als er dieſe Rache genommen, beſuchte er mit ſei
Geſchwader den verbündeten König von Kochim, wo er Abgeordnet
den in der Nachbarſchaft wohnenden Anhängern des chriſtlichen G
bens, den ſogenannten Thomaschriſten, erhielt, welche ihn
Schutz und Beiſtand gegen die Heiden baten. Während er in Ko
beſchäftigt war, Waaren zu laden, erſchien vor ihm ein angeſehener
mine, von zwei Verwandten begleitet, und verrieth den Wunſch,
ihm nach Portugal zu reiſen, um ſich im chriſtlichen Glauben unterric
zu laſſen. Einige Tage nachher wußte der Bramine den Portugieſi
Anführer durch ſcheinbare Gründe zu überreden, daß durch ſeine Ver
telung die Streitigkeiten der Portugieſen mit dem Zamorin vortheil
ausgeglichen werden könnten. Gama ließ ſich deſto leichter täuſchen,
der Bramine ſeinen Sohn und ſeinen Neffen ihm als Unterpfänder ſe
Aufrichtigkeit übergab. Er übertrug den Oberbefehl über das Geſch
der einem erprobten Anführer, und ſegelte mit dem größten ſeiner Sc
und einer Karavelle nach Kalekut, mit der Hoffnung, ſich unterwegs
Vincent Sobre, der die Abgeordneten der Indiſchen Chriſten in ihre
math zurückgebracht hatte, zu vereinigen. Der Bramine ſtieg ans La
unter dem Vorwande, die Unterhandlung mit dem Zamorin einzuleit
und um die Portugieſen deſto ſicherer zu machen, kam er einige Mal
Vorſchlägen und Antworten zurück. Eines Tages aber erſchienen pl
lich hundert wohlbewaffnete Fahrzeuge, umringten das Schiff des be
genen Gama, und verſuchten kühn, es zu verbrennen. Aber ſch
ließ Gama die Ankertaue kappen, und als er ſich von dem Brandſch
losgemacht hatte, blieb dieſes unter den feindlichen Fahrzeugen zur
welche, während ſie auszuweichen ſuchten, in eine Unordnung gerieth
die das Geſchütz der Portugieſen noch vermehrte. Vincent Sobre,
bei Gama's Ankunft eben abgeſegelt war, kam auf des Admirals Beſ
zurück, und die vereinten Geſchwader machten einen tapfern Angriff
die Feinde, die nach einigem Verluſte entflohen. Im Angeſichte der St
wurden die Geißeln, welche der verrätheriſche Bramine gegeben, an
Segelſtangen aufgehängt, und darauf die Leichen in eine Barke gele
mit einem Briefe an den Zamorin, worin man ihn bat, dies Geſche
zum Danke für die Liſt ſeines Boten anzunehmen. Gama kehrte alsda
nach Kochim zurück, und als er dort eine Faktorie eingerichtet hatte,
gelte er mit zehn Schiffen nach Kananor. Das Geſchwader des Köni
von Kalekut, aus 29 Schiffen beſtehend, kam ihm entgegen. Man r
ſtete ſich zum Kampfe. Gama ließ die leichteſten Schiffe gegen zwei fein
liche Fahrzeuge, die ſich von den andern entfernt hatten, voranſegel
und es wurden dieſe ſo muthvoll angegriffen, daß ſie faſt ſchon in der G
walt der Portugieſen waren, als der Admiral mit den andern Schiff
ankam. Die übrigen feindlichen Schiffe flohen. Unter der reichen Beut
welche die Portugieſen mit den beiden eroberten Fahrzeugen gewannen
war auch ein berühmtes Götzenbild aus lauterem Golde, mehr als
Pfund ſchwer, von abenteuerlicher Geſtalt; die Augen waren zwei Sm
ragde, auf der Bruſt blitzte ein Rubin von ſeltener Größe, und der g
dene Mantel, der das Bild zum Theil bedeckte, war mit Edelſteinen b
ſetzt. Der ſiegreiche Gama trat darauf die Rückreiſe nach Liſſabon a
wo er mit reich beladenen Schiffen ankam. Bei ſeinem feierlichen Ei
zuge ward in einem ſilbernen Becken der Tribut des Beherrſchers v

Quiloa vor ihm hergetragen, woraus König Emanuel eine kostbare Monstranz machen ließ, welche er dem prächtigen Kloster zu Belem (Bethlehem) schenkte, das er, statt der von Heinrich dem Seefahrer errichteten kleinen Kapelle, erbaute, um das Andenken des großen Urhebers der neuen Länderentdeckungen zu verewigen. Franz de Almeida und der große Alfonso de Albuquerque hatten Portugals Macht in Indien glorreich befestigt, als der ehrenvoll ergraute Vasco da Gama von Emanuels Nachfolger, Johann dem Dritten, noch ein Mal auf den Schauplatz seiner ruhmvollen Thaten gesandt ward, wo, was er geäet hatte, schon reiche Früchte trug. Er sollte als Vicekönig die Verwaltung der Ansiedelungen übernehmen, welche schon vom Persischen Meerbusen bis zu den Molukkischen Inseln reichten. Der edle Greis gehorchte dem Befehle des Königs, und schwur feierlich, daß er nicht aus irgend einer eigennützigen Absicht, nicht aus stolzem Dünkel die Stelle angenommen hätte; daß er Gerechtigkeit handhaben und des Königs Gebote beobachten, daß er in der Wahl der Beamten nicht seine Verwandten und Freunde, sondern des Königs treue Diener und jeden verdienstvollen Mann vorziehen, und stets Bestechungen verschmähen wollte. Solche Schwüre, sagt Faria de Sousa *), gleichen gewöhnlich Gelübden, welche von der Angst ausgepreßt und bald vergessen werden, wenn die Noth vorüber ist. Aber Vasco gab ein Manneswort, daß er in der kurzen Zeit seiner Verwaltung männlich erfüllte. Er segelte mit einem Geschwader von 14 Fahrzeugen im Jahre 1524 aus Portugal. Nach einer nicht ganz glücklichen Fahrt, auf welcher einige seiner Schiffe untergingen, kam er in das Meer von Kambaja. Die See war ruhig, es herrschte völlige Windstille, da fingen die Schiffe plötzlich an zu schwanken. Alle hielten sich für verloren, jeder wollte sich retten, als Vasco da Gama erkannte, daß diese sonderbare Bewegung des Meeres die Wirkung eines Erdbebens war. Muth gefaßt, Freunde, Muth gefaßt, rief er unerschrocken mit lauter Stimme: freut euch und seyd unbesorgt! das Meer erbebt furchtsam, weil es euch trägt. — Der Vicekönig besuchte gleich nach seiner Ankunft einige kleine Ansiedelungen, und traf kräftige Vorkehrungen zum Schutze derselben und zur Erhaltung des Ansehns der Portugiesischen Waffen unter den Eingebornen, aber mitten unter den Siegen, welche seine Geschwader erfochten, als er kaum drei Monate sein Amt verwaltet hatte, erlag er den Schwächen des Alters, und am 24. December 1524 starb er zu Goa. R.

Gambe (Ital. Viola di Gamba, Franz. auch Basse de Viole genannt), Bein-Geige, ein Saiten-Instrument, dessen Bauart, Ton und Behandlung viel Aehnlichkeit mit dem Violoncell hat, nur daß bei jener sechs, wohl auch sieben Saiten sich befinden; die Stimmung von der Höhe nach der Tiefe zu ist: D, G, c, e, a, d. Es ist zuerst in England aufgekommen (daher auch die Englischen wegen ihres schönen Klanges immer den Vorzug behalten haben), nachher aber in Italien, Frankreich und Deutschland eingeführt worden, wo es, besonders bei den Franzosen, viel Liebhaber und Virtuosen gefunden hat. Bei Concerten diente dieses Instrument ehedem sehr zur Verstärkung des Basses; allein, seitdem man dem Violoncell mehr Vollkommenheiten gegeben hat, ist jenes ziemlich außer Gebrauch gesetzt worden. Einer der berühmtesten Deutschen Gambisten war Ernst Christian Hesse (s. Hesse). Man hat übrigens auch ein Orgel-Register, welches diesen Namen führt, auch

*) Asia portuguesa (Lisboa, 1666, Fol.) Bd. I. S. 230.

gibt es eine besondere Art von Clavier unter dem Namen Gam
werk oder Geigen-Clavicymbel, wo vermittelst eines angeb
ten Rades zehn bis zwölf kleinere Räder, welche mit Pergament üb
gen und mit Colophonium bestrichen sind, in Umtrieb gesetzt, un
durch die mit denselben in Verbindung stehenden metallenen Saiten
oder gelind, je nachdem man das Clavier anschlägt, angegeben, und
eben die Art, wie die Saiten der Violine von dem Bogen, bestri
werden; daher auch der Name Geigenwerk. Der Erfinder war zu
fange des siebzehnten Jahrhunderts Hans Hayden, ein Nürnb
scher Tonkünstler (gest. 1613), welcher auch über die Verfertigung
selben ein Privilegium vom Kaiser Rudolph II. erhielt. Nachher
(ungefähr ums Jahr 1750) von Matth. Risch zu Ilmenau wieder
gleichen Instrumente gefertigt worden.

Gambia oder Gambra, ein großer Fluß in Afrika, der si
den westlichen Ocean ergießt und 150 geographische Meilen aufwärts
größere Fahrzeuge schiffbar ist. Doch ist er in der Regenzeit vom Ju
bis December so reißend, daß man ihn nicht befahren kann. Er entspr
unter dem 9° L. und 11° Br. aus den großen Gebirgen, welche auch
Senegal seine Quellen geben, und fließt erst nordwestlich, dann west
Fregatten von 40 Kanonen können ihn 42 geographische Meilen hoch
fahren. Die Engländer sind auf diesem Flusse im Besitz des Alleinh
dels, und haben an demselben mehrere Forts und Faktoreien. U
erstern ist St. James an der Mündung das wichtigste.

Ganerben (von dem alten Wort Gan, gemein, und Erb
d. i. Herren) hießen in dem mittleren Zeitalter, besonders in den Zei
des Faustrechts, diejenigen Familien, welche sich zur gemeinschaftlic
Beschützung und Vertheidigung ihrer Güter in einem gemeinschaftlic
Schlosse (Ganerbenschloß oder Haus) vereinigten, wobei sie
gleich unter einander über den Mitbesitz jener Güter übereinkamen
ihre Gränzen bestimmten, welche Verträge dann der Burgfriede
nannt wurden. In der Folge, als nach und nach das Faustrecht aufhö
erloschen auch allmählich die Ganerbiade, und nur in einigen Geg
den bezeichnet der Name Ganerbe einen Miterben oder Mitbesitz
der mit andern an einem Gute Antheil hat.

Gang (Bergbau) ein; ist eine aus flächenähnlichen Spalten be
hende besondere Lagerstatt der Fossilien, welche mit einer von der G
birgsmasse mehr oder weniger verschiedenen, in Lagen getrennten M
angefüllt ist, deren Breite im Verhältniß gegen ihre Ausdehnung in
Länge und Tiefe sehr gering ist, und die zwar in den Gebirgsmassen, w
che sie jederzeit unter gewissen Winkeln durchschneidet, vorkommt, a
nicht unmittelbar zu denselben gehört, auch auf eine ganz verschied
Art ihr Daseyn erhalten hat. Die Entstehung dieser Benennung w
durch die Wahrnehmung jener Spalten auf der Oberfläche der Gebi
veranlaßt, indem der Bergmann wissen wollte, ob und wie weit sich d
selben ins Innere des Gebirges erstreckten. Zu diesem Behuf machte
sich auf einer dergleichen Lagerstatt einen horinzontalen unterirdisch
Eingang, jetzt ein Stollen genannt, in das Gebirge, und nannte n
von diesem Eingange die mit fremdartigen Massen angefüllten Spalte
einen Gang. Die Länge und Teufe oder Tiefe eines Gang
stehen jederzeit mit einander in einem gewissen Verhältnisse, so d
man fast mit Gewißheit von der einen auf die andere schließen kann; j
doch ist die Länge meistens größer als die Teufe, und zuweilen außer
dentlich beträchtlich. Dehnen sich aber die Gänge sowohl in der Länge a

auch in der Teufe nur wenig aus, so heißen sie in diesem Falle Raseneläufer. Die Mächtigkeit der Gänge steigt von ungefähr ½ Zoll bis zu 2, 3, 4, 14, 18, 20 bis 30 Lachtern. Ist die Mächtigkeit der Gänge schmäler als ½ Zoll, sie mögen ausgefüllt oder unausgefüllt seyn, so werden sie in Sachsen nicht ganz schicklich Klüfte genannt. In Ungern heißt ein jeder Gang, der unter einer Elle mächtig ist, eine Kluft. Uebrigens verhalten sich die Klüfte in allen Stücken wie die Gänge. Es kommen auch Fälle vor, wo bei den Gängen eine noch größere Mächtigkeit, als oben angegeben ist, Statt findet; aber dann ist dieses gewöhnlich nicht Ein Gang, sondern es sind mehrere, die zusammenstoßen, und entweder parallel mit einander fortlaufen, d. h. nahe liegende Nebengänge (Gefährten) haben, oder sich mit einander schleppen, d. h. nur eine Strecke mit einander fortlaufen, und sich dann wieder trennen. Die Mächtigkeit eines Ganges wechselt bei den meisten gar häufig ab. Die Ursache davon liegt theils in hinzukommenden Klüften, theils im Verschieben des Hangenden und Liegenden bei hier und dort etwas gebogenen Spalten, wodurch an solchen Stellen zuweilen Concavität auf Concavität und Convexität auf Convexität kam, theils in Gesteins-Wänden, welche aus dem Hangenden sich hereingezogen und sodann über einander geschoben haben. Wo sie sich losgezogen haben, muß der Gang mächtiger, wo sie sich hingesetzt haben, schmäler geworden seyn. Im erstern Falle sagt der Bergmann: der Gang thut sich auf; im letztern: der Gang ist verdrückt worden. Um seine Lage und Richtung zu bestimmen, hat die Bergmannssprache eigene Ausdrücke. Man stellt sich hiebei die Gänge als gerade Flächen vor, ohne auf die Krümmungen, die sie gewöhnlich machen, Rücksicht zu nehmen. Sehr selten liegen diese Flächen ganz horizontal, oder in der Bergmannssprache söhlig; gemeiniglich sind sie mehr oder weniger gegen den Horizont geneigt, und diese Neigung derselben nennt man ihr Fallen. Man bestimmt dieses nach dem Winkel, welchen die Fläche des Ganges mit einer horizontalen oder söhligen Fläche bildet, und mißt dieselbe mit einem Quadranten oder Gradbogen. Ist nun dieser Winkel klein, d. h. von 15 bis 45°, so sagt man: der Gang falle flach; beträgt der Winkel 45 bis 75°, so sagt man: der Gang sey dohnlegig; beträgt er 90°, so daß also die Gangfläche mit der söhligen einen rechten Winkel bildet, so sagt man: der Gang falle seiger, d. h. senkrecht; fällt der Gang endlich unter 15°, so heißt er ein schwebender Gang; nimmt er in zunehmender Teufe mehr Grade des Fallens an, so sagt man: der Gang stürze sich; fängt er hingegen unter weniger Graden zu fallen an: der Gang richte sich auf. Außer den Graden des Winkels muß man auch noch bestimmen, nach welcher Weltgegend der Gang fällt oder sich neigt; und dann weiß man die eine Richtung desselben, nämlich seine Richtung in die Tiefe. Allein nun muß man auch die Richtung der Gangfläche in die Länge, oder die Lage ihrer söhligen Ausdehnung wissen, welche der Bergmann das Streichen des Ganges nennt. Hierbei stellt man sich die Gangfläche als eine bloße söhlige Linie vor, und bestimmt ihre Lage nach dem Winkel, den sie mit der Mittagslinie macht. Diese Winkel werden aber nicht, wie die vorigen des Fallens, durch einen in 90° abgetheilten Quadranten, sondern durch eine besondere Art von Compaß gemessen, der aus einer kreisrunden in zwei Mal 12 Theile nach den 4 Weltgegenden abgetheilten Scheibe besteht, auf welcher eine Magnet-

nadel zur jedesmaligen Findung der Mittagslinie angebracht ist.
Zwölftheilige nennt man Stunden, und zählt sie von Mitternacht
Morgen, und von Mittag nach Abend herum, und zwar jedes Ma
bis 12. Um die Winkel, welche die Gänge mit der Mittagslinie ma
noch genauer bestimmen zu können, sind die Stundenwinkel des G
passes wieder in Viertel, Achtel und noch kleinere Theile abgeth
Wenn daher ein Gang in Ansehung seiner Ausdehnung in die Läng
der Mittagslinie parallel läuft, so sagt man: er streicht in der zw
ten Stunde; macht er mit derselben einen rechten Winkel,
man: er streiche in der sechsten Stunde. Von Gängen
gegen, die nicht einerlei Streichen haben, sagt man: daß der ein
einer höhern oder spätern Stunde, der andere aber in e
niedrigern oder zeitigern Stunde komme; von einem Ga
der durchaus einerlei Streichen beibehält, daß er in seiner Stu
bleibe; und von einem Gange endlich, der sein Streichen verän
daß er aus seiner Stunde komme. In Sachsen ist außer di
noch eine allgemeinere und eben so alte Eintheilung der Gänge in Hin
ihres Streichens üblich, die zu gewissen Absichten, besonders zur
stimmung des gegnostischen Verhaltens der Gänge, noch bequeme
als jene. Man theilt sie nämlich in stehende Gänge, Morg
gänge, Spatgänge und flache Gänge ein. Stehende G
ge sind alle diejenigen, welche ihr Streichen in der zwölften oder zwis
dieser und der dritten Stunde haben; Morgengänge, die, we
in der dritten oder zwischen dieser und der sechsten Stunde streich
Spatgänge, die, welche in der sechsten oder zwischen dieser und
neunten Stunde streichen; flache Gänge endlich die, welche mit
rem Streichen in die neunte oder zwischen diese und die zwölfte Stu
kommen. Die dritte, sechste, neunte und zwölfte Stunde nennt m
daher die Wechselstunden. Sehr häufig streichen die erzführen
Gänge eines Reviers alle in einer gewissen Hauptstunde. Setzen a
in einem und demselben Revier Gänge auf, die ein ganz verschiede
Streichen haben, so kann man mit der größten Wahrscheinlichkeit dar
schließen, daß sie von ungleichzeitiger Entstehung sind, wie auch sc
die Verschiedenheit ihrer Gangmasse hinlänglich beweiset. Uebrige
muß man bemerken, daß die Gänge in der ganzen Erstreckung in die Lä
nie einerlei Mächtigkeit behalten, sondern am Ende abnehmen. We
Gänge in einer gewissen Nähe bei einander liegen und in verschieden
Stunden streichen, so müssen dieselben nothwendig bei dem weitern Fo
streichen sich irgendwo in einem Punkte durchschneiden. Hierbei ereign
sich besondere Fälle. Sehr oft geht der eine Gang durch den andern dur
in diesem Falle bilden sie beide ein Kreuz und man sagt deswegen: d
Gänge durchkreuzen einander. Geschieht dies unter einem re
ten Winkel, so heißt dies das rechte Kreuz oder Winkelkreu
welches sich nur stehende Gänge, Spatgänge, Morgengänge und fla
Gänge geben können; erfolgt dieß unter einem spitzigen Winkel, so sa
man: daß sich die Gänge schaaren oder das Schaarkreuz m
chen. Dieses Durchkreuzen der Gänge nennt man auch das Durch
tzen; aber eigentlich liegt in diesem Worte noch ein etwas anderer B
griff. Einer von den einander durchkreuzenden Gängen geht allezeit u
unterbrochen durch den andern durch, und von diesem kann man also e
gentlich nur sagen, daß er den anden durchsetze. Dieser andere ab
wird dagegen allezeit von jenem erstern unterbrochen und in 2 Hälfte
getheilt, die mehr oder weniger von einander entfernt sind, je nachde

der durchbrechende mehr oder minder mächtig ist. Letzterer wird der Durchsetzende und jener der Durchsetzte genannt. Auch dieses Verhalten der Gänge gibt wichtige Aufschlüsse über die Entstehungsart derselben. Nothwendig muß der Durchsetzende später entstanden seyn, als der Durchsetzte; und der letzte muß schon vorher ausgefüllt gewesen seyn, sonst würden beide einerlei Gangmasse führen, welches aber fast nie der Fall ist. Die beiden Hälften des durchsetzten Ganges sind, im Falle der neuere ihn schaarkreuzweise durchsetzt, insgemein nach der Seite zu aus einander geschoben, oder mit dem Bergmanne zu reden, verdrückt, verrückt oder verworfen, so daß man auf dem durchsetzenden ein Stück fortgehen, d. h. auffahren muß, um die andere Hälfte des durchsetzten Ganges wieder anzutreffen. Kommen viele Gänge an einem Orte zusammen, so sagt man, daß sie sich rammeln; und unter diesen Umständen erlangt der Gang eine außerordentliche Mächtigkeit; sind die gerammelten Gänge sehr schmal und man muß zu ihrer Gewinnung das ganze Gebirge abbauen, so nennt man dieses ein Stockwerk. Zuweilen durchschneiden zwei auf einander zu streichende Gänge sich nicht in dem Punkte ihres Berührens, sondern vereinigen sich mit einander, und von diesen sagt man, daß sie sich mit einander schleppen, ehe der durchsetzende wieder seine vorige Richtung erhält. Da, wo sich der eine an den andern anschließt, sagt man, er schaare sich an, wo er hingegen abgeht, er setze ab. Je schiefer der Winkel ist, unter dem die beiden Gänge einander durchkreuzen, desto gewöhnlicher ist es, daß sie sich schleppen, und die Distanz ihres Schleppens ist zuweilen sehr beträchtlich. Beim Winkelkreuze kommt dieses fast niemals vor, so wenig als das Verdrücken. Aber in diesem Falle ist der durchsetzte Gang gewöhnlich in einiger Entfernung zertrümmert, doch kommen die Trümmer wieder zusammen, d. h. der Gang richtet sich wieder ein. Die Erstreckung der Gänge in die Teufe oder das Fallen derselben richtet sich meistentheils nach dem Abfalle des Gebirges. So fallen z. B. in der Freiberger Revier die meisten Gänge gegen Abend, als wohin sich das ganze Gebirge verflächt, daher man sie hier auch rechtfallende, so wie die nach der entgegengesetzten Richtung fallenden, als Ausnahmen von der Regel: widersinnig fallende zu nennen pflegt. Das Fallen der Gänge ist immer mehr seiger als söhlig, und die meisten haben über 45°, die wenigsten hingegen darunter. Sie verhalten sich also hierin gegen die Lager und Flötze gerade umgekehrt. So wie die Gänge dem Streichen nach mit einander zusammenkommen können, eben so kann dies auch dem Fallen nach geschehen, und dergleichen Gänge heißen denn zufallende Gänge. Allein diese Verbindung findet nur Statt, wenn Gänge entweder nach verschiedenen Weltgegenden oder auch nach derselben Weltgegend, doch unter verschiedenen Winkeln ihr Fallen haben. Eine Haupteigenschaft der Gänge ist ihre Zertrümmerung oder Zertheilung, die der Bergmann auch das Zerschlagen des Ganges nennt. Hierbei zertheilt sich ein Gang entweder in mehrere Aeste oder Trümmer, wo sich alsdann zwischen den Trümmern Stücke Gebirgsmassen befinden, die man Keile nennt, welche keine scharfe Kanten haben und wahre Bruchstücke des Nebengesteins sind. Diese Trümmer kommen entweder nie wieder zusammen, oder es gehen nur beim Fortsetzen schwache Trümmer vom Gange ab, die ebenfalls nicht wieder dazu kommen; oder endlich der Gang geht zwar auseinander, kömmt aber in einiger Entfernung wieder zusammen, d. h. nach Berg-

aunſpräche; die Trümmer legen ſich wieder an. Der
ß ſich Gänge zerſchlagen, findet vorzüglich da häufig Statt, wo
ere Gänge überſetzen oder vollkommen einander durchſchneiden.
en, wie dieſes oft geſchieht, ſchmale Gänge in geringen Ent
ungen von mächtigern mit letztern parallel fort, ſo nennt man
befährten der mächtigern Gänge. Die ſchmalen Gänge hinge
erden nach ihrem Ende zu immer ſchmäler und ſchmäler, gehen in
kluft über, und verlieren ſich endlich in dem Geſtein, d. h. ſie kei
ch aus. Mächtige Gänge endigen ſich gewöhnlich durch Trümm
le in verſchiedenen Richtungen abgehen. Dieſe Trümmer ſind anfa
ohl einige Zoll mächtig, zertrümmern ſich aber noch ein oder meh
Mal, bis ſie ſich endlich ebenfalls in eine ganz trockene Kluft verlier
nter der Dammerde gehen die Gänge auch gewöhnlich in Klüfte a
elches ſich leicht erklären läßt, wenn man bedenkt, daß das Neben
ein von der Luft aufgelöst wurde, worauf ſich ſodann Wände da
ereinziehen, und ſo den Gang in mehrere Trümmer zertheilen. An
en Gangarten (ſ. d. folg. Art.) führen die Gänge meiſt auch Erz
en bei ſich; und faſt die meiſten Erze kommen auf dieſe Art vor.
rzführenden Gänge heißen auch edle Gänge und die übrigen to
e Gänge. Auf einem und ebendemſelben Gange brechen gemein
ch auch mehrere Gang- und Erzarten, welche alsdann ſehr häufig
Schichten oder Ganglagen, welche mit den Saalbändern und un
ch parallel laufen, über einander liegen. Die Art der Verb
ung des Ganges iſt dreifach. Er iſt 1) von dem Hangenden u
liegenden durch einen mehr oder minder breiten Streifen, der aus v
chiedentlich gefärbtem Thone oder Letten beſteht, und den man d
Beſteg nennt, abgeſondert; 2) wenn der Gang von dem Neben
ein vermittelſt einer dürren Kluft ganz glatt abgelöst iſt: in welch
alle ſich zuweilen Steinmark zwiſchen den Saalbändern des Gang
nd dem Nebengeſteine befindet. 3) wenn die Gänge unmittelbar m
em Nebengeſtein verwachſen ſind, indem die Gangmaſſe mit dem N
engeſtein homogen iſt, und dann ſagt man: der Gang iſt ang
achſen. Die Oeffnungen in der Mitte der Gänge, welche meiſte
wendig an den Seiten herum mit Kryſtallen beſetzt ſind, heiß
ruſen. Die Erze füllen höchſt ſelten den ganzen Gang aus, u
mmen meiſtens nur in gewiſſen Diſtanzen darin vor, welche m
rzpunkte oder Erzmittel genut, und zuweilen wohl auf
chtern lang ſind; allein öfters ſind ſie kurz und folgen häufig auf ei
der; in dieſem Falle heißt ſie der Bergmann Neſter oder Niere
t ſind ſolche Erzpunkte an den Enden mit andern Foſſilien eingefaß
d dieſe nennt der Bergmann Erzräuber und Erzmacher, we
ſich irrig vorſtellt, daß dieſelben Schuld an dem Mangel oder an de
ſeyn des Erzes ſeyen. X.

Ganganelli ſ. Clemens XIV.

Gangarten nennt man das Innere der Gänge (ſ. d. vor. Art.)
entweder ganz oder zum Theil mit Geſteinarten ausgefüllt iſt, di
der Gebirgsart, worin ſie aufſetzen, meiſt gänzlich verſchiede
). Die gewöhnlichſten Gangarten ſind: Quarz, Kalkſpath
ryt oder Schwerſpath, Braunſpath und Flußſpath; wenige
öhnliche aber: Bergkryſtall, Amethyſt, Hornſtein, Feuerſtein,
lcedon, Achat, Jaspis, Opal, Wacke, Steinmark, Speckſtein,
tit, Topas ꝛc. Indeſſen trifft man bisweilen Gänge, die nur zum
il mit Foſſilien oder Gangmaſſe ausgefüllt ſind, und zum Theil

ſich als offene, ſtellenweiſe von einem Saalbande bis zum andern leere und unausgefüllte Spalten darſtellen. Die Ausfüllung der Gänge oder die Gangmaſſe aber beſteht auch aus der Gebirgsmaſſe ſelbſt; welche jedoch alsdann aufgelöſet und verändert iſt, und vom Bergmann den Namen Ausſchram erhält. X.

Ganges, einer der größten und wichtigſten Flüſſe Aſiens, welcher im nordweſtlichen Tibet entſpringt, durch das Gebirge bei Razemal nach Hindoſtan dringt, dieſes Land durchſtrömt, und ſich in vielen Armen in den Bengaliſchen Meerbuſen ergießt. Der weſtliche, obwohl kleinere Arm wird durch die hochſteigende Fluth des Meeres ſo tief, daß Kriegsſchiffe gegen 30 Meilen den Strom hinaufkommen können. Der größere öſtliche Arm iſt weniger bekannt. In der Regenzeit ergießt ſich der Strom weit über die angrenzenden Ebenen Bengalens und macht ſie fruchtbar ohne andere Düngung. Dem Fluſſe, von deſſen wunderbarer Entſtehung die alte Indiſche Mythologie erzählt, erweiſen die Indier göttliche Verehrung. Am Tage des Vollmonds im April iſt es ſtrengſte Pflicht, ſich im Ganges zu waſchen und zu reinigen, und Almoſen auszutheilen. Der zehnte Tag des Neumonds im Monat Mai wird als der Geburtstag der Ganga gefeiert, weil man erzählt, daß ſie an dieſem Tage auf die Erde gekommen ſey. Der Tag des Vollmonds in demſelben Monat iſt der Tag des allgemeinen Waſchens im Ganges. Eben ſo iſt der Tag des Vollmonds im Junius und der zwölfte des Neumonds im Julius dazu beſtimmt, ſich im Ganges zu waſchen. Das größte Feſt der Ganga aber fällt auf den zehnten Tag des Neumonds im September, und iſt vorzüglich dadurch merkwürdig, daß beim Schluſſe deſſelben ihr Bildniß in den Ganges geworfen und von ihr geſagt wird, ſie ſey zu ihrem Gemahl Schiven zurückgekehrt. Daſſelbe geſchieht auch am letzten Tage des dreitägigen Feſtes, welches ihr zu Ehren im zwölften Monat d. i. unſerm März vom ſiebenten Tage des Neumonds an, gefeiert wird. Aber auch außerdem verehren die Indier den Ganges beſtändig, weil ſie glauben, er entſpringe unmittelbar aus den Füßen des Brama, und habe vermöge ſeines heiligen Urſprungs große Wunderkräfte. Wer an ſeinem Geſtade ſtirbt und vor dem Tode noch von ſeinem heiligen Waſſer trinkt, braucht nicht wieder in die Welt zurückzukommen, um ein neues Leben anzufangen. Sobald daher ein Kranker von den Aerzten aufgegeben iſt, eilen die Verwandten, ihn an das Ufer des Ganges zu bringen, um ihm von ſeinem heiligen Waſſer einzuflößen oder ihn in daſſelbe zu tauchen. Die, welche zu weit von ihm entfernt wohnen, bewahren beſtändig etwas von dieſem koſtbaren Waſſer, als ein großes Heiligthum, in kupfernen Fläſchchen auf, damit es ihnen in der Todesſtunde gegeben werden kann. Auch hebt man von den Todten, wenn ſie verbrannt ſind, die übriggebliebenen Knochen und die Aſche ſorgfältig auf, bis ſich eine bequeme Gelegenheit findet, ſie in den Ganges werfen zu laſſen. Daher wird das Waſſer des Ganges, wegen ſeiner großen Heiligkeit und Nutzbarkeit, durch ganz Indien in Geſchirren verführt und verkauft. M.

Ganggebirge, ſind Theile der weit verbreiteten Gebirgsmaſſen oder allgemeinen Lagerſtätten der Mineralien und enthalten in der Regel einzig und allein die Gänge oder beſondern Lagerſtätten der Foſſilien. Allein ganz falſch iſt es, wenn man die uranfänglichen Gebirgsarten oder Urgebirgsarten Ganggebirge nennt. Uebrigens ſcheinen die Gebirgsarten wenig Einfluß auf die Gang- und Erzarten

der darin angesetzten Gänge zu haben: denn man trifft die näml
Gangarten in den verschiedensten Gebirgen an. X.

Gangraena, der heiße Brand, wo in den absterbenden
dern noch Empfindung, Bewegung und Wärme ist.

Gant oder Vergantung, (vom Lat. quanti, wietheuer,)
öffentliche Verkauf, welchen die Obrigkeit mit den Gütern eines
schuldeten Unterthanen vornimmt; auch der Concurs des Schuld
selbst. Ganthaus, ein Versteigerungshaus, Gantmann,
Concursschuldner. Gantmeister, der Versteigerer, Auction
Gantproceß, der Concursproceß. Gantrecht, das Recht,
welchem der Concurs eröffnet wird. Gantregister, das Verz
niß derjenigen Sachen, die öffentlich versteigert werden sollen;
Auctionscatalog.

Ganymedes, ein Sohn des Tros und Urenkel des Dardan
des ersten Stifters von Troja, und der Kallirhoe, der Tochter des
mandros. Er war

— der Schönste der sterblichen Erdebewohner;
Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
Wegen der schönen Gestalt den Unsterblichen zugesellet. —

Jupiter entführte ihn unter der angenommenen Gestalt eines Ad
vom Berge Ida, und trug ihn sanft schwebend in den Klauen von
Erde zum Wohnsitze der Götter empor. Hier lebte er in der Gesellsc
der Unsterblichen, und sein Geschäft war, an der Tafel der Götter
Nektar einzuschenken, da Hebe sich dieses Amtes verlustig gemacht
te. Zum Ersatz für den Ganymed schenkte Jupiter dem Tros ein
spann unsterblicher Pferde, die Herkules in der Folge für die Befrei
der Hesione vom Laomedon sich bedung. Dichtern und Bildnern
dieser Mythus reichen Stoff zur Behandlung gegeben. Wir habe
Gemälden, Statüen, Kameen und Intaglio's noch Meisterstücke üb
welche diesen schönen, eben aus dem Knabenalter getretenen Jüngl
in reizender Anmuth darstellen. Man erkennt die Abbildungen
Ganymedes an der Phrygischen Mütze und an dem bei ihm befindlic
Adler, der entweder neben ihm steht oder ihn ergriffen hat, um
zum Olymp zu führen.

Ganz, s. Totalität.

Garamantit, ein edler Stein, der in Aethiopien und Cey
gefunden wird, auswendig dunkelfarben und glänzend, inwen
durchsichtig und mit kleinen goldfarbenen Flecken bezeichnet ist.

Garantie, die Gewährleistung, Bürgschaft; daher die G
rantie eines Friedens, wenn eine fremde Macht einen Fr
denstraktat aufrecht zu erhalten, und demjenigen Theile, welcher
über einen Bruch dieses Traktats beklagt, beizustehen verspricht. D
Garant, d. h. diejenige Macht, welche die Garantie übernimm
ist jedoch nicht befugt, sich demjenigen zu widersetzen, was in der F
ge die Theile, welche den Frieden geschlossen, in demselben geme
schaftlich abändern; dagegen ist er aber auch nicht gebunden, die
neuen Vertrag zu garantiren.

Garat (Pierre), Lehrer des Gesanges beim Conservatorium
Paris, ist von Geburt ein Gascogner. Von seiner frühesten Jug
an gewann er durch seine Mutter, die eine treffliche Sängerin war, G
schmack an der Musik, bekam den ersten Unterricht von Lamberti, u
vervollkommnete sich zu Bordeaux unter der Anleitung des berühmt
Franz Beck. Er war 15 Jahre alt, als er eine Sopranopartie mit b

Todi sang; und von jener Zeit an fühlte er die Gewalt der Musik, und lernte die Kunst, sie Andern fühlbar zu machen. Die Stimme Garats ist die bewundernswürdigste, welche je die Natur gebildet hat. Sie vereinigt die verschiedenen Eigenschaften aller Organe und aller unter den besondern Benennungen bekannten Stimmen. Er singt alle Vocal- und Instrumentalpartien mit gleicher Richtigkeit und Leichtigkeit. In den Bravourarien entwickelt er alle Hülfsmittel seines Talents und Organs, alle Wundergaben der Natur und Kunst, aber auch für das Cantabile, für die Romanzen, für gefühlvolle Arien weiß er die Reinheit und Simplicität des Ausdrucks anzuwenden, welche sie verlangen, und sich auf solche Verzierungen zu beschränken, deren sie fähig sind. Garat zeigte sich zum ersten Mal im J. 1795 öffentlich zu Paris in mehrern Concerten, zu denen er alle Musikfreunde hinzog. Die Bewunderung stieg aufs höchste, wenn man ihn an einem Abend eine Italienische komische Arie und eine dramatische Arie von Gluck vortragen hörte. Piccini, Sacchini, Salieri und Gluck selbst haben der Stimme Garats das glänzendste Zeugniß gegeben, vor allen aber Beck. „Wie sehr ist es Schade," sagte einst Legros in Gegenwart des letztern, „daß Garat ohne Musik singt!" Ohne Musik, rief Beck, ist Garat die Musik selbst! Eine ähnliche Antwort wurde auch von Sacchini gegeben. Es ist ein großer Irrthum, der lange geherrscht hat, daß Garat ohne Musik singe. Er hat auch zu der folgenden Anekdote Anlaß gegeben. Der Graf Guibert sagte einst vor dem Abbé Arnaud, indem er auf Asvedo und Garat zeigte: der eine ist das Werk der Kunst, der andere der Natur. Diese Bemerkung, sagte Arnaud dagegen, ist nicht richtig; um wie Garat zu singen, hat es eines langen Studiums bedurft, und die Kunst ist darin so nothwendig als die Natur. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser große Künstler seine Methode auf mehrere Schüler übertrüge, besonders für die Oper. Niemand versteht so vollkommen, wie er, den heutiges Tages fast vergessenen Vortrag der Werke Glucks. M.

Garat (D. J.), der Jüngere, Mitglied des Instituts, Professor der Geschichte am Pariser Lyceum, Deputirter des dritten Standes von Labour bei der Generalständeversammlung. Er erschien in der constituirenden Versammlung selten auf der Tribune, legte aber seine Meinungen in der Analyse der Sitzungen an den Tag, welche er in das Journal von Paris einrücken ließ. Den 5. Oktbr. 1792 wurde er zum Justizminister ernannt, und erhielt den Auftrag, Ludwig XVI. seine Verurtheilung anzukündigen. Den 18. März 1793 trat Garat in das Ministerium des Innern über, in welcher Stelle er viel zur Annahme der Constitution von 1793 mitwirkte. Den 15. August verließ er das Ministerium. Nach dem 9. Thermidor wurde er zum Mitgliede der Commission für den öffentlichen Unterricht und zum Lehrer an der Normalschule ernannt. Den 18. Fructidor kam er auf die Candidatenliste für Carnots und Barthelemy's Stelle, und ward hierauf Mitglied der Central-Jury des Seine-Departements. Im Februar 1798 ging er in der Eigenschaft eines Botschafters nach Neapel, benahm sich aber auf eine solche Art, daß seine Gesuche zu Gunsten der Sicilianischen Patrioten, welche verhaftet saßen, kein Gehör fanden. Er verließ diesen Hof bald wieder und nahm im Rathe der Alten Platz. Später wurde er in den Erhaltungssenat berufen und zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt, auch ihm die gräfliche Würde ertheilt. Seine Stelle als Mitglied des Instituts hat er, mit mehrern andern der Regierung mißfälligen Individuen, im Anfange des J. 1816 verloren. M.

Garcilaſo de la Vega (eigentlich Garcias Laſo de la V genannt der Fürſt der Spaniſchen Dichter, war im J. 1503 zu T geboren. Sein Vater war Commandador Mayor von Leon des Or von Santiago, Staatsrath des Königs Ferdinand des Katholi und Geſandter deſſelben bei Leo X.; ſeine Mutter war Donna Se Guzman. Beide Familien ſind ſehr alt, und wenn einer Nachri der Historia de las guerras civiles zu trauen iſt, ſo erhielten die G laſos ihre Zunamen von den Kämpfen, welche ſie in dem großen von Granada, Vega genannt, mit mauriſchen Helden beſtanden. allen Eigenſchaften ausgeſtattet, welche zu einem Dichter gehö fand Garcilaſo bald ſeine Beſtimmung. Die Lectüre der Alten, züglich der Römer, entwickelte ſeinen Geiſt. Boscan hatte ange gen, die Versarten und Sylbenmaße der Italiener in die Span Poeſie zu bringen. Garcilaſo ward ſein Nachahmer, vernichtete ſeine frühern Verſuche, und fing an, nur die Italiener zu kop Dieß gelang ihm ſo gut, daß er noch jetzt zu den beſten Spaniſ Dichtern gezählt wird, und zu denjenigen gehört, auf welche die nier ſtolz ſind. Seine Schickſale kann man zum Theil aus ſeinen nen Werken kennen lernen. Er hielt ſich eine längere Zeit in Ita auf, und durchreiſete darauf in den Dienſten Carls V. einen Theil Deutſchland. 1529 wohnte er dem Feldzuge gegen Soliman und dem gegen Tunis bei. In dem letztern wurde er am Arme verwun und lebte hierauf eine Zeitlang in Neapel. Im J. 1536 kommand er 11 Compagnien Fußvolk und marſchirte mit dem Kaiſer gegen M ſeille. Auf dem Rückzuge hielt ein mit Mauren beſetzter Thurm Armee auf, man ſagt, es ſey der Thurm Muy bei Frejus geweſen. Kaiſer gab den Befehl, ihn zu erobern. Garcilaſo wollte unter ſei Herrn Augen nicht als feig erſcheinen. Unter einem Hagel von S nen drang er mit der Pike in der Hand vor; kaum aber hatte er den auf die Leiter geſetzt, als er gefährlich am Kopfe verwundet zu Bo ſank. Man brachte ihn nach Nizza, und hier ſtarb er den 21ſten nach ſeiner Verwundung im 33. Jahre ſeines Alters. Sein Leichn wurde 1538 nach Toledo gebracht und in dem Grabmal ſeiner Fam beigeſetzt, nachdem er 2 Jahre in der Kirche des heil. Dominicus Nizza war aufbewahrt worden. Bedenkt man Garcilaſo's kurze bensdauer bei einem unſtäten und mühevollen Leben, ſo muß man b pelt über die Vollkommenheit ſeiner Gedichte erſtaunen und ſeinem nie die größten Huldigungen darbringen. Die Spaniſche Poeſie ihm unendlich viel zu danken, denn ohne ihn würde Boscan als A länder mit ſeinen Neuerungen um ſo weniger durchgedrungen ſe da er an Chriſtoval de Caſtillejo einen ſo furchtbaren Gegner fa Boscan war dafür ſo dankbar, die Werke ſeines Freundes mit der gr ten Sorgfalt zu ſammeln. Sie beſtehen aus Eclogen, Epiſteln, Od Liedern, Sonetten und einigen kleinern Gedichten. M.

Gardel (Pierre Gabriel), geboren zu Nancy im Departeme de la Meurthe, war der Sohn C. Gardels, Balletmeiſters des Kön von Polen, und debutirte in der königlichen Akademie der Muſik in Oper L'union de l'amour et des arts im J. 1774. Nach dem Tode ſ nes ältern Bruders im J. 1781 wurde er zum erſten Balletmeiſter d Königs und der Akademie der Muſik ernannt. Das Studium d Tonkunſt und Pantomime hinderte ihn nicht, auch die Muſik mit Sor falt zu treiben, für die er eine beſondere Neigung hatte. Imbaul ein Schüler des berühmten Gaviniès, war ſein Lehrer auf der Violi

Im J. 1781 ließ er sich in einer Kirchenmusik hören, und das Jahr darauf spielte er auf dem Theater von Hay-Market während einer Reise nach London. Nachher hat er sich mehrere Mal in Paris hören lassen, und unter andern in dem Ballet la Dansomanie, in welches er ein Solo eingelegt, das er bis zu dem Augenblick ausgeführt hat, wo er aufhörte, auf dem Theater zu erscheinen. Im J. 1802 wurde Gardel von Bonaparte, als erstem Consul, zu seinem Balletmeister ernannt. Die Zahl seiner Pantomimen und Ballets ist sehr groß, und die ausgezeichnetsten Componisten, Mehul, Cherubini, Miller, Kreuzer, Catel u. A. haben ihr Talent mit dem seinigen vereinigt, um etwas Ausgezeichnetes und Treffliches zu leisten.

Garrick (David), vielleicht der größte Schauspieler, dessen sich je die Bühne erfreut hat, war 1716 zu Heresford geboren, wo sein Vater, Capitain bei der Engl. Infanterie, auf Werbung lag. Seine ursprünglich Normannische Familie, welche La Garique hieß, hatte sich zur Zeit des Edikts von Nantes nach England geflüchtet. Garricks Talente für die Schauspielkunst entwickelten sich früh. In den Schulwissenschaften machte er keine großen Fortschritte, wiewohl er im J. 1735 dem Unterricht des gelehrten Johnson übergeben ward; eben so wenig konnte er bei seiner lebhaften Phantasie an dem trockenen Studium der Rechtsgelehrsamkeit Geschmack finden. Sein wenig begüterter Vater schickte ihn darauf nach Lissabon, wo er einige Zeit auf dem Comtoir eines Kaufmanns arbeitete, und nach dem Tode des Vaters unternahm er mit seinem Bruder gemeinschaftlich einen Weinhandel, gab aber auch diesen bald wieder auf, und trat im Sommer 1741 in die Laufbahn, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Er ward Mitglied einer werdenden Schauspielergesellschaft und debütirte zu Ipswich in der Rolle des Abran im Trauerspiel Oronoko. Der Beifall, den sein meisterhaftes Spiel in der Provinz erwarb, verbreitete sich nach London, wohin man ihn berief. Er spielte nunmehr wechselsweise in London und Dublin, bis er im J. 1747 in Verbindung mit Lacy das Eigenthum des Drury-Lane Theaters nebst der Erneurung des Privilegiums kaufte und die Direktion desselben übernahm. Hier spielte er bis 1776, von welcher Zeit er jedoch zwei Jahre (1763 bis 1765) zu Reisen anwendete. Den 10. August 1776 betrat er zum letzten Male in der Rolle des Don Felix in dem Wunder, einem Lustspiele der Madame Centlivre, das Theater. Hierauf begab er sich auf sein reizendes Landhaus bei London, konnte jedoch der Ruhe desselben nicht ungestört genießen, da er von heftigen Steinschmerzen befallen ward, und starb im J. 1779. In einem Alter von 30 Jahren hatte er sich mit der berühmten und überaus schönen Tänzerin Violetti verheirathet. Er war klein von Person, aber wohl gebaut und gut gebildet; hatte schwarze lebhafte Augen und eine reine melodische Stimme. Seine Gestalt, seine Mienen hatte er auf das bewundernswürdigste in seiner Gewalt; jede Leidenschaft stand ihm zu Gebote, alles war an ihm voller, treffender Ausdruck derselben. Daher war er auch gleich groß im Tragischen und im Komischen, wiewohl das letztere eigentlich sein höchster Triumph war. Lichtenberg, der ihn selbst sah, hat uns äußerst schätzbare Bemerkungen über einige seiner Rollen mitgetheilt. Wie genau Garrick den Ausdruck der Leidenschaften bis in die kleinsten Details kannte und beobachtete, beweist folgendes Urtheil von ihm. „Sie haben," sagte er einst zu einem französischen Schauspieler, „die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit und dabei mit Anstand gespielt, nur — wenn sie

mir diesen kleinen Tadel verzeihen wollen — Ihr linker Fuß i
nüchtern." Von der Gewalt, die Garrick über seinen Körp
te, zeugt folgende Anekdote, die er selbst erzählt hat. Der ber
Verfasser des Tom Jones war gestorben, als man den Druck
Werke vollendete; man wünschte sein Portrait dazu zu besitzen
Garrick versprach, es zu schaffen. Er ging hierauf zu seinem F
Hogarth, begab sich bei demselben in ein Nebenzimmer, wickel
in einen Mantel, den er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und
ganz die Physiognomie Fieldings an. Eben so veränderte er
Stimme, rufte dann Hogarth, und bat ihn zu malen. Hog
erschrickt, er glaubt Fielding selbst zu sehen. „Eile, mich zu mal
sagt ihm Garrick. Dieser thut es; und dieß ist das Portrait, d
der Englischen Ausgabe vor Fieldings Werken steht. Außer s
Verdiensten als Schauspieler, trug Garrick als Schauspieldirekto
gemein viel zur Verbesserung der Englischen Bühne bei. Auc
Schriftsteller bewies er sich thätig, sowohl in Verfertigung eigener
ke, die nicht ohne Schönheiten sind, als auch in Umarbeitung, V
derung und Uebersetzung fremder Arbeiten. Die Anzahl seiner
Theil trefflichen Prologen, Episteln und andern Gedichte ist gleich
sehr beträchtlich. Nach einer Nachricht im Deutschen Museum (1
soll er auch ein Werk über den mündlichen Vortrag hinterlassen ha
Sein Leichnam wurde von vier der vornehmsten Engländer getra
und in der Westminster Abtei an dem Fuße eines Denkmals, das
Andenken Shakespears errichtet ist, beigesetzt. Er hinterlie
sehr großes Vermögen, das er theils seinem Glücke, theils se
Sparsamkeit, die oft an den Geiz gegränzt haben soll, zu danken h
Eine Beschreibung seines Lebens von Davies ist auch ins Deutsche ü
setzt.

Gartenkunst. Gärten. Herder in seiner Kalligone ne
die Gartenkunst die zweite freie Kunst des Menschen, Baukunst di
ste. „Ein Bezirk," sagt er, „wo jedes Land und Beet das Seine
seiner Art das Beste trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf
Moor, keine verfallene Hütte, keine unwegsame Wüstenei von
Trägheit ihrer Bewohner zeugt; — wo diese schöne Kunst ein Land
schönt, bedarf es keiner Bildsäulen am Wege: lebend kommen uns
allen ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvan
Flora entgegen. Die Kunst ist zur Natur, die Natur zur Kunst gew
den, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß. Glück
die Menschheit, die an Bemühungen und Gegenständen dieser Art Fr
de zu haben, frühe gewöhnt ward. In der Natur Harmonie und D
harmonie zu unterscheiden, den Charakter jeder Gegend kennen und
brauchen lernen, mit dem regen Triebe, das Schöne der Natur alle
halben zu erhöhen und zu versammeln; wäre dieß keine schöne Kun
so gäbe es keine." Es wird darauf ankommen, was man unter schö
Kunst versteht. Das Schöne vergnügt, gefällt; nicht alles aber, w
vergnügt und gefällt, ist darum auch schön. Das Angenehme, das N
liche, das Gute gefällt auch, ohne darum schön zu seyn. Ein wohl
pflanzter Gemüsegarten, ein gut bestelltes Saatfeld, sind unstreit
sehr nützliche Gegenstände, können auch sehr angenehm seyn durch d
Eindruck, den ihr bloßer Anblick macht; ich werde mich dabei des mens
lichen Fleißes, der nützlichen Thätigkeit freuen, durch den Gedank
an das Gedeihen dessen, woran meine physische Erhaltung einmal
knüpft ist, wohl gar gerührt werden: allein das alles macht diesen G

den und dieses Feld noch nicht zu schönen Gegenständen. Selbst ein Blumengarten, worin sich des eigentlich Nützlichen nichts, sondern blos eine Menge der lieblichsten Blumen fände, die den süßesten Wohlgeruch ausdufteten, worin ich zwar gern verweilen werde, weil die Gestalt, die Farben, die Düfte der Blumen mich ergötzen, erweckt an sich allein noch nicht das Gefühl des Schönen, wie viele schöne Blumen auch darin seyn mögen. Dieß ist so wahr, daß Herder selbst nicht umhin konnte, über das Angenehme, Nützliche und Bequeme hinaus zu gehen. Wenn er fodert, daß die Gartenkunst den Charakter der Gegend kenne und gebrauchen lerne, das Schöne der Natur erhöhe und versammle, Harmonie und Disharmonie unterscheide, so fodert er lauter Dinge, die von dem blos Angenehmen, Nützlichen und Bequemen sehr verschieden sind, die mit dem Bedürfniß der Sinne und der Sinnlichkeit, worauf er doch zuerst hauptsächlich sah, nichts gemein haben. Hätte er darüber nur etwas schärfer nachdenken wollen, so würde er sich leicht überzeugt haben, daß die Gartenkunst als schöne Kunst der Entstehung nach schwerlich die zweite gewesen sey. Zwar hat man frühzeitig schon gestrebt, die Gärten auch zu verschönern: allein von da bis zur Entstehung der wirklich schönen Gartenkunst verstrich doch in der That ein ungeheurer Zeitraum. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieser Kunst wird dieß beweisen. Die so gepriesenen schwebenden Gärten der Babylonier mochte man immerhin zu den Wundern der Welt zählen; das, worüber man sich verwundert, braucht nicht eben schön zu seyn. Künstliche Erhöhungen, unten auf Pfeilern ruhend, oben in dem aufgetragenen Erdreich mit Bäumen bepflanzt, in verschiedene Absätze vertheilt, und durch eine gewisse Wasserkunst befruchtet, sind zwar etwas Seltsames, was Erstaunen erregen kann, schwerlich aber ein Garten, oder gar ein schöner Garten. Die Gärten der Perser (Paradiese) nennt Xenophon lustige Plätze, fruchtbar und schön; es scheint aber, daß sie mehr natürlich angenehme Plätze, voll freiwillig wachsender Fruchtbäume, Pflanzen und Blumen, als mit Absicht und nach einer Regel angelegte Gärten waren. Ob die Griechen, Meister in allen übrigen bildenden, architektonischen und Verzierungskünsten, nur allein in der Gartenkunst zurückgeblieben seyen, ist eine noch unentschiedene Frage, an die sogar nur wenige Alterthumsforscher gedacht haben, weshalb man um so mehr bedauern muß, daß der gelehrte und geschmackvolle Böttiger seine Racemationen zur Gartenkunst der Alten nicht fortgesetzt hat (s. N. Teutsch. Merk. 1800. Stck. 2. 3.). Die gepriesenen Gärten des Alkinoos (Odyssee 7. 112—132) waren indeß doch nichts anders als gut angelegte, angenehme Obst- und Weinpflanzungen, nicht ohne Blumen. Romantischer ist allerdings die Grotte der Kalypso (Odyss. 5, 63—73), doch aber wohl nur Natur- nicht Kunstanlage. Die gewöhnlichen Gärten, welche die Griechen an ihren Meiereien und Landgütern hatten, glichen mehr oder weniger denen des Alkinoos; für das Nützliche und Angenehme, Küchen- und Gartengewächse, Obst, Blumen, schattige Bäume und Bewässerungen war vor allem und allein gesorgt. Hohe, schattige Platanen, kühlendes Quellwasser, einige Statuen waren die einzigen Schönheiten in den Gärten der Philosophen zu Athen. Selbst die Beschreibungen der Gärten in den spätern Griechischen Romanschreibern verrathen noch nichts von schöner Gartenkunst, und es wäre da wohl noch zu untersuchen, ob nicht eben die Ursachen, welche bei den Alten die Landschaftmalerei verhinderten, auch auf Entstehung einer schönen Gartenkunst hindernd eingewirkt ha-

den. Sie standen zur Natur in einem andern Verhältniß, als
Selbst die Grotten (Nymphäen) verdanken ihren Ursprung nur
Bedürfniß nach Kühlung. Naturgrotten gaben die Veranlassun
künstlichen Grottenzimmern, dergleichen man in Rom auch in
Stadtpalästen anlegte, und worin man die Natur, wie Plinius
mit hangendem und zerfressenem Gesteiu nachkünstelte. Eine angel
Grotte ist aber übrigens noch kein schöner Garten, und daß es den
mern daran mangelte, beweisen mehrere Stellen ihrer Schriftste
und die Nachrichten, die uns von ihren Gärten selbst übrig sind.
der Vorzeit, sagt Seneca, hatten sie nicht Häuser gleich Städ
Athem und freier Hauch im Offenen, und sanfter Schatten von
und Baum, und durchsichtige Quellen und Bäche, nicht durch Ar
noch Röhre, noch gezwungenen Weg veraltet, sondern freiwillig
fend, und Wiesen in kunstloser Schönheit, und hiezwischen eine l
liche Wohnung, bäuerlich geschmückt. Wie kontrastirt mit di
Schilderung die Beschreibung, welche Plinius von seiner Villa lief
Wahr ist es, man findet da alle Bequemlichkeit, Sicherheit, Sch
gegen jede üble Witterung, angenehme Mischung von Kühle und W
me; alles Lobenswerthe bezieht sich aber lediglich auf die Gebäu
nicht auf den Garten, der mit seinen Legionen von Buchsfiguren m
der ganzen Behandlung des Terrains möglichst geschmacklos war. N
dem Garten Luculls sagt Varro, daß er nicht durch Blumen und Fr
te, sondern durch Gemälde der Villa sich ausgezeichnet habe. N
ungegründet dürfte Hirschfelds Vermuthung seyn, man habe geglau
sich mit der Fruchtbarkeit des Bodens, und dem Reiz der Aussicht
den besonders die Villen auf den Anhöhen und an den Meeresuf
hatten, begnügen zu können, und der Verschönerung der Gärten
niger Sorge schuldig zu seyn. Und als nachher die Menge der Vi
den Boden zu vereugen anfing, mußte es wenigstens in vielen Geg
den an Raum zu ausgedehnten Gärten mangeln. Nachdem aber
Weströmische Reich durch Barbarenschwärme umgestürzt war und g
Europa eine neue Gestalt erhielt, wobei Künste und Wissenschafte
Verfall geriethen, war keine Zeit, der Gartenkunst einen Platz in
Reihe der schönen Künste zu verschaffen. Geschah doch kaum etwas
die Landwirthschaft, wie viel weniger für die Gartenkunst im höhe
Sinn. Carl der Große richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf
Gartenbau, seine Anordnungen erstreckten sich aber nicht über ei
Nutzgarten hinaus. (Antons Gesch. der Deutsch. Landwir
schaft). In Italien fing man, zur Zeit der Wiederherstellung
Künste und Wissenschaften, auch wieder an, Lustgärten anzuleg
deren einige so berühmt wurden, daß man sie in Abbildungen dar
stellt hat. Sie mögen angenehm genug gewesen seyn, es fehlt a
viel, daß sie schöne Gärten gewesen wären. Aber auch dieser bes
Geschmack verbreitete sich nicht über die Gränzen Italiens hinaus,
so konnte im Zeitalter Ludwigs XIV. ein unbegreiflicher Ungeschmack
der Gartenkunst von dem tonangebenden Frankreich her über Eur
herrschend werden. Le Nôtre war der Urheber dieses Ungeschma
Der Charakter der sogenannten Französischen Gärten ist e
abgemessene Regelmäßigkeit nach den Gesetzen der Symmetrie, B
mußte gegen Beet, Baum gegen Baum, Hecke gegen Hecke stehe
alle Gänge einander parallel laufen, und die eine Hälfte des Garte
genau so seyn, wie die andere. Darin herrschte nun, bei einer lobe
werthen Reinlichkeit, die höchste Unnatur. Bäume und Hecken mußt

sich dem Zwange der Scheere fügen, denn kein Zweig durfte länger, kein Baum höher wachsen, als der andere; auch mangelte es nicht an ausgeschnittenen Figuren, und statt der Blumen sah man Beete mit bunten Steinen und Porcellanscherben. An dieser Thorheit nahmen zuerst die Engländer ein Aergerniß. Addison schrieb in dem Zuschauer seinen berühmten Versuch über die Gartenkunst, Pope machte in seinem vierten kritischen Brief die Schnörkelwerke und Puppenspiele dieser schnurgerechten Gartenkunst lächerlich, und legte den Garten in seiner kleinen Villa zu Twickenham in besserm Geiste an; eine Menge folgte nach, und die Praxis eilte der Theorie voraus (s. die Geschichte der neuern Gartenkunst von Hor. Walpole in dessen Werken übersetzt von A. W. Schlegel, S. 334). Diese neue Art von Gartenkunst verwarf allen Anschein von Regelmäßigkeit; überall sollte nur die Natur zu sehen seyn, und man entwarf ein System der verschönerten Natur durch Nachahmung natürlicher Landschaften, welches aber freilich ebenfalls, wiewohl von der entgegengesetzten Seite, in Fehler verfiel. Besonders seitdem man mit der orientalischen, eigentlich chinesischen, Gartenkunst bekannt worden war (Chambers über die orientalische Gartenkunst, übersetzt von Ewald, Gotha, 1775), blieb Uebertreibung nicht aus, und eine wilde Unnatur trat an die Stelle der allzugeregelten Französischen, worin es doch auch nieder an Spielereien und Puppenwerk aller Art nicht fehlt. Wer kennt nicht den Wust von Gebäuten, die man in sogenannte Englische Anlagen stopfen zu müssen glaubte! Nicht blos Urnen und Grabmäler, auch Chinesische, Türkische und Neuseeländische Tempel, Häuser und Hütten, Burgen, Klöster, Einsiedeleien, Ruinen mußten da seyn, und um die Natur recht gefreu zu haben, abgestorbene Bäume und Steinhaufen; eine Hundehütte wurde zum Palaste, ein Stall zum Tempel, Hängebrücken, auf denen man den Hals zu brechen fürchtet, dumpfe Grotten, feuchte Gänge, stinkende Moräste, welche Seen vorstellen sollten, alles das und weit mehr noch wurde öfters in einen engen Raum so zusammengepreßt, daß es schien, als habe man eine Musterkarte des Sonderbaren aller Nationen zur Schau stellen wollen. Und ein solches Machwerk schämte man sich nicht, einen Naturgarten zu nennen. Man würde freilich Unrecht thun, wenn man alle Englischen Anlagen für so geschmacklos halten wollte; allein wir haben doch gesehen, wozu sie führen konnten. Und an diesem Punkte stehen wir jetzt. Dürfen wir nun wohl sagen, schöne Gartenkunst sey der Entstehung nach die zweite schöne Kunst? Scheint es doch fast, als wäre sie jetzt noch nicht vorhanden. Wenigstens darf man es manchen Aesthetikern so gar übel nicht nehmen, wenn sie die Gartenkunst lieber in die Reihe der angenehmen, als der schönen Künste zählen. Sind doch selbst mehrere solcher Aesthetiker, welche die Gartenkunst in der Reihe der schönen Künste aufführen, in Verlegenheit, zu entscheiden, welche Art von Gartenkunst denn nun eigentlich die schöne genannt zu werden verdiene. Gewöhnlich entscheiden sie sich für die, welche im Großen darstellt, welche Landschaften schafft. So könnte denn ein kleinerer Garten nicht auch ein schöner Garten werden? Ist denn nur das Heldengedicht ein schönes Gedicht, nicht auch das kleine Idyll, das kurze Lied? Hier herrschen, auf welche Seite wir uns auch hinwenden mögen, Vorurtheile der verschiedensten Art. Hätte man nicht bisweilen gedacht, man müßte eben eine Landschaft anlegen, so würde man nicht darauf verfallen seyn, sie in den Raum von einigen Morgen Land einzuschließen, wodurch die Kunst, statt der beabsichtigten Natur, nur um so greller in die Augen sprang. „Nichts," sagt Aikin, „entfernt

sich mehr von der Natur, als wenn man ihre großen Werke im Kl
nachbildet. Alle Täuschung hört im ersten Augenblick auf, und der r
tigste Garten erscheint als ein Kinderspiel. Lassen wir aber vo
Hand dieß dahingestellt, und fragen: was ist es, das der landsc
lichen Natur Ansprüche auf Schönheit gibt? Auf keinen Fall etwa
deres als ein gewisser ästhetischer Charakter derselben, des Erhab
Großen, Schauerlichen, Furchtbaren, oder des Lieblichen, Anm
gen, Niedlichen, des Romantischen, Idyllischen, Schwärmerische
s. w., wodurch wir bei der Betrachtung in eine analoge Gemüths
mung versetzt werden. Fragen wir nach den Ursachen davon, so fi
wir diese in der Verbindung einzelner Naturgegenstände zu einer ha
tischen Einheit, welche die Einbildungskraft leicht auffaßt. Diese
heit ist entweder Einheit der Ansicht des auf ein Mal Anschaul
für den auffassenden Sinn selbst aus einem bestimmten Gesichtspu
oder Einheit der Uebersicht des successiv Aufgefaßten für die Ei
dungskraft des wandelnden Betrachters. Wenn nun die Natur in t
Landschaften dem Gartenkünstler das Urbild darstellt, folgt dann hie
nicht nothwendig, daß er auf zweifache Weise seinen Zweck erreichen
ne, entweder indem er eine auf ein Mal anschauliche Einheit fü
auffassenden Sinn, oder eine successiv-wahrnehmbare für die
bildungskraft darstellt? Demnach brauchte es eben nicht eine Landsc
selbst zu seyn, in welcher die Gartenkunst sich als schöne Kunst bewä
sondern schon in einer landschaftlichen Partie kann sie es, womit denn
kleinere Gärten von den schönen Gärten nicht ausgeschlossen blei
Wir erklären mithin die Gartenkunst als diejenige schöne Kunst, w
mehrere Naturerzeugnisse im Raume zusammenstellt, damit der Beoba
sie entweder auf einmal, oder durch seine Bewegung nach und nach in
Zeit als ein Ganzes von einem bestimmten ästhetischen Charakter in
Einbildungskraft auffasse. Die von der Natur, entlehnten Materia
müssen also dem Betrachter eben so wohl, wenn er in Ruhe einen
stimmten Gesichtspunkt wählt, als wenn er im Umherwandeln den
sichtspunkt fortwährend verändert, als schönes Ganzes gefallen, un
muß dadurch entweder in ein bestimmtes ästhetisches Gefühl versetzt w
den, oder wenn mehrere solche in ihm abwechseln, müssen sich diese
am Ende in Eine Harmonie auflösen. Mag nun aber der Betrachter
nen Gesichtspunkt wählen, oder wandelnd diesen verändern, so muß
Gartenkünstler für ihn stets Landschaftsmaler seyn, und wie dieser
solche Gegenstände vereinigen, deren Daseyn neben einander, d
Form, Gruppirung, Harmonie der Farben, Perspektive u. s. w.,
bestimmtes ästhetisches Gefühl zu erregen fähig ist. Erhalten dann
sere Ideen auch keine so bestimmte Richtung als in der Poesie und
Plastik, so erhalten sie doch eine ästhetische Stimmung, ähnlich d
welche die Musik erregt. Ob der Gartenkünstler nicht sogar in mancher H
sicht Vortheile vor dem Landschaftsmaler voraus habe, lassen wir da
gestellt, genug, daß wir erkennen, es könne wohl noch einen and
Grund haben, als den, daß die Gartenkunst Landschaften schaffen so
warum man ihr den Namen Landschaftsgärtnerei (Landsca
Cardening) ertheilt habe. Da die Brittischen Garten-Aestheliker die
Namen beliebt haben, so wollen wir ihn um so lieber benutzen, unter d
sem Artikel das hier Begonnene zu beendigen, weil dann, was üb
Landschaft dabei zu wissen nöthig ist, sogleich damit verbunden werd
kann. Uebrigens wollen wir diesen Artikel nicht schließen, ohne n
Dank eines Mannes zu gedenken, der um die Gartenkunst sich so vielfa

Verdienste erworben hat. Hirschfelds Theorie der Gartenkunst (Leipz. 1779. 5 Bde. 4. Mit Kupf.) ist im Ganzen immer noch ein unübertroffenes Werk. Wer nicht blos in den Gärten, sondern auch über die Gärten ästhetisch unterhalten seyn möchte, der wird in den didaktischen Gedichten, welche über diesen Gegenstand Watelet, Masson, Marnezia und Delille geliefert haben, mannigfaltigen Genuß finden. dd.

Gärtner (Carl Christian), wurde den 12. November 1712 zu Freiberg im Erzgebirgischen Kreise Sachsens geboren, wo sein Vater Postmeister und Kaufmann war. Auf der Meißner Fürstenschule schloß er den Bund der Freundschaft mit Gellert und Rabener, welche in der Folge immer inniger ward. In Leipzig fanden sich die drei Freunde als akademische Bürger wieder zusammen. Außer den Studien ihres Berufs waren alle drei von einer gemeinschaftlichen Lieb zu den schönen Wissenschaften beseelt. Gottsched stand damals an der Spitze der Reformatoren des Deutschen Geschmacks, und sein Freund Schwabe gab die Belustigungen des Verstandes und Witzes heraus, die ungeachtet ihrer großen Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit, doch bei dem damaligen Zustande der Deutschen Literatur manches Gute wirkten. Hier deponirte Gärtner die Erstlinge seiner Muse, und seine Gedichte gehörten zu den besten dieser Sammlung. Unter Gottscheds Aufsicht arbeitete er auch an der Uebersetzung des Bayleschen Wörterbuchs und verdeutschte einige Bände von Rollins Geschichte. Aber bald sammelte er einen Kreis junger selbstständig aufstrebender Geister um sich her, denen die Armseligkeit der Gottschedschen Schule bald in ihrem rechten Lichte erschien. In dem Gefühl, etwas Besseres leisten zu können, vereinigte sich Gärtner mit seinen Freunden Joh. Andr. Cramer, Adolph Schlegel und Rabener zur Herausgabe der Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, welche bald allgemeines Aufsehn erregten. Zu ihnen gesellten sich nach und nach Ebert, Giseke, Zachariä, Gellert, K. A. Schmid, Klopstock u. A. Mit reger Kraft strebten diese edelgesinnten Jünglinge nach dem Lorbeer der Dichtkunst, und bildeten schon in den Jahren eigenen Lernens einen Zirkel, der bald darauf ihr Vaterland belehrte. Wenn Gärtner von den Meisten in der Folge an schriftstellerischem Ruhm übertroffen ward, so hatte er in jener Bildungsperiode das große Verdienst um sie, durch Urtheil und Rath sie geleitet und ermuntert zu haben. Um das Jahr 1745 verließ Gärtner Leipzig nach einem langen und thätigen Aufenthalt daselbst, und ging als Führer zweier jungen Grafen nach Braunschweig, wo er sich bald so viele Gönner erwarb, daß er zwei Jahre darauf an dem herzoglichen Collegium Carolinum als Professor angestellt wurde. Ein günstiges Schicksal führte mehrere seiner gelehrten Freunde an dieses Institut. Gärtner wurde hier Professor der Beredsamkeit und Sittenlehre, und hielt zugleich Vorlesungen über den Virgil und Horaz. In diesem Amte erwarb er sich bleibende und fortwirkende Verdienste, und konnte, unablässig mit seinen Amtsarbeiten beschäftigt, zumal bei seinen strengen Foderungen, kein fruchtbarer Schriftsteller werden. Zufrieden mit seinem Schicksal, erreichte er ein hohes Alter, ohne die Beschwerden desselben, und konnte seine Thätigkeit bis an das Ziel seines Lebens fortsetzen. Sein Fürst, der ihn achtete, ernannte ihn 1775 zum Canonicus des Stifts St. Blasii zu Braunschweig, so wie er 1780 den Charakter eines herzogl. Braunschweigischen Hofraths erhielt. Nachdem er sein Lehramt fast 43 Jahre

lang mit musterhafter Treue verwaltet hatte, starb er den 14. Febr
in einem Alter von 81 Jahren.

Garve (Christian), einer der würdigsten, durch seine Sch
verdientesten Philosophen des verflossenen Jahrhunderts, gebo
Breslau den 7. Jan. 1742, verlor seinen Vater, Besitzer einer Fär
frühzeitig; seine Erziehung war daher seiner Mutter, einer vort
chen Frau, überlassen, die ihre Pflichten als Mutter und Erzieher
wissenhaft und treulich erfüllte. Garve war zum Theologen besti
allein seine körperlichen Umstände nöthigten ihn, diesen Plan au
ben. Im 21. Jahre ging er nach Frankfurt an der Oder, um Bau
tens Philosophie zu studiren; da dieser aber bald starb, ging er nach
Jahre nach Halle, befleißigte sich hier der Mathematik, studirte
noch eine geraume Zeit in Leipzig, wo Gellert, Weiße u. A.
Freunde wurden. Im 25. Jahre (1767) verließ er die Universität
kehrte mit Kenntnissen, Sittlichkeit und Tugend geschmückt, zu
Mutter zurück, wo er von 1767 bis 1768 anhaltend fleißig arbeitet
daß er sich, nach dem Geständniß seiner Mutter, die ersten hypocho
schen Zufälle zuzog. Nach Gellerts Tode wurde Garve auß
deutscher Professor der Philosophie zu Leipzig, las einige Jahre Col
über reine Mathematik, Logik u. s. w.; allein seine schwächlichen
fundheitsumstände bewogen ihn, nach einigen Jahren das Amt e
akademischen Docenten niederzulegen: und so begab er sich 1772, un
seine würdigen Leipziger Freunde, Weiße, Reiz, Zollikofe
u., verlassend, wieder in seine Vaterstadt Breslau zurück. Im
Jahren 1770 bis 1780 ward er theils durch seine mit Anmerkungen b
cherten Uebersetzungen des Burke über das Erhabene und Schöne,
Moralphilosophie von Ferguson u. s. w., theils durch seine ei
1779 gesammelten Abhandlungen in der philosophischen Welt immer
kannter und beliebter, bis er endlich durch Friedrich II. (der, d
Herrn von Paczensky auf Garve aufmerksam gemacht, diesen selb
sich kommen ließ, und mehrere interessante Unterhaltungen mit ihm
te) zu einer Uebersetzung des Cicero von den Pflichten aufge
dert wurde, die er 1779 in Charlottenbrunn begann, aber, durch Kr
lichkeit abgehalten, erst 1783 erscheinen lassen konnte. Von der W
tigkeit und Brauchbarkeit dieses Werkes zeugen die schnell hinter ein
der (von 1783 bis 1792 vier Mal) erfolgten Ausgaben. In den l
ten Jahren seines Lebens drängten sich die alten Uebel, Hypochond
Nervenschwäche u. s. w. um so stärker herzu, da er nun auch seine würd
Mutter (1792) und mehrere seiner geliebtesten Freunde, seinen Zoll
fer (schon 1788) und seinen Paczensky (ebenfalls 1792) durch den
verloren hatte. Seine körperlichen Leiden nahmen zu, dennoch ert
er sie mit der größten Standhaftigkeit; und diese selbstständige Gott
gebenheit behauptete er bis an seinen Tod, den 1. Dec. 1798, (welc
durch eine eben so schmerzhafte als widrige Krankheit den Gesichtskrei
beschleunigt wurde. Garve war überhaupt ein Mann von einem
benswürdigen Charakter, aestimmt für den Genuß der Freundschaft u
Geselligkeit. An seiner Bildung hatte seine sehr achtungswerthe M
ter vielen Antheil, welches er auch mit dankbarer Liebe anerkannte.
Philosoph hat er sich nicht durch tiefsinnige Untersuchungen und neue E
deckungen oder Umgestaltungen, wohl aber durch seine Bemerkungen
wohlgefällige Darstellungen ausgezeichnet. Seine Philosophie war
her mehr Lebens- oder Popularphilosophie, aber im edle
Sinne des Worts, indem er nicht blos bei der Oberfläche stehen blie

sondern nach einer gründlichen und zusammenhangenden Erkenntniß der Dinge strebte. Als Schriftsteller hat er sich nicht nur durch eine Menge eigner Schriften (worunter seine Abhandlungen über den Charakter der Bauern, über die Verbindung der Moral mit der Politik, über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben; über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre, desgleichen über Gellert's und über Hollikofers Charaktes, die merkwürdigsten sind), sondern auch durch Uebersetzung vortrefflicher Werke aus dem Griechischen (Aristoteles Ethik und Politik), dem Lateinischen (Cicero's Bücher von den Pflichten mit trefflichen Anmerkungen und Abhandlungen) und besonders dem Englischen (außer den oben genannten Gerard's Versuche über das Genie, Payley's Grundsätze der Moral und Politik u. s. w.) verdient gemacht. Seine Schreibart ist richtig, klar, einfach und edel, so daß er mit Recht zu den klassischen Schriftstellern unsers Volks gezählt werden kann. Seinen schriftstellerischen Charakter hat Manso in einem eignen Programm, das Garve's Namen an der Stirne trägt, und auch in den Schlesischen Provinzialblättern vom J. 1799 abgedruckt ist, gut gewürdigt. Ausführlichere Nachrichten von seinem Leben findet man in Schlichtegroll's Nekrolog auf das J. 1798. B. 2. S. 237 ff.

Gas. Mit diesem Namen bezeichnet man alle bleibend-elastische Flüssigkeiten, das heißt jede Flüssigkeit, welche, unter einen größern Druck versetzt, sich in einen kleinern Raum zusammenzieht, ohne dadurch tropfbar flüssig zu werden, und beim Vermindern dieses Drucks sich wieder in einen größern Raum ausdehnt; und welche durch keinen bekannten Grad von Kälte in tropfbare Gestalt gebracht werden kann: also luftförmige Körper, welche unter jedem Druck und in jeder Kälte luftförmig bleiben, wodurch sie sich von den gleichfalls elastisch-flüssigen Dämpfen unterscheiden. Alle Luft, glaubte man ehemals, sey von einerlei Art und Natur. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an sich zu überzeugen, daß es unter den luftförmigen Flüssigkeiten eben so wesentlich verschiedene gibt, als unter den tropfbaren Flüssigkeiten, von denen z. B. Niemand Wasser, Oele, Quecksilber u. dergl. m. für dieselbe Flüssigkeit nehmen wird. Gewöhnt, unter Luft das Wasser zu verstehen, welches das Luftmeer ausmacht, auf dessen Boden wir leben, wie viele Seethiere auf dem Boden des Meeres, wollte man die neuen künstlichen Luftarten anfangs nicht für eigentliche Luft erkennen, und nannte sie Gas, ein Name, der von dem Deutschen Worte Gesch herstammt (Gesch des Biers u. s. f.), und den schon ein älterer Alchemister, Johann Baptist von Helmont, gebraucht hatte, um seinen sogenannten spiritus sylvestris zu bezeichnen. Jedes Gas besteht aus einem wägbaren Körper, welcher durch das Princip der Wärme expandirt ist, und die elastische Flüssigkeit erhalten hat. Die eigenthümlichen Eigenschaften desselben hängen von dem erstern Körper, die jedem Gas gemeinschaftlichen Eigenschaften von dem Wärmestoff ab. Jedes Gas hat ein ihm eignes specifisches Gewicht, und sie sind darin bedeutend verschieden, wenn sie gleich alle mehrere 100 Mal specifisch leichter als Wasser sind. Alle Arten von Gas sind durchsichtig, die mehrsten auch farbenlos, und daher nicht anders sichtbar, als wenn sie in Blasengestalt durch tropfbare Flüssigkeiten entweichen. Die Dichtigkeit jedes Gases ist dem Drucke, unter welchem es steht, bei übrigens gleichen Umständen proportional; und jedes Gas wird bei einerlei Erwärmung unter übrigens

gleichen Umständen um gleiche Theile seines anfänglichen Ra
ausgedehnt, und zwar bei Erwärmung von dem Frostpunkte bis
Siedepunkte des Wassers um 0,375 desjenigen Raums, den es be
Temperatur des Frostpunktes einnahm. Jedem Gas kann sein
barer Bestandtheil durch chemische Verwandtschaft anderer Körpe
demselben entzogen, und er dadurch fixirt werden, indem er mit ein
dieser Körper Verbindungen von fester Gestalt, so gut als mit an
von flüssiger Gestalt, zu bilden vermag. Und dabei wird der Wärme
des Gas mehr oder weniger, und schneller oder langsamer in Frei
gesetzt. Sehr viele Arten von Gas werden endlich vom Wasser versch
und durch Wasser in die tropfbar flüssige Gestalt gebracht. U.

Gasarten. Von den luftförmigen Körpern zeichnen sich meh
durch wundervolle chemische Eigenschaften aus, und es geben sich un
der Gasgestalt am reinsten einige der merkwürdigsten chemisch-einfac
Körper; die verschiedenen Gasarten spielen daher in dem chemisc
Theile der Physik eine Hauptrolle, und wer sie will kennen lernen, m
die physikalische Chemie studiren. Hier etwas von einigen, die am me
sten gekannt zu werden verdienen. 1) Die Atmosphärische Luft ist
Gemeng aus mehrern Gasarten und aus Wasserdampf, und nicht,
man ehemals glaubte, ein einfaches Element. Wird in ihr Phosp
in einer Glocke verbrannt, welche in einer Schale mit Quecksilber ste
so kann man es selbst durch wiederholtes Anstecken des Phosphors d
nur höchstens so weit bringen, daß von 100 Maß Luft 21 Maß versch
den, 79 bleiben zurück, und in diesem Rückstande vermag weder irge
ein brennender Körper fortzubrennen, noch ein Thier zu leben. Je
21 Maß bestehn aus einer Gasart, die man erst in den Jahren 1772 u
1774 kennen gelernt hat, und die man anfangs Feuerluft oder L
bensluft nannte, jetzt aber allgemein mit dem Namen Sauerstoff
gas (gas oxygène) bezeichnet. Der Rückstand besteht aus einer wesen
lich verschiedenen Gasart, dem Stickgas (gas azôte). Verbrennlic
Körper können nur, wenn sie mit Sauerstoffgas in Berührung sin
verbrennen, und alles Verbrennen beruht auf chemischer Verwandtscha
des verbrennlichen Körpers zum wägbaren Theile des Sauerstoffgas
indem dieser sich mit dem brennbaren Körper vereinigt, wird der in de
Gas gebunden-enthaltene Wärmestoff frei, und erscheint als Licht un
freie Wärme. In der atmosphärischen Luft sind die brennbaren Körp
mit mehr Stickgas als Sauerstoffgas in Berührung; im reinen Saue
stoffgas verbrennen sie daher mit einer weit größern Lebhaftigkeit, un
scheiden in gleicher Zeit weit mehr Licht und Wärme ab, als in der a
mosphärischen Luft. Ein glimmender Holzspahn oder ein glimmende
Wachslicht in Sauerstoffgas getaucht, entflammen sich sogleich; eine a
der untern Spitze glühende Stahlfeder verbrennt darin mit Funkenwerfe
und hellem Lichte, und brennender Phosphor verbreitet darin ein Licht
welches in einem dunkeln Zimmer gleich dem Sonnenlichte blendet. Thie
re können nicht leben, wo es am Sauerstoffgas fehlt, befinden sich abe
keineswegs in reinem Sauerstoffgas besser als in der atmosphärischen
Luft, sondern erkranken endlich darin. Die verbrennlichen Körper ver
wandeln sich beim Verbrennen häufig in Säuren, so der Schwefel, de
Phosphor, die Kohle u. a. Deshalb hat man den wägbaren Grundtheil die
ses Gas Sauerstoff (oxygène) genannt, und daher rühret der Name
dieser Gasart, welche in der Natur eine so große Rolle spielt, daß man
die ganze Chemie für eine Geschichte der Eigenschaften des Sauerstoffs
und des Sauerstoffgas ausgeben könnte. Um diese Gasart rein zu erhalten,

erhitzt man in einer, Weißglühhitze ertragenden, nicht porösen, Reto
gepülverten schwarzen Braunstein (Manganoxyd), oder rothes Qu
silber-Präcipitat (rothes Queckſilberoxyd), oder Salpeter, oder Alau
oder Knallsalz (oxygenirt-salzsaures Kali). Das Ende des Halses
Retorte oder einer darüber paſſenden Röhre muß unter dem Trichter
mit Waſſer gefüllten, zu Entbindungen von Gasarten beſtimmten W
ne, der ſogenannten pneumatiſchen Wanne, liegen, und über dem run
Loche des Bretes, an welchem der Trichter mit ſeiner engen aufwä
gerichteten Röhre befeſtigt iſt, muß ein umgekehrtes Gefäß voll W
ſtehen, worin die ſich entbindenden Gasblaſen aufſteigen und zurück
halten werden. Aus einem Pfunde Braunſtein laſſen ſich viele Berli
Quart Sauerſtoffgas erhalten. 2) Das reine Stickgas hat keine Eig
ſchaften, welche auf eine ſo ausgezeichnete Art in die Augen fallen.
kann ſich mit dem Sauerſtoffe verbinden, und je nachdem dieſes in v
ſchiedenen Verhältniſſen geſchieht, entſtehn dadurch Salpeterſäu
Salpetergas oder ſogenannte Wonneluft (oxydirtes Sti
gas). Das Salpetergas hat die auffallende Eigenſchaft, Sauerſt
gas, mit welchem es in Berührung kommt, augenblicklich zu verſch
gen und ſich damit in ſalpetrigſauren Dampf zu verwandeln. Beim ſo
geſetzten Athmen der Wonneluft ſoll eine wundervolle, nie empfunde
Wonne entſtehen; eine Wonne, welche man indeß nicht mit Unre
mit der zuſammengeſtellt hat, welche bei den Erhängten dem Erſtick
vorhergehn ſoll. 3) Läßt man Waſſerdämpfe über Eiſendraht oder
ſendrahtſpähne in einer weißglühenden Röhre fortſteigen, und fängt
aus der Röhre hervorkommende Luft auf, ſo erhält man ein brennba
Gas, das die Erſcheinungen des Verbrennens auf eine ausgezeichn
Art zeigt. Es verbrennt nur, wenn es in Berührung mit Sauerſt
gas angeſteckt oder erhitzt wird, und zwar nur in der Berührungsfl
mit dem Sauerſtoffgas oder der atmoſphäriſchen Luft, mit einer wei
Flamme. Im Innern deſſelben vermag kein brennender Körper for
brennen, ſondern erliſcht ſogleich. Das Produkt des Verbrennen
Waſſer, weshalb man dieſes brennbare Gas Waſſerſtoffgas (
hydrogene) genannt hat. Es verzehren beim Verbrennen 2 Maß W
ſerſtoffgas, 1 Maß Sauerſtoffgas, und bilden damit Waſſer. Sind b
Gasarten nach dieſem Verhältniſſe gemiſcht, und man entzündet ſie
entſteht ein furchtbarer Knall, wobei ſelbſt ſehr feſte Gefäße zerſpr
werden können, daher man dieſes Gas chemiſch Knallgas gen
hat. In den ſogenannten elektriſchen Feuerzeugen (Tach
rien, Gaſipyrien, Brennluftlampen ꝛc.) wird ein Strahl Waſſer
gas in dem Augenblicke, in welchem man ihn aus einem Gefäße i
atmoſphäriſche Luft durch Drehen eines Hahns entweichen läßt, vo
nem elektriſchen Funken oder einem Stahlfunken entzündet, und br
ſo lange fort, bis man den Hahn wieder zudreht. Ganz rein iſt
Mal leichter als die atmoſphäriſche Luft. Man füllt daher damit
Luftbälle, welche in der Luft aufſchwimmen ſollen, und wenn ſie
genug ſind, mehrere Menſchen zu ſehr bedeutender Höhe mit hina
ben können. Der Waſſerſtoff nimmt die Gasgeſtalt an, nicht blos
er rein und für ſich vorhanden, ſondern auch wenn er mit Kohlen
mit Schwefel, mit Phosphor oder mit einigen Metallen verbund
In dieſem Fall entſtehen ſchwere brennbare Gasarten, di
ſo ſchwer, oder etwa nur halb ſo ſchwer als die atmoſphäriſche Luft
Kohlen-Waſſerſtoffgas, reines oder Sauerſtoff haltendes, Sch
Waſſerſtoffgas, Phosphor-Waſſerſtoffgas u. dergl. m. Mehrere

letztern Gasarten haben merkwürdige Eigenschaften; wer sie indeß zu kennen begehrt, muß die physikalische Chemie studiren. 4) Wenn Kohle in reinem Sauerstoffgas verbrannt wird, so ändert dieses zwar seinen Raum nicht, zeigt aber nach dem Verbrennen ganz andere Eigenschaften als zuvor. Kein Körper kann darin weiter brennen, Thiere ersticken darin sogleich (daher die Gefahr, brennende Kohlenbecken in ringsum verschlossenen Kammern zu haben), Wasser schlürft das Gas ein, und erhält dadurch einen sauren, pikanten Geschmack, und reines, völlig durchsichtiges Kalkwasser trübt sich sogleich, und wird milchig, wenn es mit diesem Gas in Berührung kommt. Dieses Gas hat alle Eigenschaften einer Säure. Es entsteht nicht blos beim Verbrennen von Körpern, die Kohlenstoff in ihrer Mischung haben, sondern auch beim Athmen, und ist in sehr geringer Menge (von einem oder einigen Tausendtheilen) in der Atmosphäre vorhanden, daher man es ehemals Luftsäure nannte, ein Name, den man später mit dem kohlenstoffsaures Gas, oder kürzer, kohlensaures Gas, vertauscht hat. Kreide, Marmor, Kalkspath, gemeiner Kalkstein, Austerschalen u. dergl. m. sind allesammt kohlensaurer Kalk. Durch Erhitzen in einer Retorte, oder durch Daraufgießen einer mächtigern Säure, kann man die Kohlensäure vom Kalke austreiben, und dann entweicht sie gasförmig, in letztern Falle unter heftigem Aufbrausen. Dieses ist die gewöhnliche Art, wie man sie sich verschafft. Sie ist die erste Gasart, welche man kennen gelernt hat, und damals (1755) nannte man sie fixe Luft. Sie ist um die Hälfte schwerer, als die atmosphärische Luft; verbreitet sich daher in dieser nur langsam, und kann in tiefen eingeschlossenen Stellen (in Kellern, Brunnen, Höhlen, Gläsern) geraume Zeit bleiben, ehe sie sich in der Atmosphäre verbreitet. Auch läßt sie sich aus einem hohen Gefäß in ein anderes, fast wie tropfbare Flüssigkeiten, ausgießen. Sie ist das tödtliche Wesen in den Hundshöhlen bei Neapel und zu Pyrmont und in den Mofetten am Vesuv. Sie findet sich in allen Säuerlingen oder säuerlich und pikant schmeckenden Mineralwassern, z. B. dem Selterser, Fachinger, Feinsberger u. a., welche nichts anders als kohlensaure Wasser sind, und sich künstlich ohne Schwierigkeit nachmachen lassen. Diese Wasser können Metalle auflösen, und die Eisen- oder Stahlwasser sind eisenhaltige kohlensaure Wasser, z. B. die Pyrmonter u. a. 5) Noch mehrere andere Säuren haben für sich die Gasgestalt. Die Salzsäure ist von ihnen die merkwürdigste, besonders die Abänderung derselben, welche entsteht, wenn das Kochsalz, aus dem man das salzsaure Gas durch Daraufgießen von Schwefelsäure austreibt, mit gepülvertem Braunstein zusammengerieben hat. Dieses oxygenirt-salzsaure Gas hat 2 köstliche Eigenschaften: erstens zu bleichen, worauf die chemischen oder Bertholletischen Bleichen beruhen; und zweitens die Krankheitsstoffe, welche sich durch die Luft verbreiten, zu neutralisiren und unschädlich zu machen, daher es zu den Guyton'schen sauern Räucherungen in den ansteckenden Fiebern u. dergl. m. gebraucht wird, worüber man sehr belehrende und überzeugende Nachrichten findet, in Gilberts Annalen der Physik, Jahrg. 1813, Stück 1, oder Bd. 43, S. 1. Das flußsaure Gas kann zum Aetzen in Glas gebraucht werden. Noch gibt es eine große Menge anderer Gasarten, ihre Zahl steigt auf wenigstens 24 wesentlich verschiedene. Die Kenntniß derselben ist aber für den, der sich nicht mit chemischer Physik beschäftigt hat, ohne Nutzen und Werth.

Gasparini (Francesco), geb. zu Lukka um das Jahr 1650, einer der größten Componisten des 18. Jahrhunderts. Er war Musikmeister am Conservatorio della Pietà zu Neapel, und hat viele Kirchenmusiken hinterlassen, die in großem Ansehn gestanden. Auch hat er eine bedeutende Anzahl von Opern geschrieben. Seine Compositionen unterscheiden sich durch eine gewisse Anmuth des Styls sehr vortheilhaft von dem zu seiner Zeit herrschenden Geschmack. Noch in einem sehr hohen Alter setzte er verschiedene sehr schöne und gefällige Madrigale. Seine kleine Schrift L'armonico pratico al cembalo ist noch im Jahr 1802 in einer sechsten Auflage aufs neue erschienen. Es ist ein nützliches Werk für den Praktiker, wiewohl es darin einigermaßen an Ordnung und Zusammenhang fehlt.

Gassendi (Peter), Präpositus der Domkirche zu Digne und Professor der Mathematik zu Paris, war am 22. Jan. 1592 zu Chantersier bei Digne in der Provence geboren. Ein lebhafter und durchdringender Geist, ein glückliches Gedächtniß und eine glühende Wißbegierde erregten früh bei seinen Aeltern die Hoffnung, daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werde leisten können. Sie wandten daher, wiewohl sie arm waren, alles auf seine Erziehung. Man erzählt, daß er schon in seinem vierten Jahre kleine Predigten hielt. Sein Geschmack für die Astronomie entwickelte sich fast eben so früh, und wurde so heftig, daß er sich den Schlaf entzog, um das Schauspiel des gestirnten Himmels zu genießen. Hierauf schickten ihn seine Aeltern nach Digne, um ihn daselbst seine Studien vollenden zu lassen. Kaum waren sie beendigt, als er schon ein Jahr lang Rhetorik lehrte. Er fand Beifall, obwohl er erst 16. Jahre alt war. Im J. 1614 wurde er zum theologischen Lehrer in Digne ernannt und 2 Jahre nachher nahm er den Lehrstuhl der Theologie und Philosophie auf der Universität zu Aix ein. Er verwaltete diese Aemter jedoch nur 3 Jahre. Die Liebe zur Einsamkeit führte ihn nach Digne zurück, wo er ein Werk gegen die aristotelische Philosophie schrieb. Darauf studirte er die Anatomie, und verfaßte eine Schrift, um zu beweisen, daß der Mensch nur zu vegetabilischen Speisen bestimmt, und daß der Genuß des Fleisches, als seiner Organisation entgegen, ein gefährlicher Mißbrauch sey. Er selbst lebte nach diesen Grundsätzen, in denen er jedoch wenig Nachahmer gefunden hat. Ein Proceß zog ihn nach Paris, wo er mächtige Freunde bekam, deren einer ihm den Lehrstuhl der Mathematik an dem königlichen Collegium verschaffte. Descartes brach damals eine neue Bahn in der Philosophie. Gassendi trat mit ihm in die Schranken, und griff ihn mit solchem Erfolg an, daß sich die Philosophen der damaligen Zeit in Cartesianer und Gassendisten theilten. Als ein mit den Alten innig vertrauter Gelehrter und allen Neuerungen abhold, nahm er zur Grundlage seiner Physik die wichtigsten Lehrsätze des Epikur und Demokrit. Er erneuerte die Lehre von den Atomen und dem leeren Raum, aber eben dadurch zog er sich gefährliche Feinde zu. Ungeachtet der Reinheit seiner Sitten, griff man ihn von Seiten der Religion an, wogegen er sich aber zu vertheidigen wußte. Er starb den 25 Oktober 1655. Sein Grab wurde mit seiner Büste aus weißem Marmor und einer Inschrift auf einer schwarzen Marmortafel geziert. Gassendi's Werke wurden im J. 1658 zu Lyon in sechs Foliobänden, nebst seinem Leben von Sorbière neu gedruckt, und enthalten: 1) La philosophie d'Epicure. 2) La philosophie de l'Auteur, 3) des Oeuvres astronomiques. 4) Les vies de Peiresc, d'Epicure, de Copernic, de Tycho-Brahe etc. 5) La réfutation des Méditations de

Descartes. 6) Verschiedene Traités. 7) Briefe. Alle verrathen einen Mann von tiefster Gelehrsamkeit, aber eben diese Gelehrsamkeit schadet zuweilen seinen Raisonnements und dem Zusammenhange. Descartes steht in Ansehung des Styls und Geistes über ihm. M.

Gaßner (Johann Joseph), geb. 1727 zu Bratz b. Pludenz in Schwaben, gehört zu den berühmtesten Teufelsbannern der neuern Zeit. Er war katholischer Pfarrer zu Klösterle in dem Bisthum Chur. Die Erzählungen von den Besessenen in der Bibel und sein ununterbrochenes Forschen in den geheimnißvollen Schriften der berühmtesten Magiker hatten ihm den Glauben in den Kopf gesetzt, daß die meisten Krankheiten von bösen Geistern herrühren, deren Macht bloß durch Segenssprechungen und Gebete vertilgt werden könne. Er fing daher an, einige seiner Pfarrkinder zu kuriren, und erreichte damit wenigstens so viel, daß er Aufsehen machte. Der Bischof von Constanz berufte ihn in seine Residenz, wurde aber sehr bald von der Charlatanerie des Wunderthäters überzeugt, und gab ihm den klugen Rath, zu der geistlichen Seelensorge seiner Pfarrkinder zurück zu kehren. Allein Gaßner begab sich zu einigen Reichsprälaten von stärkerm Glauben, und exorcisirte in ihrem Gebiete. Im J. 1774 erhielt er einen Ruf von dem Bischof zu Regensburg nach Ellwangen, wo eine zahllose Menge Hülfsbedürftiger und Neugieriger seiner wartete. Der heilige Mann fand diesen großen Wirkungskreis ganz seinen Kräften angemessen, und heilte Lahme und Blinde, vorzüglich aber mit Krämpfen und Epilepsie behaftete Personen. Wenn er seinen allgewaltigen Machtspruch, cesset (fahr aus), aussprach, so waren die Teufel gehorsam genug, den Kranken augenblicklich zu verlassen. Man hat aber alle Ursache, zu glauben, daß er gesunde Personen sehr oft die Rolle von Kranken spielen ließ, und daß seine Kur bei wirklich Leidenden nur so lange anschlug, als ihre Einbildungskraft von den Ueberredungen des Beschwörers erhitzt blieb. Aufgeklärte Männer erhoben ihre Stimme gegen ihn, und sein Ansehn fiel nach einiger Zeit um ein merkliches. Er starb 1779, nachdem ihn der Bischof zu Regensburg, sein beständiger Gönner, in den Besitz einer einträglichen Pfarre gesetzt hatte.

Gastfreiheit, Gastfreundschaft. Die schöne Sitte der Gastfreundschaft scheint sich in das höchste Alterthum zu verlieren, denn wir finden sie bei dem kaum aus dem Stande der Rohheit und Wildheit getretenen Menschengeschlechte. Den Fremdling, welcher ein fernes Land durchwandernd, hülfsbedürftig unter ein fremdes Obdach einkehrt, freundlich aufzunehmen, zu bewirthen und zu schützen, gebietet die innerste Stimme des Herzens, um so mehr, da in jenen Zeiten, wo noch kein gegenseitiger Verkehr die Menschen zu einander führte, nur eine harte Bedrängniß, ein Mißgeschick oder Verlust die Auffoderung seyn konnte, daß ein Einzelner die geliebte Heimath verließ und sich in die Fremde hinauswagte, wo er ohne gastfreundliche Aufnahme verderben mußte. So lehrte die Natur die Tugend der Gastlichkeit. Wir finden sie in den ältesten vorhandenen Nachrichten, in den Mosaischen Urkunden, in den Gesängen Homers, nicht minder bei den Arabern, den Germanen und fast allen Völkern des Alterthums. Wenn im Allgemeinen die Gastfreiheit überall in der Aufnahme, Bewirthung und Beschützung des Fremden bestand, so waren doch die Begriffe von dem Maße der Dienste, zu welchen man sich gegen den Wandrer verpflichtet glaubte, verschieden. Wohl keine Nation übertraf darin die Araber. Hier nimmt der Hauswirth — denn noch jetzt lebt diese Sitte unverändert in

Arabiens Wüsten fort — den bei ihm einkehrenden Fremdling brüderlich auf und bewirthet ihn mit dem Besten, was sein Haus vermag. Er findet sich geehrt durch den Zuspruch des Gastes und freut sich seiner Gegenwart. Ist aber der Vorrath in seinem Hause aufgezehrt und begehrt der Fremde noch länger zu verweilen, so führt er ihn zu seinem Nachbar, der nun beide mit gleicher Freigebigkeit bewirthet. Diese einfache Sitte wurde bei den Griechen zugleich durch die Religion geheiligt. Zeus, der deshalb den Beinamen des Gastlichen (Xenios) hatte, war der Schützer der Fremden, er wachte über sie und rächte jede ihnen zugefügte Kränkung. Andere Götter thaten ein Gleiches. Wie wir aus Homer sehen, hatte auch der fromme Glaube, daß die Unsterblichen selbst zuweilen in menschlicher Gestalt auf Erden erschienen, Antheil an der guten Aufnahme der Fremdlinge. Aber schon früh im Griechischen Alterthum entstand aus der Gastfreiheit der Vertrag der Gastfreundschaft. Einzelne, die bei dem zunehmenden Verkehr zu häufigen Reisen genöthigt waren, gelobten einander gegenseitige Aufnahme und Bewirthung, so oft ein Geschäft sie zu einander führen würde, und diese sagten sie einander zu, nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder und Abkömmlinge. Schon bei Homer finden wir neben der allgemeinen Gastfreiheit auch die Gastfreundschaft. Jedem Einkehrenden tönte die freundliche Begrüßung entgegen:

„Freude dir, Gast, sey herzlich willkommen uns!“

er wird gebadet, umgekleidet, bewirthet, man erfreut sich seiner Erzählung. Erst nach 9 oder 10 Tagen, wenn sich der Fremde nicht früher selbst kund gegeben, ergeht an ihn die Frage:

„Wer, und woher der Männer? wo hausest du? wo die Erzeuger?“

Kündigt er sich als einen Gastfreund von Alters her an, so ist man doppelt erfreut, durch die Erfüllung der gastlichen Pflichten ein altes heiliges Band erneuert zu haben. Zwiefach willkommen war der Gastfreund, der sich durch die Hälfte des von den Vätern zum ewigen Wiedererkennungszeichen gebrochenen Ringes bewährte; und zum Beweise, daß seine Gegenwart erfreulich gewesen, entließ man ihn nicht nur wohl versehen, sondern auch mit Gastgeschenken beehrt, welche in der Familie des Empfängers als Gegenstände von besonderem Werthe vererbt wurden.

M.

Gastmäler der Alten. Schon Homer (Odyss. 1, 225 fg.) unterscheidet deren 2 Arten: Gastmal und Gelag. Das Gastmal (Eilapine) gab Eine Person auf eigne Kosten, das Gelag (Eranos) ward auf gemeinschaftliche Kosten der Theilnehmenden veranstaltet. Beim Gastmal fanden sich ein 1) wirkliche Gäste, welche durch Sklaven dazu eingeladen, 2) Schatten (Skiai, Umbrä), welche von eingeladenen Gästen mitgebracht wurden, und 3) Parasiten, eine Art von schmarotzenden Lustigmachern, die sich auch wohl einstellten ohne gebeten oder mitgebracht zu seyn. Bei den Griechen erschienen bloß Männer, bei den Römern auch Frauen. Die Anzahl der Gäste war unbestimmt. Ehe sie zu Tische gingen, wurden ihnen die Füße gewaschen und gesalbt. Bei Tische saß man in der ältesten Zeit, späterhin lag man, auf folgende Weise. Um einen Tisch waren, oft von Cedernholz verfertigte, oder mit Elfenbein ausgelegte, mit Silber und Gold verzierte, und mit köstlichen Decken belegte, Ruhebetten (Ottomanen) gestellt, welche Triklinien hießen, wenn drei, Pentaklinoi, wenn 5, Heptaklinoi, wenn 7, und Dekaklinoi, wenn 10 Personen darauf gelagert waren. Der Liegende hatte den Obertheil des Körpers auf den linken

Ellenbogen gestützt, den Untertheil gerade ausgestreckt oder etwas gebogen, im Rücken lagen zu größerer Bequemlichkeit bisweilen kleine Polster. Der erste am obern Theil des Ruhebetts streckte seine Füße hinter dem Rücken des neben ihm Liegenden aus, der Zweite lag mit dem Kopf nah an dem Schoos des Ersten, und streckte seine Füße hinter dem Rücken des Dritten aus u. s. w. Daß unter den Plätzen ein gewisser Rang Statt fand, leidet keinen Zweifel, allein man ist über die beobachtete Rangordnung nicht gewiß. Da die Tische nicht, wie bei uns, mit Tüchern überdeckt, und die Speisen (die, weil man Messer und Gabeln nicht kannte, von den Vorschneidern in kleine Stücke zerlegt waren) auf den bloßen Tisch gelegt wurden; so wurde dieser nach jedem Gange mit Schwämmen abgewischt, so wie auch für die Gäste Wasser zum Waschen der Hände umhergereicht wurde. Seine Serviette brachte sich jeder Gast mit. Der Gänge bei der Mahlzeit waren drei; das Vormahl, wobei man lauter den Appetit reizende Speisen auftrug, das Hauptmahl, welches aus mehreren und besser zubereiteten Speisen bestand, und der Nachtisch mit allerlei Delikatessen. Während des Mahles trugen die Gäste weiße Kleider, schmückten sich mit Kränzen, und salbten sich oft Haupt, Bart und Brust mit duftenden Essenzen. Das Speisezimmer selbst wurde mit Kränzen geschmückt, und die Rosen, die als Sinnbild des Schweigens über dem Tische aufgehängt waren, haben das noch jetzo übliche Sprüchwort, einem etwas sub rosa (unter der Rose) mittheilen, veranlaßt *). Der Sympositarch (Tafelfürst), entweder der Wirth selbst, oder eine von ihm ernannte Person, sorgte für alles zum Gastmahl Nöthige; der Schmaus-König oder das Auge führte die Aufsicht über das Trinken; der Austheiler theilte jedem seine Portion zu, und Weinschenken, meist schöne Knaben, reichten die gefüllten Becher dar, an denen gewöhnlich Kunst und Pracht wetteiferten, und die auch der Kränze nicht ermangelten. Den Wein trank man mit Wasser gemischt, die Mischung aber war unbestimmt, wahrscheinlich weil nicht alle Weine gleich stark und feurig waren. Das eigens hiezu bestimmte Mischgefäß hieß Krater (Mischkrug), aus welchem mit einem Schöpfkrüglein (cyathus) in die Becher (pocula) eingeschenkt wurde. Der üppige Römer trank aus Krystall, Bernstein und köstlicher Murrha, einer Art Porcellan, die Pompejus einführte, aus Onyx, Beryll und künstlich getriebenem Golde, mit Edelsteinen besetzt, sogar mit geschnittenen. Gewöhnlich brachte man einen Becher dem guten Gott, einen dem errettenden Zeus, einen der Hygiea, und einen dem Merkur, oder wie Andre wollen, den ersten dem olympischen Zeus, den zweiten den Heroen, den dritten dem errettenden Zeus. Nur die Mäßigen aber begnügten sich mit dieser Zahl der Grazien, Andere gingen über die Zahl der Musen hinaus, denn man trank nicht blos in die Runde (Encyklopose), sondern auch auf das Wohl abwesender Freunde und Geliebten, und dann so viele Becher als der Name Buchstaben enthielt, ja man stellte förmliche Trinkkämpfe mit ausgesetzten Preisen an. Natürlich machte es einen Unterschied, wer sich auf dem Gastmahl befand, denn ein Sympossion von jungen Leuten und ein von Philosophen oder Staatsmännern hatte freilich verschiedne Unterhaltung. Außer der Unterhaltung durch Gespräche, die oft, wie wir aus Platons und

*) Die Rose, die Blume der Venus, saat Ovid, weihte Amor dem Gott des Schweigens, Harpokrates, damit die That'n der Mutter verborgen blieben. Deshalb hängt der Wirth sie als Symbol über dem Gastisch auf; der Gast soll sich erinnern, daß er das hier Gesprochene verschweigen müsse.

Plutarchs Sympoſien ſehen, ſehr ernſt und philoſophiſch war, öfter aber im Scherz und Witz ſich herumtrieb, wobei die Räthſel und Griphen (ſ. Dieſe) eine groſe Rolle ſpielten, hatte man noch die durch Geſang, und das Skolion (ſ. Skolien) ſtimmte bald zu heiterer Freude, bald zu erhabenem Ernſt. Nach beendigtem Mahl erſchienen zur Beluſtigung der Gäſte Fidelnſpieler, Sängerinnen, Tänzerinnen, Gaukler und Poſſenreißer aller Art, oder die Gäſte trieben ſelbſt allerhand Spiele, unter denen der Kottabos ſehr berühmt iſt. (S. Kottabos). Bei feierlichen und prächtigen Gaſtmahlen theilte der Wirth zuletzt noch Geſchenke an ſeine Gäſte aus, welche Apophoreta hieſen. Oefters wurden dieſe zu gröſerer Beluſtigung durch eine Lotterie verloost. dd.

Gaston de Foix, Herzog von Nemours, Sohn Joan's de Foix, Grafen d'Eſtampes, geboren im J. 1488 von Marie von Orleans, der Schweſter Ludwigs XII., war der Liebling ſeines königlichen Oheims, der unabläſſig mit Wohlgefallen zu ſagen pflegte: „Gaston iſt mein Werk, ich habe ihn auferzogen und ihn zu den Tugenden gebildet, die man ſchon in ihm bewundert.“ Und wirklich wurden dieſe Hoffnungen nicht getäuſcht; in einem Alter von 23 Jahren machte er ſeinen Namen unſterblich in dem Kriege, den Ludwig in Italien führte. Er ſchlug eine Schweizerarmee zurück, ging in reißender Schnelle über 4 Flüſſe, vertrieb den Papſt aus Bologna, gewann am 11. April, am Oſtertage 1512, die berühmte Schlacht von Ravenna, und endigte hier im 24. Lebensjahre ſein kurzes aber glorreiches Leben. Er wurde nach der Schlacht getödtet, da er einen Haufen Spanier, der ſich zurückzog, einſchließen wollte. La Palice bot alles auf, um ihn von der weiteren Verfolgung abzuhalten; er ſtellte ihm vor, daß er befriedigt ſeyn könne, und daß es unklug ſey, tapfere Männer aufs äuſerſte zu bringen, die ihr Leben theuer verkaufen würden. Aber dieſe verſtändigen Ermahnungen machten keinen Eindruck auf den jungen Prinzen, der ſich an die Spitze ſeiner Leute ſtellte und aufs neue gegen die Spanier vordrang. Als dieſe ſich verfolgt ſahen, boten ſie dem Feinde die Stirn und vertheidigten ſich wie Helden. Gaſton, der zu weit vorgedrungen war, wurde vom Pferde geſtürzt. Als ein Spanier, den er verwundet hatte, ihn in dieſer Lage erblickte, und wahrnahm, daß er ihm die rechte Seite unbewehrt bot, durchſtach er ihn mit ſeiner Pike und tödtete ihn. Ludwig XII. fühlte den tiefſten Schmerz, als er La Palice's Brief empfing, der ihm die Nachricht des Sieges und des Todes des Prinzen brachte. „Ich wollte keinen Zoll breit Land in Italien haben, rief er aus, könnte ich um dieſen Preis meinen theuern Neffen Gaſton de Foix und alle die Tapfern zurückkaufen, die mit ihm umgekommen ſind; möge Gott mir nie wieder ſolche Siege verleihen.“

M.

Gastrisch, ein aus dem Griechiſchen entlehnter Ausdruck bezeichnet das auf die Verdauung Bezug habende. Gastriſches Syſtem begreift alle die Theile des Körpers, die die Verdauung möglich machen; Gastriſche Krankheiten ſind ſolche, in denen vorzüglich die Verdauung geſtört iſt. Da die Vorſchriften der Diätetik in Rückſicht des Eſens und Trinkens ſo häufig übertreten werden, die Qualität der Nahrungsmittel ſelbſt oft fehlerhaft, das gaſtriſche Syſtem aus vielen Theilen zuſammengeſetzt, und der Einfluß der äuſern Temperatur auf das gaſtriſche Syſtem ſehr bedeutend iſt, ſo iſt es nicht anders möglich, als daß gaſtriſche Krankheiten häufig vorkommen müſſen. Ihre Zeichen, an denen man ſie erkennt, ſind Appetitloſigkeit, bittrer, widriger Geſchmack, dick belegte oder ſchleimigte Zunge, häufiges, unangenehmes

lüssigen, Ekel und Erbrechen, Druck und Schwere im Unt
Durchfall oder Verstopfung u. s. w. Wegen der genauen Verb
n der die übrigen Theile des menschlichen Körpers mit den Verd
rgamen stehen, verbinden sich die gastrischen Krankheiten här
ndern, z. B. mit Fieber, daher gastrisches Fieber. Gastr
Heilverfahren ist kunstmäßige Anwendung der die erwähnten
eiten hebenden Mittel; wir begreifen vorzüglich darunter Brech
Durchfall erregende Arzneien, und eine strenge Diät. Ehedem
ieses Heilverfahren, den herrschenden Krankheiten und den dahe
irenden Ansichten der Aerzte zufolge, häufiger angewendet, a
ff.

Gastromantie, war eine besondere Art der Wahrsagerei
Griechen. Das Verfahren war folgendes. Man stellte gewisse
Gläser, mit klarem Wasser gefüllt, auf einen Platz und brennen
kein rings umher. Dann betete man mit leiser Stimme zu eine
non und legte ihm die Frage vor, deren Auflösung man begehrte.
nußte ein keuscher und unbefleckter Knabe oder eine schwangere Fr
Sorgfalt alle in den Gläsern sich ereignenden Veränderungen den
nd zugleich von dem Dämon eine Antwort wünschen, erbitten un
odern. Dieser gab sie endlich durch gewisse in den Gläsern sich zei
Bilder, welche die Zukunft verkündigen sollten.

Gastronomie heißt buchstäblich die wissenschaftliche Kenntn
Art und Weise den Leib durch Speise und Trank, auf die angene
nd leckerhafteste Weise gut zu nähren. Das Wort wird aber gewö
n ironischem Sinne genommen, in Beziehung auf solche Menschen
en Trachten vorzüglich auf die Freuden der Tafel gerichtet ist, un
ie Kunst besitzen, diese Freuden auf die vollkommenste Art zu ber
Die sogenannten „Kochbücher" kann man als Darstellungen der p
chen Gastronomie ansehen. Es gibt auch Gastronomische Landch
uf denen bei den Ländern und Städten diejenigen Natur- und K
rodukte bemerkt sind, welche in die Kategorie von Nahrungsmittel
ören, oder das Interesse der Leckermäuler ansprechen.

Gatterer (Joh. Christoph), dieser berühmte Historiker wa
oren zu Lichtenau im Nürnbergischen den 13. Juli 1727, studirt
Nürnberg und Altdorf hauptsächlich historische Wissenschaften, er
ine Stelle an dem Gymnasium in Nürnberg, kam 1758 als ordentl
Professor der Geschichte nach Göttingen und starb daselbst den 5. A
799 mit dem Charakter als Hofrath. Er beherrschte das ganze n
Gebiet der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, der Geograp
Genealogie, Heraldik, Diplomatik, Numismatik und Chronolo
eilte theils das Ganze, theils einzelne Theile derselben durch wich
Werke und Abhandlungen auf und führte in das Studium der allge
en Weltgeschichte und in die akademischen Vorträge derselben die be
Methode ein, welche die Erzählung nach der Zeitfolge mit Synchro
us verbindet. Aber vor allen hatte sich die alte Geschichte der wich
en Aufklärungen durch seinen Fleiß, seine gründliche Gelehrsam
nd seinen historischen Forschungsgeist zu erfreuen. Zu beklagen ist
ß viele seiner Werke unvollendet geblieben sind. Ueber die einzel
storischen Hülfswissenschaften, Diplomatik, Chronologie, Gene
e, Erdbeschreibung und Heraldik hat er ebenfalls eigene höchst sch
re Handbücher herausgegeben. Die königliche Societät der Wis
aften in Göttingen hatte an ihm eines ihrer thätigsten Mitglied
selbst studirte 1764 das historische Institut, dessen Director er r

wurde. Heyne hat in einem Elogium auf Gatterer die Verdienste desselben gebührend gewürdigt.

Gau (pagus, woraus pays, pagenses, paysans). Schon in den ältesten Zeiten war Deutschland in Gaue eingetheilt, d. h. in Districte von etlichen Quadratmeilen, nach gewissen Gränzen von Gebirgen, Gewässern u. s. w. abgetheilt. Mehrere Gemeinden lebten darin in einer gewissen Verbindung. Ueber die Gaue waren Grafen und Richter gesetzt; daher Sograffschaften. Mit der Veränderung der Grafen veränderte sich auch dieses. Gegen das zwölfte Jahrhundert kamen die Gaue als politische Eintheilung in Deutschland ganz ab (s. Grafen), und nur in den Namen mehrerer Gegenden ist eine Erinnerung an sie geblieben. dd.

Gauner, oder Jauner- und Bettelwesen, das; bezeichnet die Lebensweise der Staatsglieder, welche ihren Unterhalt, obwohl sie sich selbst denselben erwerben könnten, bei Faulheit und Müßiggang andern entweder als Diebe oder als Bettler abnehmen. Das Wort Gauner, was auch unrichtig Jauner geschrieben wird, stammt entweder vom Niedersächsischen Worte gau ab, welches flink, rasch, schlau, listig bedeutet; oder vom Altdeutschen Gaw oder Gow (Pagus), und bezeichnet dann ursprünglich im Allgemeinen Landstreicher, Vagabonden, ohne Rücksicht, ob sie Diebe oder Bettler sind. Die Gauner heißen in ihrer Gesellschaftssprache Jenischer, d. h. Leute, die nirgends einen festen Wohnort haben; Tschor, Kochumer und Caunoper; in der Canzlei- und Volkssprache aber allgemein und zwar nach dem Sinne des Wortes Gauner nicht bestimmt genug Vaganten, Vagabunden, Strolchen und Landstreicher. Die Gauner machen eine aus mehrern Classen bestehende Gesellschaft aus. Jede Classe unterscheidet sich von der andern durch die besondere Art, wie sie ihr Handwerk treibt, weswegen sie auch wieder ihren besondern Namen erhält. Sie lassen sich unter zwei Hauptabtheilungen bringen, wovon die erste die Diebe geradezu ohne alle Verstellungskunst, enthält, die andere aber diejenigen Diebe in sich begreift, welche einen Schein von Rechtlichkeit angenommen haben. Zur ersten Hauptabtheilung gehören 1) die Stubenräumer in der Jenischen oder Gaunersprache Schrendefeger genannt, oder solche, die in Bauer- und andern Wohnungen Nachtlager zu erlangen suchen, dann die Stuben plündern und früh vor Tage heimlich sich davon machen. 2) Die Scheinspringer, Jamokener, Kuttenschieber, Eskoker, Lohn, und Schrenzirer sind solche, die bei Tage unbemerkt in die Häuser schleichen und geschwind nehmen, was ihnen in die Hände fällt. 3) Die Marktdiebe, Weißkäufer oder G'schockgänger ziehen den Märkten oder Messen nach und stehlen daselbst allerhand Waaren. 4) Sackgreifer, Beutelschneider, Bimmther oder Kißler nehmen den Leuten Uhren, Dosen, Geld, Pretiosen und alles von Werth aus den Taschen und Strickbeuteln. 5) Die Kochmooren, Parforce-Mooren, Blatter, Achproschen und Schränker machen Einbrüche und Diebstähle mit Gewaltthätigkeiten und Mißhandlung, auch wohl Ermordung derer, die sie berauben. 6) Die Betuchte, Kochemer oder Kochumer, stille Nachtdiebe, begehen nächtliche Einbrüche und Diebstähle ohne alles Geräusch und ohne gegen Jemanden Gewalt zu brauchen, außer in dem Falle, wenn sie ertappt und angegriffen werden. Die andere Hauptabtheilung besteht 1) aus den Marktschreiern und Quacksalbern oder Felingern, welche durch Verkauf guter und schlechter Arzneien, durch vorgebliche Wun-

derkuren, durch Heren- und Geiſterbeſchwörungen, Schatzgräbereien, die Leichtgläubigen vermittelſt eines Hanswurſts, auch ohne denſelben, an ſich locken und dann betrügen und beſtehlen. Sie theilen ſich a) in Staats-Felinger, die mit Privilegien und Zeugniſſen ihrer Kunſt verſehen ſind, oft eigene Equipagen mit einer zahlreichen Dienerſchaft haben, worunter gedachter Hanswurſt eine Hauptperſon iſt, und ſo in den Städten und auf Märkten als allesvermögende Aerzte ihr Weſen treiben; b) in gemeine Felinger, die in bürgerlicher Kleidung als Arzneihändler, Olitätenhändler, auch unter dem vom Städtchen Königſee erborgten Namen Königſeer mit einer Materialienkiſte auf dem Rücken, oder auch mit einem Karren auf den Dörfern und in Flecken herumziehen, ihre Waaren feil bieten und dabei ſtehlen. Dieſe letztern führen auch wohl den Namen von Scharfrichtern, Halbmeiſtern, Kammerjägern, Mäuſe- und Rattenfängern und Schindern; ja viele derſelben gehören auch zu den letztern. 2) Aus Freiſchuppern oder kleinen und großen falſchen Spielern, worunter alle Pharoiſten, Rouge- und Noir-Spieler, ihre Gelegenheitsmacher oder Zubringer ꝛc. gehören, welche durch ein ſchlau verabredetes Spiel, wozu ſie die Leute in Privat- und Wirthshäuſern, in und außer den Meſſen und Märkten, oder auch auf freiem Felde veranlaſſen, ihnen ihr Geld und andere Habſeligkeiten abgewinnen. Dieſe Claſſe beſteht von der größten Dummheit an bis zum verſchmitzteſten Verſtande aus den mannigfaltigſten Subjecten. 3) Aus Falſchmünzern oder Reißern, welche durch Vorſpiegelungen, Gold machen zu können, die Leute um ihr gut Gold durch geleiſtete Vorſchüſſe betrügen; theils auch wirklich falſches Metall- und Papiergeld verfertigen. 4) Aus falſchen und herumziehenden Iſraelitiſchen Geldwechslern oder Markkißlern, Margediſern, die auf den Dörfern Handwechſel treiben und gemeiniglich Sand, auch Kupfergeld in Paketen ꝛc. anſtatt guten Geldes geben. 5) Aus Taſchenſpielern oder ſogenannten magiſchen Kunſtſtückemachern und Kartenkünſtlern, welche entweder ſelbſt ſtehlen oder doch wenigſtens einige Bithumer unter ihren Zuſchauern haben. Alle dieſe Claſſen aber bleiben ſelten den ihnen angewieſenen Gränzen treu, ſondern treiben gewöhnlich mehrere Arten des Stehlens und Betrügens bei Tage und bei Nacht, in den Häuſern und auf den Straßen. Indeſſen gehört dennoch jeder Gauner vorzugsweiſe zu irgend einer der genannten Claſſen. Ihre Entſtehung, Ergänzung und Ausbildung iſt folgende: Wer von Gaunern geboren und erzogen iſt, tritt gemeiniglich in die Fußtapfen ſeiner Aeltern und ſtiehlt auf ihre Weiſe. Wer hingegen erſt erwachſen den Gaunerſtand erwählt, tritt unter diejenige Claſſe, zu welcher ihn entweder der Zufall führt oder zu welcher ſeine Anlagen, Fähigkeiten, Neigungen, Kräfte und Charakter der Nation, aus welcher er iſt, am paſſendſten ſind. Die Gauner ſind eine aus allen Europäiſchen Nationen und Juden zuſammengeſetzte Geſellſchaft, die ſich in größere und kleinere Banden theils ohne theils unter beſondern Anführern abtheilt, welche meiſtens von einer Weltgegend zur andern in Verbindung ſtehen und beſonders mit den Bewohnern unſerer ſchlecht eingerichteten Zucht- und Arbeitshäuſer und der Gefängniſſe einen ſehr genauen Briefwechſel unterhalten und darin als auf hohen Schulen in ihren Gaunerkünſten vollends ausgebildet werden. In jedem Staate machen bald die einheimiſchen, bald die fremden Gauner die Mehrzahl aus. Das Bettelvolk und liederliche Manns- und Frauensperſonen aus allen Ständen, beſonders verlaſſene Soldatenkinder, ſind die unverſiegbaren Stämme, woraus

ſie

sie sehr schnell sich ergänzen, besonders seitdem man angefangen hat, Leinen offenbar Liederlichen mehr zum Soldatenstande nehmen zu wollen. Sobald Einer unter die Gauner aufgenommen worden ist, erhält er außer seinem Geschlechtsnamen von seinen Genossen auch einen Gesellschafts- oder Spitznamen, z. B. Lipstullian, Käsebier, Constanzer Hanß, Sulzer Jergle, der Vatersepp, Schul-Toni, Schleier-Toni, einäugige Joseph, Huren Mohrle ꝛc.; allein sie sind diesen Spitznamen selbst feind, und nur Gewohnheit erhält dieselben noch, weil sie ihnen wirklich mehr schädlich als nützlich werden. Man kann mit vollem Recht annehmen, daß gegenwärtig und allein in den sämmtlichen Staaten des Rheinbundes 12,000 Gauner ohne die in den Zucht- und Arbeitshäusern und in den Gefängnissen sitzenden leben. Der Betrag ihrer Diebstähle und die Untersuchungskosten derselben betragen jährlich über 2 Millionen Reichsthaler. Die Ursachen von dem Daseyn einer so großen Menge von Gaunern, Landstreichern und Dieben, sind sehr mannigfaltig und gründen sich theils auf die natürliche Beschaffenheit, theils, und zwar noch weit mehr, auf die politische und religiöse Verfassung eines Landes. In Rücksicht auf die natürliche Beschaffenheit eines Landes begünstigt jedes Land das Gauner- und Bettlerwesen, welches a) viele große ausgedehnte Waldungen, Berge und Schluchten, nebst vielen einzelnen Häusern besitzt, die ihnen insgesammt zu sichern, schwer zu entdeckenden Schlupfwinkeln dienen; b) in welchen viele fruchtbare Felder, Wiesen ꝛc. und eine Menge daraus entstandener Veredlungs-Gewerbe vorhanden sind, wodurch eine große Anzahl fleißiger Einwohner Wohlhabenheit und Reichthümer erlangt haben. In solchen Ländern finden sich Gauner und Bettler wegen des leichten Betriebes ihres Gewerbes am zahlreichsten ein. In politischer und religiöser Hinsicht erleichtern die vielen souverainen Staatsgränzen den Gaunern gar sehr, bei Verfolgungen in dem einen Lande, bald in dem andern einen neuen sichern Aufenthalt zu finden, weil es ihnen an guten Pässen nie fehlt, und weil in Ansehung der Verfolgung dieser pestartigen Auswürflinge die Staaten nicht einerlei Grundsatz angenommen haben und denselben befolgen. Ja was sie in den gegenwärtigen Zeiten am allermeisten begünstigt, ist der 1781 durch die Wiener Polizei eingeführte sogenannte Schub, sonst Landesverweisung, mit welchem jede Regierung die eingefangenen Landstreicher partienweise über ihre Gränzen bringt, und dem Nachbar zum weitern Fortbringen überliefert, wodurch dieses Gesindel die beste und leichteste Gelegenheit erhalten hat, sich in Freiheit zu setzen und wieder zurückzukehren. Endlich enthalten katholische Staaten wegen der vielen Gelegenheiten zu stehlen bei Wallfahrten und Prozessionen und wegen der Verschwiegenheit der Beichte bei weitem mehr Gauner und Bettler, als die protestantischen, sobald die Geistlichen jener Confession nicht unmittelbar der Landesregierung für ihre Person und in Kirchensachen unterworfen und verantwortlich sind. Aus allen diesen Ursachen ist an der Donau, am Main, am Rhein, an der untern Weser und weniger an der Elbe, so wie auf dem Harze und dem Thüringer Waldgebirge mit seinen Zweigen, dem Rhöngebirge, Fichtelgebirge ꝛc. von jeher der Sammelplatz des Gauner- und Bettlerwesens gewesen, das sich alsdann von hier aus von Zeit zu Zeit in die andern ebenen Gegenden herabzog und bei Verfolgungen dorthin zurückkehrte. Im Winter haben die Gauner ihren Aufenthalt entweder in gut und bequem eingerichteten Erdhöhlen, oder in den einzelnen weitentlegenen Dörfern und Häusern; vom März an aber bis zum November bivouaquiren sie. Ihre meisten Einbrüche geschehen während

der Kohlschaft, d. h. in der Zeit von 14 Tagen, wo der Mond nicht scheint, Tag vor Tag, und in den mondhellen Nächten halten sie sich ruhig. Ihr Hauptcharakter ist Gesetzlosigkeit und die roheste Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht. Sie berauben daher jeden, gleichviel ob er reich oder arm ist, oder erst durch ihre Beraubung in Armuth und Elend gestürzt wird. Sie haben so wenig Gefühl von der Schändlichkeit ihrer Lebensart, daß sie sich ihrer Gaunerthaten geradezu überall rühmen, wo sie es ohne Gefahr thun können. Aus Gaunerstolz ist jede Rückkehr zu einem ordentlichen gesetzmäßigen Leben bei ihnen durchaus unwahrscheinlich und höchst selten. Mit ihrem Stolze sind selbst gegen ihre Genossen immer genau verbunden Herrschsucht über die Schwächern, und Rachsucht gegen ihre Beleidiger, Nachforscher und meineidigen Genossen, dabei aber bezeigen sie sich, in der Hoffnung, irgend einmal Nutzen davon zu haben, zugleich auch gegen wirklich Arme mitleidig; nur nicht gegen die Bettler von Profession, welche sie verachten, ob sie schon sich ihrer theils zur Ausführung ihrer Diebesstreiche, theils zu Ausspähungen ihrer gefangenen Genossen häufig bedienen. Die Gauner haben auch ihre besondere Wort- und Zeichensprache, welche letztere sie brauchen, wenn sie nicht in voller Sicherheit sind. Ganz anders verhält es sich mit den Bettlern, ob sie schon mit den Gaunern vieles gemein und auch gewisse Verbindungen unter einander haben. Die Bettler und Landstreicher heißen in der Jenischen Sprache Jalcher, Schnurrer und Talfer. Sie sind von verschiedener Art. In Rücksicht auf ihren Stand und Aufzug muß man sie in vornehme und gemeine, in Beziehung auf ihre Umstände und Art ihrer Bettelei aber, in Bettler mit noch irgend einem Nebengewerbe und in Bettler von Profession abtheilen. Die vornehmen und die Bettler von Profession sind entweder unverschämte Straßen- und Hausbettler geradezu, oder verstellte, feine und verschmitzte Bettler, auch Steig-, Straßen-, Hausbettler, Butzbettler, Butzschnurrer und Stappier genannt, welche sich irgend einer List, eines Betrugs und gewisser Kunstgriffe bedienen, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Diejenigen Bettler, welche neben dem Betteln noch irgend ein Gewerbe treiben, sind folgende: a) die eine Classe treibt einen Kleinhandel oder Hausirerei. b) Die andere Classe hat ein ordentliches Handwerk erlernet, aber immer nur ein solches, das mit einer herumziehenden Lebensart zusammenpaßt. c) Die dritte Classe endlich besteht aus den sogenannten Dilettantenbettlern, der lieberlichsten von allen. Die Leichtigkeit, sich durch das Betteln zu ernähren, hat die Anzahl der Bettler nur allein in den Staaten des Rheinbundes bis auf 200,000 Köpfe gebracht, deren Bettelertrag, auf jeden Kopf wöchentlich nur 16 gr. gerechnet, 6,933,333 Rthlr. 8 gr. ausmacht; welche ungeheure Besteurung der arbeitsamen Volksclasse, die nun noch obendrein ihre wirklichen Hausarmen durch Almosen zu ernähren hat! Außer der gedachten Leichtigkeit sich zu ernähren, vermehrt die landstreichenden und seßhaften Bettler auch noch theils Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung, theils die nicht buchstäbliche Befolgung der gegebenen Gesetze, theils eine übel angebrachte Gutmüthigkeit und Furchtsamkeit der Einwohner selbst, welche die Aufrechthaltung der Gesetze nicht gehörig unterstützen. An Besserung der Bettler in ihrer Freiheit ist eben so wenig zu denken, wie bei den Gaunern; denn die Hauptzüge im Bettlercharakter: Niederträchtigkeit, verbunden mit Stolz, Grobheit und Unverschämtheit, kriechende Höflichkeit, wenn es die Erreichung ihres

Zweckes erfordert; Schlauheit, Liſt und Betrug, üppiges Wohlleben, wollüſtige Ausſchweifung aller Art, Arbeitsſcheue, Trägheit und Faulheit, Zankſucht, Rachgier, Gewaltthätigkeit und Rohheit verhindern jeden Keim der Beſſerung. Solche Auswürflinge, wie die Gauner und Bettler ſind, darf daher kein Staat dulden, ſondern er muß ſie ausrotten, es mögen dabei noch ſo viele Schwierigkeiten eintreten, weil die Möglichkeit ihrer Ausrottung vorhanden iſt, nur muß man die richtigen Anſtalten treffen und zweckmäßigere Maßregeln nehmen als bisher genommen worden ſind. Die Hauptſchwierigkeiten bei der Vertilgung der Gauner und Bettler nebſt den mit ihnen überall in Verbindung ſtehenden Zigeunern ſind a) ihre faſt durchgehends tadelloſen Päſſe, welche ihnen gewiſſenloſe Obrigkeiten ausſtellen; b) die Entlaſſung der Gauner und Bettler nach einigen Jahren Gefängnißſtrafe, während welcher ſie ſich gebeſſert haben ſollen, aber in den meiſten Fällen ſchlimmer geworden ſind, weil zu einer wirklichen Beſſerung Freiheit des Handelns gehört, die ihnen aber in ihren Verwahrungsörtern fehlte; und c) die Fahrläſſigkeit in Anſehung ihrer Aufbewahrung, aus welcher es ihnen ſo leicht wird zu entſpringen. Der Plan dieſes Werkes erlaubt uns nicht, hier die Mittel zu ihrer Ausrottung, deren Möglichkeit jedoch vorhanden iſt, aus einander zu ſetzen. Nur bemerken wir noch, daß das Gaunerweſen, beſonders im ſüdlichen Deutſchlande, wo es bei der ehemaligen Mannigfaltigkeit der Territorien ſeine eigentliche Heimath hatte, durch die ſeit der Errichtung des Rheiniſchen Bundes gegründeten größern Staatenmaſſen ſehr abgenommen hat. Durch dieſe Veränderung kam mehr Einheit und Energie in die Policeyanſtalten, und die Gauner verloren ihre bisherigen Schlupfwinkel, die ſie gewöhnlich in den Gebieten der kleinern Reichsſtände und der Reichsritter hatten. Da das Syſtem der größern Territorien in Deutſchland beſtehend geworden, ſo iſt zu hoffen, daß durch daſſelbe die Landplage der Gaunerey allmählich von ſelbſt aufhören werde.

Gauſſin, eigentlich Gauſſem (Jeanne-Catherine). Dieſe große, von Voltaire vielfach geprieſene Schauſpielerin, welche zu ihrer Zeit eine Zierde der Franzöſiſchen Bühne war, und ſich neben einer Clairon und Dumesnil zu behaupten wußte, war zu Paris im Jahr 1711 geboren. Ihr Geſchmack und ihre Talente für die Komödie entwickelten ſich früh, und ſie hatte ſchon in der Geſellſchaft des Herzogs von Gesvres, welche zu St. Ouen Schauſpiele gab, durch ihr Talent und ihre Schönheit entzückt, als ſie in einem Alter von ungefähr 17 Jahren nach Lille ging, wo ſie gegen 2 Jahre lang in dem Trauerſpiel junge Fürſtinnen, und im Luſtſpiel Liebhaberinnen gab. Der Beifall, den ſie in dieſer Stadt einerntete, verbreitete ſich nach Paris, wohin man ſie berief. Hier debutirte ſie im Jahr 1731 im Britannicus mit der Rolle der Junia, welche ſie dreimal hinter einander ſpielte. Vor allen gelangen ihr die Rollen der Liebhaberinnen: in der Komödie war ſie ungleich vollkommener als in der Tragödie, wiewohl ſie ſich in dieſer lieber loben hörte. Im Oracle, in der Magie de l'amour, im Homme à bonne fortune, im Misantrope und Turcaret konnte man nichts Schöneres ſehen als die Gauſſin. Naive Rollen waren ihr Triumph. In einem Alter von 40 Jahren erſchien ſie auf der Bühne noch als ein ſechszehnjähriges Mädchen. Eine unglückliche Ehe, welche ſie 1759 mit einem Opernſänger, Marie-François Tavlaigo geſchloſſen hatte, vollendete die Zerrüttung ihres Vermögens, das ihre angeborne Freigebigkeit ſchon erſchöpft hatte. Zwar ſtarb ihr Gatte ſchon 1765, aber ſie überlebte ihn nicht lange.

Mit einer Pension von 1500 Livres, welche den größten Theil ihres Vermögens ausmachte, verlebte sie ihre letzten Jahre in der Zurückgezogenheit, und starb 55 Jahre alt, den 6. Juni 1767. Ihr Bild wurde von Dronais gemalt.

Gaveaux (Pierre), Componist und Theilhaber am Theater der komischen Oper, und Mitglied der königlichen französischen Kapelle, wurde 1764 zu Béziers, Dep. de l'Hérault, geboren. Mit seinem 7ten Jahre trat er als Chorknabe nebst seinen beiden Brüdern in die Domkirche dieser Stadt. Schon damals liebte er die Musik so leidenschaftlich, daß er des Nachts aufstand um zu studiren, während seine Mitschüler schliefen. In weniger als 2 Jahren konnte er bereits jedes Musikstück in jedem Schlüssel lesen, und in einem Alter von 10 Jahren hatte er seine musikalischen Studien beendigt. Er begann nunmehr lateinisch zu lernen und hörte den ersten philosophischen Cursus. Der treffliche Organist und Componist Combes lehrte ihn die ersten Elemente der Composition und leitete seine Hände auf dem Clavier. Er war kaum 12 Jahre alt, als er seinen Musiklehrer verlor. Glücklicherweise liebte sein lateinischer Lehrer, der Abt Tindel, leidenschaftlich die Musik und spielte sehr angenehm das Violoncell. Dieser hatte aus Italien die Partituren des Stabat mater und der Serva padrona von Pergolesie erhalten. Sie führten mit Hülfe eines Basses diese Meisterwerke aus, und wurden so entzückt von den zauberischen Schönheiten derselben, daß sie am Ende jedes Stücks einmal über das andere ausriefen: In die Hölle mit jedem, der die Musik nicht liebt! Diesen beiden unsterblichen Werken verdankt der junge Gaveaux seinen entschiedenen Geschmack für die Composition. Er beschloß bald darauf nach Neapel zu gehn, und hier seine musikalischen Studien unter der Leitung des berühmten Contrapunktisten Sala zu vollenden, aber Familienverhältnisse bestimmten ihn anders. Nach vielen Unannehmlichkeiten ging er nach Bordeaux und wurde als Tenorist bei St. Severin angestellt. Franz Beck, damaliger Organist dieser Kirche, wurde sein Lehrer in der Composition für die ganze Zeit, die er in Bordeaux zubrachte. Gaveaux componirte mehrere Motetten, die er unter seines Lehrers Augen ausführen ließ. Dieser unterließ nicht, ihm jedesmal seinen Beifall zu bezeigen und zugleich das alte Sprüchwort zu wiederholen: Fabricanto fit faber. In der Folge wurde Gaveaux beim Theater zu Bordeaux angestellt, bis er sich 1788 nach Montpellier begab, um hier die ersten Liebhaberrollen in der großen und in der komischen Oper zu übernehmen. Im J. 1789 debutirte er auf dem Theater der Tuilerien als erster Tenorist in der Französischen Oper. Er war einer der Begründer und Erhalter dieses Theaters bis zu dem Augenblick, wo das Theater Feydeau mit der komischen Oper im J. 1800 vereinigt wurde. Als Componist hat er mehrere Werke auf das Theater der komischen Oper gebracht, die sich eines ausgezeichneten Beifalls erfreuten; unter allen aber ist vielleicht L'amour filial diejenige, welche sein Talent am schönsten und vollkommensten bewährt. Außerdem hat er Italienische und Französische Romanzen herausgegeben. Seine Composition des Pygmalion von Rousseau, die er für das Theater der komischen Oper bestimmt hatte, wird als ein besonders gelungenes Werk gerühmt.

Gavinies (Pierre) wurde den 11. Mai 1726 zu Bordeaux geboren. Von seiner zartesten Kindheit an nahm er Violinunterricht, schon aber in seinen 13. Jahre bedurfte er dessen nicht mehr. Er war 14 Jahre alt, als er nach Paris kam und in dem Concert spirituel debutirte, wodurch er den ersten Grund zu seinem Ruf legte. Sein Spiel war sicher

und glänzend, aber was ihn so ungemein auszeichnete, war ein eigner an Reinheit und Ausdruck unnachahmlicher Ton; er schien seinem Instrumente Seufzer zu entlocken. Auch im Adagio excellirte er. Siegreich wetteiferte er mit Domenico Ferrari, Puguani und Stamitz. Viotti nannte ihn den Tartini Frankreichs, und an Tartini erinnert auch sein Privatleben. Als Jüngling verließ er heimlich Paris. Eine Liebesintrigue, die mit dieser Flucht in Verbindung stand, machte sie für ihn gefährlich. Er wurde vier Stunden von Paris arretirt und blieb ein Jahr im Gefängniß. Damals componirte er jene unter seinem Namen so allgemein bekannt und berühmt gewordene Romanze. Er sang sie zu seiner Violine mit einer unnachahmlichen Anmuth und variirte sie eben so reizend. Noch kurz vor seinem Tode, in seinem 73. Jahre, executirte er sie in einem öffentlichen Concert und entlockte Thränen den Augen seiner Zuhörer. Er ist das Haupt der guten Französischen Schule und gehörte zu den wenigen Freunden J. J. Rousseau's. Für das Theater hat er das Intermezzo, Le prétendu, geschrieben, welches mit Beifall aufgenommen wurde. Im J. 1794 ernannte ihn das Conservatorium zum Professor der Violine, und er zeigte sich in diesem Amte so eifrig, daß jedes Jahr seine Schüler den Preis auf der Violine davon trugen. Er starb den 10. Sept. 1800. Die Frau Gräfin von Salm hat im J. 1802 ein Werk zu seinem Lobe herausgegeben, welches sehr interessante Details über seine Person und seine Werke enthält. M.

Gavotte, ist ein vorzüglich zum Tanz angewandtes Tonstück. Es besteht aus zwei Reprisen, fängt im Auftakt an und steht im Allabreve-takt. Da die Bewegung wegen dieses letzten Falles an und für sich etwas lebhaft ausfällt, und der Charakter der Gavotte zwar munter, aber dabei auch zärtlich ist, so sind Achtel die geschwindesten Noten, die darin vorkommen. Die Gavotten waren ehemals auch in Sonaten, Suiten u. s. w. eingeführt, da man sich nicht genau an diejenige äußere Form band, die sie als Tanzstücke hatten. Jetzt kommen sie weder in dem einen noch in dem andern Falle vor, sondern gehören unter die veralteten Gattungen von Tonstücken.

Gay (John), 1688 zu oder bei Barnstaple in Devonshire geboren, erhielt von einem gewissen Luck, Schullehrer an diesem Orte und Dichter, eine Erziehung, die zur Entwickelung seines natürlichen Talents zur Poesie nicht wenig beitrug. Er ging in die Plane seines unbegüterten Vaters, der ihn zu einem Galanteriehändler bestimmt hatte, nicht ein, da ihn seine Neigung zu ganz andern Beschäftigungen hinzog. Man weiß nicht, in welchem Jahre er die Lehre angetreten und verlassen hat; doch ist so viel gewiß, daß ihn die Herzogin von Monmouth im J. 1713 als Sekretair in Dienste nahm. Hier blieb ihm Muße genug, die Dichtkunst zu üben. Er machte seine Rural sports, a Georgic in two cantos bekannt, und widmete sie dem schon damals berühmten Pope, welches die erste Veranlassung zu der vertrauten Freundschaft zwischen beiden Dichtern gab. Im J. 1713 ließ er seine Komödie The wife of Bath drucken, die auf der Bühne kein Glück gemacht hat, und gab um dieselbe Zeit the Shepherd's week heraus, eine aus 6 Eklogen bestehende, aus der gemeinen Wirklichkeit geschöpfte Schilderung des Englischen Landmanns, welche jedoch dem Geschmack seiner Landsleute trefflich zusagte. Da er aber dieses Werk dem Lord Bolingbroke zugeeignet hatte, mußten ihm bei der neuen Regierung die darauf gegründeten Hoffnungen zur Beförderung fehlschlagen, ob er gleich als Sekretär des Grafen Clarendon, Englischen Gesandten am Hannöverschen Hofe, im letzten Re-

gierungsjahre der Königin Anna zu glänzenden Erwartungen berechtigt war. Bald nach seiner Rückkehr trat er mit der Tragikomödie What d'ye-call it und im J. 1717 mit der unter Pope's und Arbuthnot's Beihülfe geschriebenen Komödie Three hours after marriage auf, konnte aber nur für die erstere einigen Beifall gewinnen. Er begab sich hierauf nach Aachen und lebte einige Zeit auf dem Landsitze des Lord Harcourt. Hier veranstaltete er die Herausgabe seiner Gedichte auf Subscription, die ihm 1000 Pfund einbrachte. Im J. 1726 erschienen The captives, ein gut aufgenommenes Trauerspiel, und 1726 der erste Band seiner, zum Unterricht des Herzogs von Cumberland geschriebenen, Fabeln, durch welche er sich bei den Engländern den Namen eines klassischen Dichters erwarb, wiewohl er auch hier mit La Fontaine keine Vergleichung aushält. Einen beispiellosen Beifall erhielt seine Beggar's Opera, welche in London 63 Mal hinter einander aufgeführt wurde, alle Theater von Großbritannien und Irland durchwanderte, und noch jetzt ein Lieblingsstück der Engländer ist. Ein zweiter Theil, der unter dem Titel Polly erschien, wurde nicht auf die Bühne gebracht. Die Beggar's Opera gewann ihm das Wohlwollen vieler Großen, besonders des Herzogs und der Herzogin von Queensberry, in deren Gesellschaft er den letzten Theil seines Lebens zubrachte, nachdem er vergeblich auf eine Anstellung von Georg II und seiner Gemahlin gehofft, die ihn vor ihrer Thronbesteigung persönlich gekannt und geschätzt hatten. Er starb am Ende des J. 1732 und wurde in der Westminster-Abtei begraben. Der zweite Theil seiner Fabeln, meist politischen Inhalts, erschien, durch den Herzog von Queensberry besorgt, erst nach seinem Tode. Gay war nach Pope's Urtheil ein gerader anspruchsloser Mann, der so redete wie er dachte, und immer zu mißfallen fürchtete. Johnson spricht ihm mit Recht jene mens divinior ab, die das Eigenthum großer Dichter ist, läßt ihm aber als einem Sänger einer niedern Sphäre volles Recht widerfahren. Er preiset ihn als den Erfinder der Balladenoper, welche die Italienische verdrängte und über ein halbes Jahrhundert sich mit Beifall auf der Bühne erhielt.

Gazometer, Gasometer, Luftmesser, ein ziemlich zusammengesetzter Apparat, welchen Lavoisier und Meusnier zu mancherlei Versuchen mit den Gasarten, hauptsächlich aber zu genauen Abmessungen des Volumens derselben erfunden hatten. Da man mit demselben die Versuche angestellt hat, welche der Erzeugung des Wassers aus dephlogistisirter und brennbarer Luft, mittelst der Verbrennung dieser Luftarten, zum Beweise dienen, so versteht man jetzt gewöhnlich unter Gazometern Vorrichtungen, welche die Absicht haben, theils das Abbrennen der genannten Luftarten bequem zu veranstalten, theils die verhältnißmäßigen Quantitäten derselben genau zu messen, theils auch das dadurch erhaltene Wasser gehörig zu sammeln und zu wägen. In der Folge ist diese Maschine von Martin van Marum in Harlem, dann von v. Hauch, von Seguin, Vogt und Pearson verändert und vereinfacht worden.

Gazopyrion, eine von dem Doktor Faulstich erfundene Feuermaschine, deren Haupttheile eine mit brennbarer Luft gefüllte Kugel und ein electrischer Apparat sind. Der Bau der Maschine ist von der Art, daß man mit Leichtigkeit mittelst des electrischen Funkens die Luft entzünden kann.

Gebälk werden bald die sämmtlichen Balken eines Gebäudes, bald blos der oberste Theil oder das Hauptgesims einer Säulenstellung ge-

nennt, welches auf den Säulen ruht, und aus drei Theilen beſteht, dem Unterbalken oder Architrab, dem Fries und dem Kranze. Der Architrab liegt unmittelbar auf den Säulen, um ihnen einen feſten Stand zu geben und ſie mit einander zu verbinden; er läuft deshalb einförmig über die ganze Breite der Säulenſtellung weg. Der Fries ſoll ſeinen Urſprung von dem Hauptbalken der hölzernen Gebäude haben, die auf den Unterbalken gelegt wurden. Dadurch entſtand hier ein Platz, den die Balkenköpfe und der leere Raum zwiſchen ihnen einnahmen. Von den Balkenköpfen ſollen die Triglyphen in dem Doriſchen Fries entſtanden ſeyn. Der Kranz, der den Sims des Gebäudes ausmacht, dient dem Ganzen zur Bedeckung. Man theilt ihn wieder in verſchiedene Theile oder Glieder, die insgeſammt den obern Theil des hölzernen Daches vorſtellen (ſ. Kranz). Die ſchicklichſte Höhe des Gebälks bei jeder Art von Säulen iſt der vierte Theil der Säulenhöhe ſelbſt; iſt es höher, ſo ſcheint es das Gebäude zu erdrücken, und niedriger gibt es dem Ganzen ein ärmliches Anſehn. Bei jeder Säulenordnung findet man übrigens Verſchiedenheit. Das Doriſche Gebälk hat meiſt den dritten Theil der Säulenhöhe, in ſeiner Zuſammenſetzung und Anordnung die gröſte Einfachheit, nur wenige, aber groſe Glieder. Der Architrab erhielt eine anſehnliche Höhe, war ganz glatt, und oben nur mit einem Riemchen verſehen, worauf die Triglyphen ſtehen. Der mit Triglyphen verzierte Fries wurde noch höher gemacht, der Kranz aber niedriger als Unterbalken und Fries, erhielt aber über die untern Theile einen mächtigen Vorſprung, ungefähr von dem vierten Theil der Höhe des Gebälks, wodurch das Ganze ein ehrwürdiges Anſehn erhält. Alle Glieder ſind glatt und ohne Schmuck. Dem Joniſchen Gebälk fehlen die Triglyphen und Sparrenköpfe des Doriſchen, mit dem es ſonſt in Anſehung der Verhältniſſe viel Aehnlichkeit hat. In der Folge der Zeit erhielt es immer mehr Verzierung, der Kranz wurde höher und mit mehr Gliedern beſetzt, deren einige mit Blumen, Blättern und Eiern verziert wurden. Das Korintiſche Gebälk wurde eine Zuſammenſetzung aus dem Doriſchen und Joniſchen, und erhielt weit mehr Reichthum, damit es gegen das reichgeſchmückte Kapitäl nicht allzuſehr abſtäche. dd.

Gebäude, wird bald im engern, bald im weitern Sinne genommen. Im engeren Sinne verſteht man darunter einen, nach den Regeln der Baukunſt eingeſchloſſenen, Raum, ſey es um ihn zu bewohnen, oder gewiſſe Verrichtungen darin zweckmäßig zu betreiben. Im weitern Sinne nennt man Gebäude alle Werke, welche die Baukunſt aufführt, von welcher Art ſie auch ſeyen. Dann theilt man die Gebäude ein in öffentliche und Privatgebäude. Jene dienen 1) der Religion: Tempel, Kirchen, Kapellen; 2) der Staats- und Juſtizverwaltung: Schloß, Gerichtshof, Rathhaus, Arbeitshaus, Zuchthaus, Gefängniß; 3) der öffentlichen Sicherheit: Stadtthore, Mauer, Wall, Straßen, Brücken, Zeughaus, Spritzenhaus, Leuchtthurm, Hafen; 4) dem öffentlichen Nutzen: Schulen, Collegien, Bibliotheken, Obſervatorien; 5) dem öffentlichen Wohlſtande: Münzen, Börſen, Banken; 6) dem öffentlichen Verkehr und Bedarf: Märkte, Magazine, Manufakturgebäude, Schlacht-, Brauhäuſer, Gaſthöfe; 7) der Geſundheit: Krankenhäuſer, Begräbnißplätze, Kloaken, Waſſerleitungen, Brunnen, Bäder; 8) der öffentlichen Pracht: freie verzierte Plätze, Promenaden, Rennbahnen, Theater, Odeen, Ballſäle, Ehrenpforten, Triumphbogen, Denkmale. Zu den Privatge-

bäuden gehören: 1) Häuser und Paläste; 2) Villen, Gartenhäuser, ländliche Wohnungen; 3) landwirthschaftliche Gebäude; 4) Mühlen; 5) Wasserbaue.

dd.

Geberde. Geberdenspiel. Geberdensprache. Unter Geberde versteht man eine Art des physiognomischen Ausdrucks des Innern im Körper; es ist aber nicht ganz leicht, diese Art genau zu bestimmen. Besonders hat die Unterscheidung der Geberde von der Miene durch Verwechselungen des Sprachgebrauchs Schwierigkeiten erhalten. Alles genau erwogen, findet man, daß beide sich in folgenden Punkten unterscheiden: 1) Die Miene erstreckt sich blos auf Ausdruck in Bewegungen, die Geberde, obschon sie auch sich in Bewegungen äußert, drückt doch das Innere auch in der Ruhe aus, wenn es unverändert bleibt; 2) die Miene ist deshalb blos etwas Vorübergehendes, die Geberde auch etwas Beharrliches; 3) die Miene erstreckt sich blos auf die Bewegungen des Gesichts, die Geberde auch auf den übrigen Körper; 4) die Miene ist blos Seelenausdruck im Gesicht vernünftiger, sittlicher Wesen, Geberden zeigen sich auch bei blos sinnlich-begehrenden Wesen; 5) die Miene drückt daher lediglich die Gesinnung, den bleibenden sittlichen Charakter, Geberden die eben jetzt herrschende Leidenschaft, den vorübergehenden Affekt aus. So bemerkbar diese Unterscheidungen hin und wieder sind, so schwankt doch im Ganzen der Sprachgebrauch bald hinüber, bald herüber. Uebrigens ist auch bei diesen Unterscheidungen nicht zu verkennen, daß Geberde bald in einem weitern, bald in einem engeren Sinne genommen ist. Im weiteren Sinne befaßt man darunter jeden physiognomischen Ausdruck des Innern im Körper, und dann sind die Mienen mit darunter begriffen. Jene stumme Sprache mit ihren malenden, ausdrückenden und deutenden Zeichen, welche man die Geberdensprache nennt, würde deshalb auch die Mienensprache unter sich befassen, so daß die Geberdensprache durch das Gesicht eben so wohl als durch die übrigen Glieder des Körpers sich ausdrückte. Kurz, die Geberde wäre demnach das Allgemeine, die Miene das Specielle, Besondere. Beim Entwurf einer Theorie der körperlichen Beredsamkeit wird es dienlich seyn, diesen also festgesetzten Unterschied anzunehmen, und zur Mienensprache auch das mitzurechnen, was das Gesicht nach der obigen Bestimmung von Geberden in veränderter Bewegung ausdrückt. Körperliche Beredsamkeit ist aber die Kunst, einem Andern seine Gedanken, mittelst des Körpers und gewisser Modifikationen desselben, so mitzutheilen, daß sie den verlangten Eindruck auf ihn machen. Diese Modifikationen des Körpers sind entweder Bewegungen und Stellungen desselben, oder Töne. Man sieht, daß die ganze Schauspielkunst sich darauf gründet, indem von den Bewegungen und Stellungen des Körpers die Action, die mit der Plastik, und von den Tönen die Declamation, die mit der Musik verwandt ist, abhängt, die Action ist nun eigentlich nichts anders als die Geberdenkunst selbst in jenem allgemeinen Sinne. Jene Bewegungen und Stellungen des Körpers sind nämlich Veränderungen desselben oder seiner Theile, in Ansehung ihrer Lage und Figur, mit gewissen Veränderungen der Seele harmonisch. Die Summe der Bewegungen ist Gesticulation; aus der Stellung gehen die Attituden hervor, Tragen und Haltung des ganzen Körpers im Stehen, Sitzen und Liegen während einer gewissen Situation. Hier ist immer etwas

Unbewegliches, Festes. Diese Attituden macht der ganze Körper; Gesticulation können nur die beweglichen Theile desselben machen, Kopf, Arme, Hände, Füße, entweder alle zusammen, oder jedes für sich, weshalb es auch eine Kopf-, Arm-, Hände- und Füße-Sprache gibt, wovon freilich die meisten Schauspieler nichts verstehen, die schon der Kunst genügt zu haben wähnen, wenn sie nur Arm und Bein ausspreizen, umherlaufen und mit den Aermen um sich werfen. Von diesen stummen Sprachen allen unterscheidet man nun noch besonders die Gesichtssprache, und zwar nicht ohne Grund. Das Gesicht ist kein so beweglicher Theil als Kopf, Arm, Hand und Fuß, theils aber durch die eigenthümliche Bildung und die bleibende Form seiner festen, theils durch das veränderliche Spiel seiner beweglichen Theile, theils durch Züge, welche durch Gewohnheit in den beweglichen Theilen fest und bleibend geworden sind, tritt hier das Innere in dem Aeußern in den bedeutendsten, unzweideutigsten und unverkennbarsten Kennzeichen hervor. Hier ist also eine Beweglichkeit ganz eigner Art, und von einer großen Wichtigkeit, daß man wohl Ursache hatte, ihr eine vorzügliche und eigne Aufmerksamkeit zu widmen, zumal, da es auch hier wieder fast so viele eigne Sprachen gibt, als Theile des Gesichts. Wer eine Stirn-, Augen-, Nasen-, Lippen- und Wangensprache lächerlich finden wollte, bewiese damit nur, daß er die Natur hier niemals genugsam beobachtet hat. Diese Gesichtssprache nennt man auch Mimik, ein Begriff, der freilich an sich mehr umfaßt (s. Mimik). Wenn Engel die Mimik in die ethische oder physiognomische eintheilt, welche die Eigenthümlichkeit eines Charakters, und in die pathognomische, welche die vorübergehenden Verwandlungen durch Affekte und Leidenschaften in bestimmten Situationen darstellt, so liegt dieser Eintheilung der Unterschied zwischen Miene und Geberde im engern Sinne zum Grunde. Es war aber sehr gut, daß Engel andere Bezeichnungen dafür wählte, weil sonst alle Augenblicke Zweideutigkeit und Mißverstand entstanden seyn würde. Besonders würde dieß der Fall gewesen seyn, wenn man Mienen- und Geberdenspiel nach der weitern und engern Bedeutung jedes Mal hätte unterscheiden sollen. Es ist auch hier am rathsamsten, das Mienenspiel auf die Gesichtssprache einzuschränken, das Geberdenspiel aber auf die ganze körperliche Beredsamkeit auszudehnen. Geberdenspiel würde demnach seyn die vorübergehende Modifikation des ganzen Körpers, seiner unbeweglichen Theile, in Stellung und Bewegung, zum Ausdruck des Innern und Aeußern während einer gewissen Situation. Die Bezeichnung durch Spiel scheint mir blos von dem Vorübergehenden in dieser Thätigkeit herzukommen, und nicht etwa von der Leichtigkeit, womit sie ausgeübt wird. Weit eher könnte man noch an Unwillkührlichkeit denken (wie bei dem Spiel der Muskeln), womit die äußern Organe der Thätigkeit der Seele zu einer naturgemäßen Aeußerung folgen. Wer durch Kunst die körperliche Beredsamkeit üben will, und die naturgemäßen Aeußerungen nicht trifft, der verfällt in Grimasse. Die Natur, wie sie für jeden Ausdruck der Leidenschaft, für jede Stimmung der Seele ihren eignen Ton und eigne Bewegung in der Stimme hat, hat auch ihre eigenen Bewegungen und Stellungen in dem Körper dafür. Wehe dem Schauspieler und bildenden Künstler, dem dafür der feine Sinn mangelt. dd.

Gebern, in Indien Parsis, in Persien aber Gebern, Guebern, Gauern, d. i. Ungläubige oder Feueranbeter genannt. Sie

selbst nennen sich Behendie oder Anhänger des wahren Glaubens, und haben ihre vorzüglichsten Wohnsitze in den Wüsten von Karamanien gegen den Persischen Meerbusen, vorzüglich aber in den Provinzen Yerd Keram. Dieß wenig bekannte, in der Unwissenheit glückliche Volk, ist arbeitsam, mäßig und treibt fleißig Ackerbau. Die Sitten der Gebern sind sanft; sie trinken Wein, essen alles Fleisch, heirathen nur eine Frau, und leben streng und mäßig. Ehescheidung und Vielweiberei sind ihnen durch die Religion verboten; bleibt aber die Frau in den ersten 9 Jahren unfruchtbar, so darf der Mann neben derselben noch eine zweite nehmen. Sie verehren ein einiges höchstes Wesen, das sie den ewigen Geist oder Yerd nennen. Sonne, Mond und Planeten glauben sie durch verständige Wesen belebt, erkennen das Licht als die Grundursache des Guten, die Finsterniß als die des Bösen, und beten endlich, wie man sagt, das Feuer an, wovon sie auch den Namen erhalten haben. Sie selbst aber sagen, daß sie es nicht anbeten, sondern darin nur ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes hegen, weswegen sie auch allemal ihre Gebete beim Feuer verrichten und an heiligen Orten ein immer brennendes Feuer unterhalten, welches ihr Prophet Zoroaster schon vor 4000 Jahren entzündet haben soll. Ihr heiliges Buch heißt Zend-Avesta. (S. dieses.) Eine eigenthümliche Gewohnheit der Gebern ist es, die Todten statt sie zu begraben, auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe den Vögeln Preis zu geben; wobei sie genau Acht geben, welchen Theil diese Thiere zuerst verzehren, und daraus auf das Schicksal des Verstorbenen schließen.

Gebet, das; ist im weiten Sinne jede, mit frommen Gefühlen verbundene Richtung des Gemüths auf Gott, im engern Sinne der mündliche Ausdruck frommer Gefühle und Gesinnungen. Das Gebet kann Bitte seyn, Fürbitte, Dank und Lob Gottes. In den abergläubischen Religionen des Alterthums wurden die Gebete als Formeln von magischer Kraft betrachtet, deren Wirksamkeit davon abhänge, daß sie mit der größten Genauigkeit hergesagt und durch keinen Unglück bedeutenden Umstand unterbrochen wurden. Weit würdigere Begriffe über das Wesen und den Zweck des Gebets hat das Christenthum unter den Völkern verbreitet. Nach den Grundsätzen der kathol. Kirche kann der Mensch nicht blos an Gott, sondern auch an die Heiligen und an die Engel Gebete richten; die protestantische Kirche dagegen erklärt Gott für den einzigen würdigen Gegenstand der Anbetung. Die religiösen Menschen aller Zeiten haben in dem Gebet ein wirksames Mittel der Geisteserhebung, des Trostes und der Befestigung in guten Gesinnungen gefunden. Je leichter der Mensch unter den Zerstreuungen und Sorgen des Lebens seine höhere Bestimmung vergißt, desto mehr ist ihm die Geistessammlung, welche das Gebet gewährt, Bedürfniß, und es ist eine heilsame Gewohnheit, mit dem frommen Andenken an Gott den Tag zu beginnen und zu beschließen. Um das Gemüth in die Stimmung zu versetzen, in welcher es geneigt und fähig wird, sich zu Gott zu erheben, muß man sich der Schrift, heiliger Gesänge (unter den neuern Liedern dieser Art sind besonders die von Wirschel, welche unter dem Titel: Morgen- und Abendopfer in Gesängen. Sulzbach, 1809 erschienen sind; die Gesänge von Juliane Veillodter und die Schrift von Ziegenbein: Die Religion in Liedern, gesammelt aus den besten Dichtern, zu empfehlen) guter Predigten und anderer Erbauungsbücher bedienen. Da die Richtungen, welche das jugendliche Gemüth nimmt, die bleibendsten zu seyn pflegen, so ist es

ähig, daß man auch das Kind beten lehre, und die Pädagogen, welche meinten, daß die Bildung zur Religioſität einem reiferen Alter vorzubehalten ſey, verriethen Mangel an Kenntniß des menſchlichen Herzens. Auch das Kind kann den Gedanken an ein Weſen, von welchem alles Gute komme, faſſen, und iſt frommer Gefühle fähig. N.

Gebirge. Gebirgslehre ſ. Orographie.

Gebirgsarten ſ. Oryktologie.

Gebirgshöhe. Um eine allgemeine unwandelbare Baſis bei der Beſtimmung der Höhe eines Gebirgs zu haben, mißt man dieſelbe jedesmal von der Meeresfläche an, ſo daß die mehr oder minder hohe oder flache Umgebung eines Berges keinen Einfluß auf ſeine eigentliche Höhe haben kann. Daher kommt es, daß mancher Berg, z. B. der Brocken, der rings in einer bergigen Umgebung liegt, viel höher iſt als er ſcheint, da ſeine ganze Höhe dem Auge nicht ſichtbar iſt. S. Höhen-Meſſung.

Gebläſe (Hüttenweſen) nennt man die Blaſebälge auf den Schmelzhütten aller Art. In den älteren Zeiten waren ſie den gewöhnlichen hölzernen Blaſebälgen mit Leder, wie ſie die Schmiede brauchen, ähnlich. Ganz hölzerne Blaſebälge, ohne Leder, die aus zwei Kaſten beſtehen, worpon der eine beweglich und der andere unbeweglich iſt, erfand nach Murr (Merkw. d. Stadt Nürnberg) der Nürnberger Bürger, Hanns Lobſinger, welcher ſchon 1550 aus lauter Holz und auch von Kupfer dergleichen Gebläſe verfertigte und ſolche bei Hüttenwerken und Orgeln anwandte. Ludwig Pfannenſchmidt machte dergleichen erſt 1621 zu Aſtfelde bei Goslar, und von den Müllern Martin und Nikolaus Schelhorn weiß man, daß ſie dergleichen erſt 1629 in dem Coburgiſchen verfertigten. Um ununterbrochen Wind in den Ofen zu bringen, hängt man zwei Bälge neben einander, die man ein doppeltes Gebläſe nennt, und macht die Einrichtung, daß der eine in die Höhe geht, indem der andere niedergedrückt wird. Sie ſtehen an der Brandmauer des Heerdes neben einander, und ſind durch ihre Windröhren mit dem Heerde vereinigt. Die Welle des Waſſerrades ſetzt ſie in Bewegung. Jeder Blaſebalg wird aus zwei viereckigen Käſten zuſammengeſetzt, die aber nach der Windröhre zu etwas ſchmäler zuſammenlaufen. Der unterſte iſt oben offen und liegt unbeweglich. Er hat zur Verhinderung des Ausgehens der Luft Leiſten, vorn die Windröhre, und in ſeinem Boden iſt der Windfang oder Windſchöpfer, ein Ventil von bewolltem Schaafleder, das die eindringende Luft nach dem Innern des Kaſtens zurückſchlägt. Der obere Kaſten liegt auf einem Bolzen nach dem Heerde zu und ſteht auf dem untern Kaſten. Er iſt unten offen, und wird wie der Deckel einer Schachtel auf den untern aufgeſetzt, und ſeine Bewegung vorwärts und rückwärts, hoch und niedrig, iſt dergeſtalt regelmäßig abgemeſſen, daß er den Rand des untern Kaſtens nicht überſteigen kann. Oben auf dem obern Kaſten iſt ein Loch, welches man öffnet oder verſtopft, je nachdem die Blaſebälge ſtark oder ſchwach wirken ſollen. Unter jedem Blaſebalge liegt nach ſeiner Länge eine Stange, die an der Wand der Eſſe an einem Ringe hängt. Ein Riegel, und an dieſem eine Kette, vereinigt die Stange mit dem Oberkaſten. Beide obere Kaſten der Blaſebälge aber hängen durch einen Wagebalken zuſammen, welcher an einer Kette hängt. Die Welle an einem Waſſerrade drückt durch zwei hölzerne ſtarke Zieharme die Stange hinab. Die Hebarme zu dem einen Blaſebalge machen mit den Hebearmen, welche den zweiten bewegen, einen rechten Winkel, damit eine ab-

wechselnde Bewegung der Blasebälge entstehe. Haben also die Arme der Welle von einer Seite die Stange und zugleich den obersten Kasten eines Blasebalges niedergedrückt, so zieht der Wagebalken den obersten Kasten des andern Blasebalgs in die Höhe, und so umgekehrt, wenn dieser niedergedrückt wird. Der hinabbewegte obere Kasten preßt die Luft in dem Blasebalge zusammen, und nöthigt sie, durch die Windröhre einen Ausgang nach dem Schmelzheerde zu suchen und die Kohlen anzublasen. Fährt aber dieser Kasten in die Höhe, so wird die Luft in dem Kasten verdünnt, und es dringt wieder so viel Luft durch den Windfang in den Kasten, bis die äußere und innere Luft eine gleiche Dichtigkeit erhält. Noch ist zu bemerken, daß an dem untern Kasten auswendig Leder angeschlagen ist, das durch Draht an den obern angedrückt wird, damit die zusammengepreßte Luft nicht zwischen den Kasten einen Ausgang finde. Jeder Balg ruht auf einem Balggerüste. Je größer die Oeffnung eines Balges ist, um so leichter ist er niederzudrücken, um so geschwinder aber muß er auch gehen. Große Bälge sind immer vortheilhafter, als kleine, weil das Rad, welches sie bewegt, einen so schnellen Gang erfordert, und also nicht so leicht Schaden nimmt. Es ist gar sehr darauf zu sehen, daß das Gebläse nicht zu geschwind und nicht zu langsam gehe. Im erstern Falle werden unnöthige Kohlen verbrannt, und das Metall kann sich nicht genug von den Schlacken absondern; im letztern Falle aber kann das Geschmolzene stehen bleiben und großen Schaden bringen. Wenn die Arbeit recht gehen soll, so muß jeder Balg in einer Minute vier Mal in den Ofen blasen. Als besondere Redensarten sind anzumerken: das Gebläse anlassen, d. h. die Wasser anschützen, daß das Wasserrad das Gebläse treibt und bewegt. Das Gebläse arbeitet, d. h. die Blasebälge gehen frisch und stark. Das Gebläse bläset kalt, d. h. der Wind der Blasebälge ist nicht auf die Kohlen, sondern auf das Erz im Schmelzofen gerichtet, welches von der Richtung der Form abhängt. Das Gebläse geht stille, d. h. es arbeitet matt und facht das Feuer nicht genug an. Das Gebläse spielt, d. h. die Blasebälge sind angelassen und im Umgange. Die Gebläse überspannen, d. h. die Blasebälge zu stark gehen lassen. Zur Vermeidung der abwechselnden Wirksamkeit, die bei dem Gebläse wegen des öftern Wassermangels beim Umgange desselben eintritt, hat der Kammerrath Klipstein 1785 Maschinen erfunden, in welchen das in Dünste aufgelöste Wasser bei Schmelzöfen die Stelle des Gebläses vertritt. X.

Gebrochen. 1) In der Musik heißt ein gebrochener Accord ein solcher, dessen Töne man nicht, wie gewöhnlich, auf einmal, sondern in einer gewissen Ordnung auf einander folgend, anschlägt. Man nennt solche Accorde auch Arpeggiaturen. Gebrochener Baß ist der, der auf einem Tone nicht so lange anhält, als der Gesang erfordert, sondern entweder den Grundton wiederholt, oder andere schickliche Töne durchläuft. 2) In der Deklamation ist die gebrochne Stimme das Zeichen der tiefsten Rührung. 3) In der Malerei sind gebrochene Farben eine Art von Mittelfarben, s. Mezzotinto. 4) In der Baukunst sind gebrochene Treppen, gebrochenes Dach solche, welche mehrere Absätze haben. dd.

Geburt ist der Act bei den Säugethieren, da sie ein Junges ihrer Art zur Welt bringen. Wenn nämlich die Frucht ihre gehörige Zeit in dem Fruchthälter der Mutter von dem ersten Moment ihrer Existenz an (s. Empfängniß Embryo), wo sie, in inniger Verbindung mit der Mutter, in steter Fortbildung bis auf einen gewissen Punkt begriffen ist,

zugebracht hat, und alsdann im Stande ist, ein selbstständiges Leben zu führen, so reißt sie sich von der Mutter los, um das ihr nach ihrer Art zukommende Leben, unabhängig von jener, zu leben. Indem nämlich der Fruchthälter durch die zunehmende Größe der Frucht bis zu seinem Maximum ausgedehnt ist, erwacht die ihm eigenthümliche Reizbarkeit, das Contractionsvermögen in ihm, er zieht sich von dem Grunde nach der Oeffnung hin und von den Seiten zusammen, verengt dadurch seinen innern Raum und treibt die reife Frucht von sich. Die Zeit der Geburt ist bei den verschiedenen Geschlechtern der Säugethiere sehr verschieden, bei jedem aber genau und bleibend bestimmt, so daß die Zeit, da die Frucht ihre Fähigkeit zum selbstständigen Leben, oder ihre völlige Reife erlangt, in der Regel genau mit derjenigen übereinstimmt, da der Fruchthälter von dem Zustande der Ausdehnung in den entgegengesetzten des Zusammenziehens übergeht. Wir schränken uns hier auf die Geburtsgeschichte des Menschen ein. In dem Fruchthälter oder der Gebärmutter des Weibes fängt der Mensch als Embryo sein Leben an, wird dann immer weiter ausgebildet, zunächst als Fötus, dann als unreifes, endlich als reifes Kind. Mit seinem Wachsthum und zunehmendem Umfange wachsen zugleich die häutigen Hüllen, die es umgeben, und erweitert sich der innere Raum des Fruchthälters durch dessen Ausdehnung. Am Ende der 39sten oder dem Anfang der 40sten Woche ist das Kind völlig ausgebildet, und fähig, sein Leben unabhängig von der Mutter fortzuführen, daher erfolgt in der Regel nun die Trennung desselben von ihr, d. h. die Geburt. Es entstehen nunmehr allmählig die Zusammenziehungen der Gebärmutter, welche, da sie mit schmerzhaften Empfindungen verbunden sind, Wehen genannt werden. Man theilt diese ein in vorhersagende oder Rupfer (Vorwehen), welche den Anfang machen, nicht lange dauern, gelinde sind, und das Gefühl einer unangenehmen Spannung und eines Drängens erregen. Wenn die Schwangere davon befallen wird, kann sie oft nicht von der Stelle, bis diese Wehe vorüber ist, da sie denn wieder oft einige Stunden lang frei ist. Dann folgen die wahren Wehen; diese dauern immer länger, kommen immer schneller zurück, werden immer schmerzhafter und heftiger. Die Zusammenziehungen der Gebärmutter geschehen in der Ordnung, wie die Ausdehnung derselben vor sich ging, indem der obere Theil oder der Grund derselben sich zuerst zusammenzieht, während der untere Theil und die Oeffnung oder der sogenannte Muttermund sich ausdehnt und erweitert. Daher senkt sich die Frucht bei dem allmählich sich verengenden Raume des Fruchthälters gegen die Oeffnung desselben herab; die in den Häuten der Frucht eingeschlossene Flüssigkeit, als der am wenigsten Widerstand leistende Theil, wird vorausgetrieben, und bildet eine Blase, welche zur allmähligen Erweiterung des Muttermundes viel beiträgt. Es ist daher nachtheilig, wenn voreilige und unwissende Hebammen durch Kneipen an der Blase das zu frühe Zerplatzen derselben befördern. Bei wiederholten und kräftigern Wehen zerreißt endlich diese Blase, ergießt sich, und sogleich tritt der Kopf des Kindes selbst ein. Da die Schädelknochen an demselben noch nicht ganz vollendet, sondern auf dem Wirbel nur durch eine feste Membrane verbunden sind, und einander genähert, sogar ein wenig über einander geschoben werden können, so kann der Kopf durch den Druck, welchen er erleidet, an seinem Umfang etwas vermindert und in eine mehr längliche Form gedrückt werden, daß er durch die Oeffnung des Fruchthälters und des Beckens, in welchem dieser eingeschlossen ist, so wie auch durch die äußern Geburtstheile hindurchgleiten kann, worauf

alsdann bald der übrige Körper nachfolgt. Der Act der Geburt ist demnach in der Regel kein widernatürlicher, gefährlicher oder krankhafter Zustand, wie ihn wohl Manche, besonders aber zaghafte und erstgebärende Frauen sich vorstellen. Es ist ein der Natur gemäßes Entwickelungsgeschäft, welches eben so wenig Krankheit ist, als das Zahnen und die Entwickelung der Pubertät, obgleich alle eine nicht unbedeutende Revolution im Körper verursachen und zu Krankheiten Veranlassung geben können. Zwar erfordert das Geburtsgeschäft eine heftige Anstrengung der Natur, aber wie viele und wie höchst zweckmäßige Vor- und Zubereitungen hat sie auch getroffen, um es zu erleichtern. Doch bleibt immer für das Weib die Geburt in Rücksicht des Gemüths wie des Körpers ein äußerst wichtiges Ereigniß. Welch ein Uebergang von Sorge, Schmerz, banger, angstvoller Erwartung zum beglückenden Bewußtseyn, einen Menschen geboren zu haben! Aber auch welch eine Revolution im Körper, von der Bürde der Schwangerschaft, von der schmerzvollen, höchsten Anstrengung zur plötzlichen Erschlaffung, Schmerzlosigkeit, Erschöpfung und Abspannung! Dazu kommt die Gemüthsbewegung selbst, der Blutverlust, die veränderte Richtung der Ernährungsfunktionen, erst in dem Fruchthälter, dann in den Brüsten. Obgleich also Geburt selbst nicht Krankheit ist, so sind doch gewiß Ursachen genug vorhanden, daß eine so plötzliche und gewaltige Revolution in dem Körper der Mutter leicht zu Krankheit Veranlassung geben kann, und also die größte Schonung derselben nothwendig ist. Geht die Geburt auf die oben beschriebene Weise regelmäßig von Statten, so heißt sie eine natürliche. Dazu wird erfodert, daß das Becken der Mutter gehörig gebaut sey, und seine Oeffnung der reifen Frucht einen freien Durchgang gestatte; daß die Ausbildung und Größe der Frucht dem Becken gemäß sey, vorzüglich der Kopf desselben den von der Natur schon bestimmten, den Durchmessern des Beckens angemessenen Umfang habe; ferner ein richtiger Stand des Fruchthälters in der Achse des Beckens, richtige Lage der Frucht, nämlich der Kopf nach unten, der Hinterkopf nach der vordern Seite der Mutter und nach der Oeffnung des Fruchthälters, so daß der Hinterkopf zuerst zur Geburt eintrete, endlich daß die äußern Geburtsglieder keine widernatürliche Beschaffenheit haben. Leichte Geburt heißt diejenige, welche ohne übermäßige Anstrengungen und Schmerzen, und in kurzer Zeit, nicht über 6 bis 8 Stunden (vom Anfang der wahren Wehen an) erfolgt. Schwer ist die Geburt, wenn sie zwar natürlich, doch mit übermäßigen Anstrengungen und Schmerzen verbunden ist und viel Zeit erfodert. Die Ursache davon ist zuweilen Straffheit der Fasern der Mutter, vorgerückte Jahre derselben, verhältnißmäßig zu großer Kopf des Kindes u. a. m. Auch diese Geburten vollendet die Natur, und Kreisende sollten daher nicht sobald muthlos und ungeduldig werden. Widernatürliche (eigentlich nur unregelmäßige) Geburt ist eine solche, wobei eine oder mehrere von den oben erwähnten Erfoderniſſen zur natürlichen Geburt fehlen, wenn z. B. das Becken des Weibes fehlerhaft gebaut, durch die sogenannte englische Krankheit in der Kindheit verschoben worden, die Oeffnung so eng ist, daß der Kopf der Frucht auch bei der stärksten Zusammenpressung nicht hindurchgehen kann, wenn die Lage der Frucht falsch ist u. s. w. Eine künstliche Geburt ist diejenige, welche durch Hülfe der Kunst mit Instrumenten oder Handgriffen der Geburtshülfe bewerkstelligt worden ist. Frühgeburt heißt eine solche, welche einige Wochen eher erfolgt, als die gewöhnliche Zeit verlaufen ist, nämlich nach dem 7ten und vor dem

Ende des neunten Monats. Obgleich der Frucht von der Natur die Zeit von 40 Wochen bis zu ihrer Reife bestimmt ist, so ist sie doch auch zuweilen einige Wochen vorher zu dem Grade von Ausbildung gelangt, daß sie, von der Mutter getrennt, in einigen Fällen beim Leben erhalten werden kann. Daß sie jedoch nicht völlig reif ist, bemerkt man aus verschiedenen Zeichen. Ein solches Kind nämlich schreit nicht wie andere reife Kinder, sondern es gibt bloß einen dumpfen Laut von sich, schläft beständig, muß beständig gewärmt werden, wenn nicht sogleich Hände und Füße erkalten sollen. Außerdem aber ist auch bei einem unreifen Kinde — mehr oder weniger, je nachdem mehr oder weniger an der gehörigen Reife fehlt — die Haut am ganzen Körper roth, oft sogar blau, mit einem weichen langen wolligen Haar, besonders an den Seitentheilen des Gesichts und auf dem Rücken, bedeckt; die Fontanelle ist groß, die Schädelknochen sind leicht beweglich; das Gesicht ist alt, runzlich; die Augen sind meistens verschlossen; die Nägel an den Fingern und Zehen kurz, zart und weich, kaum eine Linie lang; das Gewicht eines solchen Kindes ist unter 6, oft sogar unter 5 Pfund. Unzeitig heißt die Geburt, wenn sich die Frucht vor dem 7ten Monat trennt. Dieß ist alsdann ein in dem Grade unreifes Kind, daß es nicht fortleben kann; doch wird nach den bürgerlichen Gesetzen gestattet, selbst ein Kind von 26 Wochen noch für lebensfähig, und z. B. bei Neuverehelichten für ein in der Ehe erzeugtes zu halten. Spätgeburt ist die über die gewöhnliche Zeit von 40 Wochen erfolgte Geburt. Da diese Rechnung von dem Anfange der Schwangerschaft an bis zur Geburt größtentheils und allein auf die Angabe der Mutter sich gründet, so findet hier oft Selbsttäuschung oder Betrug Statt. Gleichwohl sind diese Geburten in der gerichtlichen Medicin von der größten Wichtigkeit, indem oft viel darauf ankommt, ob ein nach dem Tode des Vaters und nach der 40sten Woche gebornes Kind für ein rechtmäßig noch in der Ehe erzeugtes gehalten werden soll oder nicht. Die Wichtigkeit dieser Untersuchungen und die Unbestimmtheit in den Beweisen hat eine große Verschiedenheit der Meinungen der medicinischen Schriftsteller herbeigeführt. Manche bezweifeln die Wahrheit des Vorgebens der Mütter über eine solche verzögerte Geburt, und geben als Gründe an, die Natur binde sich an den bestimmten Zeitraum der Schwangerschaft, Gram, Krankheit u. a. m. könne das Wachsthum der Frucht nicht verhindern u. s. w. Andere behaupten dagegen, die Natur binde sich an keine Regeln; mancherlei Ursachen könnten das Wachsthum der Frucht verzögern ꝛc. Plenk (in seinen Anfangsgründen der Geburtshülfe) sagt, daß unwiderrufliche und aufs genaueste untersuchte Bemerkungen dargethan haben, daß die natürliche Zeit der Geburt zuweilen bis in den 10ten, ja 11ten Monat und drüber, verzögert werden könne. In Röderer's Opusc. med. ist die Beobachtung von einem zu spät gebornen Kinde von 13 Monaten angeführt, dessen Körper 8 Pfund wog. Man muß in einem solchen Falle mit großer Behutsamkeit urtheilen und alle Umstände erwägen. Man hat beobachtet, daß dergleichen spät geborne Kinder Zeichen einer ausdrücklichen Bewegung über 6 oder 7 Monate vor der Geburt gegeben, auch Zeichen einer größern körperlichen Ausbildung als gewöhnlich mit sich gebracht haben, denn überhaupt waren sie größer, hatten härtere Knochen; einigen waren die Fontanellen der Hirnschalen fest verwachsen, die Kopfhaare waren länger und gefärbter, die Stimme stärker, die Augen und das Gesicht lebhafter, bei manchen sogar sollen sich schon einige Zähne gezeigt haben, die von dem Zahnfleische blos waren. Fehlgeburt; wenn eine Frucht sich

so früh ablöset, daß sie nicht leben kann, vom Anfang der Schwangerschaft bis zum 7ten, am öftersten aber im 3ten Monat. Die Anlage der Mutter zur Fehlgeburt ist in einer so großen Reizbarkeit, auch zuweilen in Vollblütigkeit gegründet. Veranlassungen dazu geben hinzukommende Reizungen und Erregungen, z. B. Stoßen, Fallen, Tanzen, Krämpfe, Leidenschaften u. a. m. H.

Geburtshülfe ist die Ausübung der Entbindungskunst, d. h. der Kunst, durch bestimmte mechanische, auf physiologische und pathologische Kenntnisse gegründete Verrichtungen, die Geburt zu erleichtern, und sowohl kurz vor als während und nach der Geburt für die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Schwangern, Gebärenden und Neuentbundenen zu sorgen. Sie ist ein Theil der Chirurgie, so wie diese wieder ein Theil der Heilkunst im Allgemeinen ist. Hebammenkunst ist nur derjenige Theil der Geburtshülfe, welcher die natürliche Hülfe für die Mutter und das Kind bei der selbst natürlichen und leichten Geburt bestimmt, dagegen man unter Geburtshülfe nicht nur diese, sondern auch die künstliche Hülfe bei schweren und widernatürlichen Geburten begreift. Geburtshülfe im weiten Sinne hat wohl von jeher, selbst bei den unkultivirten Völkern Statt gefunden, obgleich sie sehr mangelhaft gewesen ist, und vielleicht nur in den unentbehrlichsten Handgriffen und Hülfsleistungen bestanden hat. Selbst bei den gebildeteren Völkern der Vorzeit, von denen wir nähere Nachrichten haben, stand diese Kunst noch auf einer niedern Stufe. In Aegypten waren blos die Priester im Besitz der Wissenschaften und Künste, daher übten auch sie blos die Heilkunst aus, und höchst wahrscheinlich gaben sie auch ihre Rathschläge bei schweren Geburten. Die Israelitinnen hatten zwar schon Hebammen, aber ihre Kunst ging nicht weit. Die ersten Nachrichten von künstlicher und männlicher Geburtshülfe finden wir bei den Griechen; sie sind aus dem Zeitalter des Hippokrates († 357 vor Chr. G.). Die Aerzte erhielten bei schweren Geburten ihren Rath, von Hebammen und Wundärzten aber wurde mit Händen sowohl als mit Werkzeugen nach Regeln der Kunst Hülfe geleistet. Aus den Schriften jener Zeit ersehen wir, daß die Entbindungskunst bei den Griechen auf einer höhern Stufe sich befand, als sie im vorigen Jahrhundert noch an den meisten Orten in Europa selbst war. Dessen ungeachtet wurde auch bei ihnen vieles theils Schädliche, theils Unzweckmäßige vorgenommen, und nur wenig von dem, was nothwendig gewesen wäre, gethan. Vielmals begnügten sie sich damit, Eileithyia, ihre Göttin der Geburt, anzurufen. Die Römer waren im Anfange blos ein kriegerisches Volk, das Künste und Wissenschaften nicht achtete. So war also auch die Geburtshülfe ganz roh, und beschränkte sich auf wenige Hülfsleistungen und auf Opfer für Juno Lucina und andere der Geburt vorstehende Gottheiten. Erst später, zur Zeit der Monarchie, kam die Heilkunst und mit ihr die Geburtshülfe in bessern Zustand. Die Römerinnen hatten gewöhnlich Hebammen, bei schweren Geburten aber wurden die Aerzte zum Beistand gerufen. Diese waren entweder selbst Griechen, welche unter der Herrschaft der Römischen Kaiser nach Christi Geburt in Rom lebten, oder ihre Kenntnisse waren doch größtentheils aus den Griechischen Schriftstellern geschöpft. In diesen Zeitraum gehören vorzüglich Celsus (40 J. n. Chr. Geb.), Soranus (100 J. n. C. Geb.), Moschion, welcher das erste Lehrbuch der Hebammenkunst verfaßt hat, und Galen, zu eben der Zeit wie die vorigen beiden. Nach dem Verfall des Römischen Reichs im Occident, so wie die

Ab-

Auflösung und Zerstörung des Griechischen im Orient, folgte eine lange Reihe von Jahren, in welcher Wissenschaften und Künste im Dunkel begraben lagen. Nur bei den Arabern erhielt sich noch einige Gelehrsamkeit, und so auch die Heilkunde und mit ihr die Geburtshülfe, wie wir aus den Schriften ersehen können, welche uns aus jener traurigen Epoche, z. B. von Rhazes († 932), Haly Abbas, Aviceuna († 1036), Abulcasis († 1122), übrig blieben. Jedoch sehen wir auch aus den elben, daß in der Wissenschaft und Kunst selbst keine bedeutende Fortschritte weiter gemacht wurden, sondern sie im Ganzen auf der Stufe stehen blieben, auf welcher sie schon vorher zu den Zeiten Hippokrates u. A. m. standen. In Europa wurde zur damaligen Zeit die Heilkunst von Arabern (in Spanien ꝛc.), von Juden, Mönchen und Weibern ausgeübt; Unwissenheit und Aberglauben war bei den meisten an die Stelle der Wissenschaft getreten, die künstliche Geburtshülfe schien sich auf das Ausschneiden der Frucht aus dem Leibe verstorbener Mütter zu beschränken. Durch Constantin den Afrikaner (1087) wurden Sprachkenntnisse und medicinische Wissenschaft nach Italien gebracht. In Salerno wurde eine medicinische Schule gestiftet, auf welcher im 12ten Jahrhundert die berühmte Civitas Hippocratica blühte, und welche nachher die Mutter der medicinischen Schulen in Montpellier und Paris (1220) und aller medicinischen Fakultäten in Europa wurde. Dadurch, daß die Päpste den Mönchen die Ausübung der Heilkunst und die Lehrerstellen an den neu gestifteten Schulen übergaben, hingegen die Ausübung der Chirurgie und Anatomie, so wie allen Aerzten, auch den Laien, aufs strengste verboten (1215), wurde auch die Entbindungskunst mehr auf innere und abergläubische Mittel beschränkt, und anatomische Kenntnisse fehlten ganz. Obgleich in der Folge den Mönchen die Ausübung der Heilkunst von dem Papst wieder verboten wurde (1311), so blieb sie doch mit andern Künsten immer in tiefer Barbarei versunken, und die Entbindungskunst war nach und nach ganz den Weibern, Mönchen, Hirten und andern dergleichen Personen überlassen. Waren diese mit ihrer Kunst zu Ende, so wurden die Heiligen angerufen, Bilder und Reliquien den Kreissenden angehängt u. s. w., bis das Kind oder die Seele ihren Ausgang nahmen. So war der Zustand der Geburtshülfe bis in das 16te Jahrhundert. Jetzt wurde durch die Verbreitung der im 15ten Jahrhundert erfundenen Buchdrucker- und Holzschneidekunst, wie für Wissenschaften und Künste überhaupt, so auch für die Entbindungskunst, allmählich eine bessere Zeit herbeigeführt, indem die noch übrigen Schriften der alten Griechen, Römer und Araber vervielfältigt werden konnten, der Geistesverkehr unter den Menschen allgemeiner, der Forschungsgeist erweckt und neu belebt wurde, und mehr Nahrung fand, als bisher. Zwar war um diese Zeit das Geschäft der Geburtshülfe selbst so ausschließlich in den Händen der Weiber, daß es die größte Schande für einen Mann war, sich damit zu befassen, und es gleichsam als ein verabscheuungswürdiger Angriff auf die Ehre und Tugend des weiblichen Geschlechts, derjenige aber, welcher es unternahm, selbst als ein Abenteurer und Zauberer angesehen wurde. Ja in Hamburg verurtheilte man (1521) einen gewissen Dr. Veltes deswegen zum Feuertode. Doch wurde hie und da für einen bessern Unterricht der Hebammen durch Abfassung und Verbreitung mehrerer Hebammenbücher gesorgt, unter denen das erste von Eucharius Rößlin (Röslein) zu Worms unter dem Titel: Der schwangern Frauen und Hebammen Rosengarten 1513, herausgegeben wurde. Auch die nun wieder erlaubte und mehr begünstigte Bearbeitung der Anatomie trug

zur Verbesserung der Entbindungskunst sehr viel bei, in der vorzüglich Vesalius in Padua (1543) sich auszeichnete. Die Aerzte und Wundärzte beschäftigten sich noch immer blos mit dem Theoretischen der Entbindungskunst, doch gingen die letztern allmählich dadurch zur Ausübung derselben über, daß sie das nicht nur erlaubte, sondern schon früher gesetzlich befohlene Ausschneiden der Frucht aus der verstorbenen Schwangern, so wie auch allmählich andere bei Schwangern und Gebärenden vorfallende chirurgische Operationen verrichteten. Franz Rousset, ein Wundarzt in Paris, stellte in einer Schrift (1581) zuerst mehrere Beweise von der Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs des Gebärmutterschnittes an Lebenden auf, dem er den Namen Enfantement Césarien, Cäsarische Kindergeburt, gab, woraus in der Folge der jetzt allgemeine Name: Kaiserschnitt, entstand. Nach Verbreitung dieser Schrift wurde auch diese Operation an Lebenden in und außer Frankreich oft, selbst zuweilen ohne daß sie unumgänglich nöthig war, gemacht. Pinean, Wundarzt in Paris, gab (1589) zuerst nähere Veranlassung zum Schoßknorpelschnitt, indem er auf das Ausdehnen der Schoßbeine zur Erleichterung der, wegen den engen Beckens, schweren Geburten aufmerksam machte. In Deutschland kamen Männer noch äußerst selten zur Geburtshülfe, dagegen in Italien und Frankreich es schon gebräuchlicher war, Aerzte und Wundärzte zur Hülfe zu rufen. Ein in der Geburtshülfe zu seiner Zeit berühmter Chirurgus in Paris, Julius Clement, welcher der Madame de la Valiere, der Geliebten Ludwigs XIV., bei ihrer Entbindung beistand, erhielt zuerst als Ehrentitel den Namen eines Accoucheurs (1711), der den Wundärzten so wohl gefiel, daß sie nach und nach sich alle so nennen ließen. Heinrich von Deventer war der erste, welcher (1701) die Entbindungskunst wissenschaftlich zu begründen versuchte. In Frankreich, wo überhaupt die Entbindungskunst höher gestiegen war, als in andern Ländern, wurde das Hôtel-Dieu zu einer Unterrichtsanstalt für Hebammen eingerichtet (1745). Die Geschichte des Ursprungs und der Erfindung der Zange, dieses so äußerst wichtigen Instruments für die Geburtshülfe, ist in einiges Dunkel gehüllt. Schon zwischen den Jahren 1660 bis 1670 wollte ein gewisser Chamberlaine, Wundarzt in London, ein Instrument erfunden haben, mit dem er im Stande sey, die schwerste Geburt mit dem Kopfe voran für Mutter und Kind glücklich zu beenden, aber er behielt diese Entdeckung als Geheimniß für sich, ging 1688 nach Amsterdam, wo er sein Arcanum an einige Geburtshelfer verkaufte, welche wieder in der Folge einen Handel damit trieben, der sich unter den Besitzern dieses Geheimnisses lange erhielt. Palfyn, ein berühmter Anatomiker und Chirurgus zu Gent in Flandern, kam endlich diesem geheimen Instrumente auf die Spur und ließ eins zubereiten, das aus 2 stählernen Löffeln bestand, welche einander gegenüber an den im Becken stehenden Kopf gelegt, und womit dieser, gleichsam mittelst zweier eiserner Hände, hervorgezogen werden sollte. Er kann also als der rechtmäßige Erfinder der ersten Zange (1723) angesehen werden. In Deutschland blieb immer noch die Geburtshülfe in unvollkommenem Zustande. Nur selten wurde männliche Hülfe von den Frauen zugelassen, die Hebammen waren größtentheils unwissend, die gemeinen Geburtshelfer gleichfalls in ihren Kenntnissen beschränkt und in ihrem Handeln grausam (1745). Die Zange wurde nun immer mehr, besonders von Plevier in Amsterdam (1750), Levret in Paris (1747) und Smellie in London (1752) verbessert. Die Geburtshülfe selbst wurde durch dieser Männer Schriften und Unterricht vervollkommnet. Auch in Deutschland

wurde nun die Liebe für diese Kunst allgemeiner, und allenthalben bildeten sich Geburtshelfer, welche nicht nur durch Geschicklichkeit einen ausgebreiteten Ruf erhielten, sondern auch durch Vervollkommnung der Entbindungskunst durch ihre Beobachtungen, und zur Verbreitung derselben durch mündlichen und schriftlichen Unterricht viel beitrugen. Unter diesen zeichneten sich aus: Kaltschmidt in Jena (1750), Janke in Leipzig, Mohr in Giengen in Schwaben, Erfinder eines Fantoms (1750); Meckel in Berlin, Direktor der ersten Hebammenschule Deutschlands (1751); Röderer, Lehrer an dem zweiten Institute dieser Art in Göttingen (ebenfalls 1751 gestiftet); Cranz in Wien (1757), vorzüglich durch Empfehlung und Verbreitung der Levretschen Zange; Stein in Cassel und Marburg (1763), Wrisberg in Göttingen (1764) und mehrere andere. Die Errichtung mehrerer Institute für die Entbindungskunst und Hebammenschulen trug besonders viel dazu bei, die Erlernung dieser Kunst zu erleichtern, ihre Vervollkommnung immer höher zu treiben, und auf den Grad von Ausbildung zu bringen, auf welchem sie sich jetzt befindet. Hiezu haben auch in der neuern Zeit mehrere Männer von vorzüglichen Verdiensten viel beigetragen, unter denen wir vorzüglich an die Namen eines Stark in Jena, Ossander in Göttingen, Siebold in Würzburg und mehrere Andere erinnern. Man ist jetzt durch die vereinten Bemühungen dieser Männer auf den glücklichen Mittelweg gekommen, durch Ausbildung aller dieser Kunst gehörigen Kenntnisse die Fälle mit hinlänglicher Uebersicht bestimmen zu können, wo die Kunst sich leidend verhalten und das Geburtsgeschäft der Natur überlassen kann und muß, wo hingegen diese es nicht, oder nicht allein, oder nicht ohne Nachtheil für Mutter oder Kind beendigen kann, und wo daher die Kunst sicher, entschlossen und bestimmt handeln muß, gleich entfernt von der Unthätigkeit, der Unwissenheit, wie von der Grausamkeit und der Gewaltthätigkeit voriger Zeiten. H.

Gedächtniß heißt das Vermögen des Geistes, gehabte Vorstellungen und Gedanken zu behalten und willkührlich in sich wieder zu erneuern. Etwas bald *fassen*, sich leicht worauf *besinnen*, und es lange *behalten*, sind die selten beisammen befindlichen Vollkommenheiten des Gedächtnisses. In Hinsicht des *Fassens* ist das Gedächtniß *schnell* oder *langsam*; in Hinsicht des *Besinnens* ist es *treu* oder *untreu*, in Hinsicht des *Behaltens* aber *mechanisch* oder selbstthätig. Man unterscheidet in der letzteren Beziehung das Wort-Gedächtniß, welches von mechanisch Auswendiglernen zeugt und keines sonderlichen Aufwands von Geist bedarf, von dem Sachgedächtniß, wozu Urtheilskraft und also selbstthätiger Geist gehört. Ungemeine Gedächtnißgaben machen den gelehrten Mann, Nachdenken den Mann von Geist, den Philosophen. Selten sind beide vereinigt. Beim Fassen und Behalten hängt viel von der auf einen Gegenstand verwendeten Aufmerksamkeit ab. Mit träger Aufmerksamkeit wird wenig oder schwer gefaßt, mit lebhafter viel und leicht; mit träger und zugleich zerstreuter ist das Fassen schwerer, mit zerstreuter und zugleich lebhafter zwar leicht, aber die gefaßten Ideen sind, bei einer augenblicklichen Lebhaftigkeit, unrichtig und vergänglich. Mit träger aber ordentlicher Aufmerksamkeit ist Fassen schwer, allein die gefaßten Ideen sind richtig und dauerhaft; mit lebhafter und zugleich ordentlicher Aufmerksamkeit ist das Fassen leicht, und die gefaßten Ideen sind lebhaft, richtig und dauerhaft. — Das Gegentheil vom Gedächtniß ist die *Vergeßlichkeit*, wodor Kopf, so oft er auch gefüllt wird, doch immer leer bleibt.

Dieses Uebel ist bisweilen unverschuldet, wie bei alten Leuten; oft al
auch die Wirkung einer habituellen Zerstreuung. Etwas methodi
dem Gedächtniß anvertrauen heißt memoriren, wovon in ein
eignen Artikel wird gehandelt werden. S. übrigens Gedächtn
kunst und Mnemonik. dd.

Gedächtnißkunst (mit einem aus dem Griechischen stammend
Worte Mnemonik genannt) ist die Kunst, die Wirksamkeit des G
dächtnisses zu einer solchen Fertigkeit zu erheben, daß man alles, w
dem Gedächtnisse anvertraut werden soll, schnell auffassen und leicht wi
der hervorrufen kann. Als Erfinder derselben wird von den Alten d
Griechische Dichter Simonides genannt (500 Jahre vor Chr.). D
Veranlassung zur Erfindung dieser Kunst wird so erzählt: Simonid
befand sich bei einem reichen und angesehenen Manne, Namens Skopas
nebst vielen andern Gästen zu Tische, und sang nach damaliger Sitte ein
Loblied auf den Wirth, worin er aber zur Ausschmückung des Gedichts,
vielleicht auch, weil sich vom Skopas eben nicht viel Rühmliches sagen
ließ, mehr zum Lobe des berühmten Heldenpaars, Kastor und Pollux,
als zum Lobe des Skopas sagte. Dieser nahm das kärgliche Lob, das ihm
der Dichter spendete, übel auf, und gab demselben nur die Hälfte des
versprochenen Ehrensoldes für sein Loblied, mit der Aeußerung, die an
dre Hälfte möge er sich vom Kastor und Pollux zahlen lassen. Bald dar
auf wurde Simonides aus dem Speisesaale gerufen, weil ihn zwei junge
Männer dringend zu sprechen wünschten. Er fand zwar, als er heraus
kam, Niemand, während seiner Abwesenheit aber stürzte der Speise
saal ein und erschlug den Skopas mit allen seinen übrigen Gästen. Als
nun die Verwandten der Erschlagenen die aus den Ruinen hervorgezo
genen Leichname wegen ihrer Entstehung nicht erkennen konnten, um sie
gehörig zur Erde zu bestatten, so wußte Simonides, indem er sich erin
nerte, in welcher Ordnung die Gäste gesessen hatten, den Leichnam ei
nes Jeden aus den Ruinen herauszufinden. Diese Begebenheit, der
man das, wenigstens beigemischte, Fabelhafte leicht ansieht, soll den
Simonides auf den Gedanken gebracht haben, daß, wenn man dem Ge
dächtnisse eine Reihe von Vorstellungen einprägen wolle, man die Vor
stellungen in Bilder verwandeln und diese nach einer bestimmten
Ordnung in gewisse bekannte Theile des Raums oder Orte (z. B.
die Wände eines Zimmers, die man in eine bestimmte Anzahl kleinerer
Vierecke eintheilt) vertheilen müsse, indem alsdann diese der Seele
vorschwebenden Orte die Bilder und diese wieder die entsprechenden
Vorstellungen in der verlangten Ordnung hervorrufen würden.
Simonides selbst soll es auch in dieser Kunst zu einer solchen Fertigkeit
gebracht haben, daß er nicht nur alle andere Menschen an Gedächtniß
übertraf, sondern auch sein Gedächtniß bis ins hohe Alter behielt. Doch
behaupteten einige alte Schriftsteller, er habe zur Stärkung seines Ge
dächtnisses auch physische Mittel oder Arzeneien gebraucht. Man hat
nun in neuern Zeiten die fast in Vergessenheit gerathene Gedächtnißkunst
des Simonides wieder hervorgesucht, und sich bestrebt, ihr mehr Voll
kommenheit und Anwendbarkeit auf alles, was dem Gedächtniß anver
traut werden soll (Begebenheiten, Worte, Zahlen u. s. w.), zu geben.
Besonders haben sich in dieser Hinsicht Schenkel und sein Schüler
Sommer, die beide schon im Anfange des 17ten Jahrhunderts mne
monische Versuche machten, in den neuesten Zeiten aber Aretin, Käst
ner, Feinaigle und sein Schüler Gutvart ausgezeichnet. Einige
derselben sind auch als Gedächtnißkünstler herumgereist, um Pro

den ihrer Geschicklichkeit abzulegen und das Publikum zum Erlernen dieser Kunst zu ermuntern. Es scheint aber, als wenn diese Kunst mehr darauf abzweckte, durch auffallende Gedächtnißkunststücke Staunen zu erregen, als die Gedächtnißkraft selbst dergestalt zu erhöhen, daß sie alles leicht auffaßt, lange aufbewahrt und treu wiedergibt. Das natürlichste und also auch das beste Mittel hiezu bleibt wohl immer, daß man besonders in jüngern Jahren durch fleißiges Anwendiglernen und Wiederholen des Gelernten das Gedächtniß übe; denn jede Uebung stärkt auch die geübte Kraft, und macht sie zu den Verrichtungen geschickt, wozu sie von Natur bestimmt ist. Vergl. in der Folge Mnemonik. D.

Gedackt nennt man eine Orgelstimme, bei welcher die Pfeife oben durch einen Deckel verstopft ist. Der Ton wird dadurch um eine Oktave tiefer, sanfter, aber auch schwächer. dd.

Gedanke ist ein Erzeugniß des Verstandes, wiefern unter diesem das Vermögen zu denken verstanden wird. Durch das Denken werden die Anschauungen und Empfindungen, welche der Sinn hervorbringt, zu Begriffen als allgemeinen Vorstellungen erhoben und diese Begriffe wieder zu Urtheilen verknüpft. Daher ist jeder Begriff und jedes Urtheil ein Gedanke. Im weitern Sinne werden aber auch die Schlüsse und Ideen, welche die Vernunft bildet, und in der weitesten Bedeutung sogar alle Vorstellungen überhaupt Gedanken genannt. Der Gedanke ist das innerste Eigenthum des Menschen, worüber man nur Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig ist. Daher das Sprichwort: Gedanken sind zollfrei. Durch den Gedanken kann sich der Mensch im Augenblick in eine andre Lage und selbst auf den entferntesten Weltkörper versetzen. Daher sagt man: Gedanken sind schneller als der Blitz oder als das Licht. In diesem Falle aber versteht man unter Gedanken die Vorstellungen des innern Sinnes oder der Einbildungskraft. Denn die Einbildungskraft ist es eigentlich, welche uns auf ihren Flügeln an jeden beliebigen Ort und in jedes beliebige Verhältniß setzt. D.

Gedärm, s. Darm.

Gedicht, s. Poesie.

Gediegen statt gediehen, d. i. gewachsen, rein hervorgebracht, ohne Beisatz oder Vermischung mit fremdartigen Theilen. Besonders wird das Wort im Bergbaue gebraucht. Gediegenes Gold, Silber, Zinn, welches von der Natur in reiner Gestalt erzeugt wird, zum Unterschiede vom Erze, in welchem es noch mit allerhand fremdartigen Theilen vermischt ist. In weiterer Bedeutung nennt man Geräthe von gediegenem Golde oder Silber, um anzuzeigen, daß sie durchaus und ihrer ganzen Masse nach von reinem Golde oder Silber (massiv), und nicht blos vergoldet oder versilbert sind. Endlich sagt man auch gediegen von andern Dingen, die durch und durch aus denselben Theilen bestehn, und dabei rein, fest, gedrungen, kräftig sind, z. B. eine gediegene Rede u. s. w.

Gedike (Friedrich), wurde zu Boberow, einem Dorfe bei Lenzen, am 15. Jan. 1754 geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, ließ den Knaben ohne besondere Sorgfalt aufwachsen, da er der allerdings gegründeten Meinung war, daß durch einen zu frühen Unterricht die gehörige Entwickelung des Körpers verhindert werde. Er starb, als sein Sohn erst 9 Jahre alt war. Dieser befand sich in der hülfsbedürftigsten Lage. Man brachte ihn anfänglich auf kurze Zeit nach Seehausen, wo er die öffentliche Schule besuchte, und von da in das Waisenhaus nach

Züllichau. Hier wurde er durch des würdigen Steinbart Sorgfalt 7 Jahre völlig frei verpflegt, unterrichtet und erzogen, ohne daß er sich weder äußerlich noch durch besondere Fähigkeiten und Fortschritte empfohlen und den Mann hätte ahnen lassen, der einst eine Zierde seines Vaterlandes werden sollte. Im J. 1766 errichtete Steinbart ein eigenes Pädagogium, dessen Zögling auch Gedike wurde, und hier begann, besonders durch Steinbarts trefflichen Unterricht geweckt, sein gleichsam schlummernder Geist zuerst sich zu regen. Aber kaum hatte der leuchtende Funke sein Innerstes erhellt, als ihn plötzlich eine Thätigkeit beseelte, die schnell seine glücklichen Anlagen entwickelte und ihn reißende Fortschritte machen ließ. Im J. 1771 bezog er die Universität Frankfurt, um daselbst Theologie zu studiren. Hier trat er mit Zöllner und einigen andern Studirenden in eine literarische Verbindung. Sie arbeiteten Abhandlungen aus und beurtheilten sie in ihren Zusammenkünften. Gedike erwarb sich mancherlei philologische, humanische und literarische Kenntnisse. Besonders fand er an Töllner einen würdigen Lehrer und wohlwollenden Beförderer seines Fortkommens. Dieser trug ihm sogar während seiner letzten Krankheit auf, sein metaphysisches Kollegium fortzusetzen, und Gedike vollzog diesen Auftrag so gut, daß er damals den Entschluß faßte, sich dem akademischen Lehramte zu widmen. Töllner starb, und Steinbart, der dessen Stelle bekam, wurde aufs neue Gedike's Lehrer und Wohlthäter. Im Jahr 1775 berief ihn der ehrwürdige Spalding zum Hauslehrer seiner beiden Söhne, und gewiß verdankte er es den in diesem Hause eingegangenen trefflichen Verbindungen, daß er im Jahre darauf als Subrector des Friedrichswerderschen Gymnasiums angestellt wurde. 1778 wurde er Prorector und 1779 Director desselben. Hier fing er an, sich als einen der größten Schulmänner Deutschlands zu zeigen. Unerschöpflich an neuen und bessern Lehrmethoden und rastlos thätig in Einführung zweckmäßiger Verbesserungen, führte er die gesunkene Anstalt zu einer vorher nie erreichten Höhe empor, belebte die Gemüther der Lehrer und Lernenden, und hauchte Allen eine ungewöhnliche Thätigkeit ein. Ein Hauptbestreben dieses hellsehenden Pädagogen war es, die Geisteskräfte seiner Zöglinge durch eigenes Denken zu entwickeln, und sie auch außer den Schulstunden zu zweckmäßigen Arbeiten anzuhalten. Sein eigener Vortrag war gründlich, deutlich und bei vieler Lebhaftigkeit wohl geordnet, wobei ihm ein glückliches Gedächtniß und eine große Gewandtheit des Ausdrucks zu Statten kam. Im Jahr 1793 ward er Mitdirector, und 1795, nach Büsching's Tode, Director des Berlinischen Gymnasiums und der beiden davon abhängenden Schulen. Diese blühende Anstalt erreichte unter ihm den Gipfel des Flores. Schon 1784 war er zum weltlichen Oberconsistorialrath mit Sitz und Stimme, so wie 1787 zum Oberschulrath des von ihm organisirten Oberschulcollegiums ernannt worden. Auch das Seminarium für gelehrte Schulen, dem er vorstand, und aus dem ausgezeichnete Lehrer hervorgegangen sind, ward auf seinen Antrieb gegründet. Im J. 1790 ward er Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften und bald darauf auch der Akademie der Künste, und 1791 ertheilte ihm die Universität Halle die theologische Doctorwürde. Im J. 1797 machte er eine Reise nach Italien, von der er aber kränklich zurückkehrte. In Schulangelegenheiten unternahm er 1802 eine Reise nach Südpreußen. So lebte Gedike glücklich im Kreise einer zahlreichen Familie, geliebt und hochgeachtet von seinen Freunden und allen Redlichen, und rastlos thätig in seinen vielfachen Wirkungskreisen, und durfte bei einer festen und kräftigen Körperconstitution ein

beneidenswerthes Alter zu erreichen hoffen, als ihn eine schmerzhafte Krankheit befiel, die nach vielen Leiden seinem nützlichen Leben ein Ende machte. Noch 14 Tage vor seinem Tode erließ Friedrich Wilhelm III. ein in den huldreichsten und ermunterndsten Ausdrücken abgefaßtes Cabinetsschreiben an ihn, worin er ihm seine Theilnahme an seiner Besserung bezeigte, und zugleich den Wunsch äußerte, daß er in der Schweiz Pestalozzi's Lehranstalt besuchen und dem Monarchen von seinen Beobachtungen Bericht erstatten solle. Dieß war Linderung seiner Schmerzen, die er nun wenig zu fühlen schien. Noch hielt er mit den Lehrern über den neuen Cursus Conferenz, redete selbst am Tage vor seinem Ende mit den Gymnasiasten, und beschäftigte sich bis zum letzten Athemzuge mit seiner Lehranstalt. Groß und bleibend sind seine Verdienste, und sein Andenken lebt in den dankbaren Herzen Unzähliger, die ihm Bildung und Beförderung danken. Seine Kenntniß der Griechischen Sprache hat er durch seine Ausgaben des Philoctet von Sophocles, einiger Gespräche des Plato und seine Uebersetzung der pindarischen Siegshymnen beurkundet. Mit seinem Freunde Biester gab er die ältere Berlinische Monatsschrift vom J. 1783 bis zum 17ten Bande heraus. Seine pädagogischen Schriften enthalten eine Menge nützlicher Ideen und Vorschläge, und seine Lesebücher und Christomathien sind die ersten von besserer Art. Als Schul- und Geschäftsmann war Gedike vorzüglich, und Gewandheit, Offenheit und Unbefangenheit die hervorstechenden Züge seines Charakters, der durch keine Flecken verdunkelt ward.

Gedritter Schein, heißt in der Sternkunde, wenn zwei Planeten im Thierkreise 120 Grad von einander entfernt sind, und wird in den Kalendern mit einem Dreieck △ bezeichnet.

Gefäll nennt man 1) die Höhe, um wie viel ein flüssiger Körper bei seinem Abflusse fällt, d. h. um wie viel er der Meeresfläche an einem Orte näher ist, als am andern, wo er herfließt. Man sagt, der Fluß hat auf 100 Ruthen 1 Fuß **Gefäll**, die Wasserfläche desselben ist unterhalb dieser Strecke 1 Fuß weniger über der Meeresfläche erhoben, als oberhalb derselben. Das Gefäll finden und gehörig bestimmen, ist bei Wasserbauen, als Schleußen, Canälen u. s. w. von höchster Wichtigkeit. Bei den Mühlen versteht man darunter die Höhe des Wasserfalls vor dem Mahlgerinne. Bei niedrigem Gefälle werden unterschlächtige, bei hinreichend hohem oberschlächtige Räder angewendet. Im Hüttenbaue bezeichnet es den obern Theil des Planherdes. In weiterer Bedeutung wird in der Geometrie der Unterschied, um wie viel ein jeder gegebener Ort tiefer liegt, als ein andrer, und welcher mit der Wasserwage gesucht wird, das Gefäll genannt; 2) nennt man Gefälle dasjenige, was von einem Grundstücke fällt, was dasselbe einträgt, und in engerer Bedeutung dasjenige, was dem Grundherrn oder der Obrigkeit davon entrichtet wird.

Gefäße (Physiologie) sind röhrenförmige Bildungen in belebten Körpern, um die zur Ernährung derselben dienenden Flüssigkeiten den einzelnen Theilen zuzuführen, oder von ihnen abzuleiten; im gemeinen Leben heißt der größte Theil derselben **Adern**. In dem Körper des Menschen und der meisten Thiere kennen wir viererlei Arten dieser Gefäße, die sich durch hinreichende Kennzeichen von einander unterscheiden: **Arterien** oder **Schlagadern**: sie führen hellrothes, sauerstoffhaltiges Blut von dem Herzen zu allen Theilen des Körpers, das sie stoßweise weiter bewegen (woher der Puls). Sie bestehen aus 3 Häuten, wovon die mittelste eine sehr starke Muskelhaut ist; ihre Lage ist meistens

theils sehr tief unter den Muskeln, um vor allen äußern Schädlichkeiten gesichert zu seyn. Die Arterien endigen sich meistentheils 2) in Haargefäße, diese sind von sehr zartem Baue, so daß sie selten mit bloßen Augen erkannt werden, und dienen dazu, um die feinern Theile des Bluts an die festern Theile des Körpers abzusetzen, oder sie in die Höhlen des Körpers, wie wir z. B. im Gehirn, im Herzbeutel, im Unterleibe u. s. w. finden, oder auf der Haut zu verdünsten. 3) Die Venen oder Blutadern dienen dazu, das entsäuerte, an die festen Theile nicht abgesetzte Blut, das nun eine dunklere Farbe bekommen hat, von den Arterien und Haargefäßen aufzunehmen, und zu dem Herzen zurückzuleiten (von wo es in die Lungen gelangt, und da wieder zu hellrothem Blut durch Sauerstoff umgewandelt wird). Die Venen bestehen ebenfalls aus 3 Häuten, besitzen aber keine Muskelhaut, weswegen das Blut in ihnen viel langsamer und in einem Flusse, und daher ohne Pulsschlag fließt; um aber auf eine andere Art den Blutfluß zu unterstützen, sind sie inwendig mit Klappen versehen, die das Zurücktreten der Blutsäule verhindern. Die Venen übertreffen die Arterien an Zahl; die Gefäße, die wir unter der Haut erblicken, sind blos Venen. 4) Die Lymphgefäße saugen im ganzen Körper, vorzüglich aber in den Gedärmen aus dem durch die Verdauung bereiteten Speisebrei diejenigen Säfte auf, die zur Bereitung des Bluts tauglich sind. Die meisten derselben vereinigen sich in ein einziges Gefäß, das längs der innern Seite der Rückenwirbel hinläuft, sich mit der linken Axillarvene vereinigt, und so seine Lymphe zum Herzen und zu den Lungen gelangen läßt, wo sie in Blut verwandelt wird. Weil der Durchmesser der Lymphgefäße sehr klein und weil die Lymphe selbst von weißlicher Farbe ist, so erblickt man die Lymphgefäße sehr selten, und daher sind sie erst spät entdeckt worden. Ein mehreres hierüber s. in Hildebrands Lehrbuche der Anatomie des Menschen. 4 Bde. 3te verbesserte Aufl. Braunschweig, 1803. 8. Noch gibt es auch in den Pflanzenkörpern ernährende Gefäße, die Spiralgefäße heißen: es sind feine, in Bündel gesammelte Röhren, die durch 1 oder 2 spiralförmig aufgewundene Fäden gebildet werden. In ihnen steigt der Saft, nachdem er von den letzten Wurzelenden aufgenommen ist, in alle Theile der Pflanzen. In späterm Alter der Pflanzen entstehen aus diesen Spiralgefäßen Treppengänge oder getäfelte Gefäße. Man lese hierüber die Schriften von Link, Rudolphi, Treviranus, Meyer, Cotta, ff.

Gefolgswesen. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man ein merkwürdiges Institut, das Cäsar bei den Galliern (de bello gall. 3, 22. 6, 15). Tacitus bei den Deutschen fand (de Germ. 13.). Es ging hervor aus der im Fortgang der Zeit unvermerkt entstandenen Ungleichheit des Vermögens, und davon abhängigen Ansehns, Ranges und Standes. Nachdem in der Volksmasse Ungleichheit durch Armuth und Reichthum entstanden war, entstand zuerst eine Klassenabtheilung zwischen Freien und Abhängigen, und dieser folgte bald eine zweite unter den Freien selbst. Theils beleidigtes Selbstgefühl, theils Mißgunst und Habsucht brachten den Reichen in Bedrängniß, und diesem mußte nun sein Reichthum Schutz verschaffen. Bewaffnung der eignen Knechte wäre zu unsicher gewesen, man warb also ärmere Freie zu Waffendienst an, die gern bereit waren, ein reichlich belohntes Leben in Waffen der dürftig lassenden Feldarbeit vorzuziehen. Diese Art von Leibwache für den Reichen nannte man sein Gefolg. Der Reiche hatte daran, wie Tacitus sagt, im Kriege Schutz, im Frieden Glanz. Ansehnliches Gefolg

gehörte nun bald zum Luxus: „das ist Ansehn, das ist Macht, von einem großen Kreis erwählter Jünglinge umgeben zu seyn; das ist Adel, das Ruhm, wenn sie durch Anzahl und Tapferkeit des Gefolgs hervorstrahlen.“ Allein eben dieß Gefolg erschöpfte auch das Vermögen, und daher „zum Ersatz Raub und Fehde.“ So bildete sich im alten Deutschland neben dem Heerbannsdienst noch ein zweiter, der Gefolgsdienst. Jener gehörte für den National-, dieser für den Privatkrieg. Im Heerbann diente man aus Bürgerpflicht, im Gefolg aus Vertragspflicht. Die Reichen, in der Eigenschaft von Schutz- und Gefolgsherren, bildeten natürlich bald einen höheren Stand, und dieser hatte Mittel genug, auch die freie Wahl der Würden in der Nation auf sich zu leiten. So entstand der erste Deutsche Adel. Als nun zu und nach den Zeiten der großen Völkerwanderung, unter eines Königs Anführung, dieser Adel mit seinem Gefolg, einem Geleit freier Wehrsmänner und Leibeigener, in fremde Länder wie auf Abentheuer auszog, bildete sich durch ihn und sein Gefolgswesen eine Verfassung, die über ein Jahrtausend von wirksamen Folgen gewesen, und zum Theil noch ist. Mit diesem Adel nämlich, der sammt seinem Gefolg wieder das Gefolg des Königs ausmachte, theilte sich der König in die Eroberung; jedem fiel ein erbliches Grundeigenthum als Loos zu (woher es Allodium genannt ward), und er vertheilte davon wieder Theile unter seine Treuen, wie man von da an das Gefolg nannte. Die Größe des Looses richtete sich nach der Zahl freier Wehrmänner in Jedes Gefolge, der König selbst erhielt um des größern Gefolgs willen ein größeres Loos. Mit dem Grundeigenthum fielen aber, nach damaligem Kriegsrecht, den Eroberern auch die Eingebornen als Eigenthum zu, und wurden meist Leibeigene. Jedes solches Allodium war dann eine abgesonderte Herrschaft für sich und seine Besitzer nur im Kriegsfalle von dem König abhängig, denn jeder Edle mußte, nach erfolgtem Aufgebot, mit dem Gefolge seiner Freien dem König folgen und sich beim Heereszug ihm unterwerfen. Somit wurden Allodialsystem und Gefolgswesen der Grund der Neu-Europäischen Staaten, in denen allen man, so weit Germanische Stämme zogen, König und Edle, Kriegsanführer und Gefolg, freie Gutsbesitzer und Leibeigene unterschied. Späterhin machten die unausbleiblichen Reibungen zwischen den Königen und den Besitzern von Allodialgütern eine Abänderung nöthig. Denn da den Königen fast nur der Titel als Vorzug blieb, so mußten sie, wenn sie ihr Ansehn behaupten wollten, auf Mittel bedacht seyn, die unabhängigen Güterbesitzer in abhängige Vasallen zu verwandeln. Dieß wurde Veranlassung zur eigentlichen Lehnsverfassung. Wer fragt nun aber noch, welchen Einfluß das Gefolgswesen bis auf unsere Zeit gehabt hat!

dd.

Gefrieren ist der Uebergang einer Substanz aus dem Aggregatzustand der Tropfbarkeit in den Zustand der Festigkeit. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche zeigt das Wort freilich nur die Verwandlung eines flüssigen Körpers in Eis an; allein eigentlich kann man darunter auch das Festwerden der geschmolzenen Metalle, des zerlassenen Talgs u. s. w. verstehen; denn die Gefrierung steht überhaupt der Schmelzung entgegen, und bei allen dieser Veränderungen fähigen Substanzen findet nur in den Graden der Temperatur, unter welchen sie erfolgen, ein Unterschied Statt. Ein jeder Körper erfodert, um flüssig zu seyn, einen eigenen unveränderlichen Grad der Wärme; sobald dieser fehlt, geht er in den Zustand über, welcher im weitesten Sinne Gefrierung genannt wird. Den Grad der Temperatur, bei welchem das reine, von allen

fremden Zusätzen befreite Wasser gefriert, hat man als einen festen P
bei Abmessung der Wärme überhaupt zum Grunde gelegt. D
Punkt wird der Frost-, Eis-, oder Gefrierpunkt genannt.
jenigen Substanzen, welche bei einer Temperatur über den Gefrierp
schon gestehen oder fest sind, pflegt man natürlich feste Körper zu nen
Dahin gehören alle Metalle (mit Ausnahme des Quecksilbers), F
Butter u. s. w. Diesen entgegen stehen diejenigen Körper, welch
dem Gefrierpunkte des Wassers und viele Grade unter demselben
immer flüssig bleiben. Dahin gehört das Quecksilber, welches bei
nur durch einen künstlich erzeugten Kältegrad, dergleichen selbst in S
rien nur selten eintritt, in eine feste, glänzende metallische Masse verw
delt werden kann, die sich unter dem Hammer und beim Schneiden
weicher als Blei zeigt und einen dumpfen Schall hören läßt. And
Körper gibt es, welche bei keinem uns bekannten Grade der Kälte gef
ren; dahin gehören alle spirituöse Flüssigkeiten, wenn sie vom Wa
frei sind, z. B. Alkohol oder höchst rektificirter Weingeist. Sind a
diese Liquöre mit Wasser vermischt, so gefrieren sie nach Maßgabe
ihnen beigemischten Wassers früher oder später. Gas-, oder Luftar
gefrieren ebenfalls nicht, und dadurch unterscheiden sie sich von den Dä
pfen. In Gefäße eingeschlossene Körper, selbst das Wasser, können n
unter ihrem gewöhnlichen Gefrierpunkt erkältet werden, bevor sie
frieren. Beim Gefrieren wie beim Gestehen nach der Schmelzung
dert sich der Umfang der Körper; bei einigen nimmt er zu, bei ande
ab. Die meisten, wo nicht alle Materien, kristallisiren sich beim Ges
hen sowohl als beim Gefrieren.

Gefühl ist körperlich betrachtet, entweder das über den ganz
Körper verbreitete Empfindungsvermögen (das Gemeingefüh
oder das insonderheit den Finger- und Zehenspitzen eigenthümliche, v
der unmittelbaren Berührung anderer Körper abhängige Empfindung
vermögen (das Getast oder der Betastungssinn). Diese organ
sche Sensibilität, deren Sitz die durch den ganzen Körper bis an seine ä
ßersten Begrenzungen verbreiteten Nerven sind, setzt aber auch ein i
neres oder geistiges Empfindungsvermögen voraus, durch welches w
uns der auf die Nerven geschehenen Eindrücke und der dadurch in ihn
erregten Veränderungen bewußt werden. Eben diese geistige Sen
bilität wird auch oft schlechtweg das Gefühl genannt, und in das G
fühl der Lust und der Unlust eingetheilt, weil die Empfindung
bald angenehmer, bald unangenehmer (zuweilen auch wohl gemischte
Art seyn können.*) Aber dieß Gefühl erstreckt sich viel weiter, als jene
Denn es umfaßt 1) alle Empfindungen des äußern Sinnes, sie mög
herkommen, von welchem Organe sie wollen, also auch die des Gesich
des Gehörs u. s. w. 2) Alle Empfindungen des innern Sinnes, d.
diejenigen, welche durch solche Veränderungen des Seelenzustand
entstehen, die nur innerlich wahrgenommen werden können, z. B. du
Gebilde der Einbildungskraft, durch Begriffe und Ideen, welche von V

*) Gefühl wird häufig mit Empfindung verwechselt; beide sind aber
neswegs einerlei. Empfindung ist Bewußtseyn eines empfangenen Eindru
und bezieht sich mithin jederzeit auf einen Gegenstand außerhalb unsers
gentlichen Ich. Beziehen wir nun aber die Empfindung auf unser Subjekt
werden wir uns des Zustandes bewußt, in den wir durch die gehabte E
pfindung (Empfindung; es findet sich ein Aeußeres in unser Bewußtseyn
versetzt worden sind: wir fühlen. Man kann daher sagen: ich empf
de einen Gegenstand außer mir; muß aber sagen: ich fül
mich. Gefühl ist demnach Bewußtseyn des Zustandes, in welchen ich du
eine Empfindung versetzt worden bin. dd.

stand und Vernunft erzeugt werden u. s. w. Hieher gehört also a) das sittliche oder moralische Gefühl, welches nichts anders ist als das eigenthümliche Wohlgefallen oder Mißfallen, welches wir bei der lebhaften Vorstellung des Guten oder Bösen empfinden. Diese Vorstellung ist eigentlich eine Idee der Vernunft, welche durch das von ihr ausgehende Sittengesetz bestimmt, was gut und böse ist. Nehmen wir nun Gesinnungen und Handlungen wahr (bei uns selbst oder Andern), die der Foderung jenes Gesetzes entsprechen oder widerstreiten, so betrachten wir die einen mit Wohlgefallen oder Lustgefühl und die andern mit Mißfallen oder Unlustgefühl; und dieß Gefühl heißt sittlich, weil es sich auf das durch das Sittengesetz bestimmte (gebotene) Gute und (verbotene) Böse bezieht. Von anderer Art ist b) das ästhetische Gefühl, welches in dem eigenthümlichen Wohlgefallen (Lustgefühl) am Schönen und Erhabenen, oder Mißfallen (Unlustgefühl) am Häßlichen und Niedrigen besteht.*) Eben so empfinden wir c) ein eigenthümliches Wohlgefallen am Wahren und Mißfallen am Falschen, woraus das Wahrheitsgefühl entspringt, das man auch ein logisches Gefühl nennen könnte. Alle diese Gefühle sind in dem Menschen schon von Natur vorhanden, können aber durch Entwickelung und Ausbildung der natürlichen Anlagen des Menschen sehr verstärkt und verfeinert werden, so wie im Gegentheil sie auch durch Rohheit, Lasterhaftigkeit u. dgl. dergestalt geschwächt und unterdrückt werden können, daß sie in manchen Menschen ganz erstorben zu seyn scheinen. D.

Gefühlsmenschen heißen diejenigen, welche in ihren Ueberzeugungen und Handlungen mehr durch Gefühle als durch Grundsätze bestimmt werden, wogegen diejenigen, bei welchen das letzte der Fall ist, Verstandes- oder auch Vernunftmenschen genannt werden, weil das Denken der Grundsätze eine Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft ist. Es ist indessen dieser Gegensatz sehr unbestimmt. Denn unter den Gefühlen, welche den Menschen in seinen Ueberzeugungen und Handlungen bestimmen, verbergen sich oft die Grundsätze, wenn sie nicht mit Deutlichkeit und Bestimmtheit gedacht werden. Eben darum aber ist es gefährlich, sich blos nach Gefühlen zu richten, weil sich dann leicht falsche (theoretische oder praktische) Grundsätze einschleichen und die Maske schöner oder edler Gefühle annehmen können. Da es aber sehr schwer ist, Grundsätze deutlich und bestimmt zu denken, und noch schwerer, nach so gedachten Grundsätzen zu urtheilen und zu handeln, so über-

*) Die Zustände, worein das Gemüth versetzt werden kann, lassen sich auf drei Hauptarten zurückführen, zwei einfache und eine gemischte. Ist nämlich der Zustand unsers Gemüths von der Art, daß in uns ein Verlangen entsteht, in ihm zu verharren, so ist der Zustand uns angenehm, gewährt uns Vergnügen. Ist hingegen unser Gemüthszustand von der Art, daß in uns das Verlangen entsteht, ihn zu entfernen, zu fliehen, so ist der Zustand uns unangenehm, gewährt uns Mißvergnügen, Unlust, Schmerz. Es trifft sich aber auch, daß das Gemüth zwischen diesen beiden entgegengesetzten Zuständen hin und her schwankt, weil die Empfindungseindrücke in einer Beziehung zwar angenehm, in einer andern aber unangenehm sind, wohl gar schmerzlich. Daher jenes Schwanken, ob wir in dem Zustande verharren möchten oder nicht. Das Gemüth nach entgegengesetzten Richtungen gezogen, geht wechselsweise bald in diesen bald in jenen Zustand über. Man nennt Gefühle dieser Art rührende, und die Bewegungen des Gemüths bei diesen wechselnden Uebergängen von Lust zu Schmerz, und von Schmerz zu Lust Rührungen. Alle Gefühle sind nun diesem zu Folge Gefühle der Lust, oder der Unlust, oder aus beiden gemischte, rührende Gefühle. Wie das Leben, so theilt sich auch die Kunst in diese Gefühle, und man sieht von selbst, daß das Komische, das Tragische und das Sentimentale dadurch bedingt sind. ed.

lassen sich die meisten Menschen lieber ihren Gefühlen und schwelgen in denselben mit schwärmender Einbildungskraft. Solche Menschen sehen auch gewöhnlich mit einer gewissen Verachtung auf diejenigen herab, welche den Gefühlen nur in so fern huldigen wollen, als dieselben auch vor dem Richterstuhle des Verstandes und der Vernunft sich rechtfertigen lassen. D.

Gefühlsvermögen. Seit die kritische Philosophie eine tiefere Erforschung der geistigen Natur des Menschen und eine schärfere Zergliederung der Thatsachen des Bewußtseyns vermittelte, wurden auch, in Hinsicht der verschiedenen Ankündigungen des geistigen Subjekts, drei Vermögen nach ihrer ursprünglichen Begründung und Gesetzmäßigkeit, von einander unterschieden: das Vorstellungsvermögen, das Gefühlsvermögen und das Begehrungsvermögen. Diese drei Vermögen sind, nach ihrer Ankündigung im Bewußtseyn, einander gleichgeordnet, nicht aber untergeordnet, weil sie weder durch einander bestehen, noch von und aus einander abgeleitet werden können; sie stehen aber auch gegen einander in Wechselwirkung, weil Vorstellungen eben so in Gefühle, wie Gefühle in Vorstellungen, und Vorstellungen und Gefühle in Bestrebungen, so wie Bestrebungen in Gefühle und Vorstellungen übergehen können; es findet sich endlich zwischen diesen drei Vermögen ein harmonischer Zusammenhang, weil keines derselben das andere in seiner gesetzmäßigen Aeußerung hindert, und sie gemeinschaftlich den Gesammtzweck der geistigen Thätigkeit, den Endzweck der Sittlichkeit, zu realisiren bestimmt sind. Das Gefühl ist aber eben so wesentlich von der Empfindung, wie das Gefühlsvermögen von dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen verschieden. Dem Ursprunge nach ist die Empfindung sinnlich, das Gefühl geistig. Jene geht aus dem Afficirtwerden der Sinne hervor; dieses entsteht durch das Wirken unsers geistigen Princips auf sich selbst. Die Empfindung ist mit einer Wahrnehmung der Nothwendigkeit des Eindrucks verbunden, das Gefühl ist das Eigenthum eines Wesens, das Freiheit besitzt. Die Empfindung hat die ganze organisirte und belebte Welt, nach unzähligen Verschiedenheiten und Graden, mit dem Menschen gemein, und kann, nach ihrer Ankündigung, in jedem Geschöpfe sehr verschieden seyn; das Gefühl ist bloß das Eigenthum vernünftiger Wesen. Wir finden nämlich in unserm geistigen Wesen die unmittelbare Ankündigung unsers Daseyns überhaupt, unsers jedesmaligen individuellen Zustandes insbesondere, und unserer Persönlichkeit, als Wesen, in welchem ein doppeltes System von Kräften zu Einem harmonischen Ganzen verbunden ist, und die, nach dieser Verbindung, eben so wohl der Naturwelt, als dem Reiche der Freiheit angehören. Wir nennen diese unmittelbare Ankündigung Gefühl, und unterscheiden dasselbe wesentlich von unsern Vorstellungen und von unsern Bestrebungen. Denn früher, als der Begriff des Daseyns in uns sich bilden kann, verbürgt uns das Gefühl unser Daseyn, und bevor sich noch die Begriffe von Individualität und Persönlichkeit entwickeln, fühlen wir uns schon als Individuen, nach der innigsten Vereinigung von sinnlichen und geistigen Anlagen zu dem Ganzen Einer Person. Bevor wir noch zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen Tugend und Laster im Begriffe unterscheiden können, fühlen wir uns als freie Wesen, und die Stimme des Gewissens entscheidet im Gefühle über den Werth oder Unwerth unserer Handlungen. Das Gefühl ist also nach seiner ursprünglichen gesetzmäßigen Ankündigung im Bewußtseyn, weder Vorstellung noch Bestrebung, und an sich betrachtet, weder die Ursache noch die Folge einer Vorstellung,

sondern ein eben so unabhängiger Actus des geistigen Subjects im Bewußtseyn, wie die Vorstellung, und seiner Einheit nach, in welcher kein Mannigfaltiges getroffen wird, keiner Zergliederung, sondern bloß des unmittelbaren Bewußtwerdens fähig. Das Gefühl, in wiefern es aus der Selbstthätigkeit des geistigen Subjects hervorgeht, ist, seiner Ankündigung und Richtung nach, unerschöpflich und in einem gewissen Sinne unermeßlich; nie wird es in seinem ganzen Umfange befriedigt, nie kann der letzte Punkt desselben erreicht werden. Da noch keine Kritik des Gefühlsvermögens (nach der Analogie der Kritik des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens) versucht worden ist, und, wenn auch dieser Versuch gewagt werden sollte, kein ähnliches Resultat von dieser Kritik, wie von der Kritik der beiden übrigen geistigen Vermögen zu erwarten ist, weil das Unmittelbare des Gefühls nie durch Begriffe zergliedert werden kann, so müssen wir in Hinsicht des Gefühls bei dem Resultat stehen bleiben, daß es das zum Bewußtseyn gebrachte unmittelbare Reale sey, welchem, nach seinem Ursprunge aus der Selbstthätigkeit des geistigen Subjects, Unermeßlichkeit, aber unter den Begränzungen einer endlichen Individualität zukommt. Nur dadurch scheint es sich erklären zu lassen, wie der Mensch vermittelst des Gefühls gleich stark theils von der Realität alles dessen, was das Gefühl ursprünglich und unmittelbar verbürgt (vom Daseyn, Individualität und Persönlichkeit), theils von der Unermeßlichkeit der intensiven Kraft des Gefühls, theils von den Gränzen und Schranken der Endlichkeit überzeugt werden kann, unter welchen sich das menschliche Daseyn und die menschliche Freiheit ankündigt. In diesem Sinne ist denn auch die Sprache in der That zu arm, die Unermeßlichkeit des subjectiven Gefühls auszudrücken, obgleich die Darstellung des Gefühls der Grundcharakter der poetischen Sprache und das unterscheidbare Merkmal derselben von der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit bleibt. So viel von der Metaphysik über das Gefühlsvermögen; über Darstellung desselben in der empirischen Psychologie, s. Gefühl. Nach seiner natürlichen Beschaffenheit und Bestimmung scheint das Gefühlsvermögen ein vermittelndes Vermögen zwischen dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen zu seyn, weil die Stärke des Willens und die Kraft des Handelns zunächst von der Belebung abhängt, welche das Gefühlsvermögen dem vorgestellten und zu realisirenden Gegenstande ertheilt. Da nun unter allen Objecten, welche der Wille zu realisiren bestrebt ist, die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die reinsten und höchsten sind; so muß auch die Thätigkeit des Gefühlsvermögens in Hinsicht dieser Ideale die höchste und vollendetste seyn. Selbst die Glückseligkeit, die in einzelnen sinnlich angenehmen Zuständen besteht, kann bei dem Menschen, wegen des Zusammenhanges der Empfindung mit dem Gefühle, zu einer idealischen Beziehung erhoben, und dadurch, als die Totalität der sinnlich angenehmen Gefühle, mit den Gefühlen des Wahren, Schönen und Guten in Harmonie gebracht werden. Q.

Gegenbewegung, nennt man in der Musik einen solchen Gang mehrerer Stimmen, bei welchem die eine steigt, indessen die andere fällt, oder deren Tonfolgen in einer nach der Höhe, in der andern nach der Tiefe, oder so auch umgekehrt, von der Höhe und Tiefe gegen die Mitte zu gerichtet sind. Man kann diese Art von Bewegung von mehrern Seiten als die beste betrachten, besonders am Flügel beim begleitenden Generalbaß, weil man bei selbiger am sichersten ist, manchen fehlerhaften Fortschreitungen und unharmonischen Gängen zu entgehn.

Gegenbeweis, ist die Handlung eines Prozeßtheils, wodurch der-

ſelbe den Beweis, welchen der Gegentheil geführt hat, zu entkräften ſu
Die Friſt des Gegenbeweiſes geht von der Inſinuation des Beweiſe
und in gleicher Form wie die Beweisfriſt. Hat der Beklagte den G
beweis zu führen, ſo iſt nächſt der Entkräftung des über die Klagen ge
ten Beweiſes, die Bewahrheitung der Einreden ſein Zweck. Hat der
ger den Gegenbeweis zu führen, ſo iſt nächſt der Entkräftung des Bew
die Bewahrheitung der Repliken ſein Zweck. Der Gegenbeweis wir
vom Richter auferlegt, ſondern vorbehalten. In den Acten nimmt
Gegenbeweisführer den Namen Reproducent, der andere Pro
theil die Benennung Reproduct an. Die Gegenbeweisführung gew
den Vortheil, daß man erſt die Kraft und Tendenz der Beweisführung
ſehen und darnach den Gegenbeweis einrichten kann. A.

Gegenfüßler oder Antipoden (ſ. d. Art.) nennen wir in
ziehung auf einander diejenigen Bewohner der Erde, welche einan
dem Durchmeſſer nach entgegenſtehn, weil ſie die Füße einander ent
genkehren. Der Scheitelpunkt der einen iſt der Fußpunkt der ande
Die Gegenfüßler wohnen in gleichen, aber entgegengeſetzten Brei
der Erde, und die Längen ihrer Standpunkte ſind um 180 Grad v
ſchieden; ihre Tageszeit weicht daher nur 12 Stunden von einander ab
ihre Jahreszeiten ſind einander entgegengeſetzt. Wenn bei uns der Fr
ling ſeinen Anfang nimmt, ſo geht bei ihnen der Herbſt an; ſie hab
Mitternacht, wenn wir Mittag haben. Die Kugelgeſtalt der Erde fü
von ſelbſt auf die Vorſtellung von Antipoden, deren man ſchon vor Cic
gedachte. Allein die Kirchenväter fanden darin einen Widerſpruch m
der Bibel, und im achten Jahrhundert wurde der Erzbiſchof zu Salzbu
Virgilius ihretwegen in den Bann gethan. Erſt als die Erdumſegl
die Sache außer Zweifel ſetzten, hörte der Widerwille gegen die Leh
von der Kugelgeſtalt der Erde und von den Antipoden auf. Der Ung
bildete kann ſich noch bis jetzt nicht zu der Vorſtellung erheben, daß w
Gegenfüßler haben ſollten, deren Gegenfüßler wir wiederum ſind. E
meint, daß ſolche Menſchen mit dem Kopfe hinabhängen u. ſ. w. Alle
dieſe ſchwachen Einwürfe bedürfen keiner Widerlegung, und wir verwe
ſen auf das in dieſer Hinſicht im Art. Erde geſagte. Nicht zu verwec
ſeln ſind mit den Gegenfüßlern die Gegenwohner, welche mit un
einerlei Mittagskreis und gleiche, aber entgegengeſetzte Breiten haben
Die Gegenwohner haben mit uns — ihren Gegenwohnern — einerle
Mittagszeit und einerlei Tageslänge, aber entgegengeſetzte Jahres
zeiten.

Gegenſatz, ſ. Antitheſe, Contraſt.

Gegenſchein (Oppoſition) iſt in der Sternkunde der Stand eine
Planeten gegen einen andern im Thierkreiſe, wenn er 180 Grad von dem
ſelben entfernt iſt.

Gegenwirkung oder Reaction beſteht, wenn ein in Bewegung
begriffener Körper auf einen andern, bewegten oder nicht bewegten,
Körper wirkt, und dadurch eine Veränderung in ſeiner Bewegung erlei
det. Die Atomiſten ſtellen ſich vor, daß die Trägheit desjenigen Kör
pers, auf welchen die Einwirkung geſchieht, dem einwirkenden Körper
einen Theil ſeiner Bewegung oder ſeine ganze Bewegung gleichſam entz
ziehe, bis beide eine gleiche Geſchwindigkeit nach einerlei Richtung er
halten hätten; allein da Trägheit nichts anders iſt, als bloßes Unvermö
gen, ſich von ſelbſt zu bewegen, ſo kann ſie einem bewegten Körper nicht
von ſeiner Bewegung entziehen, kann nicht Urſach des Widerſtandes
ſeyn. Nach der Lehre der Dynamiſten gibt es keine Materie ohne zurück

ſtoßende und anziehende Kräfte; ja, ohne dieſelben iſt gar keine Materie möglich. Da nur urſprüngliche Kräfte das Weſen der Materie ausmachen, ſo wird daraus dasjenige erklärbar, was wir Gegenwirkung nennen.

Geheimeraths-Verordnung oder Order of Council. Eine ſolche Verordnung wird auf eine, ſowohl dem Wortverſtand, als ihrem Geiſte widerſprechende Weiſe überſetzt, wenn man ſie in Deutſchen Staats- und andern Schriften Engliſche **Cabinetsbefehle** oder **Cabinetsordern** nennt. Die Orders of Council ſind Verfügungen, die über Staatsverwaltungs-Gegenſtände aus dem Geheimerath des (unverantwortlichen) Königs von Großbritannien und im Namen deſſelben, nach vorgängiger Berathſchlagung und Abſtimmung der (verantwortlichen) Geheimenräthe, und zwar der Stimmenmehrheit gemäß, erlaſſen werden. Cabinetsordren, gleichwie ſie in Preußen oder in andern, an keine beſondere Conſtitution gebundenen, monarchiſchen Staaten ehemals Statt fanden oder noch Statt finden, werden zwar ebenfalls nach einer Berathſchlagung des Regenten mit ſeinen vertrauteſten, in das Cabinet berufenen Räthen erlaſſen; aber der Monarch iſt nicht verbunden, ein Gutachten derſelben einzuholen. Wenn er es dennoch thut, und ſeine Geheimeräthe ihm (ſogar **einſtimmig**) irgend eine Maßregel anrathen, ſo bleibt ihm dennoch gleichſam eine Berathſchlagung mit ſich ſelbſt übrig, vermöge welcher er, nach ſeinem Belieben, gerade das Gegentheil von der Geſammtmeinung ſeines Geheimeraths gebieten kann. In neuern Zeiten wurde daher das Wort: Cabinetsordres faſt eben ſo berühmt, ſeit der einzige Regent, Friedrich II., ſie, meiſt ohne Berathſchlagung mit ſeinen Räthen, als Beweiſe ſeiner, mit Blitzesſchnelle ſich äußernden, Regenten-Weisheit und Gewalt erließ. Dieſe willkührliche, monarchiſche Gewalt ſuchten die vormaligen Könige von Spanien und Frankreich mittelſt der Endformeln aller ihrer Verfügungen auszudrücken, indem die des erſten lautete: Ich, der König (will es ſo); die des Zweiten: Tel est notre plaisir! Dagegen hat der König von Großbritannien faſt nur einen unmittelbaren Einfluß auf die Verordnungen ſeines Geheimeraths, oder auf die Orders of Council, die in ſeinem Namen erlaſſen werden. Denn da er die Mitglieder ſeines Geheimenraths wählt: ſo kann und wird er in der Regel nur ſolche Männer wählen, die **ſeinen** Meinungen beipflichten, **ſeinen** Neigungen gemäß handeln, und **ſeine** Plane willig ausführen. Dieſe werden in einzelnen Fällen nach ſeinen Wünſchen ſtimmen, um ſeine Gunſt nicht zu verlieren, und um nicht, nach dem Verluſt derſelben, aus dem Geheimerath (Council) entfernt zu werden. Indeſſen findet ſich manchmal ein Engliſcher Regent genöthigt, der öffentlichen Volksmeinung (wenigſtens auf einige Zeit) nachzugeben; Männer aus der Oppoſitions- oder Volkspartei zu ſeinen Miniſtern zu machen und in ſeinen Geheimerath aufzunehmen; auch von ihnen ſolche volksbeliebte Grundſätze ausſprechen und in Anwendung bringen zu laſſen, die ſeinen eigenen Meinungen und Geſinnungen nicht zuſagen. In Zeitpunkten, in welchen der Council des Engliſchen Regenten auf die angeführte Weiſe zuſammengeſetzt iſt, kann es ſich daher ereignen, daß eine Geheimeraths-Verordnung nicht die perſönliche Meinungswillkühr des Regenten, ſondern manchmal das Gegentheil davon ausdrückt. Denn ſie iſt das Reſultat von der Abſtimmung der Geheimenräthe und geht aus der Mehrheit der Stimmen hervor, indem der Council eines Königs von Großbritannien gleichſam als ein Parlament anzuſehen iſt,

das deſſen Beſchlüſſe beſtimmt. Daher ermangeln die Orders of C
cil jener eigenthümlichen Art von Willkühr, die den ſogenannten
netsordren eigen iſt. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt demnach g
ſo, wie ihn der Sprachgebrauch zwiſchen einem Council und einem
net dergeſtalt macht, daß jener nie zu dieſem werden kann. Der er
nämlich vielſeitig und vielmännisch; das letztere, ſeinem Weſen
immer Einmänniſch, und daher möglicher Weiſe, auch Einſeitig

Gehirn iſt eine weiche, theils röthlich graue theils weißliche
der Hirnſchale befindliche Subſtanz, mit vielen Adern durchwebt und
verſchiedenen Häuten umgeben. Es beſteht aus zwei, durch feine A
und Faſern verbundenen, Hauptheilen. Das ſogenannte große
hirn nimmt bei dem Menſchen den obern Theil des Kopfes ein, un
7—8 Mal größer als das darunter liegende kleine Gehirn. Es
auf den Augenhölen, dem Grunde des Schädels und dem Zelte, und
nach hinten zu über das kleine Gehirn hervor. Auf der ganzen Außen
des großen Gehirns befinden ſich Furchen und jedesmal zwiſchen zwe
derſelben rundliche, darmähnliche Windungen. Sie entſtehen, ind
ſich die Gefäßhaut ins Gehirn einſenkt, um daſſelbe tiefer mit Blut
verſorgen. Die röthlichgraue Subſtanz des Gehirns iſt durchſichtige
ſaftiger, weicher und gefäßreicher, als die weiße, welche dagegen me
Faſern hat. Letztere heißt das Mark des Gehirns. Die röthlichgra
Subſtanz, faſt ganz aus feinem Adergewebe beſtehend, hat kein Empfi
dungsvermögen. Das Mark beſteht aus Faſern, die nach den einzelne
Gegenden ſehr verſchieden ſind. Uebrigens läßt ſich bei allen Thieren
ſogar bei den Bienen, die röthlichgraue Subſtanz von der weißlichen un
terſcheiden. Das kleine Gehirn liegt unter dem großen in einer eigne
Kammer der Hirnſchale. Auf der Grundfläche ſieht man es in eine recht
und linke Hälfte durch das dazwiſchen liegende Rückenmark getheilt, nach
oben und hinten aber zuſammenhängen. Es iſt eben ſo wie das große Ge
hirn mit einer Gefäßhaut umzogen, von außen röthlichgrau, inwendig
aber größtentheils markigt. Nach Verhältniß wird es viel tiefer und
dichter von den Fortſetzungen der Gefäßhaut durchzogen als das große
Gehirn. Schneidet man es in horizontaler Richtung ein, ſo ſieht man
graue Ringe mit markigen, einigermaßen concentriſch, abwechſeln.
Zwiſchen der röthlichgrauen und markigen Subſtanz findet allenthalben
im kleinen Gehirn eine dritte gelbliche Mittelſubſtanz. Alles Mark des
kleinen Gehirnes kommt in der Mitte gleichſam in einen kurzen Stamm
zuſammen. Die Erfahrung lehrt, daß in dem Bau des Gehirns viel ſel
tener Abweichungen gefunden werden, als bei den andern Theilen des
menſchlichen Körpers. Auch verdient die Symmetrie des Gehirns wohl
bemerkt zu werden, vermöge welcher alles darin doppelt iſt. Selbſt die
Theile, welche in der Mitte liegen, und darum einfach ſcheinen, wie
z. B. das Rückenmark, beſtehen eigentlich aus zwei ſymmetriſchen Hälf
ten. Das Gewicht des geſammten Gehirns beträgt beim Menſchen
2 bis 3 Pfund; es iſt um ſo größer und ſchwerer, je jünger der Menſch iſt,
mit dem Alter wird es ſpezifiſch leichter. In Krankheiten, die mit Gei
ſteszerrüttung verbunden ſind, wird es zuweilen feſter, zuweilen auch
lockerer und weicher. Das Gehirn iſt das eigentliche Werkzeug der Em
pfindung. Empfindung iſt aber von der Vorſtellung untrennbar; ſie wäre
ohne dieſelbe gar nichts. Indem alſo das Gehirn der Mittelpunkt von
jener iſt, muß es auch der Sitz von dieſer, folglich der Sitz der Seele
ſeyn. Dabei bleibt es freilich wahr, daß die Seele den Ort ihres Auf
enthalts ſelbſt nicht kennt. Wenn wir aber den Theil des Körpers dafür

halten

halten müssen, wo die Wirkungen von dieser auf jenen anfangen, und wo die wechselsweise Abhängigkeit von beiden am unmittelbarsten ist, so leitet diese Spur unfehlbar zum Gehirn hinauf. Wo aber in demselben der bestimmte Ort, gleichsam das Allerheiligste sey, in welchem die unsichtbare unsterbliche Bewohnerin sich aufhält und wie sie daselbst wohne, das sind Fragen, auf die wir keine Antwort haben *).

Gehör ist der Sinn, durch welchen die animalischen Wesen Töne, Schall und Klang empfinden vermittelst der Luft und deren Schwingungen. Das Werkzeug des Gehörs ist das Ohr, ein in seinem Baue sehr zusammengesetzter, künstlicher Theil des animalischen Körpers. Man theilt es in das äußere, mittlere und innere Ohr. Die beiden erstern Theile sind vornehmlich dazu bestimmt, den Schall aufzufassen und fortzuleiten, indeß die eigentliche Anklingung der Töne und ihre weitere Fortpflanzung in dem Innersten bewerkstelliget zu werden scheint. Zum äußern Ohre gehört die Muschel und der knorpliche Gehörgang. Dieser schließt sich wiederum an die Gehörgangsröhre an, welche durch das Trommelfell begränzt wird. Das Trommelfell ist ein nach innen converes sehr elastisches Häutchen und bedeckt die Trommelhöhle oder sogenannte Pauke. In dieser sind die Gehörknöchelchen, ihrer Gestalt wegen Hammer, Amboß und Steigbügel genannt, befindlich. Das äußere Ohr ist durchaus zweckmäßig gebildet, um die durch den Schall erregten, wellenförmigen Erschütterungen der Luft aufzufangen, und sie in die Muschel und von da in den Gehörgang zu leiten. Da die Fläche dieses letztern, z. B. beim menschlichen Ohr, 50 Mal kleiner ist als die Fläche des äußern Ohrs, so muß hier der Schall um 50 Mal stärker seyn, als wenn er ohne das äußere Ohr in den Gehörgang gekommen wäre. In der Trommelhöhle bilden sich die Töne, und pflanzen sich weiter fort durch die überspannte Haut des Trommelfells und mittelst der Gehör-Knöchelchen. Die innerste Höhle des Ohrs nennt man den Labyrinth. Sie liegt über der Trommelhöhle etwas nach hinten in der festesten Masse des Schläfeknochens, und besteht aus dem Vorhof, 3 halbkreisförmigen Röhren, und der Schnecke, einen spiralförmigen Kanal, der sich um eine Spindel windet. Der Vorhof hängt mittelst einer kleinen Oeffnung, das runde oder ovale Fenster genannt, mit der Trommelhöhle zusammen. Um das runde Fenster läuft ein Kanal, genannt der fallopische, welcher den harten Theil des siebenten Gehirnnervens enthält. In diesen künstlichen Theilen, die man das innerste Heiligthum die Gehörorgans nennen könnte, erhalten die durch das Trommelfell und die Gehörknöchelchen ferner fortgepflanzten Töne ihre Vollendung und erreichen endlich die Gehörnerven, denen sie ihre Eindrücke mittheilen, um sie zu dem Gehirn selbst zu leiten, wo sie zur Empfindung erhöht werden. Die Entstehung dieser Empfindung zu erklären hat man mehrere Hypothesen ersonnen; allein die Natur wirkt hier hinter einem Schleier, den der Geist des Menschen zu durchdringen vergeblich bemüht ist. Eine Reihe der interessantesten physiologischen Beobachtungen über das Gehör und

*) Man kann die Lehre von dem Gehirn nicht abhandeln, ohne Gallz zu gedenken, welchem die Anatomie und Physiologie hierüber eine Menge neuer Entdeckungen verdankt. Um aber Wiederholungen zu vermeiden, verweisen wir auf den Artikel Schädellehre. Hier nur so viel, daß Beobachtung der Wasserköpfe diesen Forscher auf die Entdeckung leitete, jede Halbkugel des Gehirns lasse sich in eine breite Fläche oder Haut auseinander legen. Loder hatte daher sehr Recht zu sagen man habe bis auf Gall das Gehirn wie einen holländischen Käse zerschnitten, und mithin nicht zur Erkenntniß seiner eigentlichen Struktur gelangen können.

dessen Werkzeuge bei den verschiedenen Classen der Thiere findet man in Chladni's Akustik.

Gehörwerkzeuge, künstliche; Hörmaschinen, Hörröhren, nennt man gewisse Instrumente, welche angewendet werden, um bei Schwerhörigkeit die Empfindung des Schalls zu verstärken. Die Formen derselben sind sehr verschieden, doch gehen im Ganzen genommen, alle darauf aus, entweder, wo das äußere Ohr ganz fehlt, diesen Mangel zu ersetzen, oder wo das äußere Ohr zwar vorhanden ist, die innern Gehörwerkzeuge aber erschlafft sind, oder auf irgend eine andre Weise leiden, die Wirkung des äußern Ohrs zu verstärken. Es hat aber das äußere Ohr des Menschen und der Thiere hauptsächlich den Nutzen, daß durch seine Trichterförmige Gestalt die Schallstralen gleichsam concentrirt, zusammengedrängt und zu den innern Gehörwerkzeugen, dem Sitz der eigentlichen Empfindung des Gehörs, geleitet werden. Alle Hörmaschinen nun, welche, wie gesagt, die Wirkung des äußern Ohrs ersetzen oder verstärken sollen, ahmen mehr oder weniger dessen Form nach. Die ältern Werkzeuge dieser Art gleichen einem Nachtwächterhorn oder einer Trompete, sie sind meistens ziemlich groß und gewöhnlich mit Handgriffen versehen, um sie dann, wenn man etwas deutlicher zu hören wünscht, an das Ohr zu halten, und zwar so, daß die engere Windung in den Gehörgang gesteckt, die äußere weitere aber gegen den Ort gerichtet wurde, von wo man den Schall erwartete. Diese Instrumente wurden aber, wie man leicht einsieht, durch ihre Größe und Schwere, so wie dadurch, daß sie beständig an das Ohr gehalten werden mußten, bald unbequem und lästig; auch versteckten sie den Fehler, gegen welchen sie helfen sollten, nicht genugsam, vertrugen sich also nicht mit der Eitelkeit der Menschen, und wurden deshalb bald verworfen. Einige neuere Hörmaschinen leiden nicht an diesen Mängeln und verdienen in jeder Hinsicht empfohlen zu werden. Das erste stellt einen kleinen silbernen Trichter dar, auf dessen innerer Fläche sich eine schneckenförmig vielfach gewundne Leiste befindet, wodurch ein eben solcher Gang gebildet wird, dessen inneres Ende auf den Anfang des Gehörgangs trifft. An dem breiten umgebogenen Rande befinden sich einige Löcher, wodurch Bänder gezogen werden, um die Maschine an das äußere Ohr zu befestigen. Eine zweite ebenfalls sehr brauchbare, besteht aus einer vielfach gewundenen Röhre von lackirtem Blech, deren inneres enges Ende in den Gehörgang gebracht, das äußere weitere aber am äußern Ohrt befestigt wird. Auch können zwei solche Instrumente durch einen elastischen Bügel vereinigt, und auf diese Weise in jedem Ohr eins angebracht werden. Ein drittes Instrument endlich besteht aus einem hohlen blechernen Bügel, an welchem in der Mitte auf der vordern Fläche eine weite Oeffnung befindlich ist, und dessen seitliche Schenkel in zwei sich einwärts biegende Röhren auslaufen. Dieser Bügel wird so auf dem Kopfe unter den Haaren befestigt, daß die Mündung in seiner Mitte gleich über dem obern Rand der Stirne zu liegen kommt, die Röhren an den Seiten werden in den rechten und linken Gehörgang gesteckt. Dieses letztere Instrument hat den Vortheil, daß es sehr gut die gerade von vorn kommenden Schallstralen auffängt.

ff.

Gehrung, heißt bei den Holzarbeitern die schräge, nach der Winkellinie eines rechtwinkligen Vierecks gehende Richtung und eine in solcher Richtung laufende Fläche. Daher **Gehrhobel**, ein Hobel, mit dem eine Gehrung gemacht wird; **Gehrmaß**, ein Richtscheit

mit einem Anſchlage oder Querbretchen am Ende, das nach einem Winkel von 45 Graden abgeſchrägt iſt. Man bedient ſich deſſelben, die Gehrung vorzuzeichnen.

Geige, ſ. Violine.

Geißelungen, haben zur Züchtigung von Verbrechern allenthalben und zu allen Zeiten Statt gefunden. Daß aber auch Chriſtus und die Apoſtel gegeißelt wurden, war ein Umſtand, von dem die Andächtelei finſtrer Jahrhunderte Anlaß zu jenen willkührlichen Selbſtpeinigungen nahm, von denen hier die Rede ſeyn ſoll. Schon ſeit den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus hatten einzelne Schwärmer durch ſtrengere Enthaltſamkeit und freiwillige Martern des Leibes die für die begangene Sünden verwirkte göttliche Strafe abzubüßen und den gerechten Vergelter gleichſam zum Mitleid und zur Verzeihung zu reizen geſucht. Um an den Leiden Chriſti Theil zu nehmen und ſich der Entſündigung durch ihn deſto gewiſſer zu machen, wählten viele, wie der Abt Regino zu Prün, im zehnten Jahrhunderte dazu die Geißelung; jedoch wurde dieſe Art von Büßung erſt vom eilften Jahrhundert an allgemeiner, da Petrus Damiani von Ravenna, Abt des Benediktiner-Kloſters Santa Croce d'Avellano bei Gubbio in Italien und ſpäter Cardinalbiſchof von Oſtia der ganzen Chriſtenheit und insbeſondre den Mönchen die Geißelung zur Buße für ihre Sünden und zur Rettung ihrer Seele vom hölliſchen Feuer auf das dringendſte empfahl. Sein Beiſpiel und der Ruf ſeiner Heiligkeit verſchaffte ſeiner Ermahnung bald Eingang: Geiſtliche und Laien, Männer und Weiber fingen an mit Ruthen, Riemen und Ketten gegen ihren Körper zu wüthen, man ſetzte gewiſſe Zeiten feſt, um dieſe apoſtoliſche Schlägezucht (disciplina) an ſich zu verrichten und in mehrern Klöſtern wurde ſie ein Theil der geordneten Disciplin. Fürſten bedienten ſich ihrer als Reinigungsmittel und ließen ſich entkleidet von ihren Beichtvätern geißeln. Der heil. Ludwig IX. von Frankreich trug zu dieſem Behufe eine elfenbeinerne Büchſe mit fünf kleinen eiſernen Ketten beſtändig bei ſich und ermunterte ſeinen Beichtvater recht derb zuzuſchlagen, auch theilte er dergleichen Kettenbüchſen an die Prinzen und Prinzeſſinnen ſeines Hauſes und andre gute Freunde als beſondre Gnadengeſchenke zu gleichem Gebrauch aus. Der Wahn, ſich durch dieſe Geißelungen von Sünden zu reinigen und die Seligkeit zu verdienen, wurde in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu einer Raſerei, die ganze Länder ergriff und die ſeltſamſten Schauſpiele darbot. „Um dieſe Zeit, ſchreibt der Paduaniſche Mönch in ſeiner Chronik beim Jahre 1260, da ganz Italien von Laſtern befleckt war, ergriff plötzlich ein unerhörtes Unternehmen erſt die Perugianer, dann die Römer und endlich alle Völker Italiens. Die Furcht Chriſti kam ſo ſtark über ſie, daß Edelleute und Unadeliche, Alte und Junge nackend ohne Schaam durch die Straßen der Städte umherzogen: jeder trug eine Geißel von Riemen, womit er ſich unter Seufzen und Weinen, unter Abſingung von Bußpſalmen und Anrufung der Barmherzigkeit Gottes bis aufs Blut peitſchte. Nicht nur bei Tage, auch des Nachts liefen ſie ſo im härteſten Winter zu Hunderten und Tauſenden mit brennenden Wachslichtern durch Städte und Kirchen, durch Dörfer und Flecken, daß Felder und Wälder von ihrem Flehen zu Gott wiederhallten. Da ſchwiegen alle muſikaliſche Inſtrumente und kein Lied der Liebe ertönte mehr; man hörte nur den kläglichen Geſang der Büßenden. Steinerne Herzen wurden durch dieſen traurigen Ton gerührt, die Augen der Härteſten konnten ſich der Thrä-

nen nicht enthalten, Uneinige sehnten sich mit einander aus, Wucherer und Räuber eilten, das ungerechte Gut wiederzugeben, noch unentdeckte Missethäter bekannten ihre Verbrechen und besserten ihren Wandel." Diese plötzliche Bewegung der Buße artete bald in ein tumultuarisches Schwärmen, ja sogar in ein Gewerbe aus. Die Büßenden vereinigten sich zu Brüderschaften Flagellatori in Italien, Geißler, Geißelbrüder, Flegler und Bengler in Deutschland genannt. (S. Flagellanten.) Nach der Costnitzer Kirchenversammlung von 1414 wurden des Geißelns Geistliche und Laien nach und nach überdrüßig; die Franziscanermönche in Frankreich (Cordeliers) haben es noch am längsten getrieben. Daß ein so widersinniger Gebrauch aufkommen und sich ungeachtet der Mißbilligung der Vernünftigen so lange erhalten konnte, wird bei den außerordentlichen Wirkungen, die man sich davon versprach, nicht befremden können. Das Geißeln war nach den herrschenden Begriffen des Mittelalters ein vollkommenes Surrogat für jede Art und Dauer der Buße, welche die Beichtväter wegen begangener Sünden auflegten. 3000 Hiebe unter Absingung von 30 Psalmen galten ein Jahr, 30000 Hiebe zehn Jahre Buße u. s. w. Eine Italienische Witwe im eilften Jahrhunderte rühmte sich, durch Selbstgeißelung für 100 Jahre Buße gethan zu haben, wozu nicht weniger als 300000 Streiche gehörten. Ueberdem gab die Meinung, daß man durch diese Selbstpeinigung auch bei der größten Sündenschuld der Hölle entfliehen und sich den Ruf besondrer Heiligkeit erwerben könne, dem Geißeln in den Augen der Schuldbewußten und Ehrgeizigen einen Reiz, der die körperlichen Schmerzen so lange überwog, bis die Schrecken des Aberglaubens und die Einbildungen der Andächtelei vor dem Lichte einer bessern Erkenntniß verschwanden. E.

Geist. Als Gegensatz des Körpers, wird der Geist als ein Wesen gedacht, das mit Bewußtseyn thätig ist, dessen Thätigkeit daher im Vorstellen und Streben, oder, in einem höhern Grade gedacht, im Denken und Wollen besteht. Wird ein solches Wesen in Verbindung mit einem organischen Körper, durch welchen es mit einer äußern Welt in Wechselwirkung steht, gedacht, so heißt es Seele und jener organische Körper sein Leib. Ob es reine d. h. körperlose Geister gebe, ist viel gestritten, aber nie ausgemacht worden. Indessen hat man auf diese Voraussetzung selbst eine philosophische Wissenschaft, Namens Geisterlehre oder Pneumatologie, erbaut, die aber mehr Träumereien der Einbildungskraft als Philosopheme der Vernunft enthält. Diese angebliche Wissenschaft hat jedoch von jeher viele Verehrer gefunden, besonders unter den Schwärmern, deren Einbildungskraft sich immer in einem exaltirten Zustande befand und die daher die Geister wohl gar in körperlicher Gestalt zu schauen und mit ihnen in übernatürlicher Verbindung zu stehen wähnten. Solche Geisterseher unterscheiden dann auch vermöge ihrer Bekanntschaft mit dem Geisterreiche verschiedne Klassen und Ordnungen von Geistern, als gute und böse Geister, nach ihrem Charakter und Einfluß auf den Menschen, Luftgeister und Erdgeister, nach ihren Wohnungen u. s. w. (S. Dämonologie. Engel. Teufel. Gabalis.) Auch gaben dergleichen Personen oft vor, daß sie die geheime Kunst besäßen, die Geister sich unterwürfig zu machen, sie erscheinen zu lassen u. s. w., wozu man sich insgemein gewisser Formeln oder Zauberworte bediente. Daher entstanden Geisterbeschwörer oder Geisterzitirer, die aber oft nur verschmitzte Betrüger waren, welche die

Leichtgläubigkeit der Menschen zu ihrem Vortheile benutzten durch angebliche Entdeckung verborgner Schätze u. d. gl. Ob nun gleich das Grundlose der Geisterlehre und das Trügliche der Geisterkunst (Magie) theils durch Schriften (unter welchen vorzüglich Kant's Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik zu bemerken sind) theils durch Nachahmung der sogenannten Geistererscheinungen mittelst der optischen Täuschungen, welche die natürliche Magie lehrt, oft genug dargethan worden ist: so hat doch der Aberglaube sich noch immer nicht davon losreißen können, wie der Beifall beweist, den Jung's Schriften über die Geisterwelt in unsern Zeiten selbst unter den höhern Ständen gefunden haben. Man nimmt aber das Wort Geist oft auch in andern Bedeutungen, so daß man darunter nicht ein besondres, mit Bewußtseyn thätiges, Wesen versteht, sondern die inneren Bestimmungen gewisser Dinge. So sagt man von einem Menschen, er habe Geist, wenn seine Denkkraft in einem vorzüglich hohen Grade wirksam ist; und wiefern sich diese innere Bestimmung auch äußerlich im Antlitz oder Auge des Menschen abspiegelt, legt man auch wohl diesen Theilen des Menschen Geist bei. Daher sagt man ferner ein geistreicher oder geistvoller Mensch, Schriftsteller, Künstler, desgleichen eine geistreiche Physiognomie, ein geistvolles Auge u. s. w. Ja man trägt die letzten Ausdrücke auch auf menschliche Erzeugnisse über, wiefern sich in ihnen die innere Kraft des Menschen, der sie hervorbrachte, ankündigt, und sagt daher ein geistreiches Buch, ein geistvolles Kunstwerk, Gedicht, Gemälde u. s. w. Bei geistreichen Kunstwerken kommt es aber nicht sowohl auf die Stärke der Denkkraft, als vielmehr auf die Stärke der Einbildungskraft an, wiewohl diese allein noch kein wahres Kunstwerk zu schaffen im Stande ist, sondern in Verbindung mit der Denkkraft oder dem Verstande bei ihren Hervorbringungen wirksam seyn muß. Endlich trägt man auch das Wort Geist selbst auf Getränke über, wiefern sie die Kraft haben, zu berauschen und dadurch die Einbildungskraft zu beleben. Deshalb nennt man sie geistige Getränke. Dasjenige Element derselben, welches man als das eigentliche Prinzip jener belebenden Kraft betrachtet, nennt man ihren Geist, und bezeichnet die übrigen Bestandtheile mit dem Worte Phlegma. In einer andern Bedeutung setzt man in Beziehung auf die menschliche Rede dem Geiste, d. h. dem innern oder höhern Sinne derselben, den Buchstaben, d. h. den bloßen Wortsinn, das Grammatisch-Lexikalische der Rede, entgegen. Im Französischen heißt Geist (esprit) oft nichts anders, als Witz oder Laune, desgleichen die Gabe ein unterhaltendes Gespräch zu führen. D.

Geist (der heilige) ist nach dem Sinne des neuen Testaments die Gottheit selbst, insofern sie als die höchste Vernunft auf geistige und moralische Zwecke überhaupt und insbesondre auf die Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums hinwirkt. Wenn Jesus seinen Jüngern den Geist der Wahrheit, den Paraklet oder Tröster verheißt und von ihm sagt, er solle auf alle ausgegossen werden, die das Christenthum annehmen würden; so versteht er darunter diese göttliche Einwirkung, vermöge deren die Kraft der Wahrheit seiner Religion das menschliche Gemüth ergreift, erleuchtet, überzeugt, zu großen Thaten begeistert und durch ihre himmlischen Tröstungen über jedes Leid der Erde erhebt. Sie rüstete die Apostel Jesu zu ihrem Berufe aus: wie ihr Blick nach dem Umgange mit dem Auferstandenen und

beim Antritte ihres weltumfassenden Unternehmens freier, ihre eigne Erfahrung von der Gewißheit und allseitigen Anwendbarkeit der Religion Jesu reifer und lebendiger wird, klärt diese göttliche Kraft des Geistes sie über alle die Winke und Lehren ihres Meisters auf, die ihnen in ihrer sonstigen Befangenheit dunkel geblieben waren und leistet ihnen und den Evangelisten beim Niederschreiben der Bücher des neuen Testaments den wunderbaren Beistand, der schon die Verfasser des alten Testaments geleitet hatte und allen Büchern der heiligen Schrift die Autorität und Untrüglichkeit einer göttlichen Offenbarung gibt; sie theilt ihren Reden die lichtvolle Klarheit, das eindringliche Feuer, die hinreißende Zuversichtlichkeit mit, durch die sie nun fähig sind, zu Menschen von allen Nationen in der allgemeinverständlichen und überzeugenden Sprache des Herzens zu sprechen und ihre Hörer mit dem Glauben zu erfüllen, dessen sie selbst leben; sie macht sie siegreich gegen ihre Widersacher und standhaft unter den Streichen ihrer Verfolger, sie stärkt und erquickt ihr Herz unter den schrecklichsten Qualen und zeigt ihnen in der Stunde des Todes ein Reich ewiger Seligkeit, indem ihr Herr sie erwartet. Dieß sind die Gaben des heiligen Geistes, durch welche die Apostel, so wie die Ueberzeugten, Frommen und Kräftigen unter den Christen aller Zeiten Werke ausrichteten und Siege erkämpften, die für Menschen, denen es selber an Aufschwung des Gemüths, an Stärke und Innigkeit der Ueberzeugung, an Muth und Thatkraft fehlt, eben so unbegreiflich als unmöglich sind. Daß aber dieser einfache, dem wahren Verhältnisse Gottes zu den Menschen und der Entwickelungsweise des menschlichen Gemüths ganz angemeßne Begriff von dem Wesen und Wirken dessen, was in der Bibel heiliger Geist genannt wird, in der Folgezeit mannigfaltig verkünstelt und unkenntlich gemacht wurde, kann den nicht befremden, der es weiß, wie die Menschen mit religiösen Wahrheiten überhaupt umzugehen pflegen. Tertullian und Origenes, zwei vielgeltende Kirchenlehrer des dritten Jahrhunderts nannten den heil. Geist ein von Gott durch Christum hervorgebrachtes, obwohl das allervortrefflichste Geschöpf, Macedonius in der Mitte des vierten Jahrhunderts, Bischof von Constantinopel, sprach ihm die Gleichheit des Wesens und der Würde mit Gott dem Vater ab. Die Synode zu Alexandrien im Jahr 362 erklärte ihn und seine Anhänger — Pneumatomachi oder Geistesfeinde — für Irrlehrer und die allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel im Jahre 381 setzte für die ganze christliche Kirche ausdrücklich fest, der heil. Geist müsse als die vom Vater ausgehende dritte Person in der Gottheit mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und göttlich verehrt werden. Augustinus behauptete, der heil. Geist gehe vom Vater und Sohne aus und die Synode zu Toledo verdammte 589 alle Andersgläubigen. Diese kleine Abweichung von dem älteren Lehrbegriffe veranlaßte einen vom achten bis ins eilfte Jahrhundert währenden Streit zwischen der Abendländischen oder Lateinischen und der morgenländischen oder Griechischen Kirche, welcher endlich eine gänzliche Trennung zur Folge hatte. Die dem Papste anhängigen Abendländer und mit ihnen die Protestanten behaupten, daß der heil. Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, die Morgenländer nehmen nur das Ausgehen vom Vater an. Die Verehrung des heiligen Geistes als der dritten Person in der Gottheit ist übrigens beiden Kirchen und im Occidente den Protestanten wie den Catholiken als ein wesentliches Stück des Glaubens an die gött-

liche Dreieinigkeit gemein. Von der Wirksamkeit des heiligen Geistes in der christlichen Kirche hat auf der einen Seite die Politik der Hierarchie, auf der andern der Mysticismus einiger Sekten überspannte und schwärmerische Vorstellungen in Umlauf gebracht, (S. Gnade, Hierarchie, Inspiration,) und um seine Gegenwart zu versinnlichen hat man ihm zufolge einer mißverstandnen Vision des Täufers Johannes bei der Taufe Jesu sogar in Gestalt einer Taube abzubilden gewagt, und Kanzeln, Altäre und Taufsteine mit der Figur dieses Vogels geschmückt. Daß aber das Uebersinnliche und Geistige sich an kein bestimmtes Bild und an keinen anschaulichen Ausdruck der Sprache binden lasse, wird gegenwärtig allgemeiner als sonst eingesehen, und indem die Theologie nachgerade zu den ursprünglichen biblischen Bestimmungen von dem Begriffe, den Gaben und dem Beistande des heiligen Geistes zurückkehrt, kömmt unsre Vorstellung von dieser göttlichen Kraft der Idee einer gesunden Religionsphilosophie von dem Zusammenhange des Geistigen im Menschen mit Gott immer näher. Denn daß Gottes Geist aus der von ihm eingegebnen heiligen Schrift, in den Reden und Thaten frommer, für das Gute begeisterter Menschen, wie in unsrem Gewissen spreche und eine gestissentliche Widersetzlichkeit gegen die anerkannte Wahrheit und innere Ueberzeugung — die Sünde gegen den heil. Geist — unverzeihlich sey; daß man die durch Lehren, Beispiele und innern Gewissensdrang erweckten Vorsätze und geleiteten Fortschritte unsrer sittlichen Besserung als ein Werk dieses Geistes, Weisheit, Scharfblick in die Zukunft, Enthusiasmus für das Gute und religiöse Beredsamkeit als Gaben von ihm, das priesterliche Amt aber als einen Auftrag Gottes betrachten müsse, der nicht ohne Mitwirkung, nicht ohne Empfänglichkeit für die Zusprache seines Geistes würdig erfüllt und nutzbar werden könne: alles dieses steht mit der menschlichen Vernunft keineswegs im Widerspruche. Vielmehr unterscheidet diese genau von dem, was bei dem Menschen Geist genannt wird, den Geist Gottes, und die Erfahrung zeigt, daß ein geistvoller Mensch wohl sehr unheilig denken und handeln, der heilige Geist aber mit seinen Gaben und Kräften nur in reinen, unschuldigen Seelen wohnen kann. E.

Geist der Zeit, ist die in einem Zeitalter herrschende Denkart und Handlungsweise der Menschen. Es ist also eigentlich nicht die Zeit, der man einen Geist beilegt, sondern die in der Zeit, nämlich einem gewissen Theile derselben (einem Zeitalter oder einer Zeitperiode) lebenden Menschen. Wenn man also sagt, der Geist der Zeit ist egoistisch oder revolutionssüchtig, so heißt dieß nichts anders, als die geistige Stimmung der in einer gewissen Zeit lebenden Menschen ist so beschaffen, daß die Meisten unter ihnen nur für ihr persönliches Wohlbefinden sorgen, oder einen großen Hang zu politischen Umwälzungen haben. Da nun die Natur in den Menschen einen gewissen Nachahmungstrieb gelegt hat, vermöge dessen das Beispiel Andrer ein äußerer Reiz oder ein Erregungsmittel für den Menschen wird, dasselbe zu thun, was Andre thun: so ist hieraus begreiflich, daß jeder Einzelne, je nachdem sein Nachahmungstrieb stärker oder schwächer ist und er weniger oder mehr Selbstständigkeit hat, auch dem Einflusse des Zeitgeistes auf seinen Charakter und sein Verhalten mehr oder weniger unterworfen ist. Daher legt man dem Zeitgeiste eine gewisse Herrschaft bei, die aber doch nicht so allmächtig ist, daß man sich nicht durch eigne Geisteskraft darüber erheben könnte. Die Ursachen, welche in einem gewissen

Zeitalter einen eigenthümlichen Geist hervorbringen, können sehr verschieden seyn, werden aber doch fast immer entweder aus so ausgezeichneten, kräftigen Geistern, welche in religiösen, politischen, philosophischen und ästhetischen Ansichten eine bedeutende Reform bewirkten, oder aus so ausgezeichneten Regenten, deren Einfluß sich weit erstreckt, vereint mit der friedlichen oder kriegerischen, glücklichen oder unglücklichen Lage der Nationen, hervorgehn. D.

Geisteskrankheiten, sind diejenigen Arten von Störungen des freien oder natürlichen Bewußtseyns, in welchen der Mensch fortdauernd entweder keiner lebhaften und bestimmten Vorstellungen fähig ist, oder verkehrte, d. h. dem gesunden Verstande widersprechende Vorstellungen bei sich unterhält, ohne sich von ihrer Absurdität überzeugen zu können. Im erstern Falle ist Blödsinn vorhanden, welcher, wenn er sich als allgemeine Abstumpfung des geistigen Apperceptions- und Reactions-Vermögens zeigt, Dummheit, wenn er aber als kindisches Unvermögen, Vorstellungen zu festen Begriffen zu verbinden, erscheint, Albernheit genannt wird. Im zweiten Falle führen die mancherlei krankhaften Erscheinungen der geistigen Thätigkeiten den allgemeinen Namen der Verrücktheit, weil hier gleichsam der Geist aus seinen Fugen gerückt ist. Trägt sich der Kranke mit falschen Vorstellungen über die Gegenstände und ihre Verhältnisse herum, so ist die Krankheit Wahnwitz, welcher, wenn er es mit übersinnlichen Gegenständen zu thun hat, Aberwitz genannt wird. So ist z. B. ein Mensch, der alle Nahrungsmittel für vergiftet hält, wahnwitzig, einer der höhere Offenbarungen, wie etwa über das Welt-Ende, zu besitzen glaubt, aberwitzig. Beziehen sich die falschen Vorstellungen auf die eigene Person des Kranken, wähnt er z. B. Kaiser, Admiral, vierte Person der Dreieinigkeit, zu seyn: so ist seine Krankheit Narrheit. Die Narrheit und der Wahnwitz stehen daher einander entgegen, wie Person und Gegenstand. Sehr häufig sind diese verschiedenen Krankheiten des Verstandes und der Phantasie, oder mit einem Worte, des Geistes, mit einander verbunden, oder haben wenigstens, auch wo sie einzeln erscheinen, das Gemeinsame, daß sie sämmtlich den Krankheiten des Gemüths und Willens entgegen stehen, unter denen sich besonders Melancholie, Wahnsinn und Tollheit auszeichnen. Man darf diese verschiedenen Gattungen von Krankheiten nicht mit einander verwechseln, weil sie alle einen verschiedenen Sitz und Ursprung haben. Auch geschieht dieß von Laien weniger als von den gelehrten Systematikern, welche Gemüths-, Geistes- und Willenskrankheiten unter einander werfen und mit den Namen Wahnsinn, oder Geisteszerrüttungen, oder Narrheit u. s. w. umfassen, da hingegen der gemeine Sprachgebrauch Melancholie, Wahnwitz, Narrheit, Tollheit u. s. w., sehr wohl von einander unterscheidet. *) Der beste allgemeine Name für sie

*) In der Classification der Geistes- und Gemüthskrankheiten überhaupt, so wie in der Erklärung einzelner welchen die Psychologen gar sehr von einander ab. Was die eigentlichen Geisteskrankheiten betrifft, so unterscheidet Kant deren 4 Arten: 1) Verrückung der Sinnlichkeit, Unsinnigkeit, eine Träumerei im Wachen; 2) Verrückung des Verstandes, Wahnsinn, wo zwar alles den formalen Gesetzen des Denkens gemäß ist, aber durch falsch dichtende Einbildungskraft selbstgemachte Vorstellungen für Wahrnehmungen gehalten werden; 3) Verr. der Urtheilskraft, Wahnwitz, und 4) Verr. der Vernunft, Aberwitz, welcher die ganze Erfahrungsleiter überfliegend, das Unbegreifliche zu begreifen wähnt. — Es würde zu weit führen, wenn wir die verschiedenen Ansichten und Meinungen alle mittheilen wollten; wer sich für Untersuchungen dieses wichtigen Gegenstandes interessirt, findet, außer in Hofbauers Werke über die Krankheiten der

alle ist: Seelenkrankheiten, von denen die Geisteskrankheiten nur einen besondern Zweig ausmachen, indem sie die Erscheinungen des krankhaften Vorstellungs-Vermögens ausdrücken, aus dessen Mißbrauche, z. B. durch überspanntes Nachdenken, sie entspringen. So werden mechanische Künstler über den Bemühungen das perpetuum mobile zu finden, Mathematiker über die Quadratur des Zirkels, Theologen über die Erklärung der Apokalypse verrückt. Der Melancholie, dem Wahnsinn, der Tollheit gehen heftige Leidenschaften und überhaupt Störungen in den Gefühlen und Trieben voraus, als deren Producte jene Krankheiten zu betrachten sind, zu welchen sich die Verrückungen u. s. w. nur nebenbei gesellen. ff.

Geistik. Mit diesem griechischen Worte bezeichnet man denjenigen Theil der physischen Geographie, welcher die Kunde von den festen Landmassen vorträgt. Es wird darin gehandelt von den Ebenen, Bergen, Gebirgen, Landrücken, Bergketten, Klippen, Inseln, Landzungen, Landengen, Küsten, Vorgebirgen, Pässen u. s. w., und man unterscheidet folgende Abtheilungen derselben; 1) Nesologische oder Insel-Geographie, von den Inseln und Halbinseln, deren Ausdehnung, Lage und Entstehung durch Feuer- oder Wasserwirkungen, Trennungen vom festen Lande, Korallenklippen; 2) Orologische oder Berg-Geographie, von den Gebirgen auf dem Kontinent und dem Seegrund, Verschiedenheit derselben (Eis- und Schneeberge, Gletscher, ferner, Vulkane, Alpen, Höhlengebirge, Ausdehnung, Zusammenhang derselben; 3) Oryktologische Geographie, welche die Gebirgsarten nach ihrer Formation, Alter und Bestandtheilen betrachtet; 4) Planologische Geographie, von den Ebenen und Flächen, Thälern, Abdachungen; 5) Thetische Geographie, von dem Innern der Erdrinde, Spalten, Klüften, Bänken, Gängen, Lagerungen u. s. w. dd.

Geistlich. Geistlich wurde ehedem sehr oft mit geistig verwechselt und zur Bezeichnung vieler die ewige Wohlfahrt des menschlichen Geistes betreffender Dinge gebraucht, die der Sprachgebrauch unserer Zeit geistig nennt. Mit dem erst neu aufgekommenen Worte religiös wird geistlich zum Unterschiede von weltlich, um eine besondre Beziehung auf Gott und die Religion anzuzeigen, noch jetzt oft gleichbedeutend gebraucht, z. B. geistliches Buch, Gespräch, Lied. Der gebildete Sprachgebrauch nennt aber nur solche Personen und Sachen geistlich, die mit der öffentlichen Religionsübung und der kirchlichen Verfassung in einer bestimmten, öffentlich anerkannten Beziehung stehen und deshalb durch einen eigenthümlichen kirchlichen Charakter von allen andern Dingen in der Welt ausgezeichnet sind. Dieß ist jedoch bloß eine äußere, Geschäft, Bestimmung und Verhältniß andeutende Beziehung, bei der, was geistliche Personen betrifft, eine innere, nähere Gemeinschaft mit dem, dessen Verehrung bei der Religionsübung und kirchlichen Verfassung bezweckt wird, zwar zu wünschen und zu fordern, aber keineswegs nothwendig vorauszusetzen ist. Der geistlichen Tracht, d. i. die Amtskleidung der Priester und Prediger; geistlichen Gütern, d. i. Besitzungen und Fonds der Kirchen, kann dieß Prädikat schon an und für sich nur ihres Gebrauchs wegen zukommen. Geistliche Beamte aber,

Seele, noch in Flemmings Ideen zur Beurtheilung der Gall'schen Untersuchungen, Carus Psychologie Bde. 2. und einzelnen Aufsätzen in Wagners Beitr. zur phil. Anthrop. und Hufelands N. Journ. für prakt. Arzneik. reichen Stoff zum Vergleichen und eignen Nachdenken.

wie die den geistlichen Stand bildenden Priester und Prediger selbst, geistliche Räthe, Besitzer der geistlichen Gerichte oder Consistorien, welche diesem Stande allemal angehören und sein Interesse vertreten; geistliche Stifter, welche wie die Klöster aus einer Corporation von Personen dieses Standes bestehen, sollten allerdings durchgehends auch die innere Weihe der Religiosität und geistigen Gemeinschaft mit Gott haben, die überhaupt das Merkmal wahrer Christen ist, und das geistliche Recht (s. d. Art. Canonisches Recht) hätte sich viele genauere Bestimmungen und Vorschriften ersparen können, wenn alles, was geistlich heißt, auch mit dieser Weihe geheiligt wäre. Denn alle Christen sind im Grunde geistliche Brüder und Schwestern, sie nennen ihre Lehrer und Seelsorger mit Recht geistliche Väter, und werden von diesen geistliche Söhne und Töchter genannt, und die katholische Kirche wendet dieß Prädikat auch zur Beschränkung der Heirathslustigen (s. d. Art. Incest) auf den besondern Fall an, wo sie von einer geistlichen Verwandtschaft spricht, die zwischen Taufzeugen, ihren Pathen und Gevattern angeknüpft wäre. E.

Geistlicher Vorbehalt, s. Vorbehalt.

Geistliches Gericht, ein; ist eine entweder blos aus Geistlichen, oder aus Geistlichen und Rechtsgelehrten bestehende Behörde, welche über die Geistlichen (in mehrern Ländern auch über die Schuldiener) die Jurisdiktion ausübt und in kirchlichen Angelegenheiten Recht spricht. In protestantischen Ländern werden die geistlichen Gerichte meist Consistorien genannt, deren Cognition in mehrern Staaten, außer den eigentlich kirchlichen Angelegenheiten, auch die Matrimonialsachen unterworfen sind. N.

Geistlichkeit, die; ist derjenige Stand, welchem das Geschäft, den öffentlichen Gottesdienst zu verwalten, die heiligen Gebräuche auszuüben und die Gemeinden im Christenthum zu unterrichten, übertragen ist, wozu die Mitglieder desselben durch eine feierliche Handlung (Ordination) eingeweiht werden. Einige schwärmerische Sekten, z. B. die Quäker, behaupteten, daß die christliche Kirche eines besondern geistlichen Standes gar nicht bedürfe, daß jeder Christ ein Geistlicher seyn müsse, und gestatteten allen ihren Mitgliedern das Recht, in den Versammlungen zu reden. Die Erfahrung hat aber gelehrt, welche Inconvenienzen mit einer solchen Einrichtung verbunden sind, und es ist sehr begreiflich, daß Personen ohne wissenschaftliche Bildung nicht im Stande sind, Predigten, welche auch den Gebildeten genügen können, zu halten und einen zweckmäßigen Religionsunterricht zu ertheilen. Selbst die Quäker haben sich in den neuern Zeiten genöthigt gesehen, Diener (so nennen sie diejenigen, welche gewöhnlich in den Versammlungen sprechen) anzustellen, nachdem dieses längst schon von den Mennoniten, welche zu der Zeit ihrer Entstehung ebenfalls die Entbehrlichkeit eines besondern Lehrstandes behaupteten, geschehen ist. Je vielseitiger der Kanzelredner gebildet seyn muß, und je mehr Zeit und Fleiß die Ausübung seiner Kunst fodert, je mehr gelehrte Kenntnisse die wissenschaftliche Kenntniß des Christenthums, welche den populären Religionsunterricht leiten muß, voraussetzt, und je nützlicher sich der Prediger als Lehrer und als tröstender und rathender Freund der Gemeinde machen kann; desto weniger läßt sich die Unentbehrlichkeit eines besondern Standes bezweifeln, welcher dem Lehrgeschäfte und der zu demselben nöthigen Vorbereitung seine ganze Zeit und Kraft widme. Die Entstehung des geistlichen Standes fällt in die frühesten

Zeiten der chriſtlichen Kirche. Zwar hatten die von den Apoſteln b
ſtellten Aelteſten und Biſchöfe nicht das ausſchließende Recht, zu leh
ren, und es ſtand im apoſtoliſchen Zeitalter auch andern Chriſten fre
in den Verſammlungen zu ſprechen. Als aber bald die Gemeinde
zahlreicher wurden, und Männer von Bildung und Kenntniß zu ihne
übertraten, mußte ſich ein Stand bilden, deſſen ausſchließendes Ge
ſchäft es ward, in den Verſammlungen zu ſprechen und die heiligen Ge
bräuche zu verwalten. Seit dem zweiten Jahrhundert wurden di
Ideen des jüdiſchen Prieſterthums auf die chriſtliche Lehre übergetre
gen, der geiſtliche Stand ward ſcharf von den übrigen Gemeindegli
dern getrennt, und es entſtand der Unterſchied zwiſchen dem Klerus
(ein Griechiſches Wort, welches Erbtheil, Eigenthum, Erbtheil un
Eigenthum Gottes im beſondern Sinne bedeutet) und den Laien. Al
das Chriſtenthum ſeit Conſtantin die herrſchende Religion im Röm
ſchen Reiche ward, erlangte die Geiſtlichkeit wichtige Privilegien un
große Reichthümer. Im Mittelalter wuchs ihr Anſehn und ihr Reich
thum noch mehr, der Umfang ihrer Rechte erweiterte ſich, und unte
dem Schutze des Pontificats ward ſie immer unabhängiger von de
Staatsgewalt. Unter allen abendländiſchen Völkern ward die Geiſtlichke
Landesſtand, und viele Biſchöfe und Erzbiſchöfe wurden weltliche He
ren. Es war dieß die Folge theils des hierarchiſchen Syſtems, theil
der Ueberlegenheit, welche der geiſtliche Stand, der im ausſchließe
den Beſitz der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe war, über andere Stän
behauptete, theils der Politik der Fürſten, welche die Geiſtlichke
hoben, um den Adel zu beſchränken. So gewiß es iſt, daß die Na
theile, welche hieraus entſprangen, von den Feinden des geiſtlich
Standes und der Hierarchie in übertreibenden Schilderungen darg
ſtellt worden ſind, ſo kann doch nicht geläugnet werden, daß die welt
che Herrſchaft und die Theilnahme an den politiſchen Angelegenheit
dieſe Geiſtliche von ihrer eigentlichen Beſtimmung entfernte, und d
der Reichthum und der Ueberfluß ein großes Sittenverderben unter d
Klerus verurſachte. Daher war es wohlthätig, daß die Reformati
die Verhältniſſe des geiſtlichen Standes änderte und ihn zu ſeiner w
ren Beſtimmung zurückführte. Jetzt laſſen ſich die verſchiedenen V
ſtellungen von dem geiſtlichen Stande auf zwei Hauptanſichten, auf
des Katholicismus und die des Proteſtantismus, zurückbringen. N
der erſten Anſicht iſt der Geiſtliche nicht blos Lehrer und Volksredn
ſondern auch Prieſter und Richter der Gemeindeglieder in geiſtli
Dingen. Durch die heilige Weihe theilen ſich ihm, nach der An
des Katholicismus, die höhern Gaben mit, welche die Apoſtel auf
Nachfolger fortpflanzten, und darum beſitzt er eine von dem erwo
nen Verdienſt unabhängige Würde und eine von der erworbenen Ke
niß unabhängige Einſicht in die göttlichen Dinge; er ſteht in einer
hern Verbindung mit Gott, er ruft gleichſam das Himmliſche in
Irdiſche herab, und wirkt in der Meſſe durch ſein Gebet die wunde
re Verwandlung des Brodes in den Leib Jeſu Chriſti, ſein Segen b
Heil und ſein Fluch Verderben; durch einen eigenthümlichen pri
lichen Charakter, durch eine eigenthümliche prieſterliche Würde
von den Laien ausgezeichnet. Dieſe Anſicht von dem geiſtlichen St
geht aus der dem Katholicismus eigenen Lehre von der Kirche notw
dig hervor, und iſt der Grund theils der Rechte, welche der katho
Geiſtliche behauptet, theils der beſondern Heiligkeit, welche d
ſentliche Meinung an ſeine Perſon knüpft, und der Entbehrun

welche von ihm gefodert werden. Nach der Ansicht des Protestantismus dagegen ist der Geistliche nicht Priester, nicht Vermittler zwischen Gott und dem Menschen, sondern nur Lehrer und Freund der Gemeinde; nicht durch höhere, auf übernatürliche Weise mitgetheilte Gaben, nur durch eine tiefere Kenntniß des Christenthums und der Wissenschaften, und durch die Fähigkeit, durch die Kraft der Rede die Menschen zu belehren und zu erbauen, unterscheidet er sich von andern Gemeindegliedern, und wenn von ihm strengere Sitten gefodert werden, so liegt der Grund davon nicht in einer besondern Heiligkeit seiner Person und seines Verhältnisses, sondern lediglich darin, daß er, wie durch die Lehren, so auch durch den Wandel die Gemeinde erbauen soll, und daß manche Beschäftigungen und Vergnügungen mit der Würde eines öffentlichen Lehrers zu streiten scheinen. Beide hier beschriebene Vorstellungsarten indeß sind verschiedentlich modificirt worden, und wenn in den frühern Zeiten nicht wenig von der katholischen Ansicht in der öffentlichen Meinung der Protestanten fortdauerte, so hat dagegen in den spätern Zeiten die protestantische Ansicht bei vielen Katholiken Eingang gefunden. Im vorigen Jahrhunderte traten erst in Frankreich, dann auch in Deutschland viele Feinde des geistlichen Standes auf, welche die großen Verdienste, die er sich durch Beförderung der Volksbildung und Pflege der Wissenschaften erworben hat, verkannten, ihn mit dem ungerechtesten Tadel überhäuften und ihm alle seine Rechte und Vortheile entzogen wissen wollten. Auch ist der geistliche Stand in den neuern Zeiten von mehrern Regierungen sehr ungerecht behandelt worden. Die öffentliche Meinung indeß hat sich schon wieder zu seinem Vortheile geändert, man erkennt seine Nutzbarkeit wieder an, läßt ausgezeichneten Geistlichen Gerechtigkeit wiederfahren, und darf daher erwarten, daß die Regierungen die Rechte und Einkünfte der Geistlichen nicht noch mehr, als bereits schon geschehen ist, beschränken werden, damit das Verdienst auch in diesem Stande Auszeichnung und Belohnung finde und der Geistliche den äußern Anstand behaupten könne, den sein Verhältniß fodert. N.

Geiz ist eine Ausartung des Selbsterhaltungstriebes, vermöge deren man das Mittel zur Befriedigung dieses Triebes mit dem Zwecke verwechselt, und daher am bloßen Besitze des Mittels ein so großes Vergnügen findet, daß man nicht nur Andern, sondern auch sich selbst den davon zu machenden Gebrauch oder Genuß versagt. Da das Geld in kultivirten Staaten das vornehmste Mittel zur Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes und auch andrer mit ihm verwandter Triebe ist, wiefern wir uns dadurch Nahrung, Kleidung, Wohnung, und sogar Freunde, Ehre, Macht u. dergl. erwerben können, so ist auch das Geld der vorzüglichste Gegenstand, nach welchem der Geizige strebt. Doch wird das Wort Geiz auch auf andre Arten des übermäßigen Strebens bezogen, besonders auf das übermäßige Streben nach Ehre. Daher unterscheidet man den Ehrgeiz vom Geldgeiz. Wird aber das Wort Geiz schlechtweg gebraucht, so versteht man darunter gewöhnlich die oben bezeichnete Ausartung des Selbsterhaltungstriebes. In dieser Bedeutung wird auch der Geiz eine Wurzel alles Uebels genannt; denn er macht den Menschen ungerecht und lieblos sowohl gegen Andre als gegen sich selbst. Wegen der theils niedrigen, theils ungereimten Mittel, die der Geizige zur Befriedigung seiner Leidenschaft braucht, wird er in den Augen Andrer auch verächtlich und lächerlich.

Die treffliche Schilderung dieser häßlichen Leidenschaft hat Moliere in seinem Lustspiele L'avare gegeben. D.

Geiz, ist eine Benennung verschiedener Pflanzenauswüchse, sprossender Keime und Seitensprossen, z. B. aus den Tabakspflanzen. **Geizen**, den Geiz an den Pflanzen und Gewächsen, z. B. am Weine abbrechen, welches in Obersachsen um Johannis zu geschehen pflegt.

Gekrönte Poeten, s. Poeten (gekrönte).

Gekünstelt, s. Künstelei.

Gekuppelte Säulen nennt man diejenigen, deren Capitäle und Schaftgesimse sich berühren. Bei den Griechen kommen sie nicht vor, sondern erst unter dem Antoninus Pius wurde die gekuppelte Säulenstellung eingeführt, um dadurch dem Gebäude das Ansehen eines größeren Reichthums zu geben. Es kann Fälle geben, wo diese nahe Säulenstellung durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wird; wenn nämlich die Last für Eine Säule zu groß seyn würde und die Verhältnisse es nicht erlauben, ihr eine dazu hinreichende Dicke zu geben. Ein geschickter Baumeister weiß indeß diese Fälle zu vermeiden.

Gelbes Fieber, s. Fieber.

Gelbsucht, eine menschliche Krankheit, deren hervorstechendes Symptom ist, daß die Haut des damit Befallenen am ganzen Körper gelb wird. Der Sitz der Krankheit ist in der Region der Verdauung, und zwar in der Leber selbst, oder in den ihr zunächst benachbarten Theilen, der Gallenblase, dem Ausführungskanal der Galle ꝛc. Die ersten Aeußerungen der Krankheit sind ein gewisses unbehagliches Gefühl in der Herzgrube und nach der rechten Seite zu; dann Mangel an Appetit, Drücken nach dem Essen u. a. m. Allmählich färbt sich die Haut gelb, und zwar zuerst an ihrem zartesten und durchsichtigsten Theile, im Auge, daher das Weiße in demselben gelb erscheint. Von da pflanzt sich diese Färbung über den ganzen Körper fort, so daß dieser, wenn die Krankheit im hohen Grade Statt findet, schmutziggelb erscheint. Zugleich stellt sich gewöhnlich ein heftiges Jucken in der Haut über den ganzen Körper mit ein. Dauert die Krankheit lange, so fällt die Farbe der Haut immer mehr ins Dunkle, und wird endlich die sogenannte schwarze Gelbsucht. In dem Verlaufe dieser Krankheit bleibt die Verdauung gestört. Die nächste Ursache der Gelbsucht ist eine Umkehrung der Thätigkeit des Lebensystems, indem die abgesonderte Galle, anstatt aus der Leber und der Gallenblase durch den gemeinschaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm sich zu ergießen, um ihrer Bestimmung gemäß zur Verdauung zu dienen, durch die einsaugenden Gefäße in die Speisesaftröhre, und von da ins Blut übergeht. Hieraus lassen sich die Zufälle von Mangel an Galle und den davon abhängenden Beschwerden der Verdauung, so wie das Daseyn des fremdartigen Gallstoffes im Blute, und die davon entstehenden Erscheinungen in der Haut, leicht erklären. Die entfernten Ursachen dieser Krankheit sind sehr mannigfaltig, z. B. krankhafte Erhöhung der einsaugenden Gefäße der Leber und Gallenblase, zu häufige Absonderung der Galle, Verstopfung der Lebergänge oder des gemeinschaftlichen Gallenganges durch Gallensteine u. s. w. Unter die vorzüglichsten Gelegenheitsursachen gehört bekanntlich heftiger Aerger und Zorn, welche Affekten besonders auf die Leber wirken. Bei den neugebornen Kindern ist die Gelbsucht eine ziemlich gewöhnliche Krankheit, welche jedoch auf keinen bedeutenden Unordnungen im Organismus beruhen kann, da sie meistens leicht und bald wieder verschwindet, ohne besonderer Arzneimittel zu bedürfen. H.

Geld (von gelten, werth seyn), ist das unter den meisten civilisirten Völkern eingeführte allgemeine Tauschmittel. Man sah bald ein, daß das Tauschen der einen Waare (oder brauchbaren Sache) gegen die andere mit mancherlei Unbequemlichkeiten verknüpft wäre, welche sich leicht vermeiden ließen, wenn man einen Stellvertreter aller Waaren hätte, so daß jeder für seine Waare zunächst nur diesen allgemeinen Stellvertreter empfinge, mit welchem er dann beliebig jede andre Waare wieder kaufen könnte. Auch zeigte sich bald, daß man eben diesen Stellvertreter aller brauchbaren Dinge sehr gut zur Vergütung für aufgewendete Zeit und Mühe, oder als Lohn der Arbeit benutzen könnte. Natürlich mußte aber jener Stellvertreter alles dessen, was irgend einen Werth für den Menschen hat, selbst auch etwas Werthvolles seyn, oder in sich selbst einen gewissen Werth als nutzbar für gewisse Zwecke haben. Hier boten sich nun die Metalle, und zwar die vorzugsweise sogenannten edeln, wie von selbst dar, indem ihr Glanz, ihre Dichtigkeit, ihre Dehnbarkeit, ihre Schmelzbarkeit, ihre Theilbarkeit, ihre Empfänglichkeit für jede beliebige Form u. s. w. sie zu jener Stellvertreterschaft am geschicktesten machen. Diese Metalle wog man anfangs dar; nach und nach aber prägte man sie auch unter öffentlicher Autorität nach einer bestimmten Regel aus. Und so entstand das eigentliche Geld, Münze (s. diese), denn das Papiergeld ist nur uneigentliches Geld, indem es ein willkührlich angenommener Stellvertreter von jenem Stellvertreter ist, und seinen eingebildeten Werth nur dadurch erhält, daß man glaubt, man könne leicht diesen echten Stellvertreter für jenen unechten erhalten. Sobald daher das Papiergeld diesen Glauben (Kredit) verliert, kann sein Werth leicht auf Null herabsinken, wie dieß der Fall bei den Assignaten war. D.

Geldern, ein ehemaliges Herzogthum im Osten der Niederlande. Es wird in Nieder- und Ober-Geldern eingetheilt; jenes liegt zwischen der Zuydersee und der Maas, war die erste und größte der vereinigten Provinzen von Holland, und hatte in neuern Zeiten immer gleiche Schicksale mit diesem Staate, so daß sie nun einen Bestandtheil des Königreichs der Niederlande ausmacht. Sie hat einen sehr fruchtbaren Boden und viele Waldungen, und enthält die wichtige Festung Nimwegen. Ober-Geldern ist von Nieder-Geldern ganz abgesondert, und liegt weiter südlich. Es bestand ehemals aus dem Oesterreichischen, Preußischen und Holländischen Antheil. In dem erstern war Rheremonde die Hauptstadt; er kam durch den Lüneviller Frieden an Frankreich, und gehört nun auch zu dem Königreiche der Niederlande, welches gleichfalls von dem Holländischen Antheil gilt, dessen Hauptstadt Venlo ist. Der Preußische Antheil, dessen Hauptstadt Geldern ist, kam mit dem linken Rheinufer an Frankreich, wurde aber 1815 mit Ausnahme der zunächst an der Maas liegenden Orte, wieder von Preußen in Besitz genommen, und der Regierung zu Cleve untergeordnet. Ein kleiner District des ehemaligen Oesterreichischen Ober-Gelderns kam bei dieser Gelegenheit auch an Preußen.

Geleckt. Dieses Wort wird in der Malerei gebraucht, um einen Fehler zu bezeichnen, der durch einen übertriebenen Fleiß in der Ausarbeitung entspringt, und durch den die dargestellten Gegenstände aller Frische, Lebens und alles Lebens, mithin ihrer ganzen Wirkung beraubt werden.

Gelée ist eine Gattung durchsichtiger Confituren, und eigentlich bloß der Saft von unterschiedlichen Früchten, worin man Zucker zergehen

und ihn nachher zu einer ziemlich dicken Consistenz aufsieden und kochen läßt, so daß er, erkaltet, eine Gallerte macht.

Gelée, Claude, bekannter unter dem Namen **Claude Lorrain** (Claudius von Lothringen). Dieser nie genug gepriesene Landschaftsmaler wurde 1600 in dem lothringischen Schloß de Champagne geboren. Er war von niedriger Herkunft und zeigte in früher Jugend so wenig Talente, daß er in der Schule kaum lesen und schreiben lernte, und Gehülfe eines Pastetenbäckers wurde. Im 12ten Jahre seiner Aeltern beraubt, kam er nach Freiburg zu seinem Bruder, einem Holzschneider, von welchem er die Anfangsgründe der Zeichenkunst lernte. Bald darauf nahm ihn ein Anverwandter mit nach Rom, wo er, ohne Geld und Schutz seinem Schicksal überlassen, von dem vortreflichen Landschaftsmaler Agostino Tassi als Farbenreiber und Küchenjunge angenommen wurde. Nebenher erhielt er aber doch auch einigen Unterricht in der Malerei. Einige Bilder von Gottfr. Wals entzückten ihn so, daß er, trotz seiner Armuth, zu diesem Künstler nach Neapel reiste, um an seinen Mustern zu lernen. Und nun entwickelte er ein so vorzügliches Genie, daß er selbst bald in der Reihe der ersten Landschaftsmaler stand, besonders nachdem er in der Lombardei und in Venedig die musterhaften Landschaften von Giorgione und Tizian studirt, und sich die Art der Beleuchtung und des Kolorits dieser Meister eigen gemacht hatte. Nach einer Reise in seinem Vaterlande ließ er sich 1627 zu Rom nieder, wo er, von den Vorzüglichsten geehrt, mit dem Beifall der Kenner gekrönt, und, da seine Werke sehr gesucht wurden, im Wohlstand lebte, bis er im J. 1682 am Podagra starb. Die großen Gallerien in Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland besitzen von ihm schätzbare Werke. Vier seiner besten befinden sich in der Gallerie zu Cassel, zwei in der Dresdner. Von allen aber das vorzüglichste, und worauf er selbst den meisten Werth legte, ist seine Abbildung eines Wäldchens der Villa Madama. Clemens XI. machte sich anheischig, es ganz mit Goldstücken zu bedecken, der Künstler aber wollte es durchaus nicht geben, da er es, nach der Natur kopirt, als Studium brauchte. Bei einem ungemeinen Reichthum der Erfindung, kraft dessen er in den Gegenständen einen beständigen Wechsel anzubringen wußte, hatte er ein ernstes, tiefes Studium. In der Wahrheit, womit er die Wirkung der Sonne zu den verschiedenen Stunden des Tages, und die sanften kühlenden Lüfte, die durch die Wipfel hinspielen und in des Gemurmel eines, unterdem Schatten sich hinschlängelnden, Baches flüsternd einstimmen, täuschend auszudrücken wußte, steht ihm nur Caspar Dughet zur Seite. Alle seine Nebenbuhler aber übertraf er darin, daß er einigen dunkel beschatteten Stellen eine thauige Feuchtigkeit zu leihen wußte, die ganz unnachahmlich ist. Unvollkommen waren dagegen seine Figuren, und er wußte dieß selbst so gut, daß er zu sagen pflegte, er verkaufe die Landschaften und gebe die Figuren zu. Bei einem großen Theil seiner Bilder sind sie aber von Lauri und Francesco Allegrini. Am liebsten und daher auch am öftersten, wählte er angenehme, grenzenlose Aussichten, in deren täuschende Ferne das Auge sich verliert. dd.

Gelehrsamkeit, oder **Gelahrtheit**, wie man sonst sagte, hat ihren Namen vom Lehren, und bezieht sich daher ursprünglich auf alles, was gelehrt, und folglich auch gelernt werden kann. Man nennt aber eigentlich nur denjenigen gelehrt, der einen bedeutenden Theil der menschlichen Erkenntniß oder irgend ein Hauptfach des menschlichen Wissens sich durch ein methodisches Studium zu eigen gemacht hat. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Zusammenhang sind daher die charakteristischen Merkmale, welche die gelehrte Erkenntniß von der gemeinen unterschei-

den. Die Gelehrſamkeit aber wird entweder ſubjektiv, als die Eigenſchaft eines Gelehrten, oder objektiv, als der Inbegriff aller der Kenntniſſe gedacht, die man von demjenigen fodert, der in einem Hauptfache des menſchlichen Wiſſens als Lehrer auftreten will. Hiezu gehört inſonderheit die Kenntniß der Griechiſchen und der Lateiniſchen Sprache, welche daher auch vorzugsweiſe gelehrte Sprachen genannt werden. Denn da die neuern Gelehrten einen großen Theil ihrer Kenntniſſe den Gelehrten der Griechen und Römer verdanken, ſo wird von einem heutigen Gelehrten mit Recht gefodert, daß er aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen im Stande ſey, und alſo die Schriften der alten Gelehrten nicht bloß in Ueberſetzungen, die oft ſehr unzuverläſſig ſind, ſondern in den Originalen ſelbſt leſen und benutzen könne. Es haben übrigens die Gelehrten unter allen gebildeten Völkern ſtets einen bedeutenden Einfluß auf die Geſellſchaft behauptet, welcher Einfluß um ſo ſtärker war, wenn, wie bei den Aegyptern und andern orientaliſchen Völkern, die Prieſter zugleich den Stand der Gelehrten bildeten. Dieſe Verbindung des Prieſterthums mit dem Gelehrtenſtande war aber den Wiſſenſchaften nicht förderlich, da die Prieſter gewöhnlich ihre gelehrten Kenntniſſe verheimlichten und den Laien (d. i. dem Volke, Laici) nur ſo viel davon mittheilten, als ſie für gut fanden. Daher nennt man die Ungelehrten auch jetzt noch zuweilen Laien. Seitdem aber durch die Griechen, bei denen ſich der Gelehrtenſtand gänzlich vom Prieſterthume trennte, die Gelehrſamkeit ein Gemeingut der Menſchheit geworden, hat auch das Studium der Wiſſenſchaften einen humanern und liberalern Charakter angenommen. Durch die Buchdruckerkunſt ſind die Quellen der Gelehrſamkeit dergeſtalt vervielfältigt und verbreitet worden, daß es möglich iſt, auch ohne mündlichen Unterricht durch bloße Lectüre eine Menge gelehrte Kenntniſſe zu erwerben. Einen ſolchen Gelehrten nennt man mit einem Griechiſchen Worte einen Autodidaktos. Strenggenommen aber iſt kein Gelehrter ein wirklicher Autodidaktos (durch ſich ſelbſt gelehrt); denn in den Jahren der Kindheit empfing doch jeder mündlichen Unterricht, und ſpäterhin vertraten Bücher die Stelle der mündlichen Lehrer. D.

Geleit. In den Zeiten der innern Befehdungen Deutſchlands konnte der Reiſende, beſonders der Kaufmann, ſich nicht ſicher von einem Orte zum andern begeben; er mußte fürchten, von den Raubrittern niedergeworfen und geplündert zu werden. Zu dem Ende ließ er ſich geleiten, d. h. von Bewaffneten begleiten, welche dafür, daß er ihrem Herrn ein Geleitsgeld entrichtete, ihn bis zu dem beſtimmten Orte gegen jeden Angriff vertheidigen mußten. Ein ſolches Geleit iſt zwar in unſern Tagen nicht mehr üblich noch nöthig, dennoch läßt ſich der Landesherr das Geleitsgeld oder Geleite fortbezahlen, weil er auf andere Weiſe für die Sicherheit der Straßen ſorgt. Ein Geleitsbrief iſt die ſchriftliche Vergünſtigung, ſicher und an ſeiner Perſon ungekränkt, durch ein Gebiet zu reiſen, an einem Orte zu erſcheinen, oder auf der See unter dem Schutze der Escorte zu ſtehen. In unſerer juriſtiſchen Sprache kommt das Wort Sicheres Geleit (salvus conductus) vor, wodurch einer Perſon zugeſichert wird, daß ſie ſicher an einem Orte erſcheinen dürfe, ohne verhaftet werden zu können. Ein ſolches ſicheres Geleit wird höheren Orts jedem redlichen Falliten gegen ſeine Wechſelgläubiger auf eine beſtimmte Zeit bewilligt, damit er, ohne Wechſelarreſt fürchten zu dürfen, perſönlich an Ort und Stelle erſcheinen und die Regulirung ſeiner Angelegenheiten betreiben könne. Auch pflegt ein Wechſelgläubiger ſeinem Wechſelſchuld-

ner wohl ein sicheres Geleit auf gewisse Zeit zuzugestehen, indem er eine Schrift ausstellt, worin er sich für die bewilligte Frist des Wechselrechts gegen ihn begibt, und zugleich verspricht, den Wechsel bis dahin nicht aus den Händen zu geben, oder falls dieß geschehen, den Schuldner gegen jeden Dritten zu vertreten. M.

Gellert (Christian Fürchtegott) wurde den 4. Juli 1715 zu Hayn-chen, einem kleinen Städtchen bei Freiberg im Erzgebirge, wo sein Vater zweiter Prediger war, geboren, und erhielt daselbst den ersten Unterricht. Die mittelmäßigen Einkünfte seines Vaters, der 13 Kinder zu ernähren hatte, nöthigten ihn, schon in seinem eilften Jahre durch Abschreiben für Advokaten sich einigen Erwerb zu verschaffen. Früh äußerte sich seine Neigung zur Dichtkunst. Sein erster Versuch, den er in seinem dreizehnten Jahre machte, war ein Geburtstagsgedicht für seinen Vater. Die baufällige Wohnung desselben wurde von 15 Stützen vor dem gänzlichen Einsturz gesichert, und eben so viel waren damals der Gellertschen Kinder und Kindeskinder. Diese Zufälligkeit brachte er in Verbindung, indem er jedes der letztern als eine Stütze des Vaters und seines Namens aufführte, und seinen Glückwunsch abstatten ließ. Da dieser erste Versuch gelobt wurde, folgten demselben bald mehrere andere nach. Im J. 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Meißen, um sich daselbst für die Universität vorzubereiten. Hier wurde er zwar mit dem todten Buchstaben der Griechischen und Römischen Schriftsteller, aber nicht mit ihrem Geiste bekannt gemacht. Glücklicher Weise lernte er jetzt Gärtner und Rabener kennen, und schloß mit ihnen den Bund einer innigen Freundschaft. Die drei Jünglinge spornten einander gegenseitig zum Eifer in den Wissenschaften und zur Berichtigung ihres Geschmacks an. Im J. 1734 bezog er die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren, kehrte nach 4 Jahren zu seinem Vater zurück, und wagte sich auf die Kanzel. Gewiß würde er unter den geistlichen Rednern Deutschlands sich durch Leichtigkeit und Popularität ausgezeichnet haben, hätte er weniger Aengstlichkeit, eine bessere Gesundheit, eine stärkere Brust und ein getreueres Gedächtniß gehabt. Im J. 1739 übernahm er die Aufsicht und Erziehung zweier jungen Edelleute nicht weit von Dresden. Nachher unterrichtete er ein Jahr lang den Sohn seiner Schwester, bereitete ihn auf die Universität vor, und begleitete ihn im J. 1741 nach Leipzig. Hier beschäftigte er sich mit dem Unterricht junger Leute, vorzüglich aber mit der Erweiterung seiner eigenen Kenntnisse. Der Umgang mit Gärtner und den übrigen Verfassern der Bremischen Beiträge, an welche er sich anschloß, gaben seinem Geschmack die bessere Richtung. Gottsched, dessen Vorlesungen er gehört, und an dessen Bayleschem Wörterbuch er mitgearbeitet, sank sehr bald in seiner Meinung. Er war ungefähr 1 Jahr in Leipzig gewesen, als J. J. Schwabe 1742 die Belustigungen des Verstandes und Witzes herauszugeben anfing, wozu er Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte und ein Schäferspiel, das Band, wie auch verschiedene prosaische Abhandlungen lieferte. Nachher zog er sich davon zurück, und gab mit seinen Freunden die Bremischen Beiträge heraus. Der leichte, natürliche Ton des jungen Dichters gefiel, und seine Fabeln und Erzählungen wurden immer begieriger gelesen. Gellert widmete sich daher dieser Dichtungsart vor allen andern. Weil er aber zu Aemtern, die mit anhaltenden Berufsarbeiten verbunden sind, keine zuverläßige Gesundheit zu haben glaubte, faßte er den Entschluß, sich dem Unterricht der akademischen Jugend zu widmen, ward zu dem Ende 1744 Magister, und vertheidigte 1745 seine Abhandlung de poesi apologorum eorumque scrip-

toribus. Die Faßlichkeit und Anwendbarkeit seines Unterrichts erwarb ihm den ausgebreitetsten Beifall. Batteux Einleitung in die schönen Wissenschaften, Ernesti's Rhetorik, Stockhausens Bibliothek für Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften, in der Folge seine eigene Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen und die Moral waren die Gegenstände seiner Vorlesungen, in denen er auch oft Ausarbeitungen seiner Zuhörer beurtheilte. Aber auch durch Schriften wollte er nützen. Er arbeitete neue Fabeln und Erzählungen aus, suchte darauf sein Talent auch zur Verbesserung des Theaters anzuwenden, und verfaßte zu diesem Ende seine Lust- und Schäferspiele. Ferner schrieb er, um zu versuchen, ob er nicht dem Roman mehr Ernst, Würde und Nutzbarkeit geben könne, seine Schwedische Gräfin. Seinen Landsleuten das Beispiel einer freien und ungezwungenen Schreibart in Briefen aufzustellen, gab er eine Sammlung Briefe nebst einer Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen heraus. Darauf ließ er seine Lehrgedichte, geistliche Oden und Lieder, und eine Sammlung vermischter Schriften in Versen und Prosa folgen. Sehr schmerzhaft war es für Gellert, sich um das J. 1751 von allen seinen Freunden bis auf Rabener getrennt zu sehn. Auswärtige Anstellungen hatten sie von ihm gerufen, der ihrer um so mehr bedurfte, als er seine Hypochondrie nur in ihrer Gesellschaft zu bannen gewohnt war. Zwölf Jahre hatte Gellert mit Beifall in Leipzig gelehrt, ohne sich um ein öffentliches Amt beworben zu haben. Der Hof aber, aufmerksam auf seine Verdienste, verlangte, daß er um eine außerordentliche Professur der Philosophie anhalten möchte. Gellert folgte darin dem Rathe seiner Freunde, und erhielt dieß Amt 1751 mit einem Gehalte von 100 Thalern. Er trat es mit einem Programm de commoedia commovente und einer Rede von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten an und las nun auch öffentlich über die Dichtkunst und Beredsamkeit. Seine Vorträge wurden so zahlreich besucht, daß er sie in den öffentlichen Hörsälen der Universität halten mußte. Zuhörer aus allen Ständen strömten ihm zu. Unbegränzt war die Achtung, in der er überall stand, und der Wunsch, seine Zuneigung nicht zu verlieren, hielt die Studirenden von vielen Ausschweifungen zurück. Angesehene Personen beeiferten sich, durch ihre Freigebigkeit sein Leben so kummerlos und sorgenfrei als möglich zu machen. Aber während er die Augen des ganzen Deutschen Publikums auf sich zog und sein Lob auf allen Zungen war, litt er immer heftiger an der Hypochondrie. Wiewohl eine außerordentliche Traurigkeit sich über sein ganzes Gemüth ausbreitete, so hütete er sich doch sorgfältig, Andern damit beschwerlich zu fallen. Er entsagte für die Folge der Dichtkunst, da er nicht mehr die Kraft dazu fühlte, und entschloß sich dagegen, besondre Vorlesungen über die Moral auszuarbeiten. Der glückliche Mittelweg, den er zwischen System und Deklamation zu treffen wußte, und sein rührender Vortrag erwarben diesen Vorlesungen den größten und ungetheiltesten Beifall. Während des siebenjährigen Kriegs ward Gellert von unzähligen Fremden besucht, welche sich beeiferten, dem Manne ihre Hochachtung zu beweisen, der der Liebling seiner Nation war. Die Preußischen Prinzen Carl und Heinrich unterredeten sich öfters mit ihm, und letzterer machte ihm durch den General von Kalkreuter das Pferd zum Geschenk, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und worauf Gellert seit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte. Im J. 1760 ließ ihn Friedrich II. zu sich rufen, und der König war mit der Unterredung Gellerts so wohl zufrieden, daß er ihn le plus raisonnable de tous

les mœurs allemands nannte. Eine ordentliche Profeſſur, die ihm mehreremal angeboten wurde, ſchlug der beſcheidene und genügſame Gellert jedes Mal aus. Er bedurfte wenig, und vertraute der göttlichen Vorſehung, die ſein Vertrauen auch belohnte. Einer ſeiner geliebteſten Schüler, der treffliche Graf Moritz v. Brühl, gab ihm ſeit 1762 eine jährliche Penſion von 150 Thalern, ohne daß Gellert ſeinen Wohlthäter entdecken konnte. Häufige Geſchenke wurden ihm von ehemaligen Schülern, ja oft von Fremden zugeſchickt, als Beweiſe der Liebe und Dankbarkeit. Nach des Geſchichtſchreibers Maſcov Tode erhielt Gellert deſſen Gnadengehalt von 450 Thlr. Der Kurfürſt Friedrich Chriſtian ehrte ihn nicht allein durch die höchſte Achtung, ſondern auch durch anſehnliche Geſchenke. Sein Sohn und Nachfolger äußerte gegen ihn eben ſo wohlwollende Geſinnungen. So hätte Gellert ſehr glücklich ſeyn können, wenn ſein Körper weniger gelitten hätte. Allein die Leiden deſſelben ließen ihn zu keiner anhaltenden Heiterkeit kommen. Das geheime Uebel, das ihn täglich verfolgte, wich keinen Bädern und keinen Arzeneien. Seine Geſundheit wurde von Zeit zu Zeit immer ſchwächer, und er war auf die Bitte ſeiner Freunde beſchäftigt, ſeine Moral durch eine ſorgfältige Durchſicht ſo in Stand zu ſetzen, daß ſie nach ſeinem Tode dem Publikum mitgetheilt werden könnte, als ihn im December 1769 eine hartnäckige Verſtopfung überfiel, die auch die geſchickteſten Aerzte nicht zu beſiegen vermochten. Der Kurfürſt ſchickte, ſobald er von der Gefahr hörte, die dem Leben des theuern Mannes drohte, ſeinen Leibarzt nach Leipzig; allein nichts war im Stande, die Entzündung im Unterleibe zu hintertreiben. Er ſtarb, mit freudigem Vertrauen, den 13. December 1769 in ſeinem 55ſten Lebensjahre. Gellert war (wie Göthe ihn im 2. Bande ſeines Lebens beſchreibt) nicht groß von Geſtalt, zierlich, aber nicht hager; ſanfte, eher traurige Augen, eine ſehr ſchöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnaſe, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Geſichts; alles machte ſeine Gegenwart angenehm und wünſchenswerth. Sein moraliſcher Charakter war durchaus ohne Flecken. Geſinnungen wahrer Gottſeligkeit beſeelten ihn; er hatte ein liebreiches, menſchenfreundliches, dienſtbegieriges Herz gegen alle Menſchen. Die größte irdiſche Glückſeligkeit ſeines Lebens war die Freundſchaft. Er liebte das Lob des Kenners und des Rechtſchaffenen, aber mit jener jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet; dabei war Niemand williger, die Gaben und Verdienſte Anderer zu erkennen, Niemand geneigter, Andern den Vorzug vor ſich ſelbſt zuzugeſtehen. Als Schriftſteller concentrirte Gellert die Neigung des geſammten Volks auf ſich in einem Grade, den nur ſehr wenige erreicht haben. Seine Fabeln, welche in der dürreſten aller literariſchen Zeiten Deutſchlands erſchienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verſtändliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz die Liebe des Volks, und während es ſie liebte, ward es auch durch ſie gebildet: eine gewiſſe Breite, Schwatzhaftigkeit und Verwäſſerung derſelben mag daher um ſo eher entſchuldigt werden. Seine geiſtlichen Gedichte bemächtigten ſich des Herzens der Nation, und es gelang ihm, einige Abndungen von Religioſität ſelbſt bei dem großen Haufen zu retten. Er erreichte zwar nicht die Tiefe eines Flemming und Gerhard, aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch ſeine geiſtlichen Gedichte vortheilhaft aus. Dennoch ſcheint es, als habe er das meiſte Talent für die Gattung der kleineren fröhlichen Erzählung gehabt, wobei es ihm zu Statten kommt, daß hiebei eine gewiſſe Schwatzhaftigkeit eben nicht zu

den Fehlern gehört, und daß die Kränklichkeit selbst oft, ihrer Natur nach, witzig ist. Sein spaßhafter Weiberhaß und seine komische Scheu vor der Ehe machen sich stets so zierlich und gutmüthig, daß er wohl nie eine Frau im Ernst erzürnt hat. Für den Roman hatte Gellert kein Talent, davon hat er in seiner Schwedischen Gräfin den klarsten Beweis gegeben. Erfreulicher und wichtiger, wiewohl auch mißlungen, sind seine Schauspiele. Sie mögen in ihrer zierlichen Weitschweifigkeit und ehrbaren Langweiligkeit als ein merkwürdiger Beitrag zur Kulturgeschichte der Deutschen bestehen. Auch seine Briefe sind für die Zeit, in der sie geschrieben wurden, alles Lobes und Beifalls würdig, wenn sie auch von den bösen Fehlern eben jener Zeit nicht ganz befreit sind. M.

Gellius (Aulus), ein berühmter Römischer Schriftsteller, welcher unter Antoninus Pius und Antoninus Philosophus lebte, die Redekunst zu Rom studirte, dann nach Athen ging, hier Philosophie studirte, und in der Folge die Würde eines Centumvir erhielt. Wegen seiner mannigfaltigen Kenntnisse und seiner gebildeten richtigen Schreibart stand er in großem Ansehen. Auf uns ist nichts als seine Attischen Nächte (Noctes Atticae) gekommen, welche sehr interessante, besonders für den Sprachforscher, Philologen und Kritiker wichtige, zerstreute Bemerkungen, die er während seines Aufenthalts zu Athen aus den besten Griechischen und Lateinischen Schriftstellern in den **Winternächten** gesammelt hatte, enthalten.

Gelon, der Sohn des Dinomedes, einer der berühmtesten unter den Syrakusischen Tyrannen. Nachdem er sich der Oberherrschaft um das Jahr der Welt 3500 ohne Schwierigkeit bemächtigt hatte, wandte er alle Sorgfalt auf die Erhebung des neuen Staats. Er vergrößerte die Stadt und vermehrte die Zahl ihrer Einwohner. Als Griechenland von Xerres mit Krieg bedroht wurde, schickten Athen und Lacedämon Gesandte an ihn, um ein Bündniß mit ihm gegen den Perserkönig zu schließen. Gelon erbot sich 200 Galeeren, 20,000 Schwerbewaffnete, 4000 Reiter, 2000 Schützen und eben so viel Schleuderer zu stellen, und mit Mundvorrath während des Krieges zu versehen, wenn man ihm den Oberbefehl zu Wasser und zu Lande überlassen wollte. Diese Bedingungen verwarfen die Spartanischen Gesandten, worauf Gelon die Hälfte des Commando's verlangte. Aber auch diese Foderung wollten ihm die Athener nicht zugestehn. Gelon versagte ihnen daher die gebetene Hülfe, und schickte dagegen einen gewissen Kadmus nach Delphi, mit dem Befehl, hier den Ausgang der Schlacht abzuwarten, und wenn die Griechen überwunden würden, dem Xerres in seinem Namen zu huldigen und kostbare Geschenke zu überreichen. Damals wußte er noch nicht, daß Xerres die Karthager veranlaßt hatte, während er die Griechen in ihrem Vaterland angriffe, dieselben auch in Sicilien und Italien anzugreifen. Hamilcar erschien zu dem Ende mit einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Lastschiffen, worauf sich 300,000 Mann Landtruppen befanden, stieg bei Panormus ans Land und belagerte Himera. Dieser ungeheuern Macht zog Gelon mit 50,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern entgegen. Ein aufgefangener Brief belehrte ihn, daß am folgenden Tage Hamilcar ein feierliches Opfer bringen und zugleich Hülfsvölker ins Lager einlassen wolle. Es gelang Gelon, statt derselben einen Theil seiner Reiterei ins feindliche Lager rücken zu lassen, welche den Hamilcar während des Opfers überfiel, ihn selbst tödtete und die Schiffe in Brand steckte. Zu gleicher Zeit griff Gelon selbst die Karthager an, welche, durch den Tod ihres Feldherrn und den Verlust ihrer Schiffe muthlos gemacht, eine gänzliche

Niederlage erlitten. Diese merkwürdige Schlacht geschah im J. 3505 an demselben Tage, wo die Griechen bei Marathon siegten, und ist von Pindar verherrlicht worden. Gelon machte unermeßliche Beute, und gestand den Karthagern nur unter der Bedingung den Frieden zu, daß sie 2000 Talente Silber zahlen, 2 Tempel zur Aufbewahrung der Friedensbedingungen erbauen und die Menschenopfer abschaffen sollten. Noch hatte Gelon nicht den königlichen Titel angenommen; er wünschte, daß er ihm übertragen würde, und berief zu dem Ende eine Volksversammlung, der er unbewaffnet beiwohnte und erklärte, daß er die Oberherrschaft niederlegen wolle. Alles gerieth in Erstaunen und Bewunderung, ein allgemeiner Zuruf nannte ihn den Wohlthäter und Erretter von Syrakus. Mit einhelliger Stimme trug man ihm den Königstitel an, und ließ nicht eher ab, bis er ihn annahm. Eine Statüe, die ihn in Bürgerkleidung darstellte, verewigte dieses Ereigniß. Gelon verwaltete die Regierung mit vieler Sanftmuth und Güte, und war bemüht, sein Volk zu beglücken. Er starb an der Wassersucht im 7ten Jahre seiner Regierung. Ihm folgte sein Bruder Hiero. M.

Geltung ist in der Musik die Dauer der Noten nach dem Verhältniß der für Tonstücke angenommenen Bewegung. Jedes Zeichen der Töne oder jede Note hat daher außer ihrem Standorte auf dem Notensystem, welcher den Ton selbst bezeichnet, auch eine gewisse bestimmte Figur nöthig, wodurch ihre Geltung oder Dauer angezeigt wird. Statt der ehemaligen Geltung der Noten und ihrer Eintheilung in maxima, longa, brevis u. s. w. sind für das heutige System eingeführt: Ganze Schläge, halbe Schläge, Viertel, Achtel u. s. w., deren geringere Theile sich gegen die größern in Beziehung auf Zeit so verhalten, wie die kleinern Theile eines getrennten Körpers zu den größern in Rücksicht auf Umfang oder Gewicht. Die Pausen haben mit den Noten in Beziehung auf Dauer der Zeit einerlei Geltung, nur mit dem Unterschied, daß hinzugesetzte Punkte ihre Dauer verlängern, ohne eine Veränderung in ihrer Benennung zu veranlassen.

Gelübde, das; ist eine Zusage, durch welche man sich zu einem willkührlichen, von Gott nicht gefoderten, Verhalten, in der Erwartung verbindlich macht, daß dasselbe Gott angenehm sey. Manche Gelübde beziehen sich auf einen einzelnen Fall, wie wenn z. B. ein Fürst im Mittelalter einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen gelobte, andere auf eine das ganze Leben hindurch zu wiederholende Handlung, wie wenn manche z. B. sich verbindlich machten, an einem bestimmten Tage der Woche zu fasten oder an einem bestimmten Tage im Jahre eine Summe unter die Armen auszutheilen. Die meisten Gelübde sind unter der Bedingung, daß man aus einer Gefahr gerettet werde oder eine Wohlthat von Gott empfange, geleistet worden; zuweilen aber waren sie auch die Wirkung frommer Dankbarkeit und Liebe. Nur wer auf der einen Seite unvollkommene Religionsbegriffe hegt, indem er Gott als ein menschenähnliches Wesen sich vorstellt, welches er durch angenehme Dienste erfreuen und zu der Erfüllung seiner Wünsche bewegen könne, auf der andern Seite aber von frommer Gesinnung und lebendigem Glauben an Gottes Regierung durchdrungen ist, wird Gelübde leisten. Dem aufgeklärten Gottesverehrer aber wird es nicht in den Sinn kommen, ein Gelübde zu thun, weil er weiß, daß er zu allem, was wirklich gut ist, auch ohne ein besonderes Gelübde verbunden sey und daß Gott nicht durch willkührliche Dienste, sondern durch einen tugendhaften Lebenswandel, verehrt werde, und weil er einsieht, daß es thöricht sey, bei der Wich-

tigkeit und Menge der gewöhnlichen Obliegenheiten, sich neue und unnöthige Lasten aufzubürden. Jesus Christus und die Apostel haben die Gelübde weder durch Lehren noch durch ihr Beispiel empfohlen. Bei den unwürdigen Vorstellungen, welche die heidnischen Völker von den Göttern hegten, kann es nicht befremden, daß oft die thörichtsten Gelübde geleistet wurden, daß man den Göttern sogar Menschenopfer verhieß, wenn sie den Sieg verleihen oder die drohende Gefahr abwenden würden. In der christlichen Welt sind die Klostergelübde am merkwürdigsten, die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, welche die Mönche und die Nonnen leisten mußten. N.

Gemälde ist ein Werk der Malerei, d. h. der Kunst, welche sichtbare Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Formen und Farben auf einer Fläche darstellt. Form, Rundung, Beleuchtung, Haltung, Helldunkel müssen zu ihren Darstellungen angewendet werden, sind aber der Malerei nicht eigenthümlich, weil auch die Zeichenkunst die Gegenstände auf diese Weise darstellt. Die Zeichnung ist daher die Basis der Malerei; werden aber alle jene Gegenstände durch Farben ausgedrückt, so wird die Zeichnung zum Gemälde. Die Farbengebung ist demnach ganz eigentlich das, was ein Gemälde zum Gemälde macht. Macht sie aber gleich das Gemälde, so wird dieses doch durch sie allein nicht zum Werke schöner Kunst. Die Malerei erfodert als schöne bildende Kunst Ausdruck ästhetischer Ideen durch Bilder, und darum hat man bei der Schätzung eines Gemäldes auf Composition, Zeichnung und Ausdruck nicht weniger als auf die Farbengebung zu achten. Nur durch Beobachtung aller dieser Punkte wird das Gemälde zum Bilde, welches stets zweierlei Eigenschaften haben muß, artistische und ästhetische. Durch die artistischen werden die Wirklichkeitsfoderungen für den äußeren Sinn, durch die ästhetischen wird der Schönheitssinn befriedigt. Der Künstler hat alles gethan, wenn seine Darstellung anschaulich, rein objectiv, also wahr, in ihrem Wesentlichen treu und in ihren Verhältnissen richtig ist: der ästhetische Künstler soll zwar dies alles auch, weil ohne dies seine Darstellung ein Unding seyn würde; allein er soll auch über dieses alles uns eine Totalanschauung verschaffen, durch welche allein seine Darstellung als ein in sich beschlossenes Ganzes erscheint, welches in dieser Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm ist, und das Gemüth durch Bedeutsamkeit anspricht. Zu den Bedingungen der Wahrheit gehört Richtigkeit der Perspective, zu den Bedingungen der Schönheit das Gruppiren und der Contrast in Figuren, Gruppen und Kolorit, aber freilich nur ein solcher Contrast, der Einförmigkeit und Einerleiheit verhütet, ohne der Harmonie des Ganzen Eintrag zu thun. So viel wird hier hinreichen über das Gemälde; das Weitere ist in den angegebenen Artikeln enthalten. 2) In der Poesie nennt man ein Bild die Zusammenfassung anschaulicher Merkmale eines Gegenstandes, nach Erfoderniß der jedesmaligen, durch den Zweck der Darstellung nöthigen, Charakteristik; ein ausgeführtes Bild dieser Art nennt man ein poetisches Gemälde. 3) In der Musik nennt man ein musikalisches Gemälde solche einzelne Stellen oder ganze Stücke, wo der Tonkünstler Töne und Bewegungen aus der leblosen Natur, z. B. Donner, Sturm, Brausen des Meeres, Säuseln des Windes u. dergl. nachzuahmen gesucht hat. dd.

Gemappe (Jemappe), ein Dorf, im Oestreichischen Hennegau, eine Stunde von Mons gelegen, berühmt durch die am 6. Nov. 1792 dort gelieferten Schlacht zwischen der Französisch-Republikanischen Ar-

moe unter Dümouriez und den Oestreichern unter den Generalen Clerfait, Latour, Sachsen-Teschen und Condé. Aus der biographischen Notiz über Dümouriez (m. v. d. Art.) wissen wir, daß dieser erste der republikanischen Generale nach seiner zweiten Anstellung bei der Französischen Armee eine Proclamation an die Belgier erließ, worin er sie auffoderte mit Frankreich gemeine Sache zu machen. Doch nur nach einem entscheidenden Siege über die ihm gegenüberstehenden Oestreicher konnte er eine Ernte von jener Aussaat hoffen. Einen solchen Sieg zu erringen suchte er nun mit aller Kraft und das Schicksal wollte, daß er ihn errang. Beurnonville, Egalité (ältester Sohn des Herzogs von Orleans), Bourdonnaye, Miranda und Valence waren die Generale, die unter ihm den in Paris entworfenen Plan zum Winterfeldzuge mit ausführen sollten. Achtzigtausend Mann, mehr von wildem Geiste des Mars befeuert, als in die Regeln der Taktik eingeweihet, harrten des Winkes zur Offensive. Der Moment des Kampfes und Sieges erschien am 6. Nov. 1792 nachdem in den Tagen vorher die Vorposten der Oestreicher bis gegen Mons zurückgedrängt worden waren und die Franzosen sich zu Herren der Ebene von Gemappe gemacht hatten. Auf den waldigsten Höhen von Gemappe stand das wohlgerüstete Heer Oestreichs in Verschanzungen, welche dreifach hinter- und übereinander jedem Angriff zu trotzen schienen; unter dem Schutze dichter Batterien erwartete es, 20,000 Mann stark, die anrückenden Neufranken. Aber ungeachtet dieser entgegengesetzten Kräfte griff Dümouriez mit kühner Zuversicht an, und bald waren, trotz des muthigsten Widerstandes, trotz der Vortheile, welche die Oestreichische Cavallerie gegen die Französische auf einige Augenblicke erkämpfte, unter dem Gesang der Marseiller Hymne, die erste und zweite Etage jener Verschanzungen mit dem Bajonnette genommen; die Eroberung der dritten erleichterte der schon dort beginnende Rückzug der Oestreicher. Die Franzosen hatten gesiegt und verfolgten die fliehenden Oestreicher durch Mons. Nur Clerfaits Talent hielt den raschen Rückzug in Ordnung. Der Widerstand der Oestreicher bei Lüttich, Herve und Verviers konnte die siegreichen Gegner nicht aufhalten. Brüssel, Mecheln, Löwen, Lüttich und Aachen fielen nun in der Sieger Gewalt. Die Bemächtigung von Brügge, Gent, Antwerpen, Ostende gehörte unter die Resultate dieses ersten großen Sieges der Neufranken — alle Oestreichischen Niederlande wurden von ihnen überschwemmt. — Die Schelde ward, nach einer Sperre von fast 150 Jahren, wieder geöffnet und die zweite Eroberung der Niederlande war vollendet. So lange sie dem französischen Reiche einverleibt blieben, nannte man zum Andenken an jene Begebenheit ein ganzes Departement nach jenem Dorfe. Dieses Departement begriff den größten Theil von Hennegau, und einige Stücke von Brabant, Lüttich und Namur. Es enthielt die 3 Bezirke von Mons oder Bergen, Tournay oder Dornik und Charleroy oder Libre-sur-Sambre, 80 Quadratmeilen, 412,000 Einwohner, 423 Gemeinden und 32 Friedensgerichte. I.

Gemarke, ein durch seine Industrie merkwürdiger Ort von ungefähr 350 Häusern in dem angenehmen Thale Barmen, eine kleine Stunde von Elberfeld, im preußischen Großherzogthum Berg. Die Leinengarnbleichen sind von besonderer Wichtigkeit. Ein klares und zur Bleiche besonders geeignetes Berg- und Felsenwasser, die Wupper oder Wipper genannt, so wie die bequemen Ufer derselben haben die Bewohner zuerst eingeladen, sich diesem Geschäft zu widmen, welches

theils für sich selbst, theils dadurch so wichtig für sie geworden, weil sie dadurch auf das Weben des Leinen- und Wollenbandes, und späterhin der Schnürrieme und Schnüren geleitet wurden.

Gemein, wird im Leben, der Wissenschaft und Kunst dem Edlen, dem was feinere Sitten zeigt, entgegengesetzt. Das Gemeine hat kein anderes Interesse als Befriedigung der Sinnlichkeit, der Naturbedürfnisse, das Edle opfert diese dem Sittlichen auf, und zwar auf eine Weise, die dem Gemüth des Beobachters wohl thut, weil diese Aufopferungen anspruchlos und bescheiden geschehen, ohne auf Wiedervergeltung, Dank und Ruhm zu rechnen. In dem Edlen ist demnach jederzeit etwas Großes, der imponirende Eindruck des Großen aber ist gemildert durch Anspruchlosigkeit. Demnach erscheint in ästhetischer Hinsicht das Edle dem Schönen, das Große dem Erhabnen näher verwandt. Daher auch die verschiedene Wirkung beider. Wenn das Große Ehrfurcht einflößt durch seine überlegene Stärke, die wir zugleich ehren und fürchten; so flößt im Gegentheil das Edle Zutrauen ein, eine Hochachtung mit Liebe gemischt; es gefällt. In der schönen Kunst kann man das Edle und das Gemeine auf zweierlei Weise zeigen, entweder schon durch den Stoff oder durch die Behandlung. Es gibt tausend Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind. Künstler, die solche zu Gegenständen ihrer Darstellung wählen, kann man den Malern vergleichen, die schon von den alten Rhyparographen, Kothmaler genannt wurden, weil sie Gegenstände darstellten, die einer ästhetischen Würde unfähig waren. Wem fällt nicht hiebei aus den Rittergeschichten der beiden vorigen Jahrzehnde all das Fressen, Saufen, Balgen, Dirnenschänden, Fluchen und Schimpfen ein, das man für Ausbrüche kräftiger Natur hielt! Eben diese Produkte des ästhetischen Trosses zeigen aber auch, daß mancher edle Stoff nur durch die Behandlung gemein ward. „Ein gemeiner Kopf, sagt Schiller mit Recht, wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren, ein großer Kopf und ein edler Geist hingegen wird selbst das Gemeine zu adeln wissen.“ Ein großer Kopf und ein edler Geist! Nicht ohne Grund hat Schiller beides mit einander verbunden, denn ein großer Kopf, wenn er nicht zugleich auch ein edler Geist ist, kann ebenfalls das Edle zum Gemeinen herabziehn. Ich darf ja nur an die Pucelle von Voltaire, an Grecourt und ähnliche erinnern. Durch sie wird ein Unterschied, den man unter dem Gemeinen machen muß, besonders auffallend. Man pflegt nämlich bisweilen in einer poetischen, rednerischen, historischen, philosophischen Darstellung das gemein zu nennen, was nicht zu dem Geiste spricht, weil es geistleer ist, und nichts anders sagt, als was auch der Ungebildetste sagen konnte, und dies so, wie es dieser auch sagen würde, kurz das Alltägliche, das Flache, das Platte. Dieses Gemeine kann sich über die edelsten und erhabensten Gegenstände verbreiten, und es entehrt weder den Gegenstand noch den Darsteller. Dagegen kann der Darsteller seinen Gegenstand entehren, wenn er selbst sich von Seiten des Geistes auch noch so sehr auszeichnet, wofern wir dabei einen Mangel des feineren sittlichen Gefühls wahrnehmen, und einsehen, daß aller Aufwand des Geistes nur gemacht sey, um die Sinnlichkeit zu reizen. Dieses ist das wahre Gemeine. In Hinsicht auf den Geist steht es allerdings höher als jenes; auch lassen sich Fälle denken, wo es nicht als verächtlich erscheint, z. B. in gewissen Arten des Komischen. Wahrhaft verächtlich aber ist das Niedrige, das immer etwas Grobes und Pöbelhaftes bezeichnet, Roheit des Gefühls, schlechte Sitten, verächtliche Gesinnung.

Das Gemeine ist blos dem Edlen, das Niedrige dem Edlen und Anständigen zugleich entgegengesetzt. Jeden sinnlichen Trieb befriedigen, ist gemein; ihn ohne Wohlstand, Sittlichkeit und Scham befriedigen, niedrig. dd.

Gemeingefühl nennen die Aerzte die Empfindung von dem innern Zustande unsers Körpers. Die Kenntniß der Dinge außer sich kann die Seele nicht unmittelbar erlangen, sondern sie wird ihr durch die Sinne mitgetheilt. Fünf Sinne dienen dazu, die Verhältnisse der Dinge, die außer den äußern Gränzen des Körpers liegen, bemerklich zu machen, sie heißen äußere; das Gemeingefühl ist der sechste, der innere Sinn, der, was im Körper selbst vorgeht, dem Bewußtseyn darstellt. Was das Gemeingefühl auffaßt, ist das Gefühl von Gesundheit und Krankheit, von Ermattung und von Kraft, von Leichtigkeit und von Schwere, von Wärme und von Kälte, das Gefühl von Beklemmung, Druck, Spannen, Kitzel, Beißen, von Schärfe, Trockenheit u. s. w.; alle die verschiedenen Arten von Schmerzen, der Hunger und Durst, die Gefühle der physischen Liebe u. s. w. Aus allem diesem sieht man, daß das Gemeingefühl eben so wohl die Quelle angenehmer Empfindungen als auch großen körperlichen Ungemachs seyn kann. Das Gemeingefühl hat nicht wie die übrigen Sinne einen eignen bestimmten Sitz, ein besondres Organ, (wie z. E. der Sinn des Sehens das Auge), sondern er ist einer besondern Art von Nerven eigen, die weiche oder Ganglienerven genannt werden. Die Beschaffenheit dieser Nerven bringt es mit sich, daß die Eindrücke dieses Sinnes nur dunkel, unbestimmt sind. Eben von dieser Dunkelheit des Eindrucks rührt auch der Name des Gemeingefühls her, um es so von dem eigentlichen Sinne des Gefühls zu unterscheiden, der Empfindung mit Vorstellung der Eigenschaften eines Körpers ist, der den unsrigen unmittelbar berührt (s. Autenrieths Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie. Tübingen 1802. 8. 3 Theile). ff.

Gemeinheit, Gemeinde, bezeichnet bald eine gesellschaftliche Vereinigung mehrerer Personen zu einem gemeinschaftlichen fortdauernden und vom Staate gebilligten Endzwecke; bald das einer solchen Gemeinheit eigenthümlich zustehende Vermögen und die Gemeinheitsgüter. Es gibt verschiedene Arten von Gemeinheiten, z. B. Geistliche, Innungen ꝛc. und also auch verschiedene Arten ihres Vermögens; aber hier ist nur von Land- oder Dorfgemeinden und deren Vermögen die Rede. Als Gesellschaft haben sie alle Rechte und Befugnisse, die aus der Natur und dem Zwecke ihrer Verbindung herfließen. Der Grund ihrer Rechte sind theils die Gesetze und Verleihungen des Landesherrn, theils die besondern Erwerbungstitel. Als moralische Person hat die Gemeinde dieselben activen und passiven Rechte, welche einzelnen Bürgern und Menschen im Staate zukommen, insofern sie nur möglicher Weise von ihr ausgeübt werden können und die Gesetze keinen Unterschied zwischen einer moralischen Person und einzelnen Menschen gemacht haben. Die Gemeindeglieder, als moralische Person, genießen die Rechte der Minderjährigen oder Unmündigen (Pupillen); sie können zu Erben eingesetzt werden, Verträge schließen, daraus klagen und verklagt werden; ja sogar Verbrechen begehen, und daraus verbindlich werden; ferner haben sie das Recht ein gemeinschaftliches Vermögen zu besitzen, zu erwerben, und zur Bestreitung ihrer Erhaltungskosten eine Gemeindecasse zu führen; Dorfstatuten und Gemeindeordnungen (Bauernsprachen, Bauernköhren) zu machen und die Uebertreter zu bestrafen ꝛc. Allein der Begriff eines wirklichen Gemeindegliedes mit Rücksicht auf den Genuß und die Beschwerden, die Gemeinheitsvortheile und La-

sten, ist nicht an allen Orten gleich. In der Regel sind nur diejenigen wahre Gemeindeglieder, welche zum Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht einen Bauerhof, er mag 100 Acker oder 1 Acker enthalten, besitzen und bearbeiten. Die Theilnahme an den Gemeindevortheilen und Beschwerden richtet sich alsdann entweder nach der Größe und dem Umfange des Guts, oder nach dem Herkommen. Der bloße Besitz einer Wohnung ohne die zu einem pflichtigen Hofe gehörigen, in der Dorffeldmark liegenden Grundstücke, oder eine sonstige Art von Verbindung, worin Jemand mit der Gemeinde steht, macht an sich Niemanden zu einem wahren Gemeindemitgliede. Man kann daher die adelich freien Gutsbesitzer, die Prediger, Schullehrer, Forstbedienten, die bloßen Brinkbesitzer, Anbauer, Häusler, Häuslinge und Miethbewohner nicht als wirkliche Mitglieder der Gemeinde in obiger Rücksicht ansehen, wenn ihnen der Mitgenuß an den Gemeindegütern und Vortheilen, vermöge eines andern Rechtstitels, z. B. Vertrag, Gesetz, rechtliches Herkommen, Verjährung ꝛc. nicht besonders eingeräumt oder von ihnen erworben worden ist. Aus dem besondern Verbande mit der Gemeinde pflegen indeß die adlichen Gutsbesitzer, besonders wenn ihre Güter ursprünglich aus pflichtigen Höfen zusammengesetzt sind, die Prediger und Schullehrer an den Gemeinheitsvortheilen mit den wahren Gemeindegliedern einen verhältnißmäßigen Antheil zu genießen; die übrigen genannten Einwohner aber nur meistens an der Gemeinweide einen eingeschränkten Mitgenuß zu haben; aber aus diesem Rechte des Mitgenusses der Gemeinweide folgt durchaus nicht das Recht, auch an andern Gemeinderechten z. B. Gemeinholz ꝛc. den Mitgenuß zu besitzen. Ueberhaupt beruhet hiebei fast Alles auf der Verfassung einer jeden einzelnen Gemeinde. Das Vermögen oder Gemeinheitsgut einer Gemeinde ist sehr verschieden und ungleich und das Eigenthum daran gehört der ganzen Gemeinde als einer moralischen Person od. juristischen Einheit. Die Güter derselben sind in Rücksicht ihrer Bestimmung oder ihres Gebrauchs und des von den Gemeindegliedern daraus zu ziehenden Nutzens zweifacher Art. a) Grundstücke, Holztheile, Obstpflanzungen, Capitalien, Pachtgelder, Zinsen und andere dergleichen Einkünfte, welche das Patrimonium der Gemeinde oder den Schatz derselben ausmachen, woraus alle Bedürfnisse der Gemeinde, als moralische Person, bestritten werden, z. B. Kriegscontributionen ꝛc., b) gemeine Huth- und Weideplätze, oder Anger und Lehden, Zehnten, Haiden, Moore, Brüche, gemeine Holzungen, Mastung, Wege, Stege, Brücken, Brunnen, Seen, Teiche, Bäche, Fischerei, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back- und Brauhäuser, Bier- und Branntweinschank, Gottesäcker oder Kirchhöfe, Kirchen, Schulen ꝛc., welche insgesammt gemeine Gut oder öffentliche Sachen einer Gemeinheit im engern Sinne genannt werden. Die Verwaltung der Gemeinheitsgüter geschieht nach den darüber vorhandenen gesetzlichen Vorschriften oder dem Herkommen jeder einzelnen Gemeinde, und es muß darüber jährlich nach Ausgabe und Einnahme eine Gemeinderechnung abgelegt werden. Allein in Ansehung der Benutzung der Gemeindegüter sub a) ist es am vortheilhaftesten für die Gemeinde, mit Ausnahme der Holztheile für den Selbstgenuß, wenn dieselben, so wie aus b) die Seen, Teiche, Bäche, Fischereien, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back- und Brauhäuser, Bier- und Branntweinschank, öffentlich an den Meistbietenden auf Zeit verpachtet, oder von den letztern, z. B. Mühlen, Schmieden, Back- und

Brauhäuser nebst dem Schankrechte gegen einen jährlichen Canon in Erbpacht gegeben werden. Die Gemeindehölzer kann die Gemeinheit wegen ihrer Natur und Fortdauer nicht anders als forstwirthschaftlich, unter Aufsicht der Forstpolizei, ohne Pachtung, selbst benutzen. Da die sämmtlichen Gemeinheitsgüter die Rechte der Güter von Unmündigen geniessen, so ist auch die Staatsregierung Obervormund über dieselben, und es muß daher dem Staate vorzüglich daran liegen, daß diese Güter zum Besten der Gemeinheit auf die vollkommenste Weise benutzt, erhalten und keine der Gemeinheit schädlichen Veränderungen damit vorgenommen werden. Die Gemeinheit kann deswegen ohne obrigkeitliche Beistimmung ihre Güter weder verpfänden noch veräußern und selbst die Mehrheit der Stimmen der Gemeindeglieder ist hier nicht rechtsgültig, weil sie eine moralische Person sind. Was hingegen die sub b) genannten Gemeinweiden, Viehweiden, Allmanden, Anger, Haiden, Moore, Brüche und Mastung anbelangt, so sind diese Ueberbleibsel der Altdeutschen, besonders Fränkischen Landwirthschaftseinrichtung, nach welcher die Gemeinschaft der Felder, Wiesen und Weiden üblich war. Diese hörte nach und nach dadurch auf, daß die in alten Zeiten einzeln und zerstreut angebauten Wohnungen der Landleute mehr an einander gerückt und Dörfer, im heutigen Sinne, angelegt wurden, welche eine neue Abtheilung der Güter und Grundstücke nothwendig machten. Aus dieser erfolgten Theilung der urbargemachten unterm Pflug getriebenen Grundstücke und Heuwiesen, wobei jeder seinen Antheil gern nahe bei seiner Wohnung haben wollte, oder aus dem nach und nach geschehenen Neubruch, Rodeland, Kaufe, Tausche, Erbtheilung ꝛc. entstand der Umstand, daß jene urbar gemachten Grundstücke der einzelnen Dorfhöfe oder Ackerbautreibenden Städte und Flecken selten aus großen Breiten, sondern meistentheils nur aus langen und schmalen Streifen bestehen. Hierauf konnte nun nicht jeder Besitzer, ohne steten Streit mit seinem Nachbar zu haben, sein Vieh weiden, weil durch gedachte Austheilung die Huth und Weide überhaupt etwas eingeschränkt ward, und die Besitzer dieser Dorffluren mußten daher ihre sämmtlichen Aecker in Winter-, Sommer- und Brach- oder Huthungsfelder abtheilen, (welche Eintheilung in der Folge die Dreifelderwirthschaft genannt wurde), um dadurch den gemeinschaftlichen Heeden eine freie und offene Weide zu verschaffen. Da nun aber auch diese Plätze nicht hinreichend waren, so mußten noch theils nahe theils entfernt liegende unangebaute Plätze für immer und in vielen Fällen auch selbst die getheilten Aecker und Wiesen in der Dorfflur zu gewissen Zeiten der Gemeindeheerde zur Weide eröffnet werden. Jene unausgetheilten, öden, und unangebauten, meistens in Lehden, Aengern, Haiden, Holzungen, Brüchen und Mooren bestehenden Weideplätze werden nun entweder a) von einer und ebenderselben Gemeinheit, in deren Feldmark sie liegen, nach gleichen ungetheilten oder nach verschiedenen Verhältnissen als volles privatives Eigenthum besessen und benutzt; oder b) sie werden von mehrern Gemeinheiten aus dem einen oder andern Rechtstitel bald auf gleiche, bald auf verschiedene Weise in Hinsicht auf Weide, Holztheile, Torfstich, Plaggenhieb oder Rasenstich ꝛc. besessen und benutzt. Allein dieser gemeinschaftliche Gebrauch und die Benutzung solcher Gemeindegüter ist nicht nur nach der Erfahrung aller Orten eine unversiegbare Quelle von Uneinigkeiten und kostbaren Rechtshändeln, sondern es werden auch dadurch die Vortheile, welche aus dem Anbau wüstliegender Plätze und Gegenden sowohl für den

Staat entstehen, als auch für die Besitzer durch einen freien und selbst eigenen, von keinem Mitgebrauch anderer eingeschränkten Anbau erwachsen, fast ganz zerstört und gehindert. Mehrere Staaten haben daher alle diese Vortheile durch

Gemeinheitstheilung oder Aufhebung der Gemeinheit zu erreichen gesucht; die aber von Seiten der Regierung in den möglichen Fällen nicht erzwungen, sondern nur durch weise Gesetze und Darstellungen von der Nützlichkeit dieses Unternehmens befördert werden darf, wenn ein glücklicher Erfolg daraus entstehen soll. Die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten selbst ist aber von zweifacher Art. Die eine beschäftigt sich allein mit der Theilung und Auseinandersetzung der von mehrern Gemeinden bisher gemeinschaftlich besessenen und genutzten Räume oder Bezirke unter die dabei interessirten Ortschaften, und man nennt sie daher die allgemeine Gemeinheitsaufhebung oder die Generaltheilung. Bei der andern hingegen wird der einer jeden Gemeine bei der Generaltheilung zugefallene Antheil, und die ihr schon ausschließlich bisher zugehörte Gemeinheit unter die eingesessenen Gemeindemitglieder nach ihren verschiedenen Theilungsbefugnissen einzeln vertheilt. Diese heißt die Specialtheilung oder besondere Gemeinheitsaufhebung; und insofern mit derselben die Aufhebung und Theilung der Feld- und Wiesengemeinheit verbunden, und der Acker in Schläge oder Koppeln, wie in Mecklenburg, Holstein ꝛc., gelegt wird, so entsteht daraus diejenige Wirthschaftseinrichtung, welche man die Verkoppelung nennt. Die Generaltheilung muß der Specialtheilung allemal vorangehen, und man kann beide nicht zugleich mit einander vornehmen, weil die Grundsätze, nach welchen jede geschehen muß, verschieden sind. Bei der Regulirung derselben ist es zwar ein unabänderlicher Rechtssatz: daß ein jeder in quali et quanto (Güte und Menge) dasjenige, was er bis zur Theilung gehabt hat, wieder erhalten muß; aber nicht immer ist es möglich, daß ein jeder gerade diejenigen Grundstücke, welche er bisher eigenthümlich oder nach Colonatrechte besessen hat, wieder empfängt. Im letztern Falle kann der Landesherr, vermöge seines landesherrlichen Oberaufsichtsrechts und des allgemeinen Wohls, die bisherigen Besitzer zwingen, andere Grundstücke anzunehmen, wenn sie dadurch völlig entschädigt werden, und sie mithin weder in quali noch quanto in Hinsicht ihres vorigen Besitzes zu kurz kommen. Entstehen daher vor, während und nach der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten Fragen und Streitigkeiten unter den Theilnehmern über streitiges oder verletztes Recht, so gehört die Beurtheilung und Entscheidung nach der Regel nicht der Oekonomie- oder Theilungsbehörde, sondern es muß jede solche Angelegenheit im ordentlichen Rechtsgange verhandelt und vom competenten Richter als wahre Justizsache entschieden werden *). Ist hierüber alles be-

*) Die erheblichsten bei Gemeinheitstheilungen vorkommenden Rechtspunkte sind nachstehende: 1) Manche Rechtslehrer behaupten, daß die Gemeindegüter und Allmanden gar nicht aufgehoben werden dürfen, weil die Substanz derselben ein Eigenthum aller künftigen Gemeindeglieder sey. Allein diese Behauptung ist falsch, weil die Gemeinheitstheilung den Rechten nicht entgegen, und jedes neue Mitglied der Gemeinde verpflichtet ist, sich den Zustand derselben gefallen zu lassen, wie er bei dessen Eintritt in die Gemeinde war. 2) Die Theilung der Gemeinheiten kann nicht stets nach einerlei Verhältnissen und Grundsätzen gefodert und eingerichtet werden, sondern es treten sehr verschiedene Fälle ein. a) Hat eine Gemeinheit unbestritten oder nach erfolgter rechtskräftigen Entscheidung das Miteigenthum an mehrern Gemeinden oder einer Gemeinde und eines adlichen Guts, Klosters ꝛc. so kann jeder

richtigt, dann erst schreitet die Oekonomie- und Theilungsbehörde zur Theilung selbst, zu dem dieselbe das zu theilende Grundstück geome-

Miteigenthümer nach den Römischen Rechtsgrundsätzen auf die Abtheilung und Herausgabe seines Antheils dringen, weil hier von der Abtheilung eines Miteigenthums die Rede ist. b) Befindet sich die Gemeinheit in dem privativen Eigenthume einer einzelnen Gemeinde, einer Corporation oder eines adlichen Gutes; aber ein anderes Individuum oder eine andere Gemeinheit besitzt unbestritten darauf z. B. die Mitweide, den Torfstich ꝛc. als Servitut; so kann der Servitutberechtigte niemals eine Theilung des dienstbaren Grundstücks fodern; oder statt der Dienstbarkeit einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Eigenthume des dienstbaren Gemeindeguts verlangen. Aber die Gemeinde, in deren privativen Eigenthume das dienstbare Gemeindeaut sich befindet, ist kraft des Eigenthums berechtigt, eine Abtheilung in dem Maße zu fodern, daß dem Servitutsberechtigten ein gewisser Raum zur nothwendigen Alleinbehütung oder Benutzung des Torfmoors, der Haide ꝛc. ausgesetzt, der übrige Theil hingegen der Gemeinde zur freien unbeschränkten Anbauung und Benutzung überlassen wird. c) Ist eine Gemeinheit dergestalt im vollen, unbeschränkten und privativen Eigenthume einer Gemeinde, daß kein anderes Individuum oder Corporation gewisse Dienstbarkeitsrechte jemals darauf hatte, oder deshalb bereits abgefunden ist, so kann kein einzelnes Gemeindeglied nach dem gemeinen Rechte auf die Antheilung der Gemeinheit dringen, und seinen Antheil vom Gemeindegute fodern, weil die Substanz desselben sich im Eigenthume der ganzen Gemeinde und nicht der einzelnen Gemeindeglieder befindet. d) Die Theilung der Gemeinheit hängt vom freien Willen der Gemeinde ab und nur die wirklichen Gemeindeglieder können sie entweder freiwillig oder auf landesherrliche und andere Veranlassung verlangen; und die Theilung kann nach der Verfassung und dem rechtlichen Herkommen in Gemeinheitsangelegenheiten erfolgen, wenn nur zwei Drittheile dafür sind; nicht aber wenn blos 2c gegen 20 die Theilung wollen. 3) Allein über die Art, in welcher die Vertheilung einzurichten sey, gibt es verschiedene Meinungen sowohl in Ansehung der General- als auch der Specialtheilung. aa) Der Eine verlangt die Theilung nach der Qualität der Höfe, weil dieß die leichteste Art sey, die zugleich dem Zwecke am besten entspreche, welchen man sich bei Anlegung der Höfe gedacht hätte. Allein als Grundlage der Theilung kann man die Qualität der Höfe nicht annehmen, weil sie fast unüberwindliche Schwierigkeiten hat, und zu Ungerechtigkeiten verleitet; nur Hülfsmittel darf die Qualität der Höfe bei der Theilung seyn. bb) Ein anderer will, daß nach dem Maßstabe des Viehstandes getheilt werde, der mit dem von eigener Ländereien gewonnenen Winterfutter den Winter durch gefüttert werden kann. Auch dieser Theilungsgrund darf nicht statt finden, weil er von der Willkühr der Hofbesitzer abhängt und die größte Weitläuftigkeit macht. cc) Ein Dritter hält dafür, daß es am rathsamsten sey, nach dem Fuß der zu entrichtenden Contribution zu theilen, weil diese bei Tragung vieler gemeinen Lasten den gewöhnlichen Maßstab abgebe. Allein dieser Maßstab würde die herabgebrachten Weidenutzungsverhältnisse zu sehr verändern und sowohl Ungleichheiten, als Ungerechtigkeiten wider Willen der Theilungsbehörde herbeiführen. dd) Ein Vierter hingegen findet den Contributionsfuß vom Vieh am zweckmäßigsten, weil danach seit undenklichen Zeiten die Weidenutzung versteuert werde. Dieser Theilungsfuß hat abermals viele Willkühr, weil der Viehstand von den Besitzern vermehrt oder vermindert werden kann. ee) Ein Fünfter endlich ist überzeugt, daß der beste Theilungsmaßstab derjenige wirklich vorhandene Viehstand sey, womit die Theilnehmer das zu theilende gemeinschaftliche Gut aus dem Rechte der Dienstbarkeit oder Mithütung, oder aus dem Rechte der Gemeinschaft zwischen den Eigenthümern verschiedener Ortschaften bisher genutzt haben. Denn der Viehstand ist das Mittel, wodurch das gemeinschaftliche Gut bisher genutzt wurde. Er bestimmt mithin naturaliter den Werth der Nutzung für jede interessirte Ortschaft. Und diese Bestimmung ist der Wichtigkeit der Sache, der Heiligkeit des Eigenthums auf die genauestmögliche Weise angemessen. Sie hat auch immer da, wo das Eigenthum unter dem Schutze der Gesetze steht, unter den Theilungsmaßstäben jederzeit obenan gestanden. Zuletzt endlich fragt es sich 4) wer zur Theilnahme an der aufzuhebenden Gemeinheit berechtigt ist? Zu den Theilnehmern gehören folgende drei Classen: Erstlich die wahren Miteigenthümer oder eigentlichen Gemeindeglieder des zu theilenden Gegenstandes. Zweitens diejenigen, welche mit der Gemeinde in einer gewissen Verbindung stehen und in dieser Eigenschaft volle oder eingeschränkte Gemeinde-, Nachbar- oder Genossenschaftsrechte besitzen. Dahin sind zu rechnen: die adlichen Gutsbesitzer, insofern sie keine Gemeindeglieder wegen ihrer Güter sind, die Dorfsbeamten, Forstbedienten, Prediger, Schullehrer, Predigerwittwen, Kirchenautsbesitzer, Klöster, Brinksitzer, Anbauer und Häuslinge, wenn sie wirklich Acker- und Wiesenland besitzen, ob

trisch vermessen, eine Charte machen, die Vermessungs- und Bonitirungs-Register ausarbeiten, den Theilungs- und Separationsplan vorlegen und ein Theilungsprotocoll oder einen förmlichen Theilungsreceß entwerfen läßt. Nach vollendeter Theilung wird deren Bestätigung vom Landesherrn nachgesucht. Den ganzen Gang dieser wichtigen Verhandlung zu beschreiben erlaubt der Zweck dieses Werkes nicht; und daher verweisen wir diejenigen, welche ein Theilungsgeschäft auszuführen den Auftrag erhalten sollten, auf Jacobi Beschäftigungen mit Gemeinheitstheilungs-Materien. Hannover 1803. 8. Gemeinheitstheilungsverordnung für das Fürstenthum Lüneburg, mit einer Vorrede v. Hofrath Jacobi, Hannover 1803 und Ueber die Gemeinheitstheilung und zwar von den Grundsätzen, wornach zu theilen ꝛc. von dem Commissair Joh. Friedr. Meyer. 2 Thle. Celle 1801. in 4. X.

Gemenge, beim Bergbau, das unter einander gemischte Erz, insbesondere die Mischung mehrerer Erzarten beim Probiren, welches auch gemeine Probe genannt wird.

Gemmen, s. Steinschneidekunst.

Gemmingen (Otto Heinrich Freiherr von) war ehedem kurpfälzischer Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft zu Mannheim, privatisirte seit 1784 zu Wien und lebte seit 1797 zu Würzburg. Er hat sich besonders durch seinen, Diderots Père de famille nachgebildeten Deutschen Hausvater eine nicht unrühmliche Stelle unter den Deutschen dramatischen Dichtern erworben. Großmann und Gemmingen machten zu Anfang der achtziger Jahre die ersten bedeutenden Versuche scenischer Darstellungen aus dem Kreise des häuslichen Lebens, und beide fanden eine um so dankbarere Aufnahme, je mehr schon damals der Geschmack an dem Wilden und Ausschweifenden sich merklich verloren hatte und die Gattung, was eigentlich ihr Glück entschied, um die nämliche Zeit in Iffland einen Dichter erhielt, der gleichsam für sie geboren zu seyn schien. Außerdem haben wir von Gemmingen ein Lustspiel, die Erbschaft betitelt, eine Mannheimische Dramaturgie, ein Magazin für Wissenschaften und Literatur, Wiener Ephemeriden, eine Wochenschrift unter dem Titel der Weltmann und verschiedene andere Werke, zum Theil Uebersetzungen.

sie schon bei der Frage: ob getheilt werden soll? keine Stimme haben. Daher sind todte Hände, als Kirchen, Kapellen, Stifter, Klöster ꝛc., welche nur einzelne Aecker, Landereien, Wiesen, Gärten, Zehnten ꝛc. in der Feldmark besitzen, aber weder ökonomische Gebäude, noch einen Viehstapel, der Natur der Sache nach, haben und halten können, bei der Theilung der Gemeinheitsweide zu keiner Theilnahme an derselben berechtigt; hingegen unbesetzte Höfe sind wegen der Möglichkeit ihrer Besetzung zu einer Theilnahme berugt. Allein von einer Gattung des Mitgenusses der Theilung darf man nicht auf alle übrigen schließen. So haben z. B. die Häuslinge, Anbauer, Brinksitzer ꝛc. gewöhnlich den Mitgenuß der Huth und Weide; aber dieser berechtigt sie zu keiner Theilnahme an der Holzung und andern Gemeinheitsvortheilen. Denn es gilt dabei stets die Rechtsregel: tantum praescriptum, quantum possessum. Wer sich aber in dem wirklichen rechtlichen Besitze des Mitgenusses, bei bestehender Communion, in dem zu theilenden Gegenstande befindet, ist so lange als Berechtigter anzusehen, bis der Grundeigenthümer oder die Gemeine ein Precarium oder den unrechtmäßigen Besitz vollständig erwiesen hat. Drittens endlich diejenigen, welche außer aller sonstigen Verbindung mit dem Grundherrn oder einer Gemeine, als auswärtige Servitutsberechtigte auf oder an dem zu theilenden Gegenstande gewisse Rechte und Nutzungen, als Dienstbarkeit, besitzen. Obgleich ihre Einwilligung zur Theilung nicht nöthig ist, so haben sie doch das Recht volle Abfindung für ihre Berechtigung zu fodern.

Gemsenjagd ist ein äußerst beschwerliches Geschäft, indem die Gemse Fels auf und ab und über Felsenspalten hinweg mit unglaublicher Behendigkeit setzt, und die drohende Gefahr mit ihren großen hellen Augen gewöhnlich frühzeitig entdeckt. Bemerkt eine der gesellschaftlich weidenden Gemsen etwas Gefährliches, so gibt sie durch einen durchdringend pfeifenden Ton ein Warnungszeichen, stampft mit dem Fuße, und im Nu ist die ganze Gesellschaft auf der Flucht. Dennoch wissen die Gemsenjäger sich ihrer zu bemächtigen. Mit einer Flinte und einem Waidsäck auf dem Rücken, einem eisenbeschlagenen Stock in der Hand, mit Fußeisen und einem Fernglas versehen, treten sie ihre Reise aufs Gebirg an. Um auch da übernachten zu können, tragen sie eine Pelzjacke und führen die nöthigsten Lebensmittel bei sich. Sorgfältig bemerken sie, ob ihnen der Wind in das Gesicht oder in den Nacken geht, denn im letztern Falle wittern die Gemsen des Jägers Ankunft zu früh. Mit dem Fußeisen bewaffnet setzt er nun den fliehenden Gemsen über alle Felsen und Eisfelder nach. Jeder Schritt vor- oder rückwärts ist oft mit Lebensgefahr verbunden. Gelingt es ihm endlich, die Thiere in einen engen Bergstrich hinein zu treiben, wo ihnen nur auf seine Person zu der Ausweg noch offen steht, so schießt er unter sie. Wiederholt er dieß öfter, so sehn die geängsteten Thiere sich gezwungen, über das Haupt des Jägers wegzusetzen oder ihn durch einen gewagten Sprung in den Abgrund zu stürzen, und nicht selten findet einer, blos über dem Nachklettern, zwischen schroffen Felsenklippen sein Grab. In Graubünden und Wallis findet man viele solche Wagehälse, die mit den Tyrolischen und Savoyischen Gemsenjägern immer im Kriege leben. Ein Gemsenfell wird mit 6—9 Gulden verkauft, und außerdem erhält man noch etwa 10—12 Pfunde Talg von einem starken Thiere. Dieß ist der ganze Gewinn für eine so namenlose Gefahr.

Gemüth, das; hat seinen Namen vom Muthe und bedeutet eigentlich das innere, den Menschen zur Thätigkeit aufregende, Prinzip. Daher wird dieses Wort oft auch gleichbedeutend mit Geist oder Seele gebraucht (z. B. Gemüthskräfte für Geistes- oder Seelenkräfte). Im engern Sinne aber bezieht man den Ausdruck Gemüth hauptsächlich auf das Begehrungsvermögen und die damit zusammenhängenden Gefühle. Daher sagt man, ein Mensch habe kein Gemüth, wenn ihm die dem menschlichen Herzen sonst so natürlichen Gefühle der Liebe, der Achtung, der Mitfreude, des Mitleids u. s. w. fremd zu seyn scheinen. Im Gegentheil nennt man einen Menschen gemüthvoll, auch wohl gemüthlich. Doch hat man den letzten Ausdruck oft auch von Dingen gebraucht, die außer dem Menschen sind, aber seinem Gemüthe dergestalt zusagen, daß sie es in eine behagliche Stimmung versetzen (z. B. ein gemüthliches Plätzchen). D.

Gemüthsbewegungen, Affekten nennt man gewisse vorübergehende Stimmungen des Gefühlvermögens, welche, so lange sie herrschend sind, das Gemüth gleichsam aus seinem ruhigen Gleichgewicht (Gemüthsruhe) heben, die Fassung stören, und mithin freie Ueberlegung und Selbstbestimmung durch Grundsätze unmöglich machen. Sie sind theils angenehme, theils unangenehme, reine oder gemischte. Freude, das angenehme übermannende Gefühl über ein erhaltenes Vergnügen; Traurigkeit, das unangenehme Gefühl über erhaltenes Misvergnügen; Hoffnung, das angenehme Gefühl über ein zu erhaltendes Vergnügen; Furcht, das unangenehme Gefühl über zu erhaltendes Misvergnügen; Schrecken, das Gefühl plötz-

lich erregter Furcht; Bangigkeit und Angst, die peinlichen Gefühle der Furcht vor eintretendem Uebel; Zorn, plötzlich erregtes Gefühl über erlittenes Unrecht; Scham und Reue, unangenehme Gefühle über begangenes Unrecht: dies sind die Affekten, welche man reine nennet, weil immer nur ein bestimmtes, angenehmes oder unangenehmes, Gefühl herrschend ist. In andern hingegen sind diese beiderlei Gefühle gemischt. So ist Erwartung eine Mischung von Furcht und Hoffnung, Bestürzung von Freude und Traurigkeit; eben so Mitleid, Besorgniß, Sehnsucht. Uebrigens finden bei mehreren verschiedene Grade statt, bei der Freude das Entzücken, bei dem Schrecken das Entsetzen, bei der Traurigkeit der Gram, bei dem Zorne die Wuth. Von einigen wird das Herz mithin nur in sanfte Regung gebracht, von andern heftig erschüttert; jene wirken wohlthätig, diese zerstörend auf die Organisation, denn sie erschöpfen durch Uebermaaß der Erregung die Lebenskraft. Aus dem moralischen Gesichtspunkt betrachtet gilt im Allgemeinen der Grundsatz, daß man seine Affekten beherrschen solle, weil doch immer die Vernunft dadurch ihrer Herrschaft beraubt wird; hauptsächlich gilt dies aber doch von denen, die leicht ins Unmoralische ausarten, z. B. Zorn, Rache u. a. In ästhetischer Hinsicht führen die, so von Kraft und Stärke zeugen, wenigstens einen Schein von Erhabenheit bei sich, und es kann dann wohl auch einen edlen Zorn, eine edle Rache geben, die von Schwäche zeugenden hergegen gehören mehr in die Sphäre des Schönen, z. B. alle sogenannten schmelzenden Affekte, wie Wehmuth, Mitleid, Schmerz, der sich selbsten Trost versagt u. a. m. dd.

Gemüthskrankheiten, sind Seelenkrankheiten solcher Art, bei welchen das Gemüth oder Begehrungsvermögen, das man gewöhnlich das Herz nennt, ursprünglich leidet und Ursache von bestimmten Krankheits-Erscheinungen ist. Es fragt sich, ob nicht schon heftige Leidenschaften aller Art, welche die Ruhe und den Frieden des Herzens stören und dadurch die ganze Oeconomie der Seele in Verwirrung bringen, wahre Gemüthskrankheiten seyen, z. B. heftige Liebe, Eifersucht u. a. m. Gewiß aber ist es, daß aus den Leidenschaften nicht selten Zustände entspringen, denen man den Namen der Gemüthskrankheiten nicht absprechen darf. Wir nennen hier nur die zwei vorzüglichsten, die übrigens, wiewohl sie in Ein Gebiet gehörig, dennoch von ganz entgegengesetzter Art sind, Wahnsinn und Melancholie. Die Liebe macht wahnsinnig und melancholisch, nachdem der Charakter und das Temperament des Individuums, und die Umstände beschaffen sind. Auch Stolz und Ehrgeiz können Wahnsinn, anhaltender Kummer, Gram über schweren Verlust und gescheiterte Hoffnungen können Melancholie erzeugen. Der Wahnsinn als Gemüthskrankheit von Exaltation, rückt das Gemüth gleichsam aus sich selbst heraus, in eine fremde, in eine Traumwelt, wo nur die Gegenstände seines Begehrens dem wahnsinnigen Gemüth vorschweben, und wo Sinn, Verstand und Phantasie, in den Diensten des kranken Gemüths, aus ihrer Bahn weichen. Die Wahnsinnige aus Liebe sieht sich überall in der Gesellschaft ihres Geliebten, alle ihre Umgebungen stehen in Bezug auf ihn. Ganz anders die Melancholie. Der Melancholische ist wie abgeschnitten von der Welt, und lebt nur in seinem hohlen, leeren Ich, das durch Druck und Kummer eingeengt, nichts mehr wünscht und sucht als den Tod. Tiefe Nacht umschattet seinen Geist, und seine Willenskraft ist erstorben. Und dieser ganzen innern Zerrüttung Quelle ist das

krank-

kranke Gemüth. Hieraus läßt sich abnehmen, daß Melancholie und Wahnsinn wahre Gemüthskrankheiten sind, und daß es unrecht ist sie Geisteskrankheiten zu nennen, weil der Geist oder das Vorstellungsvermögen hier nur mittelbarer Weise angegriffen ist *). Siehe den Art. Geisteskrankheiten. ff.

Genannte des großen bürgerlichen Raths waren in der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg gewisse aus der Bürgerschaft von dem innern und kleinern Rath erwählte und ernannte Personen, welche den äußern oder größern Rath bildeten. Nur bei außerordentlichen Vorfällen und besondern wichtigen Handlungen wurden sie versammelt und um ihre Meinung befragt.

Genealogie, die wissenschaftliche Darstellung von dem Ursprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtschaft der Geschlechter, wird, weil sie einzelne Theile des historischen Studiums wesentlich unterstützt und erleichtert, nicht ohne Grund zu den historischen Hülfswissenschaften gerechnet. Die genealogischen Kenntnisse haben aber eine doppelte Bedeutsamkeit: eine individuelle und eine historische. Jene Kenntnisse sind in individueller oder rechtlicher Beziehung wichtig, sobald gewisse aus der Verwandtschaft abzuleitende Ansprüche geltend gemacht werden sollen; sie erhalten aber auch zugleich historisches Interesse, wenn nach den Verwandtschaftsverhältnissen historischmerkwürdiger Individuen gefragt wird, obgleich der Begriff merkwürdig in dieser Hinsicht immer relativ bleiben muß, theils weil manche an sich unbedeutende Familie nur bisweilen wegen einer einzigen Person aus ihrer Dunkelheit gezogen werden muß, theils weil selbst merkwürdige Individuen oft auch für einzelne Districte, Provinzen und Länder ein historisches Interesse haben. Die wissenschaftliche Darstellung der Genealogie zerfällt in zwei Theile: in den theoretischen, welcher die Lehre von den genealogischen Grundsätzen überhaupt enthält, und in den praetischen, welcher die historisch merkwürdigen Geschlechter darstellt. Gewöhnlich wird der Letztere nur auf die fürstlichen Familien eingeschränkt. Der theoretische Theil der Genealogie geht von dem Begriffe eines Geschlechts, einer Familie aus. Personen, die von einem gemeinschaftlichen Vater abstammen, bilden ein Geschlecht. Durch den Begriff des Grades bezeichnet man die Nähe oder Entfernung der Verwandtschaft, worin eine Person zu einer andern stehet. Eine Reihe mehrerer, von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn abstammender, Personen heißt eine Linie. Die Linie ist entweder die gerade (linea recta), oder Seitenlinie (linea obliqua oder collateralis). Die gerade Linie wird eingetheilt in die aufsteigende oder absteigende. Bis zum siebenten Gliede werden die Vorfahren (pater, avus, proavus, abavus, atavus, tritavus, protritavus), und die Nachkommen (filius, nepos, pronepos, abnepos, atnepos, trinepos,

*) Einerlei Ursachen können, unter andern Umständen, verschiedene Wirkungen haben. Das gestörte Gemüth kann demnach Melancholie oder Wahnsinn bewirken, deshalb aber sind beide nicht Gemüthskrankheiten. Bei dem Wahnsinn ist es doch vornehmlich der Geist, welcher leidet, bei der Melancholie hingegen das Gemüth, dort das Vorstellungs-, hier das Begehrungsvermögen, und dies dürfte wohl einen Unterschied unter beiden begründen. Der Wahnsinnige kann sich, je nachdem sein Wahn ist, noch glücklich fühlen, der Gemüthskranke fühlt sich allemal unglücklich. Zu den Gemüthskrankheiten gehört Niedergeschlagenheit, Mißmuth, Schwermuth, Verstiefung, Selbstpeinigung und Lebensmüde, Hypochondrie, Melancholie.

protrinepos) mit besondern Namen belegt; die übrigen Ascendenten heißen im Allgemeinen majores (Vorfahren, Ahnen), und die spätern Descendenten, im Allgemeinen posteri (Nachkommen). Uebrigens bilden blos die Söhne die männliche Linie; alle übrige Nachkommen gehören zur weiblichen Linie. Die linea obliqua umschließt die Seitenverwandten, welche nicht von einander, sondern nur von einem gemeinschaftlichen Stammvater abstammen. Sie ist entweder gleich (aequalis), oder ungleich (inaequalis), sobald auf der einen Seite mehr Individuen als auf der andern gezählt werden. Von väterlicher Seite heißen die Seitenverwandten agnati, von mütterlicher Seite cognati. Die Geschwister sind entweder leibliche oder Stiefgeschwister, je nachdem sie entweder theils von beiden Aeltern, theils von einem Individuum der Aeltern abstammen, oder nur durch neugestiftete Ehen mit einander verwandt worden sind. Zur Versinnlichung der Abstammung und Verwandtschaft werden genealogische Tafeln entworfen, deren Einrichtung und Umfang von dem vorgesetzten Zwecke abhängt. In den eigentlichen Geschlechts- oder Stammtafeln hebt man gewöhnlich vom ältesten Stammvater an, und stellt alle bekannten Personen männlichen und weiblichen Geschlechts aus einer Familie in absteigender Linie und nach deren Seitenlinien dar. Bei den Ahnentafeln beabsichtigt man die Versinnlichung der Abstammung einer einzelnen Person in aufsteigender Linie, sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite. Auf diese Weise werden, 4, 8, 16 ꝛc. Ahnen bewiesen. Die Regierungssuccessionstafeln enthalten blos die Abstammung der Personen, welche nach einander zur Regierung gelangt sind, oder Ansprüche auf dieselbe haben. Mit ihnen stehen die Erbfolgestreitstafeln in Verbindung, welche mehrere Linien einer Familie, oder mehrere Familien neben einander stellen, um aus den Graden der Verwandtschaft das Erbfolgerecht abzuleiten. Die synchronistischen Tafeln werden aus neben einander gestellten Stammtafeln mehrerer Familien gebildet, um Verwandtschaften, Heirathen, Erbverbrüderungen ꝛc. deutlich zu vergegenwärtigen. Die historischen Stammtafeln unterscheiden sich von den eigentlichen Stammtafeln dadurch, daß sie nebst der Abstammung auch noch Biographien der Stammglieder beifügen, so wie bei den Länder-Vereinigungs- oder Treunungstafeln neben der Fortpflanzung der Stämme auch die Ab- und Zunahme des Länderbestandes oder des Familienvermögens verzeichnet wird. Die gewöhnliche Form der genealogischen Tabellen ist, daß der Stammvater oben an gesetzt und bei jedem der Nachkommen die Abstammung durch Striche angegeben wird; doch hat man auch solche Tabellen in der Gestalt eines Baumes, nach dem Vorbilde des canonischen Rechts, (arbor consanguinitatis), wo der Stammvater, gleichsam als Wurzel, unten gesetzt wird, eine Form, in welcher sich besonders die ältern Genealogen gefielen. Die Kenntniß der Genealogie ward im ausgehenden Mittelalter wichtiger, als der Adel sich von den übrigen Ständen absonderte, sich gewisse Aemter, Stellen in Stiftern u. s. w. ausschließend vorbehielt, und jeder, der dazu gelangen wollte, eine festgesetzte Anzahl von Ahnen nachweisen mußte. In diesem Zeitalter entstand auch die Sucht, die Stifter der Europäischen Regentenhäuser im fernsten Alterthume, oder doch wenigstens in den Römischen Familien nachzuweisen, welche erst durch die historische Kritik in ihrer Blöße dargestellt, und vermittelst derselben auch die Genealogie in ihre eigentliche Gränze und auf ein festes historisches Princip zurückgeführt wurde. Die wissenschaftliche Behandlung der Ge-

nealogie gewann erst nach der zweckmäßigeren Behandlung der Geschichte überhaupt, und vorzüglich durch Deutsche. Im 17ten Jahrhundert war Andreas Duchesne († 1640) ein Hauptverbesserer der genealogischen Methode, und Rittershusius (Prof. der Rechte zu Altorf, † 1670) bemühte sich, Unsinn in der Genealogie zu vermeiden; ihn ergänzte Imhof (1683. 85). Mehr geschah im 18ten Jahrhundert. Gebhardi gab die älteren Lohmeierschen Stammtafeln (1730) verbessert heraus. Durch Hübners mühevolle genealogische Tabellen (4 Bde. quer Fol. 1725—33 und Sam. Lenzens Erläuterungen dazu 1756. 4.) machte die Wissenschaft bedeutende Fortschritte; doch führten sie erst Satterer (Abriß der Geneal. Gött. 1788. 8.), Pütter (Tabb. geneal. Gött. 1768. 4.) und Voigtel (1810) zu einer höhern Vollkommenheit. Q.

General, eine militärische Charge; bei den Deutschen Armeen ist der General mindestens Chef eines Regiments, bei den Französischen Heeren gibt es nur Brigade- und Divisionsgenerale, da jedes einzelne Regiment von einem Obersten commandirt wird. Generallieutenant ist der nächste nach dem General en Chef, und General-Major oder General-Wachtmeister der nächste nach diesem. General en Chef, der Obergeneral, der Oberfeldherr; General-adjutant, der Gehülfe des Generals, der seine Befehle empfängt und zur Vollziehung bringt. Generalstab, Etat-Major, besteht aus dem Oberbefehlshaber, dem Generallieutenant, Generalmajor, dem Adjutanten, dem Generalquartiermeister, dem Oberwagenmeister, dem Generalgewaltiger (oder Generalprofosen) und dem Oberkommissär mit ihren Unterbedienten; überhaupt versteht man unter Generalstab sämmtliche zum Hauptquartiere gehörige Stabsoffiziere. Generalquartiermeister ist derjenige Offizier des Generalstabs, der die Märsche und Bewegungen der Armee anzuordnen hat. Er bildet mit den ihm Untergeordneten den Generalquartiermeisterstab. General, in der Zusammensetzung mit Admiral, Feldmarschall, Feldzeugmeister, Feldwachtmeister: der oberste Admiral, Feldmarschall ꝛc. s. auch Feldmarschall, Feldzeugmeister ꝛc. General-Feldmarschalllieutenant, der nächste nach dem Generalfeldmarschall, z. B. bei der Kaiserlich Oesterreichischen Armee. Generalauditeur, der Oberkriegsrichter. Generalcapitain war in Holland der oberste Kriegsbefehlshaber, soviel als bei andern Mächten der Generalfeldmarschall. Generalat, das Amt und die Würde eines Generals; auch die Abtheilung einer Armee; desgleichen ein Landesbezirk, dessen Verfassung militärisch ist. Generalissimus, der Oberbefehlshaber der gesammten Kriegsmacht; besonders dann, wenn eine Armee aus den Truppen verschiedener Mächte zusammengesetzt ist. Generalität, die sämmtlichen Generale, die Generalschaft.

General, generalis, allgemein, was allen Arten einer Gattung (genus) zukommt, wird in Zusammensetzung mit vielen andern Worten gebraucht: Generalaccise, die allgemeine Steuer, die von allen Einwohnern und für alle Waaren entrichtet werden muß. Generaladvokat war sonst in Frankreich ein bei den Gerichtshöfen angestellter Sachwalter, der in allen den König, den Staat, die Kirche, oder einzelne Gemeinheiten, auch Minderjährige betreffenden Sachen dem von den Parteien selbst erwählten Advokaten beistehen und mit gutem Rath an die Hand gehen mußte. Generalcapitel, eine allgemeine Versammlung aller Stifts- oder Ordensmitglieder. General-Con-

troleur war in dem vormaligen Frankreich der oberſte Staatsminiſter, an welchen alle königliche Einkünfte abgeliefert werden mußten. Generalfiskal, der Oberfiskal. Generalgewaltiger, der Oberfeldpolizeirichter. General-Inſpector, der Oberaufſeher. General-Intendant, der Oberaufſeher über das Finanz-, Juſtiz- und Kriegsweſen; bei der Marine insbeſondere über die Häfen, Magazine und Zeughäuſer. Generalmarſch, der allgemeine Aufbruch oder Marſch des ganzen Heers oder Regiments. Generalpacht, der Pacht aller Einkünfte ganzer Provinzen oder großer Diſtrikte. Generalpauſe, in der Muſik, allgemeine Pauſe, wo alle Stimmen ſchweigen. Generalrevüe, die allgemeine Muſterung. Generalſturm, ein allgemeiner, von der ganzen Belagerungsmannſchaft unternommener Sturm auf den zu erobernden Ort. Generalſuperintendent, der Oberaufſeher der geſammten Geiſtlichkeit eines Landes. Generalvikar, der Stellvertreter des Biſchofs in der ganzen Diöces. Generale, ein allgemeiner Landesbefehl.

Generalbaß nennt man den Vortrag der Grundſtimme eines Tonſtücks, verbunden mit der Intonation aller einzelnen Accorde, aus denen die Harmonie des Ganzen hervorgeht. Gewöhnlich ſpielt man ihn auf einem Claviatur-Inſtrument, theils zur Verſtärkung der Harmonie, theils zur Erſetzung der Intervallen mancher Accords, die in den wenigſtimmigen Sätzen noch fehlen, und zur Ausfüllung der harmoniſchen Lücken, die öfters zwiſchen den Stimmen vorkommen. Wer demnach den Generalbaß ſpielen will, muß die Fertigkeit beſitzen, mit der Grundſtimme eines Tonſtücks zugleich die Folgen aller Accorde, woraus die Harmonie deſſelben beſteht, vorzutragen. Da dieſe Accorde und die in ihnen enthaltenen Hauptintervallen über den Noten durch Zahlen und Zeichen, die Signaturen, angedeutet ſind, ſo muß er auch eine genaue Kenntniß dieſer Bezifferung haben, die man bei Marpurg, Albrechtsberger, Bach, Türk und Müller findet. Erfinder dieſer Bezifferung war Viadana, zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts Kapellmeiſter an der Domkirche zu Mantua. Deshalb nennt man auch dieſe Bezifferung öfters die Italieniſche Tabulatur. dd.

Generalitätslande, hießen ſonſt in Holland diejenigen Lande, die nicht zu den vereinigten ſieben Provinzen, ſondern unmittelbar unter die Generalſtaaten gehörten, z. B. das Holländiſche Flandern, oder Brabant, der Holländiſche Antheil an Limburg und Geldern.

Generalſtaaten, ſ. Holland.

Generation, Geſchlechtsfolge, Menſchenalter-Kreis, iſt eine der unbeſtimmten Rechnungsarten der alten Chronologie, wo man nach dem Alter der Menſchen im Durchſchnitt rechnet. Herodot rechnet auf drei Menſchengeſchlechter 100 Jahre, andere Schriftſteller rechnen auf Ein Menſchengeſchlecht 30, 28, 22, Dionys von Halikarnaß 27 Jahre. Gewöhnlich rechnet man 30 Jahre. Wenn demnach Neſtor bei Homer ſagt, er habe bereits zwei Menſchengeſchlechter ſterben ſehen, ſo muß man, um ſein Alter zu beſtimmen, alſo rechnen: als er 30 Jahre alt war, war die Generation, oder das Menſchengeſchlecht ausgeſtorben, das 30 Jahr vor ihm geboren war; als er 60 Jahr alt war, war das Geſchlecht ausgeſtorben, das mit ihm zugleich geboren war, und nun lebte er mit dem dritten Geſchlecht, das geboren wurde, als er 30 Jahre alt war. Neſtor mußte demnach gegen 80 Jahre alt ſeyn. S. übrigens Menſchenalter. dd.

Geneſis, die; wird darum das erſte Buch Moſis genannt, weil

in demſelben von der Entſtehung der Dinge die Rede iſt. In der Griechiſchen Sprache nämlich bedeutet das Wort Geneſis: Zeugung, Geburt, Entſtehung. Die Alexandriniſchen Dolmetſcher, welche ungefähr 300 Jahre vor Chriſti Geburt das Alte Teſtament ins Griechiſche überſetzten, brauchten dieſes Wort, das erſte Buch Moſis zu bezeichnen, und aus dem Griechiſchen iſt dieſes Wort, in welchem es von dem erſten Buche Moſis gebraucht wird, in die lateiniſche und ſelbſt in die deutſche Sprache übergegangen. S. darüber Hebräiſche Literatur. N.

Geneſung. Im Allgemeinen der Uebergang von Krankheit zur Geſundheit. Die krankhafte Thätigkeit eines einzelnen Organs oder Syſtems im Körper hat ihr Ziel gefunden, die unterdrückt geweſenen Kräfte heben ſich wieder. Die Disharmonie der verſchiedenen Verrichtungen des Körpers löst ſich allmählig wieder in die vorige Harmonie auf, die überſpannten Thätigkeiten laſſen durch Erſchöpfung ihrer Kräfte oder durch Arzneimittel beſchränkt, allmählich nach, die ſchadhaften, dem organiſchen Körper fremdartig gewordenen Stoffe werden ausgeſchieden und fortgeſchafft; Ruhe und Harmonie der Verrichtungen des Organismus kehren wieder zurück. Dieſer Zuſtand fängt folglich ſogleich nach der glücklichen Kriſis (ſ. dieſ. Art.) der Krankheit an, und endigt da, wo völlige Geſundheit wieder eingetreten iſt. Die Krankheit verſchwindet nicht plötzlich aus dem Körper, ſondern nur allmählich. So wie im Innern des Organismus gewiſſe Veränderungen vorgingen, mittelſt welcher die Krankheit von Stufe zu Stufe bis zu ihrer Höhe ſtieg, eben ſo iſt ihr Gang auch ſtufenweiſe wieder rückwärts, oft durch die nämlichen innern Vorgänge, daher die Krankheitsſymptome nur eins nach dem andern abnehmen, und zwar in umgekehrter Ordnung ihres Eintretens, ſo daß die zuletzt erſchienenen zuerſt verſchwinden. Dieſer Rückgang von dem kranken Zuſtande zum geſunden geſchieht bald in langſamern bald in ſchnellern Schritten, daher der Zeitraum der Geneſung bald länger bald kürzer ausfällt, je nachdem die Krankheit ſchwer, oder nur leicht, ihr Verlauf langſam oder ſchnell, die Lebensenergie des Kranken ſtark oder ſchwach war, die Hülfe der Kunſt weniger oder mehr, unpaſſend oder zweckmäßig angewendet wurde u. ſ. w. Der Geneſungszuſtand ſelbſt iſt auch verſchieden nach dem Charakter und der Form der Krankheit. So iſt er z. B. anders nach einem Entzündungs-, anders nach einem Faulfieber, oder nach einem Nervenfieber, anders nach einem Catarrh, anders nach einer Lungenentzündung u. ſ. w. Es erhellet aus allem dieſem, daß Geneſung noch nicht Geſundheit ſelbſt iſt; es iſt ein eigner, zur Geſundheit hinführender Zuſtand, der jedoch eben ſo leicht theils zur vorigen, theils zu einer andern Krankheit wieder übergehen kann. In die vorige Krankheit kann er zurückfallen (ſ. Recidiv), wenn die Mittel zu bald ausgeſetzt werden, welche die Krankheit beſchränkten, oder wenn Diätfehler begangen wurden, welche den vorigen Krankheitszuſtand begünſtigten. In eine andere Krankheit kann er übergehen, wenn die dem vorigen Krankheitszuſtande entgegengeſetzten Mittel, welche den der Krankheit entgegengeſetzten Zuſtand hervorrufen ſollen, zu lange fortgeſetzt werden. Hiedurch kann der Kranke gerade in die entgegengeſetzte Krankheit verfallen, der von einem entzündlichen Fieber Geneſene kann z. B. durch Uebermaß von Blutentziehung oder ſchwächenden Arzneimitteln in ein ſogenanntes Faulfieber oder in ein hectiſches Fieber verfallen u. ſ. w. Ferner kann durch Mangel an gehörigem diäte-

tischem Verhalten, Uebermaß in Speisen und Getränken, Erkältung, Störung der kritischen Ausleerungen u. a. m., der Uebergang in eine andere Krankheit befördert werden. Hieraus ergibt sich von selbst, daß der Genesende den Vorschriften seines Arztes noch treulich nachkommen, und das seinem Zustande gemäße diätetische Verhalten genau beobachten muß. H.

Genethliacon, ein Geburtstagsgedicht. Genethliacus, ein Nativitätsteller.

Genetisch heißt eigentlich die Erzeugung betreffend, z. B. genetische Kraft, die Zeugungskraft. Genetische Erklärung ist eine solche, die nicht bloß die Merkmale einer Sache angibt, sondern zugleich ihre Entstehung darthut.

Genf, Französ. Geneve, an dem reizenden Genfer See, im ehemaligen Herzogthum Genevois gelegen, ist noch jetzt eine große, schöne, volkreiche und durch Handel und Fabriken wohlhabende Stadt. Der Rhone, welcher den See durchströmt, tritt bei Genf aus demselben heraus, und sondert die Stadt in drei ungleiche Theile, welche durch Brücken zusammenhängen. Vor der Französischen Revolution zählte Genf über 26,000 Einwohner; in den Gärten und nächsten Bezirken lebten 4000, und auf dem übrigen Stadtgebiete von 1¼ Quadratmeilen 46,000 Seelen; dagegen zählte man 1802 nur noch 23,000 Einwohner in der Stadt. Genf ist befestigt. Die herrschende Religion ist die reformirte. Den wichtigsten Nahrungszweig verschaffen der Stadt die Uhrmacher; in der blühendsten Periode des Handels zählte man 480 Meister und gegen 6000 Arbeiter, welche Uhren aller Art, und zwar mit getheilter Arbeit, verfertigten. An sie schließen sich die übrigen Metallarbeiter, welche die zur Uhrmacherkunst erforderlichen und andere mathematische und chirurgische Instrumente arbeiten. Sehr bedeutend sind auch die Kunstwerke der vielen Gold-, Silber- und Bijouteriearbeiter. Außerdem werden hier Zitze, Wollentücher, Musseline, Goldborten, seidene Zeuge, auch Porcellan verfertigt. Wenn diese ansehnlichen Fabriken den Wohlstand der Stadt emporbrachten, so erzeugte zugleich die vortheilhafte Lage am Genfer See einen bedeutenden Transitohandel; die Nähe der Französischen Gränze aber begünstigte einen einträglichen Schleichhandel. Genf erwarb auf diese Weise so ansehnliche Reichthümer, daß es vor der Revolution 120 Millionen Livres meist in den Französischen Fonds stehen hatte, die bei dem Umsturz aller bestehenden Einrichtungen in Frankreich größtentheils verloren gingen. Im Mittelalter war Genf einem Bischof und einem Grafen unterworfen, welche sich gegenseitig ihre Rechte streitig machten. Das Recht der Grafen kam endlich an die Herzoge von Savoyen, welche auch die Bischöfe auf ihre Seite zu ziehen wußten. Aber auch die Bürger hatten von den Kaisern viele Privilegien, und fügten sich nicht unbedingt den Herzogen und Bischöfen. Dadurch entstanden Streitigkeiten, welche die von den Franzosen gedrängten Herzoge nicht mit sonderlichem Nachdruck gegen die von den Schweizern begünstigten Genfer führen konnten. Im J. 1524 entledigte sich die Stadt des herzoglichen Vicedoms, und 9 Jahre darauf auch des Bischofs, indem sie öffentlich zur reformirten Lehre übertrat. Mehrere herzoglich gesinnte Familien wurden verbannt. Dafür hatte sie lange gegen die Ansprüche der Herzoge zu kämpfen, welche im J. 1602 den letzten Versuch machten, die Stadt durch eine Ueberrumpelung in ihre Gewalt zurückzubringen. Das Unternehmen mißlang, und jährlich wurde seitdem zum

Andenken daran am 12. December das Escaladefest gefeiert. Im J. 1603 endlich kam unter Vermittlung von Bern, Zürich und Heinrich IV. von Frankreich ein Vergleich zu Stande, kraft dessen Savoyen allen Ansprüchen entsagte, und jene drei Vermittler Genfs freie Verfassung garantirten. Diese Verfassung war ein Gemisch von Demokratie und Aristokratie. Die Bürger bildeten das Conseil general oder souverain, welches die gesetzgebende Macht haben und über die wichtigsten Staatsangelegenheiten entscheiden sollte. Aus diesen Bürgern war ein großer Rath, anfangs von 200, und später von 250 Personen, und aus diesem wieder ein kleiner Rath von 25 Personen unter dem Vorsitz des Syndicus gezogen. Diese hatten die vollziehende Macht, die Verwaltung der öffentlichen Kasse und die Besorgung der täglichen Geschäfte. Schon 1536 ward festgesetzt, daß eine Sache, um an den großen Rath zu kommen, erst im kleinen Rath genehmigt, und um an die Bürgerschaft zu kommen, zuvor im kleinen und großen Rath gebilligt seyn müsse. So bestand die Regierung lange zur Zufriedenheit der Bürger, bis sie allmählig in Herrschsucht und Oligarchie auszuarten anfing; einzelne bedeutende Familien bemächtigten sich der wichtigsten Aemter ausschließlich und behandelten die Bürger als Gebieter. Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit äußerte sich im Laufe des 18ten Jahrhunderts anfangs in Murren und nachher häufig in thätlichen Ausbrüchen, und in dem Wunsche nach einer gerechtern Verfassung. Man nannte die Klagenden Repräsentans, die Anhänger der Rathsfamilien aber Negatifs. Das Uebel mehrte sich noch durch die alte Verfassung Genfs, vermöge welcher die Einwohner in drei Klassen getheilt waren, nämlich in Citoyens, oder solche Bürger, die von ihren Voraltern her Bürger waren und zu allen Aemtern und Würden gelangen konnten; in Bourgeois, die von neuen, aus der Fremde gekommenen, Bürgern, deren Nachkommen man erst die vollen Bürgerrechte ertheilte, abstammten, und zwar in der allgemeinen Versammlung erscheinen, aber weder in den Rath kommen, noch Würden bekleiden konnten; und endlich in Habitans oder schutzverwandte Einwohner, die kein Bürgerrecht hatten; die Nachkommen der letztern hießen Natifs, Eingeborne. Alle diese Klassen hatten Ursach zur Unzufriedenheit, und eben dadurch gelang es dem kleinen Rath, sich lange in seinen Vorrechten zu erhalten. Endlich aber gewann 1781 der allgemeine Unwille gegen die Aristokratie einen heftigen Ausbruch. Er wurde jedoch von den vermittelnden Mächten, vorzüglich von dem Französischen Minister Vergennes, mit gewaffneter Hand zum Vortheil der Oligarchie entschieden, und die Folge davon war, daß viele Familien nach Costanz, Neufchatel, England und Amerika auswanderten und ihren Kunstfleiß dahin brachten. Eine spätere Revolution im Jahre 1789 stellte zwar die Bürgerrechte mit mehr Bestimmung, als bisher der Fall gewesen, wieder her, und mehrere Ausgewanderte und Verwiesene kehrten zurück, aber schon zeigten sich die nachtheiligen Wirkungen der Französischen Revolution, und während der Schreckenszeit (1792) wußte der Resident Soulavie, von seiner Regierung unterstützt, die abscheulichen Scenen, welche damals in Frankreich wütheten, auch hier hervorzubringen. Viele Bürger verloren ohne Proceß Heimath, Vermögen und Leben. Nachdem auf diesen Sturm eine Ruhe von wenigen Jahren gefolgt war, besetzten 1798 Französische Truppen die Stadt, welche nunmehr der Republik Frankreich einverleibt ward. Genf ward die Hauptstadt des Departements Leman, und man bemühte sich, den ehemaligen Flor wieder herzustellen. Die Uni-

versität, welche 1368 gestiftet und 1538 erneuert worden, wurde durch ein Lyceum ersetzt und 1802 ein Seminarium errichtet, in welchem alle Reformirte studiren mußten, die in Frankreich zu geistlichen Aemtern gelangen wollten. Am 30. December 1813 ging Genf nach kurzer Kanonade mit Capitulation an die Verbündeten über. Es hat seitdem aufgehört zu Frankreich zu gehören, und vereinigte sich wieder, als ein neuer Canton, mit der schweizerischen Eidgenossenschaft. Im Aug. 1814 gab sich der wieder hergestellte Staat, unter Genehmigung der Bevollmächtigten der hohen Alliirten, eine Constitution. Vermöge derselben besteht der Repräsentations- oder große Rath, der von den Bürgern gewählt wird, die Auflagen und Ausgaben bestimmt, die Aufsicht über das Militärwesen führt, alle Stellen besetzt, die Tagsatzung beschickt, und für Erhaltung der Constitution sorgt, aus 278 Mitgliedern, wovon jährlich 30 austreten. Der Staatsrath besteht aus 23 Gliedern, die zugleich Glieder des großen Raths sind, und alle Jahre neu gewählt werden. Er hat die vollziehende Gewalt, die Aufsicht auf den Cultus, die Lehranstalten und die Policey, und die Leitung der auswärtigen Geschäfte. Ihm stehen 4 Syndicus vor. Es besteht ein Civil- ein Ober- und ein Revisionsgericht. — Durch den Artikel 1. c. des Pariser Traetats vom 20. Nov. 1815 erhielt der Canton Genf, durch die Abtretung, welche Frankreich von dem Lande Gex machte, eine nicht unwichtige Gebietsvergrößerung. Unter den Sehenswürdigkeiten in und um Genf zeichnen wir noch aus: das Haus, in welchem Rousseau geboren worden, neben dem sogenannten Chateau royal am Eingang einer breiten Straße; Calvins Grabmal, ohne Inschrift und Monument; das Cabinet von Sauſsüre, das schönste in der Schweiz, und Ferney, anderthalb Stunden von Genf, welches allmählig verfällt, dessen untere Zimmer aber noch unverändert so sind, wie sie Voltaire bewohnte; die Gletscher von Chamonny, eine Tagreise von Genf u. s. w. Der Genfer See, dessen Länge 20 und dessen größte Breite 5 bis 6 Stunden beträgt, hieß bei den Römern Lacus Lemanus, weshalb ihn die Franzosen Lac Leman nennen. Er ist sehr tief und fischreich und friert nie zu.

Gengis-Khan (Dschingis-Khan), einer der größten Eroberer und Länderverwüster, der Sohn des Mongolenkhans Yesu-Kai († 1176), wurde im J. 1163 zu Dilun geboren, und trat in einem Alter von 13 Jahren die Regierung an. Eine fast allgemeine Verschwörung aller der mongolischen Horden, die sein Vater sich unterworfen hatte, nöthigte ihn, sich zu Aveek-Khan, einem Tatarischen Fürsten, zu flüchten. Des Schutzes, den dieser ihm gewährte, machte er sich dadurch werth, daß er ihm in den Kriegen sowohl gegen seine Nachbarn als auch gegen seinen Bruder, der ihm die Krone entrissen hatte, die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Gengis-Khan setzte ihn wieder auf den Thron, und erhielt von ihm die Hand seiner Tochter. Er hatte sich jedoch einen Undankbaren verpflichtet, der seinen Untergang beschloß. Gengis-Khan nahm die Flucht, und wurde von Aveek-Khan und Schokan, dessen Sohne, verfolgt. Er schlug den einen und den andern. Dieser Sieg weckte seine Herrschsucht; in weniger als 22 Jahren bezwang er das Reich Tangut und einen großen Theil von China, brachte das mächtige Chowaresmische Reich in Persien und Indien (das aus einer Statthalterschaft der Seldschukischen Türken erwachsen war) unter seine Gewalt, und machte Eroberungen bis tief in Rußland hinein und bis an den Dnieper. Nie, weder vor noch

nach ihm, hat ein Eroberer mehr Völker sich unterworfen. Seine Herrschaft erstreckte sich über ein Land, das vom Mittag nach Mitternacht 500 Meilen, und vom Morgen nach Abend fast noch einmal so viel maß. Aus diesem Grunde nahm er im J. 1206 den Titel Dschingis-Khan, d. i. der größte Khan, an, unter welchem er bekannter ist, als unter seinem eigentlichen Namen Temudschin. Seine 4 Söhne, die er zu seinen Generalstatthaltern ernannte, wetteiferten mit einander in der pünktlichsten Vollziehung seiner Befehle, und waren die Werkzeuge seiner Siege. Er rüstete sich, die Eroberung von China zu vollenden, als ihn eine Krankheit in der Mitte seiner Triumphe hinwegraffte. Er starb im Jahre 1227. Groß als Fürst und Feldherr verstand er eben sowohl Völker zu beherrschen als zu unterwerfen. Er gab den Tataren Gesetze. Der Ehebruch wurde ihnen um so härter verboten, als ihnen die Vielweiberei erlaubt war. Eine strenge Disciplin ward bei der Armee eingeführt. Dennoch war seine Regierung eine fast ununterbrochene Reihe von Verwüstungen. Städte wurden zerstört, aber nicht wieder aufgebaut, wenn man Bokhara, das er gründete, und einige andere, die er herzustellen erlaubte, davon ausnimmt. Er theilte seine Staaten unter seine vier Söhne. Zum Groß-Khan der Tartarei erklärte er Otkai, seinen dritten Sohn, dessen Nachkommenschaft in dem Norden von China bis in die Mitte des 14ten Jahrhunderts herrschte. Tuschi bekam Turkestan, Bactriana, Astrakan und das Land der Usbeken. Ein Sohn desselben, mit Namen Batou-Khan, drang bis nach Polen, Dalmatien, Ungarn und bis vor die Thore von Constantinopel. Die tatarischen Fürsten der Krimm und die Usbeken-Khans stammten von ihm ab. Tuli, oder Tuli-Khan, ein anderer Sohn Gengis-Khans, erhielt schon bei Lebzeiten des Vaters Persien, Chorasan und einen Theil von Indien. Zagathai endlich, der vierte Sohn, herrschte in Transoxiana, einem Theil von Indien und in Tibet. Gaubil hat die Geschichte Gengis-Khan's mit vieler Gelehrsamkeit geschrieben.

Genie, das; ist etwas so Geheimnißvolles in der menschlichen Natur, daß sich nur mit Schwierigkeit eine deutliche und bestimmte Erklärung davon geben läßt. Seinen Namen hat es vom Lateinischen Worte Genius, indem man sich einbildete, daß gewissen mit vorzüglicher Energie des Geistes wirkenden Menschen ein höheres Wesen oder ein Genius beiwohne, der sie begeistere. Das Genie äußert sich nämlich dadurch, daß es in einer gewissen Art menschlicher Thätigkeit mehr als das Gewöhnliche leistet, das Alte neu gestaltet oder ganz Neues erfindet, und überhaupt in seinen Hervorbringungen original ist. Daher ist Originalität eine nothwendige Folge der Genialität, und es ist eigentlich ein Pleonasm, wenn man sich des Ausdrucks Originalgenie bedient. Die Genialität setzt also voraus, daß der Mensch, in welchem sie angetroffen wird, mit einer weit höhern Geisteskraft, als andre Wesen seiner Gattung, von der Natur ausgestattet worden ist. Sie gehört also nicht zu den allgemeinen Bestimmungen der menschlichen Natur, sondern zu den besondern Modifikationen der Kräfte, wodurch sich einzelne Menschen vor andern auszeichnen und sie in ihrer Wirksamkeit übertreffen. Mit einem Worte, die Genialität gehört zu der Individualität, und da diese unbegreiflich ist (denn es läßt sich auf keine Weise erklären, wie es zugeht, daß ein Subjekt, welches zu einer Gattung von Wesen gehört, sich doch von den übrigen Wesen seiner Gattung durch eigenthümliche Merkmale unterscheidet):

so ist auch die Genialität etwas Unbegreifliches, und wird daher als etwas Ursprüngliches oder Angebornes betrachtet. Das Genie zeigt sich aber nicht in allen Arten menschlicher Wirksamkeit als Genie, sondern erscheint oft, aus seiner Sphäre herausgerissen, als ein Wesen ganz gewöhnlicher Art. Der geniale Dichter z. B. ist darum nicht auch ein genialer Philosoph, und der geniale Staatsmann ist darum nicht auch ein genialer Kriegsmann. Man unterscheidet daher mit Recht verschiedene Arten der Genialität, als: Künstlergenie, wissenschaftliches, politisches, militärisches Genie u. s. w.; und selbst diese Arten lassen sich wieder in Unterarten zerfällen, so daß z. B. Mozart ein musikalisches, Klopstock ein dichterisches, Raphael ein malerisches, Newton ein mathematisches, Kant ein philosophisches Genie u. s. w. heißt. Ein Universalgenie im strengsten Sinne hat es nie gegeben, und wird es auch nie geben, da die intensive Stärke, mit der eine Geisteskraft in ihrer Wirksamkeit über die übrigen hervorragt, eben diese in ihrer Wirksamkeit beschränkt. Daher haben große Künstler selten oder nie etwas Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der Wissenschaften geleistet. Doch hat es Männer gegeben, welche in mehrern Zweigen der Kunst oder der Wissenschaft zugleich mit Genialität arbeiteten. So war Michel Angelo ein eben so genialer Bildhauer als Maler, und Leibnitz ein eben so großer Mathematiker als Philosoph. Uebrigens sagt man eben sowohl, es habe Jemand Genie, als es sey Jemand ein Genie. Dort bedeutet Genie so viel als Genialität, hier ein Subjekt, dem diese zukommt. — Die Geniesucht ist eine Krankheit, an der unser Zeitalter sehr zu leiden scheint. Sie kündigt sich vornehmlich durch ein affektirtes Wesen in der Behandlung der Kunst oder Wissenschaft an. Doch gab es zu allen Zeiten solche affektirte Genies. Daher sagte schon Lessing: Wer mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier. Und der Wandsbecker Bote gab in seinen Werken (Thl. 3. S. 28.) folgende Nachricht vom Genie:

Ein Fuchs traf einen Esel an.
Herr Esel, sprach er, jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen großen Mann.
Das wäre! fing der Esel an,
Hab' doch nichts Närrisches gethan?

D.

Genien. Was bei den Griechen die Dämonen (s. Dämon), waren bei den Römern die Genien, über welche wir, zur Vollendung dieses Artikels, nichts besseres thun können, als Wieland sprechen zu lassen. Nach einem Glauben der Römer, sagt er, der ihnen fast mit allen Völkern des Erdbodens gemein war, hatte jeder Mensch seinen eigenen Genius, d. i. einen Naturgeist, der ihn ins Leben einführte, ihm im Laufe desselben immer zur Seite war, und ihn wieder aus demselben hinaus geleitete. Die Genien der Weiber hießen Junonen; die Knechte schwuren bei dem Genius ihrer Herren, die Mägde bei der Juno ihrer Frauen, und das ganze Römische Reich beim Genius Augusts und seiner Nachfolger. Wie die Religion der Griechen und Römer überhaupt an keinen festen Lehrbegriff gebunden, sondern in ihrem Glauben alles unbestimmt, schwankend und willkührlich war, so war auch über diesen Artikel nichts festgesetzt; und wer Lust hatte, glaubte entweder zwei Genien, einen weißen und guten, dem er alles Glückliche, und einen bösen, schwarzen, dem er alles Widerwärtige, was ihm begegnete, zuschrieb; oder nur Einen, der, wie Horaz (Briefe II, 2.) sagt, weiß und schwarz zugleich, und, je nachdem

sich der Mensch aufführte, ihm hold oder unhold sey. Daher die Redensarten, einen erzürnten Genius haben, seinen Genius besänftigen, seinem Genius gütlich thun u. dergl. Je nachdem der Genius eines Menschen stärker, mächtiger, verständiger, wachsamer, kurz, je vollkommener er seiner eignen Natur nach, und je gewogner er dem Menschen war, der unter seinem Schutze und Einflusse lebte: je besser stand es um diesen Menschen, und je größer waren seine Vorzüge vor Andern. So warnte z. B. ein Aegyptischer Geisterseher den Antonius vor seinem Collegen und Schwager Octavius. Dein Genius, sagte er, fürchtet den seinigen. Zwar ist er von Natur groß und hohen Muthes, aber so wie er sich dem Genius dieses jungen Menschen nähert, schrumpft er zusammen, wird klein und feig. Der Glaube der Alten an die Genien (denn nicht nur jeder Mensch, sondern jedes andere natürliche Wesen hatte den seinigen) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorstellungsart von dem allgemeinen, sich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geist. Das, was jedem Dinge Bestandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieses gemeinschaftlichen Naturgeistes; daher nennt Horaz den Genius den Gott der menschlichen Natur. Er ist nicht der Mensch selbst, aber er ist das, was einen Jeden zum individuellen Menschen macht. Seine Persönlichkeit ist an das Leben dieses Menschen geheftet; und so wie dieser stirbt, verliert sich sein Genius wieder in dem allgemeinen Ocean der Geister, aus welchem er, bei dessen Geburt, ausgeflossen war, um der Portion von Materie, woraus dieser Mensch werden sollte, seine individuelle Form zu geben, und dieses neue Gebilde zu beleben und zu beseelen. Daher nennt ihn Horaz mortalem in unumquodque caput. Da die Griechen alle unsichtbaren Dinge und alle abgezogenen Begriffe mit schönen menschenähnlichen Gestalten zu bekleiden gewohnt waren: so erhielt auch der Genius der menschlichen Natur die seinige. Er wurde als ein Knabe, oder in dem Alter zwischen Knaben und Jüngling mit einem geschürzten Gewande leicht bekleidet, und mit Blumen oder einem Zweige von Maßholder umkränzt, oder auch nackt und geflügelt abgebildet, wie der Genius in der Villa Borgheſe, von dessen Schönheit Winkelmann so entzückt war.

Genlis (Brulart von Sillery, Gräfin von). Diese berühmte und fruchtbare Schriftstellerin war ehemalige Gouvernante der Kinder des Herzogs von Orleans, Schwester des Marquis Ducrest und Gemahlin des Grafen Sillery, eines Mannes von vielem Verstande und durchdringendem Beobachtungsgeist, der ein Vertrauter von Orleans und muthmaßlich ein Beförderer seiner ehrgeizigen Absichten war. Als Conventsdeputirter erhielt er verschiedene wichtige Aufträge, wurde aber, da er die Girondepartei zu begünstigen schien, mit den Häuptern derselben am 31. Okt. 1793 zum Tode verurtheilt. Er schleppte sich auf seinen Krücken zum Blutgerüste, und brachte seinen mit Narben bedeckten Körper, mit dem er in Indien eben so glücklich als rühmlich gefochten hatte, dem Vaterlande mit Standhaftigkeit zum Opfer dar. Seine Gemahlin hatte schon früher Frankreich verlassen. Als eine Dame, die bei ihrem Eintritt in die Welt sich durch empfehlende Talente, gebildeten Geist und angenehme Gestalt bemerkbar machte, und sich früh vermählte, hatte sie Gelegenheit, sich bei guter Zeit die Farben zu ihren spätern Gemälden zu mischen. Gemacht zur Beobachterin der Gesellschaft, von der sie auf eine bewundernswürdige Art die Lächerlichkeiten aufzufassen, mit Feinheit alle Nüancen zu unterscheiden, und geschickt alle Treulosigkeit zu ahnden versteht

lieferte sie Schriften, die mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurden. In das Gewebe der Revolution war sie nie verwickelt gewesen; vielmehr hatte sie sich seit Ende des Jahrs 1791 mit ihren Zöglingen in England aufgehalten; allein als Führerin der jungen Herzogin von Orleans und als angebliche Vertraute ihres Vaters war sie verdächtig geworden, und würde in Frankreich nie haben sicher leben können. Sie ging daher nach den Niederlanden, kam daselbst in abermaligen Verdacht, mit Dumouriez in Verbindung zu stehen, und mußte nach der Schweiz flüchten. Dort lebte sie eingezogen in einem Kloster zu Bremgarten, einige Meilen von Zürich. Als sich aber nachher die Tochter des Herzogs von Orleans zu ihrer Tante, der Prinzessin von Condé, nach Freiburg begab, reiste sie mit ihrer noch einzig übrigen Pflegetochter, Henriette Sercey, ab, und traf im Juli 1794 in Altona ein, wo sie in einem abgelegenen Hause in klösterlicher Einsamkeit für die Wissenschaften lebte und einige Schriften ausarbeitete. Daß ihr der Aufenthalt in den Preußischen Staaten versagt wurde, war eine Folge der dort bestehenden Verordnungen gegen alle Französische Ausgewanderte. Als Bonaparte an die Spitze der Regierung trat, kehrte sie nach Frankreich zurück und erhielt 1805 von der Regierung eine Pension von 6000 Franken. Die Verdienste der Frau von Genlis sind entschieden. Sie ist eine liebenswürdige Schriftstellerin, deren Werke im Fache der Erziehung desto größeres Aufsehen machten, je weniger man etwas vorzügliches in dieser Art in Frankreich erwartete. Ihre Werke charakterisiren sich durch eine leichte und gefällige Schreibart und durch edle und moralische Grundsätze, welche die Verfasserin überall zu verbreiten sucht. Die meisten davon sind auch ins Deutsche übersetzt worden.

Genoveva, die heilige, (Ste Geneviève): 1) geb. zu Nauterre 5 Meilen von Paris 422, um die Zeit Pharamunds, des ersten Königs von Frankreich. St. Germain, der Bischof von Auxerre, bemerkte frühzeitig an ihr einen besondern Beruf zur Heiligkeit, und rieth ihr, das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit abzulegen, welches sie auch dem Bischof von Paris ablegte. Nach ihrer Eltern Tode begab sie sich ganz nach Paris. Jedermann wollte hier flüchten, als Attila mit seinen Hunnen nach Frankreich brach; Genoveva trat auf mit der Verkündigung völliger Sicherheit, wofern man sie nur durch eifriges Gebet erflehe. Attila zog aus der Champagne nach Orleans, ging von da nach Champagne zurück, ohne Paris zu berühren, und wurde 451 geschlagen: dies gründete denn der Genoveva Ruf für immer. Bei einer großen Hungersnoth fuhr sie auf der Seine von Stadt zu Stadt, und brachte bald 12 große Schiffe voll Korn zurück, das sie unentgeltlich unter die Nothleidenden vertheilte: dies befestigte ihr Ansehn, und sie wurde von Meroväus und Chilperich sehr hoch gehalten. Zum Rufe ihrer Heiligkeit trug übrigens nicht wenig bei, daß sie von ihrem 15ten bis zum 50sten Jahre nichts als Gerstenbrod und Bohnen, und auch diese nur alle zwei bis drei Wochen einmal, nach ihrem 50sten Jahre aber erst etwas Fisch und Milch genoß. Im Jahre 460 erbaute sie über die Gräber des heil. Dionysius, Rusticus und Elentherius bei dem Dorfe Chastevil eine Kirche, und Dagobert stiftete nachher hier die Abtei St. Denys. Im Jahre 499 oder 501 starb sie, und wurde in der unterirdischen Kapelle beigesetzt, welche St. Denys den Aposteln Paulus und Petrus geweihet hatte. Chlodwig hatte auf ihre Bitte eine Kirche darüber erbaut, welche nachher, so wie die dabei gestiftete Abtei, nach der Genoveva selbst benannt wurde. Eine andre Kirche dieser Heiligen wurde an die Kirche de notre Dame angebaut: Ihre

Reliquien werden in der erstern verwahrt. Mit dieser Heiligen darf man nicht verwechseln — — 2) die heilige Pfalzgräfin Genoveva, geborne Herzogin von Brabant, welche von ihrem Gemahl Siegfried, angeschuldigten Ehebruchs halber, zum Tode verurtheilt, aber gerettet ward, worauf sie 6 Jahre lang in einer Höhle von bloßen Kräutern lebte, bis ihr Gemahl sie wieder fand, und heimführte. Von ihr erzählt unser Volksbuch: Eine schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig betrengten heil. Pfalzgrä-fin Genoveva, wie es ihr in Abwesenheit ihres herz-lieben Ehegemahls ergangen. Cöln und Nürnberg. „Unter allen den verschiednen Büchern dieser Gattung — sagt Görres — ist die Genoveva durchaus das geschlossenste und am meisten ausgerundete, stellenweise ganz vollendet, und in seiner anspruchlosen Natürlichkeit unübertreflich ausgeführt, im Ganzen in einem rührend unschuldigen Ton gehalten, kindlich, ungeschmückt und in sich selbst beschattet und erdunkelnd in heiligem Gefühl. Und so war es denn werth, zwey treffliche Dichter zu begeistern. Tieck, daß er uns in seinem Gedichte, wie ein Zauberer im Kristalle, die ganze romantische Liebe in einem zarten Luft- und Glut- und Farbengewebe aus einer lichtklaren Morgenröthe kunstreich zur Gestalt gebildet, zeigt, und der Maler Müller, in seinem Fragmente, die Heilige als eine Hünenjungfrau vom Riesengebirge malt. Unendlich bescheiden steht das Volksbuch hinter diesen Efulgurationen der poetischen Kraft, aber in dem ruhigen, stillen, lieblichen Schein, in dem es strahlt, bricht derselbe poetische Geist, nur leise phosphorescirend hervor, der in Tiek's und Müllers Werken in lichten Flammen aufbrennt und glüht.“ Das Volksbuch ist gearbeitet nach der Schrift des Pater Cerizier's: L'innocence reconnue, das in einem prestidien, geschraubten Tone die Begebenheiten erzählt, und sich dabei auf des Puteanus St. Genovevae Iconismus, Raderi Bavaria pia und Auber le Mires Chronicon belgicum a Jul. Caesare ad annum 1636, als seine Gewährsmänner beruft. Der deutsche Bearbeiter, indem er das Buch zum Grunde legte, hat eine ganz verständige Auswahl, und zugleich mit ihr den Ton getroffen, der einer Schrift dieser Art zukommt. Die Legende von der heiligen Genoveva hat Christof Schmid sehr glücklich für den Zweck der Erbauung bearbeitet, unter dem Titel: „Genoveva, eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Alterthums, neu erzählt für alle gute Menschen, besonders für Mütter und Kinder: 3. Augsp. 810.“ — dd.

Gensd'armes. Mit dieser Benennung bezeichnete man in Frankreich anfänglich die Masse des bewaffneten Volkes (gens armata), nachher aber, als ein stehendes besoldetes Heer errichtet ward, erhielt diesen Namen ein Corps schwerer Cavallerie, in welchem die Hauptstärke der Armee bestand. Diese Gensd'armes waren mit Helmen, Cüraſſen, Pistolen, gepanzerten Pferden ꝛc. versehen, wovon sie seit Ludwig XIV. Carabiner, Pistolen und Degen beibehielten. Sie hatten theils die Dienste beim König zu versehen, theils machten sie das erste Corps der französischen Cavallerie aus; übrigens waren es lauter Edelleute und gehörten zu den königlichen Haustruppen. Zur Zeit der Revolution wurden sie aufgehoben. Seitdem bekam den Namen der Gensd'armerie ein anderes Corps bewaffneter Leute im Dienste der Nation, welches an die Stelle der ehemaligen Marechaussée zur Sicherheit der Republik, besonders der Landstraßen errichtet wurde, und welche vorzüglich Landstreicher, Räuber ꝛc. aufsuchen, Zusammenrottungen

zerstreuen, und überhaupt auf alles, was der öffentlichen und persönlichen Sicherheit nachtheilig seyn könnte, genau Acht haben mußten. Sie dienten zu Fuß und zu Pferde, standen unter den administrirenden Corps und waren erst in 28 Legionen getheilt, wurden aber nachher (18 . .) auf 34 Legionen, meist von 2 — 3 Schwadronen, vermehrt, welche in die verschiedenen Departements vertheilt waren. Bei der kaiserlichen Garde stand ein Regiment Eliten-Gensd'armerie von 2 Schwadronen, und 6 Legionen hatte man in Spanien. Ihr Ansehen geht so weit, daß jeder, besonders auch vom Militär, dem sie Arrest oder überhaupt Ruhe ankündigten, sogleich gehorchen muß. Dagegen sollten auch nur Leute von erprobter Rechtschaffenheit, die 10 Jahre lang ohne Tadel gedient haben, zu solchen Stellen genommen werden. Das französische Institut der Gensd'armerie ist in den meisten Staaten des Rheinbundes nachgeahmt worden, und da man in demselben eines der wirksamsten Hülfsmittel für die verhütende, beobachtende und verfolgende Policey gefunden, so hat sie sich bis itzt erhalten und immer mehr ausgebildet.

Genserich (Geiserich, Gaiserich, Gizerich, Ginzerich) war ein unehelicher Sohn des Vandalenkönigs Godegisklus. Nach dessen Tode kam (im 2ten Jahrzehend des 5ten Jahrhunderts nach Chr.) sein ehelicher Sohn Gunderich zur Regierung. Da dieser aber noch sehr jung und wenig regsam war, Geiserich hergegen ein erwachsener und eben so kluger als tapferer Jüngling, so ward Er in der That, was jener nur hieß, König. 428 starb Gunderich, wie es scheint, nicht ohne Geiserichs Zuthun. Die Schriftsteller seiner Zeit entwerfen von ihm folgendes Gemälde: „der Bau seines Körpers versprach nicht viel; er war von mittlerer Größe und durch einen Sturz vom Pferde hinkend. Nichts destoweniger verstand er alle Waffenübungen aufs vollkommenste, und was die Natur dem Körper entzogen, das hatte sie an Geisteskräften ihm ersetzt. Er war der scharfsichtigste Sterbliche. Viel sprach er nie, aber seine Seele drang in das Innere der Gegenstände. Schwelgerei war ihm verhaßt, den Zorn aber konnte er nicht bändigen: etwas zu erhaschen benutzte er jede Gelegenheit; Völker an einander zu hetzen, Samen der Uneinigkeit auszustreuen und Haß zu brüten, war er immer bereit." Seine Zeit bot ihm dazu genug Gelegenheit. Zu Rom regierte im Namen des minderjährigen Valentians III. seine Mutter Galla Placidia, und zwar, bei des Aëtius und Bonifacius Leitung, ziemlich glücklich. Zum Unglück des Staates jedoch waren beide die ärgsten Feinde, und jeder lauerte heimlich auf Gelegenheit, den andern zu stürzen. Als Bonifacius nun von Placidien, zur Belohnung seiner wirklich großen Verdienste um ihre Person, die wichtige Statthalterschaft von Afrika erhalten hatte, gelang es des Aëtius Intrigue, der Regentin seine Treue verdächtig, dem Bonifacius aber glauben zu machen, sein Leben sey gefährdet. Da er sich auf ergangene Zurückberufung nicht stellte, sendete man Truppen gegen ihn, und er, wohlwissend, daß seine Macht der römischen nicht gewachsen sey, sah sich nach Hülfe um. Die nächsten Nachbarn von Afrika waren die Vandalen in Spanien. Deren Regenten Gunderich und Geiserich schlug er vor, nach Afrika zu kommen, das Land in 3 Theile zu theilen, und gemeinschaftlich einander gegen jeden auswärtigen Feind zu schützen. Während dieser Zeit starb Gunderich, und Geiserich, der die Regierung an sich gerissen hatte, rüstete sich mit Macht zu diesem Zuge. In Spanien war er durch die Nachbarschaft der übermächtigen Gothen stets bedroht, in Afrika, dessen glückliche Lage nicht wenig reitzte, hatte er keinen Feind zu fürchten; Bewegungsgrund genug zu

einem Abenteuer, das noch obenein die Gedanken von dem unrechtmäßigen Beſitz ſeiner Herrſchaft abzog. Er ſammelte demnach alle Vandalen und Alanen nebſt ihren Familien an der Küſte von Bätika, und ſegelte im Mai 429 unweit Gibraltar ab ins gegenüber liegende Mauretanien. Schrecken verbreitete ſich bei ſeiner Ankunft durch ganz Afrika. Die Einwohner flohen in Wüſten, Gebirge und Höhlen, denn die Vandalen verwüſteten, verheerten und ermordeten was ihnen aufſtieß. Mittlerweile aber war des Bonifacius Unſchuld entdeckt, und gern wäre nun dieſer der vandaliſchen Hilfe überhoben geweſen. Da Bitten und Drohungen bei Geiſerich nichts vermochten, ging Bonifacius ihm entgegen, ward aber geſchlagen, und ſo ein zweites Mal mit allen von Rom und Conſtantinopel erhaltenen Verſtärkungen. Geiſerich blieb Meiſter des eingenommenen Landes, und ein mit Valentinian geſchloßner Friede beſtätigte ihm den Beſitz. Etliche Jahre darauf riß er auch, mitten im Frieden, Karthago an, eroberte es, und ſtiftete nun in Afrika ſein neues Vandalenreich. Auf Befehl des Land- und Waſſerkönigs, welchen Titel Geiſerich annahm, wurden in Karthago ſogleich alle goldnen und ſilbernen Kirchengefäße auf die Burg gebracht, die katholiſchen Kirchen verſchloſſen, oder den Vandalen (die als Arianer die Katholiken eben ſo haßten als ſie von ihnen gehaßt wurden) zum Privatgebrauch angewieſen, und die Geiſtlichen aus ihren Wohnungen vertrieben. Die Einwohner mußten bei Lebensſtrafe Geld und Koſtbarkeiten nach Hofe liefern, wobei Geiſerich ſich ſo ſtreng gegen den Adel, als vorher gegen die Geiſtlichkeit, bewies; das Volk ſcheint er mehr geſchont zu haben. Um ſich vor äußerm Ueberfall zu ſichern, raſtete er jetzt nicht, bis er eine Flotte geſchaffen und ſeine Vandalen zu Seeleuten umgebildet hatte, womit er nun häufig nach Sicilien und Italien überſetzte, verheerte und plünderte. Dieſe unaufhörlichen Einfälle bewogen zwar endlich den morgenländiſchen Kaiſer Theodoſius II. dem abendländiſchen, Valentinian III. zu Hülfe zu kommen, und es erſchien eine anſehnliche griechiſche Flotte auf Sicilien: allein da Attila, zur Unterſtützung Geiſerichs, mit einem Einfall ins griechiſche Reich drohte, ſo blieb dies ohne Erfolg. Mittlerweile aber hatte ſich eine Verſchwörung der Vandalen ſelbſt gegen Geiſerich entſponnen. Er entdeckte und unterdrückte ſie, ſchnell aber ſtreng, denn nicht die wirklichen Theilnehmer nur, auch alle wahrſcheinlichen Mitwiſſer wurden getödtet. Dies Loos traf auch Gunderichs Gemalin, die erſäuft, und ihre 10 Kinder, die auf andre Weiſe hingerichtet wurden, denn es ſcheint, daß zu deren Gunſten die Verſchwörung gemacht war. Die Zeit des Friedens benutzte er zu vielen nützlichen und ſtaatsklugen Einrichtungen, zugleich aber auch zu Verfolgung und Unterdrückung der Katholiken. Dreizehn Jahre lang dauerte dieſer Friede, nach Valentinians Tode aber begannen neue Kriege, die erſt wenige Jahre vor Geiſerichs Tode endeten. Maximus hatte, aus Rache für die verletzte Keuſchheit ſeiner Gemalin, den wollüſtigen Valentinian ermordet, ſich auf den Thron geſchwungen, und mit der Kaiſerin Eudoxia vermählt. Dieſe jedoch, wenig zufrieden hiemit, hatte an Geiſerich heimlich geſendet mit der Bitte, er ſolle kommen, ſie von dem Mörder ihres Gemals und Rom von ſeinem Tyrannen zu befreien. Um ſo etwas ließ Geiſerich ſich nicht zweimal bitten; er landete in Italien, und drang ohne Widerſtand auf die Hauptſtadt los. Hier hatten ſich inzwiſchen die Umſtände ſo verändert, daß man ihn lieber nicht geſehen hätte, allein er ging nicht, ſondern kam nach Rom, und ſuchte in den 14 Tagen ſeines Aufenthalts alle Schätze zuſammen. Den kaiſerlichen Ornat und Schatz, das ſtark vergoldete Dach des Jupitertempels,

die herrlichſten Zierrathen anderer Tempel, die ſchönſten Statuen nahm er als Beute, mehrere tauſend junge Römer, die Kaiſerin Eudoxia ſelbſt und ihre 2 Töchter als Gefangene mit, und plünderte und verheerte auf dem Rückzug noch Flecken und Dörfer. Auf die gefangenen Prinzeſſinnen, die letzten Sproſſen aus der Familie des großen Theodoſius, gründete er nun Anſprüche auf einen Theil der theodoſianiſchen Güter, zumal da er die älteſte Prinzeſſin Eudoxia mit ſeinem Sohne Hunerich vermählt hatte. Von Conſtantinopel aus hatte man ihn auch wirklich befriedigt, und da es nun von Rom aus nicht geſchah, ſo fiel er unaufhörlich in Sicilien und Italien ein, plünderte und verbrannte Dörfer, Flecken, Städte, führte Sachen und Menſchen hinweg, und wurde der Schrecken des Landes. Verträge, die er öfters ſchloß, hielt er nur ſo lange es ihm beliebte. Da beſchloß endlich Majoran, ihn in Afrika ſelbſt anzugreifen. Er ſah recht gut, daß die Flotte, die man in einem Hafen Spaniens ausrüſtete, gegen ihn gerichtet ſey, und ließ deshalb am Seeufer hin viele Meilen breit alles verheeren, damit der eindringende Feind, durch Mangel an Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen bedrängt, wieder zurückkehren oder aufgerieben werden mußte. Sogar die Brunnen ließ er vergiften. Bald aber erfuhr er, die römiſchen Schiffe würden ſchlecht bewacht, und ſchnell ſegelt er hin, überrumpelt den Hafen und ſchleppt die Fahrzeuge mit ſich hinweg. Italiens Bedrängniſſe wurden nun weit härter als je, aber auch an das Illyrikum, an den Peloponnes und das übrige Griechenland kam die Reihe. Leo, der jetzt auf dem Throne von Byzanz ſaß, bot, da weder Verträge noch Geſandſchaften, weder Bitten noch Drohungen halfen, alle Kräfte ſeines Reichs auf, Afrika zu erobern. Eine Flotte von mehr als 1000 Segeln, mit 100,000 Mann beſetzt, ſchloß den Hafen von Karthago ein. Geiſerich, wirklich bedrängt, ſtellte ſich furchtſam, und ließ um einen fünftägigen Waffenſtillſtand bitten, nach welcher Zeit er ſich ganz in des Kaiſers Willen fügen wolle. Unklug willigte man ein, denn Geiſerich benutzte die Friſt, durch Liſt die feindliche Flotte in Brand zu ſtecken, worauf er ſie angrif, ſchlug und zerſtreute. Doch dauerte der Krieg fort, bis 474 nach Leo's Tode Zeno mit Geiſerich Frieden ſchloß. Noch 4 Jahre lebte diſer hierauf, und ſtarb, nachdem er 49 Jahre lang in Afrika geherrſcht hatte, als achtzigjähriger Greis. Ueberlegene Geiſteskraft iſt ihm nicht abzuſprechen. Jede Sache überſah und durchſchaute er ſchnell, und dem Anſchlag folgte ſtets ſchnelle Ausführung. Oft dachte der Feind noch nicht auf Gegenwehr, und Geiſerich griff ſchon an. Schnelle Benutzung günſtiger Umſtände verſchaffte ihm ſein Glück. Im Krieg ließ er dem Feinde nie Ruhe. Durch Angriff kleinerer Hauſen an verſchiedenen Punkten zertheilte er die feindliche Macht, und verhinderte ſie, mit Nachdruck gegen ihn zu verfahren. Nicht eben ſo vortheilhaft erſcheint er von Seiten des moraliſchen Charakters. Selten hielt er ſein Wort, wenn er es mit Vortheil brechen konnte, war rauh und trotzig gegen ſeine Feinde, ein unverſöhnlicher Verfolger der anders Glaubenden, argliſtig, verrätheriſch, grauſam, wenn es ſein Zweck erfoderte. Indeß verdient ein Barbar des 5ten Jahrhunderts hierin wohl mehr Entſchuldigung als der Barbar des 19ten. Er hinterließ ein mächtiges, den Römern äußerſt furchtbares Reich, und ſeinem Nachfolger ſo vollkommene Zurüſtungen, daß er ſie nur zu erhalten brauchte. dd.

Gent, (Gand) Hauptſtadt der zum Königreiche der Niederlande gehörigen Grafſchaft Flandern, eine feſte und wohlgebaute Stadt am Einfluß der Lys, Lieyre und Moers in die Schelde (51° 24′ nördl. Br.).

Die

Die hindurchlaufenden Flüsse und Kanäle theilen sie in 26 Inseln ab. Der Umfang der Stadt ist sehr weitläufig, und konnte zu den Zeiten Philipps von Valois und Karls VI. 50,000 Mann ins Feld stellen. Sie verlor durch Kaiser Karl V, welcher hier (im Prinzenhofe) gebohren wurde. Als 1539 die Einwohner zu starker Abgaben halber sich empörten, trugen sie Franz I. an, sich unter seinen Schutz zu begeben. Dieser entdeckte dies Karln, welcher deshalb an 30 der vornehmsten Bürger hinrichten ließ; viele in die Acht erklärte, die öffentlichen Gebäude einzog, alle Privilegien zurücknahm, eine Strafe von 1,200,000 Thlr. ausschrieb, und eine Citadelle anlegte, um die Stadt noch mehr im Zaum zu halten. Jetzt rechnet man 55,000 Einwohner, welche viele Manufacturen und Fabriken in wollenen und baumwollenen Zeugen, Leinwand, Tuch, Hüten u. a. haben. Unter die merkwürdigen öffentlichen Plätze und Gebäude gehören die Domkirche, 55 andre Kirchen, das Stadthaus, die Citadelle, das Grafenkastell, der Prinzenhof, die Börse u. a. m. Als die Niederlande dem französischen Reich einverleibt wurden, ward Gent eine der 4 Bezirksstädte des Departements der Schelde. Man sehe über diese Stadt Ge. Forsters Ansichten am Niederrhein, Bd. 2. S. 266—283.

Gentleman. Die Engländer bestehen überhaupt aus Adel und Bürgern: zwischen beiden stehen die Gentlemen in der Mitte, zu welchen diejenigen Bürgerlichen gehören, welche Gelehrte, oder sonst Leute von Erziehung oder einem gewissen Range sind. Dahin gehören solche, denen der König bei besondern Gelegenheiten die Ritterwürde ertheilt; die Ritter von Bath; die Baronets, welche das Wort Sir vor ihrem Taufnamen führen; und die Esquires. Das Wort Gentleman wird aber auch oft überhaupt von einem Manne von Erziehung und guten Gesinnungen gebraucht.

Gentry, der niedere Adel in England.

Genua (Italien. Genova, Französ. Gênes), eine in jeder Hinsicht sehr merkwürdige Stadt, im Norden von Italien, auf dem Continentalgebiete des Königs von Sardinien. Sie liegt am Mittelländischen Meere, das hier den Meerbusen von Genua bildet, hat 80000 Einwohner und 1 Stunde im Durchschnitt. Auf der Landseite ist sie mit doppelten Befestigungen umgeben, von welchen die äußern über die Anhöhen, welche der Stadt schaden könnten, geführt worden sind; sie fangen bei dem Leuchtthurm am Meer an und endigen sich bei der Mündung des in den Meerbusen fallenden Flusses Bisogno. Der geräumige, in Gestalt eines Halbkreises sich um die Stadt ziehende, gut befestigte, durch zwei schöne Dämme eingeschlossene Hafen ward 1805 zu einem Freihafen erklärt. Bei demselben befinden sich 2 Thürme; der eine dient zur Beschützung, in dem andern, oben mit starkem Glase umgebenen, brennen des Nachts 35 große Oellampen. Nur in dem innern kleinen Hafen (Darsena genannt) finden die Galeeren Sicherheit bei jedem Winde. Genua führt den Beinamen die Prächtige, theils wegen ihrer schönen amphitheatralischen Lage am Meer und dem Abhange des Gebirges, theils wegen der prächtigen Gebäude, welche der reiche prachtliebende Adel aufführte. Von der Seeseite bietet die Stadt eine herrliche Ansicht, aber im Ganzen ist sie nicht schön, noch im besten Geschmack erbaut. Wegen des engen Raums, den sie einnimmt, und wegen der abhängigen Lage sind die meisten Straßen enge, schmutzig und so steil, daß man in wenigen fahren oder reiten kann. Daher macht man hier die Besuche in Sänften, welche man bei gutem Wetter sich nachtragen läßt. Doch

gibt es auch breite gerade Straßen, besonders die Straße Balbi und die prächtige neue Straße, wo viele herrliche, von außen mit Marmor bekleidete Paläste glänzen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die Domkirche, der Palast des ehemaligen Doge, die Paläste Doria und Balbi, das ehemalige Jesuiterkollegium. Die Stadt hat eine Wasserleitung, welche durch Springbrunnen sie mit Wasser versorgt, und schöne öffentliche Spaziergänge. Es herrscht noch immer viel Gewerbsamkeit; beträchtlicher Handel wird mit gutem Olivenöl und edlen Baumfrüchten getrieben, und es gibt ansehnliche Fabriken von Seidenwaaren, Sammet, Damasten, Stoffen, Spitzen, Handschuhen, Wollenzeugen, Leinwand, Bleiweiß, Seife, Kunst- und Galanteriewaaren. Alle Sammet- und Seidenwebereien befinden sich außerhalb der Stadt, und dieß hat Einfluß auf die Wohlfeilheit der Preise. Die Seide wird theils im Lande selbst gewonnen, theils aus dem übrigen Italien, besonders aus Calabrien, aus Palermo, so wie aus Syrien und der Insel Cypern gezogen. Genua wurde nach der Vereinigung mit Frankreich der Sitz eines Erzbischofs, der obern Verwaltungsbehörden des Departements, eines Handelsgerichts, des Generalstabs der 28sten Militärdivision, eines Seepräfekts und eines Seearsenals. Der ehemalige Freistaat Genua gränzte gegen Abend und Mitternacht an Savoyen und Piemont und die Lombardei, gegen Morgen an Lucca und Toscana, gegen Mittag ans Meer. Das Land ward in den östlichen und westlichen Theil, oder die Riviera di Levante und Riviera di ponente abgetheilt. In jenem, dem wichtigsten, lagen Genua, Rapallo, Sestri di Levante; in diesem Vintimiglia, San Remo, Savona, Finale. Längs der ganzen Nordseite des Freistaats zogen sich die Apenninen, und erstreckten sich in einzelnen Nebenästen bis zur Küste. Dieser Landstrich ist, ungeachtet seines gebirgigen Bodens, sehr fruchtbar. Der Adel zeichnet sich durch Kenntnisse und feine Sitten, das Volk überhaupt durch Arbeitsamkeit und Muth aus. Die ältesten Bewohner dieses Landes waren die Ligurier, welche zwischen dem ersten und zweiten Punischen Kriege von den Römern besiegt wurden. Nach dem Untergange des Weströmischen Reiches gehörten sie zu dem Longobardenreiche, und kamen mit diesem, als Carl der Große den Longobardischen König Desiderius bezwungen hatte, unter Fränkische Herrschaft. In den folgenden Zeiten, nach dem Verfalle des Reichs Carls des Großen, setzte Genua sich in Freiheit, und theilte bis ins eilfte Jahrhundert das Schicksal der Lombardischen Städte. Die Lage der Stadt begünstigte das frühe Gedeihen des Handels, und früher noch als Venedig, trieb sie Levantehandel. Erwerbungen auf dem festen Lande gaben schon im Anfange des 12ten Jahrhunderts Anlaß zu blutigen Kriegen mit den gewerbefleißigen und handelslustigen Bewohnern von Pisa, welche ihre Gränznachbarn wurden, sobald Genua des Golfo de la Spezzia sich bemächtigt hatte. Im Jahre 1174 besaß die mächtige Stadt schon Montferrat, Monaco, Nizza, Marseille und fast die ganze Küste der Provence. Der Kampf mit den Pisanern dauerte über 200 Jahre, und es ward nicht eher Friede geschlossen, bis die Genueser die Insel Elba erobert und den Hafen von Pisa zerstört hatten. Nicht minder heftig wurden die Fehden gegen Venedig geführt, die erst im Jahre 1382 durch einen Frieden geendigt wurden. So wie die Herrschaft über den westlichen Theil des Mittelländischen Meeres der Gegenstand des Kampfes mit Pisa war, so ward in dem Kriege gegen Venedig um den Besitz des östlichen Theils, nach welchem beide Freistaaten strebten, gekämpft. Die Genueser schlossen Handels-

bündnisse mit den Morgenländern, um bei dem Einkaufe der reichen Landeserzeugnisse sich Begünstigungen zu verschaffen. Am höchsten stieg ihre Handelsmacht zur Zeit der Erneuerung des Griechisch-Byzantinischen Reichs nach der Mitte des 13ten Jahrhunderts. Schon lange hatte die Unthätigkeit der reichen Bewohner von Constantinopel, die zu träge waren, sich ihrer eigenen Schiffe zur Verführung der Morgenländischen Waaren in die übrigen Länder Europa's zu bedienen, den Genuesern großen Antheil an dem Handel der Griechischen Staaten verschafft; ganz Constantinopel stand unter dem Druck der kühnen Kaufleute aus Genua. Um sich aber einen unmittelbaren Antheil an dem gewinnvollen Ostindischen Handel zu verschaffen, bemächtigten die Genueser sich der Stadt Kaffa (jetzt Feodosia) auf der Krimischen Halbinsel, gaben dem Hafen von Kaffa eine bessere Einrichtung, verstärkten und vermehrten die Befestigungen, und verschönerten die Stadt mit vielen Gebäuden, von welchen noch jetzt die Trümmer sichtbar sind. Kaffa ward einer der schönsten und reichsten Handelsplätze in Europa. So lange die Genueser die Stadt besaßen, hatten sie auch die Herrschaft über das schwarze Meer, und erhielten auf dem Handelswege, der sich über das Kaspische Meer zog, die köstlichen Waaren Indiens. Man kann wohl behaupten, hätte Genua ein weises Colonialsystem eingeführt, und seine nahen und fernen Niederlassungen zu einem Ganzen zu verbinden und fest an den Mutterstaat zu knüpfen gewußt, so würde es vielleicht schon im 14ten Jahrhundert die Rolle als Handelsmacht gespielt haben, die späterhin Holland zufiel. Als Constantinopel von dem großen Muhammed II. bezwungen war, empfingen die Genueser bald ihre Strafe für den unklugen Beistand, welchen sie den Türken geleistet hatten. Muhammed nahm ihnen (1475) ihre Niederlassung am schwarzen Meere. Sie trieben zwar, auch nach dem Verluste der Herrschaft über dieses Meer, noch geraume Zeit als Kaufleute einen gewinnreichen Handel mit den Anwohnern desselben, aber endlich wurde ihnen von den Türken der Zugang zu diesem Handelswege so strenge verschlossen, daß sie sich auf dem schwarzen Meere nicht mehr sehen lassen durften. Selbst die Handelsverbindung, welche die Krimischen Tatarn noch eine Zeitlang durch ihre eigenen Schiffe mit Genua unterhielten, ward bald von der eifersüchtigen Besorgniß der Türken für immer aufgehoben. — Während Genua's äußere Macht und Handelsrang durch Länderwerbungen und regsamen Gewerbfleiß sich so hoch erhoben, ward das Innere des Staats von Unruhen und Parteiungen gestört. Demokraten und Aristokraten, und unter den Aristokraten selbst verschiedene Parteien, unterhielten fortdauernd unruhige Bewegungen. Im J. 1339 ward ein lebenslänglicher höchster Staatsbeamter, der Doge, von dem Volke erwählt. Aber er hatte nicht Macht genug, der Parteiwuth zu steuern. Es wurden ihm endlich Räthe zur Seite gesetzt, und doch ward bei allen Versuchen, eine feste Staatsordnung einzuführen, kein Friede im Innern, ja man unterwarf sich sogar, um aus der unglücklichen Anarchie, die der stete Parteikampf herbeiführte, sich zu retten, einige Male fremder Herrschaft. Mitten unter diesen Unruhen ward (im J. 1407) die Georgsbank (compera di S. Georgio) gestiftet, welche ihre Entstehung den Anleihen, die der Staat zu seinen Bedürfnissen von reichen Bürgern machte, zu danken hatte, und von den abwechselnd herrschenden Parteien gewissenhaft aufrecht erhalten wurde. Im J. 1528 erhielt endlich der gährende Staat Ruhe und eine bleibende Ordnung, welche bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts fortdauerte. Die Regierungsform war streng aristokratisch. Das Oberhaupt des Staats

war der gewählte Doge. Er mußte 50 Jahre alt seyn, und wohnte im Palaste der Republik (palazzo della signoria), wo auch der Senat sich versammelte. Der Doge hatte den Vortrag im Senate, der sich in demselben Palaste versammelte. Ohne seine Einwilligung konnte kein Rathschluß gefaßt werden, und die Staatsverordnungen wurden in seinem Namen gegeben. Er blieb nicht länger als zwei Jahre im Amte, dann ward er wieder Senator und Procurator, und nach 5 Jahren konnte er wieder zum Doge erwählt werden. Ihm zur Seite standen zwölf Governatori und acht Procuratori, nicht gerechnet diejenigen, welche Doge gewesen waren. Jede dieser Würden hatte eine Dauer von 2 Jahren. Von den Governatori wohnten drei, von den Procuratori zwei mit dem Doge im Palaste der Republik, so daß sie von drei zu drei Monaten durch andere Amtsgenossen abgelöset wurden. Sie bildeten den geheimen Rath, der mit dem Doge alle Staatssachen besorgte. Die Procuratori waren die Aufseher des öffentlichen Schatzes und der Staatseinkünfte. Die souveraine Gewalt stand erstens bei dem aus 300 Gliedern bestehenden großen Rathe, zu welchem alle Genuesische Edelleute, die 22 Jahre alt waren, gehörten; zweitens bei dem kleinen Rathe von 100 Gliedern. Beide hatten das Recht, mit den Governatori und Procuratori über Gesetze, Zölle, Auflagen und Steuern zu berathschlagen, und in diesen Fällen ward durch Stimmenmehrheit entschieden. Ueber Krieg, Frieden und Bündnisse ward im kleinen Rathe verhandelt, und wenigstens 4 Fünftheile der Glieder mußten einstimmig seyn, wenn ein Schluß abgefaßt werden sollte. Der Adel ward in den alten und neuen abgetheilt. Zu dem alten gehörten, außer den Geschlechtern Grimaldi, Fieschi, Doria, Spinola, noch 24 andere, die an Alter, Reichthum und Ansehen jenen am nächsten standen; zu dem neuen Adel aber 437 Geschlechter. Der Doge konnte aus dem alten wie aus dem neuen Adel genommen werden. Im J. 1797 ward die alte Staatsordnung zerrüttet. Die Franzosen hatten sich die benachbarten Länder unterworfen. Die Parteilosigkeit, welche die Republik strenge beobachtet hatte, konnte das schwankende Staatsgebäude nicht vor dem Untergange schützen. Der französische Oberfeldherr (Bonaparte), der glückliche Eroberer Italiens, gab ihr eine neue Verfassung, welche auf die Grundsätze des französischen Repräsentativsystems gebaut war. Zwei Jahre später fiel ein Theil des Genuesischen Gebietes wieder in die Gewalt der Oestreicher, aber der Sieg von Marengo entschied auch Genua's Schicksal. Es ward anfangs eine provisorische Regierung eingeführt, bis endlich im J. 1802 eine neue Verfassung für die Ligurische Republik gegründet wurde. Die höchste Regierungsgewalt erhielt ein Doge. Ihm standen zur Seite 29 Senatoren und als Volksrepräsentation eine Consulta von 72 Mitgliedern, welche sich jährlich versammelte, Staatsrechnungen untersuchte, und die Gesetze genehmigte, welche ihr von dem Senate vorgelegt wurden. Die Mitglieder der Consulta wurden von 3 Collegien, nämlich von 300 Gutsbesitzern, 200 Kaufleuten und 100 Gelehrten gewählt. Die Republik ward zugleich durch Länderzuwachs vergrößert, und hatte (1804) auf einem Flächenraume von 97 Quadratmeilen eine Volksmenge von mehr als 600,000 Bewohnern. Ihre Seemacht, im Mittelalter so furchtbar, bestand nur noch aus 4 bis 6 Galeeren und einigen bewaffneten Barken; ihre Landmacht aus 2 Deutschen Garderegimentern für das Oberhaupt der Regierung, 3000 Mann Nationaltruppen und 2000 Mann Landmiliz. Im J. 1805 fand es Napoleon für zuträglich, die Ligurische Republik mit seinem Kaiserreiche zu vereinigen. Auf seine Veranstaltung er-

schien der Doge, an der Spitze einer Deputation, vor dem kaiserlichen Throne zu Mailand, und forderte die Einverleibung, die denn auch sogleich vollzogen wurde. Das Gebiet der Republik ward, mit Einschluß einiger Parcellen von Piemont und Parma, in 3 Departements, Montenotte, Genua und der Apenninen eingetheilt. Am 19. Apr. 1814 nahm der Generallieutenant Macferlane, Oberbefehlshaber der combinirten englischen und sicilianischen Truppen in dem dortigen Küstenlande, in Gemäßheit einer mit dem Divisionsgeneral Fresia geschlossenen Capitulation, von Genua Besitz; damit nahm die französische Herrschaft ein Ende, und der General, Lord Bintink, erklärte in einer Proclamation vom 26. Apr. daß der Staat seine Selbstständigkeit und die Constitution von 1797 wieder erhalten sollte; und setzte eine provisorische Regierung ein. Während man sich in Genua der Freude über die wiederkommende alte Ordnung der Dinge überließ, erscholl das Gerüchte, daß nach Entscheidungen des Wiener Congresses, der gesammte Staat, unter dem Titel eines Herzogthums, an den König von Sardinien fallen sollte, und am 27. Dec. 1814 machte der englische General Dalrymple bekannt, daß er beauftragt sey, denselben an die Behörden des neuen Regenten zu übergeben. Die Zusicherung verschiedener nicht sehr bedeutender Privilegien, die der König in dem Patent vom 7. Jan. gab, trug nicht dazu bei den Schmerz der getäuschten Hoffnung in den Genueſern zu mildern. Indeß empfing der königl. bevollmächtigte Commissair am 10. und 11. Jan. 1815 von den öffentlichen Beamten und dem Militär den Eid der Treue. Die Handelsschifffahrt war zu der Zeit, wo die Republik dem Französischen Reich einverleibt wurde, zwar nur ein Schatten von dem, was sie einst geweſen, aber immer noch wichtig, obgleich die Genueſer nicht weiter gingen, als nach Italien, nach Frankreichs südlichen Küsten, nach Spanien und Portugal. Es waren 40 größere und viele kleinere Fahrzeuge mit diesem Handel beschäftigt. Die Genueſer versahen vor dem Seekriege einen großen Theil Italiens mit Ostindischen Gewürzen, welche ihnen von den Holländern gebracht wurden, so wie mit Zucker und Kaffee, die theils von Lissabon, theils von Marseille kamen, und mit Fischwaaren und Salze. Schiffe aus Hamburg brachten Sächsische Leinwand und Tücher, die größtentheils nach Spanien und Amerika verführt wurden. Der Speditionshandel war daher bedeutend, die wichtigsten Zweige des Handels aber waren der Handel mit baarem Gelde und das Wechselgeschäft. Mehrere Staaten Europa's, besonders aber Spanien, waren Schuldner der Bank zu Genua und einzelner reichen Staatsbürger. Die Bank war zum Theil eine Leihbank, zum Theil eine Depositen- und Staatsbank. Sie besaß ansehnliche liegende Gründe und über 10 Millionen Französische Livres Einkünfte. Die Verwaltung derselben wurde von 8 Protectoren besorgt, und die Bank hatte eigene Richtergewalt über die zu ihr gehörigen Beamten. Je häufiger aber der Staat bei dringenden Bedürfnissen seine Zuflucht zu der Bank nahm, desto mehr verlor sie allmählig an Ansehen und Vertrauen. Die Republik hatte, um die Zinsen für die aus der Bank genommenen Kapitalien zu bezahlen, verschiedene Abgaben und Auflagen angewiesen, die immer erhöht wurden, wenn sie zur Bezahlung der Zinsen nicht hinreichend waren. Bei der Vereinigung der Republik mit dem Französischen Reiche ward die Bank ganz aufgehoben, und die Renten von 3,400,000 Genueſische Lire, welche sie ihren Gläubigern zu zahlen hatte, wurden auf das Schuldbuch von Frankreich übergetragen. R.

Genz (Friedrich v.). Dieser berühmte politische und historische

Schriftsteller, als Gegner des französischen und eifriger Anhänger des brittischen Systems, von Frankreich eben so verlästert als von England gepriesen, wurde geboren 1764 zu ..... Der große Antheil, welchen er an den Begebenheiten der französischen Revolution nahm, und das Interesse, welches er an den darüber erscheinenden Schriften hatte, entfalteten sein Talent zum politischen Schriftsteller auf eine vorzügliche Weise. Gleich vom Anfang trat er mit Eifer auf die Seite der Gegner der Französischen Revolution. Nicht nur verbreitete er Hauptschriften darüber durch Uebersetzungen, unter denen Burke's Betrachtungen über die franz. Revol. (2 Thle. 1793. N. A. 1794), Mallet's du Pan über das Charakteristische und die lange Dauer der franz. Revol. (1794), Ivernois Geschichte der franz. Finanzadministration (1796. 97.). Monnier's Entwickelung der Ursachen, welche Frankreich gehindert haben, zur Freiheit zu gelangen (4 Thle. 1799) die vorzüglichsten sind, sondern wirkte auch durch eigne Schriften fortwährend für die Partei, die er für die gerechte anerkannt hatte. Dahin gehören sein Essai actuel de l'administration des finances de la grande Bretagne (1801), seine Schrift von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der franz. Revol. (1801), seine Betrachtungen über den Ursprung und Charakter des Kriegs gegen die franz. Revol. (1801) und seine Fragmente aus der Geschichte des polit. Gleichgewichts in Europa (1804). Bei den verschiedenen Krisen, welche seit 10 Jahren die politischen Verhältnisse Europa's bestanden, suchte er mit der Gewalt der Ueberzeugung und Ueberredung auf die öffentliche Meinung einzuwirken, und in diesem Sinne sind seine Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruch des Kriegs (1806), so wie seine Darstellung der Rechtmäßigkeit des österreichischen Kriegs gegen Frankreich (1805) wichtig für die Geschichte. Die antifranzösischen Regierungen haben sein Wirken und seinen Einfluß auch anerkannt und belohnt. Nie ist in England ein deutscher Schriftsteller gefeiert worden wie Genz, während seines Aufenthalts daselbst im J. 180.; der Kaiser von Oesterreich ernannte ihn nicht bloß zum Hofrath, sondern beehrte ihn auch mit dem Adelsdiplom, so wie der Kaiser von Rußland mit dem Alexander Newsky Orden (1814), bei welcher Gelegenheit ihm der letztere Monarch zu erkennen gab, daß Genz längst seine Aufmerksamkeit erregt habe, durch den Eifer, mit welchem er verderbliche Neigungen, wo Thronen und Staaten von ihnen bedroht wurden, durch seine Beharrlichkeit in diesem Kampfe, als Frankreich schon das Uebergewicht in Europa erlangt hatte, durch den Nutzen, welchen er durch seine Schriften gestiftet, durch seine ausgezeichneten Talente, und durch seine politischen Grundsätze. Später wurde er auch vom Könige von Dänemark zum Ritter des Danebrog-Ordens ernannt. Wäre dieß noch nicht hinreichend zum Beweise des Einflusses seiner Schriften, so würden ihn die unaufhörlichen Schmähungen beweisen, welche das Cabinet von St. Cloud gegen ihn ausstieß. Ueber den Geist, Charakter und Gehalt dieser Schriften theilen wir das Urtheil eines Kenners hier mit. „Wie die französische Revolution manches schriftstellerische Talent in Frankreich weckte, welches sich für sie begeisterte, hat in Deutschland der Eifer wider sie einige Talente gelockt, nach der Autorenwürde zu streben, um welche sie vielleicht ohne diesen Anlaß nicht Sorge getragen hätten. So

viel wir wissen, hatte Friedrich Genz sich noch nicht als Schriftsteller gezeigt, als er als Uebersetzer des beredtesten, tiefsten Gegners der Revolution, der sich mit starkem brittischen Gemüth dem Strome verderblicher Meinungen entgegenwarf, und als Commentator Burke's auftrat. Seitdem hat er sich mehr, als irgend ein andrer in Deutschland, die blühende, weithinwallende Schreibart seines Urbildes, und mancher englischen Rhetoren eigen gemacht. Im Festhalten der einmal ergriffenen politischen Partei und Gesinnung, in künstlicher Beleuchtung der Thatsachen zu einem politischen Zweck, in Geschicklichkeit, über manche Punkte einen sophistischen Schleier zu weben, und dabei Tugend, Anständigkeit und Gesundheit des Urtheils feierlich in Anspruch zu nehmen, ist er ihnen gleichfalls ähnlich geworden. An Stärke des Gemüthes stünde er vielleicht nicht so weit hinter ihnen, wenn er in einem Vaterlande, wie das ihrige, geboren wäre und gewirkt hätte. Aus dem Gesichtspunkt der politischen Rhetorik muß man die Arbeiten von Genz schlechterdings betrachten, um nicht ungerecht gegen ihn zu seyn, und daß er sich in ihr zum Rang der Engländer erhob, in Deutschland in seinen Verhältnissen, ohne irgend eine Gunst des Schicksals für Ausbildung der Art, da sie den Britten hundertfältig zuströmt, ist kein geringer Ruhm seines Talents und seiner Anstrengung. Dieses, sein wahrhaftes Verdienst, scheint man aus Gründen, deren Entwicklung nicht hieher gehört, im Preußischen nicht genug geachtet zu haben; wenigstens ward Genz nicht seinem Talent angemessen im Staatsdienste befördert. Man scheint ihn richtiger im östreichischen Kaiserstaat gewürdigt zu haben, und ihn für die politische Rhetorik zweckmäßig zu brauchen. Ist das letzte Manifest Oestreichs, als es der Coalition wider Frankreich beitrat, von ihm verfaßt, so hat er einen neuen Beweis gegeben, wie gut er verstehe, nach dem Gesichtspunkte, den Verhältnissen, der Würde eines Hofes, dessen Gesinnungen mit Anstand auszudrücken. Weit weniger erscheint Genz von einer glänzenden Seite, wenn man ihn als Historiker betrachtet. In dem historischen Journal, welches er herausgab, sind Betrachtungen über die Entwicklung Europa's in den letzten Jahrhunderten, und wiewohl ein geschichtliches Raisonnement durch Rhetorik manche Blöße verhüllen kann, blickt eine sehr mangelhafte Einsicht in die Historie durch jene Betrachtungen zum öftern durch. Sein biographischer Versuch über das Leben der unglücklichen Königin Maria von Schottland hat fast alle Fehler, die eine Biographie haben kann. Weitläufige Auseinandersetzung des schottischen Feudalwesens, bei welcher man fühlt, daß sich der Geschichtschreiber selbst erst dasselbe deutlich machen wollte, drückt so die Hauptgestalt, als die übrigen handelnden Figuren in einen Winkel. Von einer menschendarstellenden Kraft, wie von echter Composition des Historikers, ist keine Spur zu entdecken."

Geocentrisch, was sich auf dem Mittelpunkt der Erde bezieht, oder von dem Mittelpunkt der Erde aus betrachtet wird. S. Heliocentrisch.

Geodäsie, s. Geometrie.

Geoffrin (Madame). Diese mit allen geselligen Tugenden ausgestattete, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Frau, welche 50 Jahre hindurch die feinsten und gebildetsten Zirkel der französischen Hauptstadt zierte, war im Jahr 1699 geboren, und schon in der Wiege verwaist. Ihre Großmutter erzog sie, und gewöhnte früh ihren Geist, richtig zu denken und zu urtheilen. Darauf ward sie die Gattin eines Mannes, von dem nichts mehr zu sagen ist, als daß sein Tod sie in den

Besitz eines bedeutenden Vermögens setzte, welches sie theils dazu benutzte, Hülfsbedürftige zu unterstützen, theils einen auserlesenen Kreis gebildeter und ausgezeichneter Personen um sich zu versammeln. Die Wohlthätigkeit, die ihrem fein fühlenden Herzen Bedürfniß war, ist nie auf eine schönere und zartere Weise geübt worden, denn durch die Art, wie sie gab, wußte sie den Werth der Gabe zu verdoppeln; keinen Leidenden ließ sie ohne Trost, und kein Opfer war ihr zu groß, wenn sie dadurch Schmerz in Freude verwandeln konnte. Einige Züge werden am besten die Art, wie diese treffliche Frau handelte, ins Licht setzen, und zugleich darthun, daß sie mit einem lebhaften Charakter, was so selten der Fall ist, den hellsten Verstand und das gefühlvollste Herz vereinigte. Sie hatte bei dem berühmten Bouchardon zwei marmorne Vasen bestellt. Zwei Arbeiter bringen sie ihr. Sie bemerkte, daß der eine Deckel zerbrochen ist. Ach ja, gnädige Frau, sagten ihr die Träger, unser Kamerad, der das Unglück gehabt hat, ist so außer sich, daß er sich nicht hergetraut hat; er ist zu bedauern, denn wenn es der Herr erfährt, schickt er ihn fort, und er hat eine Frau und vier Kinder. Gut, gut, sagte Madame Geoffrin, ich werde nichts davon sagen, er mag ruhig seyn. Aber als die Träger fort waren, sagte sie zu sich selbst: der arme Mann hat gewiß Unruhe und Kummer gehabt; ich muß ihm dafür einen Trost senden. Sie ruft einen von ihren Leuten. Geht, sagte sie, zu Herrn Bouchardon, fragt nach dem und dem, und bringt ihm diese 12 Livres, und 3 Livres für seine Kameraden, die so gut von ihm gesprochen haben. Ein andermal ward sie aufmerksam gemacht, daß ihre Milchfrau sie schlecht bediene. Ich weiß es wohl, sagte sie, aber ich kann sie nicht abschaffen. Warum nicht, Madame? Ich habe ihr zwei Kühe gegeben. Man wundert sich über diesen sonderbaren Grund. Ei wohl, fuhr sie fort, sie verkaufte Milch an meiner Thür: meine Leute kamen zu mir, und sagten mir, daß sie in Verzweiflung sey über den Verlust ihrer Kuh: und da sie es mir zu spät gesagt hatten, gab ich ihr zwei, eine für die eingebüßte, die andre zum Ersatz für den Kummer, den sie seit acht Tagen gehabt hatte. Sie sehen wohl, daß ich sie nicht abschaffen kann. Diese beiden Anekdoten sind von der l'Espinasse in Sterne's Manier erzählt worden. Man hat gesagt, schreibt d'Alembert, in welchem Grade die Güte der Madame Geoffrin thätig, rastlos, beharrlich war, aber man hat vielleicht nicht gesagt, was doch so unendlich ihr Lob vermehrt, daß bis in ihr höchstes Alter ihre Güte sich von Tag zu Tag vermehrte. Zum Nachtheil der menschlichen Gesellschaft erzeugen Alter und Erfahrung nur zu oft die entgegengesetzte Wirkung, selbst bei tugendhaften Personen, wenn die Tugend nicht in ihnen von ungewöhnlicher Stärke ist. Je mehr sie anfänglich Wohlwollen für ihre Mitmenschen gefühlt haben, um so mehr bereuen sie, wenn sie täglich ihre Undankbarkeit erfahren, ihnen gedient und sie geliebt zu haben. Ein besonneneres durch Vernunft und Gerechtigkeit erleuchteteres Studium der Menschen hatte Madame Geoffrin gelehrt, daß dieselben mehr schwach und eitel als bös sind, daß man ihrer Schwäche nachsehen und ihre Eitelkeit ertragen müsse, damit sie wieder die unsern ertragen. Ich fühle mit Vergnügen, sagte sie mir, daß je älter, desto gutmüthiger ich werde, denn besser will ich nicht sagen, da meine Gutmüthigkeit, wie bei so vielen andern die Bosheit, vielleicht nur aus Schwäche entspringt. Ich habe mir zu Nutze gemacht, was mir der gute Abbé Saint Pierre so oft sagte, daß die Wohlthätigkeit sich nicht darauf beschränken soll, Leidenden zu helfen, sondern daß sie sich auch in der Nachsicht gegen ihre Fehler, deren sie so sehr bedürfen, zeigen muß,

und so ist meine Devise: Geben und Vergeben. Die Leidenschaft, zu geben, die das Bedürfniß ihres ganzen Lebens ausmachte, war mit ihr geboren, und ließ ihr von frühester Jugend auf keine Ruhe. Schon als Kind, wenn sie einen Bettler aus ihrem Fenster sah, warf sie hinab, was sie eben zur Hand hatte, ihr Brod, ihre Wäsche, selbst ihre Kleider, und weder Scheltworte noch Strafen änderten sie. Sie wünschte ihre Wohlthätigkeit durch die Hände ihrer Freunde fortzusetzen. Man wird sie segnen, sagte sie, und sie werden mein Andenken segnen. So stellte sie 1200 Livres auf den Kopf eines Freundes, der unbegütert war. Wenn sie reicher werden, sagte sie, so spenden sie das Geld mir zu Liebe, wenn ich es nicht mehr kann. Dem Danke wich diese seltene Frau auf das sorgfältigste aus, ja sie pflegte den Undankbaren oft eine scherzhafte Lobrede zu halten: Man ist nicht gerecht gegen sie, sagte sie, und schätzt sie nicht nach Verdienst. La Harpe sagt folgendes von ihr: Madame Geoffrin hat weder Geburt noch Titel: sie ist die Witwe eines Besitzers einer Spiegelmanufaktur, und hat etwa 40,000 Livres jährlicher Renten, aber Ordnung und Oekonomie verdoppeln diese mäßige Einnahme. Ihr Haus ist der Sammelplatz des Talents und Verdienstes aller Art geworden; ihre Gesellschaft wird gesucht, weil die berühmtesten Männer daselbst gefunden werden. Man fragt oft, ob diese Frau, die mit so geistreichen Personen umgeht, selbst geistreich ist; das eben nicht, aber sie hat einen gesunden Verstand, und eine weise Mäßigung liegt in ihrem Charakter. Sie hat jene gefällige Artigkeit, die man nur im Umgang erwirbt, und Niemand hat einen richtigern Takt für das Schickliche. Sie ist gut, wohlthätig und mit Neigung dienstfertig. Unter den vielen Fremden, denen sie die wichtigsten Dienste erwies, war der ausgezeichnetste der Graf Poniatowsky, nachmaliger König von Polen. Er machte ihr seine Thronbesteigung mit den Worten bekannt: Maman, votre fils est roi, und lud sie zu sich nach Warschau ein. Als sie im Jahre 1768 auf ihrer Reise dahin nach Wien kam, fand sie bei dem Kaiser und der Kaiserin den schmeichelhaftesten Empfang. Die Kaiserin, die ihr einst zu Wagen mit ihren Kindern begegnete, ließ sogleich halten und stellte ihr dieselben vor. Bei ihrer Ankunft in Warschau fand sie daselbst ein Zimmer, dem vollkommen ähnlich, welches sie in Paris zu bewohnen pflegte. Mit den ausgezeichnetsten Ehren überhäuft, kam sie nach Paris zurück und starb daselbst im Jahre 1777. Zwei Tage vor ihrem Tode, als sie heftig litt, hörte sie einem Gespräche zu, welches an ihrem Bette über die Mittel geführt wurde, die eine Regierung zur Beglückung ihrer Unterthanen habe. Nachdem sie lange geschwiegen hatten, sagte sie: „Sie vergessen sämmtlich, daß die Regierungen mehr für das Vergnügen sorgen sollten.“ Drei ihrer Freunde, Thomas, Morellet und d'Alembert, haben ihrem Andenken Schriften gewidmet, die noch jetzt ein so lebhaftes Interesse erwecken, daß sie ganz neulich nebst der kleinen Abhandlung der Madame Geoffrin sur la conversation nachgedruckt worden sind. Um mit einem Worte den verschiedenen Charakter jener drei Schriftsteller zu bezeichnen, hat man gesagt, daß der erste reflektirt, der zweite erzählt und der dritte geweint habe. M.

Geogenie ist eine griechische Benennung für die Lehre von der Entstehung und uranfänglichen Bildung unsrer Erde.

Geognosie, Geognostik ist die griechische Benennung für die Wissenschaft von der Beschaffenheit unsers Erdkörpers, der Erzeugung seiner Bestandtheile, der verschiedenen Mischungen und Verhältnisse derselben.

Geographie, Erdkunde, Erdbeschreibung enthält die Darstellung des Zustandes und der Beschaffenheit unsers Weltkörpers, der Erde*). Da nun unsere Erde betrachtet werden kann entweder als ein Weltkörper im Verhältniß zu andern Weltkörpern, oder als ein Körper von eigenthümlichen Bestandtheilen, Beschaffenheiten und Erscheinungen, der zugleich ein Wohnplatz von Wesen verschiedener Art ist, oder als ein Wohnplatz freier Vernunftwesen, die sich in seine Oberfläche getheilt haben, und durch deren Macht er mannichfaltige Veränderungen erleidet; so geht daraus eine dreifache Eintheilung der Geographie hervor in die mathematische, physikalische und politische. Die beiden ersten zusammen nennt man auch die allgemeine Geographie. Die mathematische Geographie ist eigentlich ein Theil der angewandten Mathematik. Sie betrachtet die Erde nach ihrem Verhältnisse zur Sonne und dem Sonnensystem, welchem sie zugehört, nach ihrer Gestalt und Bewegung, und entwickelt im Einzelnen die Begriffe der Erdaxe, der Pole, des Aequators, der Länge und Breite, der Ekliptik, der Coluren, der Zonen, des Klima, des Horizontes, der Weltgegenden, der geographischen Maße, der Größe der Erde, der Unterschiede der Zeit u. s. w., und gibt eine richtige Ansicht von der Verfertigung und Beschaffenheit der Globen und Charten. Die physikalische Geographie befaßt unter sich 1) die Geistik mit ihren verschiedenen Theilen (s. Geistik) 2) die hydroistische Geographie, welche handelt a) von den Meeren (Tiefe, Farbe, Temperatur, Bewegungen, Boden, Dünen, Klippen, Untiefen, Sandbänken, Barren,) und b) von dem Landgewässer, den Quellen (Ausfluß, Gehalt, Temperatur), Strömen, Flüssen (Ursprung, Richtung, Wasserfälle, Mündungen u. s. w.), Landseen; 3) metorologische Geographie, a) von Luft- und Aetermeere, b) von den Regionen der Atmosphäre, c) von der Lufttemperatur, (Abweichungen der Schnee-Grenzlinie in verschiedenen Klimaten, d) von den Luftbewegungen, Winden, Passat-Strich-Winden, e) von den Lufterscheinungen; 4) Produkten-Geographie, a) zoologische, b) botanische, c) mineralogische; 5) anthropologische Geographie. In der politischen Geographie betrachtet man darauf die Erde als einen Inbegriff von Wohnplätzen vernünftiger Wesen, nach den verschiedenen Verhältnissen und Bedingungen ihrer Ausbreitung über den Erdboden und ihres Nebeneinanderseyns auf demselben in einzelnen größern oder kleinern gesellschaftlichen Verbindungen. So gründlich und vortrefflich nun auch besonders seit Büsching diese politische Geographie behandelt worden war, so hatte sie doch zu vieles in ihre Mitte gezogen, was ausschließend der Statistik angehört, die freilich erst in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in einer selbstständigen wissenschaftlichen Form ausgearbeitet wurde. Da nun die Statistik als Wissenschaft, welche die gegenwärtige innere und äußere Form der Staaten nach ihrem nothwendigen Zusammenhange darstellt, genau von der Geographie, welche ihr vorantritt, unterschieden, und im Vortrage selbst getrennt werden muß, so war es allerdings von hoher Wichtigkeit, die Gränzlinie zwischen der politischen Geographie und der Statistik genau zu ziehen, und aus der Geographie alles zu entfernen, was bloß der Statistik angehört. Denn wenn die Statistik den einzelnen

*) Bisweilen wird der Ausdruck Geographie auch im engern Sinne genommen als Darstellung von dem Zustand und der Beschaffenheit eines Theils unserer Erde, z. B. Geographie von Europa, Rußland, Preußen, Sachsen u. s. w.

Staat als ein in sich zusammenhängendes Ganzes mit steter Hinsicht auf Staatsrecht, Staatswirthschaft und Politik schildert, weil nur nach dem Maßstabe dieser Wissenschaften, die Verfassung, die Verwaltung und das politische Verhältniß des einen Staats zu den übrigen Staaten mit Sicherheit entwickelt werden kann, so hängt die Geographie ausschließend am Locale. Sie stellt das Einzelne dar, wo sie es findet; sie durchgeht die einzelnen Departemente, Kreise und Provinzen der Staaten und Reiche, und charakterisirt die natürlichen Verhältnisse des Bodens, die Berge, die Flüsse, die Städte, die wichtigsten (oder sämmtliche) Dorfschaften, die verschiedenen Nahrungs- und Erwerbszweige, und die einzelnen Merkwürdigkeiten, durchgehends nach dem Locale. Wäre immer diese Grenzbestimmung zwischen Statistik und Geographie festgehalten worden, so würde die Amalgamirung beider Wissenschaften vermieden worden seyn. Man entlehnte aber aus den eigentlichen statistischen Notizen für die Geographie wahrscheinlich nur deshalb so viel, um diese für den Jugendunterricht interessanter, oder die Handbücher derselben für die Bedürfnisse der Leser aus verschiedenen Ständen und Volksklassen genießbarer und reichhaltiger zu machen. Dieses Mißverhältniß in den geographischen Hand- und Lehrbüchern, und die fortdauernden Veränderungen in dem politischen Zustande der europäischen Staaten und Reiche, welchen selbst die in kurzer Zeit einander verdrängenden Lehrbücher der Geographie, und die wiederholten Auflagen oder Ausgaben derselben, nicht immer schnell genug folgen, und den jedesmaligen neuesten Zustand der politischen Geographie bestimmt darstellen konnten, veranlaßte mehrere denkende Männer, nach Gatterers früherer Andeutung, eine sogenannte reine Geographie vorzuschlagen und auszuführen, in welcher man die natürliche Beschaffenheit des Erdbodens, nach seinen Meeren, Bergketten und Flüssen, als Basis der Geographie behandelte, sie als Princip der Eintheilung der Erdoberfläche festhielt, und die Wissenschaft selbst nach diesem Maßstabe vollständig durchführte. Ob nun gleich diese Behandlung der Geographie durch die Einfachheit ihres Princips und durch ihre genaue Sonderung von der Statistik sich empfiehlt, so dürfte sie doch, besonders wenn sie beim Jugendunterrichte die einzig gültige werden sollte, die Lücken nicht ersetzen, welche nothwendig aus der gänzlichen Verdrängung der wohlverstandenen politischen Geographie entstehen müßten. Auch sind die in dieser Hinsicht gemachten Versuche im Ganzen zwar nicht mißlungen, aber noch nicht hinreichend begründet und erschöpfend durchgeführt. Die politische Geographie kann sich natürlicher Weise nicht in allen Zeitaltern gleich sehen; man theilt sie daher historisch in die alte, mittlere, neue und neueste ein. Im weitern Sinne umschließt die alte Geographie nicht allein die Darstellung des Zustandes der historisch bekannten Erde und ihrer Bewohner seit der ersten beglaubigten historischen Kunde bis zum Umsturze des römischen Westreichs, sondern auf die einzelnen Spuren der dahin gehörenden Nachrichten in den mythischen Zeitaltern. In ihren Umfang gehören alle Völker des Alterthums. Die mittlere Geographie, welche mit dem Umsturze des römischen Westreichs anhebt, reicht herab bis zur Entdeckung des vierten Erdtheils, Amerika (von 476—1492). Die neuere Geographie umfaßt die Periode von der Entdeckung Amerika's bis auf den Presburger Frieden, und die neueste wird mit dem Pariser Frieden von 1815 und dem darauffolgenden Wiener Congreß beginnen, indem in diesen Epochen die ganze politische Geographie eine neue, hoffentlich bleibende Gestalt er-

halten hat. Damit man aber eine zu geographischen Anschauungen ganz unbequeme Zeitlänge vermeide, hat man in den ersten 3 Hauptabschnitten mehrere Unterabtheilungen gemacht. In der alten Geschichte unterscheidet man 7 Perioden: 1) Zeitpunkt der ersten Staatenvereine (2000 J. v. Chr.) 2) Zeitpunkt des assyrischen Reichs in seinem größten Umfang (1000 J. v. Chr.) 3) Zeitpunkt des persischen Reichs in seiner größten Blüthe (500 J. v. Chr.) 4) Des macedonischen Reichs unter Alexander (320 J. v. Chr.) 5) Der Karthager, als sie das Principat des Handels hatten (218 J. v. Chr.) 6) Des römischen Reichs zur Zeit seiner Weltherrschaft (100 J. n. Chr.) 7) Der Theilung des römischen Reichs in das morgen- und abendländische (400 J. n. Chr.) — In der mittlern Geographie unterscheidet man 8 Perioden: 1) Untergang des weströmischen Kaiserthums (476 n. Chr.) 2) Anfang des arabischen Chalifats (622 n. Chr.) 3) Periode des fränkischen und arabischen Reichs in seiner Verbreitung (800 J. n. Chr.) 4) Vereinigung des römischen Kaiserthums mit dem deutschen Reiche (962 J. n. Chr.) 5) Normannische Herrschaft in einem großen Theil Europa's und Osmanische in Asien (1110 J. n. Chr.) 6) Germanische Hansa vom atlantischen Meer bis zu den russischen Gewässern (1400 J. n. Chr.) 7) Untergang des morgenländischen christl. Reichs zu Stambul (1453 J. n. Chr.) 8) Entdeckung Amerika's und Folgen davon 1540. — Die neuere Geographie theilt man in folgende Perioden: 1) Regierungsende Karls V. 1556. 2) Zeit nach dem westphälischen Frieden 1648. 3) Entdeckung des fünften Welttheils durch Cook 1770. 4) Französische Revolution bis zum Tilsiter und Preßburger Frieden 1809. 5) Vom Preßburger Frieden bis zum Pariser Frieden 1815.

Geographie — Geschichte und Literatur derselben. Es begreift sich leicht, daß Geographie als Wissenschaft sich nur sehr langsam entwickeln konnte. Sieht man auf die Darstellung der Geographie in jenen verschiedenen Zeiträumen, so kann man die Geschichte derselben als Wissenschaft ebenfalls in mehrere Perioden abtheilen: 1) Mythische Periode von der ältesten Zeit der Tradition bis auf Herodot. Quellen sind hier Moses, Homer und Hesiod. Das Meiste ist dunkel und unsicher, der Nachrichten nur wenige, und mehr chorographisch als geographisch. 2) Periode des einzelnen Sammelns von Herodot bis Eratosthenes 270 J. v. Chr. Hanno, Scylax, Pytheas, Aristoteles, Dikäarchus liefern von einzelnen Ländern interessante Beschreibungen. 3) Systematische Periode von Eratosthenes bis Claudius Ptolemäus 161 J. n. Chr. Polybius, Hipparchus, Artemidorus, Posidonius-Strabo, Dionysius, Periegeta, Pomponius Mela, Plinius gehören hieher. 4) Geometrische Periode von Ptolemäus bis Nic. Copernicus 1520 J. n. Chr. Länge und Breite der Oerter werden bestimmt. Man kann hier unterscheiden a) die Zeit vor den Arabern (Pausanias, Marcianus, Agathemerus, Peutingerische Tafel, Kosmas); b) Zeit seit den Arabern vom J. 800 n. Chr. (Al-Marun, Abu Ischak, Sherif Edrisi, Nassir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh. Der einzige christliche Geograph ist Guido von Ravenna). 5) Aechtwissenschaftliche Periode von Copernicus bis auf uns. Man findet hier genauere astronomische Bestimmungen, zweckmäßige Berichte von Reisen zu Wasser und zu Lande, genauere und zweckmäßigere Topographien, bestimmtere Ländermessungen und Angabe des Flächeninhalts nach Quadratmeilen, und zweckmäßigere geographische Systeme und Lehrbücher. Auch ist erst in die-

ſen Zeiten der Verſuch einer ſyſtematiſchen Geographie des Alterthums mit einigem Erfolg unternommen worden, doch im Ganzen mehr für die Bearbeitung der alten, als der mittlern Geographie geſchehen. Chriſtoph Cellarius brach hier eigentlich die Bahn. Seine Schrift erſchien zuerſt zu Leipzig 1686 in Duodez: Geographia antiqua ad veterum Historicorum facioliorem explicationem apparata. Umgearbeitet zu einer Quartausgabe führte ſie den Titel: Notitia orbis antiqui (2 Theile. Leipzig, 1701). Die neueſte Ausgabe iſt vom Jahre 1773. Darauf ſchrieb Johann David Köhler eine Anleitung zu der alten und mittlern Geographie, mit 37 Charten in drei Bänden. Nürnb. 1730 ff. 8. Das Handbuch der alten Geographie von d'Anville, in fünf Theilen, erhielt ſeine höhere Brauchbarkeit in der neuen Ausgabe, welche von mehrern deutſchen Gelehrten trefflich bearbeitet und reichlich ausgeſtattet wurde, (Nürnb. 1800 ff. 8.). Der erſte und zweite Theil enthält Europa von Heeren; der dritte Theil Aſien von Bruns; der vierte Theil Afrika von Bruns und Paulus, und der fünfte Theil die mittlere Geographie. Zu dieſem ſchätzbaren Werke gehört ein ſehr brauchbarer Atlas von 12 Charten in Folio. Noch unvollendet, aber mit ſorgfältigem Fleiß und Quellenſtudium ward von Konrad Mannert bearbeitet: Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargeſtellt. Bis jetzt ſieben Theile (doch beſteht der ſechste aus drei ſtarken Bänden). Nürnb. 1788—1812. 8. Sehr brauchbare Unterſuchungen über Gegenſtände der alten Geographie enthalten Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. In der neuen Auflage dieſes Werkes enthält der erſte Theil Aſien; der 2te Theil Afrika; die erſte Abtheil. des dritten Griechenland (Götting. 1804—1812. 8.). Anwendbar beim Jugendunterricht iſt Funke's Atlas der alten Welt, beſtehend aus zwölf Charten mit erklärenden Tabellen. Weimar, 1800. 4. und für den erſten Anlauf ausreichend: Nitſch Wörterbuch der alten Geographie, herausgegeben von Höpfner. Halle, 1794. 8. Die geſammte Geſchichte der Geographie, bis herab zum Jahre 1800, umfaßt in einer faßlichen Geſammtüberſicht Malte Bruns Geſchichte der Erdkunde, aus dem Franzöſiſchen. Herausgegeben mit Zuſätzen von E. A. W. v. Zimmermann. Zwei Abtheilungen. Leipzig, 1812. 8. Doch iſt durch das Werk von Malte Brun Sprengels Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen bis zur Ankunft der Portugieſen in Japan (2te Auflage. Halle, 1792. 8.) nicht entbehrlich gemacht worden. Noch fehlt es an einem mit Kritik und umſchließender Gelehrſamkeit geſchriebenen Werk über die mittlere Geographie; denn Chriſtoph Junkers Anleitung zur Geographie der mittlern Zeiten (Jena, 1712. 4.) macht jenes Bedürfniß erſt recht fühlbar. Für die vergleichende Geographie haben die Schriften von Goſſelin und Mentelle Werth. Die neue Geographie, ſo unvollkommen auch ihre Bearbeitung und ſo unſicher ihre damalige Baſis war, gewann doch bereits in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts durch Hübners vollſtändige Geographie, die viele Auflagen erlebte; durch des Rectors Hager geographiſche Schriften, und durch die in 16 Theilen fleißig zuſammengeſtellte neue europäiſche Staats- und Reiſegeographie (Leipzig und Görlitz, 1750 ff. 8.). Der Vater und Begründer der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Geographie ward aber Anton Friedrich Büſching, deſſen neue Erdbeſchreibung zum er-

sten Mal im Jahre 1754 zu Hamburg erschien. Die neueste achte Auflage dieses klassischen Werkes ist vom Jahre 1787, und enthält im Ganzen eilf Bände. Freilich ist dasselbe, nach den großen Veränderungen der neuesten Zeit, nicht ganz mehr in seiner damaligen Gestalt brauchbar; auch hat es, für ein geographisches System, zu viele Beimischungen aus der Statistik, und ist in Hinsicht des Planes und der Folge nicht geordnet genug. Obgleich eine völlig neue Bearbeitung dieses Werks von der Verlagshandlung angekündigt worden ist; so ist von dieser doch nur die Geographie von Portugal von Ebeling, und die von Schweden von Rühs, so wie Amerika, (aber noch unvollendet) in sieben Theilen von Ebeling, Afrika von Hartmann, und die Fortsetzung von Asien von Sprengel und Wahl erschienen. In Verbindung mit der Geschichte der dargestellten Länder und Provinzen behandelte die Geographie, doch auch mit zu vieler Einmischung von statistischen Notizen, Norrmann in seinem geographischen und historischen Handbuche der Länder-, Völker- und Staatenkunde, von welchem aber seit 1785 bloß Deutschland in fünf Abtheilungen, und die Schweiz in vier Abtheilungen erschienen sind. Ein vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung begann Gaspari im Jahre 1797, welches in der ersten Abtheilung des ersten Bandes die mathematische, physische und politische Geographie überhaupt, in der zweiten Abtheilung den östreichischen, bairischen, schwäbischen und fränkischen Kreis, in den beiden Abtheilungen des zweiten Bandes größtentheils das übrige Deutschland, und in der ersten Abtheilung des vierten Bandes Portugal, Spanien und Frankreich (von Ehrmann bearbeitet) enthält. Noch restirt der dritte Band, und die Fortsetzung von der zweiten Abtheilung des vierten Bandes an. Nach einem nicht so ausführlichen Plane, aber zweckmäßig angelegt, und nur nicht beendiget, war Friedrich Gottlieb Canzlers Abriß der Erdkunde nach ihrem ganzen Umfange zum Gebrauche bei Vorlesungen, in drei Theilen. Göttingen, 1791 ff. 8. In compendiarischer Form lieferte Gatterer die ersten geographischen Werke mit kritischem Geiste, in seinem Abrisse der Geographie, Göttingen, 1775, 8. und in seinem kurzen Begriffe der Geographie, in zwei Theilen, Göttingen, 1789. 8. (Neue Auflage, 1793. 8.). Für den Vortrag der Geographie auf Akademien und Gymnasien sorgte Fabri in seinem Handbuche der neuesten Geographie, in zwei Theilen, wovon zu Halle im Jahre 1805 die neunte Auflage, und für niedere Schulen in seinem Abrisse der Geographie, wovon im Jahre 1811 die dreizehnte Auflage erschien. Sein großes geographisches mit vielem Fleiß eröffnetes, Werk: Geographie für alle Stände, hat bis jetzt bloß die allgemeine Erdkunde und den größten Theil Deutschlands, nach der ehemaligen Kreiseintheilung, in fünf starken Octavbänden (Leipzig 1786 — 1808) dargestellt. In der Folge sorgte Gaspari durch zwei Lehrbücher der Geographie für den ersten und zweiten Cursus dieser Wissenschaft beim Jugendunterrichte (Weimar, seit 1792) für die bessere Methode in der Behandlung derselben, besonders da mit jedem Cursus ein besonderer, auf die Fähigkeiten der Zöglinge berechneter, Schul-Atlas ausgegeben ward. Sehr brauchbar zum Unterricht ist auch das Lehrbuch der Geographie von Galletti (Gotha, 1804. N. A.). Mit Rücksicht aber auf die neuesten Veränderungen und Umbildungen bearbeitete Professor Stein in Berlin nicht nur sein Handbuch der Geographie nach den neuesten Ansich-

ten, welches für Vorträge auf Schulen und Akademien in zwei Theilen 1808 (Leipzig) und in einer zweiten Auflage 1811 (doch mit dem veränderten und etwas unzweckmäßigen Titel: Handbuch der Geographie und Statistik) erschien; sondern auch seine kleine Geographie (Leipzig, 1808. 8.), welche bereits im Jahre 1811 die dritte Auflage erlebte. In den meisten genannten Handbüchern und Compendien der Geographie wird in der Einleitung die mathematische und physikalische Erdbeschreibung in einer mehr oder weniger gedrängten Uebersicht vorausgeschickt. In einer selbstständigen Form behandelten aber auch die mathematische Geographie zweckmäßig: Walch in seiner Einleitung in die mathematische Geographie, ein Lehrbuch für die Jugend, 3te Auflage, Götting. 1807. 8. Joh. Tob. Mayer in seinem Lehrbuche über physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie. Götting. 1805. 8., und Schmidt in seinem Lehrbuche der mathematischen Geographie, Leipzig, 1810. 8. Eben so ward die physikalische Erdbeschreibung isolirt behandelt von Friedr. Wilh. Otto in dem Systeme einer physischen Erdbeschreibung nach den neuesten Entdeckungen, Berlin, 1800. 8., von J. Ernst Fabri in seinem Abrisse der natürlichen Erdkunde, Nürnberg, 1800. 8., und in Kants physischer Geographie, herausgegeben von Rink, in zwei Theilen, Königsberg, 1802. 8. Zu der sogenannten reinen Geographie hatte bereits Gatterer in dem kurzen Begriffe der Geographie die ersten Grundlinien gezogen. In der neuesten Zeit verfolgten diese Ansicht: Zeune, in der Gea (Berlin, 1808), welche im Jahre 1811 in einer zweiten Auflage mit der veränderten Schreibart: Gäa, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung, erschien; Kaiser, in dem Lehrbuche der Länder- und Staatenkunde, auf eine einfachere Methode gebaut, (München, 1810. 8.); Stein, in seiner Geographie für Real- und Bürgerschulen nach Naturgränzen (Leipzig, 1811. 8.); Hommeyer, in der reinen Geographie von Europa (Königsberg, 1812. 8.), und Kunz, in dem Lehrbuche der reinen Geographie (Tübingen, 1812. 8.). Von den neuesten geographisch-statistischen Wörterbüchern sind die schätzbaren Werke von Winkopp und Ehrmann (fortgesetzt von Schorch) noch nicht beendigt. Der alte Hübner erschien zwar 1804 vollständig in einer neuen Auflage: neues Staats- Zeitungs- und Conversationslexicon; wie vieles hat sich aber seit 1804 verändert! Deshalb scheint das Jägersche geographisch-historisch-statistische Zeitungslexicon, in der neuen Bearbeitung von Mannert (3 Theile, 8. und Nachträge zum ersten und zweiten Bande) wegen seiner Reichhaltigkeit und weil es vollendet ist, für jetzt den Vorzug zu verdienen; denn Steins Zeitungs- Post- und Comptoirlexicon in 2 Theilen (Leipz. 1811) ist im Ganzen zu flüchtig gearbeitet, und dient, so wie Galleti's vollständ. geogr. Taschenwörterbuch, das sich aber durch seine Wohlfeilheit empfiehlt, höchstens für den ersten Anlauf. Unter den Handbüchern für Reisende ist das französische und deutsche Werk von Reichard (Guide des Voyageurs en Europe, sixième édit. 1812. 12. und der Passagier auf der Reise in Deutschland, in der Schweiz, zu Paris und Petersburg, vierte Aufl. Berl. 1811) das vorzüglichste; doch wird man Becks praktisches Handbuch für Reisende durch Europa und Nordasien, (Leipz. 1810, 2 Theile) nicht ohne Nutzen gebrauchen. (Die wichtigsten geographischen Werke über die einzelnen Erdtheile und über die einzelnen Staaten Europa's s. unter denselben).

Q.

Geologie, die wissenschaftliche Untersuchung von der Entstehung und ursprünglichen Bildung unsers Erdkörpers. **Geolog** heißt ein Gelehrter, der sich mit diesen Untersuchungen beschäftigt. Im Allgemeinen kann man deren 2 Classen unterscheiden, **Neptunisten**, welche die Bildung der Erde aus Wasser, und **Vulkanisten**, welche sie durch Feuer annehmen. Uebrigens herrschen noch viele Verschiedenheiten, welche man ausführlich mitgetheilt findet im 3. Bd. von **De la Metherie's Theorie der Erde.**

Geomantie, die vorgebliche Kunst, aus gewissen, in Sand oder auf Papier gemachten Punkten zu wahrsagen; die **Punktirkunst.**

Geometrie, Erdmeßkunst, eine Wissenschaft des Raums, den die körperlichen Dinge nach ihrer Länge, Breite und Höhe einnehmen, erhielt ihren Namen daher, weil sie von der Ausmessung der Felder, der Längen, Breiten und Höhen auf dem Erdboden ihren Anfang nahm, oder doch zuerst darauf angewandt wurde. Sie verdankt also ihren Ursprung der Theilung der Ländereien oder der Entstehung des Eigenthums, besonders in Ansehung des Bodens. Jetzt macht die Ausmessung des Feldes nur einen Theil der Geometrie aus, den man Geodäsie nennt. Die Geometrie selbst ist von weiterem Umfang, indem man mehrere Gegenstände, z. B. die Geschwindigkeit der Bewegung, die Zeiten u. a. m. durch Linien vorstellt und solche geometrisch behandelt. Man theilt sie in die **gemeine**, welche von den geraden Linien, geradlinichten Figuren, dem Zirkel und den daher entstehenden Körpern handelt, und in die **höhere** Geometrie, welche sich mit den krummen Linien und den daher entstehenden Körpern beschäftigt. Die erstere wird wieder in die theoretische, die die Eigenschaften der Linien und Figuren erweist, und in die praktische abgetheilt, welche die Beschreibung, Ausrechnung und Theilung der Linien, Flächen und Körper, sowohl auf dem Papier als auf dem Felde lehrt. Die vornehmsten Theile derselben sind die **Longimetrie**, welche Linien zu messen, zu berechnen und zu theilen lehrt; die **Planimetrie**, die eben dies mit den Flächen vornimmt, daher diese beiden Theile zusammen auch den Namen **Geodäsie** oder Feldmeßkunst führen; die **Stereometrie**, welche den Inhalt der Körper ermißt; die **Trigonometrie**, welche lehrt, aus den bekannten Größen an einem Dreiecke die unbekannten, welche durch jene bestimmt werden, durch Rechnung zu finden, und das Nivelliren oder Wasserwiegen. Mit Recht kann man auch die **Markscheidekunst** zur praktischen Geometrie rechnen. Ob die Erfindung dieser Wissenschaft den **Babyloniern** oder Aegyptern gehört, ist noch nicht genau zu bestimmen. Thales und Pythagoras brachten sie nach Griechenland. Letzterer erfand den nach ihm benannten Pythagoräischen Lehrsatz, wegen seiner Wichtigkeit **Magister Matheseos** genannt, daß in einem rechtwinklichten Dreieck das Quadrat der Hypothenuse den Quadraten der Katheten gleich sey. Hippokrates Chius, ein Pythagoräischer Philosoph, schrieb die ersten Anfangsgründe der Geometrie. In der gemeinen Geometrie that sich vorzüglich Euklides in Alexandrien durch seine Elementa geometriae hervor, in denen er alle Sätze in einer streng systematischen Folge vortrug. Er zeigte zuerst die Verhältnisse der Kugeln unter einander und erwies, daß sie sich zu einander wie die Würfel ihrer Durchmesser verhalten; auch zeigte er zuerst, daß ein

Kegel

Kegel und ein Cylinder von gleicher Höhe und Grundfläche ſich wie 1 zu 3 verhalten. Faſt 100 Jahre nach ihm bereicherte Archimedes die gemeine Geometrie durch ſeine Erfindungen von der Zirkel- und Kugelrechnung. Er lehrte zuerſt den Inhalt einer Kugel und ihrer Fläche ausrechnen, und fand, daß ſich eine Kugel zu dem umſchriebenen Cylinder, wie 2 zu 3 verhalte, welche Erfindung er ſo hoch ſchätzte, daß er ſie auf ſeinem Grabmal verewigt wiſſen wollte. Um die höhere Geometrie machte ſich zuerſt Ariſtäus verdient, der über die Kegelſchnitte ſchrieb; nach ihm ſchrieb Euklides über denſelben Gegenſtand, und nach ihm Archimedes ſeine Bücher de conoidibus et sphaeroidibus, de linea spirali, de quadratura parabolae; aber alle dieſe übertraf Apollonius von Perga, der alles Vorhandene ſammelte und zuerſt die Namen Hyperbel, Parabel, Ellipſis gebrauchte. Im Mittelalter wurde die Geometrie von den Arabern mit Eifer und Erfolg bearbeitet, wie mehrere vorhandene ſehr ſchätzbare Werke von ihnen beweiſen. Bei dem Wiederaufblühen der Wiſſenſchaften im Mittelalter fand auch die Geometrie ſehr früh ihre Bearbeiter. In Italien werden genannt Nic. Tartaglia zu Venedig (ſt. 1557), Fed. Commandin aus Urbino (ſt. 1575), Franc. Maurolycus aus Meſſina (ſt. 1575) und Lucas Valerius zu Rom (ſt. 1618), welche auf der Bahn der Alten fortſchritten und die Wiſſenſchaft mit neuen Entdeckungen bereicherten. In Frankreich blieb man im ſechszehnten Jahrhundert bloß bei den Anfangsgründen ſtehen. Des-Cartes hat durch die Einführung der Analyſis in die höhere Geometrie die alten Gränzen derſelben ungemein erweitert, worauf ſie durch die im 17. Jahrhundert von Newton und Leibnitz erfundene Analysis Infinitorum, um welche ſich der verſtorbene Leipz. Prof. Hindenburg ſehr verdient machte, zur größten Vollkommenheit geſtiegen iſt. Franz Vieta von Fontenay (ſt. 1603) machte ſich auch durch eigene Erfindungen verdient. Darauf folgten Niederländer, Deutſche und Engländer, von denen wir jedoch nur diejenigen anführen können, die ſich durch wichtige Fortſchritte ausgezeichnet haben. Wir nennen demnach: Johann Prätorius (ſt. 1616), erſter Prof. der Mathematik zu Altorf, erfand 1611 den Meßtiſch, von ihm Mensula Praetoriana genannt; D. Erasmus Reinhold (ſt. 1574) ſchrieb zuerſt vom Markſcheiden und Nicolaus Voigtel gab 1686 die zweite Schrift über die Markſcheidekunſt heraus; Georg Purbach (ſt. 1461) erfand das geometriſche Quadrat beim Feldmeſſen; Mich. Stiefel (geb. 1496 zu Eßlingen), ein deutſcher Prediger, entdeckte 1530 die Logarithmen und machte ſie 1544 in ſeiner Arithmetica integra bekannt; der zweite Erfinder derſelben auf eine andere Art war der Schotte Joh. Neper, Baron von Nerchiſton, welcher ſeine Erfindung 1614 bekannt machte; Regiomontanus oder Joh. Müller (ſt. 1476), Schüler von obigem Purbach, ſchrieb 1464 de triangulis, welches das älteſte, auf unſere Zeiten gekommene Buch von der Trigonometrie iſt; Pascal ſtellte 1643 zu Clermont in Auvergne die erſten Verſuche an, die Höhen der Berge und anderer Gegenſtände durch den Stand des Barometers zu meſſen, welche Meſſungen in den neuern Zeiten durch Einführung der Schichttafeln ſehr erleichtert und zur größtmöglichen Vollkommenheit gediehen ſind. Die beſte Abhandlung über das Höhenmeſſen mit dem Barometer hat Daubuiſſon geſchrieben, der nur die Abhandlung von Biot zur Seite geſetzt werden kann. Am allermeiſten aber iſt die Vermeſſung der Länder und Seen und das Nivelliren oder Waſſerwiegen ſowohl in Anſehung der dabei anzuwen-

denden Theorie, als auch der Instrumente selbst vervollkommnet worden. Das praktische Vermessen theilt sich ab: 1) in das Vermessen gerader Linien, 2) in das Aufsuchen der Lage der geraden Linien gegen die übrigen, 3) in das Uebertragen dieser Lage und des Maßes auf Papier; und 4) in die Berechnung der Oberfläche des gemessenen Landes, wobei alle Flächen, aus so viel Seiten sie auch bestehen mögen, in Dreiecke reducirt werden. Die vorzüglich nothwendigen Instrumente zum Land- und Seevermessen sind: Ein gutes Taschenbuch von Instrumenten; ein Stangenzirkel; ein Satz Maßstäbe zum Uebertragen; 3 oder 4 Parallellineale; ein Proportionalzirkel; ein dreischenklichter Zirkel; ein Pantograph oder Storchschnabel; ein Kreuzmaß; eine Bouſſole mit Dioptern; ein Hadleyscher Sextant; ein Scheibeninstrument oder Theodolit; ein Vermessungscompaß; Meßketten; hölzerne Meßstäbe; eiserne Spitzen; King's Vermessungsquadrant; ein Schrittzähler; eine Weingeistwage; Stationsstäbe für die Wage; ein Transporteur mit oder ohne Nonius; ein astronomischer Quadrant; ein gutes refrangirendes oder reflectirendes Telescop; ein Copirglas; und vorzüglich noch zur Seevermessung: ein Stationstheiler; ein Azimuthalcompaß und ein oder zwei Bootcompasse. Zum Nivelliren endlich eine vorzüglich gute Spirituswage, z. B. die von Keith, und die vom Prof. Mayer in s. prakt. Geometrie Theil III. beschriebenen Instrumente. Am gemeinverständlichsten findet man diese obgenannten verschiedenen Messungsarten beschrieben in Georg Adams geometrischen und graphischen Versuchen ꝛc. aus dem Engl. übers. mit Anmerk. von J. G. Geißler mit 39 Kupft. Leipz. 1795. 8.

Georg (der heilige Ritter St.) nach der Legende ein Cappadocischer Prinz. Seine berühmteste Heldenthat war die Besiegung eines Lindwurms und dadurch bewirkte Befreiung einer Königstochter (der christliche Perseus). Der Moskowitische Zaar führt in seinem Herzschild als Wappen den heiligen Georg wie er den Lindwurm ersticht.

Georg I., (Ludwig) König von Großbritannien, geb. zu Hannover, am 28. Mai 1670, gest. zu Osnabrück am 11. Juni 1727, eine wahre Zierde des englischen Thrones. Er erbte zuerst von seinem Vater, Ernst August, dem ersten Kurfürsten von Hannover, 1698 dieses schöne Land, und von seiner Gemahlin, Sophie Dorothea, Tochter des letzten der Herzoge von Zelle (Wilhelm) die lüneburgischen und zellischen Lande. Wenige Jahre nach dem Tode seines Vaters (1701) überbrachte der Graf Macclesfield *) seiner Mutter, der gefeierten Kurfürstin Sophia (einer Enkelin Königs Jacob von England) die Acte, welche ihr und ihrem Hause die Nachfolge auf den englischen Thron verlieh. Doch die Kurfürstin Mutter, die damals fast schon 73 Jahr alt war **), erlebte ihre Thronbesteigung nicht, denn sie starb 9 Wochen früher als Anna, die letzte Königin aus dem Hause Stuart ***). So ward nun Kurfürst Georg Ludwig un-

*) Dieser erhielt dafür von der Kurfürstin ihr reich mit Diamanten besetztes Bildniß (mehrere tausend Pf. Sterl. am Werth) und von ihrem Sohne, dem Kurfürsten, eine große massivgoldne Gießkanne nebst Becken. Dreißig bis vierzig Engländer wurden die ganze Zeit seines Aufenthaltes über tractirt und in allem frei gehalten, deren Bedienten aber erhielten täglich ein Jeder eine halbe Krone. Großbritanniens Krone war freilich einer großen Freigebigkeit werth!

**) Man s. über diese interessante Frau den ihr besonders gewidmeten Artikel „Sophia."

***) Man vergl. „Großbritannien" und „Anna."

ter dem Namen Georg der Erste König der vereinigten Reiche von Großbritannien. Kraftvoll wußte er sein neuerworbenes Recht gegen die Anfälle des Prätendenten (Jacobs III.) und dessen Anhänger zu behaupten, wie denn überhaupt Kraft, weise Politik und hohes Interesse für die Nation, die sich ihm anvertraut hatte, jeden seiner Schritte bezeichnen. Seine Verbindung gegen Carl XII. von Schweden erwarb ihm zu seinen hannöver'schen Landen die Herzogthümer Bremen und Verden. In dem Frieden, der den, in Verein mit Frankreich gegen Spanien von Georg I. geführten, Krieg beendigte (1720), ward hauptsächlich von ihm die Bedingung, den spanischen Minister, Kardinal Alberoni, der ganz Europa seinen colossalen Plänen unterwerfen wollte, zu entlassen, dictirt; nachdem er das ganze schlauverstrickte Gewebe dieses herrschsüchtigen Mannes durchschaut und mit dem Herzoge von Orleans, dem damaligen Regenten Frankreichs, zugleich entwickelt hatte. Durch eine kluge Benutzung der Marine imponirte er allen übrigen Mächten; die Vernichtung der spanischen Flotte im mittelländischen Meer erhob den Muth, Glanz und Einfluß des englischen Cabinets auf die Entschließungen des übrigen Europa's, der von ihm an mit immer wachsender Stärke sich geltend zu machen gewußt hat. Im J. 1727 unternahm er eine Reise in seine Erbländer; da ereilte ihn am 11. Juni der Tod zu Osnabrück. Sein Nachfolger I.

Georg II. (August) geb. als Kurprinz von Hannover am 10. Nov. 1683, gest. den 25. Okt. 1760, begleitete seinen Vater 1714 nach England, wo er zum Prinzen von Wallis und Graf von Chester ernannt wurde. Er erwarb sich in den Herzen der Engländer ein Vertrauen und eine Achtung, die noch jetzt von ihm rühmt: daß er der edelste Mann im ganzen Königreiche gewesen sey. Seine Gemahlin ward am 2. Sept. 1705 Caroline, des Markgrafen Johann Friedrich zu Anspach Tochter, welche am 1. Dec. 1737 starb. Georg entwickelte früh einen kriegerischen Geist, von dem, so wie von seiner Tapferkeit, er zuerst in dem Kriege gegen die Niederlande (1708) glänzende Proben ablegte. Die ersten ruhigen Jahre seiner Regierung widmete er den Beschäftigungen des Friedens; die Universität Göttingen, nach ihm Georgia Augusta genannt, ward in jener Zeit von ihm gestiftet. Aber seine Liebe zu den Waffen rief ihn im ausgebrochenen östreichischen Successionskriege zu Thaten auf dem Schlachtfelde. Der Sieg bei Dettingen am 27. Juni 1743 umschlang sein Haupt mit einem Lorbeerkranze und den unvergänglichsten Ruhm der Großmuth erwarb er sich durch die bedeutenden Opfer, die er der großen Maria Theresia brachte *). Der Aachner Friede gab ihm wieder Muße zu der segenvollsten Fürsorge für die innere Wohlfahrt seines Reiches. Der über die amerikanischen Angelegenheiten entzündete Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich entriß ihm zwar auf eine Zeitlang Minorca, allein die Kraft, welche England im Laufe jener großen Begebenheiten, unter denen der siebenjährige Krieg und Georgs Antheil an demselben, im Bunde mit dem erhabenen Friedrich, immer sichtbarer entwickelte, führte dies Reich zu desto größerem Glanze. Da entriß der Tod Georg den Zweiten seinen ihn verehrenden Unterthanen, am 25. October 1760. Ihm folgte sein Enkel I.

Georg III. (Wilhelm Friedrich) geb. den 4. Juni 1738, Sohn von dem, 9 Jahre vor Georg II. verstorbenen, Friedrich Ludwig, Prinzen von Wallis und Auguste, Tochter Herzogs Friedrich II. von Sachsen-

*) Man s. „Oestreich. Successionskrieg."

Gotha. Seine Gemahlin ist die Prinzessin Sophie Charlotte, Tochter Herzogs Carl zu Mecklenburg-Strelitz, geb. den 19. Mai 1744, vermählt den 8. Sept. 1761. Er, der sein fünfzigjähriges Jubiläum auf Großbritanniens Throne schon gefeiert hat, bestieg mitten im Kriege den Thron, und setzte ihn mit Vortheil und Nachdruck fort. Seine Flotten machten in der neuen Welt ansehnliche Eroberungen, und der Friede von 1763 sicherte England den Besitz von Canada und unterwarf Frankreich der schimpflichen Clausel, auf seine Kosten einen englischen Commissär zu Dünkirchen zu unterhalten, welcher Acht haben mußte, daß der Hafen dieser Stadt nicht hergestellt werde. Die glorreiche Administration des Lord Chatam verbreitete über die ersten Regierungsjahre Georgs III. einen heitern Glanz; weniger glücklich aber war er in dem nordamerikanischen Kriege, der 1778 ausbrach, und England einen Theil seiner schönsten Colonien kostete. Im J. 1787 hatte der König den ersten Anfall jener Krankheit, die in der Folge mehrere Mal wiedergekehrt ist, und hauptsächlich in einer Geisteszerrüttung sich äußerte. Damals wurde er von dem Doctor Willis fast augenblicklich wieder hergestellt. Allein 1792 war eine so schnelle Heilung des Uebels nicht möglich, und es wurde damals zum ersten Mal die wichtige Frage wegen einer Regentschaft in dem Parlement zur Sprache gebracht. Die Oppositionspartei, an deren Spitze der Prinz von Wallis stand, wollte diesen zum Regenten erklärt wissen, allein die Ministerialen unter Pitts Anführung, welche durch den Prinzen gestürzt zu werden fürchteten, behaupteten, daß die Regentschaft kein mit der Person verbundenes Recht sey, sondern willkührlich von dem Parlement ertheilt werden könne. Die Bill, welche Pitt in diesem Sinne vorschlug und das Unterhaus annahm, blieb indeß ohne Wirkung, da der König inzwischen genaß. Man behauptet, daß die wesentlichen Dienste, welche Pitt bei dieser Gelegenheit dem Könige erwiesen, hauptsächlich ihm die unwandelbare Gunst desselben für die Folge gesichert hätten. Mehr als einmal haben sich Attentate gegen das Leben des Königs geäußert, namentlich bei dem von Gordon angestifteten Aufruhr im J. 1780, dann 1794, wo auf einer Spazierfahrt eine Flinte auf ihn abgedrückt ward, und zuletzt im Theater, wo ein gewisser Athfield, der nachher für wahnsinnig erklärt wurde, eine Pistole gegen die königliche Loge abschoß, ohne jedoch jemand zu verwunden. Die königliche Gewalt hat sich unter der Regierung Georgs III. besonders durch die Fremdenbill und die Suspension der Habeas-Corpusacte (s. beide Art.) ansehnlich erweitert. Sein Einfluß im Parlement war entschiedener als je, theils durch die Spaltungen der Oppositionspartei, theils durch die Vermehrung der Mitglieder im Oberhause, deren Anzahl im J. 1760 nur 181, im J. 1800 aber gegen 500 betrug. Bei Georgs Thronbesteigung war die Civilliste auf 800000 Pfund festgesetzt; allein 1769 bezahlte das Parlement mehr als eine Million Schulden, und 1777 wurde dasselbe aufs neue wegen einer Schuld von 618000 Pfund in Anspruch genommen. Damals erhöhte man auf den Antrag des ersten Lords der Schatzkammer die Civilliste um 100000 Pfund, aber dennoch waren 1780 auf 60000 und 1784 auf 30000 Pfund Schulden vorhanden. Die Hofhaltung des Königs war dabei keineswegs glänzend und prächtig, allein die königliche Familie war zahlreich, und die geheimen Ausgaben im In- und Auslande sehr bedeutend. Als Georg in seinem 22sten Jahre den Thron bestieg, besaß Lord Bute, sein ehemaliger Erzieher, sein unbeschränktes Vertrauen, welches in den von

dieſem empfohlenen Lords Auckesbury und Liverpool gewiſſerma
fortgelebt hat. Der König genehmigte leicht die Plane, die ſei
Grundſätzen entſprachen, und verfolgte ſie mit größter Beharrlichk
aber eben ſo unbeugſam war er auch in ſeiner Abneigung; kein Sou
rain verabſcheute ſo ſehr wie er, die Grundſätze der franzöſiſchen Re
lution, ſelbſt als die herrſchende Partei der conſtitutionirenden V
ſammlung die brittiſche Verfaſſung laut erhob. Eben ſo hat er ſich
harrlich geweigert, den irländiſchen Katholiken die Aufhebung der T
zuzugeſtehen, welche ihnen Pitt verſprochen hatte. Er liebte die K
ſte und Wiſſenſchaften und beſchützte ſie mehr als ſeine Vorgänger a
dem Hauſe Braunſchweig gethan haben; doch hat er ſie eigentlich ni
in dem Grade aufgemuntert, wie von einem ſo großen Monarch
hätte erwartet werden können. Faſt alle ſeine Schenkungen und Pe
ſionen hatten mehr einen politiſchen Zweck. Uebrigens war ſein Ch
rakter ſtets ſanft und leutſelig; ſein Geſicht hat das Gepräge der Gu
müthigkeit und des Wohlwollens. Als Gatte und Vater war er m
ſterhaft; er lebte ſtets wie ein einfacher Privatmann in dem Schoo
ſeiner Familie, vornehmlich zu Windſor, wo er ſelbſt ſeine Miniſt
nicht empfing. Als er 1804 einen abermaligen Anfall ſeiner Krankh
hatte, beſchäftigte man ſich aufs neue mit den Maßregeln zu Einſ
zung einer Regentſchaft; aber auch diesmal wurde ſie durch ſeine G
neſung überflüſſig gemacht. Seitdem litt er beſonders an der Abna
me des Geſichts, wodurch er verhindert ward, das Parlement perſö
lich zu eröffnen und häufige Audienzen zu geben. Im J. 1810 kehr
ſeine Geiſteskrankheit heftiger als je und mit Symptomen begleit
zurück, welche das Ende ſeines Lebens anzukündigen ſchienen. De
noch gelang es der Kunſt ſeiner Aerzte, ſein Leben zu erhalten, wi
wohl zur Heilung ſeiner Geiſteszerrüttung die Hoffnung verſchwund
iſt. Die Regentſchaft wurde daher nun wirklich am 6. Febr. 1811
die Hände des Prinzen von Wallis, Georg Friedrich Augu
gelegt. Dies gnüge von ihm ſelbſt; eine Darſtellung ſeiner ſo me
würdigen Regierung werden wir unter Großbritannien liefern.

Georges Cadoudal, Chef der Chouans, war der Sohn ein
Müllers zu Brake, einem Dorfe zwei Stunden von Auray in Morl
han. Kaum hatte er ſeine Studien zu Vannes geendigt, als die R
volution ausbrach. Anfangs nahm er keinen Antheil daran. Bei de
Aufſtande in Bretagne aber nahm er als Reiter Dienſte, vereinig
ſich nebſt einigen Bretagnern zu Caval mit den Vendeern, als ſie üb
die Loire gegangen waren, und wurde bei der Belagerung von Gran
ville zum Officier ernannt. Er zeichnete ſich durch Körperkraft u
Muth aus, und erwarb ſich ſeitdem einen Namen. Als ſie bei Ma
und Savanay zurückgeſchlagen wurden, flüchtete er ſich in ſein G
burtsland, konnte ſich aber nicht wieder an die ſtille Lebensart gew
nen und warb Bauern und müßige Matroſen, an deren Spitze er
ſtellte. Man ſchickte ihm Truppen entgegen; eine republikaniſche G
lonne überraſchte ihn und brachte ihn nebſt ſeinem Vater in Verh
nach Breſt. Nach einer ziemlich langen Gefangenſchaft entkam er
Matroſenkleidung und übernahm wieder das Commando ſeines Ca
tons. Da er den Adel nicht liebte, ſuchte er die Adlichen fortwähre
vom Commando zu entfernen und wurde ſelbſt als Chef einer Ple
jerpartei betrachtet. Erſt im J. 1795 fing er an ſich bemerkbar zu m
chen; er commandirte 1796 die Diviſion von Morbihan. Als er 17
die Waffen aufs neue ergriff, war er einer der Chefs, welche die gr

te Macht um sich versammelten; und nach den Berichten der Republikaner genoß er das ganze Zutrauen seiner Truppen; es war sogar die Rede davon, ihn zum Generalissimus zu ernennen. Um diese Zeit besetzte er wieder Nieder-Bretagne, und war der einzige nicht adliche General en Chef. Seine Division war diejenige, welche den Republikanern die meisten Treffen lieferte, und er war es, der im December die Expedition an den Ufern der Vilaine commandirte, um einen ansehnlichen Transport von Flinten und Kanonen in Empfang zu nehmen, welchen die Engländer daselbst ausschifften. Lange schlug er den Frieden aus, welchen die Consuln damals anboten; doch in Folge mehrerer Treffen, namentlich bei Grandchamp und Elven den 25. und 26. Jan. 1800, die ziemlich blutig waren, und da er sah, daß alle Chefs, Frotté allein ausgenommen, sich den Gesetzen der Republik unterworfen hatten, dachte auch er daran, den Frieden abzuschließen, da es noch Zeit war. Den 9. Februar, wo er wußte, daß der General Brüne recognoscirte, ging er ihm bei dem Dorfe Their entgegen, nur von 2 Cyouans begleitet, ließ durch einen derselben dem General melden, daß er ihn zu sprechen wünschte, und hielt unter freiem Himmel eine Unterredung mit ihm. In einer Stunde waren sie einig. Georges machte sich anheischig, seine Truppen zu entlassen und seine Artillerie und Gewehre auszuliefern. Nachdem der Friede von den Consuln genehmigt und abgeschlossen worden, kam er nach Paris, wo ihm Dienste in der republikanischen Armee angeboten wurden. Nach einigem Zaudern reiste er plötzlich nach London ab und fand bei den Prinzen und englischen Ministern eine sehr günstige Aufnahme. Die Idee der Höllenmaschine soll er angegeben haben. Er ging selbst nach Frankreich, um die Ausführung anzuordnen, kehrte darauf nach England zurück und kam zum zweiten Mal nach Frankreich, um den Tod zu finden. Er war nämlich im Monat August 1803 mit Pichegrü und Andern auf der französischen Küste gelandet, um den Streich gegen das Leben des ersten Consuls, den er im Sinne hatte, auszuführen, und hielt sich bis zum Monat März in der Hauptstadt verborgen. Um diese Zeit hatte die Polizei von einigen Agenten dieser Verschwörung Winke erhalten und ließ ihm mit außerordentlicher Thätigkeit nachspüren. Bei seiner Gefangennehmung in der Nähe des Palastes Luxemburg vertheidigte er sich mit zwei Pistolenschüssen, die zwei Diener der Polizei zu Boden streckten, sprang aus seinem Cabriolet und suchte zu entkommen; allein der Pöbel umringte ihn und ein Fleischer hielt ihn fest; man führte ihn auf die Präfectur und von da in den Tempel. Das Criminalgericht machte ihm und einer großen Anzahl seiner Mitverschwornen den Prozeß und erkannte ihm, als eines Mordanschlags gegen das Leben des ersten Consuls überwiesen, den 11. Mai 1804 den Tod zu, welches Urtheil auch am 24. Juni vollzogen wurde. Er war 35. Jahr alt, zeigte während des ganzen Verlaufs seines Processes die äußerste Kaltblütigkeit, hütete sich standhaft seine Parteigänger in seinen Antworten zu belasten und bekannte laut seine Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons.

Georgien, persisch Gurgistan, bei den Russen Gruſinien, ist eine Landschaft in Asien, welche von Circassien, Daghestan, Shirwan, Armenien und dem schwarzen Meere eingeschlossen und durch Gebirge in den westlichen und östlichen Theil getrennt wird. Die Größe beträgt gegen 900 Quadratmeilen. Die einzelnen Theile von Georgien sind Imirette, Mingrelien, Guria (deren jedes ei-

nen eignen Fürsten oder Czar hatte) Cardweli (Kartalinien) und Kacheti (Kachetien), beide letzteren ehemals unter einem gemeinschaftlichen Fürsten. Im Jahr 1783 erkannte der Czar von Kachetien und Kartalinien, Heraklius Teimurasowitsch, für sich und seine Nachkommen, die Oberherrschaft Rußlands an, dessen Monarch jeden neuen Regenten bestätigen solle. Er versprach, mit seinen Nachbarn keine geheime Unterhandlung zu pflegen, dagegen ihm die mit der innern Regierung verbundene Gewalt, die Rechtspflege und Hebung der Auflagen allein verblieb. Der Adel des Landes soll dem Russischen gleich geachtet werden. Die gedachten zwei Landschaften machen übrigens das eigentliche Georgien aus, und geben 200000 Fl. jährlicher Einkünfte. Im Jahr 1784 folgte der Czar von Imirette diesem Beispiel auf gleiche Bedingungen. Der Czar von Mingrelien steht dem Namen nach unter der Pforte, ist aber in der That unabhängig. In näherer Verbindung mit den Türken steht der Guriel, oder Beherrscher von Guria. Das Land ist zwar gebirgig, da es im Norden vom Kaukasus begränzt wird; aber zugleich auch äußerst fruchtbar an Holz, Getreide, Seide, Vieh, Wein, Obst und Gartenfrüchten. Im J. 1801 erklärte Kaiser Paul sich, auf Bitte des Czars Georgius Irakliewitsch, für den unmittelbaren Besitzer von Georgien, und Kaiser Alexander verband durch ein Manifest vom 24. Sept. 1801 Georgien förmlich mit seinem Reiche, um es besser gegen alle äußeren und inneren Beunruhigungen schützen zu können. Die Einkünfte des Landes sollen, nach Abzug der für die Verwaltung erforderlichen Kosten, auf die Wiedererbauung der Städte und Dörfer verwendet werden. Die noch vorhandenen Prinzen sind pensionirt, und Tiflis zum Sitz der Regierung gemacht worden.

Georgien, eine Provinz der vereinigten nordamerikanischen Staaten, welche von dem Fluß Savannah, Ost- und Westflorida, dem Nordmeer und den freien Indianern begränzt ist. Im J. 1732 wurde sie von Südcarolina abgesondert und mit einer aus Britten, Schotten, vertriebenen Salzburgern, Schwaben und Pfälzern bestehenden Colonie bevölkert, welche dem König Georg II. zu Ehren Georgien genannt ward. Aus mancherlei gegründeten und ungegründeten Ursachen zerstreute sich aber bald der größte Theil der Pflanzer, und die Kolonie gewann so schlechten Fortgang, daß 1752 die Vorsteher derselben ihr Recht an die Krone abtraten, die das Land nach und nach emporbrachte. Seit 1763 gewann der Handel, und 1783 ward Georgien nebst den übrigen Provinzen unabhängig. Im Jahr 1801 zählte man schon 162000 Seelen. Das Clima ist mild, aber an den Küsten ungesund. Produkte des Landes sind Reis, Tabak, Indigo, Holz, Mais, Pommeranzen und Feigen, auch etwas Seide. Die Hauptstadt ist Augusta.

Georgika, Landbau. Diesen Titel führen zwei didaktische Gedichte über den Landbau, von Virgil und Delille. S. beide. dd.

Gera, eine fürstlich Reußische Herrschaft und Stadt an der weißen Elster im Voigtlande. Die sehr angenehme Stadt enthält außer dem Schlosse Osterstein, das eine Viertelstunde vor derselben liegt, gegen 800 Häuser mit 7000 Einwohnern, und hat vortreffliche Wollenmanufakturen. Es befinden sich hier das gemeinschaftliche Gymnasium und die Landes-Collegien der Fürsten Reuß jüngerer Linie.

Gerade, heißt in den deutschen Rechten der Inbegriff gewisser durch Gesetz und Herkommen bestimmter beweglicher Sachen, welche

in dem Eigenthum und dem Gewahrsam eines Frauenzimmers sich befinden, und nach ihrem Tode nur auf Frauenzimmer vererbt werden können: dahin gehören die Kleider, der Schmuck, gewisser Hausrath u. s. w., jedoch pflegt man sich meistentheils in Bestimmung alles dessen, was zur Gerade gehört, nach jedes Orts Statuten zu richten. Sie wird in Wittwen- und Niftelgerade eingetheilt; jene, wenn nach des Mannes Tode die Wittwe die zur Gerade gehörigen Stücke von der übrigen Verlassenschaft absondert und als ihr Eigenthum hinwegnimmt; diese, wenn nach dem Tode einer Weibsperson deren nächste weibliche Verwandte (Niftel) die Gerade erbt. (Eine andere Eintheilung in adelige und bürgerliche Gerade beruht bloß auf einem Irrthum und kommt hier nicht weiter in Anschlag). Ob nun gleich eigentlich nur Frauenzimmer die Gerade erben können, so gibt es doch Ausnahmen, wo theils nach besondern Statuten auch der Ehemann entweder ganz oder zum Theil gerade-erbfähig ist (z. B. in Leipzig), theils auch nach gemeinen sächsischen Rechten gewisse Personen, z. B. die Geistlichen*) die Gerade erben können.

Gerard, Alexander, ein schottischer Geistlicher und Prof. der Theol. beim Kings-College zu Aberdeen (geb. 17.. gest. 1795), gab 1758 einen Essay on Taste (Versuch über den Geschmack. Uebers. Bresl. 1766) heraus, worin er zur Absicht hatte, eine feste Grundregel des Geschmacks festzusetzen. Er entlehnte dazu manche Bemerkungen aus den Schriften eines Shaftesbury, Hutchinson und Hume, erweiterte sie aber durch neue gründliche Erörterungen. Sehr scharfsinnig setzt er den beiderseitigen Antheil der Natur und Kunst an der Entstehung und Bildung des Geschmacks aus einander, den er in die Entwickelung der Kräfte der Phantasie setzt, und also mehr vom innern Gefühl als von den äußern Sinnen abhängig glaubt. Ein würdiges Seitenstück zu diesem Werke ist sein Essay on Genius (1774. 1784) Versuch über das Genie, übers. von Garve Leipzig 1776), welcher aus 3 Theilen besteht, worin zuerst die Natur des Genies; dann die allgemeinen Quellen seiner Verschiedenheiten, und endlich die verschiedenen Arten des Genies untersucht werden. Vornehmlich wird der große Einfluß der Ideenverknüpfung in die Erweisungen menschlicher Geisteskräfte trefflich entwickelt. Außerdem hat sich Gerard noch durch Predigten und einen Versuch über Geist und Evidenz des Christenthums vortheilhaft bekannt gemacht.

Gerber, Ernst Ludwig, Hofsekretair zu Sondershausen (geb. 1746) hat sich durch sein historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler ein Verdienst um diesen Zweig der Literatur erworben.

Gerberei, ist das Gewerbe, die thierischen Häute, Felle und Bälge zum menschlichen Gebrauche dergestalt zuzurichten, daß sie nicht mehr in Fäulniß übergehen. Die Hauptverfahrungsart bei dem Gerber ist folgende: Zuvörderst wird das Fell, die Haut ꝛc. vom Blut, Fleischtheilen und Schmutz gereinigt, und deswegen einige Zeit in fließendes Wasser gehangen, nachher aber heraus genommen und auf

*) Warum die Geistlichen? wird man mit Recht fragen. Die Ursache ist diese: Bei den alten Deutschen folgten ehedem die Söhne allein in die Allodial-Grundstücke sowohl als in die Lehen: mit diesen waren auch zugleich alle Waffen als Pertinenz-Stücke der Aecker verbunden (daher das Heergeräthe). — Da nun aber diejenigen Söhne, welche sich dem geistlichen Stande widmeten, keine Waffen führen durften, weil die Kirche niemals nach Blut dürsten darf (ecclesia non sitit sanguinem), folglich auch keine Erbschaft darin Statt finden konnte, so mußten sie doch einige Entschädigung dafür genießen, und man gab ihnen das Recht, mit den Weibern — in die Gerade zu succediren.

der Wasch- und Schabebank bearbeitet. Hierauf sucht man die Haare oder die Wolle wegzuschaffen, wobei die Behandlungen nach den verschiedenen Zwecken gleichfalls verschieden sind. Drittens wird die Haut, das Fell ꝛc. aufgetrieben, wodurch dessen Zwischenräume erweitert werden, damit das Fett und der Schleim, welche die Fäulniß unterhalten, herausdringen. Viertens sucht man dem Leder durch zusammenziehende Mittel Haltbarkeit, Dichtigkeit und Dauer zu verschaffen. Endlich ertheilt der Gerber dem Leder noch eine gewisse Appretur oder Zurichtung, die abermals von dem Zwecke und der Bestimmung des Leders abhängt. Werden zusammenziehende Pflanzensäfte zur Ledergerberei angewendet, so heißt sie Roth- oder Lohgerberei; wird Alaun ohne Pflanzensäfte gebraucht, Weißgerberei; nimmt man weder Lohe noch Alaun, sondern blos Fett und walkt die Felle, Sämischgerberei, bearbeitet man endlich die Felle mit Kalk, Pergamentgerberei. Allein Gerberei bezeichnet auch insbesondere noch die Gebäude, worin die Leder gegerbt werden, und worin der benöthigte Raum nebst den erforderlichen Geräthschaften vorhanden ist. Die Lohgerberei erfodert wegen der Loh- oder Treibegruben, dem Trocknen ꝛc. den meisten Raum; weniger der Weißgerber ꝛc., weil das Meiste in hölzernen Gefäßen verrichtet wird, die im Nothfall auch in einer Stube, Kammer oder Keller stehen können. Allein immer muß jede Art von Gerberei nicht weit von einem Flusse liegen, damit die Felle ꝛc. erforderlich ausgewässert werden können und die Gesundheit der Einwohner jedes Orts, wo es Gerbereien gibt, nicht in Gefahr kommt. X.

Gerbert, Martin, Fürst und Abbt der Congregation St. Blasii auf dem Schwarzwalde, ein durch Gelehrsamkeit, Tugenden und Verdienste ausgezeichneter Prälat der deutschen Kirche. Er wurde den 12. Aug. 1720 zu Horb am Neckar gebohren, legte 1737 die Ordensgelübde ab, verwaltete mehrere Jahre lang das Lehramt der Philosophie und Theologie in seinem Kloster, machte von 1760—1762 gelehrte Reisen durch Frankreich, Italien und Deutschland, und wurde am 15. Oct. 1764 zur abbteilichen Würde erhoben, die er bis zu seinem am 13. Mai 1793 erfolgten Tode, mit großem Ruhme und unter der nützlichsten Thätigkeit begleitete. Sein wissenschaftlicher Eifer ist durch eine lange Reihe in lateinischer Sprache verfaßter Schriften theologischen, asketischen und historischen Inhalts offenbar geworden. Zwar blieb er in den erstern streng bei dem Systeme seiner Kirche, und die hellere Begriffe, die sich zu seiner Zeit in der letztern verbreiteten, gewannen keinen Einfluß auf seine Denkungsart. Dem ungeachtet stiftete er durch sie sehr viel Gutes, indem er die hergebrachte scholastische Methode im Vortrage der Theologie verbannte, auf Bestimmtheit und Klarheit der Darstellung und gründliche Gelehrsamkeit, drang, fromme Gesinnung und heiliges Leben als das Wesen der Religion empfahl, und liebevoll und schonend über die anders Denkenden urtheilte. Diese Schriften haben zu ihrer Zeit ihre Wirkung gethan, und sind nun vergessen. Dagegen haben seine historischen Werke, in denen er die Geschichte des Mittelalters, der kirchlichen Alterthümer, der Liturgie, der kirchlichen Musik ꝛc. erörtert hat, einen bleibenden Werth, und die darin enthaltenen gründlichen Forschungen und die vielen Urkunden, die er zuerst zu Tage gefördert, werden sie immer allen wahren Historikern schätzbar machen. Unter ihnen zeichnen sich besonders sein Codex epistolaris Rudolph I. Fol. 1771. De cantu et musica Sacra. Tom. II. 4. 1774. Vetus liturgia Alemannica, Tom. II. 4. 1776. Historia nigrae silvae. 3 Tom. 4. 1783—1788 und einige literarische

und diplomatische Sammlungen aus. Diesen wissenschaftlichen Fleiß übte er aber nicht nur selbst, sondern er ermunterte ihn auch unter seinen Religiosen, beförderte die Erscheinungen mehrerer vorzüglichen historischen und diplomatischen Schriften, umgab sich nach und nach mit einer Reihe ausgezeichneter gelehrter Männer und St. Blasii wurde unter ihm ein Sitz der schönsten literarischen Betriebsamkeit. Auch als Regent erwarb er sich die größten Verdienste in seinem Wirkungskreise. Er stellte das 1768 abgebrannte Stift, mit einer prächtigen Kirche wieder her, errichtete eine vorzügliche Bibliothek und einige andere wissenschaftliche und Kunstsammlungen, stiftete ein Spital, ein Arbeitshaus und mehrere neue Pfarreien, verbesserte das Elementarschulwesen, beförderte den Ackerbau und die Gewerbe, und erwies sich überhaupt als ein Vater seiner Unterthanen. So erschien er in allen Verhältnissen des Lebens als ein würdiger Geistlicher und als ein frommer, edler, humaner, für alles Gute unermüdeter thätiger Mensch. Seine Zeitgenossen haben auch ohne Ausnahme seinen Werth anerkannt, und er genoß allgemein die Achtung und Liebe, die er durch ein so tugendhaftes und nützliches Leben verdiente.

Gerbert, s. Sylvester II.

Gerbini (Luigia) aus Turin, ist eine Schülerin des berühmten Viotti und eine ausgezeichnete Virtuosin auf der Violine. Von 1799 bis 1801 hielt sie sich in Lissabon auf, wo sie zugleich bei dem italiänischen Theater als Sängerin engagirt war, und zeigte, daß sie nicht minder in der Vocalmusik geübt sey. Von Lissabon ging sie nach Madrid. Sie hat nachher verschiedene Reisen gemacht, und allenthalben ihren Ruf bestätigt. Im J. 1810 war sie in Luzern und im Begriff nach Rußland zu gehn. Es ist vorzüglich das markige, kühne, kräftige Spiel, sagt ein Kunstrichter, die Gewalt des Bogens und des Tones, welche ihre Manier charakterisiren. Mit diesen verbindet sie eine außerordentliche Fertigkeit in Ausführung der schwersten Stellen im geschwindesten Zeitmaße, mit der seltensten Reinheit, Richtigkeit und Klarheit. Alle Stricharten, Akkorde, Doppelgriffe in allen Tonarten scheinen ihr ganz geläufig, sind nie dumpf, sondern klingen immer hell, leicht und gleichmäßig; mit einem Worte, die Deutlichkeit in der Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig, und der Geist der genauesten Regelmäßigkeit und Ordnung herrscht in ihrem Spiel.

Gerechtigkeit, hat ihren Namen vom Rechte, und ist daher diejenige Tugend, welche das Recht eines Jeden respectirt, oder, wie man auch zu sagen pflegt, Jedem das Seine gibt. Sie ist die Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt und daher die erste Pflicht des Staats gegen seine Unterthanen und des Staatsbeamten gegen seine Mitbürger. Vorzugsweise aber wird sie vom Richter gefodert, weil dieser über das Recht nach den Gesetzen des Staats sprechen soll. Doch muß ihr die Billigkeit zur Seite stehen, welche vom Rechte in solchen Fällen nachläßt, wo die strenge Handhabung desselben das Gefühl der Menschlichkeit gegen sich aufregen würde. Daher pflegt man auch zu sagen: das höchste Recht ist oft das höchste Unrecht. Sinnbildlich wird die Gerechtigkeit dargestellt als eine Göttin, die in der einen Hand das Schwert, in der andern die Wage hält und der zugleich die Augen verbunden sind, damit sie ohne Ansehn der Person richte. D.

Gerhard, Paul; dieser vorzügliche geistliche Liederdichter wurde geboren zu Gräfenhainichen im Meißnischen Kreise 1606. Er wurde 1661 Probst zu Mittenwalde in der Mark, von da aber 1657 als Diakonus an die Nikolaikirche in Berlin berufen. Bei den unter dem großen Kurfür-

sten zwischen den Lutheranern und Reformirten im Brandenburgischen ausgebrochenen Streitigkeiten zeigte er sich so unwandelbar in Gesinnung und Meinung, daß er deshalb im J. 1666 jene Stelle wieder verlor. Voll Gottvertrauens wanderte er aus, und dichtete in dieser bedenklichen Situation das Lied voll Trostes: Befiehl du deine Wege. Sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Der Herzog Christian von Merseburg gab ihm eine Zeitlang Pension und berief ihn, als damaliger Besitzer der Niederlausitz, im J. 1669 zum Diakonat nach Lübben, wo er nachher Oberpastor wurde und als solcher 1676 starb. Von seinen Liedern hat man eine siebenfache Sammlung: 1) Zu Berlin mit 6 Stimmen in Fol. 2) Zu Frankfurt a. d. O. 3) Zu Berlin 1676. 4) Zu Nürnberg 1683, herausg. von J. G. Ebeling. 5) Zu Eisleben 1700 in 12. 6) Zu Zerbst 1707 in 12. von D. J. H. Feustking. 7) Zu Augsburg 1708. 8. von Treuner. Es sind dieser Lieder 120, und wer gedenkt nicht mit Rührung an sein: Nun ruhen alle Wälder; nicht mit Andacht an sein: Nun danket all' und bringet Ehr! Mit Feustking wird man gern gestehen: „Kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern; es fällt und fleußt ihnen alles aufs lieblichste, voller Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts Gezwungenes, nichts Eingeflicktes, nichts Verbrochenes; die Reime sind auserwählt, leicht und auserlesen schön; die Redensarten schriftmäßig, die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien, nach Luthers und anderer alter Meistersänger Tone, lieblich und herzlich; in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficirt und tröstet." Vielleicht nimmt unser Zeitalter weniger Anstoß an einigen spielenden mystischen Ausdrücken, als an Härten, welche unsre Lieder-Aristarchen zu tilgen bemüht gewesen sind. dd.

Gerichtliche Arzneiwissenschaft ist derjenige Inbegriff von Kenntnissen aus der sämmtlichen Arzneiwissenschaft, welche nöthig sind, um streitige Gegenstände des Rechts, die nur der Naturforscher oder der Arzt zu untersuchen fähig ist, aufzuhellen. Von dem Staate eigens dazu angestellte Aerzte (Physici) sind dazu bestimmt, die in die gerichtliche Arzneiwissenschaft gehörigen Fragen dem Richter zu beantworten. Dahin gehören z. B. die besondern Rechte der Schwangern, die gesetzmäßigen Geburten, Beurtheilung solcher Fälle, in welchen die Ehescheidung gewisser Krankheiten wegen statt findet, die Besichtigung todter Körper und Beurtheilung der Wunden. Diese Fälle gehören für das Gericht, andere für die Polizei, dasjenige nämlich wegzuschaffen, was der Gesundheit nachtheilig werden kann, die Verbreitung herrschender Krankheiten zu hindern u. a. m. An manchen Orten hat man dazu eigne **Sanitäts-Collegia** oder **Gesundheitsräthe**.

Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'Amour, Corti d'Amore. In den Zeiten der langen abenteuerlichen und oft phantastischen Liebschaften, d. h. in der Ritterzeit des Mittelalters, wo die Liebe sich nicht begnügte, ein heiliges Geheimniß des Herzens zu bleiben, und in der Stille zu beglücken, sondern öffentlich auftrat; wo die liebenden Ritter durch ihre Treue und durch auffallende Proben ihrer Ergebenheit allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die Damen mit ihren Anbetern prunken wollten; wo man durch spitzfindige Untersuchungen über Gegenstände der Galanterie sich häufig in Gesellschaften unterhielt: wurden oft Streitfragen aus diesem Gebiete aufgeworfen und von den Troubadours oder Dichtern in ihren Tensons oder Tenzonen wetteifernd behandelt; z. B. was kann uns erträglicher seyn, ob unsre Geliebte stirbt, oder sich an einen andern anschließt? Wenn du ein Rendezvous bei dei-

nem Mädchen hast, wäre es dir lieber, mich von ihr gehn zu sehn, wenn du kommst, oder mich kommen zu sehn, wenn du gehst? Wer leidet mehr, ein Ehemann, dessen Frau, oder ein Liebhaber, dessen Geliebte untreu wird? (S. Sophia's Lieblingsstunden von Gruber). Da man nun doch endlich die Entscheidung eines Tribunals über diese Fragen, oder andre wirkliche Fälle wünschte, so ward, (wie Schiller singt)

„Ein Liebeshof gegründet,
Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend."

Man errichtete also gleichsam Spruchcollegien der Liebe, wahrscheinlich zuerst in der Provence im 12ten Jahrhundert, (nicht etwa in Deutschland, wo die Liebe von jeher inniger, und mehr Sache des Herzens als pedantischer Grübeleien auf der einen und der Sinnlichkeit auf der andern Seite gewesen ist; vergl. den Art. Minne). Sie bestanden aus Rittern, Dichtern, und Damen, die ihre Aussprüche als Arrêts d'Amour gaben, nach Art der Beschlüsse des Parlements. Herr von Aretin hat 1803 solche Aussprüche aus alten Handschriften herausgegeben. Diese Unterhaltung ward so beliebt, daß nicht leicht ein fürstlicher Galatag ohne Wettstreit in einer Cour d'Amour verging; die Uebungen des Witzes wurden so beliebt, als die Waffenkämpfe. Ihr größtes Ansehn erlangten diese Cours d'Amour in Frankreich unter Carl VI. durch seine frivole Gemahlin Isabella von Baiern, da Männer des ersten Ranges ihre Titel bei den 1380 von ihr errichteten Cours d'Amour bekamen. Noch unter Ludwig XIV. errichtete der Cardinal Richelieu eine Akademie der Liebe*), die wohl eine Nachahmung jener Gerichtshöfe seyn sollte, und bei welcher die Prinzessin Maria von Gonzaga das Amt einer Präsidentin bekleidete, und Mademoiselle de Scudery die Geschäfte eines Generaladvokaten führte. F.

Gerichtsordnung, s. Proceßordnung.

Gerichtsverfassung, die gesetzliche Art und Weise der Rechtsverwaltung steht in genauem Zusammenhang mit den verschiedenen Rechtsbehörden, welche in einem Staat existiren. So vielfach und zerstückt diese letzteren in Deutschland noch sind, so abweichend von einander und inconsequent sind die Gerichtsverfassungen der Deutschen, zumal der Duodez-Staaten. In den sächsischen Territorien, wo unzählige Patrimonialgerichtsbarkeiten existiren, stößt man oft auf die sonderbarsten Verfassungen. Es gibt Städte, ja Dörfer, welche zehnerlei Gerichtsbarkeiten neben einander enthalten, und oft hat ein Gerichtsstuhl seine Gerichtsunterthanen wieder in zehn verschiedenen Dörfern vereinzelt. Dieß rührt aus der alten Zeit her, wo die Gerichtsherrn ihre Bauern mit den Sitzen nach Belieben veräußerten. Die Inconsequenz zu vermehren, existirt bei uns eine kirchliche Gerichtsbarkeit, welche noch obenein die Ehesachen und die Personalia der Kirchenbeamten an sich gerissen hat, und in den mehrsten Staaten gibt es keine besondern Criminalgerichte und Policeibehörden, sondern diese sind gewöhnlich mit den Civiljustizbehörden vereinigt. Nimmt man hiezu die mannigfachen Gesetze und Gesetzfragmente, welche zwischen diesen oft collidirenden Behörden durch die Geschäftsparteigänger, die Advokaten, und durch die vermummten Vehmschöffen — die Urtelsverfasser, hin und her getrieben werden, und denkt sich dabei, daß hie und da die Cabinetsjustiz beliebige Machtgriffe in dieses regelmäßige Chaos thut, so hat man ein Bild von der deutschen Gerichtsverfassung, welches je-

*) Assemblée galante zu Ruel.

doch hie und da durch die Individualität der Fürsten und der kleinen und großen Machthaber in lichteren Farben erscheint, aber oft auch ein Abdruck des Egoismus und der Anarchie ist. Uebrigens in thesi fast alle deutsche Gerichtsverfassungen Nachbildungen der ehemaligen deutschen Reichsgerichtsverfassung und auch seit Wetzlars Hinscheid gibt es noch manchen deutschen Olymp der Processe *). Neben dem obern Landesjustizcollegium existiren hie und da allgemeine Hofgerichte, welche mit ihm concurriren, wie sonst Reichskammergericht und Reichshofrath, und die Versendungen der Akten an auswärtige unparteiische Spruchcollegien beurkunden das Princip rechtlicher Freiheit in den deutschen Processen. Zahllose Specialgesetze und Proceßordnungen haben den Mängeln der deutschen Gerichtsverfassungen abhelfen sollen, allein das ganze Rechtssystem ist ein Flick- und Stück- oder respective Sang- und Schneckenwerk, und alle neue Mandate sind nichts als neue Flecken auf einen alten Mantel. Es bedarf aber einer Radikalkur. Nach der französisch-Napoleonischen Gerichtsverfassung wird in bürgerlichen Rechtssachen die ordentliche Gerichtsbarkeit zunächst ausgeübt von den Friedensgerichten, sodann von den Tribunalen erster Instanz, und endlich von den Appellationsgerichten. Von den Friedensgerichten ist bereits in einem eignen Artikel gehandelt worden. Von den Tribunalen erster Instanz findet sich in jedem Distrikte eins. In einigen Distrikten bestehen sie aus 3 Richtern und 2 Suppleants, in andern hingegen aus 4 Richtern und 2 Suppleants, oder aus 7 Richtern und 4 Suppleants. Bei jedem Tribunal findet sich ein Sicherheitsbeamter und ein königlicher Prokurator, auch hat ein jedes seinen Greffier und die nöthigen Huissiers. Der König wählt alle 3 Jahre unter den Richtern einen zum Präsidenten. Die Tribunale erkennen in den von den Friedensgerichten an sie gebrachten Sachen in letzter, in den übrigen bürgerlichen Sachen aber, wo Appellation Statt findet, in erster Instanz. Die Appellationshöfe endlich sind nach dem Umfange und der Bevölkerung der Gerichtssprengel besetzt. Außerdem hat jeder Appellationshof mehrere Auditoren, einen königlichen Generalprokurator und einen Greffier. Die Auditoren werden zu Instruktionen und andern gerichtlichen Geschäften gebraucht. Die königlichen Generalprokuratoren führen aber zugleich die Aufsicht über die königlichen Prokuratoren bei den Tribunalen. Die Appellationsgerichte erkennen übrigens bloß in Sachen, welche, wie der Name schon sagt, durch Appellation (Berufung) von den Tribunalen erster Instanz und von den Handelsgerichten an sie gebracht werden, und führen zugleich über die untergeordneten Gerichte die Aufsicht. Bei strafwürdigen Handlungen ist die gerichtliche Polizei und peinliche Gerichtsbarkeit wohl zu unterscheiden. Die für die Policeivergehen bestimmten Gerichte sind entweder niedere, die bei geringern Vergehungen Statt finden und von den Friedensrichtern verwaltet werden, oder höhere Policeigerichte (Gerichte der correctionellen Policei), welche mit den Tribunalen erster Instanz in Verbindung stehen und bei Vergehungen Statt finden, die mit mehr als drei Tagen Gefängniß oder Arbeit belegt werden. Die eigentlich peinlichen Gerichte auf der andern Seite haben über alle Verbrechen zu erkennen, welche eine Leibes- oder entehrende Strafe nach sich ziehen. Die ordentlichen Criminalhöfe (cours de justice criminelle), welche sich in

*) Nach Käſtners Sinnſpruch: Wetzlar iſt der Olymp der deutſchen Proceſſe, denn im Olymp wohnen die Unſterblichen.

jedem Departement befinden, bestehen aus einem Präsidenten, 2 Richtern und 2 Beisitzern, und bei jedem findet sich wieder ein königlicher Generalprokurator, dem ein Substitut beigegeben werden kann. Um sehr häufig vorfallende Verbrechen zu unterdrücken, ist die Regierung befugt, in jedem Departement einen Specialcriminalhof zu etabliren. Es besteht derselbe außer dem Präsidenten und 2 Richtern des ordentlichen Criminalhofes aus 3 Militairpersonen vom Capitains-Range und 2 zum Richteramte tauglichen Bürgern. Nur bei den ordentlichen Criminalhöfen genießt der Angeschuldigte den Vortheil, durch Geschworne gerichtet zu werden. Das Geschwornengericht (Jury) muß nämlich unter dem Vorsitz eines Direktors sowohl vor Einleitung des peinlichen Gerichts über die Statthaftigkeit desselben entscheiden (Jury d'accusation) als nachher den That-Bestand des Verbrechens und die Schuld des Angeklagten ausmitteln (Jury de jugement). Die Anwendung des Gesetzes auf den Thatbestand geschieht nach vorgängigem Antrage des öffentlichen Prokurators von dem Gerichte selbst. Dem Angeschuldigten wird natürlich ein Vertheidiger gegeben, das einmal gefällte Urtheil aber ist unveränderlich. Zu den Ausnahmsweise angeordneten außerordentlichen Gerichten gehört 1) der höhe königliche Gerichtshof, der über Verbrechen der hohen Staatsbeamten, über Staats- insonderheit Majestätsverbrechen u. s. w. zu erkennen hat; 2) die Militairgerichte sowohl für die Land- und Seemacht; 3) die Handelsgerichte.

O.

Germain (Graf Saint), ist seinem Herkommen nach unbekannt, aber als Abenteurer und Schwarzkünstler sehr berüchtigt. Er nannte sich zuweilen Aymar oder auch Marquis de Betmar, und war wahrscheinlich ein geborner Portugiese. Cagliostro machte auf seiner ersten Reise nach Deutschland in Holstein Bekanntschaft mit ihm, und benutzte seinen Unterricht zu neuen Betrügereien. Saint Germain besaß wirklich chemische und andere Kenntnisse; aber seine unwiderstehliche Neigung, als Magiker zu glänzen, erlaubte ihm nicht, die gewöhnlichen Wege zum Ruhme zu suchen. Er war beständig auf Reisen, und verschaffte sich durch Dreistigkeit und Großsprechereien, und durch die Gabe, Jedem die schwache Seite abzugewinnen, sogar Zutritt an Höfen. Seinem Vorgeben nach war er 350 Jahre alt, und hatte noch einen Denkspruch des berühmten Montaigne in seinem Stammbuche aufzuweisen. Ein köstliches Lebenswasser erhielt ihn immer bei guten Kräften, und war so stark in seinen Wirkungen, daß er eine alte Frau damit verjüngen konnte. Das verzweifelte Problem aller Adepten, die Verfertigung von Edelsteinen, war ihm auf seiner zweiten Reise nach Indien, die er im Jahre 1755 gemacht haben wollte, geglückt: und er zerschlug im Jahre 1773 bei dem französischen Gesandten im Haag einen kostbaren Diamant von seiner Arbeit, nachdem er vorher einen ähnlichen für 5500 Louisd'or verkauft hatte. Auch die Geheimnisse der Zukunft enthüllten sich vor seinen Augen, und er verkündigte den Tod Ludwigs XV. den Franzosen voraus. Er war sogar so mächtig, daß er auf das Thierreich wirkte, und den Schlangen Gefühl für Musik beibrachte. Unter die wirklichen Fertigkeiten, die er besaß, gehörte unstreitig die seltne Gabe, daß er mit beiden Händen zugleich auf zwei verschiedenen Bogen etwas, das man ihm diktirte, aufschreiben konnte, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Handschriften zu unterscheiden. Die

Violine spielte er so meisterhaft, daß man mehrere Instrumente zu hören glaubte. Ueberhaupt fehlt es ihm weder an Talenten noch Gelehrsamkeit, und er würde berühmt geworden seyn, wenn es ihm nicht lieber gewesen wäre, berüchtigt zu werden.

Germanicus (Cäsar); dieser große Feldherr der Römer, berühmt durch seine siegreichen Kriege mit den Germanen, war ein Sohn des Claudius Drusus Nero und der jüngern, für ihre Tugenden gepriesenen, Antonia, einer Nichte Augusts, deren große Eigenschaften ihm zum Erbtheil geworden waren. Tiberius, sein Oheim von väterlicher Seite, adoptirte ihn. Er verwaltete in der Folge die Quästur und noch vor dem gesetzlichen Alter das Consulat. Eben stand er mit Tiberius an der Spitze zahlreicher Heere in Deutschland, als August starb und dieser ihm in der Regierung folgte. Vergebens wurde er von einigen aufrührerischen Legionen aufgefodert, die höchste Gewalt sich zuzueignen; er drohte, sich selbst umzubringen, wenn sie nicht von ihrem Entschluß abstehn und zum Gehorsam zurückkehren würden. Er ging hierauf über den Rhein, überfiel die Marsen, welche sich bei einem Feste der Trunkenheit ergeben hatten, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an und zerstörte den Tempel der Tanfana. Auf gleiche Weise schlug er im folgenden Jahre die Katten, verbrannte ihre Stadt Matrium (nach Mannert Marburg), und kehrte siegreich nach dem Rheine zurück. Hier erschienen Abgeordnete des Segestes bei ihm, durch welche derselbe ihn um Hülfe gegen Arminius, seinen Schwiegersohn, bat, der ihn belagert hielt. Germanicus eilte herbei, entsetzte den Segestes, und nahm dabei des Arminius Gemahlin, Thusnelda, gefangen. Arminius rüstete sich hierauf zum Krieg und Germanicus sammelte seine Macht an der Ems. Nachdem er die von des Varus Niederlage noch unbegrabenen Leichen der Römer in dem nahen Teutoburger Wald begraben lassen, zog er dem Arminius entgegen und lieferte ihm ein blutiges Treffen. Schon wichen die römischen Legionen, als Germanicus mit neuen Truppen den Kampf erneuerte und glücklich die ihm drohende Niederlage abwandte. Arminius zog sich zurück, und Germanicus war zufrieden, die Ems wieder zu gewinnen und ehrenvoll aus einem Kampfe zu gehen, dem sein Heer nicht mehr gewachsen war. Nachdem er noch einen Theil seiner Krieger auf dem Rückzuge durch die Flut des Meeres verloren hatte, erreichte er nur mit geringen Ueberresten seines Heeres die Mündungen des Rheins, und wandte den Winter zu neuen Rüstungen gegen die Germanen an. Er ließ eine Flotte von tausend Fahrzeugen erbauen, um die beschwerlichen Märsche zu Lande durch Wälder und Moräste zu vermeiden, und landete sein Heer an der Mündung der Ems. Von hier aus rückte er gegen die Weser, hinter welcher er die Cherusker versammelt fand, um ihm den Uebergang zu wehren. Er bewirkte ihn dennoch, und lieferte ihnen eine Schlacht, die mit dem Tage begann und sich siegreich für die Römer endete. Auch am folgenden Tage, als die Deutschen den Kampf mit Wuth erneuerten und Unordnung in die römischen Reihen brachten, behauptete Germanicus doch das Schlachtfeld. Die Deutschen kehrten in ihre Wälder zurück, Germanicus aber schiffte sich wieder ein, bestand einen furchtbaren Sturm, der seine Flotte zum Theil zerstreute und verschlug, und bezog die Winterquartiere, nachdem er noch einen Einfall in das Land der Marsen gemacht hatte. Dieser Feldzug war zugleich sein letzter in Deutschland. Tiberius, eifersüchtig auf die

Verdienste und den wachsenden Ruhm des jungen Helden, wollte ihm nicht vergönnen, die Unterwerfung der Deutschen zu vollenden, sondern rief ihn zurück, bewilligte ihm mit erheucheltem Wohlwollen einen Triumph, und sann auf ein schickliches Mittel, sich von einem Manne zu befreien, der ihm furchtbar schien durch die Liebe des Volks. Er sandte ihn zu dem Ende mit fast unbeschränkter Gewalt bekleidet in die Morgenländer, um die dort ausgebrochenen Unruhen beizulegen; ernannte aber zugleich den Piso zum Statthalter von Syrien, in dessen stolzen, herrischen und unbeugsamen Charakter er ein erwünschtes Mittel fand, dem Germanicus entgegenzuwirken. Beide mußten bald zerfallen, und Piso faßte einen so wüthenden Haß, daß er, um sich von seinem Gegner zu befreien, ihn wahrscheinlich vergiften ließ. So starb Germanicus im Jahre Roms 772, in einem Alter von 34 Jahren, und Rom verlor in ihm einen seiner tapfersten und edelsten Männer. M.

Germanien und Germanen. Nicht allein das unwirthliche, mit ungeheuern Wäldern, Sümpfen und Moräften bedeckte Land, begränzt von der Donau, dem Rhein, dem nördlichen Ocean und der Weichsel, nannten die Römer Germanien, sondern auch Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen schlossen sie in diese Benennung ein, da alle diese Länder, welche ein Drittheil von Europa ausmachen, von Volksstämmen bewohnt wurden, deren Gestalt, Sitten und Sprache einen gemeinsamen Ursprung ankündigten. Die Bewohner des schönen Italiens, die kein rauheres Land je kennen gelernt hätten, konnten nicht glauben, daß irgend ein Volk seine freundlichen Wohnplätze habe verlassen können, um in Germaniens Wüsten zu hausen, wo ein so strenger Winter den größten Theil des Jahres herrschte, daß selbst das Rennthier, das nur auf den eisigen Felsen von Spitzbergen und in dem ewigen Schnee von Lapland und Sibirien sich fortzupflanzen vermag, damals in Deutschland einheimisch war, und wo unbarmherzige Winde auch im Sommer dem wärmenden und erquickenden Strahle der Sonne Hohn sprachen. Die Germanen (Heer- d. i. Kriegsmannen), oder wie sie sich nach ihrem Nationalgotte Teut nannten, die Teutonen, mußten nach ihrer Meinung vom Anbeginn dort gelebt haben. Sie nannten sie daher Indiginae, dort entsprossene, und liefern uns von ihren Sitten und ihrer Lebensweise Nachrichten, aus denen wir folgendes hervorheben. Rein von fremder Vermischung, wie die eigenthümliche Nationalbildung bewies, lebte in den Ländern jenseit des Rheins ein Volk mit trotzigen blauen Augen, hochgelbem Haar, von starkem Körperbau und riesenhaftem Wuchs, abgehärtet gegen Kälte und Hunger, nicht gegen Durst und Hitze, von kriegerischem Geiste, bieder, treu, freundlich und arglos gegen den Freund, gegen den Feind listig und verstellt, das jedem Zwange trotzend, die Unabhängigkeit als sein edelstes Gut betrachtete, und eher das Leben als seine Freiheit aufzugeben bereit war. Unbekannt mit allen, das Leben verschönernden Künsten; unbekannt mit dem Ackerbau, dem Gebrauch der Metalle und der Buchstabenschrift, nährte sich der Germane in seinem Lande voll Wälder und Weiden armselig von Jagd und Viehzucht, und theilte sein Leben zwischen träger Ruhe, sinnlichen Genüssen und harten Beschwerden. Zur Zeit des Friedens waren Schlaf und Unthätigkeit Tag und Nacht das einzige Labsal des träg verdrossenen Kriegers, indeß sein hinschmachtendes, in eigener Kraft sich verzehrendes, Gemüth nur des Augenblicks harrte, wo Krieg und Gefahr ihn zu männlichen Werken aufriefen.

rieſen. Er nahm inzwiſchen ſeine Zuflucht zum Becher und zum Spiel, beiden mit der ganzen Leidenſchaftlichkeit ſeines ungezähmten Herzens ſich hingebend. Ein mit geringer Kunſt aus Weizen und Gerſte bereitetes Getränk erſetzte ihm den von der Natur verſagten Traubenſaft, und berauſchte ihn bei ſeinen lärmenden Feſten. Weit entfernt, die Trunkenheit ſich zum Vorwurf zu machen, fühlte er vielmehr durch den Rauſch ſeine Sinne geſchärft und erleuchtet; er rathſchlagte alsdann am liebſten, und der im Rauſche gefaßte Beſchluß wurde als eine höhere Eingebung ausgeführt. Gleich unbegränzt war ſeine Neigung zum Spiel; nicht der Verluſt ſeiner ganzen Habe konnte dem Spiel ein Ende machen. Seine Perſon und Freiheit waren ihm nicht zu koſtbar, um ſie nicht aufs Spiel zu ſetzen, und, treu ſeinem Worte, ließ er ſich ohne Weigerung von dem glücklichen Gewinner feſſeln und in entfernte Sklaverei verkaufen. Die Regierungsform war in dem größten Theile Germaniens demokratiſch. Man gehorchte weniger allgemeinen und poſitiven Geſetzen, als dem zufälligen Uebergewicht der Geburt oder Tapferkeit, der Beredſamkeit oder des Aberglaubens. Nur an den Ufern des Baltiſchen Meeres erkannten einige Stämme das Anſehn von Königen, ohne jedoch die dem Manne gebührenden Rechte aufzugeben. Da gegenſeitige Vertheidigung das Band war, welches die Germanen zuſammenhielt, ſo hatte man früh die Nothwendigkeit gefühlt, daß der Einzelne ſeine Meinung von der Mehrzahl ſeiner Verbundenen abhängig machen müſſe, und dieſe wenigen rohen Grundzüge einer politiſchen Geſellſchaft gnügten einem Volke, dem jeder höhere Ehrgeiz noch fremd war. Der von freien Aeltern geborne und zur Mannbarkeit gereifte Jüngling ward eingeführt in die allgemeine Verſammlung ſeiner Landsleute, mit Schild und Lanze ausgeſtattet und zu einem gleichen und würdigen Mitgliede ihres kriegeriſchen Freiſtaates angenommen. Dieſe Verſammlungen der wehrhaften Männer eines Stammes wurden theils zu beſtimmten Zeiten, theils bei plötzlichen Ereigniſſen zuſammenberufen. Ueber öffentliche Beleidigungen, die Wahl der Obrigkeiten, über Krieg und Frieden entſchied in denſelben die freie Stimme. Denn wenn auch den Vorſtehern eine vorläufige Erwägung der Sache geſtattet war, ſo konnte doch nur das Volk beſchließen und ausführen. Der Zögerung feind und, ohne Rückſicht auf Gerechtigkeit und Politik, der augenblicklichen Leidenſchaft gehorchend, faßten die Germanen raſche und heftige Beſchlüſſe, und das Zuſammenſchlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigte ihren Beifall oder ihre Abneigung an. Zur Zeit der Gefahr ward ein Anführer gewählt, dem ſich in dringenden Fällen, wo vereinte Kraft vonnöthen war, wohl mehrere Stämme unterwarfen. Der Tapferſte ward erkoren, daß er mehr durch Beiſpiel als Befehl ſeine Landsleute führe. War die Gefahr vorüber, ſo endigte ſeine dem freigeſinnten Germanen verhaßte Gewalt, denn zur Zeit des Friedens kannte man kein anderes Oberhaupt, als die in den Verſammlungen gewählten Fürſten, die in ihren Bezirken Recht ſprachen und Streitigkeiten ſchlichteten, und ihr Amt mehr der Geburt als eigener Würdigkeit dankten. Zugeordnet war dem Fürſten eine Wache und ein Rath von hundert Perſonen, und obwohl manchen derſelben die Römer den Königstitel beilegten, ſo hatten ſie doch nicht einmal das Recht, mit dem Tode, mit Gefängniß oder Schlägen einen freien Mann zu beſtrafen. (Vergl. Fürſt und Herzog.) Ein Volk, das allem Zwange ſo abgeneigt war und keine Oberherrſchaft anerkannte, achtete nur die Verpflichtungen, die es ſich ſelbſt auferlegt hatte. Freiwillig weihten die edelſten Jünglinge einem bewährten Anführer ihre Waffen und

Dienste, und wie diese unter einander wetteiferten, die tapfersten Genossen um sich zu versammeln, so wetteiferten jene um die Gunst ihres Anführers. Ihm war es Pflicht, in der Stunde der Gefahr der erste zu seyn an Muth und Kühnheit, aber seinen Gefährten war es Pflicht, nicht hinter ihm zurückzubleiben. Seinen Fall überleben, war unauslöschlicher Schimpf, denn die heiligste Pflicht gebot, seine Person zu schützen und seinen Ruhm durch die Trophäen eigener Thaten zu verherrlichen. Der Führer kämpfte für den Sieg, die Gefährten für den Führer. Wie Tapferkeit die Zierde des Mannes, so war Keuschheit die Tugend des Weibes. Vielweiberei war nur den Fürsten verstattet, um dadurch ihre Verwandtschaften zu vervielfachen; Scheidungen verbot mehr die Sitte als das Gesetz. Ehebruch war ein durch nichts abzubüßendes, aber auch höchst seltenes Verbrechen, und die Verführung weder durch Sitte noch Beispiel zu rechtfertigen. Die religiösen Begriffe so barbarischer Horden konnten nur roh und unvollkommen seyn. Die Sonne und der Mond, das Feuer und die Erde waren ihnen Gottheiten, die sie zugleich mit gewissen eingebildeten Wesen verehrten, denen sie die Leitung der wichtigsten Geschäfte des Lebens zuschrieben, und deren Willen die Priester durch geheime Künste erforschen zu können vorgaben. Ihre Tempel waren Felsengrotten, geheiligt durch die Verehrung vieler Geschlechter. Die Gottesurtheile, so berüchtigt im Mittelalter, galten schon ihnen als untrügliche Entscheidungen in allen zweifelhaften Fällen. Ihren Muth zu entflammen und zu befeuern, lieh die Religion die wirksamsten Mittel. Die heiligen, im Dunkel gottgeweihter Höhlen aufbewahrten Fahnen wurden auf dem Schlachtfeld aufgepflanzt, und das feindliche Heer mit schrecklichen Verwünschungen den Göttern des Kriegs und des Donners zum Opfer geweiht. Nur dem Tapfern ward die Gunst der Götter, und ein kriegerisches Leben, und der Tod in der Schlacht waren die sicheren Mittel, um zu den Freuden der andern Welt zu gelangen, wo die Erzählung ihrer Thaten beim frohen Schmause sie ergötzte, während sie köstliches Bier aus den mächtigen Hörnern oder den Schädeln ihrer Feinde schlürften. (Man vergl. hierüber den Art. Nordische Mythologie.) Aber was die Priester nach dem Tode versprachen, fröhliche, ehrenvolle Fortdauer, das verliehen die Barden schon auf Erden. In der Schlacht und an Siegesfesten priesen sie den Ruhm der Helden vergangener Tage, die Vorfahren der Tapfern, die ihren kunstlosen, aber feurigen Strophen lauschten, und sich zur Todesverachtung und zu Thaten dadurch begeistert fühlten. So war das Volk, das frei und unbesiegt einst Deutschlands Boden bewahrte, und dessen Nachkommen wir uns nennen dürfen. Forschen wir nach seinem Ursprunge, so werden wir auf Asien, die allgemeine Wiege des Menschengeschlechts, zurückgeführt, wiewohl wir nur dunkle Spuren ihrer Einwanderung aus diesem Welttheile bei den alten Geschichtschreibern finden. Ehe die Scythen oder Scotelen von den Massageten an den Pontus Euxinus verdrängt wurden, wohnten die Cimmerier, ein mit den Deutschen verwandtes Volk, in der heutigen Krimm und Europäischen Tartarei, und vereinigten sich, von den Scythen an die Weichsel zurückgedrängt, mit den dort wohnenden Teutonischen Stämmen, über welche uns historische Angaben fehlen. Von hier aus ward Skandinavien und Deutschland bevölkert, daher sich unter den Bewohnern dieser Gegenden die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Muttervolk an den Ufern der Weichsel gewohnt habe. Es werden uns drei Hauptstämme der Germanen genannt, die Istävonen, Ingävonen und Herminonen. Die Herminonen, zwischen der Elbe

und Weichsel wohnend, waren das Stammvolk und hießen auch Teutonen und Semnonen; von ihnen waren die Ingävonen nach Westen, die Istävonen nach Norden ausgewandert. Diese drei Hauptstämme waren sehr wesentlich von einander verschieden, und wenn es sich erweisen läßt, daß von den Ingävonen die Westphalen, Niedersachsen, Dänen und Schweden; von den Istävonen die Rheinländer, Franken und Hessen; und von den Hermionen die Baiern und Oesterreicher abstammen, so bestehen diese Verschiedenheiten wenigstens in Ansehung der Sprache noch jetzt. Istävonische Völkerstämme waren die Chamavi, Tubantes, Usipii, Ansibarii und Bructeri, zwischen der Wesel und dem Rhein; die Sygambri und Marsi von der Lippe bis Cöln, doch nicht gleichzeitig; die Dulgumnier, Chasuarii, Tencteri und Ingriones auf der Westseite der Weser bis in den Harz; ferner, die Katten, vom Ursprung der Weser längs des Thüringer Waldes bis an den Main und die Fränkische Saale, und die mit ihnen verbundenen Nertereanes, Danduti, Turoni, Marvingi und Mattiaci, letztere um Wisbaden und Marburg, erstere im Fürstenthum Waldeck bis Hanau sich verbreitend; endlich die Cherusci, die Bewohner des Harzes und der umliegenden Gegenden, und die mit ihnen vereinigten Fosi (zu Braunschweigischen, so wie die bereits genannten Marsen, Chasuarier, Tubanten, Dulgumnier, Ansibarier u. a., die aber später sich von dem Bund der Cherusker trennten. Diese gesammten Istävonischen Völker erscheinen in drei großen Völkerbunden vereinigt, dem Bunde der Sygambrer, Cherusker und Katten, woraus in späterer Zeit die beiden mächtigen Bündnisse der Franken und Alemannen hervorgingen. Die Ingävonen wohnten von den Mündungen des Rheins bis an die westlichen Ufer der Ostsee, vom Sundersee bis an die Travenitz in Holstein, und breiteten sich über die Cimbrische Halbinsel und das große Skandinavien aus. Zu ihnen gehörten die von der Schelde bis zur Eider wohnenden mächtigen Friesen mit den Frisabonen, Sturiern und Narsaciern; die Chaucen in Ostfriesland, Oldenburg und Bremen; die Angrivarier, in Verden, Lüneburg und Calenberg; ferner die Saxen im heutigen Holstein, mit ihren drei Stämmen, den Ostphalen, Westphalen und Angariern, und den zu ihnen gehörigen Bewohnern der Halbinsel, den Nordalbingern, die, in Verbindung mit den Saxen, Normannen, und späterhin Dänen genannt wurden. Zu den Ingävonen gehörten auch die Völker Scandinaviens und Preußens; dieses bewohnten die Ostiäer, die Venedi und Scirri, jenes die Helleviones, im heutigen Schonen; oder wie sie Tacitus ordnet: die Suionen und Sitonen (die heutigen Schweden) die Fenni, (Finnen) die Aesthi (Esthen) die Venedi (Wenden). Nach Ptolomäus bewohnten die Westseite Scandinaviens die Chadeni, die Ostseite die Phavones und Phiräsi, die Südseite die Gotä und Dauciones, das Mittelland die Levoni. Die Stämme der Hermionen, die in herumschweifenden Parteien auch Sueven hießen, waren die Varini zwischen den Mündungen der Travenitz und Warne, die Sideni, von der Warne bis zur Oder, die Teutanvardi und Viruni im Lauenburgischen und Mecklenburgischen, die Rugier, Turcilingier und Sirri in Pommern und an der Ostsee; die Heruler, Nachbarn der Gothonen, und diese selbst mit ihren Nebenzweigen im heutigen Herzogthum Warschau; ferner die Vandalen mit den Silingi im Riesengebirge und der Lausitz, die Burgundiones und die Ligier, die nebst den Burkern und Andern hinter den Vandalen in Schlesien und Polen ihre Wohnsitze hatten. Als einzelne Stämme der Hermionen, welche sich unter den Ingävonen und Istävonen niederließen, werden die Longobarden

und Angeln genannt. Jene wohnten an der Elbe und nachher im Lande der Cherusker, diese vereinigten sich von der Ostseite der Elbe her mit den Saxen. Im Süden von Deutschland finden wir nur Auswanderer, die erst später, aus mehrern Muttervölkern zusammengeschmolzen, zum Theil große Reiche stifteten. Dergleichen südliche Colonisten waren die Quaden, die Markomannen, die von denselben abstammenden Bojoarier, die Hermunduren und die aus ihnen entsprossenen Sueven. Die Römer lernten zuerst im Jahre der Stadt 640 die Germanen kennen, als ein wilder Völkerschwarm, der sich Cimbern nannte, neue Wohnplätze suchend, an den Alpen erschien, den Consul Papirius Carbo schlug, und sich von da im Verein mit den Tigurinern gegen die Allobrogen wandte. Nachdem sie auch hier die Römer in zwei großen Schlachten geschlagen, fielen sie vereint mit den Teutonen und Ambronen in das transalpinische Gallien, schlugen die Römer nochmals am Rhodanus, verbreiteten sich dann nach Westen, kehrten sich aber, durch die Tapferkeit der Iberer und Belgier in ihren Fortschritten gehemmt, nach Italien, in welches die Teutonen und Ambronen über die westlichen, die Cimbrer und Tiguriner über die nördlichen Alpen einzudringen suchten. Marius ward Roms Retter; er besiegte die Erstern bei Aix im Jahr Roms 651 und zwei Jahre nachher auch die Letztern. Die Ueberreste zerstreuten sich theils in Gallien, theils kehrten sie an die Donau zurück. Nachdem Cäsar Gallien unterworfen und seine siegreichen Waffen bis an den Rhein getragen hatte, lernte er hier zuerst ein Volk kennen, das man ihm Germanen nannte. Arioviſt, der dasselbe führte und früher auf der Südseite der Donau gewohnt hatte, wollte sich in Gallien niederlassen, mußte aber, von Cäsar geschlagen, wieder über den Rhein flüchten. Nur die Bricocci und Nemetes, die zu jenen Heerhaufen gehört hatten, blieben auf der Westseite des Rheins; aus den über den Rhein zurückgekommenen Ueberresten scheint sich der Schwarm der Markomannen gebildet zu haben. Cäsar ging zwei Mal über den Rhein, doch nicht um in dem wüsten Lande Eroberungen zu machen, sondern nur um Gallien vor den verheerenden Einfällen der Barbaren zu schirmen. Er nahm sogar Deutsche in Sold, zuerst gegen die Gallier, dann gegen Pompejus. Kennen lernte er nur die zunächst wohnenden Ubier, Sygambrer, Usipeter und Tenkterer. Das übrige Deutschland werde, sagte man ihm, von den Sueven in hundert Gauen bewohnt, deren jeder tausend Mann auf Freibeuterei ausschicke, welche jährlich abgelöst würden. Sie lebten mehr von Jagd und Viehzucht als vom Ackerbau, besaßen die Felder gemeinschaftlich und hielten alle fremde Völker durch Verwüstung der Gränzen von sich ab. Diese Nachrichten sind wahr, wenn wir sie auf die Deutschen überhaupt ausdehnen und unter den hundert Gauen die einzelnen Volksstämme derselben verstehen. Roms Bürgerkriege und innere Unruhen zogen jetzt die Aufmerksamkeit von den Deutschen ab. Der Bund der Sygambern fiel ungestraft in Gallien ein, und die von ihnen hart bedrängten Ubier versetzte Agrippa an die Westseite des Rheins. Als aber die Sygambern Augusts Legaten, Lollius, im J. der Stadt 738 geschlagen hatte, eilte er selbst herbei, erbaute, um ihnen besser widerstehen zu können, Festungen am Rhein, und gab seinem Stiefsohn Drusus den Oberbefehl gegen sie. Dieser tapfere Feldherr richtete seine Waffen gegen Nordwesten, rüstete sich, beunruhigt von den Batavern, Friesen und Chaucen, zu einem nachdrücklichen Feldzuge, und drang in das Land der Usipeter, und da sie es verlassen hatten, weiter südlich gegen die Sygambern vor, welche ebenfalls bei seinem Anzuge zurückgewichen wa-

ren. Zu vorsichtig, sich in ein unbekanntes, waldiges, von kriegerischen Horden durchstreiftes Land zu tief zu wagen, begnügte er sich, dasselbe zu verwüsten, und kehrte zurück. Er schiffte sich mit seinem Heere ein und erreichte zwar den Ausfluß der Ems, ward aber durch die Ebbe dem Untergange nahe gebracht, und verdankte seine Rettung nur den dort wohnenden Friesen. Im folgenden Jahr erschien Drusus an der Lippe, ging über den Fluß, und rückte nach Osten vor bis an die Weser zu den Cheruskern. Aber während seines Marsches dahin hatten sich die Sygambern, Usipeter, Tenkteren und Bructeren in seinem Rücken vereinigt, und nöthigten ihn zum Rückzug. Plötzlich sah er sich auf demselben von allen Seiten umringt und angefallen, und eine völlige Vernichtung seines Heeres wäre unvermeidlich gewesen, wenn die Deutschen ihn planmäßiger und übereinstimmender angegriffen hätten. Die Römische Kriegskunst siegte über die rohe Tapferkeit der Barbaren, und die Niederlage der Deutschen war so vollständig, daß Drusus, statt seinen Rückzug fortzusetzen, die Römische Herrschaft an der Lippe durch Anlegung der Festung Aliso (bei Lisborn im Münsterschen) befestigte. Nachdem er den Winter über am Rhein gestanden hatte, erschien er im folgenden Jahre wieder an der Lippe, schlug die Bructerer aufs neue, und wandte sich gegen die Katten, welche, die Eroberungspläne der Römer ahnend, ihre Feinde geworden waren. Er schlug sie, und im folgenden Jahre besiegte er sie und mehrere benachbarte Völker nach schweren und blutigen Kämpfen. Durch das Land der Katten fiel er in das Gebiet der Sueven oder, nach Andern der Markomannen ein, zog dann gegen die Cherusker, welche er auf der Westseite der Weser gefunden hatte, und drang, da sie vor ihm wichen, bis an die Elbe vor, wo, wie man erzählt, die Erscheinung eines riesenhaften Weibes ihn zum Rückzug bewog. An den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde starb er zu Mainz im Jahre Roms 745. Nach diesem für die Deutschen furchtbaren Römer führte zwei Jahre lang Tiberius das Commando am Rhein, und übte mehr List als Gewalt gegen die Germanen. Er bewog sie zu Kriegsdiensten im Römischen Heere. Augusts Leibwache ward aus Deutschen gebildet, und der Cherusker Arminius schwang sich bis zur Würde eines Ritters empor. Von den Jahren 748 bis 755 commandirten verschiedene Römische Feldherren in diesen Gegenden, von denen Domitius, des Nero Großvater, bis an die Elbe vorgedrungen seyn soll. Als im Jahre 756 Tiberius aufs neue den Oberbefehl bekommen hatte, drang er bis an die Elbe vor, und damals wäre es vielleicht gelungen, Deutschland zur Römischen Provinz zu machen, wenn nicht die Unbesonnenheit seines Nachfolgers, des Quinctilius Varus, plötzlich alle errungene Vortheile wieder vernichtet hätte. Seine gewaltsamen Maßregeln, die Sitten und Verfassungen der Deutschen umzuändern, bewirkte eine allgemeine Verschwörung, an deren Spitze der in Rom erzogene Cherusker Arminius (s. diesen Art.) stand. Mit seinem aus drei vollen Legionen bestehenden Heere in den Teutoburger Wald gelockt, ward Varus von den erbitterten Deutschen angefallen und aufgerieben. Wenige Flüchtlinge rettete der bei Cöln mit drei Legionen stehende Legat Asprenas. Dieser im 763 Jahre Roms von den Deutschen erfochtene Sieg führte den gänzlichen Verlust aller Römischen Besitzungen jenseit des Rheins herbei; die von Drusus erbaute Festung Aliso wurde zerstört. Jetzt traten die Cherusker als das Hauptvolk in Deutschland auf. Erst vier Jahre nachher zogen die Römer unter Germanicus (s. diesen Art.) wieder gegen die Deutschen ins Feld, und wie tapfer und kriegserfahren dieser jugendlicht Held auch seine Unternehmun-

gen leitete, so gelang es ihm doch nicht, die Herrschaft der Römer zu befestigen. Vielmehr gaben nach ihm die Römer die Unterjochung der Deutschen auf, deren Streifzüge auf ihr Gebiet sie leicht verhinderten, und von deren ernstlichern Angriffen sie sich durch die innern Streitigkeiten derselben gesichert sahen. Eine wichtige Revolution in Deutschland hatte dazu den Anlaß gegeben. Maroboduus, ein am Hofe Augusts erzogener Markomanne, vereinigte durch Güte und Gewalt mehrere Suevische Stämme in einen Bund, welcher unter dem Namen des Bundes der Markomannen bekannt ist. An der Spitze dieses mächtigen Völkervereins überfiel er das im südlichen Böhmen und heutigen Frankenlande gegründete große Reich der Boier, eroberte dasselbe und stiftete hier einen furchtbaren Staat, welcher sich über die Markomannen, Hermunduren, Quaden, Longobarden und Semnonen ausdehnte, und ein reguläres Kriegsheer von 70,000 Streitern darbot. August hatte dem Tiberius befohlen, mit zwölf Legionen den Maroboduus anzugreifen und seine Macht zu brechen, aber ein allgemeiner Aufstand der Dalmatischen Völkerschaften nöthigte ihn, einen Frieden zu schließen, der ihm keine Vortheile gewährte. Die darauf folgenden Unfälle der Römer in Westdeutschland hinderten auch nachher jeden Versuch gegen die Markomannen, welche ihrer Seits häufige Streifereien in Süddeutschland wagten. So gab es jetzt zwei vor den übrigen mächtige Völkerschaften in Deutschland, die Markomannen und die Cherusker, welche sich aber bald unter einander entzweiten, als einer Seits die Longobarden und Semnonen, der Bedrückungen Maroboduus müde, den Bund desselben verließen und zu den Cheruskern übertraten, und anderer Seits Arminius Oheim, Inguiomerus, aus Eifersucht gegen seinen Neffen, zum Maroboduus überging. Nachdem der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern nach allen Regeln der Kriegskunst, welche Arminius und Maroboduus in Roms Schule erlernt hatten, geführt worden war, blieb der Sieg endlich den Cheruskern. Tiberius, statt dem ihn um Beistand bittenden Maroboduus zu helfen, ließ ihn vielmehr zwei Jahre darauf von dem Gothen Catualda überfallen, der ihn zwang, sein Land zu verlassen und bei den Römern Zuflucht zu suchen. Bald aber erfuhr Catualda das gleiche Schicksal durch die Hermunduren, welche jetzt als Hauptvolk unter den Markomannen auftraten. Die Cherusker verloren mit ihrem großen Feldherrn Arminius ebenfalls ihr Ansehn; durch Zwiespalt unter sich selbst geschwächt, nahmen sie endlich von Rom einen König, Italicus mit Namen, an, den letzten Sprößling des Arminius. Unter diesem zerfielen sie noch mit ihren Bundesgenossen, den Longobarden, und sanken zu einem unbedeutenden Volke, die Südseite des Harzes bewohnend, herab. Dagegen erhoben sich im Westen Deutschlands die Katten. Während einer Seits die Friesen sich wegen des ihnen auferlegten Tributs gegen die Römer empörten, und nur mit Anstrengung zurückgeschlagen wurden, griffen am Oberrhein die Katten die ihnen gegenüber gelegenen Römischen Festungen an. Galba aber (s. d. Art.) demüthigte sie, und bewog sie, das Land zwischen der Lahn, dem Main und Rhein zu verlassen, welches darauf die Römer verdienten Kriegern zutheilten. Achtzehn Jahre darauf (812 der Stadt) geriethen die Hermunduren und Katten in Streit über die Salzquellen der Fränkischen Saale. Des Maroboduus und Catualda zahlreiche Begleiter hatten sich indeß jenseits der Donau zwischen den Flüssen Gran und Morava angesiedelt, und dort unter Vannius, den ihnen die Römer zum König gegeben, ein neues Reich begründet, das den benachbarten Völkern durch Bedrückungen lästig zu

werden anfing. Obgleich Vannius sich mit den Sarmatischen Jazygen verbunden hatte, erlag er doch der vereinten Macht der Hermunduren, Logier und westlichen Quaden (im Jahre Roms 804), und mußte sich zu den Römern flüchten. An der Spitze des Reichs aber stand sein Schwestersohn Gido, der, ein Freund der Römer, dem Vespasian wichtige Dienste leistete. Im Westen erschütterten die Bataver durch einen hartnäckigen Krieg die Macht der Römer, welche nur mit äußerster Anstrengung sich behaupteten. Jetzt aber entzündete sich ein Krieg, der erst mit dem Untergange Roms endigte. Die Sueven, von den Lygiern angefallen, baten den Domitian um Beistand, welcher ihnen hundert Reiter schickte. Eine so armselige Macht beleidigte die Sueven. Sie verbanden sich mit den Jazygen in Dacien, und bedrohten Pannonien. Domitian ward geschlagen, Nerva zügelte sie und Trajan schlug sie aufs Haupt; allein seit Antonius Philosophus loderte der Krieg in diesen Gegenden. Auf zwei Seiten beunruhigten die Barbaren unaufhörlich das Römische Reich; von der einen Seite die durch die Gothen verdrängten kleinen Stämme, welche gezwungen in Dacien einfielen, neue Wohnsitze suchend. Man befriedigte sie, als man ihnen die südlichen Gegenden dazu anwies. Aber wichtiger war der Krieg, welchen von der andern Seite die Markomannen, Hermunduren und Quaden vereint mit aller Kraft gegen Rom führten, und welcher gewöhnlich der Markomannische genannt wird. Mark Aurel kämpfte sein ganzes Leben gegen sie und Commodus erkaufte durch Geld den Frieden. Indeß verwüsteten die Katten Gallien und Rhätien, und die Cherusker drängten die Longobarden an die Elbe zurück und traten jetzt unter dem Namen Franken auf. Neue Barbaren erschienen 220 nach Chr. in Dacien, die Visigothen, Gepiden und Heruler, und bekämpften die Römer. Zu eben der Zeit, unter Caracalla, trat ein neues Volk in Süddeutschland hervor, die Alemannen, ein Gemisch istävonischer Stämme. Gegen sie erbaute Rom die berühmte Valla Romanorum, deren Ueberreste von Pföring in Baiern an bis gegen den Neckar hin noch sichtbar sind. Aber die Macht der Römer sank immer mehr, theils durch den unaufhörlichen Kampf mit den Barbaren, theils durch innere Unruhen verzehrt. Als dreißig Kaiser das Reich zerrütteten und spalteten, drangen die Franken bis Spanien vor, und unter Kaiser Probus eroberten sie auch die Bataverinsel. So waren jetzt Franken und Alemannen die mächtigsten Deutschen Völker. Erstere verloren unter Julian die Bataverinsel an die Saxen, und letztere wurden von Roms Heeren gedemüthigt. Aber das war Roms letzter Sieg. Mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts strömten Barbaren von allen Seiten auf das Römische Kaiserthum an. Die Vandalen, Sueven und Alanen bemächtigten sich Galliens und Spaniens; ihnen folgten die Burgunder nach Gallien, die Westgothen nach Italien und Spanien; den Burgundiern folgten die Franken, den Westgothen die Ostgothen, und diesen die Longobarden. So begannen jene Züge zahlloser Völkerhorden, welche sich aus dem Norden und Osten erobernd über Europa ergossen. Die Geschichte bezeichnet sie mit dem Namen der großen Völkerwanderung, und unter dieser Rubrik werden wir den hier abgerissenen Faden wieder aufnehmen. M.

Germanismus nennt man jede Eigenthümlichkeit der Deutschen Sprache in Ausdrücken, Worten und Wendungen, wodurch sie von einer andern Sprache abweicht. Die Germanismen sind daher in jeder fremden Sprache andere, wiewohl es gewisse Germanismen gibt, die es für alle, oder doch die meisten Sprachen sind, wenn sie auf

Eigenthümlichkeiten beruhen, welche die Deutsche Sprache ausschließlich hat.

Gerona (Belagerung von). Gerona, an der Küste von Katalonien, beim Einflusse des Onhar in den Ter, welcher wenige Meilen von der Stadt ins mittelländische Meer ausströmt, ist in der neuesten Spanischen Geschichte durch eine fast beispiellose Vertheidigung gegen die Französischen Waffen im Jahre 1809 besonders merkwürdig geworden. Zur Befestigung des Orts hat die Natur das meiste, die Kunst ungleich weniger gethan; der Boden rund um die Stadt ist felsicht und von unzähligen Schluchten, Hohlwegen und Vertiefungen durchschnitten, welches regelmäßige Eröffnungen und Fortführung von Laufgräben und Circumvallationslinien fast unmöglich macht; überdem erschwert das Zusammenströmen zweier Flüsse die gänzliche Einschließung des Orts. Die Stadt selbst hat schlechte Festungswerke, wird aber von fünf Forts vertheidigt, unter welchen die Felsenfeste Montjoui das vorzüglichste ist. Minder bedeutend sind die Forts Connetable, Anna und Calvaria, nebst den Redouten de Capitolio. Gerona's Bewohner behaupten den allgemeinen Charakter der Katalonier; sie gelten von Alters her für ein kühnes streitbares Volk, das, einmal exaltirt, für seine Vorrechte, Freiheiten und Meinungen, sein Leben für nichts im erbittertsten, hartnäckigsten und ausdauerndsten Kampfe achtete. Haß gegen den Franzosen ist des Kataloniers Erbtheil; er zeigte sich auch schon im Spanischen Successionskriege (im Anfange des letztverflossenen Jahrhunderts), denn damals hielt fest und mit unglaublichem Steifsinn Katalonien des Oestreichischen Carls Partei gegen den Französischen Philipp von Anjou. Gerona fiel nach der für Carl unglücklichen Schlacht bei Villa Viciosa, im Februar 1711 von Noailles erobert, in Französische Gewalt, und mußte auch im folgenden Jahre eine der schrecklichsten Belagerungen aushalten, als Brancas es gegen Stahrembergs Angriffe glücklich vertheidigte. Mit unsäglicher Härte wurden seine Bewohner von den Siegern behandelt. Die Tradition erhielt jene Grausamkeiten in frischem Andenken, und Gerona war der Brennpunkt der Katalonischen Insurrektion in den Jahren 1808 und 1809. Nachdem Palafox Lazan die Vertheidigung der Festung dem tapfern Mariano Alvarez überlassen, und Theodor Redings Heer von Gouvion St. Cyr im Hornung 1809 völlig aus dem Felde geschlagen war, ward Gerona von Gouvion St. Cyr's Corps, wobei auch die Deutschen Bundestruppen und eine Italienische Division unter Pino sich befanden, eng eingeschlossen. Berennt war die Stadt bereits im Mai, eröffnet wurden die Laufgräben in der Nacht vom 8. auf den 9. Jun. Allein Mariano Alvarez schrieb am 16. Juli an die Central-Junta: „Ich habe an der Spitze meiner tapfern Garnison geschworen und ich wiederhole mein Gelübde, daß der Feind nicht anders als über meinen Leichnam in die Stadt dringen soll. Schon am 2. April verordnete ich die Todesstrafe für Jeden, der von Uebergabe des Platzes sprechen würde.“ Angriffe und Vertheidigung waren in gleichem Maße schrecklich. Zwei Mal wurde der Montjoui vergeblich gestürmt, obgleich die Belagerer den zweiten Sturm in drei verschiedenen Absätzen wiederholt hatten. Die Elitencompagnien der Westphälischen Division litten dabei entsetzlich, und erst nachdem der Montjoui ein Haufen von Schutt und Steinen geworden, man mit unsäglichen Beschwerden sich in dem felsigten Boden à la sappe volante bis zum bedeckten Wege vorgeschoben und den Halbmond des Angriffspunkts mit Sturm genommen hatte, ward das Fort von

der Besatzung, deren Rückweg in die Stadt die Belagerer nicht zu hindern vermochten, verlassen. Die Britten, Herren der See, brachten der tapfern Besatzung so oft sie konnten, Lebens- und Kriegsbedürfnisse, Insurgentenhaufen umschwärmten das Belagerungsheer, erbeuteten oft die Zufuhr, ließen, in unwegsamen Schluchten lauernd, selten eine Nacht Ruhe, und jede Entfernung der einzelnen Mannschaft vom Belagerungsheer (außerhalb der Linien) brachte den Tod. Dennoch riß Mangel ein bei Geronas Besatzung, und Blake, Kataloniens Oberfeldherr in jener Periode, hatte oft vergeblich Entsatz mit Gewalt versucht. Endlich bediente er sich der List, um wenigstens den Ort zu verproviantiren, und diese gelang. Blake griff nämlich am 30. August das Belagerungsheer in der Richtung von Brunola mit solcher Macht an, daß Gouvion St. Cyr bewogen ward, sich mit allen disponiblen Truppen zu verstärken, selbst den größten Theil des eigentlichen Belagerungscorps herbeizuziehen, und nur eine geringe Macht zur Deckung der Belagerungsarbeiten zurückzulassen. Das eben wars, was Blake beabsichtigte, er hatte 1500 Maulthiere mit Provisionen aller Art beladen, unter Escorte von 4000 Fußgängern und 500 Reitern gegen die Festung auf anderem Wege gesandt. Garcia Conde, welcher diesen Transport führte, warf das schwache Neapolitanische Detachement in den Belagerungswerken leicht über den Haufen, zerstörte die Arbeiten, brachte den sehnlichst erwarteten Transport in die Festung, und befeuerte dadurch den Muth der Besatzung außerordentlich. Sobald der Zweck erreicht war, zog Blake sich schnell zurück, das Treffen mit dem getäuschten Gouvion St. Cyr klüglich vermeidend. Mißmuthig verließ dieser Katalonien, unter dem Vorwand seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, und an seiner Stelle übernahm Augereau den Oberbefehl. Er fand ein Heer, von langen Anstrengungen ermattet, durch Krankheiten zusammengeschmolzen, und selbst an den unentbehrlichsten Bedürfnissen Mangel leidend, in dem verödeten Lande. Er sorgte schnell für Erquickung, ließ die Belagerung eifrigst fortsetzen, und Blaken, der auf den Höhen von St. Colonna und St. Itazia im festen Lager stand, durch den Unterfeldherrn Souham am 1. November desselben Jahres zurücktreiben. Dennoch setzte Blake sich wieder bei Hostalrich, südlich von Gerona am Meere, häufte dort mit Hilfe der Engländer Vorräthe, und machte neue Anstalten, der belagerten Stadt zu Hilfe zu kommen. Aber Verdier und Pino marschirten gegen ihn, warfen seine Schaaren, drangen stürmend in Hostalrich und zerstörten die Magazine, obgleich sie das starke Fort bei der Stadt nicht zu nehmen vermochten. Geronas Besatzung sah nun zwar, daß nahe Hilfe von den befreundeten Staaten nicht zu erwarten sey, denn selbst die Engländer waren von der Küste am Ausflusse des Ter vertrieben; dennoch blieb ihr, durch den tapfern Commandanten und den eignen Fanatism befeuert, des Widerstandes entschlossener Muth. Wüthender wurden die Angriffe der Belagerer in eben dem Maße, als sie die Festung sich selbst überlassen erblickten. Der General Mazuchelli nahm am 2. Decbr. mit seiner Italienischen Brigade stürmend die Marien-Vorstadt, nur einen halben Flintenschuß von der Stadt entfernt; in der Nacht vom 6. auf den 7. Dec. erstürmte Pino die Redoute, welche die Verbindung der Stadt mit den Forts beherrschte, und die Westphälische Division behauptete die mit Sturm genommene Vorstadt Gironelle. Alvarez versuchte nun am 7. Decbr. den letzten Kampf. Er ließ in der Nacht einen starken Ausfall in allen Forts vorbereiten, und that solchen, als es Tag ward, mit so vielem Nachdruck,

daß wirklich das Unternehmen, die verlornen Posten wieder zu nehmen, dem glücklichsten Erfolge nahe war, als General Amely, der mit seiner Brigade unterhalb Montjoui stand, im entscheidenden Augenblick herbeieilte, den Spaniern in die Flanken fiel und sie dadurch zum schnellen Rückzuge nöthigte. In dem allgemeinen Getümmel wurden noch von den Belagerern die Calvarien- und Kapitols-Redoute genommen, und nun war Gerona völlig preis gegeben. Vertheidigung hinter bloßen Trümmern und Schutthaufen wäre Raserei gewesen, der Besatzung Muth war gebrochen, und Alvarez verlangte zu kapituliren. Am 10. Decbr. wurden die Kapitulationsbedingungen von beiden Theilen unterzeichnet. Die Besatzung zog mit Kriegsehren aus und wurde nach Frankreich geführt. Die Einwohner der Stadt sollten verschont, die catholische Religion geehrt, die Magazine einem Französischen Commissair treulich angezeigt und ausgeliefert werden. Dennoch verfuhren die Sieger mit Strenge gegen die aufhetzenden Mönche, zwei wurden gehenkt und die andern mit Spott überladen und abgeführt. Dagegen richtete man auch streng über die Soldaten des siegenden Heers, die sich verbotene Plünderung erlaubten. Augereau hielt am 11. Dec. seinen feierlichen Einzug. Des Siegers Beute waren 5000 Gefangene, 200 Kanonen und 8 Fahnen.

Geronten (die Alten) waren obrigkeitliche Personen in Sparta, welche nebst den Ephoren und Königen die höchste Gewalt im Staate hatten. Sie konnten vor dem 60. Jahre nicht zu dieser Würde gelangen, und ohne die wichtigsten Ursachen nicht abgesetzt werden. Ihre Zahl betrug 28, nach Andern 32. — Gerontocomium, ein Versorgungshaus für alte Leute.

Gerstenberg (Heinrich Wilhelm von), hat einst nicht bloß als Lieblingsdichter der Nation, sondern auch als Kritiker eine bedeutende Rolle in der gelehrten Welt gespielt, und auf den Literaturzustand seines Zeitalters kräftig eingewirkt. Er ist am 3. Jan. 1737 zu Tondern in Schleßwig geboren. Nachdem er in Altona bis ins 18te Jahr auf Schulen gewesen und in Jena studirt hatte, fand er sich bald nach seiner Rückkehr veranlaßt, in die Kriegsdienste seines Vaterlandes zu treten, stieg in dem unblutigen Feldzuge gegen die Russen unter dem Grafen von St. Germain bis zum Rittmeister, ging aber, als er nach Friedrichs V. Tode 1766 die Aussichten auf dieser Laufbahn verlor, in den Civilstand über. Der Staatsminister, Graf Hartwig von Bernstorf, nahm ihn 1768 als Mitglied der wöchentlichen Kanzleisessionen in die Deutsche Kanzlei hinüber. Gerstenberg durchwanderte verschiedene Civildepartements, wurde 1775 als Resident seines Vaterlandes bei der freien Reichsstadt Lübeck angestellt, begab sich 1783 nach Eutin zu seinem Freunde Voß, und lebt seit 1785 als Mitdirektor des Lottojustizwesens in Altona. Sein erstes schriftstellerisches Produkt war Turnus, ein Trauerspiel, welchem er die Bekanntschaft und Freundschaft mit Weiße, dem er es geschickt hatte und der ihm dasselbe mit einer sehr günstigen Beurtheilung zurückschickte, verdankte. Gerstenberg beschäftigte sich inzwischen schon mit den Tändeleien, und legte den Turnus bei Seite, ohne ihn jemals drucken zu lassen. Die Tändeleien hingegen beförderte Weiße zum Druckе. Diese lieblichen Scherze fanden allgemeinen Beifall, und gewannen selbst Leßingen eine günstige Kritik ab. Hierauf erschienen seine schon früher verfertigten prosaischen Gedichte, woraus späterhin seine Dithyramben entstanden. Als Militair schrieb er die Kriegslieder eines Dänischen Grenadiers und sein Handbuch für Reiter (unter dem Name Ohle Madsen). Als er nach dem Kriege nach Kopenhagen kam, lernte er

daſelbſt J. A. Cramer, Reſewitz, H. Schlegel, Klopſtock, Sturz, Baſedow u. A. kennen. Im vertrauten Umgang mit ſolchen Männern, reich an Jugend und Liebe, ſang Gerſtenberg ſeine Ariadne auf Naxos, ſein Gedicht eines Skalden und mehrere kleine Lieder. Zugleich gab er den Hypochondriſten, ein beliebtes Holſteiniſches Wochenblatt, und in den Jahren 1766 und 1767 Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur heraus. In dieſelbe Zeit fällt auch ſein Trauerſpiel, die Braut, nach Beaumont und Fletcher, und ſein berühmter Ugolino, der ſelbſt auf der Bühne Glück machte. Seiner Muße in Eutin verdankt das Publikum die Minona, ſeine jüngſte dramatiſche Arbeit, und 1795 erſchien noch ſeine Theorie der Kategorien. So lebt dieſer würdige Veteran im Kreiſe einer glücklichen Familie in ſtiller Zufriedenheit. Seine erſte Gattin verlor er 1783; im J. 1796 verheirathete er ſich zum zweiten Male mit einer Engländerin. Noch im J. 1808 konnte ſich Jacobi die Freude machen, ihn mit dem Diplom eines auswärtigen ordentlichen Mitgliedes der Münchener Akademie der Wiſſenſchaften zu überraſchen. Bisher exiſtirte keine rechtmäßige Sammlung ſeiner ſämmtlichen Schriften; nun aber ſind dieſelben, unter dem Titel: Gerſtenbergs vermiſchte Schriften, von ihm ſelbſt geſammelt, und mit Verbeſſerungen und Zuſätzen herausgegeben, in drei Bänden, — bei Hammerich in Altona erſchienen, und wir haben ſo eben (Oſtern 1816) den dritten Band davon erhalten.

Geruch nennen wir denjenigen Sinn, mittelſt deſſen wir die feinen Ausflüſſe der Körper (Düfte) empfinden. Die Schleimhaut im Innern der Naſe iſt das eigentliche Organ dieſes Sinnes. Hiemit ſteht der Geruchsnerve in Verbindung, welcher ſich in mehrere Fäden durch die Siebplatte in die Naſe herabſenkt und ſich inſonderheit auf der Scheidewand derſelben verbreitet. Hier liegen jene Nervenzweige faſt nackt da. Weil ſie durch das Austrocknen zur Verrichtung ihrer Dienſte unbrauchbar werden würden, ſo wird ihnen durch eigene Kanäle ein Schleim zugeleitet, der ſie ſtets feucht erhält. Mit der Luft, die durch die Naſe eingezogen wird, ſtrömen zugleich die Ausflüſſe oder riechbaren Theile der Körper herbei, berühren im Innern der Naſe die nackten Nerven, und dieſe pflanzen die empfangenen Eindrücke auf das Gehirn fort, wo ſie auf eine unerklärliche Weiſe zur Empfindung werden. Das Wort Geruch bezeichnet aber auch jene riechbaren feinen Ausflüſſe der Körper ſelbſt, welche von unglaublicher Feinheit ſind. Parfümirte man z. B. — was uns die tägliche Erfahrung als möglich zeigt — mit den Ausflüſſen einer Kubiklinie Lavendelöl ein Zimmer von 18 Fuß Länge, eben ſo viel Breite und 10 Fuß Höhe, alſo von 3240 Kubikfuß, d. i. von 466,560 Kubiklinien Inhalt, und nähme dabei an, daß in einer Kubiklinie Raum nur 4 riechbare Theilchen ſchwebten, ſo würde ſich eine Kubiklinie des Oels in 1,866,240 riechbare Theilchen trennen. Läßt man ein Stück Ambra, welches 100 Gran wiegt, auf einer Wage, die der kleinſte Theil eines Grans merklich bewegt, in einem Zimmer frei liegen, ſo wird daſſelbe, ungeachtet beſtändig friſche Luft von außen zuſtrömt, mit den riechbaren Ausflüſſen angefüllt, und dennoch bemerkt man nach 3 1/2 Tagen noch nicht den mindeſten Verluſt an dem Ambra, woraus man auf die Feinheit ſeiner Ausflüſſe ſchließen kann.

Geryon oder Geryones, Chryſaors oder der Kalirrhoe Sohn, ein dreiköpfiger Rieſe, der nach Einigen in Spanien, nach Andern auf den Baleariſchen Inſeln, nach noch Andern aber auf der fernen Inſel Erythia herrſchte, wo er zahlreiche und ſchöne Heerden beſaß, die er von dem zweiköpfigen Hunde Orthrus und dem Rieſen Eurytion hüten

ließ. Die gepriesene Schönheit dieser Heerden war durch den Ruf in Griechenland bekannt geworden, und Eurystheus befahl dem Herkules, sie hinwegzuführen und nach Mykene zu bringen. Dieser unternahm den weiten Zug, erschlug den Orthrus samt dem Eurytion, und trieb die Rinder fort. Geryon, durch Plutons Hirten Menötius von dem Vorfalle benachrichtigt, traf ihn beim Flusse Anthemus, und begann einen heftigen Kampf mit ihm, in welchem Juno selbst ihm zu Hülfe eilte. Dennoch siegte Herkules, verwundete die Göttin in die Brust, und befreite die Erde von dem furchtbaren Geryon, indem er ihn erlegte.

Ges bezeichnet die siebente Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter, wenn sie zu Es die kleine Terz macht.

Gesammte Hand, die Mitbelehnschaft, da Mehrere zugleich mit einerlei Grundstück belehnt werden. Gesammt-Stimme, eine Stimme, an welcher Mehrere gemeinschaftlich Antheil haben. So hatten z. B. die sämmtlichen zu Einer Bank gehörigen Reichsgrafen auf den Reichs- und Kreistagen nur Eine Gesammtstimme.

Gesandten. Gesandtschaftsrecht. Ein Gesandter ist eine öffentliche Person, von einem Fürsten oder sonstigen Staatsoberhaupt mit Vollmacht und Instruction versehen, um des Staates Angelegenheiten bei auswärtigen Mächten zu betreiben. Solche, die bloß wegen Privatangelegenheiten eines Fürsten abgesendet sind, heißen gewöhnlich Agenten, und führen bisweilen den Titel der Residenten, Legationsräthe u. a., haben aber mit den Gesandten nichts gemein. Unter diesen ist jedoch selbst ein nicht geringer Unterschied; es gibt Gesandten der ersten, zweiten und dritten Klasse. Die Gesandten der ersten Klasse repräsentiren ihren Souverain nicht nur in den ihnen aufgetragenen Geschäften, sondern auch in seiner Person so, daß sie auf die Vorzüge Anspruch machen können, die er bei eigner Anwesenheit genießen würde. In diese Klasse gehören die Großbotschafter oder Ambassadeurs, und ehedem die Kardinäle, wenn sie als legati a latere abgesendet wurden, so wie die päpstlichen Nuntien und der Venetianische Bailo zu Constantinopel. Die Gesandten des zweiten Ranges repräsentiren ihr Staatsoberhaupt nur in Geschäften. Zu ihnen gehören die Envoyés, die bevollmächtigten Minister (ministres plenipotentiaires) und ehedem die kaiserlichen und päpstlichen Internuntien. Zu den Gesandten des dritten Ranges, gegen welche die Höfe nicht dasselbe Ceremoniel beobachten, wie gegen die vorigen, gehören die Minister, Ministres residens, Residenten und Ministres chargés d'affaires. Die bloßen Geschäftsträger, chargés d'affaires, haben nicht den Charakter als Minister. Nach dem Range des Gesandten ist auch sein Gefolge verschieden, zu welchem bei einem Gesandten des ersten Ranges gehört: mehrere Gesandtschafts-Cavaliere und Edelknaben, mehrere Gesandtschafts-Sekretaire (Secretaires d'ambassade), Kanzelisten, Schreiber, Dolmetscher (Secretaire interprète, bei der Pforte Trucheman, Dragoman), Gesandtschafts-Prediger (aumônier), Hausofficianten, Livreebediente u. s. w. Bei Gesandten des zweiten Ranges sind selten Gesandtschafts-Cavaliere oder mehr als ein Legations-Secretair (Secr. de la legation), und noch weniger zahlreich ist das Gefolge bei einem Gesandten des dritten Ranges. Jeder Gesandte muß, um als solcher anerkannt zu werden, dem Hofe, an den er gesandt ist, ein Beglaubigungsschreiben, Creditiv (lettre de creance) von seinem Souverain überreichen, wovon er eine offene, beglaubigte Copie zum Vorzeigen beim Staatssecretair erhält, und eine Vollmacht, aus welcher erhellt, wie viel Gewalt ihm ertheilt sey. Für sich erhält er eine Instruction, worin ihm sein Verhalten gegen den Hof und die da

anwesenden Gesandten, so wie der Wille seines Hofs in Ansehung seines Geschäfts angedeutet ist; das Weitere wird ihm, wenn nicht eine neue Instruction nöthig ist, durch Depeschen seines Hofes bekannt gemacht. Ist er am Orte seiner Bestimmung angelangt, so überreicht er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein Beglaubigungsschreiben und bittet um Audienz. Diese ist bei Gesandten des ersten Ranges eine öffentliche, bei den andern eine Privat-Audienz, nach welcher er bei den übrigen Gesandten förmliche Besuche abstattet, um von ihnen als Gesandter anerkannt zu werden. Seit dem Westphälischen Frieden erhalten alle Gesandten des ersten Ranges den Titel Excellenz, denen des übrigen Ranges wird er nur bisweilen aus Politik oder Höflichkeit gegeben. Von dem Augenblicke an, wo ein Gesandter das Landesgebiet des Souverains, an den er gesandet ist, betritt, wird seine Person für heilig und unverletzlich gehalten, und er genießt in dem Staate, worin er sich aufhält, bedeutende Vorrechte. Zu diesen gehört vor allen andern die Exterritorialität, d. i. er wird nicht als ein Inländer betrachtet, sondern seine Person, sein Gefolge, sein Hotel, seine Wägen werden so beurtheilt, als ob er den Staat, der ihn gesendet, nicht verlassen habe, und außerhalb des Gebiets lebe, worin er residirt. Daraus folgt denn eine persönliche Befreiung des Gesandten von der Civil- und Criminal-Gerichtsbarkeit, eine gleiche für sein Gefolg, und Befreiung der Güter, die ihm als Gesandten zustehen, von der Gerichtsbarkeit. In sein Hotel dürfen demnach gemeine Policei-, Zoll- und andere Staatsbediente nicht eindringen, und hier Durchsuchungen anstellen, wie im Hause eines Privatmanns. Ob er aber sein Hotel zum Zufluchtsorte für Verbrecher machen, und der Obrigkeit des Staats die Auslieferung derselben verweigern dürfe, ist ein eben so bedenklicher als zweifelhafter Fall; (s. Freistatt). Ein eben solcher Fall ist die sogenannte Quartierfreiheit der Gesandten, kraft deren sie an einigen Orten das ganze Quartier der Stadt, worin sich ihr Hotel befindet, durch Aufhängung der Wappen ihres Souverains von der Gerichtsbarkeit des Landes ausnehmen wollten. Jetzt ist dieser Mißbrauch abgeschafft. Zu den Befreiungen eines Gesandten und seines Gefolgs gehören Zoll- und Accisfreiheit für alle gesandtschaftlichen Güter, wobei jedoch wegen erfolgten Mißbrauchs manche Beschränkungen Statt gefunden haben. Von Wegegeldern, Brükkengeldern, Briefporto sind sie nicht frei. Als ein besonderes Vorrecht der Gesandten muß man noch ihren Hausgottesdienst betrachten, in Ländern, wo ihre Religion nicht geübt wird. In Verhandlungen treten sie bisweilen unmittelbar mit dem Souverain selbst, und machen ihm mündlich in Privataudienzen, oder schriftlich durch Ueberreichung von Memorialen, Vorträge, gewöhnlich aber treten sie mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Conferenz. Alles dieß dauert bis zur Beendigung der Gesandtschaft, welche auf verschiedene Weise herbeigeführt werden kann, durch Erlöschung der Creditive, durch Zurückberufung (Rappel), durch freiwillige oder gezwungene Abreise, und durch den Tod des Gesandten. Die Zurückberufung erfolgt, wenn entweder der Zweck der Sendung erreicht oder vereitelt ist, oder wegen entstandener Mißverständnisse, bisweilen auch aus Privatursachen. Freiwillig verläßt öfters ein Gesandter einen Hof ohne Rappel, wenn er Beschwerde über völkerrechtswidrige Verletzung seiner Person führen zu können glaubt; es gibt aber auch Fälle, wo ein Gesandter gezwungen wird, einen Staat zu verlassen, was man Ausschaffung desselben nennt. Sonst wird die Gesandtschaft von dem Augenblick an für be-

endigt angesehen, wo der Gesandte entweder sein Rappelschreiben übergeben, oder Pässe zu seiner Abreise erhalten hat. Sind ihm diese ausgefertigt, so muß er den Staat verlassen, seine Person aber bleibt, selbst im Falle des Kriegs, unverletzlich, und er kann ungehindert das Land verlassen. Nur die Ottomannische Pforte macht hierin eine rohe Ausnahme, indem sie Gesandte von Staaten, mit denen sie in Mißhelligkeit gerathen ist, in die sieben Thürme wirft. Gleicher Unverletzlichkeit erfreuen sich in den übrigen Europäischen Staaten, jedoch nur in Friedenszeiten, die Couriere oder Eilboten, wie auch solche Personen die, ohne einen eigentlichen gesandtschaftlichen Charakter, bisweilen als Vertraute zu Betreibung geheimer, wichtiger und eiliger Geschäfte abgesendet werden. Nur fällt bei solchen das gesandtschaftliche Ceremoniel weg, und in Beziehung auf andere Staatsbürger werden sie als als bloße Privatpersonen betrachtet. Alle diese Verhältnisse unter den Europäischen Mächten haben sich natürlich erst ausgebildet, seitdem es stehende Gesandtschaften gibt, das heißt, seit der Zeit des Westphälischen Friedens. Für Politik, Völkerrecht und Culturgeschichte würde eine Geschichte des Gesandtschaftwesens seit dieser Zeit ein sehr wichtiges Werk seyn, an dem es bis jetzt noch mangelt. Flassan liefert dazu treffliche Beiträge.

dd.

Gesang, ist Vortrag einer Rede in abgemessenen, und ihrer Höhe nach bestimmten, Tönen, mittelst eines besondern Gebrauchs unsrer Stimme. Warum diese Töne abgemessen und ihrer Höhe nach bestimmt seyen, wird der Artikel Musik zeigen. Fragen wir hier bloß: wie kam der Mensch darauf, zum Vortrag einer Rede sich dieser besondern Modification seiner Stimme zu bedienen? Da er es im gewöhnlichen Leben, im alltäglichen Verkehr nicht thut; so läßt sich daraus auf eine besondere Stimmung schließen, die so etwas veranlaßt. Und so ist es. Wenn der Mensch singt; so will er musikalisch den Ausdruck eines inneren Gefühls darstellen. Gesang ist also musikalische Sprache des Gefühls. Bei dieser hat man zwei Puncte wohl zu unterscheiden, den Inhalt und den Vortrag. Jener bezieht sich auf die unmittelbare Darstellung innerer Zustände, dieser auf die Stimme. Der Gesang vereinigt demnach aufs innigste die lyrische Poesie und die Musik. Dieselbe Ursache also, welche zur lyrischen Poesie und zur musikalischen Darstellung begeistert, wird auch veranlassen, daß sich die Stimme des Menschen in Gesang ergießt, auf den Wellen der Melodie hinschwebt und nach Harmonie strebt. (S. Lyrisch und Musik). Man unterscheidet den natürlichen und künstlichen Gesang. Jener bezeichnet einen musikalischen Stimmenvortrag ohne Kunstübung, dieser ist ausgebildet durch die Kunst, der Sänger übt ihn nach Anleitung der Tonschrift. Zum künstlichen Gesange wird erfodert 1) eine schöne und biegsame Stimme von ansehnlichem Umfang, 2) Fertigkeit die Tonschrift richtig zu lesen und die Töne nach derselben rein zu intoniren, 3) deutliche Aussprache der Sylben und Wörter, und 4) Angemessenheit des Vortrags zum Inhalt, der Punkt, wobei der Sänger seinen Geschmack und sein Gefühl allein bewähren kann. Nur wo diese Angemessenheit sich findet, sagt man, der Sänger habe mit Gefühl, mit Ausdruck gesungen.

dd.

Gesangschulen oder Singeschulen der Meistersänger waren Conservatorien der Metrik und der Melodieen im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert. Als der freie Minnegesang des Deutschen Adels verhallt war, und die Poesie nur noch von Bürgern, die zugleich als Handwerker sich nähren mußten, und zwar ziemlich handwerksmä-

ßig, ohne Ahnung ihres wahren Wesens, betrieben ward, legten diese, bei denen man freilich mehr den guten Willen und das emsige Streben, als die That, ansehen muß, Schulen der Metrik, der Reimkunst und des musikalischen Recitirens an, wie dieß z. B. in Augsburg, Mainz, Nürnberg und Ulm geschah. Die Norm des Versificirens war eine, aus 32 vor dem Versingen warnenden Gesetzen bestehende, sogenannte Tabulatur, die auch gewiß, als Hüterin der Sprachrichtigkeit, so wie überhaupt jene Anstalt um den Kirchengesang, ihr Verdienst gehabt hat. Wer diese Tabulatur inne hatte, ward aus einem Schüler ein Schulfreund; wer einige Weisen singen konnte, hieß nur ein Singer; Dichter hingegen, wenn er sich die gangbare Metra und Melodien so zu eigen gemacht hatte, daß er sie nachahmen konnte; Meister endlich, wenn er selbst neue aufzubringen vermochte. Diese Gesangsweisen bekamen dann ihre Namen von ihren Erfindern. So hatten sie z. B. Heinrich Frauenlobs blühenden, goldnen und überzarten Ton, Menzens Freudenweise, Vogels Lilienweise und Rebenweise, Nachtigals sanften Ton, Maienscheins langen Ton u. s. w. Die Nürnbergische Meistersängerzunft hatte an Sonn- und Festtagen nach der Nachmittagspredigt in der dortigen Katharinenkirche ihre regelmäßigen Zusammenkünfte. Sollte Singschule gehalten werden, so übernahmen vier, als Merker oder Vorsteher, die Inspection, und saßen deshalb auf einem mit Vorhängen umzogenen Gerüste, das Gewerke genannt; der Singende aber saß auf einem Singstuhle, der einer Kanzel glich. Einer der Merker gab nun Acht, ob auch der Gesang recht biblisch sey, ein anderer wachte über die Reime, ein dritter über die gehörige Haltung der Melodie. Den Anfang machte ein Freisingen, wobei jeder sich hören lassen konnte, dann ward von den Meistern ein neues Lied angestimmt, so daß Einer vorsang und die Andern mit einstimmten: endlich begann das Hauptsingen. Einzelne sangen Lieder, deren Stoff aus der Bibel genommen war, bei allgemeiner Stille, worauf nach der Prüfung der Preis, genannt die Zierde des Gesanges, ausgetheilt ward. Der erste Preis war eine Medaille, worauf David als Harfner ausgeprägt war, der zweite ein Kranz von feidnen Blüten. Im dritten Bande von Gräters Bragur findet man eine solche Singschule, nebst einer Sitzung der Meistersänger, nach einem Gemälde eines alten Deutschen Malers, Franz Hein, vom Jahre 1521, abgebildet. Uebrigens vergl. den Art. Meistersänger.

F.

Geschäftsstyl. Unter Geschäften verstehen wir alle diejenigen Aeußerungen unserer Thätigkeit, die aus unsern Verhältnissen hervorgehen, inwiefern wir Bürger des Staates und Mitglieder eines gewissen Standes in demselben sind. Diese Geschäfte sind aber so verschiedenartig, als die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens selbst verschiedenartig sind. Der Geschäftsstyl umschließt daher diejenigen stylistischen Formen, welche den gegenseitigen Verhältnissen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens angemessen sind, und seine Untergattungen müssen den ganzen Kreis dieser Verhältnisse und Beziehungen erschöpfen. Im Allgemeinen zerfällt der Geschäftsstyl in den Styl für die öffentlichen Geschäfte (der höhere Geschäftsstyl) und in den Styl für die Privatgeschäfte (der niedere Geschäftsstyl). A) Der höhere Geschäftsstyl, welchen man auch den Curial- oder Kanzleistyl nennt, wird eingetheilt in den Hofstyl und in den Gerichtsstyl. Der Hofstyl enthält den Ausdruck und die Bezeichnung derjenigen Verhältnisse, in welchen der Staat, als eine moralische Person, theils gegen andere Staaten, theils gegen seine eigenen Bürger steht.

Er betrifft also die ausländischen und die inländischen Angelegenheiten. Zu den Schriften, welche an andere Staaten gerichtet werden, gehören aber sowohl die öffentlichen Verhandlungen und gegenseitigen Bekanntmachungen (Verträge, Vergleiche, Bündnisse, Manifeste, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse u. s. w.), als auch die geheimen Negotiationen, welche ein Hof dem andern, oder den Gesandten auswärtiger Höfe über Angelegenheiten mittheilt, die nicht zur Publicität gelangen sollen. Der Hofstyl für die innere Staatsangelegenheiten faßt in sich theils die Verhandlungen der Regierung mit allen Bürgern ihres eigenen Staates zur Begründung und Sicherstellung der Rechte derselben (Wahlcapitulationen, Landtagsordnungen, Recesse, Vergleiche mit einzelnen Ständen, Mandate zur Festsetzung von Steuern und Abgaben, Rescripte, Bestallungen, Decrete, Privilegien u. s. w.), theils die Verhandlungen der Bürger eines Staates mit der Regierung (Bittschriften, Gesuche, Memoriale, Berichte, Klagen, Anhaltungsschreiben u. s. w.). Im Gegensatze des Hofstyls enthält der Gerichtsstyl die Bezeichnung und Form der rechtlichen Verhältnisse der Staatsbürger und der einzelnen Stände eines Staates unter sich selbst unter der Garantie und im Namen der Regierung. Durch den Gerichtsstyl werden die wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander bestimmt, und die streitigen Rechte gegen einander entschieden und ausgeglichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Justiz und Polizei (Citationen, Protocolle, Relationen, Klagschriften, Protestationen, Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Attestate, Consense, Contracte, Steckbriefe, Kundschaften, Geburtsbriefe, Testimonia, Vollmachten, Testamente, Trauscheine, Todtenscheine u. s. w.) B) Im Gegensatz gegen den höhern Geschäftsstyl enthält der niedere oder der Styl für die Privatgeschäfte den Ausdruck aller derjenigen rechtlichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche, ohne Mitwirkung und Dazwischenkunft der Obrigkeit, zwischen den Staatsbürgern, als solchen, selbst verhandelt werden können. Dahin gehören Obligationen, Quittungen, Zeugnisse, Reverse, Vollmachten, Abschiede, Miethverträge, Annoncen, Avertissements u. s. w., so wie der Geschäftsbrief, der mit dem eigentlichen Briefe bloß die zufälligen äußern Merkmale gemein hat, übrigens aber ganz nach den Regeln des Geschäftsstyls entworfen wird. Unbeschadet des Eigenthümlichen im Geschäftsstyle könnte doch die veraltete Form desselben größtentheils verjüngt, und die Dunkelheit und Schwerfälligkeit in demselben vermieden werden. Warum sollte eine edle und kräftige Diction der Würde, mit welcher sich die Regierungen und Höfe gegenseitig behandeln müssen, widerstreiten? warum sollte der Staat mit seinen eigenen Bürgern nicht deutlich, kurz, bündig und wohlwollend, ohne Einmischung von Terminologieen und schwerfälligen Verbrämungen reden können? Freilich wird die sogenannte Courtoisie im Geschäftsstyl nie völlig vermieden werden dürfen. Sie ist eine Eigenthümlichkeit desselben und besteht in dem bestimmten Festhalten der, durch gewisse willkührlich angenommene Ausdrücke und Formeln, festgesetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Staatsmitglieder gegen sich selbst, gegen das Staatsoberhaupt und dessen Diener, so wie der letztern gegen die verschiedenen Classen der Staatskörper, ohne weder aus Unwissenheit, noch aus Absicht gegen die einmal in den bürgerlichen Verhältnissen recipirten Formen der Convenienz zu verstoßen. Die Courtoisie zeigt sich aber nicht bloß in dem Gebrauche der herkömmlichen bürgerlichen Titel, sondern auch theils in gewissen hergebrachten Wendungen des Ausdrucks im

Conterte, sowohl bei der Einleitung, als bei den Uebergängen und dem Schlusse; theils in der äußern Form der Geschäftsaufsätze, in Hinsicht auf Format, Feinheit des Papiers, Unterzeichnung, Aufschrift u. s. w. Die besten neuern Schriften, welche den Geschäftsstyl behandelt haben, sind: Bischoffs Handbuch der Deutschen Kanzleipraxis für angehende Staatsbeamte und Geschäftsmänner (Helmstädt. 1793), von welchem aber bloß der erste Theil und das erste Buch des zweiten Theils erschienen sind; von Sonnenfels über den Geschäftsstyl, vierte Auflage, (Wien, 1802), und Rambachs theoretisch-practische Anleitung zum Geschäftsstyle (Berlin, 1799). Man hat es vielleicht weniger diesen Anweisungen, als der allgemeinen Verbreitung eines reinern Geschmacks zu verdanken, daß der Geschäftsstyl in Deutschland in allen seinen Zweigen, in neuern Zeiten sehr verbessert worden ist, indem man nicht nur die alten steifen Formen, sammt den ohne Bedürfniß aus fremden Sprachen aufgenommenen Ausdrücken, immer mehr hinweg warf, sondern auch einen sichtbaren Eifer bewies, correct, bestimmt, klar und kräftig zu schreiben. Es läßt sich aber dabei nicht läugnen, daß den Norddeutschen Behörden dieses Bestreben im Durchschnitte mehr, als den süddeutschen gelungen ist; ein Umstand, dessen Erklärungsgrund in den beiderseitigen Verhältnissen der allgemeinen Cultur leicht zu finden seyn wird. Auch müssen wir einräumen, daß das Beispiel der Franzosen, seit der Revolution, sehr viel zur Beförderung einer richtigen, lebendigen und nachdrücklichen Geschäftssprache unter den Deutschen beigetragen hat. Q.

Geschenkte Handwerke, sind solche, deren Gesellen auf der Wanderschaft von ihren Zunftgenossen ein Geschenk erhalten müssen.

Geschichte. Die Geschichte enthält die wissenschaftliche Darstellung des ganzen Kreises der äußern Erfahrung, welcher die Gegenwart und Vergangenheit, d. i. alle Erscheinungen neben einander im Raume und alle Veränderungen nach einander in der Zeit umschließt. Die Darstellung der Gegenwart heißt Beschreibung, die Darstellung der Vergangenheit Erzählung. Die Beschreibung stellt die Erscheinungen und Veränderungen im Raume, die Erzählung die Facta der Vergangenheit nach der Zeitfolge dar. Nach dieser allgemeinen Bezeichnung enthält der beschreibende historische Styl in sich die Naturbeschreibung (nicht Naturgeschichte) und die Geographie; der erzählende historische Styl aber die Naturgeschichte und die Menschengeschichte. Zur Naturgeschichte gehören die Geschichte des Continents, die Geschichte des Meeres, die Geschichte der Thierarten und die Geschichte der Menschenspecies, nach den Verschiedenheiten und Veränderungen des physischen Organismus; die Menschengeschichte hingegen begreift alle Veränderungen und Thatsachen in sich, welche eine unmittelbare Wirkung der Freiheit sind. Sie ist in dieser Hinsicht entweder Geschichte der Individuen, oder Specialgeschichte (einzelner Geschlechter, Gesellschaften, Corporationen, Völker, Reiche und Staaten), oder Universalgeschichte (Geschichte der Allheit des menschlichen Geschlechts). Versucht man die Geschichte nach Zeitabschnitten einzutheilen, so ergeben sich vier Hauptabschnitte derselben: die alte, die mittlere, die neue und die neueste Geschichte. Die alte Geschichte beginnt mit der Entstehung des menschlichen Geschlechts auf dem Erdboden, oder, wenn von der durch Kritik und Urkunden beglaubigten Geschichte ausgegangen werden soll, mit der Bildung der ersten Reiche und Staaten, und reicht bis zum Untergange des Römischen Westreichs (bis 476

nach Chr.). Die mittlere Geschichte geht von der Zerstörung dieses Reiches bis zur Entdeckung von Amerika (von 476 bis 1492 nach Chr.). Die neuere Geschichte umschließt die drei letztern Jahrhunderte, von der Entdeckung Amerika's bis zur Französischen Revolution (von 1492 — 1789), und die neueste den Zeitraum der Umbildung Europa's seit der Französischen Revolution bis auf unsere Tage. Will man aber die Menge der einzelnen historischen Wissenschaften systematisch ordnen, und ihr gegenseitiges Verhältniß mit Sicherheit bestimmen; so muß man dieselben in historische Grundwissenschaften, in vorbereitende, in abgeleitete und in Hilfswissenschaften eintheilen. Nach diesem Eintheilungsprincip erscheinen bloß Universalgeschichte und Statistik als historische Grundwissenschaften; denn durch diese beiden Disciplinen werden die beiden historischen Grundbegriffe der Vergangenheit und Gegenwart erschöpft. Die Universalgeschichte enthält die Gesammtheit aller durch die Freiheit des Menschen bewirkten Thatsachen im nothwendigen Zusammenhange, und die Statistik die gegenwärtige politische Form der Staaten und Reiche des Erdbodens nach den nothwendigen Bedingungen ihres innern und äußern Lebens. In diesem Sinne sagt Schlözer in seiner Theorie der Statistik: „Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und Statistik ist eine stillstehende Geschichte." Sind diese beiden die historischen Grund- und Hauptwissenschaften; so werden dann diejenigen Disciplinen den Kreis der propädeutischen historischen Wissenschaften bilden, ohne welche jene Grundwissenschaften nicht zu einer wissenschaftlichen Form erhoben und im innern nothwendigen Zusammenhange dargestellt werden können. Quellenkunde und Kritik der Quellen würde daher die erste, alte, mittlere und neuere Geographie die zweite, und Chronologie die dritte historische Vorbereitungswissenschaft seyn. Zu dem Kreise der abgeleiteten historischen Wissenschaften gehören darauf alle diejenigen, welche als einzelne Theile in den beiden Hauptwissenschaften enthalten sind, die aber durch die Zusammenstellung des Gleichartigen und in sich Zusammenhängenden zu einer selbstständigen wissenschaftlichen Form erhoben werden. Man kann diese abgeleiteten historischen Wissenschaften unter vier Rubriken vertheilen: a) Ethnographie (Völkergeschichte, abgesehen von dem Leben der Völker in Reichen und Staaten, zugleich Darstellung aller derjenigen erloschenen und existirenden Völker, welche nicht in das gesellschaftliche Band des bürgerlichen Lebens übergegangen sind); b) Staatengeschichte oder Specialstatistik (der erloschenen und der existirenden — der kleinen und großen — Staaten); c) Kulturgeschichte (nach allen Verzweigungen der Kultur, in Hinsicht auf öffentliches und Privatleben, auf Wissenschaft und Kunst — also: Archäologie, allgemeine und besondere Literärgeschichte, Geschichte der einzelnen Wissenschaften, der einzelnen Künste, der einzelnen Stände und Corporationen, Geschichte der Menschheit u. s. w.); d) historia specialissima, zu welcher die Biographieen, Charakteristiken, überhaupt die historischen Darstellungen des individuellen Lebens nach allen seinen Abstufungen und Schattirungen gehören. Die historischen Hülfswissenschaften endlich sind diejenigen, durch welche überhaupt und zunächst das Studium der beiden historischen Hauptwissenschaften, und dann im Besondern auch das Studium der übrigen historischen Wissenschaften erleichtert und unterstützt wird. Sie sind für die Universal- und Specialgeschichte: 1) Mythologie (die älteste Religionsgeschichte im mythischen Zeitalter der Völker und Staaten des Erdbodens); 2) Ge-

nealogie (die Wissenschaft von dem Ursprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtschaft merkwürdiger Geschlechter und Familien); 3) Heraldik (Wappenkunde); 4) Numismatik (Münzenkunde); 5) Denkmälerkunde — diese faßt in sich a) Epigraphik (die Kenntniß der Aufschriften auf Denkmälern, mit Einschluß der Hieroglyphik); b) Diplomatik (Urkundenlehre, mit Angabe der Regeln, nach welchen die Echtheit der Urkunden beurtheilt werden muß); c) Sphragistik (Siegelkunde, als Unterstützung der Diplomatik); d) Archivwissenschaft (enthält die Regeln, wie Urkunden in Archiven zu ordnen und zu erhalten sind). Die historischen Hilfswissenschaften für die Statistik sind: 1) die Kameralwissenschaften (Oekonomie, Technologie, Forst- und Bergwissenschaft, Handelskunde); 2) die politischen Wissenschaften (das Staatsrecht für die Basis der Staatsverfassungen; die Nationalökonomie, die Polizei und Finanzwissenschaft für die Basis der Staatsverwaltungen; die Politik überhaupt für die Entwickelung der Bedingungen des innern und äußern Lebens der Staaten); 3) das positive Europäische Völkerrecht (für das unter den einzelnen Staaten bestehende Herkommen, für die Verträge, auf welchen ihre gegenseitigen Relationen beruhen u. s. w.) Da allen einzelnen historischen Wissenschaften in diesem Lexikon besondere Artikel bestimmt sind, so kann, nach der Uebersicht über das ganze Gebiet derselben, an diesem Orte nur noch der Begriff und die verschiedenartige Methode für die Darstellung der Weltgeschichte überhaupt näher bestimmt werden. Die Weltgeschichte ist die Darstellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten, welche den äußern gesellschaftlichen Zustand des menschlichen Geschlechts gebildet und verändert haben, nach ihrem nothwendigen Zusammenhange. In der Weltgeschichte ist daher nur der Mensch der einzig würdige Gegenstand der Darstellung, inwiefern er Freiheit besitzt, und durch diese Freiheit seinen äußern gesellschaftlichen Zustand bildet und verändert. Aus der unermeßlichen Reihe der Begebenheiten aber, welche die gesammten Individuen und Völker des Erdbodens verlebt haben, hebt die Universalgeschichte nur diejenigen aus, welche in Hinsicht des äußern gesellschaftlichen Zustandes des menschlichen Geschlechts beglaubigt und merkwürdig sind. Beglaubigt sind diejenigen Begebenheiten, welche in reinen und sichern Quellen aufbewahrt wurden; merkwürdig aber ist jede Begebenheit, welche einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung und Veränderung des äußeren gesellschaftlichen Zustandes des menschlichen Geschlechts bewirkt hat. Soll nun die Weltgeschichte diese beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten nach ihrem nothwendigen Zusammenhange darstellen, so muß die Darstellung die innere nothwendige Folge der Begebenheiten, wie eine aus der andern hervorging und die Basis neuer Ereignisse wurde, lebhaft versinnlichen, und zugleich muß, vermittelst der Darstellung, sowohl von den einzelnen zusammenhängenden Theilen der Geschichte, als von dem Gange derselben, ein vollständiges Bild für die Anschauung bewirkt werden. Der Historiker soll daher nach einer doppelten Function erscheinen: als Geschichtforscher und als Geschichtschreiber. Als Geschichtforscher muß er die Quellen, aus welchen die Begebenheiten hervorgehen, nach ihrem Umfange, nach ihrem Inhalte und nach ihrem Werthe kennen; er muß sie mit Unparteilichkeit und ohne vorgefaßte Ansichten, aber mit der ganzen Strenge der historischen Kritik benutzen; er muß endlich die einzelnen, aus jenen Quellen hervorgehenden, beglaubigten Facta zweckmäßig unter die verschiedenen einzelnen Zweige

der Geschichtsdarstellung vertheilen. Als Geschichtschreiber hingegen muß er der historischen Kunst mächtig seyn, d. h. er muß die Darstellung zu einem organischen Ganzen erheben, das als Ganzes aufgefaßt werden kann, so daß man nicht nur das Verhältniß aller einzelnen Theile zu dem Ganzen genau zu bemerken im Stande ist, sondern auch zu einer bestimmten und vollständigen Uebersicht über das Ganze selbst zu gelangen vermag *). Ob nun gleich die Facta der Geschichte bei jeder Behandlung derselben immer dieselben bleiben, so ist es doch nicht gleichgültig, wie sie dargestellt werden. Die historische Methode entscheidet aber über die Art und Weise der Anordnung, Stellung, Vergleichung und Verbindung der dargestellten Begebenheiten. Sie ist a) geographisch, wenn man entweder von der vormaligen alten, oder von der gegenwärtigen politischen Eintheilung der Erde in Reiche und Staaten ausgeht, und daran die Darstellung der Thatsachen anknüpft, durch welche der Zustand derselben in früheren Zeitabschnitten gebildet wurde. Dieser Unterricht muß für die ältere und mittlere Geschichte durch zweckmäßige Karten versinnlicht werden (d'Anville, Funke, Kruse); b) chronologisch oder annalistisch, wenn die unmittelbare Folge der Jahre und Jahrhunderte, nach einer vermittelst der historischen Kritik festgesetzten Zeit-

*) Unter den hinterlassenen schriftlichen Denkmälern der alten Völker finden wir keine Nation, die sich mit solchem Fleiße der Geschichte gewidmet, und, seit mit der Bildung der Prosa die Geschichte sich von der Sage und Dichtung zu scheiden anfing, nicht nur im Sammeln geschichtlicher Thatsachen mit einer gewissenhaften Genauigkeit verfahren, sondern auch ein solches Talent der einfachen und klaren Darstellung in diesem Gebiete bewiesen hätte, als die Griechen und nach ihnen die Römer; (s. Creuzers vortrefl. Werk: die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung, Leipz. 1803. und Conz über die histor. Kunst der Alten. Mus. für Griech. u. Röm. Lit. St. 2.) Allein man überschätzt das Alterthum, wenn man den klassischen oder gar allen Geschichtschreibern dieser Völker den Ruhm beilegt, das Ideal der historischen Kunst erreicht zu haben. Denn wenn gleich die Darstellung der Alten überhaupt objectiver und hierin, dem herrschenden Kunstsinn dieser Völker gemäß, anschaulicher, ja wegen des öffentlicheren Lebens, der einfacheren politischen Verhältnisse einfacher, und belebter durch die Herrschaft der öffentlichen Beredsamkeit, die sich auch hier offenbaren durfte, seyn konnte; so hat die neuere Geschichtschreibung, deren Muster wir bei den Engländern und Italienern finden, wegen des entgegengesetzten Geistes der neuern Zeit, der verwickelteren politischen Verhältnisse in den monarchischen Staaten, der Herrschaft des Privatlebens u. s. w. zwar einen subjectiveren Charakter, ist aber darum durch Tiefe der pragmatischen Reflektion, durch Kunst der Charakterentwickelung und Schärfe der historischen Kritik, welche bei dem antiken Historiker nicht in dem Maße dringendes Erforderniß wurde, ausgezeichnet, und der ältern Geschichte an die Seite zu setzen. Dort wird uns mehr ein anschauliches, fast poetisches Bild der Zeit und der Menschen gegeben; hier eine reflectirte Schilderung, die wir aus Massen von Materialien nach bestimmten Principien sich bilden und künstlich zusammensetzen sehen. (S. Beck's Programme über die historische Kunst der Alten, wo auch die hieher gehörige Literatur angeführt worden. Vergl. übrigens den Art. Historisch.)

rechnung, als leitendes Princip für die Darstellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird; (Büsch, Bredow, Hegewisch); c) ethnographisch, wenn man, nach Festsetzung der allgemeinen Perioden für die Behandlung der Universalgeschichte, in den einzelnen Perioden jedes Volk, selbstständig und nach dem Gange seiner speciellen Geschichte während dieser Periode, darstellt, so daß nach dieser Methode in der Darstellung ein Volk auf das andere folgt, (Gatterer, Beck); d) synchronistisch, wenn man das Gleichzeitige sowohl in den einzelnen Perioden der Geschichte, als auch überhaupt in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts, chronologisch geordnet, zusammenstellt, um dadurch die Uebersicht über das zu bewirken, was gleichzeitig in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern und Reichen geschah. Für diese synchronistische Darstellung sind synchronistische Tabellen unentbehrlich. (Jäger, Bredow, Kruse); e) pragmatisch, wenn man den innern und nothwendigen Zusammenhang der Begebenheiten, nach welchem sie sich gegenseitig wie Ursache und Wirkung verhalten, aufsucht, und nach diesem Prinzip die Folge der Begebenheiten so anordnet, daß auch durch die Form der Darstellung das Bild eines zusammenhängenden Ganzen vermittelt wird. (Schlözer, Heeren, Spittler). Q.

Geschichtforscher nennt man den, der sich, um eine gründliche, wahrhaft beglaubigte Geschichte der Welt und Menschheit möglich zu machen, dem schwierigen und mühsamen Geschäft des Sammelns der Thatsachen und der nur großem Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit gelingenden historischen Kritik, d. i. der Prüfung der Angaben nach ihrer Wahrheit und Beschaffenheit, unterzieht. Der

Geschichtschreiber, (Historiograph) hat zum Geschäft die eigentliche Darstellung der Geschichte, wozu die historische Composition erfodert wird, d. i. Anordnung der Materialien in Beziehung auf den Haupt- oder Mittelpunkt des Darzustellenden, (worin vorzüglich die historische Kunst beruht). Oft findet man, vorzüglich in neuerer Zeit, den Sammler und Kritiker von diesen nothwendigen Eigenschaften des Geschichtsdarstellers entblößt; doch kann auch das ausgezeichnetste Talent, welches diese Eigenschaften voraussetzen, namentlich ein philosophischer, d. i. tiefer Blick in den Geist und Zusammenhang der Dinge und Begebenheiten, ruhige Einbildungskraft, treues Gedächtniß, reges, aber nicht überwallendes Gefühl, unterstützende Welt- und Menschenkenntniß, endlich Geschmack und Gewandtheit in dem Gebrauche seiner Sprache (siehe Heeren's Johann von Müller. Leipzig, 1809. 8. und Woltmann über denselben. Berlin, 1810.) den Sammlerfleiß und die genaue Kritik der Materialien nicht unentbehrlich machen. Zu einem echten Historiker gehört beides, daß er Geschichtforscher und Geschichtdarsteller sey. Daß man aber das Sammeln und Aufbewahren einer Masse von Thatsachen und Angaben, welche ohne Prüfung und lebendige Anordnung todt und werthlos ist, — wiewohl auch kein bloß willkührliches Räsonniren, einseitiges Vergleichen und Zusammenstellen derselben zu einer wahrhaft pragmatischen Geschichtsdarstellung verhilft, — oft, besonders unter den Deutschen, zur Hauptsache machte, hat dem Ehrentitel des Historikers die üble Nebenbedeutung eines Gedächtnißgelehrten zugezogen; da doch der Historiker zwar von dem Philosophen, der dem gesetzmäßigen Verfahren des Verstandes, und dem Künstler,

der dem freien Bilden der Phantasie sich hingibt, verschieden ist, aber mit ihnen auf gleicher Stufe des geistigen Ranges steht. Die älteste Geschichte aller Völker liegt in dem Dunkel von Traditionen und Mythen. Früher, als die beglaubigte Geschichte, beginnt bei den Völkern die Dichtkunst; selbst die ältesten Religionsbegriffe sind nur in poetischen Schilderungen auf uns gekommen. Mag über das Alter des Vedam, der Bücher des Moses, der Gesänge Homers und Orpheus, und über die Art und Weise der Erhaltung und Zusammenstellung derselben der Streit der Kritiker noch lange nicht beendigt werden; so viel ist entschieden, die Grundlage derselben reicht hinaus über die erste Morgenröthe der beglaubigten Geschichte. Diese beginnt für die Hebräische Nation und für Vorderasien mit Moses; für die Griechen mit Herodot aus Helikarnaß. Die neuere Geschichtforschung hat diesen Vater der Geschichte nach seinem hohen Werthe gewürdigt, und die Gelehrten, welche die Französische Expedition nach Aegypten begleiteten, haben Herodots Angaben über dieses Wunderland des Alterthums genauer und zuverlässiger gefunden, als die des ungleich jüngeren Strabo. Denn Herodot war viel gereiset; er hatte viel selbst gesehen; durchgehends berücksichtigt er Länder- und Völkerkunde. Seine in neun Bücher eingetheilte Geschichte umschließt einen Zeitraum von mehr als zweihundert Jahren. Sie hebt an mit dem Könige Gyges von Lydien und endigt mit der Flucht des Xerxes aus Griechenland. Ernstvoll, mit Tiefe des Gemüths und mit dem vollen Kolorit der pragmatisch-ästhetischen Schilderung beschrieb nach ihm Thucydides aus Athen die ersten ein und zwanzig Jahre des peloponnesischen Krieges, in welchem er selbst als Feldherr aufgetreten war. Diesem folgte der vielseitige, geistvolle und gewandte Xenophon, dessen Grundsätze aus der Schule des Sokrates stammten; der Welt und Menschen viel gesehen und an dem Gange der Begebenheiten seines Zeitalters lebhaften Antheil genommen hatte; ein Mann, dessen historische Schilderungen das Gepräge sokratischer Weisheit und eines jugendlichen beredten Styls tragen. Die Griechische Geschichte erzählt er von da, wo Thucydides den Faden fallen ließ, bis zur Schlacht von Mantinea; den Feldzug des jüngern Cyrus beschrieb er als Augenzeuge; seine Cyropädie aber ist nicht Geschichte, sondern der älteste Fürstenspiegel. So schätzbar diese Begründer der historischen Darstellung sind; so enthalten sie doch nur, wie auch die Römischen Historiker, Cäsar, Livius, Sallust, Tacitus u. a., Special- und Particulargeschichte. Universeller war schon Polybius, der durch Erziehung, Reisen, Antheil an Staatsgeschäften und durch seinen Aufenthalt in Rom vielseitig gebildet worden war, und der, abweichend von dem einfachen Tone seiner Vorgänger, in seiner Darstellung des Zeitraumes vom zweiten Punischen Kriege bis zur Auflösung des Macedonischen Reiches, zuerst den Pragmatismus und eine rhetorisch-kraftvolle Diction auf die Behandlung historischen Stoffs übertrug. Im Zeitalter Augusts folgte Diodor seiner Bahn. Er begann seine Erzählung einige Jahrhunderte nach der großen Ueberschwemmung und führte sie fort bis auf seine Zeit; doch haben sich von seinen vierzig Büchern nur fünfzehn ganz und fünf in Fragmenten erhalten. Später (ums Jahr 228. nach Chr.) gab der Bischoff Eusebius zu Cäsarea in seiner Umarbeitung des von dem Syrer Julius Afrikanus hinterlassenen Chronicon der Geschichte eine festere chronologische Basis. Es haben sich aber von dem Griechischen Original desselben nur Bruchstücke erhalten, die Hieronymus in einer freien und bis zum Jahre

378 fortgeführten lateinischen Uebersetzung verarbeitete. Während des Mittelalters fehlte völlig die historische Kunst; doch sind die Chroniken dieses Zeitraums wichtig für die gleichzeitige Geschichte, so gering auch ihr stylistischer Werth angeschlagen werden darf. Im Zeitalter der Reformatoren ward endlich das Studium der Universalgeschichte auf Universitäten belebt. Wie sehr aber der Charakter in der Behandlung derselben noch in der Kindheit zurück blieb, bestätigt Cartons Chronicon, welches nach den sogenannten vier Monarchieen bearbeitet war, und über welches Melanchton nicht blos las, das er sogar als Compendium der Geschichte neu herausgab. Länger als ein Jahrhundert blieb die Methode, die Geschichte, nach einer mißverstandenen Stelle im Propheten Daniel, nach den vier Monarchieen des Assyrischen, Persischen, Griechischen und Römisch-Deutschen Reiches vorzutragen, und zu bearbeiten, die herrschende, und verhinderte jeden freien Aufflug des historischen Geistes. Da kam endlich in England eine bessere Zeit für die Behandlung der Universalgeschichte in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Swinton, Sale, Bower und andere vereinigten sich zu einer allgemeinen Welthistorie, welche seit dem Jahr 1744 Anfangs unter Baumgartens, dann unter Semlers Leitung ins Deutsche übersetzt wurde. Doch bald fühlte man in Deutschland die Unvollkommenheit des Brittischen Originals. Schon in den früher erschienenen Theilen hatte man dasselbe, wegen des Mangels an historischer Kritik, beständig verbessern müssen; vom ein und dreißigsten Theile an banden sich die Deutschen gar nicht mehr an dasselbe. Schlözer, der eine allgemeine Uebersicht des Nordens gab, Meusel, der Frankreich, le Bret, der Italien, Galleti, der Deutschland, Rühs, der Schweden bearbeitete, folgten ihrem eigenen Plane. Freilich ist das bereits auf 78 Quartbände angewachsene Werk noch nicht beendigt; auch ist es zunächst in den neuen Theilen Specialgeschichte der Europäischen Reiche und Staaten; es enthält aber eine große Materialiensammlung für die Geschichte, und einzelne Theile sind mit tiefem historischen Geiste bearbeitet und eine wahre Bereicherung des großen historischen Gebietes. Noch zweckmäßiger ward sogleich vom Anfange an die Uebersetzung der von Guthrie und Gray eröffneten allgemeinen Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit geleitet. Sie erschien seit 1765 zu Leipzig in Octav; die Redaction der ersten Theile geschah durch Heyne. Die Fehler des Englischen Originals wurden sorgfältig verbessert; in der Folge verließen auch bei der Bearbeitung dieses Werks die Deutschen Historiker die Grundlage ihrer Brittischen Vorgänger. Heyne schrieb in diesem Werke die alte Asiatische, Griechische und Römische Geschichte, und die Geschichte der Araber, der Mongolen und Türken; Ritter bearbeitete die Zeit der Römischen und Byzantinischen Imperatoren, und der ersten durch Germanen gestifteten Reiche; Schröckh gab Italien, Frankreich, England und die Niederlande; Heinrich behandelte in neun Bänden die Geschichte der Deutschen und des Deutschen Reichs; Dieze schrieb die Geschichte von Spanien und Portugall, Wagner schilderte den Norden Europens, Gebhardi Ungarn und die damit verbundenen und angränzenden Reiche und Staaten, und Johannes von Müller begann die Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft für dieses Werk, ohne sie zu vollenden. Ein mannigfaltiger Ertrag historischer Forschung ist in dieser Weltgeschichte niedergelegt; doch auch von ihr gilt, was bei dem vorhergehenden Werk erinnert wurde,

daß sie zunächst Specialgeschichte in den einzelnen Theilen, und keine zu einem gemeinsamen Ueberblick verbundene Universalgeschichte enthält. In der Form von Compendien und Handbüchern wagte Gatterer den ersten Versuch dieser Art. Mit tiefer historischer Gelehrsamkeit reinigte er, besonders in der alten Geschichte, das Feld, das noch voller Unkraut und Stoppeln war: er brachte Licht und Zusammenhang in die einzelnen historischen Hilfswissenschaften, und trug dieses Licht auf die Weltgeschichte über, die unter seinen Händen aber mehr zu einer Völkernomenclatur erwuchs, als daß sie Universalgeschichte, mit politischem Blick aufgestellt und nach den Gesetzen des Pragmatismus entwickelt, geworden wäre. Diesen politischen Blick, frei von Mikrologie und entbunden von allen theologischen und recipirten Nebenrücksichten, besaß Gatterers College, der unsterbliche Schlözer in reichem Maße. Er brach, mit Genialität, mit Kraft und gründlicher Gelehrsamkeit ausgestattet, eine neue Bahn in der Darstellung der Geschichte. Angefeindet von den Freunden des Herkommens, die ihm das, was vielleicht zu excentrisch — oder eigentlich nur ganz individuell in seinen Schriften war, nicht verzeihen, und dem Fluge seines Geistes nicht folgen konnten, mußte er seine Ansichten lange durchkämpfen, bevor sie, mit den nöthigen Modificationen, die herrschenden bei der jüngeren Generation Deutscher Historiker wurden. Er war es, der zuerst die blinde Bewunderung des Alterthums vernichtete, und unterstützt von seinem schöpferischen Geist in der Statistik und von seinem sicheren Tacte in der Staatslehre und Staatswirthschaft, die aus den letztern resultirenden Bedingungen des innern und des äußern Lebens der Staaten und Reiche auf die Geschichte übertrug, die Wichtigkeit der neuern und der neuesten Geschichte fühlbar machte, die Masse von fremdartigen literärischen Stoffen aus der Universalgeschichte verdrängte, das Verhältniß der einzelnen Theile gegen einander richtiger abwog, bessere Zeiträume festsetzte, und die Chronologie nach ihrem wahren Werthe würdigte. Geist, Leben, innerer Zusammenhang und freie, kraftvolle Sprache, die sich besonders mit Nachdruck gegen allen kleinen und großen Despotismus erklärt; das sind die Eigenthümlichkeiten seiner historischen und statistisch-politischen Schriften. Neben ihm ging mit moderatem Geiste, und zwar mit individueller Vorliebe für die älteren Ansichten, aber nicht ohne Rücksicht auf die Verbesserungen des historischen Studiums zu seiner Zeit, Schröckh den Weg seiner Vorgänger in seiner Bearbeitung des Hilmar Curas, in seiner (ethnographischen) Weltgeschichte für Kinder, und in seiner neuen Bearbeitung und Ergänzung des am Faden der Jahrhunderte hinlaufenden und (lateinisch geschriebenen) Compendiums der Weltgeschichte von Offerhaus. Fast ganz in demselben Geiste, wie Schröckh, doch heller in den Ansichten der älteren Zeiträume und durchgehends mit vieler Einmischung von literärischen, archäologischen und geographischen Notizen, schrieb Remer in Helmstädt seine universalhistorischen Handbücher und Compendien. Sie sind treu, sorgfältig und fleißig zusammengestellt; es fehlt ihnen aber der Geist des höhern Lebens. (Remers Handbuch der älteren Geschichte von der Schöpfung der Welt bis auf die große Völkerwandrung. Vierte Aufl. Braunschweig, 1802. Handbuch der mittleren Geschichte. Handbuch der neuern Geschichte. Darstellung der Gestalt der historischen Welt in jedem Zeitraume. Berlin, 1794. Lehrbuch der allgemeinen Geschichte, Halle, 1800). Nach einem ihm eigenthümlichen Plane behandelte Beck die Geschichte in seiner Anleitung zur Kennt-

riß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte für Studirende, welche in den seit 1787 erschienenen vier Theilen noch nicht beendigt ist. Er drängte in den Text der Paragraphen die Resultate seiner eignen tiefen historischen Forschungen zusammen; den Reichthum der Belege für die in den Paragraphen gezogenen Resultate gibt er aber in den Noten mit einem Umfange von Gelehrsamkeit und Literatur, der Bewunderung erregt. Denn nicht bloß die Quellen der einzelnen Theile der Universalgeschichte sind von ihm mit gewissenhafter Genauigkeit verzeichnet und benutzt; er verbreitet sich auch über fast alle größere und kleinere Producte der Literatur, in welchen die Specialgeschichte der einzelnen Reiche und Völker, und die Geschichte der Literatur selbst behandelt worden ist. Wer mag da mit dem Reichen rechten, der mehr gibt, als man erwartet hat, und als man verlangen kann! Immer wird diese Anleitung ein Handbuch bleiben, dessen der Geschichtforscher eben so, wie der angehende Studirende der Geschichte bedarf, wenns gleich nicht in dem Sinne ein Handbuch zu nennen ist, in welchem man gewöhnlich die Behandlung einer Wissenschaft in solchen Schriften sucht, welche die Mitte zwischen Compendien und ausführlichen Systemen halten. Streng nach der annalistischen Methode, mit Wahrheitliebe und Gründlichkeit, doch nicht ohne eine gewisse Trockenheit und mit zu weniger Berücksichtigung der Forderungen an einen guten Stylisten schrieb Büsch seinen Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, seit dem Jahre 1440. Die vierte Auflage ergänzte von dem Jahre 1796 an, nach Büschens Tode, der geistvolle Bredow, und Hegewisch schrieb, um Büschens Werk vollständig zu machen, auch die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters in derselben Manier, in seinen Grundzügen der Weltgeschichte in der Manier des sel. Prof. Büsch (im Jahre 1804). Als treffliche Uebersicht über die große Masse von Individuen und Thatsachen, die zu dem Umkreise der Universalgeschichte gehören, mit weiser Auswahl des Wichtigern, mit sicherem politischen Tacte und in einer lebenvollen, kräftigen Sprache schrieb Eichhorn eine Weltgeschichte in zwei Bänden, die er in der zweiten Auflage (vom Jahre 1804) auch in literärischer Hinsicht reichlich ausstattete. Ausführlicher und beredter gab er in sechs Theilen die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Doch näher kam dem Ideale einer politischen Behandlung der Geschichte, das Schlözer aufgestellt hatte, Keiner als Heeren in seinem Handbuche der Geschichte der Staaten des Alterthums und in seinem Handbuche der Geschichte des Europäischen Staatensystems und seiner Colonieen von der Entdeckung beider Indien bis zur Errichtung des Französischen Kaiserthrons. Möge der Mann, dessen heller Blick die Bedingungen des politischen Lebens der Staaten so rein auffaßt und der die neue Zeit so glücklich in der alten, die alte in der neuen wieder zu erkennen versteht, das Mittelalter, das noch in der Reihe seiner historischen Handbücher fehlt, mit demselben Geiste behandeln, und dadurch seine Ansicht der Weltgeschichte durch das ganze System derselben durchführen. Gefeiert wegen seiner Geschichte der Schweiz wird Johannes von Müller nicht bloß im Munde der Gegenwart leben; die Nachwelt wird ihn hoch unter denen stellen, welche die Specialgeschichte bei den Deutschen mit sicherem Tacte behandelten; ein unpartheiisches Urtheil wird aber seine vier und zwanzig Bücher allgemei-

ner Geschichte, besonders der Europäischen Menschheit, hinter jene Geschichte der Schweiz stellen, obgleich auch in dieser Behandlung der Universalgeschichte seine geistvolle Individualität, besonders in vielen gelungenen einzelnen Partieen, hervorleuchtet. Könnte eine angenehme Form der Darstellung das nur zu oft vermißte Quellenstudium und die zu häufigen Lücken in der Erzählung ersetzen, und das Urtheil der Nachwelt mit den absichtlich eingewebten Rücksichten auf eine augenblickliche Modephilosophie und der auf die Weltgeschichte nur gewaltsam übertragenen Lehre eines blinden Schicksals versöhnen; so würden Dippolds Skizzen der allgemeinen Geschichte (Berlin, 1812, 2 Theile) in der Reihe der Schriften der bereits genannten historischen Altvordern einen Platz verdienen. [Plitz hat in seiner Weltgeschichte für gebidete Leser und Studirende (4 Bde. 1813. 2te Auflage), mit zweckmäßiger Benutzung des Besten seiner Vorgänger, eine geistvolle Zusammenstellung geliefert, wodurch in der That die Bedürfnisse und Ansprüche des gebildeten Publikums befriedigt werden.] Das beste akademische Compendium der Universalgeschichte ist, nach der gedrängten Darstellung, nach der weisen Auswahl des Wichtigsten, und nach der ebenmäßigen Behandlung der alten, mittlern und neuern Geschichte, Wachlers Grundriß der Geschichte der ältern, mittlern und neuern Zeit. (Marburg, 1806. 8.) Fragt man nach den Männern, welche in neuerer Zeit die specielle Staatengeschichte im Geiste echter historischer Forschung und nach dem Charakter und den Foderungen der reinen, blühend kräftigen Schreibart dargestellt haben; so treten uns Italiener zuerst entgegen. Muster der historischen Darstellungskunst gaben der neueren Zeit Machiavelli in seinen 8 Büchern der Istorie Fiorentine, Guicciardini in seiner Istoria d'Italia, welchen die spätern, Paolo Sarpi (Istoria del concilio Tridentino), Davila (Storia delle guerre civili di Francia), und Bentivoglio (della guerra di Fiandra) zwar nicht gleich, doch mehr oder minder nahe kommen. Nächst den Italienern zeichneten sich die Britten aus: Robertson mit seiner Geschichte des Zeitalters Carls V. und mit seiner Geschichte von Amerika und Schottland, Hume mit seiner Geschichte Großbritanniens, Gibbon mit seinem Meisterwerke über den Umsturz des Römischen Weltreiches, und Fox mit seinem Fragment über Jakob II. Von deutschen Männern begann bereits Pufendorf in seiner Geschichte der Thaten der Schweden, in seiner Schilderung des großen Churfürsten von Brandenburg, und in seiner Einleitung in die Historie der vornehmsten Reiche und Staaten, eine bessere Methode und einen frischeren Geist auf die Specialgeschichte überzutragen. Unter Achenwalls Händen fing die Europäische Staatengeschichte an, ein in sich zusammenhangendes Ganzes zu werden, und was Meusels Fleiß und kritischer Blick in dieser Disciplin (Anleitung zur Kenntniß der Europäischen Staatenhistorie) noch vernachlässigt hatte, das Hervorheben der allmäligen Entwickelung und Ausbildung der Verfassung der einzelnen Reiche und Staaten im Mittelpunct ihrer Geschichte, das vollendete Spittler mit Meisterhand in seinem Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten (2 Theile), welchen Sartorius in demselben Geiste bis auf unsere Zeiten fortsetzte, und das versuchte Plitz für die Geschichte der Staaten des Rheinbundes in seinem Handbuche über dieselben (Leipzig, 1811. 2 Theile) zu leisten. Auch für die Darstellung der Geschichte

der einzelnen Staaten begann allmälig eine bessere Zeit. Treu, ruhig und nüchtern schrieb Heinrich eine Geschichte von Frankreich (3 Theile, Leipzig 1802); doch konnte er Flassans reichhaltiges Werk (Histoire générale et raisonné de la diplomatie Françoise ou de la Politique de la France, 7 Theile, in der zweiten Auflage, Paris, 1811) noch nicht dabei benutzen. In einer noch immer fehlenden Geschichte der französischen Revolution und des Französischen Revolutionskrieges trug der geistvolle, nur bisweilen zu excentrische, Posselt in seinen Europäischen Annalen und in seinen Taschenbüchern für die neueste Geschichte (neun Jahrgänge) interessante Materialien zusammen. Den langen zweideutigen Kampf der Niederländer um ihre Freiheit schilderte in einem seelenvollen Gemälde Schiller in seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung, die aber unvollendet blieb, während sein Deutschgesinnter Geist den dreißigjährigen Krieg mit Vorliebe für das Vaterland bis zu dem großen Resultate des Westphälischen Friedens durchführte. Woltmanns Geschichte Frankreichs und Großbritanniens streben beide nach dem Kranze historischer Kunst. Noch aber fehlte es der Deutschen Nation an einer Darstellung ihrer Geschichte, in welcher die Nation selbst den Mittelpunkt des Ganzen bildete, und die in stylistischer Hinsicht den Foderungen des gereiften Geschmacks entspräche. Denn in beiden Beziehungen läßt Schmidts Geschichte der Deutschen, und Pütters historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reiches noch manchen Wunsch unbefriedigt. Galletti tödtet das Leben der Geschichte durch die Breite seiner Darstellung, und Heinrich konnte in seiner Deutschen Reichsgeschichte (Leipzig, 9 Theile) nur redlich und geordnet wiedergeben, was er durch Fleiß und Gründlichkeit sich angeeignet hatte. Ein höherer Geist waltet in Posselts unvollendet gebliebener Geschichte der Deutschen für alle Stände. Daß auch Deutsche Specialgeschichte mit Geist aufgefaßt und geschildert werden konnte, bestätigte Feßmaier in seiner Geschichte von Baiern (Landshut, 1804), und Spittler in seiner Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge (Göttingen, 1783), so wie in seiner Geschichte des Fürstenthums Hannover seit der Reformation (2 Theile, neue Aufl. Hannover, 1798). Nur Gründlichkeit, Fleiß und Gelehrsamkeit, nicht aber die lebensvolle Form der Darstellung berücksichtigten Schöpflin, Wenck und Weisse in ihren Werken über die Geschichte von Baden, Hessen und Sachsen. Selbst Oestreich und Preußen erwarten noch aus ihrer Mitte den Mann, der für die Geschichte dieser Monarchieen werde, was Spittler für sein erstes und zweites Vaterland, und Johannes Müller für seine auch in der Ferne nie vergessene Heimath wurde. Die Menschheit selbst, nach ihrer Entwickelung und Ausbildung im bürgerlichen Leben, und nach ihren Fortschritten und Verirrungen in der Cultur, in Wissenschaft und Kunst zu schildern, dies konnte erst dann geschehen, als das Licht der Philosophie seine Stralen auch über die einzelnen Theile des unermeßlichen Gebietes der Geschichte ausgegossen hatte. Schon Goguet, Ferguson, Home, selbst der unkritische Voltaire, faßten einzelne Seiten aus diesem lebensvollen Gemälde unsers Geschlechts auf; und Iselin (über die Geschichte der Menschheit) kam bereits dem Ziele näher. Da gab Adelung einen geistvollen und sachkundigen, wenn gleich nicht erschöpfenden, Ueberblick über das ganze unermeßliche Gebiet der Culturgeschichte in seinem Versuch einer Ge-

schichte der Cultur des menschlichen Geschlechts (Leipzig, 1782). Mit mehr Philosophie, als Adelung, und mit scharfer Auffassung der Charaktere der verschiedenen einzelnen Völker, doch nicht ohne Lieblingshypothesen in Hinsicht des physischen Menschen, seiner Anlagen, seiner Verhältnisse zur ganzen ihn umgebenden Natur begann Herder seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, entschieden das Hauptbuch seines ganzen Lebens, das er aber mit dem vierten Theile unbeendigt ließ. Fast gleichzeitig mit ihm hatte Kant in einer Abhandlung, welche die Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht enthielt, den Gedanken hingeworfen, ob es möglich sey, die Geschichte im Großen aus dem Gesichtspunkt eines grenzenlosen Fortschrittes des menschlichen Geschlechts aufzustellen? Verschiedenartig ward diese Idee von Dominicus (über Weltgeschichte und ihr Princip) von Woltmann (Plan für historische Vorlesungen) und von Stapfer (die fruchtbarste Entwickelungsmethode der Anlagen des Menschen, zufolge eines kritisch-philosophischen Entwurfs der Culturgeschichte unsers Geschlechts) geformt und gestaltet, von Woltmann in seinem Grundriß der älteren und neueren Menschengeschichte, und von Pölitz (in den Grundlinien zur pragmatischen Weltgeschichte, so wie in der Geschichte der Cultur der Menschheit) durch die einzelnen Zeiträume der Weltgeschichte hindurch geführt. Doch nahm der Letztere späterhin das von ihm aufgestellte Princip, als unhaltbar in Hinsicht des Ganzen der Universalgeschichte, zurück, und setzte an dessen Stelle die Idee der menschlichen Freiheit, deren Wirkungen im Fortschreiten der Individuen und der ganzen Gattung eben so, wie die Verirrungen und Rückschritte der Individuen und der Gattung unsers Geschlechts in der Geschichte unverkennbar vorliegen. Mit weniger philosophischem Geiste, aber bekannt mit den empirischen Momenten der Geschichte und in einer lebensvollen Form gab von Eggers dem Publicum seine Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit in der neuen Auflage (Kopenh. 1803) in drei Theilen, und Posselt verpflanzte in einer kräftigen Uebersetzung Condorcets Entwurf eines historischen Gemäldes der Fortschritte des menschlichen Geistes (Tübing. 1796) auf Deutschen Boden. Beachtung verdient der Universalhistorische Ueberblick der Entwickelung des Menschengeschlechts als eines sich fortbildenden Ganzen, von Jenisch (Berlin, 1801. 3 Bde). Unvollendet ließ Eichhorn seine geistvoll begonnene allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur des neuern Europa. Für das beschränkte Gebiet der einzelnen Zweige menschlicher Cultur erhielten die Deutschen einige klassische Werke in Meiners (unvollendeter) Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom (Lemgo, 1782); Heerens (noch unvollendeter) Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften (2 Theile, Götting. 1797); in Bouterwecks bis zum neunten Theile vorgerückten Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, in Fiorillos Geschichte der zeichnenden Künste, und in Eichhorns, Wachlers und Meusels Schriften über Literärgeschichte. Der Kirchengeschichte widmete Schröckh fast ein ganzes Menschenleben: doch gewann sie durch ihn mehr an Gründlichkeit, als an wissenschaftlicher Form und innerm Le-

ben. Dies letztere suchten Henke und Schmidt, in ihren noch nicht beendigten Werken, über sie zu verbreiten. Die Geschichte der Philosophie erhielt durch Eberhards, Gurlitts und Sochers Lehrbücher mehr Eingang in den akademischen Hörsälen, und durch Tiedemann, Buhle und Tennemann eine reiche und gründliche Ausstattung. Die Geschichte der Physik schrieb Fischer, die Geschichte der Chemie Gmelin, die Geschichte der Mathematik Kästner, die Geschichte der Kriegskunst Hoyer, die Geschichte der theologischen Wissenschaften Stäudlin; sie brachen zum Theil dadurch neue Bahnen, auf einem noch nicht geebneten Boden, wenn gleich die höhere Vollendung diesen Schriften fehlen sollte, zu welcher Sprengel seine Geschichte der Medicin erhob. Zwar ist durch Deutschen Fleiß und durch eminentes Talent seit dreißig Jahren viel gethan im Felde der Geschichte; kaum daß diese skizzirte Uebersicht nur die wichtigsten Erscheinungen in diesem großen Gebiete bezeichnen und sie mit kurzen Zügen charakterisiren konnte; noch immer aber ist die Ernte groß, welche hier heranreifet, und noch immer ist das Studium der Geschichte bei der Nation selbst nicht bis in Mark und Blut gedrungen. Q.

Geschiebe, Geschübe (Bergbau) heißen 1) Wände oder Stücken von den zu Tage ausstreichenden Gängen, Erzen oder Gestein, die durch das Wasser oder auch andere Ursachen fortgeführt worden sind und ihre Ecken durch vieles Reiben abgestoßen haben. Daher nennt man bei einem Seifengebirge Erzstücken, die nahe beisammen liegen, aber nicht zusammen hängen, Geschiebe, weil diese Erze vermuthlich zufällig dahin gebracht sind. Stößt nun der Gang Geschiebe von sich, so sagt man: der Gang blühet am Tage. 2) nennen einige auch Geschiebe die sich in die Länge und Breite ausstreckenden Flötze oder Schichten. Die Muthmaßungen endlich, welche man aus der Beschaffenheit der Geschiebe und deren Betrachtung in Ansehung der Gänge nimmt, wovon sie abgerissen sind, nennt man Geschiebes-Anzeigungen. Liegen sie an einem Berge, so befindet sich der Gang weiter oben; liegen sie an einem Flusse oder Bache, so muß man den Gang weiter aufwärts gegen den Ursprung des Flusses suchen; sind die Ecken noch scharf und wenig abgestoßen, so sind sie nicht weit gegangen und der Gang ist von dem Orte nicht weit entfernt; sind sie aber sehr abgerundet, so müssen sie weit gewälzt seyn und viel Anstoßungen erlitten haben. Jedoch ist hieraus kein mathematisch gewisser Schluß zu machen, weil bisweilen ein Stein durch Menschen oder andere Zufälle an den Ort kann gebracht worden seyn, wo das Geschiebe gefunden wird. X.

Geschlecht, in weiterem Verstande jede größere Abtheilung gewisser Dinge, welche irgend ein Merkmal mit einander gemein haben. Daher ist dieses Wort von ziemlich allgemeinem und unbestimmtem Gebrauch. So z. B. wird es oft statt Classe, Gattung, Ordnung, gebraucht; man sagt, es gehört in dieses oder jenes Geschlecht, anstatt in diese oder jene Classe, oder in diese oder jene Ordnung; ferner bedient man sich dessen von einer Reihe von Menschen, welche zu Einer Familie oder zu Einem Stamme gehören, z. B. das Geschlecht derer von Dalberg; eben so auch von einer großen Anzahl Menschen, welche zu einer und derselben Zeit lebten, oder leben, oder auch von solchen, welchen gemeinschaftlich eine gewisse Eigenschaft beigelegt wird. Im engeren und eigentlichen Verstande gebraucht man es, um die beiden Abtheilungen aller organischen, vorzüglich der thierischen Körper, in männliche und weibliche, dadurch zu bezeichnen. Da es nämlich allgemeines Na-

turgesetz ist, daß alle organische Körper von ihres Gleichen hervorgebracht werden, und wiederum ihres Gleichen hervorbringen sollen, also jede Gattung der organischen Geschöpfe sich durch sich selbst erhalten und fortpflanzen soll, so sind zu dem Geschäft der Erhaltung der Gattung auch besondere Organe bestimmt, welche abgesondert und verschieden von denjenigen Organen, oder Theilen des organischen Körpers, sind, die zur Erhaltung des Individuums bestimmt sind, und welche den Geschlechtsunterschied begründen. Es gehört nämlich zur Hervorbringung eines neuen organischen Wesens derselben Gattung erstens die Idee der Möglichkeit, daß ein solches hervorgebracht und bestimmt zu eben demselben ausgebildet werde könne, also ein Keim, der die einfachste Anlage zur künftigen Frucht in sich enthalte; zweitens die Idee der Verwirklichung jener Möglichkeit, der erste Anstoß, welcher das schlummernde Leben im Keime weckt, worauf erst derselbe in der Bildung zum organischen Wesen derselben Gattung fortschreitet. Hieraus entsteht die Entzweiung der Gattung in die beiden Geschlechter, in das zeugende, schaffende, und das empfangende, bildende, oder das männliche und weibliche. Eigentlich gebraucht man diese Benennungen bloß von der Thierwelt; man hat sie aber auch auf das Pflanzenreich übergetragen; weil man hier einen ähnlichen Vorgang der Fortpflanzung gefunden hat. *) Das männliche Geschlecht ist demnach überall das gebende, zeugende, den Keim zum künftigen Individuum befruchtende, von wel-

*) Man kann die Theilung in Geschlechter durch die ganze Natur bemerken, ein Geschlecht überall annehmen, wo der Geschlechts-Charakter herrschend ist. Das Wesentliche dieses Charakters ist aber: Entgegensetzung zusammengehöriger und zu gemeinschaftlichem Productionszweck wirkender Kräfte. Ueberall demnach, wo wir Producte aus entgegengesetzten Kräften wahrnehmen, können wir auch den Geschlechts-Charakter anerkennen, gleichviel ob diese Kräfte in der Gestalt von Organismen erscheinen oder nicht, wenn sich nur der eine Factor als bestimmendes, gebendes Princip, der andere als bestimmtes, empfangendes verhält. Uebrigens, da wir die Glieder der Natur nicht übersehen, kann wohl auch dasjenige höchst organisch und Theil eines allgemeinen Lebens seyn, was wir für unbelebt und unorganisch halten: so daß wir den Begriff des Geschlechts nicht an unsern Begriff des Lebens binden müssen. Um es mit Einem Worte auszusprechen: so ist überall Geschlecht wo Zeugung ist. Zeugung aber ist in der ganzen Natur; oder vielmehr diese selbst ist nichts als ein unendlich mannigfaltiger Zeugungsact, der sogar unter dem Scheine von Zerstörung vor sich geht. So sind also Sonnen und Planeten, der Wassertropfen und das Staubkorn eben so gut Geschlechts-Wesen als die Thiere und die Pflanzen, weil sie eben sowohl als diese Zeugungs-Wesen sind. Denn wird nicht z. B. der Schoos unserer mütterlichen Erde durch den befruchtenden Strál der Sonne, und allein durch ihn, aufgeschlossen und zu den mannigfaltigsten Erzeugnissen geweckt? Entsteht nicht aus dem verwitterten Steine, der uns todter Staub scheint, und aus dem Wassertropfen, den er in sich aufnimmt, eine junge, neue Gestaltung, der Erstling der Vegetation? Ja gehen nicht in dem Innern der Erde selbst unaufhörlich neue Zeugungen vor, indem entgegengesetzte Kräfte sich einander vermählen? Woher die Verkalkungen, die Crystalle, die gewächsartigen Gestaltungen der Mineralien? Ueberall finden wir ein Einwirken, ein sich Anschließen fremder Stoffe (Kräfte) an etwas Heimisches, Mütterliches, und überall Verwandlungen dieses Mütterlichen zu neuen Gestalten; überall, wo nicht entwickeltes, doch keimendes Geschlecht. ff.

chem der erste Antrieb zu dessen Fortbildung ausgeht, welcher ihm den Geist des Lebens einhaucht. Das weibliche ist das den Keim des künftigen Individuum in sich tragende und aufbewahrende, den zeugenden und belebenden Stoff aufnehmende und auf den Keim hinleitende, dasjenige, welches diesen ernährt, bis zu der Periode, wo seine Individualität zu dem Punkt ausgebildet ist, daß es sich losreißen kann von seiner bisherigen Ernährerin, sein eignes selbstständiges Leben beginnend. Geschlechtlos werden Thiere oder Menschen genannt, bei denen durch eine Störung des Bildungstriebes kein Geschlechtsorgan sich bestimmt ausgebildet hat, die man folglich weder zu dem männlichen noch zu dem weiblichen Geschlechte rechnen kann. Geschlechtsverhältnisse sind eigentlich die Verhältnisse, in welchen ein Geschlecht zu dem andern, und gegen das andere sich verhält. In der Pflanzenwelt sind beide Geschlechter in den meisten Classen in einer Blüthe vereinigt, in manchen Classen jedoch auch getrennt, so daß beiderlei Geschlechtstheile entweder auf Einer Pflanze jede in besondern Blüthen, oder sogar auf verschiedenen Individuen vertheilt sind. Bei den Thieren, wenigstens den vollkommener ausgebildeten, d. h. auf einer höhern Stufe des Thierlebens stehenden, ist die Trennung der Geschlechter herrschend. Hier treten demnach die Geschlechtsverhältnisse am bestimmtesten hervor, und offenbaren sich nach der Stufenreihe der Thierklassen in mannigfaltigen Modifikationen gegen einander, bis zu dem, die höchste Stufe in der sichtbaren Schöpfung einnehmenden, Menschen. So ist im Allgemeinen das Männliche im Verhältniß zu dem Weiblichen das Stärkere, jenes sich Unterwerfende, das aus sich hinaus auf das Weibliche Ueberwirkende, das Belebende, Begeistigende. Das Weibliche, im Verhältniß zu dem Männlichen, ist das Zärtere, jenem sich Unterwerfende, das Aufnehmende, Fortbildende, Ernährende und endlich Gebärende. Diese Grundcharaktere beider Geschlechter, die aus ihrem Begriff und ihrer Bestimmung nothwendig hervorgehen, schimmern in verschiedenen Graden von Helligkeit bei allen Gattungen lebender Wesen durch, bis sie im Menschen auf eine der menschlichen Würde angemessene Weise am höchsten gesteigert und in den feinsten Schattirungen sowohl im Körperlichen als auch bis zum Geistigen überschreitend, sich am klarsten offenbaren. Daher erscheint der Mann schon im Physischen als der Stärkere, sein Knochenbau ist ansehnlicher und hat mehr Masse, sein Muskelsystem ist fester und kräftiger, die Brust weiter, die Lungen sind größer, das Herz und das Arteriensystem ist größer und robuster, die Umrisse seines Körpers sind schärfer, eckiger, das Ganze desselben ist größer und stärker. Dagegen ist das Weib das Zärtere, die Knochen sind dünne, zur Weichheit geneigter, die Muskeln weicher und schwächer, die Brusthöhle enger, die Lungen kleiner, das Herz und das Arteriensystem schwächer, dagegen das Venen- und lymphatische System vorherrschend, die Zwischenräume unter der Haut und zwischen den einzelnen Theilen sind fettreicher, daher alle Umrisse mehr abgerundet, der Wellenlinie näher, das Maaß des Körpers im Ganzen kleiner und zarter. Daher der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, bei dem Weibe die der Schönheit eingebildet, und schon in dieser Beziehung gebührt dem weiblichen Geschlechte der Name des schönen mit Recht. Der Geist des Mannes ist mehr schaffend, aus sich heraus in das Weite hinwirkend, zu Anstrengungen, zur Verarbeitung abstrakter Gegenstände zu weitaussehenden Planen geneigter. Unter den Leidenschaften und Affecten gehören die raschen, ausbrechenden dem Manne, die langsamen, heimlich in sich selbst gekehrten dem Weibe an. Aus

dem Manne stürmt die laute Begierde; in dem Weibe siedelt sich die stille Sehnsucht an. Das Weib ist auf einen kleinen Kreis beschränkt, den es aber klarer überschaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib sucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder — List. Jener gehört dem geräuschvollen, öffentlichen Leben, dieses dem stillen häuslichen Zirkel. Der Mann arbeitet im Schweiße seines Angesichts, und bedarf erschöpft der tiefen Ruhe; das Weib ist geschäftig immerdar, in immer ruhender Betriebsamkeit. Der Mann stemmt sich dem Schicksal selbst entgegen, und trotzt schon zu Boden liegend der Gewalt; freiwillig beugt das Weib sein Haupt, und findet Trost und Hilfe noch in seinen Thränen. H.

Geschmack, Geschmackskritik. Wird in zwiefacher Bedeutung genommen, in physiologischer und ästhetischer. In physiologischer Bedeutung versteht man darunter das Vermögen, durch den Geschmackssinn, dessen Organ die Zunge ist, gewisse Eigenschaften und Beschaffenheiten der Gegenstände (Schärfe, Säure, Salzigkeit, Süßigkeit, Bitterkeit u. s. w.) wahrzunehmen. Die an dem obern Theil und auf dem Seitenrande der Zunge befindlichen Nervenwärzchen sind es, welche die Empfindung des Geschmacks hervorbringen. Die Drüschen der Zunge schmelzen die Salze, welche dann aufgelöst in die Nervenwärzchen eindringen und jene Empfindung verursachen. Durch drei Nerven, die an jeder Seite in die Zunge laufen, und mit dem Gehirn und Rückenmark in Verbindung stehen, wird der erregte Eindruck weiter geleitet. In ästhetischer Bedeutung versteht man unter Geschmack das Vermögen, das Schöne an den Gegenständen zu beurtheilen. Es kann befremden, daß man zwei so verschiedene Vermögen mit demselben Namen bezeichnet hat, und man kann fragen, ob dies aus Zufall oder Absicht geschehen sey? Unstreitig aus Absicht, denn bei genauerer Reflexion ergibt sich eine Aehnlichkeit zwischen jenem physiologischen und diesem ästhetischen Geschmack. Es ist hier und dort etwas für uns Angenehmes oder Unangenehmes, was wir unterscheiden, und dort wie hier unterscheiden wir beides nur sehr unbestimmt, indem sich die Unterscheidung mehr auf unser Gefühl als auf den Gegenstand selbst gründet. Daher sagt man auch, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse. In der That läßt sich nur über das streiten, wofür man Gründe vorbringen kann, die den Gegner zur Annahme einer Meinung gewiß bestimmen können; welche Gründe aber könnte ich wohl für die Behauptung anführen, daß Zucker ein angenehmes Gefühl errege, außer dem, daß es meinem eignen Gefühl so vorkommt? Dieß wird mir der Gegner nicht abläugnen; er sagt mir aber, daß es bei ihm der entgegengesetzte Fall sey, und seine Behauptung hat für ihn denselben Werth, wie die meinige für mich. Dieser Umstand hat nicht wenig Verwirrung in der ästhetischen Geschmackslehre verursacht. Weil das Schöne uns auch angenehm ist, hielt man das Schöne und das Angenehme für einerlei, und der schwankende Ausdruck ästhetisch (ursprünglich: was durch Empfindung wahrgenommen werden kann) kam dem trefflich zu statten. Eine Erfahrung aber, die man häufig zu machen Gelegenheit findet, hätte allein schon hingereicht, bedenklich zu machen. Es ist doch wohl eine auffallende Erscheinung, daß die Menschen in ihren Urtheilen über das Schöne zwar vielleicht weniger einig sind, als in ihren Urtheilen über das Angenehme, daß sie aber dennoch bei jenen weit mehr Anspruch auf Anderer Beistimmung machen, als bei diesen. In Ansehung des Schönen macht fast Jedermann Ansprüche auf Allgemeingiltigkeit

seiner Urtheile, in Ansehung des Angenehmen Niemand. Gern lassen wir es uns gefallen, daß ein Anderer eine Speise oder einen Wein nicht angenehm findet, der unserm Gaumen behagt; wenn er aber z. B. die in den Himmel strebenden Alpen nicht erhaben, den Charakter der Leonore in Göthe's Tasso nicht schön findet, so sprechen wir ihm die Fähigkeit ab, das Schöne und Erhabene zu fühlen, fodern aber doch zugleich, daß er diese Fähigkeit haben sollte, die wir, durch ein untrügliches Bewußtseyn überzeugt, für nothwendige Anlagen der menschlichen Natur halten. Wir können uns auf den Grund dieser höchst merkwürdigen Erscheinung jetzt nicht einlassen; wem leuchtet aber nicht aus dem Gesagten schon ein, daß etwas in uns seyn müsse, welches verhindert, beide Fälle für gleich zu nehmen, und daß, wenn auch beide Urtheile ästhetische genannt würden, beide sich doch in Ansehung ihrer Giltigkeit wesentlich von einander unterscheiden. Die Urtheile über das Angenehme haben blos individuelle Giltigkeit, die über das Schöne sind zwar auch nur einzelne Urtheile, machen aber Ansprüche auf allgemeine Giltigkeit. Beide Urtheile kann man nun zwar insofern ästhetische nennen, weil beide sich auf Empfindung beziehen, und der Bestimmungsgrund derselben nicht in dem Gegenstande, sondern in uns liegt (wodurch sie sich von den logischen oder objektiven Urtheilen unterscheiden (s. Urtheil); beide aber unterscheiden sich dadurch, daß in dem einen die Bestimmung des Urtheils von dem bloßen Sinneneindruck abhängt, bei dem andern hingegen die Mitwirkung des Geistes eintritt, und daher eben dort bloß individuelle, hier allgemeine Giltigkeit, und eben deshalb auch Mittheilbarkeit. Sind nun aber diese Urtheile mittheilbar, haben sie allgemeine Giltigkeit, so wird sich auch über den ästhetischen Geschmack streiten und etwas über ihn ausmachen lassen. Wie könnte es auch sonst eine Geschmackslehre geben, d. h. Aufstellung eines Princips zur Beurtheilung des Schönen und Erhabenen! Nur erwarte man von dem Geschmacke nicht, daß er leiste, was er seiner Natur nach nicht leisten kann. Man nennt die Urtheilskraft mit dem eigenen Namen Geschmack, wiefern sie sich in einer besondern Sphäre auf eine eigenthümliche Weise äußert. Als Urtheilskraft überhaupt stellt der Geschmack einen einzelnen Fall unter eine allgemeine Regel, aber auf eine eigenthümliche Weise, weil es in einer besondern Sphäre geschieht, in der Sphäre des Schönen. Der Geschmack fällt seine Urtheile in der unmittelbaren Betrachtung des schönen oder nicht-schönen Gegenstandes, durch Reflexion über das Verhältniß desselben zum Gemüthe des Betrachtenden (also zum Subjekte), und durch Vergleichung ähnlicher Gegenstände mit dem gegenwärtigen. Sein Princip ist daher nicht eine objektive, sondern eine subjektive Idee; er kann nicht gesetzgebend, sondern bloß kritisch oder untersuchend verfahren; seine Regeln sind keine Begriffe, sondern Anschauungen in den besten Mustern des Geschmacks, an denen der Kunstsinn sich praktisch bilden muß. (Die Erklärung s. unter Urtheil.) Durch diese Bildung unterscheidet sich der Geschmack wesentlich von dem Schönheitsgefühl. Dieses geht bloß auf eine Naturanlage, der Geschmack auf Ausbildung; bei jenem bleibt oft der bloße Kunstfreund stehen, dieser kommt dem Kenner zu; der Künstler muß beide vereinigen, fängt mit dem Schönheitsgefühl an und vollendet mit dem Geschmack. Wer eine zartere Naturanlage zum Schönheitsgefühl hat, der ist ein ästhetischer Mensch; wer diese Anlage durch prüfende Betrachtung so ausgebildet hat, daß ihm stets nur das echt Schöne genügt, ist ein Mann von Geschmack. Man kann aber ein Mann von

Geschmack, und darum doch noch kein Kunstkenner seyn. Wir haben nämlich in der schönen Kunst zwei Elemente zu unterscheiden, das ästhetische und das technische. Das erste wird beurtheilt im Gefühl, das andere durch den Verstand nach Begriffen. Dort ist also ein ästhetisches, hier ein logisches Urtheil. Es ergibt sich daraus, daß ein Kunsturtheil weder ein bloß ästhetisches, noch ein bloß logisches, sondern ein aus beiden gemischtes ist, da es sowohl das Technische als das Schöne eines Kunstwerks angeht. Die Geschmackskritik hat es daher lediglich mit den Verhältnissen des Werkes zu den Bedingungen im Gemüthe zu thun, unter denen wir einen Gegenstand als schön beurtheilen; die Kunstkritik schließt auch das mit ein, was an der Darstellung bloß technisch und praktisch ist, und bloß nach Begriffen beurtheilt wird. Hierdurch unterscheidet sie sich wesentlich von der Geschmackskritik. Wenn man diese Unterscheidungen genau faßt, so wird man sich leicht aus den widersprechenden Urtheilen, welche Kunstfreunde und Künstler fällen, das Wahre ausmitteln, und dadurch zum Kunstkenner reifen. Der Künstler legt einen hohen Werth auf das Technische und Praktische, weil er sich der großen Mühe bewußt ist, die es ihm gekostet hat, hierin einen Grad von Vollkommenheit zu erlangen, während er das, was das Kunstwerk zum Schönen macht, ohne Mühe, wie durch Eingebung erhielt. Der Kunstfreund legt eben auf dies den größten Werth, weil es unmittelbar zu seinem Gemüthe spricht, und er das Technische und Praktische nur bedingungsweise schätzt, und vielleicht die damit verbundene Mühe nicht einmal kennt. Daher so viele einseitige Urtheile über schöne Kunstwerke. dd.

Geschütz. Schon die Alten bedienten sich gewisser Wurfmaschinen, der Balisten und Catapulten, bei Belagerungen der Städte und in Feldschlachten. Sie schleuderten damit theils Felsstücke und Steine von oft ungeheurer Größe, theils große Pfeile. Letzteres geschah mit den Catapulten, die im Allgemeinen einer großen Armbrust glichen, das Geschoß in horizontaler Richtung forttrieben und die Stelle unserer Kanonen vertraten. Die Balisten hingegen warfen Steine, Brander u. dgl. im Bogenschuß, und glichen demnach unsern Mörsern. Oft warf man auch nach Art unserer Kartätschen eine Menge Steine damit auf ein Mal. Nach der Erfindung des Schießpulvers trat an die Stelle dieser Maschinen das allerdings ungleich wirksamere Feuergewehr, dessen verschiedene Gattungen unter den einzelnen Rubriken nachzusehen sind.

Geschwader heißt beim Seewesen eine Anzahl, besonders von einer Flotte abgetheilter Schiffe, welche unter einem Viceadmiral oder Flaggenofficier stehn. Daher sind bei einer zum Treffen geordneten Flotte der Vortrab, das Mitteltreffen und der Nachtrab eben so viele Geschwader. Bei Landarmeen heißt Geschwader ein kleiner Haufen Reiterei, doch ist dieser Ausdruck wenig mehr üblich.

Geschwornengericht, s. Jury.

Gesechster Schein heißt der Stand zweier Planeten, wenn sie um 60 Grade im Thierkreise von einander entfernt stehen.

Gesellschaft überhaupt ist eine Vereinigung von Individuen zu einem gemeinsamen Zwecke. Es gibt daher so viele Arten von Gesellschaften, als es Zwecke gibt, zu welchen sich Individuen vereinigen können. Die gewöhnlichen, schlechtweg sogenannten Gesellschaften haben bloß den unbestimmten und untergeordneten Zweck einer gegenseitigen Unterhaltung durch Beisammenseyn, Gespräch, Spiel, Tanz, Essen, Trinken u. dgl. Bestimmtere und höhere Zwecke haben die ehe-

liche und die mit ihr verknüpfte häusliche, die bürgerliche und die religiöse Gesellschaft. Die erste, welche auch Familie heißt, bezieht sich auf Erhaltung der Menschengattung durch Vereinigung der Individuen verschiedenen Geschlechts; die zweite, welche auch Staat heißt, auf Schutz und Sicherheit der Rechte; die dritte, welche auch Kirche heißt, auf Beförderung der sittlich-religiösen Kultur. Außer diesen Hauptarten der Gesellschaft, welche von der Vernunft selbst geboten sind, und daher überall angetroffen werden, wo Menschen von einiger Vernunftbildung beisammen leben, gibt es auch noch eine Menge von geselligen Verbindungen, die sich auf allerlei beliebige Zwecke beziehn, als: artistische, literarische, merkantilische und andere Gesellschaften. Wiefern die Menschengattung überhaupt ein auf der Oberfläche der Erde zusammen wohnendes und wirkendes Ganze vernünftiger Wesen ausmacht, nennt man jene Gattung auch die menschliche Gesellschaft. Von den vernunftlosen Thieren braucht man das Wort Gesellschaft eigentlich nicht, ob sie gleich durch den Instinkt auch in gewisse Haufen oder Heerden zusammengeführt werden. Denn sie haben kein Bewußtseyn von bestimmten Zwecken, um sich zur Erreichung derselben durch gemeinschaftliche Thätigkeit nach einer bestimmten Regel zu vereinigen. D.

Gelehrte Gesellschaften waren vor dem 18. Jahrhundert eine sehr seltene Erscheinung in Europa, vermehrten sich aber seit dieser Zeit ungemein. Wer würde läugnen wollen, daß wir mehreren derselben gründliche und tiefe Untersuchungen, Erfindungen und Entdeckungen, und mithin Erweiterung der Wissenschaften verdanken! Eben so wenig aber läßt sich läugnen, daß manche, nur aus Nachahmungssucht entstanden, schwerlich an etwas anderes erinnern können, als an die berüchtigte Sotschetät, zu deren Direktor Siegfried von Lindenberg den Ludimagister ernannte. Es würde daher nur Zeit- und Raumverderb seyn, alle diese Gesellschaften hier namhaft machen zu wollen. Die berühmtesten derselben, die sich den Namen der Akademien geben (die dann nicht mit Universitäten zu verwechseln sind, denn auf den Universitäten sollen alle Wissenschaften den Schülern gelehrt werden, die Akademien bestehen bloß aus Meistern, welche für höhere Vollkommenheit einer oder einiger bestimmten Wissenschaften arbeiten sollen) sind unter dem Artikel Akademie bereits angezeigt worden. Von den eigentlichen gelehrten Gesellschaften, d. i. solchen, die auch wirklich diesen Titel führen, sind vornehmlich bemerkenswerth: die königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen (1750), die fürstl. Jablonowskische Gesellschaft zu Leipzig (1771), die naturforschenden Gesellschaften zu Danzig (1720), Zürich (1747) und Berlin. In Großbritannien und Irland sind die königlichen Gesellschaften der Wiss. zu London (1645) Dublin (1739) und zu Edinburgh; die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London (1751) und die literarische und philosophische Gesellschaft zu Manchester (1781) die bedeutendsten. In den Niederlanden zeichnen sich aus die zu Harlem (1752), Vliessingen (1769), Rotterdam (1769), Brüssel (1772) und Amsterdam. Für Dänemark und Norwegen ist eine zu Kopenhagen (1742, erneuert 1776) und Drontheim (1760) gestiftet; für Schweden zu Upsala (1728). Aus Europa gingen sie auch in andre Welttheile über. In Asien sind eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften zu Batavia (1778) und eine Gesellschaft der Wissenschaften zu Calcutta in Bengalen (1784), der wir bedeutende Aufschlüsse über Indien und den Geist des Orients überhaupt verdanken. Amerika hat seit 1769 eine philosophische Gesellschaft zu Philadelphia. dd.

Gesellschafts-König oder -Vogt war eine Würde bei den Turnieren der Deutschen. Der Adel war dabei nach 4 Nationen eingetheilt, in den rheinischen, fränkischen, baierischen und schwäbischen, und diese hießen die 4 Gesellschaften. Jede hatte einen Turnierkönig; unter diesem standen 3 Gesellschaftskönige, deren also 12 waren, und diese führten die Aufsicht über die Ritter und Knappen, welche Gesellschaftsknechte hießen. Jede Gesellschaft hatte ihr besonderes Abzeichen, das der Ritter vergoldet, der Knappe weiß, am Hals oder der Kopfbedeckung trug. (Schubert de ludis equestr. 12. 13.)

Gesellschaftsvertrag. Societät oder Gesellschaft ist ein Vertrag, durch welchen zwei oder mehrere Personen Geld, Sachen oder Dienstleistungen des gemeinsamen Vortheils wegen zu einem erlaubten Zweck beitragen. Die Verabredung, daß Einer den ganzen Gewinn haben oder von allem Beitrage zum Verlust befreit seyn soll, die sogenannte Löwengesellschaft, ist ungiltig; auch müssen alle Interessenten nothwendig etwas beitragen, weil sonst in Hinsicht auf den, der nichts beiträgt, eine Schenkung, keine Societät vorhanden seyn würde. Alle Compagnie-Handlungen, gemeinschaftliche Fabriken u. s. w. beruhen auf solchen Gesellschaftsverträgen, welche übrigens, wie alle Gütergemeinschaft, den Haß unserer Gesetze gegen sich haben, so daß die gemeinen Rechte jedem Compagnon erlauben, aus der Societät zu treten, wenn er auch die Societät mit der ausdrücklichen Bedingung, nie herauszutreten, geschlossen hätte; doch muß der Heraustritt ohne Gefährde und nicht zur Unzeit geschehen. Der Code Napoleon disponirt sehr bestimmt und singulair über den Gesellschaftsvertrag. Z. B. Beträgt die Societät mehr als 150 Franken, so ist des Beweises wegen Handschrift vorgeschrieben. Der Gesetzgeber glaubt durch den verbotenen Zeugenbeweis auch hier eine reiche Quelle von Processen zu verstopfen. Die allgemeine Gesellschaft begreift alles gegenwärtige Vermögen der Contrahenten, von dem künftigen aber in der Regel bloß den Genuß, nicht den ausschließlichen Besitz. Es kann eine solche Gesellschaft, die wieder allgemeine Güter- oder allgemeine Erwerbsgesellschaft seyn kann, nur zwischen solchen Personen Statt finden, welche gegenseitig die Fähigkeit haben, sich etwas zu schenken und geschenkt zu erhalten, und welchen es nicht verboten ist, sich zum Nachtheil einer dritten Person Vortheil zu verschaffen, weil sonst das gesetzliche Verbot unter dem Schein einer Societät würde umgangen werden. Besondere Gesellschaft ist diejenige, welche sich nur auf einzelne bestimmte Gegenstände, oder auf deren Gebrauch und davon zu hoffende Nutzungen bezieht. Auch der Vertrag gehört hieher, wodurch sich mehrere Personen entweder zu einer gewissen bestimmten Unternehmung, oder zur Betreibung eines Handwerks oder Gewerbes vereinigen. Ein jeder Theilnehmer der Societät ist vom Augenblick des geschlossenen Vertrags an verbunden: 1) Alles dasjenige, was er in dieselbe einzulegen versprochen hat, zu entrichten; 2) das der Gesellschaft zukommende Vermögen auf keine Weise in Anspruch zu nehmen oder zu beeinträchtigen, sondern das Interesse der Gesellschaft jederzeit vorzuziehen; 3) allen ihr durch seine Schuld zugezogenen Schaden zu ersetzen, ohne dagegen die etwa verschafften Vortheile in Anrechnung zu bringen; 4) den Verlust der Gesellschaft nach Verhältniß des Beitrages zum Gesellschaftsfonds und dadurch zu bestimmenden Gewinnes tragen zu helfen. Eine Gesellschaftsschuld kann in der Regel, d. h. wenn die Societät keine Handlungsgesellschaft ist, nur aus einer Handlung aller einzelnen Mitglieder

entstehen. Ein einzelnes Mitglied kann die Societät nicht anders verbindlich machen, als wenn es entweder dazu bevollmächtigt ist, oder die eingegangene Verbindlichkeit zum Vortheil der ganzen Gesellschaft gereicht hat. Die einzelnen Mitglieder übernehmen die Gesellschaftsschuld in der Regel zu gleichen Theilen, es müßte denn ausdrücklich verabredet seyn, daß sie bloß nach dem Verhältniß ihres Antheils verbindlich seyn sollten. Was auf der andern Seite die Rechte der Gesellschaften betrifft, so hat ein jedes Mitglied 1) das Recht, den auf ihn fallenden Antheil am Gewinne zu fodern. Ist darüber nichts ausdrücklich bestimmt, so richtet sich der Gewinn nach dem zur Gesellschaft hergegebenen Beitrag, und derjenige, welcher bloß seine Dienstleistungen beitrug, bekommt so viel, als derjenige, welcher am wenigsten Sachen oder Geld hergab; 2) das Recht, sich wegen der zum Besten der Gesellschaft gemachten Auslagen, eben so wegen der im Namen der Gesellschaft geführten Geschäfte und wegen des unmittelbar für ihn entstehenden Verlustes, an die Gesellschaft zu halten. Die Societät wird aufgehoben: 1) durch den Ablauf der Zeit, auf welche sie contrahirt worden ist; 2) durch den Untergang des Gegenstandes derselben, oder die Vollbringung des Geschäfts; 3) durch den natürlichen Tod eines der Gesellschafter; 4) durch den bürgerlichen Tod, die Interdiction, oder den gänzlichen Verfall des Vermögens eines derselben; 5) durch den von einem oder von allen Mitgliedern erklärten Willen, nicht mehr in der Gesellschaft zu bleiben. Die Theilung des Vermögens der getrennten Societät geschieht nach denselben Grundsätzen, die von der Erbschaftstheilung gelten.

A et O.

Gesetz, das; ist überhaupt betrachtet eine allgemeine Regel, wodurch die Wirksamkeit gewisser Kräfte bestimmt ist. Sind dies bloße Naturkräfte, so heißt auch das Gesetz ein **Naturgesetz**; sind es aber die Kräfte vernünftiger und freier Wesen, so heißt das Gesetz ein **Freiheitsgesetz**. Die Freiheitsgesetze werden aber selbst wieder in **natürliche** und **positive** (oder willkührliche) eingetheilt, je nachdem sie aus der bloßen Vernunft (der innern Natur eines vernünftigen Wesens) oder aus der Willkühr (der Macht eines äußern Gesetzgebers) hervorgehn. Es gibt daher in Beziehung auf freie Wesen, wie der Mensch, eine doppelte **Gesetzgebung** (Legislation), eine **innere** und eine **äußere**. In Rücksicht auf die erste ist der Mensch sein eigner Gesetzgeber; in Rücksicht auf die zweite ist der Mensch der Autorität eines fremden Gesetzgebers unterworfen. Das letztere findet nur in bestimmten geselligen Verhältnissen, besonders den bürgerlichen, oder im Staate, Statt. Hier ist das **Gesetz** nichts anders als der Ausdruck des allgemeinen Willens, wiefern dieser für jeden einzelnen Willen der höchste ist und als solcher verbindliche Kraft hat; der **Gesetzgeber** aber ist nichts anders als der Stellvertreter des allgemeinen Willens, oder das Organ, durch welches sich dieser verlautbart. Da aber ein unvernünftiger Wille nie als ein allgemeiner und höchster Wille von vernünftigen Wesen betrachtet werden könnte, so versteht es sich von selbst, daß die äußere (oder positive) Gesetzgebung die innere (oder natürliche) zu ihrer Richtschnur nehmen, und diese blos den besondern Verhältnissen des Staats und seiner Bürger anpassen muß. Die Theorie der Gesetzgebung haben **Plato**, **Cicero**, **Montesquieu**, **Filangieri**, **Zachariä**, **Berg** u. A. bearbeitet. Unter den **Gesetzbüchern** sind vornehmlich das Römische Corpus juris, das allgemeine Preußische Landrecht und der Code Napoleon bemerkenswerth. D.

Gesetzgebung. Gesetz überhaupt ist die Erklärung des posi-

ven Willens der höchsten Staatsgewalt oder eine allgemein giltige Regel für die äußern freien Handlungen der Bürger unter sich. In Deutschland ging sonst die Reichsgesetzgebung von Kaiser und Reich, die Territorialgesetzgebung aber von der Landeshoheit aus, doch hatten bei dieser in manchen Staaten die Landstände ein Votum consultativum (rathgebende Stimme), ja in manchen Dingen, z. B. in Steuersachen eine entscheidende Stimme. Sonst stritten auch die Deutschen Publicisten scharf über die Frage: „Ob der Fürst für seine Person an seine Gesetze gebunden sey?" und als der würdige Hofrath Schnaubert in Jena in einer bekannten Dissertation de principe legibus suis subjecto die Bejahung dieser Frage mit siegenden Gründen des allgemeinen Staatsrechts verfocht, so waren etliche Duodezmonarchen so schwach, den Reichsfiscal gegen diesen freimüthigen Publicisten aufregen zu wollen. Die jetzige Souverainetät der restirenden Deutschen Regenten, welche ihnen die unbewundene legislative Gewalt verleiht, kann diesen Grundsatz nicht ändern, blos der Despot dünkt sich über das Gesetz, und jede Dispensation, wenn sie nicht kraft legalen Vorbehalts geschieht, ist eine Despotie. Null und nichtig aber ist jedes Gesetz, welches die unveräußerlichen Menschenrechte verletzt oder den Staatszweck aufhebt. Auch darf kein Gesetz auf vorhergegangene Fälle bezogen werden. Der Code Napoleon enthält über Gesetz und Gesetzgebung treffliche, helle Principien, welche der Form des Ganzen entsprechen. Auch nach der französischen Constitution von 1814 müssen die Gesetze im eigentlichen Sinne (loix) vom Könige der Pairskammer oder der Kammer der Deputirten vorgeschlagen, und von dieser sanctionirt werden. Die Rechtsgiltigkeit der Gesetze gründet sich also auf die ausdrückliche Sanction der gesetzgebenden Behörde und die darauf vom König erfolgte Promulgation. Durch die Sanction, d. h. die von der gesetzgebenden Versammlung geschehene Billigung eines Vorschlages (Dekretirung) erhält das Gesetz sein Daseyn, und datirt sich also auch von derselben, ist aber noch nicht zur Anwendung geeignet. Die Promulgation, d. h. der Befehl des Regenten, daß das Gesetz vollzogen werden soll, gibt demselben Authenticität, begründet folglich die Möglichkeit seiner Anwendung, und verleiht daher ein Recht, sich nach demselben zu richten (les loix sont exécutoires). Die Nothwendigkeit der Anwendung wird eine Pflicht, das Gesetz zu befolgen (les loix seront exécutées); die eigentliche Publikation entsteht aber in jedem einzelnen Departement erst nach dem Ablauf einer solchen Frist, binnen welcher die Promulgation in dem Departement bekannt werden konnte. Diese Frist richtet sich aber nach der Entfernung des Hauptorts eines jeden Departements von der Residenz. A et O.

Gesicht. Durch diesen Sinn, der unter allen äußern unstreitig der edelste ist, werden wir in den Stand gesetzt, die Gegenstände vermittelst des Lichts wahrzunehmen. Durch ihn erhält unsere Seele die mehresten Begriffe, durch ihn stellen wir die wichtigsten Erfahrungen über physikalische Gegenstände an, durch ihn genießen wir die schönsten Freuden der Natur. Sein Verlust fällt uns daher auch unter allen am schwersten. Das Werkzeug dieses edeln Sinnes ist das Auge, dessen künstlichen Bau wir in einem eignen Artikel ausführlich beschrieben haben. S. Auge.

Gesichtspunkt nennt man den Punkt, von welchem aus ein Gegenstand gesehen wird. Daß, je nachdem dieser Punkt verändert wird, der Gegenstand sich verschieden darstellt, lehrt die tägliche Erfahrung. Jede Kunst, welche Gegenstände im Raume neben einander

oder hintereinander darstellt, hat daher den Gesichtspunkt wohl zu beobachten, weil sonst die Wahrheit, und unter mehreren möglichen den schönsten zu wählen, weil sonst die Schönheit leiden würde. In den meisten Gemälden liegt er in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meisten hervorragen. S. übrigens Perspective. dd.

Gesims ist die aus verschiedenen Gliedern bestehende Bekrönung einer Wand oder Einfassung einer Oeffnung, eines Fensters, einer Thür. Es ist eine wesentliche Verzierung, und dient zur Bekränzung der Theile, damit sie vollendet erscheinen und ein Ganzes werden. Jedes Gesims muß ununterbrochen fortlaufen, ohne von einem Fenster oder sonstigen Verzierungen durchschnitten zu seyn. Die einzelnen Glieder desselben müssen sich ungezwungen zu einem schönen Ganzen vereinigen. Man unterscheidet nach den Orten, wo sie angebracht sind, mehrere Arten von Gesimsen. Das Haupt- oder Dachgesims krönt das Gebäude zu oberst, und ist nicht mit dem Gebälk zu verwechseln, dessen obersten Theil oder Kranz es ausmacht. Seine Höhe muß mit der Höhe des ganzen Gebäudes in einem richtigen Verhältniß stehen, und nach Beschaffenheit den achten bis zwanzigsten Theil der letztern betragen. Zu der Auslaufung der Glieder oder dem Vorsprunge des Simses nimmt man die ganze Höhe des Simses, wenn dieser nur aus einem Kranze besteht; denn wenn es auch verstattet ist, etwas weniger zu nehmen, so muß man sich doch ja hüten, zu wenig zu nehmen, wodurch der Sims ein mageres, dürftiges Ansehn bekommt. Ist er aber ein Gebälk (bei Säulen und Pilastern), oder hat er die Eintheilung eines Gebälks, so bekommt er, was die Ausladung betrifft, die ihm als Gebälk gehörigen Verhältnisse. Die Construction des Hauptgesimses richtet sich in Ansehung seines Reichthums nach dem Charakter des Gebäudes. Das Gurt- oder Balkengesims ist das zwischen zwei Stockwerken befindliche. Es besteht nur aus wenigen Gliedern und kann 12 bis 18 Zoll Höhe haben. Seine Auslaufung muß wenigstens den dritten Theil seiner Höhe betragen. Die Gesimse an den Wänden der Zimmer werden, wenn die Wände mit Säulen oder Pilastern geziert sind, nach den Gebälken der Säulen gebildet. Ist dieses nicht, so bekommen sie nur einige Glieder, oder werden bei großen und hohen Zimmern oder Sälen dem Kranze eines Säulengebälks ähnlich gemacht und können den sechszehnten bis achtzehnten Theil der Höhe der Wand zu ihrer Höhe haben. Die Auslaufung kann ein bis zwei Drittel ihrer Höhe betragen. Dieser Sims muß noch eine Hohlkehle über sich haben. Fußgesimse fassen eine Wand über dem Fußboden ein, und bestehen gemeiniglich aus einer Zocke, worauf einige Glieder folgen. Ueberhaupt führt diesen Namen jeder mit Gliedern verzierte Fuß an einem Postamente oder Gebäude. Ein Brustgesims ist die obere aus einigen Gliedern bestehende Bedeckung eines Geländers. Alle Oeffnungen, als Fenster, Thüren, Camine, bedürfen eines Gesimses, um als vollendet zu erscheinen. An dem obern Theil dieser Dinge wird oft, noch über der Einfassung, ein besonderer Sims oder Kranz angebracht. Die Camine erhalten alsdann allezeit nur einen nach einer geraden Linie gemachten Kranz. Die Fenster, Thüren und Nischen können zu ihrer obern Bedeckung entweder einen geraden Kranz oder einen kleinen Giebel erhalten. Diese Bedeckung heißt die Verdachung.

Gesinde, Dienstboten, Dienstgesinde, sind solche Personen, welche sich vermöge des Dienstkontrakts auf eine bestimmte oder unbestimmte Zeit anheischig gemacht haben, gegen Kost und Lohn, oder andere, beiden gleichzuschätzende, Emolumente, größere und geringere

häusliche Dienste und Geschäfte zu verrichten. Man begreift darunter alle Arten männliche und weibliche Bedienten in den Städten und auf dem Lande, und auf letzterm noch besonders die Ackervögte, Ackerhofmeister, Knechte, Hirten und Mägde. Die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche, wenn sie einseitig blos das Gesinde angehen, das Gesinderecht heißen, werden zwischen der Herrschaft und dem Gesinde durch den Dienstkontrakt begründet, welcher blos durch die gegenseitige Einwilligung seine verbindliche Kraft erhält, wenn nicht etwa durch besondere Gesetze oder Gewohnheitsrechte die Vollkommenheit des Dienstvertrags von der Gebung und Annahme des Miethgeldes oder Miethpfennigs abhängig gemacht ist. Allein bei der Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse zwischen Herrschaft und Gesinde kommt es zunächst auf dasjenige an, was unter ihnen besonders verabredet worden ist; dann aber hat man auch insonderheit auf die Gesindeordnungen und örtlichen Gewohnheiten und Gebräuche Rücksicht zu nehmen. Indessen lassen sich doch folgende allgemeine Rechtsgrundsätze vom Dienstkontrakte aufstellen: 1) Jeder freie und minder freie Mensch kann seine Dienste einem andern verdingen, nur Kinder in älterlicher Gewalt und Unmündige bedürfen dazu der Einwilligung der Aeltern und Vormünder, so wie die minderfreien Leibeigenen die Einwilligung ihres Grundherrn nöthig haben. 2) Der Dienstvertrag wird durch ausdrückliche Worte geschlossen, aber er kann sowohl ausdrücklich als auch stillschweigend fortgesetzt werden; 3) hat Jemand sich an zwei Herrschaften vermiethet, so behauptet diejenige den Vorzug, an welche die Vermiethung zuerst geschah; 4) vermöge des Dienstvertrages ist a) das Gesinde schuldig, der Herrschaft überhaupt Achtung und Gehorsam zu beweisen, alle derselben nach den Gesetzen erlaubte, ihrer Körperkraft angemessene aufgetragene Arbeit ohne Murren und Widerrede mit Fleiß, Treue und Sorgfalt zu vollbringen, auch allen Schaden möglichst abzuwenden; denjenigen Schaden aber, welcher bei seinen Dienstverrichtungen aus Vorsatz oder Nachlässigkeit entstanden ist, zu ersetzen; es darf endlich das Gesinde nichts zum Nachtheile der Herrschaft oder deren Familie unternehmen, derselben nichts entwenden, keinen bösen Leumund machen, auf den Kredit und Namen der Herrschaft ohne besondern Auftrag nichts ausnehmen oder kaufen. b) Genießt das Gesinde in der Regel den Gerichtsstand seiner Herrschaft, und wird bei Concursen in der ersten Klasse der Gläubiger seiner Herrschaft befriedigt. Dagegen nun ist c) die Herrschaft schuldig, dem Gesinde während der Dienstzeit den versprochenen Lohn und eßbare Kost zur rechten Zeit und bis zur Sättigung zu reichen, so wie auch die Geschenke, im Fall dergleichen verabredet worden sind. So wenig die Herrschaft auch den Schaden zu ersetzen hat, den das Gesinde im Dienst an seinem Körper erleidet, so muß sie doch denjenigen Schaden erstatten, welchen sie den Sachen des Gesindes zugefügt hat. Aus den von den Dienstboten eingegangenen Verträgen mit Fremden, wird die Herrschaft nicht anders verbindlich, als wenn sie ihnen entweder dazu besonders Auftrag gegeben, oder doch wenigstens dergleichen Geschäfte schon öfters genehmigt hat. Für die einem Dritten bei Ausrichtung der Dienstgeschäfte nachtheilig und schädlich gewordenen Handlungen des Gesindes haftet die Herrschaft nur, wenn sie zu solchen Dienstgeschäften unfähige und unbrauchbare Dienstboten gewählt hat, z. B. zu ein paar Pferden einen zehnjährigen Jungen. Uebrigens wird der Dienstherrschaft nach den meisten Particulargesetzen ein mäßiges Züchtigungsrecht, vorzüglich wider solches rohe Gesinde nachgelas-

sen, bei welchem der Zweck des Dienstkontrakts ohne Gebrauch desselben nicht füglich zu erreichen ist. Da indessen die Gesetze den Grad dieses mäßigen Züchtigungsrechts nicht bestimmt haben, und von Seiten der Herrschaft die Schranken der Mäßigung sehr leicht überschritten werden können, so enthalte man sich lieber dieser Züchtigung, und brauche die gewöhnlichen Rechtsmittel in summarischer Verfahrungsart, um nicht hungrigen Advokaten in die Hände zu fallen. 5) Der Dienstvertrag hört ordentlicher Weise auf, wenn beide Theile zur rechten Zeit einander aufgekündigt haben, und außerordentlicher Weise durch Heirath, anhaltende Krankheit, große Nachlässigkeit, Unkunde des Dienstboten in seinen übernommenen Geschäften, Grobheit und schlechte Sitten, Grausamkeit und hartes Betragen der Herrschaft und andere ähnliche Ursachen mehr. Was nun endlich die außerhalb den Gränzen des Dienstvertrages liegenden Gebrechen, Mängel und Mißbräuche bei dem Gesindewesen anbelangt, so entfernt diese die Gesindepolicei. In dieser Rücksicht hat dieselbe darauf zu sehen, daß a) hinreichendes Gesinde im Lande zu haben ist, weil der Mangel desselben auf den ganzen Nahrungsstand einen schädlichen Einfluß hat, die Erfahrung lehrt, daß es oft, besonders zu der Zeit, wo die Arbeiten sich anhäufen, an Dienstboten fehlt, was besonders in wohlfeilen Zeiten der Fall ist, und dann muß man die ungeheuersten Forderungen eingehen, wenn man Gesinde haben will. b) Sie muß in jedem Staat eine nach der Verfassung desselben ausgearbeitete Gesindeordnung bekannt machen und derselben gesetzliche Kraft geben lassen. In derselben muß enthalten seyn: aa) Das Verbot, auf eigene Hand zu leben; bb) die Bestimmung der Kinderzahl, welche Aeltern der untern Stände nur zu Hause behalten dürfen, und die übrigen in Dienst schicken müssen; cc) die Verhältnisse wegen Annahme und Miethung des Gesindes, der Miethzeit und des Aufgeldes, des Lohnes, der bestimmten Festgeschenke, der Kost, der Kleidung, der Aufkündigungszeit, der Abschiedsscheine ꝛc.; dd) die Vorschriften, nach welchen die Policeidiener auf öffentlichen Plätzen, in Schenken, Gasthöfen, auf Tanzplätzen, in den Kirchen ꝛc. das Gesinde beobachten sollen, damit unter demselben die Sittenlosigkeit durch Tanz, Hurerei, Kuppler und Kupplerinnen, Spiel und Trunk nicht einreißen, und dasselbe der Erreichung eines gewissen Grades endlich nicht zu Verbrechen veranlaßt werden kann. ee) Errichtung einer Anstalt, in welcher das treue, fleißige und bejahrte, zum weitern Dienen unvermögende Gesinde vermittelst einer freiwilligen Beisteuer aller Herrschaften aufgenommen und verpflegt werden kann. Die nächste Aufsicht und Vollziehung der Policeimaßregeln hat ein Gesindeamt, eine Gesindeexpedition, oder wie sie sonst heißen mag, die in jeder Stadt, in jedem Flecken und Dorfe vorhanden seyn sollte. Zum Schlusse fügen wir noch hinzu, daß es für die Herrschaften eben so nachtheilig und schädlich ist, überflüssige, als zu wenige Dienstboten zu halten; daß man nicht zu oft mit dem Gesinde wechsele; daß man nicht zu nachsichtig bei ihren Fehlern seyn müsse, weil dadurch das beste Gesinde verdorben wird, und daß die Herrschaft selbst die Ordnung lieben und ein kluges, weises und sittliches Betragen in allen Verhältnissen beweisen müsse; denn wie oft schon ist das beste Gesinde durch buhlerische Herren und Frauen bis zur gemeinsten Hurerei und endlich zur Verzweiflung gebracht worden.

X.

Gespannschaften heißen die Provinzen des Königreichs Ungarn. Eine solche Gespannschaft, in der Landessprache Varmegye, theilt sich wieder in zwei oder mehrere Distrikte. Jede hat ihren Ober-

gespann (obersten Grafen), einen Untergespann (Steuereinnehmer, Rentmeister oder Perceptor genannt), Notar, vier obere und vier untere Stuhlrichter. Alle diese Beamten müssen von Adel und in der Grafschaft angesessen seyn. In zwölf Gespannschaften ist die Ehre eines Obergespanns erblich, in den übrigen aber entweder mit einem der hohen Reichsämter oder mit der bischöflichen Würde verbunden, oder der Hof ernennt wen er will aus dem Adel zum Obergespann. Die andern Beamten der Gespannschaft ernennt der Adel selbst aus dreien, welche der Obergespann in Vorschlag bringt. Siebenbürgen hat gleichfalls die Eintheilung in Gespannschaften, ingleichen ein Theil von Slavonien, Syrmien und Croatien, derjenige nämlich, welcher den Generalaten, deren Verfassung militärisch ist, entgegengesetzt wird.

Gespenster sind nach der Rockenphilosophie Seelen der Verstorbenen, die zuweilen wie schattenartige Luftgebilde in der Gestalt ihrer ehemaligen Leiber, oder auch in jeder andern beliebigen Form, den Lebenden erscheinen. Doch sollen auch böse Geister zuweilen die Gestalt Verstorbener annehmen, um die Hinterlassenen als Gespenster zu erschrecken und zu quälen. Der Gespensterglaube hat zu allen Zeiten seine Anhänger gefunden, und er hängt unstreitig mit dem Glauben an Unsterblichkeit genau zusammen. (S. Fortdauer nach dem Tode.) Man konnte sich nämlich die Seele nicht als unsterblich denken, ohne ihr irgend eine Form der Existenz zu leihen. Man dachte sich also dieselbe als etwas Schattenartiges, und nannte daher auch das Todtenreich ein Schattenreich. Man meinte ferner, daß die Seele nicht eher Ruhe habe, oder ins Schattenreich übergehe, als bis der Leichnam des Verstorbenen zur Erde bestattet und ihm die gebührende Ehre erwiesen sey; geschehe dieses nicht, so schwärme die Seele unstät in der Oberwelt herum, und erscheine in der Gestalt des Verstorbenen, um die Lebenden an ihre Pflicht zu erinnern. Der Aberglaube bildete dann diese Meinung immer weiter aus, und suchte sie durch allerhand Erzählungen zu bestätigen, bei welchen bald unwillkührliche Täuschungen der Einbildungskraft, bald absichtliche Täuschungen listiger Betrüger zum Grunde lagen. Auch hat in neuern Zeiten nicht nur die Kunst diese Erzählungen zu benutzen gewußt, um daraus Gespenstermährchen zu bilden, sondern es hat auch der Geh. Hofrath Jung, genannt Stilling, in seiner 1808 erschienenen Theorie der Geisterkunde sogar den Versuch gemacht, den Gespensterglauben wissenschaftlich zu begründen. Bei dem denkenden Theile des Publicums hat er mit diesem Versuche freilich nichts als Spott und Verachtung geerndtet; der große Haufe dagegen hat das Buch mit dem höchsten Interesse aufgenommen, und die Wirkungen desselben sind für die gute Sache der gesunden Vernunft in einem weiten Kreise sehr nachtheilig geworden. Der Ausdruck Hirngespenst ist unrichtig. Ein Gespenst als solches ist ein Erzeugniß der Einbildungskraft, und heißt daher ein Hirngespinnst, weil es sich gleichsam im Gehirne dessen entspinnt, der es sieht oder hört.

Gesperrtes Handwerk, s. Handwerk.

Gespilderecht, eine Art Nähe-Recht, besteht darin, ein von unserm Felde abgerissenes und veräußertes Stück, das an einen Auswärtigen verkauft worden, zurückzufodern, damit es mit dem Ganzen wieder vereinigt werde.

Gespräch, s. Dialog.

Geßner, Conrad von, ein berühmter Polyhistor, wurde gebo-

ren zu Zürich 1516. Nachdem er hier, zu Strasburg, Bourges und Paris studirt hatte, erhielt er in seiner Vaterstadt ein Schulamt, das ihn in großer Dürftigkeit ließ. Um dieser zu entgehen, ging er nach Basel, studirte Medicin, wurde hierauf Professor der griechischen Sprache zu Lausanne, und endlich Professor der Philosophie und praktischer Arzt in Zürich, wo er den 13. Dec. 1565 starb. Arzneikunde, Philologie, Literairgeschichte waren die Fächer, in denen er arbeitete, und in der letzteren brach er durch seine Bibliotheca universalis, s. catalogus omnium scriptorum locupletissimus in tribus linguis, graeca, latina et hebraica extantium et non extantium vett. et recent. (Zürich 1545—48. 2 Bde. Fol.) die Bahn. Die Naturgeschichte aber erweckte er gleichsam wieder, nachdem sie seit Jahrhunderten geschlummert hatte. Ueberall schöpfte er entweder aus eigenen Beobachtungen oder aus den Schriften der Alten. Als Botaniker übertraf er alle Vor- und Mitlebenden, durchstrich fast alle Gegenden Europa's, um zu sehen und zu sammeln, legte, ungeachtet seiner beschränkten Glücksumstände, einen botanischen Garten voll seltner Pflanzen an, unterhielt einen Zeichner und Maler, und legte das erste Naturalienkabinet an. Er ist der erste Erfinder der botanischen Methode, indem er das Pflanzenreich, nach dem Charakter des Samens und der Blume, in Geschlechter, Arten und Classen ordnete. Die Arzneikräfte der Pflanzen vernachläßigte er nicht, sondern machte Versuche an sich selbst und dann an andern. Außerdem schrieb er über die Heilquellen, über die Arzneimittel, über die Natur und Verwandtschaft der Sprachen, und edirte und kommentirte mehrere alte Schriftsteller. Bei seinen großen und seltenen Verdiensten, wegen deren er ein Jahr vor seinem Tode in den Adelstand erhoben wurde, war er ein sehr bescheidener Mann, und eben so dienstfertig als lernbegierig. (S. Meisters berühmte Züricher, Bd. 1. S. 277—299.)

Geßner, Johann Matthias, dieser Humanist von ausgezeichneten kritischen, grammatischen und historischen Einsichten, wurde geboren zu Roth im Ansbachischen den 9. April 1691, und starb den 3. August 1761 zu Göttingen. Nachdem er seine Studien in Jena vollendet hatte, wurde er 1715 Conrector und Bibliothekar zu Weimar, 1728 Rector des Gymnasiums zu Ansbach, 1730 Rector der Thomasschule zu Leipzig, 1734 Professor der Beredsamkeit an der neu errichteten Universität zu Göttingen, und erhielt 1756 den Chargkter als Hofrath. Die Verbesserung des gelehrten Unterrichts und das Studium der alten Sprachen betrieb er mit eben so viel Einsicht als Eifer, und wies die Jünglinge schriftlich und mündlich an, die Alten nicht bloß um der Sprache, sondern vorzüglich um der Gedanken und Darstellung willen, zu lesen. Durch seine Ausgaben der alten Schriftsteller über den Landbau, des Quintilian, Plinius, Claudian, Horaz und Orpheus veranlaßte er eine fruchtbarere Erklärungsmethode der alten Classiker, und durch seine Primae lineae Isagoges in eruditionem universam bereitete er ein encyklopädisches Studium der Wissenschaften vor. Seine Ciceronianische und Plinianische Chrestomathie haben als nützliche Schulbücher sich mit Ehren behauptet. Ein Hauptverdienst aber um das Studium der römischen Sprache und Literatur erwarb er sich durch seine neuen Ausgaben des Faberschen Thesaurus, noch mehr aber durch seinen eignen Novus linguae et eruditionis romanae Thesaurus (Leipzig 1747. 4 Bde. Fol.), worin er den ganzen Sprachsatz der Römer zusammendrängte. (J. D. Michaelis Memoria Gesneri, Göttingen, 1761.)

Geßner (Salomon), wurde den 1. April 1730 zu Zürich geboren, wo sein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Raths war. Weder der häusliche, noch der ihm später auf der Stadtschule ertheilte Unterricht waren geeignet, den Geist des Knaben zu entwickeln, dessen herrliche Fähigkeiten lange Zeit hindurch schlummerten, oder vielmehr von ungeschickten Lehrern unterdrückt wurden, welche den in freien Spielen der Phantasie sich gefallenden Genius durchaus in die Fesseln eines trockenen und pedantischen Sprachstudiums zwingen wollten. Diese Mühe war vergebens; die Klagen über seine Unfähigkeit und Ungelehrigkeit wurden immer häufiger und lauter, und schon gab man die Hoffnung auf, daß je etwas aus dem Knaben werden könne, als ein heller sehender Mann die ihres Sohns wegen bekümmerten Aeltern mit der Versicherung aufrichtete, daß in dem Knaben Talente verborgen seyen, die sich einst entwickeln und ihn weit über die gelobtesten seiner Mitschüler erheben würden. Man beschloß daher, ihn in eine andere Lage zu versetzen. Er wurde einem Landprediger von guten humanistischen Kenntnissen und pädagogischer Geschicklichkeit übergeben. Hier sammelte und erholte sich sein durch kränkenden und beschämenden Tadel täglich mehr erstickter Geist; er machte in der Lateinischen Sprache glückliche Fortschritte, und der Umgang mit dem Sohne seines Lehrers, der die besten Deutschen Schriftsteller las, und ihn mit Brockes Gedichten bekannt machte, die schöne Gegend, in der er lebte, und die erwachende Liebe bei der täglichen Gesellschaft der aufblühenden und wohlerzogenen Töchter des Hauses entfalteten seine natürliche Anlage zur Poesie, und erzeugten eine Menge jugendlicher Versuche, deren Hauptverdienst allerdings nur in der süßen Nahrung bestand, die sie der Phantasie ihres Urhebers gewährten. Nach zwei Jahren kehrte er zu den Seinigen zurück. Der Umgang mit Zürichs vorzüglichsten Gelehrten berichtigte und erweiterte seine Kenntnisse, und erhob seine dunkeln Gefühle zu deutlichen Begriffen. Seine Gedichte, meist erotischen Inhalts, gewannen mehr Kraft und einen festern männlichern Ton. Geßners Vater wünschte, daß einst sein Sohn die Buchhandlung, die ihm zugehörte, fortsetzen möchte, und schickte ihn 1749 nach Berlin, um sich daselbst in einer berühmten Handlung zu diesem Zwecke zu bilden; aber diese Absicht mißlang gänzlich. Er faßte einen so entschiedenen Widerwillen gegen die Geschäfte des Buchhandels, daß er seinen Prinzipal eigenmächtig verließ und sich ein eigenes Zimmer miethete. Vergebens suchte sein Vater ihn durch Vorenthaltung des nöthigen Geldes zur Rückkehr zu nöthigen. Der Jüngling dachte vielmehr darauf, sich die Mittel der Subsistenz selbst zu verschaffen, verfertigte mit anhaltendem Fleiß eine Menge Landschaften, und beschloß, da sein Freund, der Hofmaler Hempel, sie günstig beurtheilte, nach Holland zu gehn und sich von der Kunst zu nähren. Diesen Schritt verhinderten jedoch seine Aeltern, indem sie ihm erlaubten, in Berlin zu bleiben und diesen Aufenthalt nach Gefallen zu benutzen. Damals machte er Ramlers Bekanntschaft, und wagte es, demselben einige poetische Versuche vorzulegen, welche dieser zwar aller Ermunterung werth fand, aber zugleich in Ansehung des Versbaues mit so unerbittlicher Strenge beurtheilte, daß Geßner verzweifelte, je so strenge Foderungen befriedigen zu können. Er gab es auf, in Versen zu schreiben, und wählte statt derselben eine wohlgefügte harmonische Prosa. Von Berlin ging Geßner nach Hamburg, wo er mit Hagedorn eine innige Freundschaft schloß, und kehrte von da in seine Vaterstadt zurück. Das Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen, und sein Gemählde, die

Nacht, wovon jenes 1751, dieses aber 1753 erschien, kündigten ihn zuerst als Dichter an. Sein größeres Gedicht Daphnis, wozu Amiots Uebersetzung des Longus die Idee in ihm geweckt hatte, erschien 1754, wie die vorigen, ohne seinen Namen. Im Jahr 1756 gab er Inkel und Yariko, eine Fortsetzung der Bodmerschen Erzählung, und im nämlichen Jahre ein Bändchen Idyllen heraus. In der Folge erschien der Tod Abels, gewiß die schwächste von allen seinen Dichtungen. Im Jahre 1762 gab Geßner seine Gedichte in vier Bänden heraus, welche außer den genannten, den ersten Schiffer, einige neue Idyllen und Lieder und die beiden Schauspiele Evander und Eraſt enthielten. Hierauf schwieg Geßner mehrere Jahre; seine zum leidenschaftlichen Hange herangewachsene Liebhaberei für die zeichnenden Künste schien ihn ausschließlich zu beschäftigen. Erst im Jahre 1772 gab er ein zweites Bändchen Idyllen nebst den Briefen über die Landschaftsmalerei heraus. Geßners angenehme Naturdichtungen wurden zwar in Deutschland mit entschiedenem Beifall aufgenommen, aber ungleich größer war der Enthusiasmus, den sie in Frankreich erregten, wo sie durch Hubers Uebersetzung bekannt wurden. Hier galt er für einen klassischen Dichter vom ersten Range, welchen die Französischen Dichter übersetzten, nachbildeten, besangen und, wie die spätern Griechen den Homer, vielfältig benutzten. Von Frankreich aus verbreitete sich sein Ruhm über ganz Europa, und es existirt wohl kaum eine nur halb kultivirte Nation in Europa, die Geßnern nicht in ihrer Sprache läse. Er hatte sich indeß verheirathet. Da er aber als Dichter gewählt, und ein liebenswürdiges, aber nicht reiches Frauenzimmer zur Gattin genommen hatte, beschloß er, um seinen Aeltern nicht lästig zu werden, die Kunst, die er bisher nur als Liebhaberei getrieben hatte, sich zum ernsten Geschäft zu machen. Ihr widmete er sich von nun an mit ganzer Seele, und so mußten seine Fortschritte schnell und glänzend seyn. Seine Stücke wurden theuer bezahlt, denn sie bezauberten, wie seine Gedichte, durch die anmuthigste und treueste Nachahmung der Natur, und sehr treffend charakterisiren ihn die auf ihn gedichteten Verse:

Als einst um seine Gunst
Die Muse des Gesangs und die der Zeichenkunst
Sich stritten, hieß Apoll, um ihren Streit zu schlichten,
Ihn malen im Gesang und im Gemälde dichten.

In seinem Vaterlande wurde Geßner, als er kaum das gesetzmäßig bestimmte Alter erreicht hatte, in den täglichen Rath gewählt. Auch übertrug man ihm die Oberaufsicht über die Hoch- und Frohnwälder des Kantons Zürich. Still und sanft floß seitdem sein Leben dahin, bis ein apoplektischer Zufall den 2. März 1787 demselben ein Ende machte. Er war 57 Jahre und einige Monate alt geworden. Man bewundert in Geßners Schriften eine unnachahmliche Zartheit und eine melodische Sprache, Tiefe und Kraft gehen ihnen ab. In der Landschaftsmalerei, die Geßner als Mann mit Ernst und Eifer übte, hat er sich Verdienste erworben, die keine Zeit schmälern wird. Seine Nadel ist leicht und kräftig, seine Prospecte sind ausgesucht, wild und romantisch, besonders schön aber sind seine Bäume. Unter seine besten Werke rechnet man zwölf radirte Landschaften, die er im Jahre 1770 herausgab. Alle, die Geßner gekannt haben, beschreiben ihn als einen sanften und bescheidenen, edeldenkenden und patriotischen Mann, der in seinen Sitten eben so einfach, natürlich und wahr gewesen sey, als er in seinen Wer-

ken erscheint. Einige seiner Mitbürger errichteten ihm auf einer reizenden, häufig von ihm besuchten Promenade, da wo bei Zürich die Sihl und Limmat sich vereinigen, ein von Trippel, einem jungen Künstler aus Schaffhausen (der bald nachher starb) in Rom verfertigtes Denkmal. Auf einer Erderhöhung erhebt sich in einer angemessenen Umgebung eine Urne fünfzehn bis sechzehn Fuß hoch und beim Basrelief fünf Fuß im Durchmesser. Das Fundament ist Sandstein, mit Geisblatt umrankt, der Körper desselben schwarzer Marmor aus dem Berner Oberlande, das Basrelief von weißem Carrarischen Marmor. Die Büste Geßners ist ebenfalls von diesem Marmor, so auch die Urne zu oberst. Auf der entgegengesetzten Seite des Basreliefs steht mit goldenen Versalien die Inschrift:

Dem Andenken
Salomon Geßners
von seinen Mitbürgern.

Billig verehrt die Nachwelt den Dichter, den die Musen sich geweihet haben, die Welt Unschuld und Tugend zu lehren. Tod Abels Ges. I.

Leider ward das treffliche Denkmal im Jahre 1805 von ruchlosen Händen verstümmelt und hat nur unvollkommen wieder hergestellt werden können.

Gestalt oder Figur. Eine allgemeine Eigenschaft der Körper ist, daß sie einen gewissen Raum einnehmen und sich in demselben ausdehnen. Ohne sie kann kein Körper gedacht werden; aber eben darum muß auch jeder Körper irgend eine Gestalt haben, worunter man die gegenseitige Lage und Beschaffenheit der Gränzen einer ausgedehnten Größe versteht. Die Gestalten der Körper sind unendlich mannigfaltig, und da eine vollkommene Gleichheit nie zwischen zwei Körpern Statt finden kann, so gibt es eben so viele Gestalten als Körper. Viele Körper sind so klein, daß weder das Auge noch das Gefühl eine Gestalt an ihnen wahrnimmt; dessen ungeachtet müssen sie irgend eine Gestalt haben, da sie einen Raum einnehmen, wie z. B. die Theilchen des Wassers, der Gasarten u. s. w.

Gestalt der Erde. Da man sich schon im Alterthume mit Untersuchungen über die Gestalt der Erde beschäftigte, so wird es nicht uninteressant seyn, die vornehmsten Meinungen der Alten darüber anzuführen, und die Schritte, welche auf die Entdeckung der wahren Gestalt der Erde leiteten, zu bemerken. Die erste Vorstellung, welche sich der Mensch von der Gestalt der Erde machte, war ganz der sinnlichen Wahrnehmung gemäß, nach welcher die Erde einer flachen, cirkelrunden Scheibe gleicht, auf deren äußerstem Rande das Himmelsgewölbe zu ruhen scheint. Es bedurfte indeß nur einer geringen Beobachtung, um die bei dieser Vorstellung obwaltende Täuschung wahrzunehmen. Die Griechen änderten diese Meinung zuerst ab. Sie glaubten, ihr Mittelmeer sey rings von einem flachen Länderkreis, der die bewohnte Erde ausmache, und dieser wieder vom Ocean eingeschlossen, aus welchem die Sonne unter der Veste heraufsteige und auch wieder in denselben herabsinke; der Ocean aber selbst gränze ringsherum an den Himmel, der wie ein Gewölbe die flache Erdscheibe bedecke. Diese Vorstellung finden wir bei Homer und Hesiod. Thales von Milet hatte die Meinung, daß die Erde, einem Schiffe gleich, auf dem Wasser schwimme. Wahrscheinlich dachte er sich, wie sein Schüler Anaximander, die Erde als

eine runde Säule oder Walze, die auf dem Wasser, welches nach seiner Meinung rund herum an den Himmel gränzte, im Mittelpunkte der sie umgebenden hohlen Himmelskugel schwebe. Diogenes Laërtius behauptet, daß Anaximander, einer der vornehmsten Schüler des Thales, zuerst die Erde als eine Kugel vorgestellt und sie zum Mittelpunkte der Welt gemacht habe. Plutarch und Andere dagegen sagen, Anaximander habe sich die Erde als eine kurze runde Säule mit einer platten bewohnten Oberfläche und mit einer platten Unterfläche, die jener entgegenstände, vorgestellt. Die Tiefe der Erde dachte er sich wie zwei Drittel ihrer Breite und behauptete, daß diese Säule, durch ihren gleichen Abstand vom Umfange der Himmelskugel, in der Mitte derselben frei durch sich selbst schwebe. Sein vorzüglichstes Verdienst bestand also darin, daß er die Erde sammt ihrem Oceane zuerst von den Gränzen des Himmels absonderte und dieselbe durch sich selbst frei in der Mitte der hohlen Himmelskugel schweben ließ. Anaximenes, sein Schüler und Nachfolger, dachte sich die Erde wie eine runde Tischplatte, die vermöge ihrer Breite die untere dicke Luft der hohlen Himmelskugel zusammendrücke und so von derselben getragen werde. Heraklit glaubte, daß das Wasser von einer solchen flachen Scheibe nothwendig abfließen müsse; da dies aber bei der Erde nicht geschehe, so müsse sie in der Mitte tief und ausgehölt seyn, daher er sie mit einem hohlen Kahne vergleicht. Anaxagoras, der in der siebzigsten Olympiade geboren und ein Schüler des Anaximenes war, vertheidigte die flache Gestalt der Erde gegen die zu seiner Zeit bereits behauptete Kugelgestalt derselben und bediente sich besonders des Grundes, weil die Sonnen- und Mondstrahlen uns mit dem ersten hervorbrechenden Schimmer gerade in die Augen fielen, zumal wenn man am Meeresufer stehe. Nach Favorins Angabe soll Pythagoras zuerst die Kugelgestalt der Erde behauptet haben, womit auch die Erzählung des Diogenes Laërtius übereinstimmt, welcher sagt: Alexander der Grammatiker habe in seinen Pythagorischen Denkwürdigkeiten versichert, daß Pythagoras schon eine ringsumher bewohnte Erdkugel, in der Mitte der Himmelssphäre, angenommen habe. Archelaus, ein Schüler des Anaxagoras, glaubte, die Erde sey in der Mitte tief, um das Mittelmeer zu fassen, welches von einem breiten, erhabenen Rande, der die bewohnte Erde ausmache, eingeschlossen würde, welcher dann wieder mit Meer umgeben sey. Xenophanes von Colophon, ein Zeitgenosse des Sokrates, glaubte, daß der Himmel nur eine über unserm Haupte gewölbte Halbkugel sey, die rundherum an die Erde gränze; die Erde aber falle deswegen nicht, weil sich ihre Wurzeln ins Unendliche erstreckten. Sokrates war ungewiß, ob die Erde platt oder rund sey, und wünscht daher, beim Plato im Phädon, daß ihm sein Lehrer Anaxagoras darüber Aufschluß gebe. Nach der Behauptung des Theophrast und Diogenes Laërtius war Parmenides von Elea, der um die 96ste Olympiade lebte, der erste, welcher, wie es auch am wahrscheinlichsten ist, die Kugelgestalt der Erde behauptete. Man glaubt, daß die Krümme, die man an der Meerebene bemerkte, zuerst darauf geleitet habe. Empedokles, den man für einen Schüler des Anaxagoras, Pythagoras und Parmenides hält, lehrte, daß die Erde, (vielleicht schon als Kugel betrachtet) durch den schnellen Kreislauf des Himmels ruhe, so wie ein schnell umgeschwungener Becher das Wasser nicht verschütte. Leucipp dachte sich die Erde wie eine Walze oder platte Scheibe, welcher Meinung die Kirchenväter meistens beigetreten sind; sein Schüler Demokrit hingegen gab ihr die Figur eines Kahns oder Schiffes, welches auch die Meinung der Chaldäer gewesen

yn soll. Plato dachte sich dieselbe als einen Würfel. Die erste histo-
ische gewisse Abmessung der Erde ist die vom Eratosthenes in Alexan-
rien 400 Jahre vor Christi Geburt unternommene. Posidonius maß
en Umkreis der Erde nach der Polhöhe von Rhodus und Alexandrien.
ristoteles bewies schon die Kugelgestalt der Erde theils daraus, daß sie in
er Mitte des Himmels schwebe, und alle ihre Theile durch ihre Schwe-
e nach dem Mittelpunkte hinstrebten, theils aus dem runden Schatten,
en sie in den Mond werfe, theils daraus, daß man gegen Mittag ei-
en andern Horizont fände als gegen Mitternacht, daher auch ihm, so
ie andern, die Gegend bei den Säulen des Herkules mit der Indi-
chen zusammenzuhängen schien, so daß der Ocean in Westen und Osten
ur ein einziges Meer sey. Cleanthes, um die 134ste Olympiade,
achte sich die Erde als eine Kugel. Im zweiten Jahrhundert nach Chr.
Geb. bewies Ptolemäus die sphärische Gestalt der Erde wieder. Der
Alexandriner Kosmas, der 570 nach Chr. Geburt lebte und die Welt
us der Bibel und eigener Erfahrung beschrieb, behauptete, die Erde
ey ein längliches Viereck von Morgen nach Abend, umringt vom Ocean,
en wieder ein viereckiger Rand umschließe, und ruhe durch Gottes All-
nacht auf ihrer eigenen Veste. Von dem jenseitigen Erdenrand erhebe
ich der Himmel, der gegen Osten und Westen in geraden Mauern ganz
inaufsteige und an der Süd- und Nordseite sich wie ein Dach in die
Runde wölbe. Aus dem Angeführten erhellt, daß Parmenides von Elea,
Aristoteles und Ptolemäus zwar die Kugelgestalt der Erde lehrten, ihre
nähere Beschaffenheit jedoch nicht kannten. Diese Entdeckung war spä-
ern Zeiten aufbehalten und wurde hauptsächlich durch die Gradmessun-
gen an verschiedenen Orten des Erdbodens außer Zweifel gesetzt. Um
das Jahr 827 nach Chr. Geb. ließ der Kalif Al-Mamun durch viele
nach Bagdad berufene Mathematiker zwei Grade des Mittagskreises in
der Ebene Singar längs der Küste des Arabischen Meerbusens ausmes-
en, und man fand ihre Größe 56 bis 56 2/3 Arabische Meilen, ist aber
über die Länge dieses Maßes jetzt im Ungewissen. Im Jahre 1525 un-
ernahm Fernel, ein Französischer Arzt, eine Messung, die aber auf
höchst unsichern Gründen beruht. Er beobachtete die Polhöhe von Pa-
is, fuhr dann gerade nach Norden, bis er nach der Mittagshöhe ei-
nen Grad weiter gekommen zu seyn glaubte, und maß den Weg nach
den Umläufen seines Wagenrades. Später gaben Clavius, Kepler,
Cafati u. a. neue, aber sämmtlich unzulängliche Methoden an, die
Größe der Erde zu bestimmen. Den einzig richtigen Weg, welcher in
der Ausmessung eines an der Mittagslinie hinlaufenden Stücks der Erd-
fläche durch eine Dreieckverbindung besteht, beschrieb zuerst der Holländer Willebrord Snellius im J. 1615. Seine Linie ging von Alkmaar nach Leiden und Bergen op Zoom. Norwood's Messung zwischen London und York im J. 1635 kam der Wahrheit sehr nahe und fand die Länge des Grades 57300 Toisen, dagegen Riccioli und Grimaldi sie auf 51478 Toisen bestimmten. Pierre Picard, welcher den von Snellius betretenen Weg zuerst mit besseren Werkzeugen betrat, unternahm im J. 1669, von der Pariser Akademie dazu beauftragt, eine Gradmessung in Frankreich zwischen Malvoisine und Amiens, bediente sich dabei zum ersten Male der Instrumente mit Fernröhren oder teleskopischen Dioptern und bestimmte den Grad in dieser Gegend auf 57060 Toisen, welcher Bestimmung Maupertuis noch einige Berichtigungen zusetzte. Da Snellius und Picards Berechnungen nur 2040 Toisen verschieden waren, so schloß schon Eisenschmidt daraus, daß die Erde ein längliches Sphäroid d. h. um die Pole eingedrükt und um den Aequator erhaben

sey. Doch konnte wegen der Nähe, in welcher diese beiden Grade liegen, kein sicheres Resultat gezogen werden. Richer, welcher von der Pariser Akademie im Jahre 1671 abgeschickt wurde, auf der bei Südamerika, nur fünf Grade nördlich vom Aequator, gelegenen Insel Cayenne eine Messung vorzunehmen, fand, daß seine aus Paris mitgebrachte Pendeluhr täglich um zwei Minuten zu langsam ging, so daß er genöthigt war, das Pendel um 1 1/4 Linie zu verkürzen, wenn es in der Stunde 3600 Schwingungen machen sollte. Daraus schlossen schon Huygens und Newton, daß der Durchmesser des Aequators länger seyn müsse, als der Durchmesser der Erdaxe, und zwar auf folgende Weise. Wenn ein Pendel, das in Paris die Sekunde richtig geschlagen hatte, in Cayenne langsamer vibrirt, so muß in Cayenne die Schwere des Pendens durch irgend etwas vermindert worden seyn; aber Körper, deren Masse nicht verringert und an denen sonst keine Veränderung vorgenommen wird, können nur dann etwas von ihrer Schwere verlieren, wenn sie schneller umgeschwungen werden, wodurch die Kraft der Schwere so lange vermindert wird, als der schnellere Umschwung dauert. Da nun in Cayenne, welches nahe am Aequator liegt, die Schwere der Körper gemindert wird, und dies nur von einem starken Umschwung herkommen kann, so muß die Bewegung der Erde beim Aequator schneller und stärker seyn als in andern Gegenden, die von demselben mehr nach Norden und Süden liegen. Die Bewegung der Erde kann aber nur alsdann unter dem Aequator schneller als an andern Orten seyn, wenn die Erde daselbst viel höher als gegen Norden und Süden zu ist, so daß sie unter dem Aequator ihren größten Kreis von Osten nach Westen beschreibt, der sich gleichwohl mit den kleinsten (z. B. bei den Polen) in einerlei Zeit, aber weil er den größten Raum zu durchlaufen hat, mit viel größerer Schnelligkeit als die kleineren Kreise um die Erdaxe schwingen muß. Auf diese Weise kam man auf die Wahrheit, daß die Erde beim Aequator hoch, aber bei den Polen platt und eingedrückt seyn müsse, weil ihr Umschwung bei dem Aequator heftiger sey als bei den Polen. Im Jahre 1655 maß Joh. Dom. Cassini den mittlern Theil des Meridians von Paris bis unterhalb Bourges, und setzte in den Jahren 1700 und 1701 diese Arbeit mit seinem Sohne Jakob Cassini fort. Letzterer maß im Jahre 1718 nebst Maraldi und de la Hire den nördlichen Theil des Meridians von Montdidier bis Dünkirchen. Weil nun hier der nördliche Grad kleiner als der südliche angegeben wurde, so bestritten die Französischen Akademisten Newtons Muthmaßung, nahmen die Erde für ein längliches Sphäroid an und zogen die Erfahrung und Messung der unerwiesenen Hypothese vor. Hieraus entstand ein Streit, der nur durch die Ausmessung zweier äußersten Grade, die so nahe als möglich, der eine am Pole, der andere am Aequator lagen, entschieden werden konnte. In dieser Absicht beschloß der Französische Hof im Jahre 1735 eine der glänzendsten Unternehmungen. Es wurden zu Abmessung zweier so nah als möglich am Pol und Aequator gelegenen Grade die Herren Bouguer, de la Condamine, Godin, Jussieu und Couplet nach Quito im nördlichen Theile von Peru, Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und der Abbé Outhier nach Lappland gesendet. Da der in Lappland gemessene Grad um ein beträchtliches größer ausfiel, als alle in Frankreich gemessenen, so entschied sich Maupertuis ohne Bedenken für die Newtonische Muthmaßung, und diese wurde außer Zweifel gesetzt, als die nach Peru geschickten Gelehrten das Resultat ihrer mühsamen Arbeiten bekannt machten, vermöge welcher der von ihnen gemessene Grad 56753 Toisen betrug, mithin kleiner war,

als die in Frankreich gemessenen Grade. Spätere Messungen haben auf gleiche Resultate geführt. Man kann die Abplattung der Erde etwa auf 1/300 festsetzen.

Geständniß, im Civilprocesse, Erklärung eines Prozeßtheils, wodurch er die Wahrheit einer eignen Thathandlung, die seine Rechte und Verbindlichkeiten betrifft, einräumt; im Criminalprozesse Einräumung des angeschuldigten Verbrechens. Gerichtliches Geständniß im Civilprozeß beweißt voll, ein außerordentliches nur halb und läßt den Gegenbeweis zu. Im Criminalprozeß muß das Geständniß, wenn es entscheiden soll, gerichtlich und daneben der Thatbestand des Verbrechens bewiesen seyn; auf bloßes Geständniß kann kein Verbrecher mit der gesetzlichen Strafe belegt werden. A.

Gestirn nennen wir eigentlich eine Gruppe von Sternen, welche ein Sternbild ausmachen. Außerdem aber bezeichnen wir mit diesem Worte jeden Himmelskörper, welcher bei Tage oder bei Nacht gesehen wird und der täglichen oder gemeinen Bewegung des Himmels folgt. Sie zerfallen in Fixsterne, welche ihr eigenes Licht glänzen, und in Planeten und Kometen, welche an sich dunkle Körper sind und von der Sonne (welche selbst zu den Fixsternen gehört) erleuchtet werden.

Gesundbrunnen heißen diejenigen Wasser, die außer mannigfaltigen mineralischen Bestandtheilen einen großen Antheil von Luft- oder Kohlensäure in ihrer Mischung enthalten. Da die Kohlensäure so wie die mineralischen Bestandtheile zu den wirksamen Mitteln in der Heilkunde gerechnet werden; da diese Bestandtheile in diesen Wässern in einer sehr innigen, durch die Kunst nicht hervorzubringenden Mischung vorhanden sind, da endlich diejenigen, die von den Gesundbrunnen Gebrauch machen wollen, in neue, angenehme Verhältnisse übergehen, so rechnen die Aerzte mit Recht die Gesundbrunnen zu ihren wirksamsten Hülfsmitteln bei der Heilung langwieriger Krankheiten. Die Verschiedenheit der Wirksamkeit der Gesundbrunnen wird vorzüglich bedingt: 1) durch die Verschiedenheit ihrer Mischung, denn es gibt Bitterwasser, eisenhaltiges, kohlensaures, laugensalziges, muriatisches, schwefelhaltiges, seifenartiges. 2) durch die Verschiedenheit der Temperatur der Wässer; es gibt warme und kalte. 3) durch die Verschiedenheit der Anwendung, indem sie äußerlich als Bäder, (siehe diesen Art.) oder innerlich als Getränke angewendet werden. ff.

Gesundheit, das ungestörte und richtige Vonstattengehen aller zum individuellen Leben eines organischen Wesens gehörigen Verrichtungen. Jedes organische Individuum ist bestimmt, seinen eigenthümlichen Kreis des Lebens zu durchlaufen, während desselben sich selbst zu erhalten, und seine Gattung fortzupflanzen. Zu diesen Zwecken waren verschiedene einzelne Vertheilungen seines Organismus nothwendig, welche zwar für sich ein geschlossenes Ganze ausmachen, doch auch wieder in der genauesten Verbindung mit dem übrigen allgemeinen Organismus stehen, und Systeme, Organe oder Theilganze genannt werden. An diese einzelnen Organe und Systeme sind bestimmte Verrichtungen oder Functionen gebunden, die jenen Zwecken entsprechen. Je höher die Stufe des Lebens ist, auf welcher ein organisches Wesen steht, desto vollkommener muß auch seine Organisation seyn, denn eben diese ist die sichtbare Offenbarung des Lebens. Die Pflanze steht auf einer nur niedrigen Stufe desselben, ihre Organisation ist daher einfacher. Auf einer höhern Stufe steht das Thier; es hat Bewegung und Gefühl, und da die Idee des Lebens sich hier immer in höherer Steigerung offenbart, sogar schon einen Schimmer des Psychischen;

folglich bedarf es auch schon einer zusammengesetzteren Organisation. Auf der höchsten Stufe des Lebens steht der Mensch, er besitzt nicht nur das Leben der Pflanze und des Thiers, sondern er steht auch auf einer noch höhern, ja auf der höchsten Stufe des Lebens, indem er die vernünftige Seele besitzt. Der Mensch ist weder Pflanze noch Thier, sondern er ist Geist, der eines Körpers bedarf, einer zweckmäßigen Organisation, um auf der Erde die ihm zukommende Idee des Lebens in ihrer herrlichsten Offenbarung durchzuführen. Die Organisation des Menschen ist demnach die zusammengesetzteste; die Functionen des menschlichen Organismus sind die mannigfaltigsten, die Beziehungen, und Wechselwirkungen, in denen er mit der Außenwelt d. h. mit der gesammten Natur und mit seines Gleichen steht, die vielfältigsten. Die Organe und Systeme des menschlichen Körpers, so wie die an sie gebundenen Verrichtungen sind verschieden, je nachdem die Zwecke es sind, welche sie erreichen sollen. Einige sind bestimmt, das Individuum zu erhalten, den Köper zu ernähren, die dazu tauglichen Stoffe aufzunehmen, zu verarbeiten, dem lebenden Körper anzueignen, das Untaugliche abzusondern und wieder aus dem Körper fortzuschaffen, also die Werkzeuge der Verdauung und des Athmens, Mund, Magen, Darmkanal, Einsaugungsgefäße, Herz, Adersystem, Lungen, Nieren, Harnblase, Haut u. a. m. Andere haben die Bestimmung zur Erhaltung der Gattung zu dienen, also die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile. Ferner andere dienen dazu, den Menschen mit der ihn umgebenden Außenwelt in Wechselwirkung und Verbindung zu setzen, wie die Organe der Bewegung, die Sinneswerkzeuge das Muskel- und Nervensystem. Endlich das zu den Geistesthätigkeiten als vorzügliches Organ dienende Gehirn. Alle diese Organe sind aber so wenig ganz von einander getrennt und unabhängig, daß sie vielmehr auf das mannigfaltigste miteinander selbst wieder in Verbindung stehen, welches theils durch das Zellgewebe, theils durch Blutgefäße, einsaugende Gefäße, theils durch Nerven geschieht. So sind z. B. die Nerven die Leiter des erregenden Lebensgeistes für den ganzen Organismus, aber sie selbst bedürfen wieder der Blutzuführenden Adern, um sich zu ernähren, und immer neuen Ersatz des aufgewandten Nervenfluidums zu erhalten, und so sind die Grundfunctionen des Körpers auf vielfache Weise in einander verschlungen. Gehen nun alle diese Verrichtungen, jede nach der ihr zukommenden Zeit und Norm, leicht und ungehindert vonstatten; sind alle dazu dienende Organe in ihrer Form und Kraft unverletzt, so heißt der Mensch gesund. Man kann die Gesundheit in absolute und relative eintheilen. Absolute Gesundheit muß dem gegebenen Begriffe durchaus in allen Stücken entsprechen. Das Ganze des Körpers darf auch in seinen kleinsten Theilen nicht verletzt, keine einzige seiner Verrichtungen darf in ihrer gehörigen Norm gestört seyn. Diese absolute Gesundheit ist bei den Menschen selten, wovon die Ursachen weiter unten vorkommen werden. Insofern jedoch kleine Verletzungen einzelner Organe, unbedeutende oder kurz dauernde Störungen mancher, zur Unterhaltung des Lebens nicht unmittelbar gehöriger Verrichtungen vorfallen, wodurch die Selbsterhaltung des Organismus nicht gefährdet wird, schreibt man dem Menschen eine relative Gesundheit zu. So kann der Mensch ein Glied, z. B. einen Arm verlieren, er kann aber so geheilt werden, daß — wenigstens sogleich — sein Leben nicht dadurch in Gefahr geräth. Ob ihm also gleich absolute Gesundheit nicht zukommt, so kann er doch immer relativ gesund dabei seyn. Manche Verletzung eines Organs oder Störung einer Function kann zwar im Anfang un-

bedeutend seyn, und in der Folge doch durch üblen Einfluß auf das Ganze gefährlich werden, und in Krankheit übergehen. Die Gränzen zwischen absoluter und relativer Gesundheit sind daher sehr schwer zu bestimmen, und es bleibt zu unserm Glück immer eine gewisse Breite der Linien zwischen den beiden erstern und wieder zwischen relativer Gesundheit und dem Anfang der Krankheit. Da bei der Unverletztheit der Organisation und der Ungestörtheit der Verrichtungen das Gemeingefühl des Menschen, wodurch er sich mittelst der allgemeinen Verbreitung des Nervensystems im ganzen Körper den Zustand desselben als eines ihm zugehörigen Körpers vorzustellen vermag, gleich einem ungetrübten Spiegel erscheint, so kann die Abwesenheit aller unangenehmen Gefühle bei vollem Gebrauche seiner Kräfte und seines Bewußtseyns, für das hauptsächlichste innere Zeichen der Gesundheit des Menschen gelten. Das äußere Zeichen derselben ist die unverletzte Form der Organe, und der ungestörte Gang aller bemerkbaren Verrichtungen des Körpers, nach ihrer gehörigen Periode, Quantität und Qualität. Das Bild eines ganz gesunden Menschen kann man, wegen der Mannigfaltigkeit der äußeren Formen, der verschiedenen Constitutionen, des Geschlechts, Lebensalters u. s. w. nur mit allgemeinen Grundzügen andeuten. Ein gesunder Mensch besitzt die seinem Alter und Geschlecht angemessene regelmäßige Form, der Körper ist ohne auffallende Fehler gebaut, kein Theil desselben ist gegen das Gesetz der Organisation und des Lebensalters überwiegend an Masse oder Kraft, so daß es die Verrichtung eines andern störte, keinem aber fehlt es auch an der ihm normal zukommenden Masse und Kraftäußerung; der Körper ist weder zu fett noch zu hager, die Farbe des Gesichts ist weder zu roth noch blaß oder gelblich, sondern ein zartgemischtes fleischfarbenes Roth, mit etwas höhern, doch nicht zu hoch gefärbten Wangen und Lippen. (In Rücksicht der Hautfarbe kommt jedoch bekanntlich viel auf Clima und Erdstrich an, wo der Mensch wohnt. Hier ist nur von dem Europäer, und zwar mehr dem nördlichen als südlichen die Rede.) Die Augen sind hell und lebhaft. Der gesunde Mensch hat guten Appetit zum Essen und in der Regel nur mäßigen Durst; fühlt nach dem Essen kein Drücken in der Gegend des Magens, keine Verdrossenheit, keine Hitze, verdaut gut, hat eine leichte, und in der Regel unmerkliche, nur bei hinlänglichen Veranlassungen als Schweiß bemerkbare Hautausdünstung, einen gleichmäßigen, nicht zu schnellen Pulsschlag, einen leichten, gehörig tiefen und ruhigen Athem, der bei körperlicher Bewegung zwar etwas beschleunigter und häufig ist, aber doch immer tief genug, bis zu dem erquickenden Gefühl einer völlig genügenden Inspiration gezogen werden kann: auch kann er die Brust hinlänglich ausdehnen, und den Athem eine geraume Zeit anhalten, ohne Beschwerde. In dem gehörigen Alter fühlt er zwar das Vermögen zum Fortpflanzungsgeschäft, doch nur in dem Grade, daß der Reiz dazu von der Vernunft beherrscht werden kann. Er bewegt sich leicht, und wird nicht zu schnell müde von körperlicher Anstrengung; er schläft ruhig, und fühlt nach dem Erwachen sich erquickt und neu gestärkt. Er hat den völligen und ungestörten Gebrauch seiner Sinne, denkt leicht und richtig, und besitzt ein heiteres und ruhiges Gemüth. Die Gesundheit des Menschen scheint von den meisten Gefahren bedroht zu seyn, da seine Organisation die zarteste, und zusammengesetzteste, den meisten Verletzungen und Störungen ausgesetzt ist, da er, vermöge seiner vielfältigen Berührungspunkte, welche er wider ihn umgebenden Außenwelt hat, auch den nachtheiligen Einwirkungen derselben bloß gestellt ist, da selbst durch das geistige Leben wieder

vielfältige Berührungspunkte mit seines Gleichen entstehen, und er mit den nachtheiligen und oft zerstörenden Einwirkungen der Leidenschaften und Begierden bedroht wird, da ferner seine Thätigkeit nicht bloß körperlich, sondern auch geistig ist, seine Cultur ihn für widrige Angriffe der Witterung u. s. w. viel empfindlicher macht, und endlich überhaupt durch dieß alles seine Consumtion um vieles schneller vor sich geht, als bei den Thieren. Allein in der Natur des Menschen selbst liegen auch wieder mehrere Schutz- und Hülfsmittel, welche ihm zu der Behauptung seiner Gesundheit zu Statten kommen. Seine körperliche Organisation und Structur ist zugleich zärter und weicher, nachgiebiger, den erregenden und belebenden Einflüssen zugänglicher; die Mannigfaltigkeit der Organisation und der Berührungspunkte mit der Außenwelt bietet auch den heilsamen Einwirkungen mehr Seiten dar, welche den nachtheiligen das Gleichgewicht setzen. Der Organismus kann niemals von allen Seiten zugleich angegriffen werden, sondern da seine Theilganzen oder Organe miteinander im Gegensatze stehen, mittelst dessen sie sich untereinander das Gleichgewicht halten, so ist dasjenige, was die eine Function herabsetzt, für die andere ein Erregungsmittel, wodurch folglich beide eine Zeitlang im Gleichgewicht gegen einander bleiben, bis, nach dem im Organismus herrschenden Gesetze der Gewöhnung, der nachtheilige Eindruck durch Gewohnheit geschwächt wird, oder die Einwirkung von außen nachläßt, und demnach die Functionen beiderseits auf ihren Normalgrad zurückkehren. So sehen wir z. B. bei der schlimmsten und schnell veränderten Witterung dennoch viele Menschen ihre Gesundheit behaupten, denn diejenige Einwirkung der Atmosphäre, welche vielleicht die Ausdünstung der Haut vermindert, vermehrt die Absonderung des Urins u. s. w. Endlich macht ihn das Geistige selbst vieler angenehmen erregenden Einwirkungen fähig; Vernunft und Verstand lehren ihn, seine Leidenschaften und Begierden mäßigen, äußere widrige Eindrücke abwenden, oder unschädlich machen, und überhaupt gegen viele Feinde seiner Gesundheit sich schützen. Wenn dessen ungeachtet die Erfahrung lehrt, daß die Gesundheit der meisten, wenigstens der im Culturzustande lebenden Menschen so oft gestört wird, und so wenige derselben das ihnen von der Natur bestimmte Lebensziel erreichen, so ist dieß eine natürliche Folge von der Vernachlässigung oder Vereitelung der erwähnten Schutzmittel ihrer Gesundheit, und der oft sogar noch erhöheten Einwirkung jener Veranlassungen zu Störungen derselben. Beide Fälle werden durch falsche Cultur, durch Luxus, Sucht nach Vergnügungen, Mangel an Herrschaft der Vernunft, oft auch durch die eiserne Nothwendigkeit u. s. w. herbeigeführt. Je mehr die Menschen die ihrer Gesundheit drohenden Gefahren einsahen, desto mehr suchten sie neue Schutzmittel ausfindig zu machen. Frühzeitig schon entstand hieraus die Gesundheitserhaltungskunde, welche mancherlei Schicksale gehabt, und sich jedesmal nach der herrschenden Mode in der Medicin gebildet hat. Manche glaubten, die Kunst die Gesundheit zu erhalten, bestehe im Gebrauch von Lebenselixiren oder von gewissen Präservativmitteln, z. B. Aderlassen, Brechen, Laxiren u. d. m., andere wollten durch Abhärtungen des Körpers, andere durch Wein und andere Reizmittel, andere wieder durch andere Mittel diesen Endzweck erhalten. Während dessen versäumte man die in der Nähe, d. h. in der menschlichen Natur selbst liegenden Hilfsmittel, die Gesundheit zu erhalten. Erst in der neuern Zeit sind mehrere gelungene Versuche, diese Kunst auf der Natur gemäße Principien zurückzuführen, gemacht worden, unter denen das vortreffliche Hufeland'sche Werk sich vorzüg-

lich durch Richtigkeit seiner Principien, leicht faßlichen und unwiderstehlich anziehenden Vortrag, und durch zweckmäßiges Herausheben des wohlthätigen Einflusses der Moralität auf die Erhaltung der Gesundheit auszeichnet. Die einzig wahre Art, die Gesundheit unversehrt zu erhalten, besteht in einer vernünftigen, nach jenen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur eingerichteten Lebensweise, und kann füglich auf folgende Punkte concentrirt werden: die Lebensthätigkeit auf dem Grade zu erhalten, daß die Verzehrung der organischen Masse und der Kräfte nicht übermäßig befördert werde; daß der Wiederersatz des Verlornen hinlänglich Statt finde; daß endlich die Organisation in gehörigem Stand erhalten werde, die zum Wiederersatz gehörigen Stoffe von außen aufzunehmen, zu verarbeiten, sich anzueignen, alle Functionen gehörig und zur gehörigen Zeit zu verrichten, den äußern schädlichen Einwirkungen zu widerstehen. Alles was hiezu förderlich ist, gehört zu den Freunden der Gesundheit, davon z. B. die vornehmsten sind, Ordnung in der Arbeit, Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen, besonders im Essen, Trinken und der physischen Liebe, hinlänglicher Schlaf, gesunde Nahrung und reine Luft, Beherrschung der Leidenschaften und eine ruhige, heitere Gemüthsstimmung, Uebung der körperlichen Kräfte und Abhärtung des Körpers gegen widrige Eindrücke der Witterung u. s. w. Alles was das Gegentheil hievon hervorbringen kann, ist der Gesundheit Feind und strebt dahin, in kürzerer oder längerer Zeit, heimlich oder offenbar, sie zu zerstören. H.

Getraide (Oekonomie) im engern Sinne des Worts werden alle diejenigen halmtragenden Grasarten genannt, welche die Menschen wegen ihrer größern, mehlreichern, zur Speise dienlichen und nahrhaften Saamenkörner anbauen; im weitläuftigern Sinne aber, die sämmtlichen Gräser und Pflanzen, welche hauptsächlich wegen ihrer nahrhaften Körner angebauet werden. Da aber die erstern eine ausgezeichnete Natur haben, worin sie unter einander mehr, als mit den übrigen übereinstimmen, so kommt auch ihnen nur eigentlich die Benennung Getraide zu, und alle die letztern Kornfrüchte sollten, ökonomisch betrachtet, der Deutlichkeit wegen Korn oder Körner genannt werden. Das Wort Korn oder das gleichbedeutende in andern Sprachen wird zwar oft provinziell der Art Getraide, welche die allgemeinste Nahrung daselbst ausmacht, ausschließlich beigelegt; z. B. in Deutschland dem Rocken, in Frankreich dem Weizen, in Franken dem Spelz, in Nordamerika dem Mais; aber es ist unrichtig und gibt zu Mißverständnissen im Allgemeinen Anlaß. Die Benennung Cerealien hat das Getraide von Ceres erhalten, die den Menschen dieselben kennen gelehrt oder geschenkt haben soll. Daß die verschiedenen Getraidearten irgendwo auf dem Erdboden wild wachsen, ist zwar gewiß, z. B. der Haser und die Gerste in Deutschland ꝛc., aber sie haben, wie unsere Hausthiere, in ihrem wilden Zustande nicht die Vollkommenheit unserer angebauten. Sie scheinen alle ursprünglich und in den wärmern Climaten in Asien, Afrika und Amerika einjährig zu seyn, und es sind nur einige durch den Anbau an Durchwinterung gewöhnt, weil die Sommerzeit bei uns zur Reifung nicht zureichte. Mit den meisten Gräsern haben sie die Bestandung und Bestockung aus ihren untern Wurzelknoten gemein, indem sie daraus neue Sprossen und Halme treiben. Ihre fasrigen Wurzeln verbreiten sie größtentheils in der Oberfläche des Bodens und verschließen diese gleichsam durch das dichte Gewebe derselben, indessen der wenigere Theil auch beträchtlich in die Tiefe geht, wenn er Lockerheit und Nahrungsstoff daselbst findet.

Alle Getraidearten haben gleichartige nährende Bestandtheile, die aber in ihrer Menge und gewissermaßen auch in ihrer Verbindung bei den verschiedenen Arten verschieden sind. Diese Bestandtheile bestehen in a) Kleber oder Gluten, welcher das kräftigste Nahrungsmittel für den thierischen Körper ausmacht. b) Stärkemehl, das zwar dem Kleber nachsteht, aber doch noch sehr nährend ist, und die Verdaulichkeit des Klebers zu befördern scheint. c) Eine süße schleimige Materie, in geringer Menge, aber sie kommt dem Stärkemehl an Nahrungskraft bei, und macht das Getraide zur wein- und essigartigen Gährung fähiger. d) die Hülsen, welche aus Faserstoff bestehen und etwas verdauliche aromatische Materie enthalten. e) Die Feuchtigkeit, welche auch in dem trockensten Getraide vorhanden ist, vermehrt zwar das Gewicht der Masse, aber vermindert doch das specifische Gewicht, gibt keine Nahrung, befördert bei dem aufbewahrten Getraide das Verderben, wenn es nicht möglichst trocken gehalten wird, und dient blos nach der Einsaat die erste Entwickelung des Keims zu reizen. Altes, gut aufbewahrt gewesenes Getraide ist für den Käufer und zur Saat besser als das neue oder frische. X.

Getraidehandel ist dasjenige Nahrungsgeschäft, wodurch sowohl der Erbauer des Getraides seinen Ueberfluß davon andern überläßt, als auch der Nichterbauer von ersterm Getraide einkauft und es wiederum an andere verkauft, weil er bei dieser Waare, die unter allen Waaren das erste, anhaltendste und dringendste Bedürfniß befriedigt, immer einen sichern Absatz hoffen kann. Und dennoch ist kein Nahrungsgeschäft so oft und so vielfältig gestört und nach verkehrteren Grundsätzen betrieben worden und wird noch gestört und betrieben, als der Getraidehandel. Man glaubte, das Getraide sey unter allen Handelswaaren die einzige, welcher die Natur einen unveränderlichen mehr geringen als mäßigen Preis gleichsam aufgeprägt hätte, ohne zu bedenken, daß der Preis aller Dinge, und so auch der des Getraides durch die Nachfrage bestimmt werde, und daß ein natürliches allgemeines Verhältniß zwischen Waare und Preis oder Geldwerth eben so wenig Statt finde, wie zwischen Arbeit und Getraide. Sobald daher die Getraidepreise beträchtlich stiegen, der Vorrath desselben in einem Lande in Menge von Fremden aufgekauft oder diesen zugeführt wurde, oder aus andern Ursachen, z. B. Mißwachs, eine beträchtliche Verminderung desselben entstand, so ward dadurch die Lebensunterhaltung erschwert und man besorgte für die Zukunft Mangel, dem man nicht anders vorbeugen zu können glaubte, als durch Störung des freien Getraidehandels. In der falschen Voraussetzung, daß der Ueberfluß der unentbehrlichsten Lebensmittel immer im gleichen Maße wieder erzeugt oder gewonnen, daß ferner mit der Wohlfeilheit derselben auch der größte Wohlstand im Lande hervorgebracht werde, glaubte man ferner vormals überall, wie in vielen Ländern noch jetzt, den Einwohnern eines Landes diesen Ueberfluß am besten und leichtesten durch Einschränkung des Getraidehandels und Verbote der Ausfuhr sichern zu können. Ueberall aber zeigten sich dieselben schädlichen Folgen. Der Ueberfluß verschwand, wie z. B. unter Colberts Finanzverwaltung in Frankreich; in England seit 1773, in ganz Italien bis 1790 ꝛc., sobald es an einem hinlänglichen und freien Absatz fehlte, oder der Preis der Waare durch Einschränkung und Vorschriften niedrig erhalten ward: dagegen nahm der Mangel jährlich zu. Ueberall bewies die Erfahrung, was die allgemeinen Grundsätze im Voraus erwarten lassen, daß nur ein freies Verkehr den Landmann zur sorgfältigen und fleißigen Landescul-

tur, zur fortdauernden Erweiterung und Vervollkommnung der Landwirthschaft in allen ihren Zweigen; so wie den Getraidehändler zu dem, allen Volksclassen im Ganzen so wohlthätigen, Zwischenhandel ermuntert und gehörig in Stand setzt, wodurch der Absatz des Producenten gleichmäßig befördert und die Versorgung des Landes in Zeiten des Mangels am besten gesichert wird. Dieß war der Fall in Frankreich unter dem Herzoge von Sülly und noch in den ersten Jahren unter Colberts Verwaltung ehe er die Getraideausfuhr verbot; in England seit der Kornacte von 1689 bis zur Abweichung von derselben, und in Mecklenburg noch heutiges Tages. So beweißt die Geschichte des Getraidehandels von ganz Europa, daß bei einer Hungersnoth oder bei einem großen Mangel die Störung des freien Getraidehandels durch Verbote der Ausfuhr nie den erwünschten Ueberfluß hergestellt hat; hingegen in allen Ländern, wo zum auswärtigen Absatz mit angebaut und frei aufgekauft ward, nahm der Vorrath immer mehr zu, und es entstand Ueberfluß, wenn auch eine schlechte Erndte mit eintrat. Ueberhaupt aber hat man die hinreichende Versorgung des Volks mit Lebensmitteln immer auf die leichte Achsel genommen und ohne Auswahl jedes Mittel ergriffen, wenn dessen Anwendung auch immer die schädlichsten Folgen fürs Ganze, wie für einzelne Volksclassen hervorgebracht hatte. Man glaubte, es sey schon alles erreicht, wenn man a) alle Vorräthe im ganzen Land untersuche und aufzeichne; b) die Erbauer sowohl wie ganz besonders die Getraidehändler nöthige, die theils im Lande theils im Auslande zusammengekauften Vorräthe zuerst an ihre Mitbürger zu niedrigem Preise zu verkaufen; c) man verbot den Verkauf an Fremde so lange aufs strengste und stellte Grenzwachen aus, bis der Einheimische gegen Mangel gesichert seyn würde, was aber freilich nicht erfolgte; d) man befahl dem Erbauer des Getraides und dem Getraidehändler in jedem Bezirke an den bestimmten Tagen Getraide auf die Märkte zum Verkauf zu bringen, und doch zeigten sich weder Wohlfeilheit noch Ueberfluß; e) man begünstigte auf alle Weise die Einfuhre aus der Fremde; und f) ließen die Regierungen selbst im Auslande Getraide aufkaufen, einführen und verkauften es bisweilen unter dem Einkaufspreise, wodurch zwar in Etwas aber nie im Ganzen geholfen und einer ähnlichen Noth für die Zukunft vorgebeugt ward, welches doch bei dem Getraidehandel der Hauptzweck seyn muß. Was nun vollends die Maßregeln a—d anbelangt, so sind dieselben aa) äußerst ungerecht, weil sie die Grundbedingung jedes gesellschaftlichen Vertrages, die Sicherheit des Eigenthums aller Volksklassen überhaupt und aller Individuen insbesondere, zerstören. Bei einer allgemeinen Noth, wie die Theurung des Getraides ist, hat zwar der Staat, wie sogleich hinzugesetzt und als allgemein giltig angenommen wird, das Recht, den Gebrauch des Eigenthums der Privatleute einzuschränken, und die Forderungen einzelner dem Wohl des Ganzen aufzuopfern, um den größern Theil zu retten; aber der größere Theil in jedem Staate sind gerade die Getraidebauer, und die Aufhebung des Getraidemangels bei dem kleinern Theile kann deswegen nicht erfolgen. Hiezu kommt noch, daß man ja bei andern Lebensbedürfnissen jene Maßregeln nirgends im Allgemeinen, wie bei dem Getraide, angewendet hat, weil man ihre Unstatthaftigkeit einsah und aus der Erfahrung sich überzeugt hatte, daß nur freier Handel mit jenen andern Lebensmitteln sie immer in Menge zu leidlichen Preisen herbeigeschafft hatte. Jene Maßregeln in Ansehung des Getraidehandels sind bb) nach den seit Jahrhunderten gemachten Erfahrungen überdieß völlig unsicher,

schädlich und zweckwidrig. Sie beweisen und bewirken vielmehr das Gegentheil und führen die Ursache selbst herbei, indem man die Wirkung zu heben glaubt. Mangel und Theurung kann man im Ganzen nur durch Sicherheit des Eigenthums, freien Handel, und fortschreitende Erweiterung der Landwirthschaft verhüten. Die beim Getraidehandel in dieser Rücksicht anzuwendenden leitenden Grundsätze, nach welchen man dabei überall verfahren muß, sind zufolge unserer, aus der Erfahrung entsprungenen, Ueberzeugung nachstehende: 1) der Erbauer des Getraides betreibt und verbessert seine Culturen nur in dem Falle mit Fleiß und Nachdenken, wenn er ungestört und frei den vortheilhaftesten Absatz suchen und machen kann; der Zwischenhändler hingegen sammelt nur Vorräthe, wo er sie findet, bei völliger Freiheit und Sicherheit seines Verkehrs. Allein beide schränken dagegen ihr Gewerbe ein, oder geben es auf, wenn dasselbe und der Gebrauch ihres Eigenthums beschränkt wird. 2) Das Aufkaufen und Sammeln großer Vorräthe ist bei dem Getraide, wie bei allen andern Sachen, äußerst nützlich; denn es sichert dem Erbauer und dem Verzehrer mäßige Preise, hält den Ueberfluß besser zusammen, und kann auch kein Monopol veranlassen, wo das Aufkaufen Jedem gestattet wird. 3) Oeffentliche Verordnungen und Warnungen, wodurch man bei einem befürchteten Mangel das Uebel zu mildern sucht, vergrößern die Furcht, und damit auch die Theurung. 4) Eine Untersuchung und Berechnung des Vorraths in einem Lande, und die Bestimmung der Handelsfreiheit nach dem Maße desselben, ist eben so unmöglich und schädlich, als die Versorgung eines Landes mit den erforderlichen Lebensmitteln durch die Regierung selbst. 5) Nur bei einem freien Privathandel verwendet Jeder hinreichend Geld und Fleiß auf die Erzeugung des Getraides, und es bildet sich dadurch vorzüglich eine hinlängliche Zahl von Zwischenhändlern, durch die ein Land am besten versorgt wird. Dieß ist bei allen andern Lebensbedürfnissen und besonders beim Holze jeder Art der Fall. 6) Bei den so sehr zerstreut unter einander liegenden in einander eingränzenden großen und kleinen Staaten des festen Landes sind die Ausfuhrverbote noch schädlicher und wirken gewöhnlich zugleich mit als Verbote der Einfuhr. Schon bei Inselreichen, die doch mit Wasser umgeben sind, können sie bei der größten Wachsamkeit und Strenge, wie z. B. in England nicht gehandhabet werden, geschweige denn auf dem festen Lande. Hier verschlimmern sie noch obendrein die Moralität und erwecken den Trieb zu dem gefahrvollsten Schleichhandel. 7) Niedrige Preise der Lebensmittel sind keine Wohlthat, vielmehr schädlich und am meisten die erzwungenen niedrigen Preise. Sie verursachen Nahrungslosigkeit, befördern den Hang zum Müßiggange, woraus endlich Gaunerei und Bettelei entsteht, und machen das Uebel immer größer, das man durch dieselben zu verhindern sucht. Nur Mittelpreise sind eigentlich wohlthätig für das Stadt- und Landgewerbe. 8) Am sichersten wird ein Land gegen Mangel und Theurung geschützt, wenn bei der völligen Freiheit des Privathandels die Erweiterung und Vervollkommnung der Landwirthschaft mit dem zunehmenden Wohlstande und der größern Bevölkerung gleichmäßig fortschreitet. Das letztere aber wird gewiß in jedem Staat erfolgen, wo man das erstere zur Regel angenommen hat. Dann wird und bleibt die Landwirthschaft die sichere Ernährerin der Städte und schafft ihnen Nahrungsmittel nebst manchem andern Materiale zu mäßigen Preisen; Manufacturen, Fabriken und Handel sichern dagegen dieser wieder einen vortheilhaften Absatz und einen sichern Ersatz des fortschreitenden

größern Aufwandes an Geld und Kräften bei der steten Erweiterung und Verbesserung. Der Wohlstand, den der städtische Kunstfleiß aus seinem vortheilhaften auswärtigen Handel ziehen kann, belebt aufs neue das Bestreben des Landwirths, die Wünsche des Wohlhabenden nach bessern Genüssen zu befriedigen. Dadurch wird der städtische Reichthum zum Theil wieder aufs Land gezogen; er erhält die Produkte in vortheilhaften Preisen und belebt das verbesserte Culturſystem fortdauernd. X.

Getränke, sind diejenigen Stoffe, die der Mensch in flüssiger Form in seinen Körper aufnimmt, und die dazu dienen sollen, einen schicklichen Ersatz der dem Körper immer verloren gehenden Feuchtigkeiten zu gewähren, oder durch einen leichten Reiz die Thätigkeiten des Körpers zu erhöhen; mehrere Getränke enthalten auch nährende Stoffe in sich. Das vorzüglichste, der Natur angemessenste Getränk ist Wasser; außerdem wird der größte Theil des Getränks aus Pflanzentheilen und zwar meistentheils aus denen, die die höchste Ausbildung der Pflanzen zeigen, aus Samen nämlich oder aus ihren Umgebungen gezogen. Diese Art des Getränks enthält entweder als vorzüglichen Antheil Weingeist, der in der weinigen Gährung entsteht, wie der Wein, der Branntwein, das Bier, das aber mehr oder weniger nährenden Stoff in sich enthält; oder aromatische Bestandtheile, wie der Kaffee, der Thee. Auch das Thierreich gewährt uns ein Getränk, die Milch. Die flüssigen Arzneien unterscheiden sich dadurch von den Getränken, daß sie stärker auf den menschlichen Körper einwirken, als die Getränke, so lange diese den diätetischen Vorschriften gemäß der Mensch zu sich nimmt. ff.

Geusen, Gueux, Bettler. Dieser Name wurde zu Philipps II. Zeiten, unter der Statthalterschaft des blutdürstigen Herzogs von Alba, den verbündeten Edelleuten und überhaupt allen Mißvergnügten in den Niederlanden beigelegt. Im J. 1564 nämlich sendete Philipp 9 Inquisitoren zur Vollstreckung der tridentinischen Decrete in die Niederlande, und brachte dadurch Katholiken und Protestanten in die furchtbarste Bewegung. Der Adel schritt zur Abfassung des sogenannten Compromisses, worin er erklärte, er werde sich vor die neuen Inquisitoren nicht ziehen lassen. In einer feierlichen Prozession überreichte er die Acte der General-Statthalterin Margaretha, damit sie zu der Kunde des Hofes zu Madrid gelange. Statt auf diesen kraftvollen Schritt zu achten, begegnete man den Bittenden bloß mit Verachtung; sie hießen seit 1565 bei ihren Gegnern **Geusen**. Eben so nannte die Verachtung der Spanier jene Ausgewanderten, die sich auf das Meer geflüchtet und Kaperschiffe gegen die Spanier ausgerüstet hatten, **Wassergeusen**. Beide rächten den schmähenden Namen auf glänzende Weise.

Geviertschein, ist der Stand zweier Planeten im Thierkreise, wenn sie 90 Grad von einander entfernt sind.

Gewährleistung, ist die von dem Verkäufer einer Sache übernommene Verbindlichkeit, den Käufer gegen alle rechtliche Ansprüche zu schützen und schadlos zu halten. **Gewährad ministration** ist ein besonderer Verwaltungsvertrag, vermöge dessen der Verwalter eines Amtes oder Kammergutes die vorher in Anschlag gebrachten jährlichen Einkünfte desselben gewiß liefern und das etwa Fehlende aus seinem Mittel ergänzen muß, bei höherer Nutzung aber einen gewissen Antheil davon für sich erhält.

Gewand, nennt man alle Bekleidung, Drapperie, an Figuren, welche die bildende Kunst darstellt. Es gehört zu den schwersten Aufgaben der Kunst, ein kunstmäßig schönes Gewand anzuordnen, und nur wenige Künstler haben sie glücklich gelöst. Plastik und Malerei haben indeß jede hier ein anderes Bedürfniß, und so muß sich auch der Stil eines schönen Gewandes in beiden auf verschiedene Weise ausbilden. In der Plastik sind die sogenannten nassen Gewänder, welche sich so an die Formen des Körpers anschließen, daß sie diese und die Bewegungen des Nackenden durchscheinen lassen, von großem Nutzen. Diesen sind die weiten, faltigen und fliegenden Gewänder entgegengesetzt. Die Griechischen Künstler, von der Schönheit des Nackenden vorzüglich eingenommen, bekleideten ihre Figuren meist mit nassen Gewändern. Zu den Zeiten, da die Griechen und Römer von der ursprünglichen Einfalt abgewichen waren, wurden dünne und dabei faltenreiche Gewänder die beliebtesten. Die Falten an nassen Gewändern sind natürlich eng und klein; bei der andern Art zeigt sich, wie große Schönheiten die Plastik durch reiche Bekleidung erreichen könne. Welche Art nun aber ein Künstler auch wähle, so muß alles so angeordnet werden, wie Bedeutung und Geschmack es erfodern. Die Falten dürfen keine spitzigen Licht- und Schattenwinkel machen, weil diese scharfen Durchschnitte das Auge beleidigen, den fleischigen Formen das Sanfte benehmen, und übel zusammenstimmende Theile bilden. Sind sich die Falten alle gleich, so entsteht Steifheit. An den edelsten Statuen und Basreliefs aus der schönsten Zeit der Griechen sieht man beide Arten von Gewand auf mannigfaltige Weise zur höchsten Schönheit ausgebildet. Wie die Maler verfuhren, wissen wir nicht genau genug. Bei den ältern Malern der neuern Zeit findet man schon seit Giotto eine gute und richtige Grundlage dazu; aber erst Michelangelo und Rafael haben es zu der Größe und Schönheit ausgebildet, die der Idealstil der Malerei erfodert. Besonders hat es durch Rafael die Grazie erhalten, die es gleichsam an dem Leben der Gestalt, an der Anmuth ihrer Bewegungen Antheil nehmen lassen, und wodurch es fähig wird, nicht nur die Schönheiten, die es verhüllet, zu ersetzen, sondern auch durch eigenthümliche Schönheiten und Reize die Lust der Betrachtung zu erhöhen. Der Wurf des Gewands muß in der Anlage schon durch die Idee des Künstlers bestimmt seyn; aber die Wahrheit und Schönheit der Brüche und Falten lassen sich nur dem, durch die Absicht und den Geschmack des Künstlers geleiteten, Zufall absehen. Deshalb muß der Künstler bei der Ausführung seine Gewänder durchaus über den Gliedermann werfen. Die neueste Französische Schule bedient sich hiezu eines sehr kostspieligen Apparats, nicht nur lebensgroßer, sehr künstlich gearbeiteter Gliederpuppen mit Masken und Peruquen, sondern auch kostbarer Gewänder aller Art in mancherlei Stoffen, die eine ganze Theater-Garderobe ausmachen. Es wäre schlimm, wenn es überall eines so kostbaren Apparats bedürfte, der freilich, wo er ist, gute Dienste leisten mag. Fliegende Gewänder müssen ganz aus der Idee gemacht werden. Gelegenheiten sie zu studiren, findet der Künstler bei windigem Wetter; an stürmischen Tagen kann er das Fliegen, Flattern und Bauschen der Gewänder beobachten. Hat er nun aber den Wurf des Gewandes der Wahrheit und Schönheit gemäß angeordnet, so bleibt ihm noch eine besondere Rücksicht auf das Kolorit übrig. Viele Falten bringen ganz sicher eine unruhige Wirkung hervor, wenn der Künstler nicht, die Regel von den Massen beobachtend, in den beleuchteten Partien der Gewänder alle kleinern

Falten, mit wenig merklicher Abweichung von dem Mittelton der Lokalfarbe, heller und dunkler gleichsam nur andeutet, so daß die Ruhe dadurch nicht unterbrochen werden kann. Durch Mannigfaltigkeit der Vertiefungen, Brüche und Wiederscheine werden die dunkeln Massen belebt, und in solcher Hinsicht gewähren dergleichen dünne, faltenreiche Gewänder unläugbare Vortheile. Manche der vorzüglichsten neueren Meister drapiren, um ungestörte Lichtmassen zu erhalten, mit starken Zeuchen, weil sie sich in Nachahmung derselben mehr an die Wirklichkeit halten konnten, ohne Gefahr, jene Regel zu verletzen, allein in den Schattenpartien war es dann nicht zu vermeiden, daß diese wenig unterbrochen todte, unerfreuliche Massen bildeten. dd.

Gewehrfabrik heißt eine Anstalt, worin Gewehre aus Eisen auf die Weise verfertigt werden, daß immer eine Classe der Arbeiter der andern in die Hände arbeitet, das Eisen aber durch Hämmer, welche vom Wasser getrieben werden, geschmiedet wird. In einigen werden nur schneidende und stoßende, in andern nur Feuergewehre, in wenigen beide Arten zugleich verfertigt. Die bekanntesten sind zu Suhl in der Grafschaft Henneberg, zu Solingen in der Grafschaft Mark, zu Mastricht, zu Lüttich u. s. Außerdem hat fast jeder Landesherr, der eine beträchtliche Armee unterhält, seine eigne Gewehrfabrik, z. B. der König von Preußen vor Spandau, wo nicht allein Klingen, Bajonette und Ladestöcke, sondern auch Cuirasse und Feuergewehre verfertigt werden. Bei Verfertigung der Klingen und Bajonette arbeiten die Klingenschmiede den Härtern, welche die geschmiedeten Klingen härten, und diese den Schleifern in die Hände, welche sie auf der großen, vom Wasser getriebenen, Schleifmühle schleifen und poliren. Zu den Feuergewehren und Cuirassen wird das Eisen auf einem eigenen Hammerwerke unter dem Prellhammer zu Platten geschlagen, die Platten verwandelt der Rohrschmidt in Röhre, welche sodann auf der Bohrmühle ausgebohrt und auf der Schleifmühle polirt werden. Die Röhre zu Commißgewehren erhält nun der Rohrfeiler, der sie mit der Schlichtfeile polirt, die Schwanzschraube verfertigt, Haften und Richtkorn aufsetzt. Der Schloßmacher bearbeitet die Theile des Schlosses bis zum Härten und Poliren, der Messing- und Zeugfeiler verfertigt den Beschlag, der Schäfter den Schaft; der Stecher gravirt den Namen des Landesherrn auf den Lauf, und der Equipeur setzt alle diese Theile zusammen. Die Cuirasse werden unter dem Prellhammer schon aus dem Groben gearbeitet, hierauf dem Cuiraßschmied übergeben, der sie weiter ausbildet, worauf Schleifer und Polirer die letzte Hand daran legen.

Gewerbe heißt a) jedes in der Absicht, dadurch Unterhalt zu gewinnen, betriebene Geschäft. Alle Gewerbe lassen sich daher sehr natürlich unter folgende Abtheilungen bringen: 1) Landwirthschaft. Pflanzenbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei. 2) Bergbau. Gewinnung und Verarbeitung der Mineralien. 3) Handwerke. 4) Handlung. 5) Künste aller Art. 6) Wissenschaften aller Art. 7) Privatbedienungen. Gesinde, Knechte und Mägde. 8) Oeffentliche Bedienungen. Minister, Heerführer, Richter, Lehrer u. s. w. b) Bezeichnet man dadurch oft, aber ganz fälschlich, nur die eine Art von Gewerbe, nämlich die Handwerke, und spricht alsdann von Gewerbrecht und Gewerbsamkeit, welches letztere Wort aber nur einen grammatischen Sinn hat. c) Endlich ist Gewerbe auch gleichbedeutend mit Gewinde. Der Metallarbeiter versteht darunter die Vereinigung einer Thüre oder eines Deckels mit dem größern Theile einer Sache, so daß die Thüre oder der Deckel zwar geöff-

net, aber nicht von dem Haupttheile einer Sache getrennt werden kann. So hat insbesondere eine Dose zwischen dem Deckel und Hauptkörper ein Gewerbe oder Gewinde, und diese Verbindung führt insbesondere diesen Namen. Im weitern Verstande hat auch wohl eine Haspe nebst dem dazu gehörigen Haken, z. B. an einem Fensterflügel, den Namen Gewerbe. X.

Gewicht. Das Gewicht ist ein Körper von bestimmter Schwere, womit die Schwere anderer Körper geprüft wird, so daß das Gewicht und die Sache, welche man wiegt, von gleicher Schwere sind. Gewöhnlich ist auf jedem Gewicht seine Schwere durch Zahlen ausgedrückt und angedeutet. Die Gewichte müssen in jedem Staate unter der Aufsicht der Polizei stehen, welche dieselben genau richtet, verfertigen läßt und stempelt. Kein anderes darf alsdann gebraucht werden. Man hat in vielen Landen wegen Verschiedenheit der Gewerbe, wiewohl ohne Noth, mancherlei Gewichte eingeführt, als: 1) bei Berg- und Hüttenwerken gebraucht man das gemeine große Centnergewicht, wonach die Materialien eingekauft, die Mineralien und Erze gewogen werden; das Probirgewicht, das Gränggewicht, das Markgewicht, und zu den Münzen das Pfenniggewicht oder den Richtpfennig 2) Im gemeinen Leben wiegt man mit Gewichten nach Centnern, Pfunden, Lothen und Quentlein. 3) Ist noch überdieß zu bemerken, das Gold-, Silber-, Apotheker- und Fleischer- (Metzger oder Schlächter) Gewicht. Die Gewichte sind zuweilen von Stein, und diese sind wegen ihrer leichten Abnutzung die schlechtesten, insgemein aber von Metall, und im letztern Fall am besten von Messing, weil die bleiernen sich leicht abstoßen und die eisernen nach und nach durch den Rost leichter werden. X.

Gewiß und Gewißheit sind vom Wissen benannt, indem dadurch der dem Wissen, als einer besondern Art des Fürwahrhaltens, eigenthümliche Grad der Ueberzeugung (die Evidenz des Wissens) angedeutet werden soll. Wer nämlich etwas zu wissen behauptet, legt sich dadurch eine Erkenntniß bei, an deren Wahrheit weder er selbst zweifelt, noch Andere zweifeln sollen, also eine durchaus wahre und allgemeingiltige Erkenntniß. Daher werden auch die Ausdrücke wahr und gewiß, Wahrheit und Gewißheit, oft mit einander verbunden. Im Fall man aber einer Erkenntniß diesen Anspruch auf durchgängige Wahrheit und allgemeine Giltigkeit nicht zutraut, ohne sie doch schlechthin als falsch und ungiltig zu verwerfen, erklärt man sie bloß für wahrscheinlich, mithin auch für ungewiß. Denn da die bloße Wahrscheinlichkeit das Bewußtseyn der Möglichkeit des Gegentheils nicht ausschließt, so ist es für den, der etwas nur für wahrscheinlich hält, immer ungewiß, ob die Sache sich so verhalte, wie er sich dieselbe vorstellt. Daher behaupten auch diejenigen, welche die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß überhaupt bezweifeln (die Skeptiker), daß man seinen Beifall zurückhalten müsse, mithin entweder gar nicht urtheilen, oder höchstens seine Urtheile nur für wahrscheinliche Meinungen ausgeben dürfe. Denn das Meinen unterscheidet sich eben dadurch vom Wissen, daß jenes sich nur für wahrscheinlich, mithin auch für ungewiß, dieses hingegen für wahr, mithin auch für gewiß ausgibt. Die Frage nun, ob die menschliche Erkenntniß überhaupt der Gewißheit fähig sey oder nicht, kann hier nicht beantwortet werden, da ihre Beantwortung eine tief eindringende Untersuchung über das menschliche Erkenntnißvermögen, dessen Gesetze und Schranken voraussetzt. (Vergl. die Artikel: Erkenntniß und Gränze des menschlichen Ge-

stes.) So viel aber ist doch einleuchtend, daß der gesunde Menschenverstand und das unverdorbne sittliche Gefühl gewisse Erkenntnisse als unbezweifelbare, mithin völlig gewisse Wahrheiten anerkennt. So wird kein Vernünftiger daran zweifeln, daß zwei Mal zwei vier ist, daß die Sonne die Erde erleuchtet, daß Morden, Rauben, Lügen u. s. w. unerlaubte Handlungen sind, und daß der Mensch eine höhere Bestimmung hat, als bloß hier auf der Erde gleich Pflanzen und Thieren sich zu ernähren und fortzupflanzen. Wir bemerken also nur noch den Unterschied zwischen der unmittelbaren und mittelbaren Gewißheit. Diese entsteht durch Beweise, in welchen ein Satz die Giltigkeit des andern vermittelt. Jene hingegen ruht auf und in sich selbst, und ist daher auch die Grundlage der mittelbaren Gewißheit. Denn wenn es gar nichts unmittelbar Gewisses gäbe, so würden alle Beweise ins Unendliche fortlaufen oder keinen Anfangspunkt haben, mithin gleichsam haltungslos in der Luft schweben. D.

Gewissen, das; ist das Vermögen des Menschen, über das Verhältniß seiner Handlungen und seines sittlichen Zustandes zu dem Sittengesetze (welches der religiöse Mensch als Gottes Gesetz betrachtet) zu urtheilen. Vor dem Handeln äußert es sich durch Warnung und Ermunterung, nach dem Handeln durch Beifall und Tadel, und hierauf gründet sich die Unterscheidung zwischen dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Gewissen. Auch unterscheidet man ein schlafendes, wachendes und erwecktes Gewissen, je nachdem die Beurtheilung der Handlungen nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetz entweder ganz unterlassen wird, oder anfängt, oder stets und ununterbrochen fortdauert. Dem, der seine Handlungen mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit nach ihrem Verhätnisse zu dem Gesetze beurtheilt, und daher streng gegen sich selbst ist, wird ein enges Gewissen oder Gewissenhaftigkeit, dem hingegen, der es mit dieser Beurtheilung nicht genau nimmt, und manches, was das Gesetz verbietet, leichtsinnig sich erlaubt, wird ein weites Gewissen zugeschrieben. Oft braucht man das Wort Gewissen auch von dem den Menschen begleitenden Bewußtseyn erfüllter oder verletzter Pflicht, und in diesem Sinne wird das Wort genommen, wenn man von einem guten und einem bösen Gewissen redet. Das gute Gewissen wirkt Seelenwohl, Freudigkeit des Herzens, und im Unglück Hoffnung und Muth; das böse Gewissen wirkt Unruhe und Vorwürfe (welche Gewissensbisse genannt werden, wenn sie mit peinlichen Schmerzen verknüpft sind), und wird zu der Zeit des Unglücks oft der Grund der Verzagtheit und der Verzweiflung. Das Gewissen und die Wirkungen desselben sind der sicherste Beweis von der sittlichen Bestimmung des Menschen. N.

Gewissensfall, ein; ist ein solcher Fall, über welchen das Gewissen nicht mit Bestimmtheit und Klarheit entscheidet, so daß es zweifelhaft bleibt, was recht und was unrecht sey, und man thun oder lassen soll. Hat die Schwierigkeit der Entscheidung ihren Grund in der Collision der Pflichten, so wird der Gewissensfall Collisionsfall genannt. Der Theil der Moral, welche sich mit den Untersuchungen über die Collisionsfälle beschäftigt, heißt Casuistik.

Gewissensfreiheit und Gewissenszwang. Die Gewissensfreiheit besteht in dem ungestörten Besitz des Rechtes, seinem Gewissen gemäß zu reden und zu handeln. Da das Gewissen fodert, daß man seine religiösen Ueberzeugungen nicht verläugne, und doch den Menschen oft angesonnen worden ist, einen Glauben, den sie nicht zu dem ihrigen machen könnten, zu bekennen, und Religionsgebräuche, welche sie mis-

billigten, auszuüben, so wird das Wort Gewissensfreiheit namentlich von dem ungestörten Besitze des Rechts, seinen Glauben zu bekennen und auszuüben, gebraucht. Die Gewissensfreiheit in diesem engern Sinne heißt auch Glaubensfreiheit. Das Gegentheil der Gewissensfreiheit ist der Gewissenszwang, welcher demnach, wenn das Wort im weitern Sinne genommen wird, in der Beschränkung des Rechts, seinem Gewissen gemäß zu reden und zu handeln, und, wenn man das Wort im engern Sinne nimmt, in der Beschränkung des Bekenntnisses und der Ausübung der Religion besteht. N.

Gewitter nennen wir eine furchtbar-schöne Naturerscheinung, welche sich ereignet, wenn Wolken, deren elektrisches Gleichgewicht unter sich oder mit der Erde gestört ist, sich ihrer Electricität durch einen von Donnerschlägen begleiteten Blitz zu wiederholtenmalen entledigen. Gewöhnlich sind Stürme und Regengüsse damit verbunden. Erstere entstehen durch die plötzliche Abkühlung der Luft, und vielleicht auch von dem durch den Regen herabfallenden Wasser, woraus sich Luft und Dünste entwickeln; über die letztern stellt Sauſſure folgende Hypothese auf. Durch die Electricität werden die Dünste in den Wolken in blasenförmiger Gestalt erhalten; indem sich nun durch den Blitz die Wolke ihrer Elektricität entladet, zerplatzen die Dunstbläschen und fallen in Regen herab. Woher es aber komme, daß überall im Norden die Gewitter eigentlich nur im Sommer Statt finden, und während des Winters eine Seltenheit sind, da es doch in dieser Jahrszeit eben so stark electrische Wolken gibt, davon ist die wahrscheinliche Ursache, daß Kälte besser isolirt als Wärme, und daß also in kalter Luft nicht leicht ein Blitz entstehen kann. Aus diesem Grund ereignen sich vielleicht, wie solches die allgemeine Wahrnehmung lehrt, die Gewitter häufiger Nachmittags, Abends und Nachts, als Morgens, da um letztere Tageszeit die Luft am wenigsten erwärmt zu seyn pflegt. (Vergl. Blitz und Donner.)

Gewohnheitsrecht. Das bei einem Volke geltende Recht kann überhaupt entweder geschriebenes oder Gewohnheitsrecht seyn. Das erstere beruht, seiner Form und seinem Inhalte nach, auf einer ausdrücklichen Erklärung des Gesetzgebers. Das letztere gründet sich darauf, daß bisher gewisse Rechtsnormen in vorkommenden Fällen beobachtet worden sind, und der Gesetzgeber entweder im Allgemeinen oder in Beziehung auf einen gewissen Gegenstand erklärt hat, daß die bisher beobachteten Grundsätze die Stelle des Gesetzes vertreten sollen. O.

Gewürze sind diejenigen vegetabilischen Produkte, die in ihrer Mischung vorzüglich ätherisches Oel enthalten, wodurch sie fähig werden, am meisten die Verdauung zu unterstützen, zu welchem Endzwecke sie auch im gemeinen Leben sehr häufig angewendet werden, nichts destoweniger aber einen noch mannigfaltigeren Nutzen als Heilmittel gewähren. Die Blüthen und Samen mehrerer Pflanzen, vorzüglich solcher, die in den heißesten Ländern wachsen, sind am gewürzreichsten, daher wir auch vorzüglich Zimmtblüthen, Gewürznelken, Muttermelken, Kardamomen, Pfeffer, verschiedene Arten von Zimmtrinden aus Ostindien als Gewürze erhalten; doch sind auch unsre eignen Länder an gewürzreichen Pflanzen nicht ganz arm; Coriander, Anis, Fenchel, Kümmel, Ingber u. s. w. gewähren angenehme, den Magen sanft reizende Zusätze zu mannigfaltigen Speisen und Gebäcken. Das Salz, als ein mineralisches Produkt, ist wol eine Würze, aber kein Gewürz zu nennen, da es weder dem Charakter noch dem Zweck der Gewürze entspricht.

Gewürzinseln oder Molucken heißen im weitern Sinne alle

Inseln in dem großen Archipelagus, der sich von Morgen nach Abend zwischen Neu-Guinea und Celebes, von Mitternacht nach Mittag zwischen Chilolo und Timor ausdehnt und eine Menge bekannter und unbekannter Eilande enthält. Sie sind, wie es scheint, durch Erdbeben und Feuerausbrüche von Neu-Guinea getrennt worden, und man findet noch Vulkane auf einigen derselben, wie z. B. einen sehr verheerenden auf Ternate. Verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen machen die Schifffahrt in diesem Inselmeere sehr gefährlich. Die Hitze ist im Sommer sehr groß, in den Regenmonaten die Luft sehr ungesund. Ureinwohner sind die Haraforas oder Alfuren, ein stilles Volk, fast auf allen Ostindischen Inseln. Die Malayische Sprache ist die herrschende auf den Moluckischen Inseln; es gibt aber auch viele Bewohner von Sinesischer, Japanischer und Arabischer Abkunft. Als die Portugiesen im Jahre 1511 unter Antonio de Abreu und Franz Serrao die Molucken entdeckten, waren die Araber hier schon angesiedelt und durch sie war die Muhammedanische Religion, die aber sehr mit Heidenthum vermischt blieb, herrschend geworden. Die Einwohner wurden von den Portugiesen, die auf diesen, von dem Sitze der obern Verwaltungsbehörde (Goa) so entfernten, Inseln die empörendsten Gräuel verübten, hart gedrückt, und eben so hart behandelt von den Holländern, die den Ertrag des Bodens für sich benutzten und seit mehr als 150 Jahren darauf bedacht waren, den freien Anbau desselben zu hindern, jedem Versuche, Manufakturen anzulegen, so wie jeder Art von Verbesserung, die dem Volke die Gegenstände, woran es Mangel litt, hätte verschaffen können, sich zu widersetzen. Den Portugiesen blieb die Herrschaft und fast ganz der Alleinhandel mit Gewürzen bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo die Holländer diese einträglichen Besitzungen ihnen entrissen. Die neuen Herren besaßen sie bis zum Jahr 1796, als die Engländer die Holländischen Niederlassungen auf den Molucken sich unterwarfen. Im Frieden von Amiens wurden sie zwar zurückgegeben, aber nach dem wieder ausgebrochenen Seekriege von neuem (am 19. Febr. 1810) eine leichte Eroberung der Britten, welche sie jedoch nach den Ereignissen von 1814 an den König der Niederlande zurückgegeben haben. Die größten Inseln dieses Archipelagus sind: Ceram, Gilolo, Amboina, Timor und Banda. — Im engern Sinne führen den Namen Molucken nur die fünf Inseln Ternate, Tidor, Motil (Motir), Maschian und Baschian, die eigentliche Heimath der Gewürzbäume. Die beiden ersten sind die größten, und noch jetzt wächst auf denselben die beste Art von Muskatnußbäumen und Gewürznelken. Als aber die Holländer ungefähr 26 Jahre im Besitze der Molucken und des ausschließenden Handels mit Gewürzen gewesen waren, fanden sie es bequemer und vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die südlichen Inselgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen. Im Jahr 1638 ward mit dem Könige von Ternate, der ihnen unterworfen war, und den übrigen kleinen Inselbeherrschern ein Vertrag geschlossen, worin bestimmt wurde, daß alle Gewürzbäume auf den ihnen zugehörigen Inseln ausgerottet und nie wieder solche gepflanzt werden sollten. Dem Könige und dem Adel zu Ternate und den übrigen Fürsten ward ein Jahrgeld bezahlt, welches, ungeachtet einer zweimaligen Erhöhung, im Ganzen noch nicht 18,000 Thaler betrug. Um die Befolgung dieses Vertrages zu sichern, legten die Holländer drei starke Festungen, Oranien, Holland und Wilhelmstadt, auf der Insel Ternate und etwa neun andere auf den übrigen Eilanden an. Jährlich wurden auf diesen Inseln, so weit

die Wälder und wilden Thiere durchzudringen erlaubten, die wieder aufgeschossenen Gewürzbäume vertilgt, und um darüber zu wachen und den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereisete der Gouverneur von Amboina mit einem Geschwader von 20 bis 50 Schiffen in einem prachtvollen Aufzuge sein Gouvernement. Aber ungeachtet aller dieser Vorsichtsmaßregeln wuchsen die Gewürzbäume, das eigenthümliche Erzeugniß dieser Eilande *), überall, wohin die Gewalt der Holländer nicht dringen konnte, und die Engländer trieben einen beträchtlichen Schleichhandel mit den gedrückten Inselbewohnern. Die Vertilgung der Gewürzbäume und die Störung des Schleichhandels war daher der eigentliche Zweck der befestigten Niederlassungen auf Ternate und den übrigen eigentlichen Molucken, wo jene Bäume ursprünglich ohne alle Pflege wuchsen. Man fand hier zwar viel Goldstaub, aber die Verwaltungskosten der Niederlassung brachten jährlich einen baaren Verlust von 360,000 Thalern, der freilich durch den unermeßlich reichen Alleinhandel mit Gewürzen vielfältig ersetzt ward. — Die Molluckischen Inseln sind übrigens von der Natur sehr kärglich begabt, es fehlt ihnen zum Theil an Wasser, und sie müssen Reis und andere Lebensbedürfnisse von der Insel Celebes holen. Die Nachtheile des Wassermangels erleichtert zum Theil der häufig wachsende Kokusbaum, dessen Früchte eine reichlich nährende Feuchtigkeit enthalten. — Die Gruppe der Amboinainseln besteht aus eilf Eilanden, von welchen Amboina die wichtigste, aber nicht die größte, und der Hauptsitz der Holländischen Niederlassungen auf den Molucken ist. Auf einem Flächenraum von 20 Q. Meilen hat sie 24,000 Einwohner. Die Insel wird in die größere und kleinere Halbinsel abgetheilt. Auf der ersten Hälfte, Hitou, haben die Holländer 5 Forts; auf der südlichen kleineren, Leitimor genannt, liegt das Fort Victoria, welches der Sitz des Gouverneurs ist. Die Besatzung ist 600 Mann stark. Auf der Landenge, welche die Halbinsel verbindet, liegt die Festung Middelburg. Die Insel ist gebirgig, mit angenehmen, fruchtbaren Thälern, hat aber ungesunde Luft. Das vorzüglichste Erzeugniß ist der Gewürznelkenbaum, der hier und auf einigen benachbarten Inseln in 4000 Gärten gezogen wird, von welchen jeder 125 Bäume enthält. — Unter den Holländischen Befehlshabern machte sich besonders Schagben, der 1696 starb, um Amboina verdient, indem er viele Verbesserungen in dem Anbau und der Wartung der Gewürznelkenbäume einführte. Seinem Beispiele folgten die spätern Befehlshaber, und die Pflanzungen wurden nach und nach so regelmäßig, so schön, die Luft so angenehm, daß die Gesundheit der Bewohner eben so sehr, als der Vortheil der Holländischen Handelsgesellschaft befördert ward. Die Ostindische Handelsgesellschaft hatte sehr umständliche Vorschriften über den Anbau und die Wartung der Gewürznelkenbäume gegeben, wovon bei harter Strafe nicht abgewichen werden durfte. In neuern Zeiten hat man auch den Muskatnußbaum hier angepflanzt, der gut gedeiht. Auch liefern Amboina und die Nachbarinseln Kaffee, Zucker, Reis, Kokosnüsse, Mandeln, Tabak und schöne Holzarten. Unter den übrigen zu dieser Gruppe gehörigen Inseln

*) Als die Bewohner von Ternate im 16ten Jahrhunderte mit den Portugiesen in Krieg geriethen, verbrannten sie alle Gewürzbäume, welche die eroberungssüchtigen Fremdlinge zu ihnen gelockt hatten, und zogen sich in die Gebirge und Wüsten. Die Asche aber düngte den Boden so sehr, daß in einigen Jahren mehr Bäume wuchsen, als die Insel je getragen hatte.

sind Hanimoa, mit dem Fort Duurstade, und Nussa-Laut (mit 4000 Einwohnern) sehr nelkenreich, und Ceram (mit 6600 Einwohnern) liefert schönes Ebenholz. — Die Gruppe der Banda-Inseln, die südlichsten der Molucken, besteht aus mehr als 40 Eilanden, von welchen aber nur 6 bewohnt sind. Sie haben einen sandigen, zum Theil felsigen und unfruchtbaren Boden. Ihr Haupterzeugniß ist der Muskatnußbaum. Auch liefern sie Sandelholz, Mandeln und Kokosnüsse; aber sie haben weder Getraidebau noch Viehzucht. Unter den 5763 Einwohnern sind 1700 Sklaven in 57 Pflanzungen. Der Holländische Befehlshaber wohnt auf der eigentlich sogenannten Insel Banda oder Poula- (Insel) Neira, die eine gute Rhede hat, und durch die beiden Forts Nassau und Belgica gedeckt wird. Die nur durch eine schmale Straße von jener getrennte Insel Lantoir-Banda ist die größte der ganzen Gruppe, und erzeugt die meisten Muskatnüsse, die hier in 34 Gärten wachsen. Die übrigen Inseln sind kleiner, als diese beiden. Auf Poula-Ai, wo gar kein Trinkwasser ist, wachsen die besten Muskatnüsse. Goenong-Api (im Malayischen Feuerberg) ist 2940 Fuß über der Meeresfläche erhaben und hat einen furchtbaren Vulkan, dessen häufige Ausbrüche die benachbarten Inseln mit Asche bedecken und den Aufenthalt auf diesen Eilanden noch unangenehmer machen. Die unfruchtbare Insel Rosingyn oder Rosagain ist der Aufenthaltsort von Missethätern, welche unter der Aufsicht einiger bewaffneten Wächter Holz hauen und Kalk und Ziegel brennen müssen. Die Kastelle auf den Banda-Inseln waren während des frühern Holländischen Besitzes gut befestigt, und um die Annäherung feindlicher Schiffe unter Holländischer Flagge zu verhüten, lag rings um die Küste stets ein Geschwader kleiner Schiffe, das jedes fremde Fahrzeug anhielt, und untersuchte, woher es kam, wohin es wollte und wie stark es bemannt war. Die Besatzung war zahlreich, aber ihr Loos, bei dem herrschenden Mangel an Lebensmitteln, sehr elend. Sechs Monate lang konnten sie sich mit Schildkröten reichlich nähren; aber außer dieser Zeit schätzten sie sich glücklich, wenn sie zuweilen einen magern Fisch fangen konnten, und mußten oft Hunde, Katzen und andere ähnliche Thiere essen, die ihnen in die Hände fielen. Butter, Reis, gedörrte Fische und andere Lebensmittel kamen von Batavia, waren aber zu theuer, als daß der Soldat sich damit hinlänglich hätte versorgen können. Die Eingebornen waren, nach der Schilderung der Holländer, so grausame, treulose Menschen, daß die Ostindische Gesellschaft um ihrer eigenen Sicherheit willen sich genöthigt sah, sie auszurotten, und eine Colonie nach Banda zu senden. Diese Colonisten aber bestanden aus den schändlichsten Menschen, die sonst nirgends fortkommen konnten, und froh waren, hier zu leben. Die Holländer in Batavia nannten daher Lantoir-Banda gewöhnlich die Zuchthausinsel. Die Gärten, worin die Muskatnußbäume gezogen werden, heißen Perken, und die Eigenthümer derselben Perkeniers. Diese Pflanzungen sind nicht mit Zäunen umschlossen, sondern nur mit höhern und stärkern Bäumen eingefaßt, um die zarten Gewächse gegen die heftigen Winde zu schützen, welchen die Insel ausgesetzt ist. In diesen Gärten sind stets Sklaven beschäftigt, welche den Boden rein halten, und die von selbst abfallenden Früchte, welche für die vollkommensten gehalten werden, aufleſen müssen. Die Eigenthümer der Pflanzungen mußten das geerntete Gewürz gegen einen sehr geringen Preis an die Holländisch-Ostindische Gesellschaft abgeben, welche ihnen dafür ihr Lebensbedürfniß, den Reis, theuer verkaufte. — Die Haupternte ist vom Juni bis August; da dies aber die Zeit ist, wo heftige Regengüsse

mit Sturmwinden begleitet, sehr häufig sind, so werden oft reife und unreife Früchte durch einander von den Bäumen abgeworfen. Die unreifen sind indeß nicht ganz unbrauchbar; man legt sie in Zucker, und erhält dadurch ein vortreffliches Confekt. Bei dieser ersten Ernte gewinnt man nicht viel Muskatblüthe, weil dies Gewebe dann noch zu dünn ist. Im November ist Nachlese, wobei nur völlig gereifte, aber nicht viele, Früchte gesammelt werden. Im April werden die Bäume noch ein Mal abgelesen, und man sammelt alsdann die schönsten Nüsse und die beste Blüthe, weil zu jener Zeit die Bäume weniger beladen sind, und nichts von schlimmer Witterung zu leiden gehabt haben. — Die beste Sorte von Muskatnüssen wird nach Europa gesandt, eine schlechtere, oder die Mittelsorte, in Indien verkauft, und aus der geringsten das köstliche Muskatöl gepreßt. Man rechnet, daß von 500,000 Nelkenbäumen auf den Molucken jährlich im Durchschnitt 600,000 Pfund Nelken gewonnen wurden; davon kamen 350,000 Pfd. nach Europa, 150,000 Pfund wurden in Indien verkauft und der Ueberrest ward für Mißjahre aufbewahrt. An Muskatnüssen wurden jährlich gleichfalls 600,000 Pf. und 170,000 Pf. Blüthe geerntet, wovon nach Europa 230,000 Pf. Nüsse und 100,000 Pf. Blüthe kamen. Das Uebrige ward für den Nothfall aufbewahrt, oder auch, wenn reichliche Ernten die Vorräthe zu sehr häuften, ganz vernichtet. Schon seit mehrern Jahren aber wurde, sowohl wegen der Nachläßigkeit, womit man das Einsammeln betrieb, als wegen der Verwüstungen, die ein heftiger Orkan im Jahre 1778 anrichtete, weniger gewonnen, und im Jahre 1796 wurden auf den Banda-Inseln nur 163,236 Pf. Nüsse und 47,770 Pf. Muskatblüthe geerntet. R.

Gewürznelken. Die Gewürznelken oder Gewürznäglein, dieses durch ganz Europa bekannte und gebrauchte Gewürz, sind die noch ungeöffneten Blüthen oder Blüthenknospen eines Baums, der auf einem 4 bis 6 Fuß hohen Stamm eine schöne pyramidalische Krone treibt. Die Blätter stehen einander gegenüber, sind langgestielt, eifdrmig und den Lorbeerblättern ähnlich. Im Maimonat sprossen die röthlichen Blüthen büschelweise an den Enden der Zweige hervor. Ihre Blumenkrone hat vier Blätter, der Kelch ist vier Mal getheilt und offen; die vielen Staubgefäße sind in vier Haufen gesondert; die Frucht ist eine Beere, unten zweifächerig und ein bis zweisamig. Zur Zeit der Reife hat sie die Gestalt und Größe der Olive, nach Thunberg aber wird sie so groß wie ein Hühnerei, von Farbe schwarzroth, und besteht aus einer dünnen Bedeckung, welche einen der Länge nach zweitheiligen Kern einschließt. Diese Früchte dienen zur Fortpflanzung des Baums, haben einen schwachen, den Gewürznelken ähnlichen Geruch, und einen gleichen, aber lieblichern Geschmack, der etwas zusammenziehend ist. Man nennt sie Mutternelken. Die unaufgebrochnen Blüthenknospen werden darum in diesem Zustand abgenommen, weil sie, wie dieß auch mit andern Blüthen der Fall ist, dann die meiste Kraft haben. Wenn sie gepflückt sind, trocknet man sie im Rauche, wodurch sie braunroth werden, und bringt sie dann an die Sonne. Frisch ist ihr Geschmack unleidlich brennend. Sie enthalten 1/5 bis 1/6 ihres Gewichts wasserhelles ätherisches Oel, welches im Wasser größtentheils untersinkt, und einen heftigen Geruch und höchst brennenden Geschmack hat. Der Gewürznelkenbaum wird in feuchtem Boden auf Amboina, Oma, Honimoa und Nussalanta gezogen, wo er auch ursprünglich einheimisch ist. Er soll aber auch auf Ternate, Marigeron, Tidor und Neuguinea wild zu finden seyn. Als die Holländer in Ostindien noch so mächtig waren,

daß sie alle übrigen Nationen gleichsam verdrängten, rotteten sie die wildwachsenden Gewürznelkenbäume aus und pflanzten sie nur auf den oben genannten Inseln an. (S. Gewürzinseln.) Sie wollten sich dadurch den Alleinhandel dieses Gewürzes verschaffen, allein die Franzosen wußten einige Bäume oder Samen zu erlangen, und legten damit Pflanzungen auf Isle de France, Bourbon und Cayenne an.

Gezwungen ist alles dasjenige, wobei der Grund der Modifikation nicht in der Natur der Sache selbst liegt, sondern eine fremde, der Sache nicht natürliche Kraft wirksam war. So nennen wir ein gewungenes Lächeln ein solches, das der Lage der Person nicht angemessen, sondern durch eine dieser Lage fremde Rücksicht hervorgebracht worden ist. In den Künsten muß das Gezwungene allemal eine unangenehme Wirkung hervorbringen, weil die Gegenstände dadurch unsere Vorstellungen und Erfahrungen über die natürlichen Folgen und Wirkungen beleidigen, und weil die besondern Absichten des Künstlers zu deutlich daraus hervorleuchten, Absichten, die er nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht erreichen konnte. Es findet daher eine Disharmonie zwischen Ursache und Wirkung Statt.

Gibbon (Eduard), wurde den 8. Mai 1737 zu Putney in Surren geboren. Er erfuhr in seiner Kindheit alle Uebel, die aus einer kränklichen Constitution entspringen, und nur die zärtliche Sorgfalt seiner unverheiratheten Tante, Catharina Porten, erhielt ihn der Welt. Nachdem er zuerst von einem Hauslehrer unterrichtet worden, besuchte er im J. 1749 die Westminsterschule, und ging von hier 1752 auf das Magdalenen-Collegium zu Oxford. Hier fielen ihm die Schriften des Jesuiten Parson in die Hände, die ihn so anzogen, daß er ein ganzes Jahr auf theologische Untersuchungen wandte, und im Sommer des Jahres 1753 zur katholischen Religion übertrat. Tief gekränkt durch dieses Ereigniß, schickte ihn sein Vater, ein angesehener Gutsbesitzer, nach Lausanne zu einem aufgeklärten reformirten Geistlichen, Namens Pevillard, der ihn bewog, 1754 wieder zur protestantischen Kirche zurückzukehren und zu Lausanne zu communiciren. Sein Aufenthalt an diesem Orte dauerte bis zum J. 1758, und war ihm in jeder Rücksicht von dem entschiedensten Nutzen. Seine Gesundheit befestigte sich vollkommen, und von dem Augenblick an machte er die schnellsten und bewundernswürdigsten Fortschritte. Besonders beschäftigte ihn das Studium der Französischen und Lateinischen Klassiker und der Geschichte, zu welcher Wissenschaft er früh eine entschiedene Neigung gefaßt hatte. Zugleich öffnete sich sein Herz der Liebe; die Tochter des Pfarrers Curchod zu Crassy auf dem Jura fesselte ihn durch Schönheit und Geistesbildung, und er würde sie geheirathet haben, wenn er die Einwilligung seines Vaters hätte erlangen können. Seine Geliebte wurde später die Gattin des berühmten Necker. Der junge Gibbon fand in dem väterlichen Hause den liebevollsten Empfang. Sein Vater wünschte, daß er sich der Oekonomie oder der Rechtsgelehrsamkeit widmen, oder eine Stelle als Legationssecretair bei dem damals bevorstehenden Friedenscongreß annehmen möchte; allein seine Lieblingsneigung blieb das Studiren. Im J. 1759 erschien in Französischer, und später auch in Englischer Sprache, sein Essai sur l'étude de la littérature. Als aber bald darauf die Furcht vor einer feindlichen Invasion die Aushebung einer Nationalarmee veranlaßte, unterbrach Gibbon seine Studien und übernahm eine Hauptmannsstelle bei derselben. Nach ihrer Entlassung legte er sich mit neuer Munterkeit, mit neuen Erfahrungen mancherlei Art und mit verstärkter Gesundheit wieder auf die Wissenschaften.

Plane zu mehreren historischen Werken beschäftigten ihn, aber eine Reise unterbrach die Ausführung derselben. Er besuchte Frankreich, und kam im Januar 1763 in Paris an, genoß hier des Umgangs der berühmtesten Männer jener Zeit, und begab sich von da nach Lausanne, woselbst er bis zum April 1764 blieb. Darauf trat er seine Reise nach Italien an. Hier war es, wo am 15. October 1764, als er in Nachdenken versunken auf den Trümmern des Kapitols saß, während die Mönche im ehemaligen Tempel des Jupiters die Vesper sangen, ein plötzlicher Gedanke an die einstige Herrlichkeit dieser weltbeherrschenden Stadt und jetzige Versunkenheit seine Seele durchleuchtete und in sein Innerstes drang. Damals fühlte er sich zu dem Entschluß begeistert, die Geschichte des Untergangs des Römischen Reichs zu beschreiben. Nachdem er noch Neapel gesehen, kam er im Juni 1765 nach England zurück. Er diente noch eine kurze Zeit als Oberstlieutenant in der Nationalmiliz, gab indeß, der Zerstreuungen des Soldatenstandes müde, und zu den sanfteren Beschäftigungen mit den Wissenschaften mächtig hingezogen, diese Stelle bald wieder auf. Zunächst schrieb er die Geschichte der Schweiz, vernichtete sie aber ungeachtet Hume's Beifall, da sie ihm bald selbst nicht genügte. Seit dem J. 1768 begann er, durch Sammlung von Materialien, seine Römische Geschichte vorzubereiten. Schon durch seine jugendlichen Studien mit einem reichen Vorrath dahin einschlagender Kenntnisse ausgerüstet, vermehrte er ihn noch durch unermüdete Lectüre. Im J. 1770 starb sein Vater. Nachdem er seine ökonomischen Verhältnisse geordnet hatte, ging er nach London, wählte diese Stadt, als den Mittelpunkt des gelehrten Verkehrs, zu seinem beständigen Wohnort und begann nun sein unsterbliches Werk, welches nach seinem anfänglichen Plan mit dem dritten Bande, der bis zum Untergange des westlichen Römischen Reichs geht, endigen sollte; er entschloß sich indeß später, es bis zum Untergang des morgenländischen Kaiserthums fortzusetzen. Da ihm aber der Aufenthalt in der Hauptstadt zu kostspielig wurde, verließ er dieselbe und begab sich zu seinem Freunde Deyverdun nach Lausanne. Hier vollendete er im Juni 1787 den sechsten und letzten Band seines unsterblichen Werks, und reiste darauf nach England, um die letzten Bände desselben selbst dem Druck zu übergeben. Es führt den Titel: History of the decline and fall of the roman empire, 6 Völ. 4. Gibbon kehrte hierauf wieder nach seinem geliebten Aufenthalt bei Lausanne zurück, wo er in ungestörter philosophischer Ruhe lebte. Als aber die Französische Revolution ihren Einfluß auch auf die Schweiz zu erstrecken anfing, machte er im Jahre 1793 abermals eine Reise nach England und starb den 16. Jan. 1794 zu London an einem heftigen Anfall von Magengicht. Er selbst glaubte seinen Tod nicht so nahe, und unterhielt sich noch den letzten Abend mit einem seiner vertrauten Freunde über den Tod und die Fortdauer nach dem Tode, und bestimmte die wahrscheinliche Dauer seines Lebens noch auf 13 bis 14 Jahre. Er hinterließ keine nahen Erben; seine kostbare Bibliothek fiel einem jungen Schweizer, Namens Bary, zu, den er liebte und mit sich nach England genommen hatte. Außer ein Paar kleinen Schriften besitzen wir von Gibbon noch seine Selbstbiographie in 2 Bänden. Matthisson gibt in seinen Briefen folgende interessante Schilderung von Gibbon: Sein Aeußeres hat viel Auffallendes. Er ist groß und von starkem Gliederbau, dabei etwas unbehülflich in seinen Bewegungen. Sein Gesicht ist eine der sogenanten physiognomischen Erscheinungen, wegen des unrichtigen Verhältnisses der einzelnen Theile zum Ganzen. Die Augen sind so klein, daß sie mit der

hohen und prächtig gewölbten Stirn den härtesten Kontrast machen. Die etwas stumpfe Nase verschwindet fast zwischen den stark hervorspringenden Backen, und die weit herabhängende Unterkehle macht das an sich schon sehr längliche Oval des Gesichts noch frappanter. Ungeachtet dieser Unregelmäßigkeit hat Gibbon's Physiognomie einen außerordentlichen Ausdruck von Würde, und kündigt beim ersten Blick den tiefen und scharfsinnigen Denker an. Nichts geht über das geistvolle Feuer seiner Augen. Gibbon hat ganz den Ton und die Manieren eines abgeschliffenen Weltmannes; ist kalthöflich, spricht das Französische mit Eleganz und hat (ein Phänomen bei einem Engländer) fast die Aussprache eines Pariser Gelehrten. Er hört sich mit Wohlgefallen und redet langsam, weil er jede Phrase sorgfältig zu prüfen scheint, ehe er sie ausspricht. Mit immer gleicher Miene unterhielt er sich von angenehmen und unangenehmen Dingen, von frohen und tragischen Begebenheiten, und sein Gesicht verzog sich, so lange wir beisammen waren, ungeachtet er veranlaßt wurde, eine drollige Geschichte zu erzählen, nicht ein einziges Mal zum Lächeln. In seinem Hause herrscht die strengste Pünktlichkeit und Ordnung. Seine Leute müssen die Geschäfte beinahe zur bestimmten Minute verrichten, oder sie laufen Gefahr verabschiedet zu werden. Er giebt ihnen aber auch selbst das Beispiel. Sein Tag ist eingetheilt wie der Tag des Angelsächsischen Königs Alfred. Mit dem Glockenschlage geht er an die Arbeit, zu Tische und in Gesellschaft, und bleibt in keiner von ihm abhängigen Lebenslage eine Minute länger als die festgesetzte Tagesordnung es gestattet. Ein Friseur wurde verabschiedet, weil er einige Minuten nach sieben Uhr kam. Sein Nachfolger stellte sich, um mehrerer Sicherheit willen, einige Minuten vor sieben ein, und hatte gleiches Schicksal. Nur der dritte, der mit dem Glockenschlag in die Hausthüre trat, wurde beibehalten. Mit der Englischen, Französischen, Spanischen und Italienischen Literatur ist er bekannt, mit der Deutschen nicht.

Gibellinen, s. Guelfen.

Gibichenstein, ein altes, nur noch in einer alten Warte und wenigen Trümmern vorhandenes, auf einem steilen und auf allen Seiten isolirten Felsen erbautes Bergschloß, bei Halle, unweit der Saale gelegen, aus dessen Fenster Ludwig II., der Stammvater der Landgrafen in Thüringen, im 11. Jahrhundert durch einen verwegenen Sprung in die Saale sich aus der Gefangenschaft befreit, und daher den Namen des Springers erhalten haben soll; wider welche Erzählung jedoch die augenscheinlichsten Zweifel zu erheben sind, da die Entfernung, in welcher wenigstens jetzt die Saale vorbeifließt, einen solchen Sprung nicht gestatten würde. Unter diesem wüsten Schlosse liegt das große Dorf gleiches Namens. Das Domainenamt Gibichenstein trägt jährlich über 100,000 Thaler Pacht ein, und erstreckt seine Gerichtsbarkeit über 4 Städte, 58 Dörfer und 4 steuerbare Marken.

Gibraltar. Das felsige, mehr als 1200 Fuß über die Meeresfläche erhabene Vorgebirge Gibraltar, von Mitternacht nach Mittag eine halbe Meile lang, an der breitesten Stelle nicht eine halbe Englische Meile breit, überall steil, hin und wieder senkrecht steil, durch Natur und Kunst eine unüberwindliche Festung der Engländer, liegt an der südlichsten Spitze des Spanischen Königreichs Andalusien, unter dem 36° 7′ N. B. Den Namen hat es aus den corrumpirten Arabischen Wörtern Gibel al Tarif (Tarifs Gipfel oder Felsen), da Tarif Abenzaca, Feldherr des Califen Walid, zur Zeit des Einbruchs der Araber in Spanien 714, bei diesem, unter den Völkern des Alterthums unter

dem Namen Calpe bekannten Felsen zuerst landete, und die an seinem Fuße gelegene Stadt Heraklea eroberte, welche ihren Namen unstreitig der mythologischen Sage von den Säulen des Herkules verdankt, die dieser Heros der alten Welt auf diesem und dem gegen über liegenden Afrikanischen Vorgebirge Ceuta als Denkmal seiner an jener Meerenge beendigten Abentheuer aufgestellt haben soll. Von dem Berg und der Festung Gibraltar ist die westlich neben jenem gelegene Stadt und Bay, so wie die Afrika von Europa scheidende Meerenge oder Straße benannt worden. 1302 entriß Ferdinand II., König von Castilien, Gibraltar den Arabern. 1333 eroberten diese es wieder. 1462 belagerte es abermals Heinrich IV. von Castilien, und eroberte es nach muthiger Gegenwehr für immer von den Ungläubigen. Das sogenannte Castel an der Nordseite des Berges und nach Maurischer Bauart vormals mit dreifacher Mauer umgeben, von welcher aber nur noch die oberste Mauer stehen geblieben ist, zum Schutz der Stadt gegen das Belagerungsgeschütz von der Landseite her, steht noch da als redendstes Denkmal aus den Zeiten der Araber. Die Stelle der untersten Mauer erfüllt die große Batterie, zum Schutz des nach Norden gerichteten Landthores. Von der zweiten Mauer sind nur noch die Fundamente sichtbar; ihren Platz haben Privatwaarenhäuser eingenommen. Erst Carl IV. ließ von dem deutschen Ingenieur Speckel die Altmaurischen Festungswerke der Neueuropäischen Befestigungsart gemäß abändern. Nachdem 1700 Gibraltar nebst Spanien an den Französischen Prinzen Philipp von Anjou gekommen war, mußten die Spanier diese Festung den 4. August 1704 dem Brittischen Admiral Rook und dem Prinzen Georg von Darmstadt, kaiserl. Feldmarschallieutenant und Vicekönig von Catalonien, übergeben, welche unerwartet, im Mai desselben Jahres, vor Gibraltar erschienen, als ihr Angriff auf Barcellona von dem Vicekönig Don Francesco de Velasco zurückgewiesen worden war. Philipp von Anjou, zum Spanischen König als 5ter dieses Namens gekrönt, ließ vom 12 October 1704 an Gibraltar mit 10,000 Mann unter dem Marschall de Villadarias von der Landseite angreifen, wo die Festung durch einen schmalen sandigen Erdstrich mit dem Continent zusammenhängt, von den Engländern aber so mit Batterien besetzt worden ist, daß die Spanier diesen Theil derselben porta de fuego (Feuerschlund) nennen. Während dessen schloß der Admiral Pointis Gibraltar mit 24 Schiffen von der Seeseite ein. Fast schon auf das Aeußerste gebracht, erhielt es noch zeitigen Succurs durch die Englisch-Holländische Flotte unter Admiral Leake. Vom 10. März 1704 an, wo derselbe Admiral die Festung abermals von der Seeseite entsetzte, das Landbelagerungscorps aber vom Marschall von Tessé commandirt ward, begnügte man sich, Gibraltar bloß zu blokiren, bis 1714 der Utrechter Friede und zwei Jahre darauf ein besonderer Vertrag (1716) den Engländern dessen Besitz garantirte. Von nun an unterließ das handelskluge und reiche England nichts, wodurch Gibraltar, das Bollwerk seines Mittelländischen Handels, besonders als es Malta noch nicht besaß, unüberwindlich zu machen sey. Da aber mit der Furchtbarkeit des Platzes das Interesse Spaniens, denselben wieder zu bekommen, sich vergrößerte, so ward den 7. März 1727 eine Belagerung begonnen, welche die Ankunft des Admirals Trager mit 11 Kriegsschiffen vereitelte. Früher, auf dem Congreß zu Cambray, hatte man denselben Zweck, doch ebenfalls vergeblich, in der Güte zu erreichen gesucht. Spanien bot nunmehr 2 Millionen Pf. Sterling für die Wiedereinräumung des Platzes, allein umsonst, es mußte sich vielmehr im Traktat von Sevilla 1729 abermals aller Ansprüche be-

geben. Doch unterließ es nicht, alle Einfuhr in die Festung streng zu verbieten, auch dieselbe durch die immer mehr verstärkten Linien von St. Roch und Algezira mit den Forts St. Barbara und St. Felippe gänzlich von dem festen Lande abzuschneiden. Um so leichter war es aber, Einwohner und Garnison von der Seeseite her zu verproviantiren, als in dem Felsen selbst ein süßer Brunnen quillt, und in den felsigen Grotten der Regen sich zu dem reinsten Trinkwasser läutert und sammelt. Kühe, Schafe und Ziegen finden unter dem südlichen Himmel an den Felsenritzen immer grünende Nahrung, und überdies ist jedes Fleckchen fruchtbares Land mit den mannigfaltigsten, theils wild wachsenden, theils gepflanzten Fruchtbäumen jenes ergiebigen Klimas bestanden. Endlich bei dem 1779 zwischen England und Spanien ausgebrochenen Kriege erneuerte letzteres seine Angriffe gegen Gibraltar. Die Generallieutenants Abarca und Sotomayor schlossen es zu Lande, Don Barcelo zur See ein. Im Januar 1780 entsetzte es Admiral Rodney. Doch schon am 12. April 1780 war ein neuer Entsatz, durch den Admiral Darby bewirkt, dringend nöthig. Am 18. Juni 1782, wo der Herzog von Crillon mit einem Französischen Hilfscorps eintraf, wurden die Anstrengungen der Belagerer erneut und verdoppelt. Am 13. September desselben Jahres wurden die sogenannten schwimmenden Batterien vernichtet. (S. den Art. Elliot.) Nach der Ankunft des Admirals Howe, welcher den Platz wieder mit allen Bedürfnissen versah, waren die Alliirten genöthigt, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln. Der Friede 1783 versicherte England abermals dieser Festung, deren Belagerung von 1779 bis 1782 den kriegführenden Mächten über 74 Millionen Thaler gekostet haben soll. Seitdem ist Gibraltar in allen Englisch-Spanischen, zum Theil auch Französischen Kriegen höchstens nur von der Landseite blokirt worden. C.

Gicht ist eine der schmerzhaftesten Krankheiten, welche, wenn sie sich in ihrer wahren Gestalt zeigt und zu ihrer völligen Reife gekommen ist, unter der Form einer entzündlichen Geschwulst der Hand- und Fußgelenke erscheint. Man nennt sie bekanntlich Podagra, wenn sie den Unterfuß befällt, wo sie sich besonders gern auf die große Zehe wirft, Gonagra, wenn sie das Knie, und Chiragra, wenn sie eine Hand oder beide einnimmt. Die Gicht hat von den hitzigen Krankheiten den schnellen Anfall und baldigen Verlauf, von den langwierigen die Hartnäckigkeit. Kandidaten der Gicht werden selten davon für immer befreit; einmal da gewesen, kehrt sie bald periodisch, bald unregelmäßig wieder, auf gegebene Veranlassung, besonders von Sünden gegen die Diät, deren Abkömmling sie ist, wenn sie nicht eine Folge erblicher Disposition ist. Tief im Körper und in organischer Verstimmung gegründet ist immer ihre Ursache. Besonders und zunächst wird sie durch lange vorbereitete Schwäche der ernährenden Organe erzeugt, an welcher die Organe des Blutumlaufs den lebhaftesten Antheil nehmen, weswegen auch Appetitlosigkeit, Neigung zu Blähungen und Fieberbewegungen den Anfang der Krankheit machen, zu welcher sich bei Zeiten Schmerz in den Gelenken gesellt, der immer heftiger wird, bis die Ausscheidung eines Käseartigen Stoffs in den Gelenken den Schmerzen und dem Anfall ein Ende macht. Bleiben solche Geschwülste schmerzlos nach der Genesung zurück, so nennt man sie Gichtknoten. Nicht selten, besonders im höhern Alter und bei abnehmenden Kräften, ist die Naturkraft nicht mehr stark genug, um einen vollständigen Anfall mit seiner Crise zu erzeugen. Dann entsteht, mit weniger heftigen Fieberanfällen, Magenkrampf, Leber-, Brust- und Hirnentzündung, je nachdem dieser oder jener Theil des Kranken der schwä-

chere ist. Oft ist diese unregelmäßige Gicht tödtlich. Hämorrhoiden und Steinbeschwerden sind nicht selten mit der Gicht vergesellschaftet oder wechseln mit ihr ab, weil diese Krankheiten sämmtlich aus Einer Quelle: Atonie der Verdauungswerkzeuge, entspringen. — ff. — Bis jetzt hat es nur selten gelingen wollen, die Gicht zu heilen, vielmehr hat sich die Arzneikunde fast einzig auf Palliative beschränken müssen. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient folgende Anzeige, die ein wirksames Gichtmittel anzukündigen scheint, und von der Französischen Regierung dem Erfinder Pradier für 24,000 Franken abgekauft und bekannt gemacht worden ist. Es ist dieses: Mecca-Balsam 6 Quentchen, rothe Chinarinde 1 Unze, Safran 1/2 Unze, Sassaparilla 1 Unze, Salbey 1 Unze, rectificirter Alkohol 3 Pfund. Man läßt den Meccabalsam in einem Drittel des Alkohol auflösen und die andern Substanzen zwei Mal 24 Stunden im Reste des Alkohol einweichen; filtrirt und schüttet die beiden Liqueurs zusammen. Zum Gebrauch wird die erhaltene Tinktur mit 2 oder 3 Mal so viel Kalkwasser vermischt. Wenn man sich derselben bedienen will, so schüttelt man die Flaschen, damit der Bodensatz aufgerüttelt werde, bereitet einen Umschlag von Leinsamenmehl, den man sehr warm und ungefähr einen Finger dick auf die Serviette streicht, um den kranken Theil damit zu umwickeln. Der Umschlag muß sehr klebrig seyn. Wenn man ihn zubereitet, um die beiden Beine und die Füße bis unter die Knie damit zu umwickeln, so müssen 3 Litre (Kannen) Leinsamenmehl dazu gebraucht werden. Ist der Umschlag fertig und so warm, daß der Kranke ihn erleiden kann, so werden auf dessen Oberfläche ungefähr 2 Unzen auf jeden Umschlag von der zubereiteten Flüssigkeit gegossen; man streicht ihn auf dem ganzen Umschlag umher, damit er, ohne eingesogen zu werden, gleichmäßig vertheilt sey. Der Umschlag wird alsdann auf das Glied gelegt, welches man sorgfältig ganz damit umwickelt; sodann umwindet man das Ganze mit Flanell oder gummirtem Taffet, um den Umschlag, der mit Bändern befestigt wird, warm zu halten. Dieser Umschlag wird gewöhnlich nur alle 24 Stunden, bisweilen alle 12 Stunden, gewechselt.

Giebel oder Fronton ist einer derjenigen Theile, welche einem Gebäude zur Verzierung gegeben werden. Der Giebel ist eine über die Vorlagen eines Gebäudes in schräger Richtung hinausgehende Mauer, die an allen 3 Seiten Einfassungen von Gesimsen bekommen muß. Das Hauptgesims ist die Grundlinie desselben; die Seiten bekommen die Glieder des Kranzes zur Verzierung. Giebel über Fenstern und Thüren sind ein Auswuchs des schon gesunkenen Geschmacks in der Baukunst. Sie geben, zumal dicht neben einander, dem Gebäude ein krauses, eckigtes, überladenes und unangenehmes Ansehn. Die natürlichste Form des Giebels ist die dreieckige; runde Dächer lassen auch eine runde Form zu, aber ausgeschwifte und in ihrer Form unterbrochene Giebel sind durchaus zu verwerfen. Die Giebel der Alten sind sehr niedrig; Vitruv gibt zur Höhe des Giebelfeldes den neunten Theil der Breite desselben an. Die Höhe des Kranzes dazu gerechnet, beträgt die Höhe des ganzen Giebels etwa den fünften Theil seiner Breite. Es finden sich aber Beispiele, daß sie beträchtlich niedriger waren. Die Griechen und alten Römer verzierten nur Tempel mit Giebeln. Das erste Wohngebäude mit einem Giebel erbaute Julius Cäsar. War das Giebelfeld groß, so füllten es die Alten mit einem Basrelief aus; Inschriften, oder wohl gar Fenster, wie die Neuern in den Giebeln anbringen, finden sich bei den Alten durchaus nie.

Gift; jede Substanz, die schon in sehr geringer Menge Zufälle

in dem Körper der Thiere sowohl als der Menschen hervorbringen kann, welche der Gesundheit und dem Leben derselben Gefahr bringen. Uneigentlich nennt man daher auch überhaupt alles, was sehr schädlich auf organische Körper wirkt, ein Gift für dieselben. Die Einwirkung der Gifte auf den Körper geschieht theils durch Aufnahme in das Innere desselben durch den Mund in die Verdauungswege, in den Magen und Darmkanal, oder vermittelst des Athemholens in die Lungen, wohin z. B. die giftigen Luftarten und Dämpfe gelangen, theils durch die Einsaugung der Haut. Manche Gifte wirken mehr chemisch, die organische Faser zerstörend, ätzend, die Form und den Zusammenhang der Theile verletzend, heftig reizend, schnell Entzündung und den Brand erregend. Hierher gehören die meisten Gifte aus dem Mineralreiche: 1) mehrere Metallkalke und deren Verbindungen mit Säuren, z. B. der Arsenik, eines der fürchterlichsten und zerstörendsten Gifte, welches schon in der Quantität von wenigen Granen tödtliche Zufälle hervorbringt. Auch von dem Kupfer sind mehrere Zubereitungen giftig, z. B. der Grünspan, mehrere Farben davon, auch die in kupfernen Gefäßen gekochten sauren oder sehr gesalzenen Flüssigkeiten, Speisen oder Getränke. Mehrere Präparate von Quecksilber, als der ätzende Sublimat, der weiße und rothe Präcipitat u. a. m., auch einige vom Spießglanz gebräuchliche Zubereitungen sind hierher zu rechnen. 2) Starke Mineralsäuren, wenn sie unverdünnt in den Körper kommen, z. B. die concentrirte Schwefelsäure, oder das sogenannte Vitriolöl, die Salpetersäure, oder das sogenannte Scheidewasser, die Salzsäure. 3) Einige Pflanzen, welche einen sehr scharfen und ätzenden Stoff bei sich haben, z. B. von den bei uns einheimischen, die Wolfsmilch (Euphorbium Esula), der Kellerhals (Daphne Mezereum) u. a. m. 4) Aus dem Thierreiche die Cantharіden oder sogenannten spanischen Fliegen. Die Wirkung aller dieser Gifte äußert sich schnell; wenn sie in den Magen gekommen sind, so entsteht heftige Uebelkeit, unaufhörliches Würgen und Brechen mit den quälendsten Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, als wenn viele Messer darin herumschnitten; bald kommt Entzündung, und, wenn nicht schnelle Hülfe geleistet wird, der Brand hinzu. Die Cantharіden haben noch das Eigene, daß sie vorzüglich auf die Urinwege wirken, und unaufhörliches Drängen zum Urinlassen erregen, wobei nur wenige Tropfen mit peinlichen brennenden Schmerzen abgehen. Andere Gifte wirken mehr durch schnell vorübergehende Reizung der Empfindungs- und Bewegungskraft des Organismus, und bald darauf folgende gänzliche Vernichtung derselben. Dies sind die sogenannten betäubenden Gifte, worunter die meisten aus dem Pflanzenreiche sind. Sie äußern ihre Wirkung durch Uebelkeit, heftige Kopfschmerzen, Schwindel, Dunkelheit oder Flimmern vor den Augen, gewaltsame und unwillkührliche Bewegungen der Glieder und des ganzen Körpers, Verzerren der Gesichtsmuskeln, Angst, Verlust des Bewußtseyns u. s. w., endlich kommt Schlagfluß noch dazu. Hieher gehört das Opium, der Schierling (Conium maculatum), das Bilsenkraut (Hyoscіamus), die Belladonna (Atropa Belladonna). Auch in den bittern Mandelkernen steckt ein ähnliches, schnell das Leben vernichtende Gift, das seine Wirkung äußert, wenn sie in Menge genossen werden, oder wenn das concentrirte destillirte Oel in den Magen kommt. Dasselbe Gift steckt auch in den Blättern des Kirschlorbeers, und unter den Produkten des Thierreichs wird es in der Berlinerblausäure, auch in sauern Blut- und Leberwürsten, deren Genuß oft in wenigen Stunden tödtlich geworden ist, gefunden. Unter den Pflanzen gibt es mehrere, welche beide Wirkungen vereinigen, und mittelst eines eigenen scharfen

Stoffes reizend und, vermöge des ihnen zukommenden narcotischen Stoffes, betäubend wirken. Hieher gehören z. B. der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea), das Eisenhütchen (Aconitum Napellus) u. a. m. Andere Gifte wirken dadurch, daß sie die zum Leben nöthigen Verrichtungen mancher Organe plötzlich oder allmählich unterdrücken. Hieher gehören alle die schädlichen Luft- und Gasarten, welche nicht zum Athemholen taugen, erstickende Dämpfe; z. B. das Kohlenstoffgas (die fixe Luft) in Kellern, worin gährendes Bier liegt; Schwefeldämpfe, Kohlendämpfe, durch das Athmen und die Ausdünstung vieler Menschen in einem verschlossenen Raume verdorbene Luft, große Menge starker Blumengerüche in verschlossenen Zimmern u. a. m. Verschiedene Präparate vom Blei, als Bleizucker, Bleiweiß, Mennig, Wein mit Bleiglätte oder Bleizucker versüßt u. dergl. m. sind in diese Classe zu rechnen, indem sie allmählig die Lebensthätigkeit der einsaugenden Gefäße in dem Darmkanal unterdrücken, sie zusammenziehen und verengern, Kolikschmerzen erregen, und endlich die Einsaugung des Nahrungsstoffes verhindern, wodurch Auszehrung entsteht. Endlich gibt es noch Gifte, welche durch ihre Einwirkung auf den Körper solche Unordnungen und Tumulte in demselben verursachen, daß daraus lebensgefährliche Krankheiten entstehen. Hieher können diejenigen thierischen Gifte gerechnet werden, welche als contagiöse Krankheitsgifte jedesmal die bestimmte Krankheit hervorbringen, deren Produkt sie selbst sind; z. B. das Wuthgift von toll gewordenen Thieren erregt jedesmal die Wuthkrankheit; das Pestgift bringt bloß die Pestkrankheit, das venerische Gift blos Zufälle der venerischen Seuche hervor u. a. m. Gegengift heißt jede auf den organischen Körper angebrachte Wirkung oder Substanz, welche die schädliche Wirkung eines Giftes vernichten soll, insbesondere aber jedes bestimmt einem bestimmten Gift entgegenwirkende Heilmittel. Die Gegengifte sind eben so verschieden, wie es im Allgemeinen die Gifte sind. Sie sollen theils den Körper gegen die Einwirkung des Giftes schützen, theils das letztere so umändern, daß es seine schädliche Wirkung verliert, theils die schon geäußerten nachtheiligen Wirkungen wieder aufheben. So wendet man überhaupt gegen die ätzenden und scharfen Gifte schleimige und fette Mittel an, z. B. Oel, fette Milch u. dergl., um die Wände des Magens und der Gedärme gegen die zerstörende Wirkung des Giftes zu schützen. Gegen die metallischen Gifte dienen noch außerdem Seifen- und Schwefelleberauflösung, um durch die Verbindung mit dem Laugensalze und dem Schwefel die ätzende Eigenschaft jener Metallgifte zu vermindern. Gegen die concentrirten Mineralsäuren dienen besonders auch Oel, Laugensalze und Seife. Gegen Cantharidien dienen schleimige, ölige Mittel mit Kampfer. Gegen die betäubenden Gifte wirken vorzüglich die schwächern vegetabilischen Säuren, Essig, saure Weine; die Wirkung des Gifts der Blausäure, der bittern Mandeln, der Blätter des Kirschlorbeers vernichtet das Laugensalz, auch eine Eisenauflösung. Gegen Opium wirkt besonders der Kaffe, auch der Wein und der Kampfer u. s. w. Unter den contagiösen Giften haben wir gegen die wenigsten ein bestimmtes Gegengift. Wir müssen uns begnügen, blos gegen die von denselben erregten Krankheiten zu handeln, wenn wir den Körper nicht gegen die Einwirkung derselben schützen können. Gegen die Wirkung giftiger Bisse oder Stiche z. B. reiben wir fette Oele ein, gegen die vom venerischen Gift erregte Krankheit wirkt das Queckſilber specifisch. Ehemals glaubte man durch Schwitzen alle schädliche Stoffe aus dem Körper heraustreiben zu können, daher man sich eine Zusammensetzung

von vielerlei Schwitzmitteln als das beste und allgemeinste Gegengift dachte. Hievon rühren die Alexipharmaca der Alten, der sonst so berühmte Mithridat, Theriac u. a. bergl. her, welche aber nichts weiter bewirkten, als was sie vermöge ihrer sonderbaren Mischung konnten, nämlich erhöhte Thätigkeit der Systeme der Nerven und Adern, und daher erfolgenden Schweiß, wodurch sie bei den contagiösen Krankheiten meistens nur Oel ins Feuer gossen und mehr Schaden als Nutzen stifteten. H.

Giganten, ungeheure drachenfüßige Riesen, welche Gäa, im Zorn über die Einkerkerung der Titanen in den Tartarus, aus dem Blute des entmannten Uranos gebar und zum Kampfe gegen den Jupiter aufregte. Auf den phlegräischen Feldern stürzten sie aus der Erde hervor und begannen den Kampf gegen die himmlischen Götter. Sie thürmten die Gebirge Ossa, Pelion, Oeta, Rhodope und andere auf einander, und bestürmten von dieser Höhe mit Felsenstücken und Feuerbränden den Olymp. Wenn erstere ins Meer fielen, bildeten sie Inseln; fielen sie aufs Land, Berge. Aber die Götter widerstanden dem Angriff der Frevelnden und errangen den Sieg. Herkules — denn ohne den Beistand eines Sterblichen konnten die Götter nicht siegen — tödtete und verwundete mehrere, unter diesen den Alcyoneus. Merkur erlegte den Hippolytos, Vulkan und Hekate den Clitias, Minerva den Pallas, Jupiter selbst erschlug mehrere mit seinen Blitzen, Neptun stürzte einen Theil der Insel Cos auf den Polybates, Minerva die Insel Sicilien auf den Enceladus; Apollo, oder nach Andern, Jupiter tödtete den Porphyrion. — Nach Einigen wurden auf alle Giganten Inseln oder Berge gestürzt, aus denen sie Feuer spieen, nach Andern wurden sie in den Tartarus verschlossen und daselbst mit dem Uranus bewacht. — Nach spätern Erzählungen soll das Geschrei des Esels Silens, nach andern das Blasen des Triton auf seiner Seemuschel sie in die Flucht gejagt haben.

Gilbert (Nicolas Joseph Laurens), ein junger feuriger französischer Dichter, geboren zu Fontenoy-le-Chateau bei Nanci, im J. 1751. Ein Sturz vom Pferde machte ihn wahnsinnig. In einem Anfall der Krankheit verschluckte er einen Schlüssel und starb daran den 12ten Novbr. 1780 im Hotel-Dieu, 29 Jahre alt. Man hat von ihm Oden und Satyren und ein Werk, das bei den Preisen der französischen Akademie concurrirte, unter dem Titel: Le genie aux prises avec la fortune, ou le poete malheureux. Seine Oden über das jüngste Gericht und die Schlacht von Ouessant verrathen Energie und enthalten sehr schöne Verse. Seine Satyre unter dem Titel: Le dix-huitième siècle und eine andere mit der Aufschrift: Mon apologie, sind mit den höchsten Schönheiten geziert. Auch hat Gilbert den ersten Gesang von dem Tod Abels übersetzt. Fast sterbend machte er folgende schöne Verse:

Au banquet de la vie, infortuné convive,
J'apparus un jour et je meurs;
Je meurs, et sur la tombe où lentement j'arrive,
Nul ne viendra verser des pleurs.
Salut! champs que j'aimois, et vous douce verdure,
Et vous riant exil des bois,
Ciel, pavillon de l'homme, admirable nature,
Salut pour la dernière fois!
Ah! puissent voir long-tems votre beauté sacrée
Tant d'amis sourds à mes adieux!
Qu'ils meurent, pleins de jours, que leur mort soit pleurée,
Qu'un ami leur ferme les yeux!

Im J. 1802 sind seine Werke zu Paris in zwei Bändchen herausgekommen: Eine frühere Ausgabe in einem Bande erschien 1786.

Gilde, gleichbedeutend mit Gülde, Gilte, Zunft, Einung, Innung, Gaffelamt, Gaffel, Amt, Zeche, Brüderschaft, Amtsgilde, bedeutet öffentlich bestätigte Gesellschaften von Handwerksgenossen, welche mit einer Ordnung und Lade versehen, und mit Ausschließung anderer, ein gewisses Handwerk zu treiben berechtigt sind. Allein zu dem Begriffe von einer Gilde oder Zunft gehört es durchaus nicht, daß nur gerade Handwerksgenossen einerlei Art in Verbindung mit einander stehen, sondern auch Handwerker von ganz verschiedener Art können zusammen eine Gilde ausmachen, wie dies auch wirklich der Fall ist, z. B. mit den Feuerarbeitern, Lederarbeitern ꝛc. Hingegen aber folgt aus dem Begriffe Gilde oder Zunft schon von selbst, daß derselben überhaupt alle diejenigen Rechte zustehen müssen, welche eine jede erlaubte Gesellschaft im Staate ordentlicher Weise genießt. Auf diesem Grundsatze beruht das Recht der Gilden oder Zünfte: 1) gewisse Gilde- oder Zunftartikel, oder Handwerksordnungen zum Besten der Gilde verabreden zu dürfen und darüber Gildebriefe zu besitzen, d. i. eine schriftliche Bestätigung oder ein Privilegium der Landesobrigkeit, so einem Handwerk ertheilt ist, worin zugleich dessen Rechte, Freiheiten und Schranken enthalten sind, nebst dem, was dessen Meister eigentlich verfertigen und treiben können. 2) Einzelnen Mitgliedern und Personen zur Erhaltung einer guten Ordnung die Aufsicht über bestimmte Gilden- oder Innungsgeschäfte zu übertragen und bei Prozessen, welche die Gilde betreffen, einen Syndikus zu bestellen. 3) Zusammenkünfte oder Morgensprachen, weil sie ehedem des Morgens mit Aufgang der Sonne gehalten wurden, zu halten, wenn es das Beste der Gilde erfordert. Endlich 4) ein gewisses gemeinschaftliches Vermögen zu besitzen und zur Bestreitung der Kosten, welche die Erhaltung und das Beste der Innung erfodern, gewisse Abgaben zu bestimmen, welche die Gilde- oder Zunftgenossen entrichten müssen, und die nebst andern Gildesachen in einer gemeinschaftlichen Lade, Gildelade, pflegen aufbewahrt zu werden. An einigen Orten macht man jedoch einen Unterschied zwischen Gilde und Zunft, z. B. in der Mark-Brandenburg scheint Gilde anständiger zu seyn als Zunft, Innung, Gewerk und eine geehrtere Innung oder Gesellschaft zu bedeuten. Daher nennen sich auch die Kaufleute Kaufmannsgilde, Kramerinnung ꝛc., um sich von andern geringern Zünften und Handwerkern dadurch zu unterscheiden. Indessen hält man die Benennung Gilde an andern Orten für gering und ertheilt sie den gemeinen Handwerkern, und belegt die übrigen mit dem Namen Amt oder Aemter. Ueber den Vortheil oder Nachtheil, den die Gilden der gemeinen Wohlfahrt bringen sollen, ist viel und leidenschaftlich gestritten worden, und man hat sie in neuern Zeiten, wo die Patente für Gewerbe eingeführt wurden, vollends ganz vertilgen wollen. Zu läugnen ist es nicht, daß die Gilden mit ihrem Gildenzwange großen Unfug gemacht und viele Mißbräuche gehabt haben und zum Theil noch haben, die man mit Strenge abschaffen, dagegen aber das Gute beibehalten muß, das die Gilden in Ansehung der Vollkommenheit und Güte der Arbeiten, der Ordnung und des bessern Fortkommens der Arbeiter selbst ꝛc. für sich haben. Wahr ist es freilich, daß man vor 800 Jahren noch keine Gilden und gildenmäßige Handwerker hatte. Wen damals der Schuh drückte, schlug sich ihn selbst über den Leisten; der Bauer klapperte sich seine elende Hütte, wie heut zu Tage die Soldaten ihre Baraken ꝛc. selbst zusammen. Al-

lein die Unbequemlichkeit und Unvollkommenheit von alle diesem Wesen veranlaßten die Entstehung der Gilden im 12ten Jahrhundert und den ersten diplomatisch gewissen Gildebrief haben die Gewandschneider und Krämer zu Hamburg 1152 vom Herzoge Heinrich dem Löwen erhalten. X.

Gil-Polo (Caspar), ein berühmter Spanischer Dichter, geboren zu Valencia, wo er die schönen Wissenschaften und die Rechte studirte, blühte gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts. Er verdankt seinen Ruhm seiner trefflichen Diana enamorada, einem Schäferroman, der eine Fortsetzung der Diana von Montemayor ist. Cervantes, als er die Bibliothek des Don Quixotte mustert, sondert die Diana des Gil-Polo von den zum Scheiterhaufen verurtheilten Büchern ab, und ertheilt ihr die ehrenvollsten Lobsprüche. Sie ist fast in allen Sprachen Europa's übersetzt, und zuletzt in London 1739 neu gedruckt worden.

Gillies (Dr. John), wurde zu Brechin in der Grafschaft Angus in Schottland um die Mitte des 18. Jahrhunderts geboren. Er studirte zu Glasgow, und legte sich hier mit vorzüglich glücklichem Erfolg auf Griechische Literatur und das Studium der Moral; außerdem ließ er sich die Kultur seiner Muttersprache sehr angelegen seyn. Nach Beendigung seiner Studien auf der Universität wurde er Führer des Herrn Hope, eines der jüngern Söhne des Grafen Hopeton. Mit diesem brachte er einige Jahre in Deutschland zu, und besuchte in dessen Gesellschaft auch die berühmtesten Städte Frankreichs und Italiens. Zu bedauern ist es, daß er die auf seiner Reise gemachten Bemerkungen nicht durch den Druck bekannt gemacht hat. Seine gelehrten Arbeiten sind, außer einem trefflichen, schon in seiner Jugend geschriebenen Aufsatz, betitelt: Defence of the study of classical literature, besonders folgende: 1) History of ancient Greece, its colonies and conquests u. s. w., das selbst Goldsmiths Griechische Geschichte weit übertrifft, wiewohl der Deutsche Uebersetzer zu manchen Berichtigungen Gelegenheit gefunden hat. 2) View of the reign of Frederik II. of Prussia, with a parallel between that prince and Philipp II. of Macedon, eine Schrift, welche durch den Tod Friedrichs, dessen Hof der Verf. besucht hatte, veranlaßt wurde, und ein Beweis der Achtung ist, die ein Ausländer für das Verdienst des großen Königs hegt, und wegen der scharfsinnigen glücklich durchgeführten Parallele jener beiden merkwürdigen Männer, alle Aufmerksamkeit verdient. 3) Uebersetzungen des Lysias, Isocrates und der Politik und Ethik des Aristoteles, nebst einer Analyse der Werke desselben. Nach den letzten Nachrichten lebte Gillies vorzüglich in London. Seine Einkünfte bestehen theils in einer Pension, welche ihm der Graf Hopeton gibt, theils in dem Honorar, welches seine literarischen Arbeiten abwerfen, und endlich in 200 Pf., welche er als Historiograph von Schottland erhält, zu welcher Würde er nach dem Tode Robertsons erhoben wurde. Er spricht Französisch und Deutsch mit Fertigkeit und schätzt die Deutsche Literatur.

Gimle, nach der Skandinavischen Mythologie ein gegen Mittag am Ende des Himmels gelegener Wohnplatz, die herrlichste unter allen himmlischen Regionen, noch glänzender als die Sonne. Sie wird bestehen, wenn Himmel und Erde vergehen, und die Guten und Gerechten werden darin wohnen durch alle Zeiten.

Giordano (Luca), ein berühmter Maler, geboren zu Neapel im J. 1632, war ein Schüler Espagnolet's, und vereinigte sich mit Peter von Cortona, dem er bei seinen großen Arbeiten half. Paul Veronese war das Vorbild, dem er sich vorzugsweise anschloß. Dessen ungeach-

zet ahmte er die berühmtesten Maler mit einer solchen Vollkommenheit nach, daß selbst Kenner dadurch getäuscht wurden. Man hatte ihm den Namen Luca fa presto (Lucas, eile dich) gegeben, entweder weil sein Vater ihn mit diesen Worten anzutreiben pflegte, oder wegen der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher er malte. Sein Geist war an Erfindung reich, sein Colorit sanft und harmonisch und sein Pinsel frei und fest; mit der Perspective war er gründlich vertraut. Carl II. von Spanien berief ihn zu sich, um das Escurial zu zieren. Der König und die Königin fanden Vergnügen daran, ihn arbeiten zu sehen, und waren stets zugegen, wenn er malte. Giordano war von einem heitern Temperament und belustigte den Hof mit seinen Einfällen. Die Königin sprach einmal mit ihm von seiner Frau, und drückte den Wunsch aus, sie zu kennen. Der Maler verfertigte auf der Stelle ein Bild von ihr und zeigte es der Fürstin, welche darüber so entzükt war, daß sie ihr Perlenhalsband abnahm und es ihm zum Geschenk für seine Frau übergab. Der König zeigte ihm ein Gemälde von Bassano, und äußerte sein Mißvergnügen, das Gegenstück nicht auch zu besitzen. Wenige Tage darauf zeigte Giordano dem König ein Gemälde, das dieser für ein Werk Bassano's ansah, und so lange dafür hielt, bis jener darthat, daß er es selbst verfertigt habe. Außer diesen beiden Gemälden machte er, um die Weise dieses Malers nachzuahmen, noch zwei andere, die man in der Karthause St. Martin zu Neapel findet; auch sieht man in derselben Kirche ein Gemälde, worin er den Chevalier Massimo Stanzioni nachgeahmt hat. Giordano's Talent war von der Art, daß er nach Gefallen die berühmtesten Meister nachahmte, und man ihn den Proteus in seiner Kunst nennen kann. Nach dem Tod Carls II. ging er in sein Vaterland zurück und starb daselbst im J. 1704. Seine vorzüglichsten Werke sind im Escurial, in Madrid, Florenz und Rom. Die Zahl seiner Werke ist zu groß, als daß ihm zu einem sorgfältigen Studium Zeit geblieben wäre. Der Kenner entdeckt daher fast in allen Inkorrektheiten, und nur wenige sind tadellos.

Giornovichi (eigentlich Jarnowick), der Lieblingsschüler des berühmten Lolli, war von Italienischen Aeltern zu Paris geboren, und einer der größten Virtuosen auf der Violine. Er debütirte im Concert spirituel mit dem sechsten Concert seines Lehrers. Dieser Anfang fiel nicht glücklich aus; aber Jarnowick ließ sich dadurch nicht abschrecken, und erwarb sich bald den allgemeinen Beifall. Zehn Jahre hindurch war Jarnowick's Methode die allgemein herrschende. Genauigkeit, Reinheit und Eleganz charakterisirten diesen fertigen Violinisten, dagegen aber fehlte ihm ein kräftiger Ton, ein gefühlvolles Gemüth, ein glänzendes staccato. Nachdem gebieterische Umstände ihn genöthigt hatten, Frankreich zu verlassen, trat er 1782 als erster Violon in die Kapelle des Kronprinzen von Preußen. Der Kapellmeister Wolf lernte ihn in Berlin kennen, und spricht in seinen Reisen von dem Enthusiasmus, welchen dieser Virtuose erregte, so oft er sich hören ließ. Schon im J. 1783 verließ er Berlin, weil er mit dem berühmten Cluport (welchen er sogar auf den Degen herausforderte) in beständigem Streit lebte, besuchte Petersburg, Wien u. s. w., und war 1793 in London. Von 1798 bis 1802 lebte er in Hamburg, ging dann nach Berlin und von da wieder nach Petersburg, wo er im November 1804, als er eben Billard spielte, vom Schlage getroffen starb. Er würde, ungeachtet seiner bedeutenden Einnahmen kaum haben auf eine anständige Art begraben werden können; aber ein Freund von ihm veranstaltete auf seine Kosten ein feierliches Leichenbegängniß, das durch den Gesang der eben in Petersburg anwesenden Mara verherrlicht wurde. In Paris sind

sieben Symphonien und neun Concerto's von ihm in Stich erschienen. Von Caraktер war Jarnowick sehr heftig und reizbar, und dem Spiel und andern Leidenschaften ohne Gränzen ergeben.

Giotto, dieser berühmte Maler, wurde nach Vasari 1276, nach Baldinucci 1265, geboren. Der Sohn eines Bauern in dem Dorfe Vespignano, war er bestimmt das Vieh zu hüten. Da Cimabue ihn einst beobachtet hatte, wie er eins von seinen Schafen auf einer Steinplatte zeichnete, bat er seinen Vater, ihm den Sohn zu überlassen, und nahm ihn mit nach Florenz, wo er ihn in der Malerei unterrichtete. Seine äußerst glücklichen Anlagen, besonders die ihm eigenthümliche Grazie, entwickelten sich so schnell, daß er im Kurzen seinen Meister und alle mitlebenden Maler übertraf. Die Kunst verdankt ihm viel wegen seines natürlicheren Faltenwurfs, wegen des Ausdrucks, der Weichheit und Grazie in seinen Bildern, hauptsächlich aber, weil er sich zuerst an Verkürzungen wagte, durch welches alles er sich den Namen eines Schülers der Natur erwarb. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehört die berühmte Navicella in Rom, in Florenz einige Frescogemälde, unter denen die von Michel-angelo und Mengs so bewunderte Beilegung ins Grab der Jungfrau sich befindet. Dieser außerordentliche Mann beschränkte sich aber nicht auf die Malerei allein, sondern trieb mit gleichem Glücke die Mosaik, Bildhauer- und Baukunst, und war zugleich ein ausgezeichneter Miniatur- und Portraitmaler. Er starb im J. 1336, und hinterließ eine Menge Schüler.

Girande ist ein Springbrunnen, aus welchem durch viele Oeffnungen Wasserstrahlen in die Höhe steigen und wegen der darin eingeschlossenen Luft ein heftiges Rauschen und Brausen verursachen. Auch nennt man Girande ein großes Feuerwerk, aus welchem eine Menge Raketen auf einmal emporsteigen und ihr Feuer in abwechselnden Richtungen ausströmen.

Girardon (François) Bildhauer und Architekt, war im Jahr 1628 zu Troyes in Champagne geboren und hatte Laurent Maziere zum Lehrer. Nachdem er sich unter François Anguier vervollkommnet hatte, erlangte er einen solchen Ruf, daß Ludwig XIV. ihn mit einer Pension von 1000 Thalern nach Rom schickte, um die Meisterwerke alter und neuer Zeit zu studiren. Nach seiner Rückkehr schmückte er in Paris die königlichen Schlösser mit seinen Arbeiten in Marmor und Bronze. Nach Le Brun's Tode übertrug ihm Ludwig XIV. das Amt eines Oberaufsehers aller Bildhauerwerke. Nur der berühmte Pujet war mit dieser Wahl unzufrieden, und ging, um nicht von ihm abhängig zu seyn, nach Marseille. Diese beiden Nebenbuhler waren einer des andern würdig. Pujet gab seinen Figuren mehr Ausdruck, Girardon mehr Anmuth. Auch zeichnen sich seine Werke durch Correktheit der Zeichnung und Schönheit in der Anordnung aus. Die vorzüglichsten sind: das prächtige Mausoleum des Cardinals Richelieu, sonst in der Kirche der Sorbonne, jetzt in dem Museum des Petits Augustins; die reitende Statue Ludwigs XIV., welche sein Meisterstück war, und am 12. August 1792 umgeworfen wurde; Endlich in den Gärten von Versailles die Entführung der Proserpina von Pluto, und die herrlichen Gruppen, welche die Bosquets der Apollobäder u. s. w. zieren. Da Girardon zu beschäftigt war, um seine Marmor selbst bearbeiten zu können, überließ er diesen wesentlichen Theil der Bildhauerei Künstlern, die zwar geschickt, aber doch nicht von den Talenten ihres Meisters waren. Er starb zu Paris den 1. Sept. 1715. Seine Gattin, Catharine du Chemin, erwarb sich einen Namen als Blumenmalerin.

Giro, eigentlich ein Kreis, Kreislauf, eine mehrmals geschehene Indossirung (Uebertragung) eines Wechselbriefs, daher ein solcher von einem Inhaber auf einen Andern indossirter Wechsel ein girirter Wechselbrief, die Handlung der Uebertragung aber girіren heißt; gleich wie jene Person, die einen girirten Wechselbrief an eine andere indossirt hat, der Girant, derjenige aber, an welchen ein solches Indossement gerichtet ist, der Girat genannt wird. Ein ausgefülltes Giro wird dadurch bewirkt, daß der Girat in dem Giro mit Beifügung des Datums benannt ist, und der Trassat (der Bezogene) mit der Bezahlung an ihn oder dessen Ordre angewiesen wird. Ein Giro in blanco, oder ein unausgefülltes Giro ist ein solches, wo über dem Namen des Giranten ein leerer Raum gelassen ist, damit der Girat das Giro selbst ausfüllen kann. Der Girat hat dabei den Vortheil, daß er nicht mit in die Reihe der Giranten tritt, und er mithin von der den Giranten stillschweigend obliegenden Garantie des Wechsels befreit bleibt. Da indeß auch mancher Unterschleif durch Giri der Art möglich gemacht wird, so sind sie in vielen Wechselordnungen verboten.

Girobank (Wechselbank oder Depositenbank) ist eine öffentliche Anstalt, worin vornehmlich die Kauf- und Handelsleute unter Verwaltung und Aufsicht sicherer, dazu bestellter Personen, unter Gewährleistung des Staats oder des Landesfürsten, ihr Geld sicher anlegen und jederzeit nach ihrem Gefallen darüber disponiren können. Die Bequemlichkeit, welche dergleichen Girobanken gewähren, besteht hauptsächlich darin, daß alle Bankzahlungen durch bloßes Ab- und Zuschreiben von der Rechnung eines Eigenthümers oder Theilhabers an deren Fonds auf die Rechnung eines Andern geschehen, wodurch das Hin- und Herzählen des Geldes erspart wird. In Europa sind eigentlich nur vier solche Girobanken, nämlich zu Amsterdam, Hamburg, Nürnberg und Venedig. Die Banken zu Danzig, Genua, Kopenhagen, London, Neapel, Paris, Rom, Stockholm und Wien sind von den vier genannten unterschieden, und werden zum Theil auch Lombarden (Leihbanken) genannt. Die Banken nehmen keine andern, als gute grobe Münzsorten an, welche daher Bankogeld heißen. Wenn sie vollen Kredit haben, so sind ihre Bankzettel dem baaren Gelde gleich.

Girtanner (Christoph), geboren im J. 1760 zu St. Gallen, studirte in Göttingen die Medicin, machte von da aus verschiedene Reisen nach Frankreich, England, Schottland, in verschiedene Gegenden Deutschlands und die Schweiz, privatisirte nach seiner Rückkunft in Göttingen, und starb daselbst den 17. Mai 1800. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller im medicinischen und politischen Fache, und sehr geschickt, fremde Ideen zu verarbeiten. Unter den Deutschen war er einer der ersten, die den Werth der antiphlogistischen Chemie einsahen, und sie durch Schriften verbreiteten. Weniger Werth haben seine Darstellungen des Brownschen und des Darwinschen Systems der praktischen Heilkunde und sein Buch über Kinderkrankheiten. Kants naturhistorische Ansichten und Sätze sammelte und erläuterte er sehr gut. Ueber die Französische Revolution hat er viel drucken lassen. Seine erschienene Geschichte derselben, so wie sein politisches Journal, deren Hauptcharakter Anhänglichkeit an die Sache der Deutschen und des Königthums ist, werden noch gelesen und nachgeschlagen werden, wenn die Scurrilitäten jakobinischer Pamphlets gegen ihn längst vergessen seyn werden.

Gis bezeichnet im heutigen Tonsystem die neunte Klangstufe zwi-

schen G und A, und wird für die Ausführung durch ein mit einem ♭ bezeichnetes G angedeutet.

Giseke (Nikolas Dietrich) war 1724 zu Günz in Niederungarn geboren, verlor seinen Vater Paul Giseke (eigentlich Köszechi) bald nach seiner Geburt und ward in Hamburg erzogen, wohin seine Mutter zu Anverwandten zog. Von trefflichen Lehrern in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet, erwarb er sich zugleich durch seine gefälligen Sitten unter andern die Gunst von Brockes und Hagedorn. Im J. 1745 ging er auf die Universität Leipzig, wo er sich mit musterhaftem Eifer den theologischen Wissenschaften widmete, seine Nebenstunden aber der Dichtkunst schenkte, die er frühzeitig liebgewonnen hatte. Die Verfasser der Bremischen Beiträge wurden seine Freunde. Nachdem er 1748 Leipzig verlassen und einige Jahre in Hannover und Braunschweig die Erziehung einiger vornehmen Jünglinge besorgt hatte, ward er 1753 Prediger in Trautenstein im Fürstenthum Blankenburg, erhielt, nach des berühmten J. A. Cramers Tode, die Oberhofpredigerstelle in Quedlinburg und ward im J. 1760 von dem Fürsten Christian Günther von Schwarzburg-Sondershausen zum Superintendenten und Consistorialassessor ernannt. Hier starb er, nachdem er 1763 einen neuen Ruf als Senior nach Frankfurt am Main abgelehnt hatte, in der Blüthe seiner Jahre am 23. Febr. 1765. Bedenkt man daß Giseke in die Zeit des erst aufblühenden Deutschen Geschmacks fiel, so muß man seine poetischen Arbeiten, deren reine und fließende Versifikation sich besonders empfiehlt, schätzbar und alles Lobes werth finden. Er erscheint als ein anmuthiger und lehrreicher Dichter, der in der erzählenden und didaktischen Gattung am glücklichsten gearbeitet hat. Nicht Feuer und Scharfsinn noch Gedrungenheit, aber ein sanfter Fluß der Gedanken und Worte, gefällige Moral, edle Einfalt und kunstlose Leichtigkeit im Ausdruck sind das eigenthümliche Gepräge seiner Lehrgedichte, in denen ein frommes Herz redet, und sich in Gefühle der Religion, der Freundschaft und reinsten Liebe ergießt. Von Begeisterung ist selten, von Witz und Laune nie eine Spur zu finden. Klopstock hat ihm im zweiten Liede seines Wingolf ein Denkmal gesetzt, auch eine besondere Ode an ihn gerichtet.

Glacis heißt beim Festungsbau die gelinde Abdachung der äußersten Brustwehr an dem bedeckten Wege einer Festung, welche sich in das Feld verliert, eine Feldbrustwehr.

Gladiatoren, waren die Fechter, welche zu Rom in den öffentlichen Kampfspielen mit einander zum Vergnügen des Römischen Volks auf Leben und Tod kämpfen mußten. Anfänglich waren es Gefangene, Sklaven oder verurtheilte Verbrecher; in der Folge aber fochten auch freigeborne Männer auf dem Kampfplatz, entweder um Lohn oder aus Neigung. Die eigentlichen Gladiatoren, die aus den niedrigsten Leuten bestanden, hatten eigene Schulen, in denen sie unterrichtet wurden. Die Vorsteher dieser Schulen kauften die Gladiatoren als ihr Eigenthum und unterhielten sie. Von ihnen miethete sie derjenige, der dem Volk ein Gladiatorspiel geben wollte. Ein Vorspiel, in welchem sie mit hölzernen Waffen fochten, eröffnete dies, bis sie auf ein gegebenes Zeichen ihre ordentlichen Waffen nahmen, und paarweise den eigentlichen Kampf begannen. Blieb der Besiegte nicht auf der Stelle todt, so entschied das Volk über sein Schicksal. Wollte es seinen Tod, so hob es den Daumen in die Höhe, die entgegengesetzte Bewegung zeigte an, daß er gerettet werden sollte. Gewöhnlich litten sie den Tod mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit; oft bot sich der Ueberwunde-

ne freiwillig dem letzten Stoße dar. Wollte er aber an das Volk appelliren, so hob er zum Zeichen die Hand in die Höhe. Wenn ein Gladiator todt war, so schleppten ihn dazu bestellte Knechte mit eisernen Hacken aus dem Theater durch die Todtenpforte in die Todtenkammer. Der Sieger bekam eine Palme, auch wohl eine Palmenkrone. Mehrmalige Sieger wurden vom Fechten freigesprochen und bekamen zum Zeichen dieser Freiheit einen Stab oder hölzernes Schwert.

Glarus oder Glaris ein Canton der Schweiz, zwischen dem Canton Schwyz und Uri und dem Graubündnerlande gelegen, enthält auf 19 □ M. 19000 Einw., meist reformirter Religion, und ist auf drei Seiten von hohen Gebirgen umgeben, wohin der Tödi, der Kirstenberg und andere gehören, deren Eis und Schnee fast nie schmilzt. An der NOGrenze befindet sich der Wallenstädter See. Die Hauptprodukte des Ländchens sind Getreide, Obst, Holz, Kräuter, Viehzucht und allerlei Mineralien, als Schiefer u. s. w. Die Hauptstadt Glarus liegt am Linth, hat 3000 Einwohner, und nährt sich hauptsächlich von Bleichen, Webereien, Färbereien, Handel mit Kräuterkäse, Schiefer u. dgl.

Glas, nennt man einen durch Schmelzung entstandenen Körper, welcher glänzend, spröde, idioelektrisch und mehr oder weniger durchsichtig ist, auf dem Bruche schneidet, der Einwirkung der Luft, des Wassers, der Säure, und wenn er die gehörige Güte hat, fast allen Auflösungsmitteln widersteht, in dem gehörigen Grad der Hitze aber fließend wird. Seinem Ursprunge nach ist das Glas entweder als ein vulkanisches Produkt in der Natur vorhanden, oder es ist durch Kunst erzeugt; seiner Mischung nach ist es entweder einfach oder zusammengesetzt. Nach Verschiedenheit der Mischung ist das Glas in Rücksicht der Schmelzbarkeit, Durchsichtigkeit und Auflösbarkeit verschieden. Man theilt die Gläser in Hinsicht ihrer Durchsichtigkeit in vollkommen und unvollkommen durchsichtige. Jene entstehen durch eine völlige Auflösung und Schmelzung der Theile, aus denen das Glas zusammengesetzt ist, diese hingegen durch die Einmischung solcher Theile, welche entweder, wie bei dem Email und einigen Porcellainarten geschieht, wegen des zu geringen Grades der Hitze, der angewendet wird, oder wegen ihrer Strengflüssigkeit nicht völlig aufgelöst und daher nicht innig genug mit der ganzen Masse vermischt werden können. Die erdigen Gläser sind die schwerflüssigsten, die salzigen dagegen sind sogar im Wasser und verschiedene metallische in Säuren auflöslich. Das gemeine Glas, welches aus Kiessand und Holzasche bereitet wird, läßt sich in der Flußspathsäure auflösen. Wann, wie und durch wen die Kunst, Glas zu machen, erfunden wurde, ist nicht mit Gewisheit zu erörtern. Plinius erzählt, daß Phönicische Kaufleute, welche Salpeter geladen hatten, in der Gegend von Sidon, am sandigen Ufer eines Flusses, sich ein Mittagsessen bereiten wollten, und da sie keine Steine fanden, um den Kessel über das Feuer zu setzen, sich dazu einiger großen Stücke Salpeter bedienten. Der Salpeter gerieth in Brand, vermischte sich mit dem feinen Sande, und zeigte, als die Flamme erlosch, eine durchsichtige Masse, welche auf die Bereitung des Glases führte. Gewiß ist es, daß die Glasmacherkunst in das hohe Alterthum hinaufreicht, und daß die Sidonier und Aegyptier frühe Glas bereiteten. Als die Römer Aegypten eroberten, kam diese Kunst nach Italien, von wo sie sich weiter verbreitete, doch zeigen die in Herculanum gefundenen Ueberbleibsel, daß man es hier zu keiner Vollkommenheit gebracht hatte. Der vornehmste Stoff des gemeinen Glases ist die Kieselerde, welche die Natur in dem Bergkrystall als das vollkommenste Glas darstellt. Um aber die-

e strengflüssige Erde schmelzbarer zu machen, setzt man Salze hinzu, und zwar besonders Laugensalze. Die übrigen Zusätze sind nicht wesentlich, und dienen nur zur Erleichterung der Arbeit und zur Verbesserung des Glases. Von der Reinheit der Kieselerde und der Güte und gehörigen Mischung der übrigen Theile, welche die Composition zum Glase ausmachen, hängen die Eigenschaften desselben ab. Es gibt vornämlich zwei Arten des gemeinen Glases, wovon die eine grün, die andere weiß von Farbe ist. Letzteres ist das bessere und besteht aus einem reinen Kiese, aus Pottasche und einem Zusatze von Braunstein, welcher letztere es noch mehr reinigt. Auch setzt man etwas Kreide hinzu, um die Weiße zu erhöhen, und etwas Arsenik, um den Fluß zu befördern. Die Werkstatt, wo Glas verfertigt wird, heißt Glashütte. Das Verfahren dabei beruht auf folgenden Punkten. Das Gemisch von Sand oder Kieselerde und Asche, welche das erforderliche Laugensalz enthalten muß, wird in einem besonders dazu eingerichteten Ofen kalcinirt, um beide Bestandtheile desto genauer mit einander zu verbinden. Aus dem Kalcinirofen bringt man es noch glühend in den Schmelzofen in thönernen Gefäßen, die dem Feuer widerstehen. Bestand die Kieselerde nicht aus feinem Sande, sondern aus Quarzstücken oder Bergkrystallen, so wird sie vor dem Einbringen in den Schmelzofen in steinernen Mörsern zerstoßen. Nach 24 bis 36 Stunden ist gewöhnlich die Masse geschmolzen, und heißt in diesem Zustande Fritte. Wenn man mit einem Schaumlöffel die Glasgalle, d. i. den auf der Fritte schwimmenden Schaum abgenommen hat, so fängt der Glasblaser seine Arbeit an. Zu dem Ende sind in dem Schmelzofen fensterähnliche Oeffnungen, durch welche man zu den mit Fritte angefüllten Schmelzgefässen kommen kann. Der Glasblaser steckt ein eisernes Rohr, die Pfeife genannt, welches unten einen holen Knopf und oben ein hölzernes Mundstück hat, durch jene Oeffnungen, nimmt mit der Kugel so viel Fritte auf, als zu seinem Zwecke nöthig ist, und bläst daraus eine hohle Kugel, aus welcher er durch Schwenken in der Luft, mittelst einer Scheere und anderer Werkzeuge, allerlei Gefäße von beliebiger Form bildet. Zum Umbilden der Kugel bleibt Zeit genug, da die Masse nicht gleich erkaltet; sollte dies aber auch geschehen, so bringt sie der Arbeiter mit der Pfeife wieder in den Ofen, wo sie bald wieder so weich wird, daß er sie nach Gefallen formen kann. Auf diese Art werden alle gläsernen Gefäße verfertigt. Selbst die Glastafeln, welche zu Fensterscheiben gebraucht werden, bläßt man meist in Cylindern, breitet sie dann auf dem Boden eines besondern Ofens, welcher Streckofen heißt, platt aus, und läßt sie erkalten. Es werden aber auch Scheiben in Formen gebildet. Da aber die geformten Glasgefäße, wenn sie auf ein Mal erkalten, zu spröde und folglich noch zerbrechlicher werden würden, so bringt man sie in thönerne Formen, welche in den Kühlofen gesetzt werden. Hier erkalten sie bei einem mäßigen und nach und nach abnehmenden Grade der Hitze. Besonderer Arbeiten bedürfen die Spiegel. Nur kleinere werden wie Tafelscheiben geblasen; größere hingegen gegossen. Dies geschieht, indem man die Fritte auf eine Metallplatte aufgießt, über welche dann eine erwärmte metallene Walze hingerollt wird. Hierauf setzt man die gegossene Tafel in den Kühlofen, sodann in ein dunkles Zimmer, wo sie so gestellt wird, daß man sehen kann, ob sich Bläschen in der Platte befinden. Ist dies der Fall, so wird sie zu kleinen Spiegeln zerschnitten, ist sie aber ganz rein ausgefallen, so liefert sie einen großen Spiegel, der verhältnißmäßig viel theurer ist als ein kleinerer. Alle gegossene Spiegelplatten sind mehr oder weniger uneben, und müs-

sen daher geschliffen werden. Dies geschieht, indem man sie mit feinem Sande oder Schmergel bestreut und eine andere gleich große Glasplatte, entweder mittelst eines Mühlwerks oder mit den Händen, darauf hin und her bewegt. Alsdann geht man zur Politur fort. Diese zu geben wird die obere Tafel abgenommen und an ihre Stelle ein mit Filz oder wollenem Tuch überzogenes Bret gelegt, welches mit fein geriebenem Bolus, dann mit geschlämmten Tripel und endlich mit Zinnasche bestreut und bis die gehörige Politur erfolgt ist, über der Spiegelplatte hin und her gezogen wird. Der Rand oder die Facette wird von Glasschleifern nachgeschliffen. Dann wird, um den Spiegel zu vollenden, die Zinnfolie aufgelegt, welches auf folgende Weise geschieht. Die Zinnfolie (Stanniol) d. i. eine dünne geebnete Zinnplatte wird auf einen glatten steinernen Tisch gelegt und mit Quecksilber übergossen, welches sich mit dem Zinne vermischt; dann wird die Spiegelplatte behutsam darüber gelegt und mit hinlänglichem Gewichte beschwert. Binnen 24 Stunden ist das in Quecksilber aufgelößte Zinn an der Glasplatte angetrocknet, und so der Spiegel vollendet. Die Spiegel werden übrigens nicht auf Glashütten, sondern in eigenen Manufacturen verfertigt. Die berühmteste war ehmals in Murano im Venetianischen, wo aber noch jetzt alle Tafeln geblasen werden. In Frankreich erfand man nachher die Methode des Gießens, wodurch man viel größere Spiegel zu liefern im Stande ist. Heut zu Tage gibt es dergleichen Spiegelgießereien in Spanien zu St. Ildefonso, in Sachsen, im Brandenburgischen und vielen andern Orten. Noch erwähnen wir der farbigen Gläser, welche durch Metallkalke gefärbt, und unter andern auch zur Verfertigung der unechten Edelsteine angewandt werden.

Glasfenster. Man verstand lange die Bereitung des Glases, ohne darum Glasfenster zu haben. Die Häuser der Morgenländer hatten gewöhnlich auf der Vorderseite gar keine Fenster, auf der Seite des Hofes aber waren dieselben entweder mit Vorhängen oder mit einem beweglichen Gitterwerk versehen; im Winter aber überzog man sie mit geöltem Papier. Die Chinesen bedienten sich zu ihren Fenstern sehr feiner, mit einem glänzenden Lack überzogener Stoffe, in der Folge aber der geschliffenen Austerschalen. Auch verstehen sie die Hörner der Thiere zu großen und dünnen Platten zu verarbeiten, womit sie ihre Fenster versehen. Bei den Römern vertrat der lapis specularis die Stelle des Glases, welcher nach der Beschreibung nichts anders, als das blättrige Marien- oder Frauenglas war. Indeß ließen vornehme Personen zu Rom die Oeffnungen ihrer Badstuben auch mit dünngeschliffenen Agaten und Marmor versehen. Daraus, daß man in der Villa von Pompeii, welcher Ort zu des Titus Zeiten durch ein Erdbeben versank, Bruchstücke von Glastafeln gefunden, hat man auf den schon damals eingeführten Gebrauch des Glases zu Fensterscheiben schließen wollen, sichere Nachrichten aber finden wir erst bei Gregor von Tours, woraus erhellt, daß im dritten Jahrhundert nach Chr. die Kirchen Fenster von gefärbtem Glase erhielten. In Frankreich bediente man sich anfangs statt des Glases des Marienglases, des weißgesottenen Horns, in Oel getränkter Papiere und dünn geschabter Leder. Die ältesten noch vorhandenen Glasfenster daselbst sind aus dem zwölften Jahrhundert, und befinden sich in der Kirche zu St. Denys; sie scheinen noch von dem vorigen Gebäude des Tempels aufbewahrt zu seyn, welches der Abt Suger, ein Günstling Ludwigs des Dicken, vor 1140 aufführen ließ. Suger ließ sogar viele Saphire zu Pulver stoßen und unter das Glas mischen, um ihnen die Lasurfarbe zu geben. Um das Jahr 1458

rechnete es Aeneas Sylvius noch zur größten Pracht, die er in Wien fand, daß die meisten Häuser Glasfenster hatten. Felibien sagt, daß man zu seiner Zeit, d. i. gegen 1490, in Italien die runden Glasscheiben in die Fenster einzusetzen gewohnt gewesen sey. Dagegen hatten in Frankreich im sechszehnten Jahrhundert zwar alle Kirchen, aber noch wenig Wohnhäuser Glasfenster.

Glasgalle, ist eine auf der flüssigen Glasmasse wie ein Fett oder Schaum obenauf schwimmende Materie. (s. Glas.) Sie wird Axungia oder Sal vitri, von den Franzosen aber fiel oder suif de verre genannt, ist meistens alkalisch, daher sie auch an der Luft feucht wird oder wohl gar fließt, und wird besonders zum Silberlöthen gebraucht, denn sie nimmt einen starken Grad von Feuer an, bringt schwerflüssige Substanzen leicht in Fluß, und erhält sie auch lange in diesem Zustande. Die Töpfer bedienen sich ihrer auch zur Glasur.

Glasmalerei. Diese, wie Morisoli aus einer Stelle des Seneca und Vopiscus Firmius zu erweisen sucht, und wie ein aufgefundenes Bruchstück der Art, welches in Buonarotti's Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro etc. beurtheilt wird, vielleicht wirklich beweiset, schon den Alten bekannt gewesene Kunst wurde ehedem angewandt, um die Glasscheiben an Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden mit Malereien zu verzieren, welches, in Vereinigung mit dem ganzen Style der Gothischen Kirchen ein heiliges Halbdunkel über sie verbreitete. Die Farben zu diesen Malereien waren mineralisch oder bestanden aus gefärbtem und fein geriebenem Glase, und wurden entweder auf gewöhnliches durchsichtiges oder auf weißgefärbtes Glas aufgetragen und im Schmelzofen eingebrannt. In den neueren Zeiten findet man die ersten Spuren dieser Kunst gegen das Ende des zehnten oder zu Anfang des eilften Jahrhunderts, wo sie sich wahrscheinlich wieder aus der Zusammenfügung mancherlei gefärbter Gläser entwickelte. Albrecht Dürer erwarb sich große Verdienste um sie; und M. Claude, Franceſe genannt, soll sie 1530 zuerst nach Italien gebracht haben. Seitdem gab es in Frankreich, Italien und Deutschland verschiedene Künstler in der Glasmalerei, unter denen Wolfgang Baumgärtner (gest. 1761), und Jouffroy Jervaise mit Auszeichnung genannt werden. Letzterer soll in seiner Auferstehung Christi in einer Capelle zu London alles übertroffen haben, was je in dieser Art geleistet worden.

Glastropfen oder Glasthräne. Wenn man einen flüssigen Glastropfen in kaltes Wasser fallen läßt, so nimmt er die Gestalt eines ovalrunden Körpers an, der sich in einen langen dünnen Schwanz endigt, und heißt in seinem festen Zustande Glasthräne. Diese festen Glastropfen haben die merkwürdige Eigenschaft, daß sich der ovalrunde Theil mit dem Hammer schlagen und abschleifen läßt, ohne zu zerbrechen; da hingegen, wenn man den dünnen Schweif abbricht, der ganze Tropfen augenblicklich in einen dünnen Staub zerspringt.

Glasgow, am Clydefluß gelegen, ist, in Ansehung des Handels und der Fabriken, Schottlands erste Stadt. Die Bevölkerung, welche im J. 1775 erst 43000 Menschen betrug, belief sich 1801 auf 77385, und mit Einschluß der Vorstädte und Nachbarschaften auf 86,630 Seelen. Nach dem Auslande versendet Glasgow vornehmlich Manufacturwaaren; nach dem festen Lande von Europa außerdem rohe und raffinirte Zucker, Rum, Baumwolle, Kaffee u. s. w.; nach Amerika auch Steinkohlen und Fische. Eingeführt werden von Westindien und Amerika, Zucker, Rum, Baumwolle, Kaffee, Waizen, Mehl, Mahagoniholz, Asche, Stäbe u. s. w.; aus den Ostseehäfen, Holz, Eisen, Flachs,

Hanf, Russische Leinwand, Pech, Theer, Weizen; aus Irland, Häute, Korn, gesalzenes Ochsenfleisch, Butter, Mehl; aus Portugal, Spanien und Frankreich vornehmlich Weine. Die Fabrikate von Glasgow waren Persio, Tartan oder Plaids und etwas grobe Leinwand. Von 1725 an wurde Leinwand der Stapel von Glasgow und beschäftigte überhaupt den westlichen Theil von Schottland. Als aber die Irländische Leinwand den Vorzug erhielt, vermehrte sich die Nachfrage nach baumwollnen Artikeln, und im Jahr 1805 exportirte der Clydefluß 32199555 Yards Leinwand und 24699760 Yards baumwollene Zeuge. In der Stadt und umliegenden Gegend wurde schon im J. 1791 auf mehr als 15000 Webstühlen gearbeitet, welche 135000 Personen beschäftigen; und diese Zahl hat noch beträchtlich zugenommen. Die berühmte Glasgower Universität besitzt verschiedene kostbare Römische Alterthümer, eine schöne Bibliothek und einen ansehnlichen Vorrath von astronomischen und physikalischen Instrumenten. Der Hafen der Stadt heißt Newport-Glasgow; im J. 1776 wurde ein Canal angelegt.

Glasporzellan, auch nach dem Erfinder Reaumurſches Porzellan, ist Glas, am besten gemeines grünes Glas, welches man in einer irdenen Kapsel ganz und gar mit einer Mischung von feinem Sande und zart geriebenem Gipse oder auch nur mit einem von beiden, selbst auch nur mit Kalk oder Kreide umgeben dem Feuer des Töpferofens so lange, als gemeine Töpfergefäße brennen müssen, ausgesetzt, und dadurch in eine milchweiße, mehr oder weniger ins bläuliche fallende porzellanartige Masse verwandelt hat.

Glasschleifen. Diese Operation geschieht, indem man durch Hilfe gewisser, nach verschiedenen Modellen wohlgerundeter, messingenen oder kupfernen Schüsseln und vermittelst des Sandes, Tripels und fein geriebenen Schmirgels, den man auf die Schärfe eines an einer Spille befestigten kupfernen Rädchens streicht, allerhand Figuren, Wappen, Schriften u. dgl. ins Glas schneidet und was durchscheinen oder glänzen soll mit einem bleiernen Rade polirt. Man vermuthet, daß das Glasschleifen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aufgekommen sey, als man anfing, Brillen zu machen, zu denen geschliffene Gläser nöthig waren.

Glasur ist jeder glasartige Ueberzug auf irdenen Gefäßen, um ihnen dadurch einen Glanz zu geben und zu verhindern, daß sie von den hineingegossenen Flüssigkeiten nicht durchdrungen werden. Man kann dazu alle leicht flüssigen Mineralien nehmen, welche im Feuer verglasen als Thon, Bolus, Schlacken, Glas, Glätte, Saflor, Neapolitanischgelb, Zinnasche, Spiesglas, Bleiglas, Ochererde, Kupferocher, Eisensafran; mit Kupferasche wird sie grün, mit Mennige gelb, mit Schmalte und Braunstein violinblau gefärbt. Alles dieß wird fein unter einander gerieben, zu Glase geschmolzen, in Kuchen gegossen und dann zum Glasuren verbraucht. Auch aus einer Mischung von feinem Sande, Bleiasche, Holzasche und Küchensalz, welches alles man in einem Kessel zergehen läßt, kann man eine gute Glasur bereiten. Die Glasur aus Bleiglätte kann unter gewissen Umständen sehr schädlich werden, und ist um so mehr zu vermeiden, da man in neuern Zeiten mehrere Zusammensetzungen völlig bleifreier Glasuren erfunden hat. Ungebrannte Waaren werden mit Thonwasser befeuchtet, und dann nur mit dem Glasurpulver bestreut, welches man die trockene Glasur nennt; gebrannte Waaren aber werden mit nasser Glasur überzogen, indem man das Gefäß entweder in die Glasurmasse eintaucht oder die Glasur mit einem Pinsel anspritzt.

Glätte, Glette oder **Bleiglätte** ist ein zu Schlacken calcinirtes Blei. Es ist entweder natürlich, welches man in der Erde, jedoch nur selten findet, oder künstlich; welches durchs Feuer bereitet wird, wenn man Gold und Silber durch Blei reinigt. Wird die Glätte durch starkes Feuer goldgelb und röthlich, so heißt sie **Goldglätte**, wird sie aber bleichgelb oder weiß, so heißt sie **Silberglätte**. Man braucht sie in der Heilkunde äußerlich zum Abheilen und Kühlen; aber ein strafbarer Mißbrauch ist es, sich ihrer zur Verfälschung der Weine zu bedienen, da sie innerlich ein unfehlbares und langsam wirkendes Gift ist, und zugleich sehr schmerzhafte Zufälle, besonders die sogenannte Bleikolik, verursacht.

Glatteis, entsteht, wenn nach heftigem Froste Thauwetter mit einem gelinden Regen oder sogenanntem Naßniedergehen eintritt, und besteht in einer dünnen glatten Eisrinde, welche das Steinpflaster und überhaupt jeden Weg überzieht. Die Entstehung dieses Phänomens hat folgenden Grund. Die atmosphärische Luft nimmt, wenn das Thauwetter eintritt, die durch Winde herbeigeführte Wärme zuerst an, das Steinpflaster und der hartgefrorne Erdboden dagegen erst später. Während also die Luft schon über dem Gefrierpunkt erwärmt ist und den Regen in Tropfen herabfallen läßt, ist der Erdboden noch so kalt, daß das Wasser, welches mit ihm in Berührung kommt, seinen Wärmestoff an ihn verliert und zu Eis wird. Ist dagegen die erwärmte Luft erst einige Zeit über die noch starrende Erde hingestrichen, so setzt sie allmählig so viel Wärmestoff an dieselbe ab, daß sie ebenfalls aufthaut, und dann kann kein Glatteis mehr entstehen.

Glaube, der; ist ein solches Fürwahrhalten, welches auf subjectiv zureichenden d. h. auf solchen Gründen beruht, die nicht in der Erfahrung, in der Kenntniß des Objects, sondern in Bedürfnissen der menschlichen Vernunft gegeben sind, die den Menschen nöthigen auch das Uebersinnliche, auch das, was nicht in der Erfahrung erscheint, für wahr zu halten. Wesentlich ist der Glaube von dem **Meinen** wie von dem **Wissen** verschieden; denn das Meinen ist ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wissen aber ist ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen, welche auf der Erfahrung, auf dem Zeugnisse der Sinne beruhen. Ich **meine**, daß der Comet der Verkündiger des Unglücks oder des Kriegs sey, ich **weiß**, daß eine Stadt Namens Paris existirt, und ich **glaube**, daß Gott die Welt regiert und daß die menschliche Seele unsterblich ist. Treffend hat ein heil. Schriftsteller, der Verfasser des Briefs an die Hebräer, (Kap. XI. V. V.) den Glauben auf folgende Weise beschrieben: **Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht dessen, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.** Die eigentliche Sphäre des Glaubens ist die Religion. Durch die Sinne können wir uns weder von dem Daseyn Gottes und dem Walten der Vorsehung, noch von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele überzeugen, die Religion ist kein Gegenstand der Erfahrung. Die Bedürfnisse der Vernunft aber, das Bedürfniß, einen Erklärungsgrund von dem Daseyn und der weisen Einrichtung der Welt zu finden und das Bedürfniß der zuversichtlichen Erwartung des Sieges des Guten und eines vollkommnern Zustandes der Dinge nöthigt den Menschen, den religiösen Ideen Realität zuzuschreiben, nöthigt ihn, Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit im Glauben zu umfassen. Darum wird die religiöse Ueberzeugung vorzugsweise Glaube genannt und ihm der Unglaube d. h. die Denk- und Sinnesart dessen entgegengesetzt, der nur das, was sich

auf das Zeugniß der Sinne gründet, für wahr hält und die übersinnlichen Ideen der Gottheit, der Vorsehung und der Unsterblichkeit als Wahn und Selbsttäuschung betrachtet. Zuweilen wird das Wort Glaube noch objectiv von dem, was geglaubt wird, gebraucht, und in diesem Sinne nimmt man dieses Wort, wenn man von dem christlichen Glauben oder von dem Glauben dieser oder jener kirchlichen Gesellschaft redet.

N.

Glaubenseid heißt das Bekenntniß, welches alle Geistliche in der katholischen Kirche bei der Uebernahme ihrer Aemter und auch weltliche Personen, welche von andern Religionsparteien zu dieser Kirche übergehen, feierlich ablegen und endlich bekräftigen müssen. Die Formel dieses Eides ist in den Ländern, welche die Lehrsätze der Tridentinischen Kirchenversammlung ohne Einschränkung angenommen haben, ganz dieselbe, wie sie Papst Pius IV. nach den Beschlüssen dieses Conciliums abgefaßt und vorgeschrieben hat, und, weil sie besonders zur Anerkennung der Hoheitsrechte des Papstes und zur Unterwürfigkeit gegen ihn verpflichtet, seitdem ein vorzügliches Mittel gewesen, das, in Folge der Reformation durch eine freiere Politik der Fürsten gesunkene, Ansehn des Papstes durch Bindung der Gewissen an die Hierarchie aufrecht zu erhalten. Die besondern Freiheiten der Gallicanischen Kirche verhinderten in Frankreich gleich anfangs die Annahme der hierarchischen Grundsätze des Tridentinischen Conciliums, daher auch der Glaubenseid für die Französischen Priester eigenthümliche Modificationen erhielt. Mit dem bei der Revolution von der Französischen Geistlichkeit geforderten Constitutions- oder Bürgereide vertrug er sich aber durchaus nicht, und während die constitutionellen Priester ihm untreu wurden, entzogen sich viele andere strenger denkende dieser Collision des Gewissens durch Auswanderung oder Niederlegung ihrer geistlichen Aemter. Die Belgischen und Lütticher Geistlichen halfen sich auf Bescheid des jetzigen Papstes Pius VII. dadurch, daß sie den Bürgereid zwar zurücknahmen, aber schwuren, nichts zu thun, was gegen die Französische Constitution wäre, und das Concordat vom 16. Juli 1801 traf auch in diesem Punkte einen Mittelweg, bei dem die neufranzösischen Priester mit ihrem Gewissen bestehen zu können glauben.

E.

Glaubensnorm, ist die Vorschrift oder Regel des Glaubens, die einem Volke oder den Gliedern einer Kirche gegeben wird, damit alle sich daran halten und darnach richten können. Fast jede Religionspartei hat gewisse öffentlich autorisirte Bücher (s. den Art. Symbolische Bücher), in denen ihr Glaubensbekenntniß enthalten ist und die ihr für folgende Zeiten zur Glaubensnorm dienen. Nach der mehrern oder mindern Uebereinstimmung mit dieser Norm pflegt man die Rechtgläubigkeit der Gemeindeglieder zu messen, und je mehr die Theologen ehedem an dem Buchstaben der öffentlichen Bekenntnißschriften hingen, desto leichter war es, in den Verdacht des Irrglaubens und der Ketzerei zu kommen. Indeß hat der Geist der Zeiten und die fortschreitende Philosophie sich durch dergleichen Stereotypen der religiösen Ueberzeugung nicht binden lassen und es ist mehr als einmal in der protestantischen Kirche selbst behauptet worden, daß sie wie jede andere menschliche Satzung von Zeit zu Zeit einer Revision und Verbesserung unterworfen werden müßten, weil sie den Gemüthern sonst bei gesteigerten Einsichten und veränderten Begriffen einen mit dem Geiste des Protestantismus ganz unverträglichen Glaubenszwang auflegen würden. Ob nun gleich die symbolischen Bücher der Protestanten noch in ihrem öffentlichen Ansehn stehen und officiell kein Schritt geschehen ist, etwas

an ihnen abzuändern, so dürfen sich die protestantischen Länder doch keinesweges darüber beschweren, daß ihnen je etwas als Glaubensgegenstand aufgezwungen worden wäre, was wider die Ueberzeugung eines echten Protestanten ist. Dagegen wurde die Freiheit der Gewissen in den Ländern, wo die katholische Kirche herrscht, durch Edikte, geheime Machinationen und öffentliche Gewaltthätigkeiten oftmals sehr gefährdet, und man kann allerdings behaupten, daß, so lange die Inquisition bestand, in Spanien und Portugal und unter Ludwig XIV. in Frankreich der intoleranteste Glaubenszwang Statt gefunden habe. Die Könige wollten auf Antrieb des katholischen Klerus alle ihre Unterthanen, auch die Nichtkatholischen ohne Rücksicht auf ihre widerstrebende Ueberzeugung zur Annahme des katholischen Glaubens zwingen. In Ungarn, Böhmen und Oesterreich hat es vor Joseph II. ebenfalls nicht an Versuchen dieser Art gefehlt und die Protestanten haben es in diesen Staaten durch mancherlei Bedrückungen fühlen müssen, daß sie sich nicht zwingen lassen wollten. Jetzt sind alle diese Verhältnisse milder geworden, und wenn es auch noch Länder gibt, wo eine Kirche vorzugsweise die herrschende ist und andere nur geduldet werden; so kennt doch das neunzehnte Jahrhundert kein Beispiel eines direkten obrigkeitlichen Zwanges in Sachen des Glaubens und der religiösen Ueberzeugung. E.

Glauber, Joh. Rud., ein teutscher Arzt, der aber seine Lebenszeit in Amsterdam zubrachte, wo er im J. 1668 in hohem Alter starb, hat sich, seines Glaubens an Metallverwandlung ungeachtet, um die Chemie sehr verdient gemacht. Ihm verdankt man die bessere Einrichtung der Oefen, die Abkürzung mehrerer chemischen Arbeiten, die Bereitung des rauchenden Salpetergeistes durch Vitriolöl, und das, nach seinem Namen genannte, Glaubersalz (eigentlich Sodavitriolsalz) das er zufällig fand, als er Kochsalz vermittelst der Vitriolsäure zersetzte, um die rauchende Salzsäure zu destilliren. Das Rückbleibsel dieser Destillation war eine feste Salzmasse, die ein krystallinisches Ansehn hatte. Wegen seiner schätzbaren Eigenschaften nannte man es anfänglich Wundersalz. Es wird hie und da in der Natur gefunden, größtentheils aber durch die Kunst verfertigt, und ist ein Mittelsalz, das aus 56 Theilen Wasser, 19 Theilen Vitriolsäure und 25 Theilen mineralischem Alkali besteht, in großen plattgedrückten, sechsseitigen Säulen anschießt und einen bittern kältenden Geschmack hat. In trockner Luft zerfällt es zu einem mehlweißen Pulver mit 56 von 100 Verlust an Gewicht, doch mit Beibehaltung seiner Kraft, die vielmehr um die Hälfte verstärkt ist. In dieser Gestalt kann man es im Sommer, mit Wasser angefeuchtet, zur Abkühlung des Getränks benutzen.

Glaucha, Glauchau ist die Hauptstadt der Grafschaft Schönburg im Erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, und die Residenz einer Linie derselben, der Sitz der Gesamtregierung und anderer Collegien der Grafschaft. Man zählt 700 Häuser und 4080 Einwohner, von denen viele wollene und baumwollene Zeuche und Leinwand verfertigt wird.

Glaucus, ein Fischer aus Anthedon in Böotien, der nicht lange vor Aeschylus unter die Volksgötter aufgenommen wurde. Seinem Namen (blau) gemäß, scheint ihm gleich Anfangs ein blauschuppiger Leib mit einem Fischschwanze geworden zu seyn, und als Meergott wurde ihm auch die Gabe der Prophezeihung beigelegt, daher Apollonius ihn schon den Argonauten am mysischen Gestade weißagen läßt:

Jenen erschien nun Glaucos, der salzigen Wog' enttauchend,
Ein vielkundiger Deuter, bestellt vom göttlichen Nereus;

Hoch empor sein zottiges Haupt und den Busen erhob er,
Bis zu den Hüften hinab —

Und Ovid beschreibt ihn folgendermaßen:

Jetzo erschien mir zuerst sein Bart von dunkeler Grüne,
Und dies hangende Haar, das lang die Welle durchfegt,
Auch die bläulichen Arme, zugleich die gewaltigen Schultern,
Und die Schenkel, gekrümmt zum flossigen Schweife des Fisches.

Ein anderer Glaucus war der Sohn des Minos und der Pasiphaë. Als Knabe fiel er einst beim Ballspiel in ein Honigfaß, und fand darin seinen Tod. Nachdem man ihn lang vergebens gesucht hatte, befragte man das Orakel, welches die Antwort ertheilte, daß derjenige ihn finden und beleben würde, der die Gestalt der unter des Minos Heerde befindlichen dreifarbigen Kuh am besten nachahmen könne. Polyidos, des Kõramis Sohn, löste den Orakelspruch und fand den Knaben. Da er ihn aber nicht zu beleben vermochte, ließ Minos ihn mit seines Sohnes Leichnam in das Begräbniß sperren. Hier sah Polyidos eine Schlange zu dem Knaben kriechen, die er mit einem Steine tödtete; bald kam eine zweite, die beim Anblick der getödteten Schlange zurückkroch, ein Kraut holte, und sie damit wieder lebendig machte. Desselben Mittels bediente sich Polyidos, und so brachte er den Glaucus ins Leben zurück. Nach andern war es Aesculap, der den Glaucus wieder lebendig machte.

Glayre (Moritz). Dieser in der neuern Geschichte als einer der Directoren der Helvetischen Republik merkwürdig gewordene Mann, war im J. 1743 zu Lausanne geboren, wo er, nachdem er beide Aeltern in zarter Jugend verloren hatte, seine erste Bildung empfing. Freunde, günstig aufgenommene Arbeiten und das Zusammentreffen glücklicher Umstände machten ihn dem Könige von Polen, Stanislaus August, bekannt, welcher, als er 1764 den Thron bestieg, den Jüngling als Cabinets-Secretär zu sich berief. Glayre gewann den Beifall des Königs, der ihn 1768 als Gesandtschafts-Secretär nach Petersburg schickte und wenige Monate nachher zum accreditirten Minister bei der Kaiserin ernannte. Diesen schwierigen Posten nahm er in jenem merkwürdigen Zeitraum ein, wo man in Wien, Berlin und Petersburg die allmählige Vernichtung Polens vorbereitete, und ward nach seiner Rückkehr von dem Könige, der mit seinen Diensten zufrieden war, zum wirklichen geheimen Cabinetsrath ernannt. Zwanzig Jahre diente er in diesem Posten dem König und der Nation, welche auf dem Reichstage vom J. 1771 ihm ihre Dankbarkeit durch die Ertheilung des Polnischen Indigenats bezeugte. Aber Glayre hatte nur darum in Polen ein Vaterland gefunden, um das Unglück desselben desto schmerzlicher zu fühlen. Schon im folgenden Jahre ward das einst furchtbare Reich eines Theils seiner Provinzen beraubt, ohne daß eine der zu Hilfe gerufenen Mächte sich zu seiner Rettung erhoben hätte. Glayre rieth dem unglücklichen König, eine Krone niederlegen, die er nicht ohne Schmach länger tragen könne; aber die Drohungen der Unterjocher hinderten diesen Schritt, und so sehr auch Glayre sich an die Ufer des Lemanersees zurücksehnte, vermochte er doch nicht, sich von seinem gütigen und unglücklichen Gebieter loszureißen. Als aber Catharina und Joseph in Mohilow zusammentreffen wollten und Stanislaus, allen Vorstellungen Glayre's entgegen, ebenfalls dahin zu gehen beschloß, erbat und erhielt er die Erlaubniß, sein Vaterland besuchen zu dürfen. Hier verheirathete er sich im Jahr 1788 und wünschte fortan von den Höfen entfernt zu leben.

Auf die Einladung des Königs übernahm er indeß noch ein Mal die Stelle seines Ministers in Paris und kehrte nach Beendigung der Geschäfte zu seiner Familie zurück, in deren Schoos er als glücklicher Vater und Gatte jener Heiterkeit des Gemüths genoß, welche das Gefühl redlich erfüllter Pflichten gewährt. Unterdeß fing der verderbliche Einfluß der Französischen Revolution an, sich auch in Helvetiens glücklichen Kantonen zu äußern. Weit entfernt die unaufhaltsam vorschreitende Staatsumwälzung zu befördern, wagte Glayre eben so wenig sie hemmen zu wollen. Er glaubte damals dieselbe nicht unausbleiblich nothwendig für die Gesammtheit Helvetiens und hielt sie im Waadtlande, ohne förmliche Einmischung Frankreichs, für unmöglich. Sobald ihm aber die Erscheinung der Armee Menard's an den Gränzen der Waadt und der Beschluß des Französischen Directoriums, welcher die Insurgenten unter Frankreichs besondern Schutz stellte, die Binde von den Augen genommen, und die Staatsumwälzung einmal begonnen hatte, ward sein unwandelbarer Grundsatz, sie aufrecht zu halten; und da sein heimathlicher Kanton ihr seine Befreiung von der Unterthanenschaft dankte, hielt es für Pflicht ihr Vertheidiger zu werden. Um die Leitung der Revolution aber den Demagogen, welche unter dem Titel Vereinigungsklubb obrigkeitliches Ansehn übten, und verwegne Anklagen und blutdürstige Grundsätze von ihren Rednerbühnen erschallen ließen, zu entreißen, rieth Glayre am 7. Januar 1798, daß die Obrigkeit von Lausanne die Beschwerden des Waadtländischen Volks von sich aus der Regierung von Bern übergeben solle. Man folgte diesem Rath und die Staatsveränderung nahm einen regelmäßigen Gang. Das Waadtland erklärte sich für souverain, und nahm einstweilen die neuhelvetische Verfassung an. Im April 1798 hatte sich endlich die gesetzgebende Versammlung Helvetiens in Aarau constituirt. Man wählte das Directorium, und Glayre, dessen Vaterlandsliebe, Rechtschaffenheit und Sachkenntnisse man kannte, ward zu einem Mitgliede desselben ernannt. Er trat dieses Amt an, mit dem festen und kräftigen Willen, seinem Vaterlande zu nutzen, aber in dem Getümmel erbitterter Parteien und unter der treulosen Politik des damaligen Frankreichs stand Glayre's stille Tugend einsam und wirkungslos. Er hoffte durch sanfte und gemäßigte Maßregeln die Gemüther zu lenken, die von den heftigsten Leidenschaften bewegt waren, und zog sich theils aus Mißmuth, sich zuletzt von allen Parteien verkannt zu sehen, theils wegen Kränklichkeit, von den Geschäften zurück. Er ward hierauf noch zwei Mal in die vollziehende Gewalt der Republik gerufen, als Mitglied des Vollziehungsausschusses und als Mitglied des Vollziehungsrathes. Im October 1800 sandte ihn die Regierung nach Paris, um die Neutralität der Schweiz auszuwirken; allein er arbeitete ohne Erfolg. Endlich schrieb er noch, als die Frage zu entscheiden war, ob die Schweiz fortan ein einiger Staat oder ein Verband mehrerer seyn solle, seine Lettres sur l'Helvétie, worin er die Vortheile des Einheitssystems darthat. Da er aber auch hier seine Wünsche fürs Vaterland vereitelt sah, zog er für immer den Staatsgeschäften die schöne Einsamkeit seines Gutes zu Romainmotier vor, und nahm nach Wiederkinführung des Föderalismus von allen ihm angebotenen Aemtern nur die Repräsentation des Kreises an, in welchem seine Besitzungen liegen.

Gleichen (Ernst oder nach andern Ludwig Graf von) aus einem ehedem sehr berühmten, jetzt aber erloschenen Deutschen Geschlechte, folgte dem heiligen Kreuze nach Palästina, focht wider die Türken und fiel in Gefangenschaft. Eines Tages, so erzählt die Sage, erblickte ihn

auf einem Spaziergang, als der Unglückliche am Weg arbeitete, i
Tochter des Sultans, und von Mitleid und Liebe gerührt, versprac
sie, ihn zu befreien und sein Schicksal zu theilen, wenn er sie zum W
be nehmen und mit ihr entfliehen wolle. Vergebens wendete er ihr e
daß er daheim Weib und Kinder habe. Die an die Sitte ihres Vol
gewöhnte Fürstin findet darin kein Hinderniß ihrer Liebe. Sie entfli
hen, gehen zu Schiffe und erreichen glücklich Venedig. Hier vernim
der Graf, daß seine Gemahlin und seine Kinder leben und mit Seh
sucht seiner harren; er eilt nach Rom und erhält vom Papst, nachde
die Türkin die Taufe empfangen, die Erlaubniß, beide Gemahlinn
behalten zu dürfen, mit denen er fortan in glücklicher Eintracht leb
denn auch seine frühere Gattin willigte drein, das Herz ihres Gemal
mit derjenigen zu theilen, ohne deren Hilfe er auf immer für sie verl
ren gewesen. Historische Untersuchungen über die Geschichte findet m
in Galetti's Thüringischer Geschichte und in einer kleinen Schrift d
gelehrten Prälaten Placidus Muth. Das Grabmal des Grafen, a
welchem er mit beiden Gemahlinnen abgebildet ist, zeigt man noch he
in der ehemaligen Benedictinerkirche auf dem Petersberge zu Erfurt.

Gleicher, s. Aequator.

Gleichgewicht, ist der Ruhestand, welcher erfolgt, wenn zu
oder mehr Kräfte einander dergestalt entgegenwirken, daß jede Bew
gung dadurch aufgehoben wird. Die Lehre von dem Gleichgewicht
Kräfte, welche auf feste Körper wirken, wird die Statik, die al
vom Gleichgewichte der auf Flüssigkeiten wirkenden Kräfte die H
drostatik genannt. Das Hauptgesetz der Statik, worauf die ga
Wissenschaft beruht, ist der Satz: Wenn zwei gleich große Kräfte
gleicher Zeit auf einen Körper nach gerade entgegengesetzten Richtun
wirken, so muß der Körper ruhen, oder die beiden Kräfte befinden
im Gleichgewichte. Wirken mehr als zwei Kräfte auf einem Körper,
lassen sich zwei derselben nach den Gesetzen der Zusammensetzung
Kräfte in eine einzige vereinigen, welche nun eine andere Größe u
Richtung hat. Setzt man diese mit einer dritten Kraft zusammen,
entsteht wiederum eine neue, die man als die Summe aller drei
sammengesetzten annehmen kann; diese kann man mit einer vierten
sammensetzen u. s. f., bis zuletzt nur eine einzige übrig bleibt.

Gleichgewicht (Balancement, Equilibre, Ponderation) kom
auch in den bildenden Künsten vor, da dieselben, um der Naturwa
heit willen, eine beständige Rücksicht auf die Gesetze der Physik u
Mathematik nehmen müssen. Leonardo da Vinci in seiner Abhandl
über die Malerei theilt dieses Gleichgewicht in das einfache und
zusammengesetzte ein, und versteht unter jenem das Gleichgewicht ei
Figur, insofern es bloß durch die eigne Stellung oder Bewegung
selben, unter diesem aber das, welches durch eine fremde Schwere
Last bewirkt wird, z. B. bei dem, der mit einem andern ringt, et
trägt oder hebt. Es kann keine Frage seyn, ob der Künstler hiebei
der größten mathematischen Genauigkeit den jedesmaligen Schwerpu
aufsuchen müsse. Man gebraucht aber den Ausdruck Gleichgewich
Beziehung auf bildende Künste auch noch in einer andern Bedeutu
und versteht darunter eine solche Zusammensetzung, in welcher jede S
des Tableau ungefähr gleich viel Figuren oder Masse enthält, so
nicht die eine etwa überfüllt, die andere leer wäre. Es springt in
Augen, daß der Grund dieser Anforderung nicht in einer hier nöth
Beobachtung der Gesetze der Physik und Mathematik liegen könne,
dern bloß ästhetisch sey, und in dem Wohlgefallen liege, welche das

ge an jeder Symmetrie hat. So nöthig es nun aber auch ist, auf diese Rücksicht zu nehmen, so nöthig ist es von der andern Seite, es nicht damit zu übertreiben; denn man kann dadurch in Monotonie, Steifheit und Peinlichkeit verfallen. Mengs verlangt deshalb mit gutem Grund, daß jede solche Vertheilung natürlich scheine, und nie affectirt sey. dd.

Gleichgewicht (politisches) oder das System des Gleichgewichts nennt man in dem europäischen Staatensystem den Grundsatz der wechselseitigen Erhaltung der Freiheit und Unabhängigkeit durch Verhütung der Uebermacht und Anmaßungen einer einzigen Macht unter ihnen. Die Idee des politischen Gleichgewichts bildete sich in jedem freien System cultivirter Staaten, in Griechenland wie in Italien, bis auf einen gewissen Grad aus, weil sie in dem Innern seiner Natur liegt. Es war also die natürliche Frucht der politischen Kultur. In unsern Tagen, wo so sehr das Gleichgewicht, durch eine alle Verhältnisse erschütternde Revolution, im Allgemeinen aufgehoben war, möchte es nicht uninteressant seyn, diese Idee sich in das Andenken zurückzurufen, die, wäre sie weniger gemißhandelt, oder auch nur von den Gewaltigern der Erde in einem höhern Gesichtspunkte aufgefaßt und in demselben gehandhabt worden, die Moral in der Politik gewiß gerettet haben würde. „Die Idee des Europäischen Gleichgewichtes" — sagt Johannes von Müller — „war groß und wohlthätig. Wie dem gewaltigsten, so dem geringsten Staate wurden durch die Theilnahme der zunächst interessirten und der übrigen Staaten, seine Rechte gesichert. Verträge soll Keiner, unter irgend einem Vorwande, eigenmächtig verändern, die Verfassung von Europa beruhet darauf; wen diese Bande nicht fesselten, der hätte, wie die Alten sagen, keinen Gott, als die Tirannei! In unbestimmten Fällen wird nach allgemeinem Interesse entschieden. Am aufmerksamsten werden die Schritte des Mächtigsten beobachtet; man darf ihm nicht erlauben, was Geringern hingehen könnte; denn die kleinste Uebertretung der Verträge von ihm wird allgemeine Sache." Der Werth des politischen Gleichgewichts ist unleugbar, wenn man nur noch die Bemerkung hinzufügt: daß es nicht sowohl in der Machtgleichheit, als in dem gleichen Rechte bestehe. Hier trifft die rein-politische Ansicht mit der rein-moralischen zusammen. Als Kaiser Maximilian von Deutschland und der König Ferdinand von Spanien sich wider Frankreich wegen dessen Absichten auf Italien mit einander verbündeten, da kam das System des politischen Gleichgewichts zuerst in Anwendung, ehe es noch mit klaren Worten ausgesprochen war. Vorbereitet war es aber schon viel früher, da Heinrich der Löwe, der Welfe, und Kaiser Friedrich der Erste aus den Hohenstaufen sich gegenüber standen und kraft ihrer Macht, ihres politischen und moralischen Einflusses, als Beschirmer der Verfassung wider die möglichen Eingriffe des Einen oder des Andern die Gesetze unter ihre gegenseitige Aegide nahmen. Die innere Macht dieses Systems machte sich schon sehr geltend, als der glänzende Carl V. seinen Gedanken der Universalmonarchie zur Verwirklichung zu bringen versuchte. Richelieus politische Operationen waren, vielleicht wider seinen Willen, ganz im Geiste des Gleichgewichts-Systems, der jedoch in der Erhaltung der Deutschen Verfassung, auf die durch Friedrich und Maximilian die des Gleichgewichts gegründet war, mit tiefem Blicke das wahre Heil Europa's erkannte, und nur diesem System ist es gewiß zu verdanken, daß nicht schon unter Ludwig XIV. Frankreich die übermächtige Macht im Europäischen Staatensysteme ward, worauf dieses Monarchen einziges Streben wohl gerichtet gewesen seyn

mag, wie denn auch bei der steten Eifersucht zwischen Frankreich und Oestreich Baiern ein bedeutendes Uebergewicht in der Schale der Fürsten zur Rettung des Gleichgewichtes abgab, wofür damals die Seemächte und der Norden Europas, besonders Rußland noch keinen Sinn hatten. Kurz, unter Ludwig XIV. erhielt das System des Gleichgewichtes seine letzte endliche Ausbildung, als das übrige Europa nur zu sehr die Nothwendigkeit einsah, jener wachsenden Uebermacht ein Gegengewicht immer mehr entgegensetzen zu müssen. Friedrich der Große, der Geist, der zuletzt Deutschland und von da aus ganz Europa zu durchdringen verstand, glaubte es durch Einen Fürstenbund zu retten, doch es wurde durch den, schon in seinen letzten Athemzügen sich verwandelnden Geist der Zeit verschlungen, obgleich noch vorher Rußland unter Peter dem Großen die hohe Bedeutung zu verstehen begonnen hatte. Der Norden konnte nun, so spät, den Süden nicht retten, so wenig wie die Annäherung der Seemächte, welche noch vor Peter in jene Idee eingiengen, so sehr man von dem frühern Einflusse der Reformation auf dieses System eine längere Dauer desselben hätte erwarten können, da sie Deutschland ein Uebergewicht verschaffte, das nur zur Erhaltung des Europäischen Gleichgewichtes hätte dienen sollen und können. Wie Alles, so verschlang die französische Revolution mit ihren ungeheuern Folgen endlich auch dieß, auf die natürlichen Verhältnisse gegründete System, dessen Aufrechthaltung zur Folge hatte 1) eine stets rege Aufmerksamkeit der Staaten auf einander, und daraus entspringende mannichfaltige Verbindungen durch Bündnisse und Gegenbündnisse, besonders der entfernten Staaten, 2) größere Wichtigkeit der Staaten vom zweiten und dritten Range im politischen System, und 3) die Erhaltung des Gefühls vom Werth des Selbstständigkeit überhaupt, und Erhebung der Politik über den platten Egoismus. Allein es trug den Stoff zu seiner Vernichtung in sich selbst, als man seinen innern wahren Geist entheiligte, als man es auf Grundsätze der Statistik reducirte und die Machtgleichheit an die Stelle des gleichen Rechtes setzte. Da wurde die Moral getödtet durch die Politik, und ein despotisirendes sogenanntes Föderativ-System trat in Europa an die Stelle des Systems des Gleichgewichts. Die glücklichen Kriege, welche die Franzosen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts führten, und die energische und ehrgeizige Art, womit Napoleon die Vortheile, die dieselben gewährt hatten, zu benützen wußte, machten dem Gleichgewichte der Macht unter den europäischen Staaten ein Ende, und es trat, seit den Friedensverträgen von Preßburg und Tilsit, ein System der Präponderanz ein, welches darin bestand, daß Frankreich der Centralkörper in dem Organismus der Continentalstaaten, die letztern aber die Monde seyn sollten, die sich um denselben bewegten, und daß an die Stelle des bisherigen Verhältnisses der Coordination ein Verhältniß der Subordination kam, in welchem eigentliche Selbstständigkeit nur in dem Einen zu finden war, der an Macht alle übrigen überwog. Wenn nun dieses System gleich nicht zu seiner Vollendung kam, so entwickelte es sich doch durch das Waffenglück Napoleons immer mehr, und es wurde für die Völker unaussprechlich drückend. Die Ereignisse von 1812 — 14 machten aber demselben ein Ende, und der Pariser Friede vom letzten Jahre setzte Frankreich wieder in seine alte Gränzen zurück, nachdem vorher schon durch Napoleons Thronentsagung alle aus seiner Persönlichkeit hervorgehenden Besorgnisse in dieser Beziehung beseitigt worden waren. Die Mächte, durch welche dieses grosse Werk ausgeführt worden, hat-

ten es zuvor schon in ihren Bundesverträgen und in ihren Erklärungen an das Publicum bestimmt ausgesprochen, daß sie sich gegen Frankreich vereinigen, um die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aller einzelnen Staaten wieder herzustellen, und dadurch die Ruhe und Sicherheit der Völker zu befestigen, und diesen Grundsatz stellten sie auch als ihren Zweck bei den nachher von ihnen gemachten Territorialanordnungen voran. Dadurch ist nun freilich auch kein Gleichgewicht der Macht hergestellt worden, was überhaupt im strengen Sinne nicht möglich ist. Dagegen wurde das gleiche Recht der Staaten ohne Rücksicht auf ihren Umfang, feyerlich und bestimmt anerkannt, und es läßt uns der persönliche Charakter der Monarchen, in deren Händen nun die überwiegende Macht ist, und das allgemeine verbreitete Bewußtseyn von der Verderblichkeit des Systems der Präponderanz hoffen, daß wenigstens die itzige Generation jenes Anerkenntniß immer auch praktisch geltend sehen werde.

Gleichheit, ist das Verhältniß der Einerleiheit zweier Dinge in Ansehung der Größe. Da nun die Größe theils eine sinnliche (anschauliche und empfindbare) theils eine bloß denkbare (intelligible) ist, so ist auch die Gleichheit von dieser doppelten Art. Die Gleichheit vernünftiger und freier Wesen als solcher ist daher bloß denkbar, indem die Größe solcher Wesen nicht in die Sinne fällt. Wenn aber vernünftige und freie Wesen als solche gleich genannt werden, so ist dieß vornehmlich von ihrem ursprünglichen Rechte zu verstehen. Man nennt daher diese Gleichheit die ursprünglich-rechtliche, oder auch wohl die natürliche, wiefern sie in der Natur vernünftiger und freier Wesen, als ursprünglich berechtigter Subiecte, gegründet ist. Man könnte sie auch die Gleichheit des ursprünglichen Rechts nennen, mit welcher die Ungleichheit der erworbenen Rechte sehr wohl zusammen bestehen kann. Denn wenn jedes vernünftige und freie Wesen, dergleichen der Mensch ist, ursprünglich das Recht hat, von seinen Kräften jeden Gebrauch zu machen, der kein anderes vernünftiges und freies Wesen verletzt, so kann es nicht fehlen, daß derjenige, welcher seine Kräfte mehr anstrengt oder vom Glück mehr begünstigt wird, als ein Andrer, auch mehr Eigenthum erwerbe, als dieser. Im Staate soll nun die Gleichheit des ursprünglichen Rechts keineswegs aufgehoben, sondern vielmehr durch das Gesetz sanktionirt werden. Das Gesetz soll nämlich nach der Foderung der Vernunft 1) jeden im Staate gebornen Menschen als einen Freien anerkennen, weil es widersinnig ist, daß ein schon vermöge seiner vernünftigen Natur freies Wesen durch sein Verhältniß zu andern Wesen seiner Art unfrei werden solle; eben darum soll es aber auch 2) jedem freigebornen Menschen gleichen Anspruch auf die Erwerbung aller der Rechte ertheilen, die nur vernünftiger Weise in einem Staat erworben werden können, und jeden auf gleiche Weise bei seinen wohlerworbenen Rechten schützen. Daher verbindet sich die Idee der Gleichheit nothwendig mit der Idee der Freiheit, sobald jene Idee recht verstanden wird. Die Gleichheitsmänner in der Franzbsischen Revolutionszeit aber mißdeuteten jene Idee ganz und gar, indem sie dieselbe auch auf die empirischen Rechtsverhältnisse der Bürger ausdehnen und selbst die Ungleichheit des Eigenthums aufheben wollten. Diese läßt sich aber durch kein Gesetz völlig aufheben. Denn selbst, wenn man in einem gewissen Zeitpunkte eine völlige Vermögensgleichheit bewerkstelligen könnte, so würde schon im nächsten Augenblick eine Ungleichheit anheben, da Jeder von dem ihm angewiesenen gleichen Vermögen einen ungleichen Ge-

brauch machen und es auf ganz verschiedene Weise benutzen würde. Dadurch würde sich dann das Vermögen des Einen vermehren, während das des Andern sich vermindern würde. Man vergleiche übrigens den Art. Freiheit. D.

Gleichniß gehört zu jenen Arten der Gedankenbezeichnung, wo eine Vorstellung durch eine andere, statt ihrer gesetzten, vorgestellt wird, und zwar namentlich zur Metapher oder Uebertragung eines eigenthümlichen Begriffs in einen uneigentlichen, aber ähnlichen, eines Bildes in ein Gegenbild. Jede solche Uebertragung setzt eine Vergleichung voraus, deren Wesen darin besteht, daß sie ein Bild und ein Gegenbild, beide als verschieden, aber ähnlich aufstellt. Der Unterschied zwischen Metapher und Vergleichung ist dieser, daß in der Metapher das Hauptbild in dem Gegenbild untergeht, sich darin verliert, in der Vergleichung aber beide neben einander bestehen, und das Gegenbild nur dient, das Hauptbild mehr hervorzuheben oder zu versinnlichen. Ein Beispiel wird dieß deutlich machen. Wenn das schöne Incarnat jungfräulicher Wangen unter dem Gegenbilde der Rosen vorgestellt wird, so setzt die Metapher das Gegenbild ohne Weiteres an die Stelle des Hauptbildes, die Rose an die Stelle des Incarnats; damit aber doch das Gegenbild als solches charakterisirt werde, so behält sie von dem Hauptbilde noch etwas zurück, die Wangen nämlich: die Rosen ihrer Wangen blühen. Nicht gleich kurz und rasch verfährt die Vergleichung, welche sich so ausdrücken würde: ein schönes Incarnat überzieht die Wangen der Jungfrau, wie ein sanftes Roth die blühende Rose; oder: ähnlich dem sanften Roth der blühenden Rose. Man erkennt schon aus diesem Beispiel, daß die Vergleichung einen viel ruhigeren Zustand erfodert, als die Metapher, welche alle Wie, Gleichsam als, Also u. s. w. rasch überspringt, und mehr schnell andeutet, was sie meint, als ausführlich sagt. Der Metapher und Vergleichung bedient sich die Poesie häufig als Mittel des Ausdrucks, je nachdem sie viel auf einmal in die Seele bringen, oder diese bei Einem Gegenstande länger will verweilen lassen. Weiter ausgeführt, geben beide aber auch eigne poetische Kunstwerke; aus der Metapher entsteht die Allegorie, aus der Vergleichung das Gleichniß. Wie die Allegorie eine fortgesetzte Metapher, so ist das Gleichniß eine fortgesetzte Vergleichung. In der Allegorie wird eine Reihe von Begriffen dargestellt, der Hauptbegriff unter einem Bilde (z. B. List unter dem Bilde des Fuchses Reinecke), die Nebenbegriffe unter anschaulichen Vorstellungen, die alle von jenem Bilde hergenommen seyn müssen. Bei der Vergleichung, wo die Aehnlichkeit des Hauptbildes und des Gegenbildes sehr groß ist, wird eine größere Ausführlichkeit der beiden Bilder nothwendig, und die ganze obwaltende Summe von Aehnlichkeiten zwischen beiden dargestellt. Beispiele anzuführen würde unnöthig seyn, da man deren im Neuen Testament eine Menge findet, wie man sie anderwärts kaum schöner antreffen wird. dd.

Gleichung nennt man in der Arithmetik die Zusammenstellung zweier gleichen Größen; z. B. $a + b = c - d$ oder $5 + 9 = 20 - 6$.

Gleim (Johann Wilhelm Ludwig), wurde den 2. April 1719 zu Ermsleben, einem Halberstädtischen Städtchen, geboren, und studirte von 1738 bis '40 zu Halle die Rechtswissenschaften. Gleichheit des Studiums und lebendige Neigung zu den schönen Wissenschaften verbanden ihn hier mit Uz. Beide lasen gemeinschaftlich die trefflichsten Werke der Alten und Neuen, belehrten sich durch gegenseitige Mittheilung darüber, und übten sich zugleich in eigenen poetischen Arbei-

ten. Götz, der zu derselben Zeit in Halle Theologie studirte und ein früh verstorbener Freund, Rubnick aus Danzig, der großen Scharfsinn im Studium der Philosophie und schönen Literatur zeigte, schlossen sich an sie an; und so widmete sich hier ein kleiner Verein freudig aufstrebender Jünglinge der Musenkunst, während in Leipzig Gärtner, Schlegel, Cramer, Klopstock, Rabener, Gellert u. A. in gleichen Bestrebungen ihre Kräfte entwickelten. Als Gleim seine Studien in Halle geendigt hatte, ging er nach Berlin als Stabssecretair des Prinzen Wilhelm von Schwedt, eines Sohnes des Markgrafen Albrecht. Nach dessen Tode vor Prag kam er als Privatsekretair in die Dienste des Fürsten Leopold von Dessau. Ein glücklicher Umstand brachte ihn nach Magdeburg. Von hier kehrte er nach Berlin zurück, um eine ihm zugesicherte Postinspektorstelle anzutreten, welche er aber gleichwohl nicht erhielt. Dagegen wurde er 1747 Sekretair des Domkapitels zu Halberstadt, und in der Folge des nicht weit von dieser Stadt gelegenen Stifts Walbeck. Eine lange Reihe von einigen fünfzig Jahren bekleidete er diese Stelle, die ihm Muße genug ließ, seinem Hange zur Dichtkunst ungestört zu folgen, bis er, nachdem in der letzten Zeit dem Greise das Licht der Augen erloschen war, den 18. Febr. 1803 in einem Alter von beinahe 84 Jahren sanft verschied. Wir verdanken seinem Neffen, dem Domvikar Körte in Halberstadt, eine Lebensbeschreibung des Dichters, die ihn in seinem äußern und innern Leben auf eine würdige Weise darstellt. — (Halberstadt 1811.) Der Grundzug von Gleims Charakter, sagt ein trefflicher Beurtheiler seiner Verdienste, war treue deutsche Liebe, bewundernder, sich allem Vortrefflichen hingebender, und durch keine besondere, allemal eigennützige Virtuosität gestörter Enthusiasmus, und der Trieb Freude zu verbreiten, das Gute zu befördern in seinem Kreise. Wenn die strengen Kunstrichter Ursache hatten über Nachlässigkeit und Weitschweifigkeit in der Form der meisten Gleimischen Werke Klage zu führen, so war der Grund, weil Gleim überhaupt weniger auf kalte Bewunderung seiner Virtuosität und künstlerischen Natur, als auf Anerkennung seines Gemüths Anspruch machte, und selbst als Greis mit wahrer Kindlichkeit bei jüngern Freunden nicht, gleich manchen andern Meistern, künstlich darnach forschte, in wiefern er durch seine Schriften gefalle, sondern vielmehr geradezu anfragte, ob man Ihn, nämlich die in seinen Schriften angekündigte Persönlichkeit, ein wenig lieb hätte. Diese völlige Subjectivität und deutsche Gemüthlichkeit Gleims, dieses liebende und liebegebietende Wesen, welches auch in spätesten Jahren sein Freundschaftsgefühl immer in voller Jugendfrische erhielt, und ihn selbst mit einem Theile seiner früher an das Objective der Wissenschaft und Kunst hingegebenen, mithin für das Individuelle kälter gewordenen Freunde unzufrieden machte, konnte nun zwar, wie alle Liebe, zur Genialität in der Poesie führen, mehr aber zur lyrischen Poesie, als zur darstellenden, und selbst in der ersten Gattung mehr zum Interessanten, als zu der reinen Kunstform. Nur wo Gleims Liebe feurig werden konnte, für hohe Gegenstände, z. B. für Religion, wie im Halladat, erscheint er uns als ein wahrhaft großer Dichter, als ein Meister in kurzem und gedrängtem Gesange, oder wie in einem Theile seiner Kriegslieder „wenn von Friederichs Preise Ihm die trunknere Lippe trieft." Bei minder hohen Gegenständen, und in den Verhältnissen des herzlichen Umgangs hingegen macht ihn diese seine Liebe schwazhaft und weitschweifig. — Gleims sämmtliche Werke, erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften

durch Wilh. Körte, erschien zu Halberstädt 1811 — 1813 in 7 Bändchen. M. et dd.

Gletscher sind überhaupt Eisberge. Der Schnee, welcher sich wegen der Kälte der obern Luft auf allen hohen Bergen befindet, wird von den wärmeren Strahlen der Mittagssonne geschmolzen. Da aber das Schneewasser in der Nacht wieder gefriert, so bildet sich daraus nach und nach eine dicke Eisrinde. Unter den Gletschern der Alpen sind die Jungfrau, das Großhorn, das Breithorn im Canton Bern berühmt. Meiners und Ebel haben uns malerische Beschreibungen derselben geliefert. In diesen Gletschern liegt zugleich eine Hauptursache der vorzüglichen Fruchtbarkeit der Schweizerischen Alpen, indem diese Schneemassen gerade in den Monaten, in denen auf weniger hohen, nicht beschneiten Gebirgen die Gräser am meisten in Gefahr sind zu verdorren, durch das Wasser, welches unaufhörlich von ihnen herabrinnt, die unter ihnen liegenden Alpen tränken.

Gliedermann, Gliederpuppe (Manequin, d. i. Männchen) nennt man die mit beweglichen Gliedmaßen versehene Puppe, deren sich die bildenden Künstler als eines Modells bedienen, um das Gewand richtig anordnen und legen zu können (s. Gewand). Vasari nennt als Erfinder derselben den Baccio della Porta, einen Maler, der im Orden der Dominikaner den Namen Bartolomeo di San Marco erhielt. Er wurde 1469 zu Savignano geboren, unterrichtete Rafael in der Farbenmischung, wie dieser ihn in der Perspective, und starb 1517. dd.

Glimmer heißt eine Gattung von Thonerde, die eine rauchähnliche Farbe, wiewohl in verschiedenen Abstufungen, hat, und zum Theil Silber- oder Goldglanz zeigt; manche Arten sind braun und schwärzlich. Auf dem Bruch ist er mehrentheils glattblätterig, mehr oder weniger durchscheinend, und wird ungeformt sowohl als krystallisirt gefunden. Er ist eines von den uranfänglichen und allgemein verbreitetsten Fossilien. — Glimmerschiefer ist eine von den gemengten Gebirgsarten, in welchen die Stoffe ursprünglich ineinander gewachsen sind. Seine Gemengstoffe bestehen eigentlich bloß aus Quarz mit vorwaltendem Glimmer in schiefrigem Gefüge. Man findet ihn in Ganggebirgen; er enthält nicht selten Erz oder Alaun.

Glissicato bedeutet in der Musik einen sanft hingleitenden Vortrag. Dieser wird durch mehr gebundene und gleichartige als punktirte und staccatirte Noten oder Sforzato's und weitläuftige Sprünge befördert. Bei geigenartigen Instrumenten, die vor andern, im Allgemeinen wie auch hier, viel voraus haben, drückt sich glissicato eben so leicht als schön durch eine kleine Entfernung des Bogens vom Stege aus.

Globositen sind gewundene, einfächerige versteinerte Schnecken, welche fast kugelrund, in der Mitte dickbauchig und mit einer weiten Oeffnung versehen sind.

Globus heißt eigentlich jeder runde Körper; in der Geographie und Astronomie aber versteht man darunter diejenige Kugel, welche an zwei Polen innerhalb eines Zirkels (welcher den Meridian oder Mittagskreis vorstellt) sich bewegt, und auf deren Fläche die vornehmsten Oerter der Erde oder die Sterne verzeichnet sind; im erstern Fall nennt man eine solche Kugel Erdglobus, im letztern Himmelsglobus. Außerdem sind auf beiden die vornehmsten Kreise, welche man auf der Erde und am Himmel zieht, angedeutet. Anaximander von Milet, ein Schüler des Thales, der um die 50. Olympiade blühte, soll den ersten Erdglobus erfunden haben. Daß Ptolemäus schon eine künstliche Erdkugel mit dem universalen Meridian hatte, sehen wir aus

seinem Almageſt. Auch verfertigten die Alten ſchon Himmelskugeln. Unter den Neuern haben ſich mehrere durch die Verfertigung großer und künſtlicher Globen ausgezeichnet. Der Venetianer Coronelli († 1718) brachte mit Hilfe des Claudius Molinet und anderer Pariſer Künſtler für Ludwig XIV. im Jahr 1683 die größte Erdkugel zu Stande, welche 12 Pariſer Schuh im Durchmeſſer hat. Derſelbe Künſtler verfertigte auch eine Himmelskugel von gleicher Größe. Da die Verfertigung der Kugeln und das Aufziehen der Segmente Schwierigkeiten macht, ſo hat v. Segner vorgeſchlagen, einen eckigten Körper zu bilden, der aus einem Cylinder und zwei abgekürzten Kegeln beſteht, wo auf der krummen Seitenfläche des Cylinders die heiße Zone, auf den Seitenflächen der beiden Kegelſtücke die beiden gemäßigten, und auf den kleinern Grundflächen die kalten Zonen verzeichnet werden. Der verſtorbene Profeſſor Funk in Leipzig gab im Jahr 1780 dergleichen Modelle der Erdkugel heraus, die bey einem gehörigen Gebrauch mit den Globen einerlei Dienſte thun und ungleich wohlfeiler ſind. In Deutſchland eröffnete übrigens Ludwig Andreä zu Nürnberg die erſte Officin von Himmels- und Erdkugeln in mäßigen Preiſen, welchem Enderſch zu Elbingen und die Homanniſche Officin nachfolgten. Unter den neuern machen die von Bode beſorgten Globen, welche zu Nürnberg ſeit 1792 verfertigt werden, und in der Weigel- und Schneiderſchen Buchhandlung daſelbſt zu beſtellen ſind, an Genauigkeit, Vollſtändigkeit und Schönheit des Stichs allen übrigen den Vorzug ſtreitig.

Glocken entſtanden in Italien nach und nach aus den Cymbeln, Schellen und Handklingeln des Orients, wo ſie zu religiöſen Gebräuchen dienten, indem man die Götter dadurch zu ehren oder auch ſie herbeizurufen meinte. Der Glocken hingegen bediente man ſich, die Gemeinden zu verſammeln, welche man, ehe ihr Gebrauch aufkam, durch Laufer zuſammenrufen ließ. Nachher ſchlug man Breter zuſammen, um das Volk zum Gottesdienſte einzuladen, daher man dieſe Breter die heiligen Breter nannte. Paulinus, Biſchof zu Nola in Campanien, ſoll um das Jahr 400 nach Chr. Geb. zuerſt den Gebrauch der Kirchenglocken eingeführt haben, und daher ſollen ſich auch die lateiniſchen Namen der Glocken campana und nola ſchreiben. Im 6. Jahrhundert bediente man ſich der Glocken ſchon in den Klöſtern; ſie hingen auf dem Kirchdach in einem Geſtelle. Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts hatten mehrere Stadtgemeinden Glocken auf ihren Kirchen. Um 550 wurde ihr Gebrauch in Frankreich eingeführt. Paxſt Sabinian († 605) verordnete zuerſt, daß alle Stunden durch Glockenanſchläge angezeigt wurden, um die horas canonicas d. i. die Sing- und Betſtunden beſſer abwarten zu können. In England gab man 680 das Zeichen zum Gottesdienſt mit Glocken. Im Morgenlande wurde ihr Gebrauch im 9. Jahrhundert eingeführt, in der Schweiz 1020, wann in Deutſchland, iſt ungewiß. Im 11. Jahrhundert bekam der Dom zu Augsburg 2 Glockenthürme. Es ſcheint, man habe eine beſondere Ehre darin geſetzt, große Glocken zu haben. In Moskwa war ehedem eine Glocke, Iwan Welike genannt, deren Höhe verſchiedentlich auf 18, 19, auch 23 Schuh, die Dicke auf 2 und der Umfang auf 64 Schuh angegeben wird. Der Klöppel wog 10,000 Pfund, und die ganze Glocke 4400 Centner. Ein Brand im J. 1701 vernichtete dieſe Glocke; eine andere aber, die W. Coxe im J. 1778 ſah, und maß, ſchätzte derſelbe auf 3320 Centner. Eine andere Glocke in Moskwa wiegt 356 Centner. Auf den Pariſer Dom kam im J. 1680 eine Glocke, die 25 Schuh im Umfang hatte und 320 Centner wog. In Wien wurde 1711 eine Glocke

gegossen, die 354 Centner und deren zehenthalb Schuh langer Klöppel 8 Centner wog. Aber die größte Glocke in den Oesterreichischen Staaten ist zu Olmütz in Mähren in dem mittlern Domthurme, sie wiegt 358 Centner. Die Erfurter große Glocke, die J. von Campen goß und Dr. J. von Lappen mit dem Namen Susanna taufte, wiegt 275 Centner, hat über 24 Französische Fuß im Umfang, und einen 4 Fuß langen Klöppel, der 11 Centner wiegt. Nachrichten von großen und berühmten Glocken findet man in Bode's astron. Jahb. 1799. S. 199. und dessen Samml. astron. Abhandl. 3 Suppl. Bd. S. 185.

Glockenspeise, Glockengut, ein sehr sprödes, aber stark klingendes, bleichgelbes und zuweilen ganz weißliches Metall, aus Zinn, Kupfer und Wismuth gemischt. Es wird hauptsächlich zu Glocken, Kanonen, Mörsern u. s. w. gebraucht.

Glockenspiel, s. Carillon.

Glogau, ein Fürstenthum in Niederschlesien, zwischen Liegnitz, Jauer, Wohlau, der Mark Brandenburg und dem Herzogthum Posen gelegen, von der Oder und dem Bober durchflossen, enthält auf etlichen 80 Q. Meilen in 14 Städten, 6 Flecken und 203 Dörfern 183,641 Einwohner. Bei dem milden Klima wird viel Wein erbaut, außerdem Getraide und Flachs in Menge. Die Viehzucht ist sehr gut, und unter den Manufacturen sind besonders die des Tuches sehr in Flor. Die Hauptstadt

Glogau, zum Unterschied von Klein-Glogau in dem Schlesischen Fürstenthum Oppeln, Groß-Glogau genannt, eine beträchtliche Festung an der Oder, ist der Sitz mehrerer Kollegien. Man rechnet 878 Häuser und 12,000 Einwohner, worunter 1900 Juden. Auf dem dasigen Schlosse residirten ehedem die Herzoge von Glogau aus dem alten Königsgeschlecht der Piasten. Herzog Konrad, der Erbauer des Schlosses, berief 1260 Deutsche hieher, nachdem vorher nur Wenden da gewesen, und gab der Stadt das deutsche Recht. Den Dom ließ er dahin bauen, wo er noch jetzt steht. Im Westphälischen Frieden wurde der Bau einer lutherischen Kirche erlaubt. Befestigt war die Stadt von den ältesten Zeiten an, und schon vor dem 30jährigen Kriege mit doppelten Mauern und Graben umgeben, um jene Zeit aber und nachher wurde sie künstlicher befestigt. Als im Jahr 1476 die Herzoge von Glogau ausgestorben waren, und das Fürstenthum an die Krone Böhmen fiel, wurde hieher ein Kaiserlicher Kommandant gelegt, der zugleich den militärischen Oberbefehl in Schlesien führte. So blieb es, bis nach dem Tode Karls VI. an der Maria Theresia Besitzthümer mancherlei Ansprüche gemacht wurden, und unter ihnen von Friedrich II, in Preußen auf 4 schlesische Fürstenthümer, die seinen Vorfahren durch Erbrecht oder Erbverbrüderungen gehörten. Hieraus entspann sich der schlesische Krieg, in welchem Friedrich am 9. Mai 1741 Glogau eroberte, das ihm auch nach dem Friedensschlusse von 1742, so wie ganz Niederschlesien, verblieb. Seitdem wurde es noch stärker befestigt. In dem Brande 1758 verlor es das beste Drittheil seiner Häuser; eine noch härtere Prüfung aber stand ihm in den letzten Französischen Kriegen bevor. Am 2. Dec. 1806 übergab der preußische General v. Reinhard die Festung an den General Vandamme und den würtembergischen General v. Seckendorf, nachdem erst Tages vorher die Batterien ihr Feuer geöffnet hatten. Von dieser Zeit an blieb sie in französischen Händen. Nach Stipulationen von 1808 sollte Glogau an Preußen überliefert werden, sobald die Hälfte der Contributionen abgetragen seyn würde: allein Frankreich hielt diesen Traktat so wenig als den spätern von

1811 vermöge dessen die Verproviantirung dieser Festung vom Tage der Unterzeichnung der Convention auf Kosten Frankreichs geschehen sollte. Nicht genug, daß keine Vorstellung bewirken konnte, was die Gerechtigkeit und der buchstäbliche Inhalt des Traktats erheischten, konnte man nicht einmal erlangen, daß die umligende Gegend keinen gezwungenen Requisitionen mehr ausgesetzt worden wäre. Ungeachtet der Kaiser der Franzosen dies versprochen hatte, erhielt der Commandant die förmliche Erlaubniß, auf 10 Lieues in die Runde alles wegzunehmen, was er für nöthig hielte, und dies wurde denn mit nicht geringer Gewaltthätigkeit ausgeführt. Aller französischer Druck lastete auf dem unglücklichen Orte, und wer zweifelt, daß dieser bis zum Peinlichen vermehrt ward, als Preußen im Jahr 1813 gegen Frankreich sich auf Rußlands Seite wendete, und Glogau nun belagert ward. Die entscheidende Schlacht an der Katzbach und Neiße befreite Schlesien, Glogau aber blieb in feindlichen Händen, und erst am 25 April 1814 ging es wieder an die Preußen über. Die Geschichte dieser Leidenszeit von Glogau haben Benkowis und Gaupp beschrieben.

Glosse nennt man die Erklärung eines unbekannten oder dunkeln, besonders eines veralteten Worts, daher Glossator, der Erklärer solcher Wörter, und Glossarium, die Sammlung solcher Erklärungen. In der Dichtkunst benennt man eine eigene Gattung von Gedichten Glossen, die aus der Spanischen und Portugiesischen Poesie auch in die unsrige übergegangen ist. Das Gedicht fängt mit einem Thema in zwei, drei, vier oder mehr Versen an, von denen am Schluß jeder folgenden Strophe der Reihe nach einer immer wieder vorkommt. Die Brüder A. W. u. Fr. Schlegel, welche diese zierliche und kunstreiche Gattung bei uns zuerst versucht haben, nennen sie auch Variazionen.

Glover (Richard), dieser berühmte Dichter, im J. 1712 zu London geboren und in der Schule zu Chean erzogen, verrieth früh schon Anlagen zur Poesie. Sechszehn Jahre alt, schrieb er ein Gedicht auf Newton. Er widmete sich den Handelsgeschäften, und erwarb sich die dazu erforderlichen Kenntnisse in ihrem ganzen Umfange. Dessen ungeachtet verließ ihn seine Neigung zu den schönen Wissenschaften nicht. Im Jahr 1737 gab er seinen Leonidas heraus, dem Range nach das zweite Heldengedicht der Engländer, von welchem uns Ebert eine Uebersetzung und Beurtheilung geliefert hat, der wir aber nur einen sehr mittelmäßigen poetischen Werth beilegen können. Zwei Jahre darauf erschien sein Gedicht: London or the progress of commerce, das, nebst seiner Ballade: Admiral Hosier's ghost, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Handelsbegebenheiten der damaligen Zeit hatte, indem darin der Nation das Unrecht fühlbar gemacht wurde, welches Spanien dem Englischen Commerz zufügte. Im J. 1753 erschien sein Trauerspiel Boadicea, welches einige Mal mit Beifall aufgeführt wurde, und 1761 gab er seine Medea heraus, ein nach Art der Griechischen Dramen mit Chören versehenes Trauerspiel. Nach dem Regierungsantritt Georg III. wurde er zum Parlamentsgliede für die Stadt Weymouth gewählt, und in dieser Eigenschaft zeichnete er sich bei mehr als einer Gelegenheit durch seine kraftvolle und überzeugende Beredsamkeit aus. Im J. 1770 vollendete er seine Umarbeitung des Leonidas. Er wurde jetzt häufig in Geschäften der Londoner Kaufmannschaft gebraucht, die ein unbedingtes Zutrauen zu seiner Redlichkeit hegte. In den letzten Jahren seines Lebens arbeitete er an einem neuen epischen Gedicht, Athenïad, das gewissermaßen als Fortsetzung des Leonidas an-

gesehen werden kann, und 1788 von seiner Tochter, Mrs. Halsal, herausgegeben worden ist. Er starb den 25. Nov. 1785.

Gluck (der Ritter Christoph), dieses große musikalische Genie, war in der Oberpfalz auf der Böhmischen Gränze im Jahr 1714 geboren. In seiner Jugend lernte er die Musik zu Prag, und zeichnete sich durch seine Geschicklichkeit auf mehreren Instrumenten, namentlich auf dem Violoncell, aus. Er ging hierauf nach Italien, studirte die Composition unter dem Capellmeister J. B. San Martini, und ließ seine erste Oper zu Mailand aufführen. Im J. 1742 war er zu Venedig, wo er die Oper Demetrius gab. Im J. 1745 ging er nach England; hier componirte er die Oper: den Sturz der Giganten, und gab mehrere andere Compositionen heraus. Von dieser Zeit an verließ er die italienische Gattung, in welcher, wie Arnaud sagte, die Oper ein Concert ist, welchem das Drama nur zum Vorwande dient. Er schuf sich ein dramatisches System, in welchem alles verknüpft ist, die Musik sich nie von den Situationen entfernt und das Interesse aus der vollkommenen Uebereinstimmung aller Theile des Drama und der Musik hervorgeht. Nach diesem System componirte er zu Wien von 1762 bis 1764 seine Opern Helena und Paris, Orpheus, und im J. 1765 jenes berühmte Drama zur Vermählungsfeier Kaiser Josephs II., in welchem die Erzherzogin Amalie den Apollo, die Erzherzoginnen Elisabeth, Josephine und Charlotte aber die drei Grazien vorstellten. Der Ballli von Nollet, der im Jahr 1772 Gluck in Wien kennen gelernt hatte, engagirte ihn, für das Pariser Theater die Iphigenie in Aulis zu componiren. Zwei Jahre darauf kam Gluck nach Paris, und trotz aller Cabalen gelang es ihm doch durch die Protektion der Königin Maria Antoinette, welche seine Schülerin gewesen war, seine Oper zur Aufführung zu bringen. Am 19. April 1776 wurde die gepriesene Iphigenia zum ersten Male gegeben. Sie erregte die lebhafteste Sensation, und gab der alten Französischen Musik, welche durch Duni, Philidor, Monsigny und Getry von dem Theatre comique bereits verdrängt war, den letzten Todesstreich. Allein, wenn Gluck ohne Mühe über Lully und Rameau triumphirte, so fand er in Piccini doch einen furchtbaren Gegner. Seine Rivalität mit letzterm, der bald nach ihm in Frankreich angekommen war, gab zu den lebhaftesten Streitigkeiten Anlaß, die noch bis jetzt nicht gänzlich ruhen. Der Iphigenia folgten nach Alceste, Armida, Iphigenia in Tauris und Echo und Narcissus. Der Abbé Arnaud hat diese Werke sehr scharfsinnig analysirt, und die durch sie bewirkte Revolution in der Musik auseinander gesetzt. Gegen das Ende seiner Tage zog sich Glück nach Wien zurück, wo er im J. 1782 von dem Großfürsten Paul und dessen Gemahlin besucht wurde. Er starb daselbst an einem Schlagfluß den 17. Nov. 1787 mit Hinterlassung eines sehr bedeutenden Vermögens. Seine Nichte, Maria Anna von Gluck, geboren zu Wien im J. 1759, war eine der trefflichsten Sängerinnen (wiewohl ihr Oheim sie einst in ihrem eilften Jahre in einer üblen Laune aufgegeben hatte), starb aber zum Verluste der Kunst schon in ihrem 17. Jahre zu Wien 1776.

Glück, bedeutet eigentlich den Zufall, wiefern er auf das Wohlseyn der Menschen Einfluß hat. Im Allgemeinen begreift man auch das Unglück darunter; im Besondern aber nennt man den Zufall Glück, wenn er einen günstigen oder heilsamen; Unglück, wenn er einen ungünstigen oder schädlichen Einfluß auf das menschliche Wohlseyn hat. Aber was ist der Zufall selbst, den man mit so verschiedenen Namen bezeichnet? Ist er nicht ein bloßes Phantom? Allerdings,

wenn darunter ein blindes Ungefähr verstanden werden soll. Denn die Vernunft kann nicht zugeben, daß in der Welt irgend etwas von ungefähr geschehe, wenn wir auch die Ursachen nicht kennen, durch welche das Geschehende in der Zeitreihe bestimmt ist. Würd' es also nicht besser seyn, zu sagen, das Glück sey nichts anders als das Schicksal, welches alle menschlichen Angelegenheiten beherrscht? — Aber was ist denn das Schicksal? — Auch nur ein Wort, hinter dem wir unsre Unwissenheit verbergen. Denn wenn darunter eine blinde Nothwendigkeit verstanden werden soll, so ist diese eben so ein Phantom, als das blinde Ungefähr. Statt dieser blinden Undinge wird es also vernünftiger seyn, etwas Sehendes anzunehmen, das uns bald als Zufall (Ungefähr), bald als Schicksal (Nothwendigkeit) erscheint, indem es im Verborgenen den gesetzmäßigen Lauf der Natur und die Angelegenheiten der Menschenwelt ordnet. Dieses Sehende (Vernünftige, Intelligente) nennt die Sprache Fürsehung, Vorsehung, oder auch schlechtweg die Gottheit. Denn dieses höchste oder ursprüngliche Wesen ist es eigentlich, auf dessen unbegreifliches Wirken und Walten alle jene Ausdrücke hindeuten. Daher hatten auch die Alten dem Glück als einer Gottheit (Tyche von den Griechen, Fortuna von den Römern genannt) Altäre und Tempel erbaut.

Glückseligkeit bedeutet wörtlich eine Seligkeit, die vom Glück abhängt. Da man nun unter dem Glück etwas versteht, was der Mensch gar nicht in seiner Gewalt hat, weil es ihm als etwas Zufälliges erscheint, so gibt es eigentlich auch keine Glückseligkeitslehre, d. h. keine Anweisung, zur Glückseligkeit zu gelangen. Denn man kann nur zu demjenigen Anweisung geben, was ganz oder größtentheils in menschlicher Gewalt steht. Eben darum streben die Eudämonisten, d. h. die Moralisten, welche die Moral als eine Glückseligkeitslehre behandeln, nach einem schimärischen Ziele. Wohl aber gibt es eine Seligkeitslehre. Denn die Seligkeit besteht in der innern Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths (der Seele, von der sie auch ihren Namen hat). Diesem Ziel aber kann man sich wenigstens annähern, wenn man es auch nicht in seiner ganzen Vollständigkeit erreicht. Und die Moral soll eben lehren, wie man sich ihr nähere. Wer also nach Glückseligkeit strebt, trachtet nach irdischen Gütern, und vornehmlich nach Reichthum, weil dieser ihm die Mittel zur Befriedigung seiner anderweiten Wünsche darbietet; wer aber nach Seligkeit strebt, trachtet nach einem himmlischen Gute, und ist zufrieden, wenn ihm das Glück auch nur wenig von seinen Gaben beschieden hat. Es ist indessen im gemeinen Redegebrauche nicht ungewöhnlich, Glückseligkeit und Seligkeit mit einander zu verwechseln; und diese Verwechslung ist auch in die Systeme der Moralisten übergegangen. Daher haben die Eudämonisten der bessern Art von ihrer Glückseligkeit (Eudämonie) eine solche Schilderung gemacht, als wenn sie die Seligkeit im Sinne gehabt hätten; und eben darum findet man auch in den Schriften derselben, selbst Epikur's, eine Menge trefflicher moralischer Vorschriften.

Glühen bezeichnet den Zustand gewisser Körper, in welchem sie vermittelst einer starken Erhitzung leuchten. Es lassen sich zwei Arten glühender Körper unterscheiden, nämlich solche, die durch das Glühen förmlich zersetzt werden, wie Holzkohlen, Schwamm u. s. w., und solche, die ihre vorige Beschaffenheit beybehalten, wie z. B. das Eisen. Die erste Art ist ein förmliches Verbrennen, wobei jedoch kein Gas in Flammengestalt aus dem Körper aufsteigt, die zweite hingegen ist eine

bloße Erhitzung. Von den Metallen gelangen viele eher zum Schmelzen als zum Glühen, z. B. Blei, Zinn; hingegen das Eiſen glüht lange, bevor es ſchmilzt. Es laſſen ſich ſehr deutlich drei Perioden des Glühens unterſcheiden. Eiſen wird ungefähr beim 770. Grad der Hitze nach Fahrenheit braunroth, welches der Anfang des Glühens iſt, bei verſtärktem Feuer wird es rothglühend oder feuerfarbig, und bei ungefähr 1000 Grad Fahrenheit weißglühend, wobei es ein helles faſt weißes Licht verbreitet. Beim allmähligen Erkalten geht das Glühen in derſelben Stufenfolge rückwärts. Man nimmt bei dieſen ſtufenweiſen Uebergängen alle Lichtfarben wahr. Die Dynamiſten ſchließen hieraus, daß die Wärmematerie beim Glühen die Körper wirklich afficire, und nicht bloß ihre Poren durchdringe, wie die Atomiſten lehren.

Glykoniſche Verſe beſtehen aus einem Spondäus, einem Choriambus und einem Jambus oder Pirrhichius.

— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏓

Horaz bedient ſich derſelben nie allein, ſondern immer mit Verſen gemiſcht, die in der Mitte zwei Choriamben haben, und zwar entweder abwechſelnd mit dieſen, oder jedes Mal zum Schluß einer vierzeiligen Strophe, deren drei erſte Verſe eben doppelte Choriamben haben.

Gmelin. Drei Gelehrte dieſes Namens haben ſich beſonders um die Naturlehre große Verdienſte erworben. Johann Georg Gmelin, Profeſſor der Botanik und Chemie in Tübingen, wo er am 12. Juni 1709 geboren war und bis 1727 ſtudirte, reiſete hierauf mit ſeinen Lehrern Bilfinger und Duvernoi nach Petersburg. Nachdem er der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften eine geraume Zeit Dienſte geleiſtet hatte, wurde er 1731 ordentlicher Profeſſor der Chemie und Naturgeſchichte. Auf kaiſerlichen Befehl und Koſten reiſete er 1733 nach Sibirien, um das Land zu unterſuchen, und kam erſt 1745 von dieſer beſchwerlichen, aber den Wiſſenſchaften höchſt nützlichen Reiſe zurück. Auf erhaltene Erlaubniß reiſete er 1747 in ſein Vaterland zurück, verlangte dann ſeine Entlaſſung, trat 1749 in Tübingen die oben genannte Profeſſur an, und ſtarb daſelbſt den 20. Mai 1755. Mit der Chemie, wozu er bei ſeinem Vater, einem geſchickten Apotheker, die beſte Gelegenheit hatte, und der Naturgeſchichte ward er ſehr frühe bekannt, und durch fortgeſetztes Studium erwarb er ſich den Ruhm eines der größten Kräuterkenner ſeiner Zeit. Seine Flora Sibirica und ſeine Reiſebeſchreibung ſind ſeine Hauptwerke. — Philipp Friedrich Gmelin, Bruder des vorigen, geboren zu Tübingen den 19. Auguſt 1721, ſtudirte daſelbſt die Medicin, beſuchte dann mehrere Deutſche, Holländiſche und Engliſche Akademien, hielt ſeit 1744 in Tübingen Privatvorleſungen und ward zugleich Stadtphyſikus. Seit 1750 war er außerordentlicher Profeſſor der Medicin, nach ſeines Bruders Tode 1755 ordentlicher Profeſſor der Botanik und Chemie, und den 9. Mai 1768 ſtarb er. In der Chemie und Botanik beſaß er ausgezeichnete Kenntniſſe, und war darin, wie in der Naturgeſchichte überhaupt, ein ſehr nützlicher Lehrer. Er hat mehrere botaniſche und mediciniſche Werke geſchrieben. — Samuel Gottlieb Gmelin, ein Neffe der vorigen, war 1744 zu Tübingen geboren, wo er Medicin ſtudirte und 1763 Doktor wurde. Er reiſete darauf nach Holland und Frankreich, und bekam 1767 einen Ruf als Profeſſor an die Akademie zu Petersburg. Gleich das folgende Jahr trat er auf kaiſerlichen Befehl mit Pallas, Güldenſtedt und Lepechin eine naturhiſtoriſche Reiſe durch Rußland an. Vorzüglich bereiſete er 1769 die weſtliche Seite des Don, und brachte den Winter

in Astrachan zu, untersuchte 1770 und 1771 die Persischen Provinzen an der südlichen und südwestlichen Seite des kaspischen Meeres, kam 1772 wieder in Astrachan an, bereisete darauf die Gegenden an der Wolga und 1773 die gefährliche Ostseite des kaspischen Meeres, wurde aber auf der Rückreise 1774 von dem Chan der Chaitaken in Verhaft genommen, wo er am 27. Juli an der Ruhr starb. Seine Wittwe erhielt von der Russischen Kaiserin 2000 Rubel. Seine wichtigsten Schriften sind seine Historia fucorum, und seine Reisen durch Rußland zu Untersuchung der drei Naturreiche.

Gnade, nach dem allgemein giltigen Begriff das unverdiente Wohlwollen des Höheren gegen den Niederen, ist im theologischen System die Gesinnung, mit der Gott uns seine Wohlthaten zukommen läßt, und zwar im engeren Sinne die Geneigtheit und Wirksamkeit Gottes zur Besserung und Beseligung der Menschen. Vor dem 5. Jahrhundert hatte man sich wenig mit der christlichen Lehre von der Gnade und ihren Wirkungen beschäftigt, sie war von den Griechischen Kirchenvätern nur gelegentlich angedeutet worden. Auf Veranlassung einiger freien Aeußerungen des Britten Pelagius, welche dem Beistande der göttlichen Gnade bei der Besserung des menschlichen Herzens zu wenig, den eigenen Kräften des Menschen zum Guten zu viel Antheil einzuräumen schienen, übernahm Augustinus die genauere Erörterung dieser Lehre mit einem Eifer, der in Leidenschaftlichkeit ausartete und ihn zu harten Behauptungen verleitete. Er sagt, der Mensch, von Natur verderbt und zu allem Guten untüchtig, könne durchaus nichts für seine Besserung thun, er sey für sich nicht fähig, das Gute zu wollen, alles müsse durch eine innerliche Einwirkung der Gnade auf sein Gemüth geschehen. Dabei kam er, um folgerecht zu seyn, auf den empörenden Gedanken, Gott habe nach seiner Willkühr einige Menschen zur Besserung und Seligkeit, andere eben so unwiderruflich zum ewigen Verderben vorherbestimmt, und zu Folge dieses Rathschlusses wären die ungetauft gestorbenen Kinder überhaupt und auch die einmal nicht zur Seligkeit erwählten unter den vor ihrem Tode getauften, wenn sie gleich noch keine wirkliche Sünde begangen hätten, ohne Rettung verdammt; aber auf Erden wisse man weder, welche unter den Christen die Erwählten, noch welche die Verworfenen wären, und solle sich dem unerforschlichen Gerichte Gottes ganz überlassen. Aus dieser Behauptung Augustins und dem Mißverstande einiger biblischen Stellen entstand der kirchliche Lehrsatz von der Gnadenwahl oder Prädestination, der seit dem 5. Jahrhundert bis über die Zeiten der Reformation hinaus ein Gegenstand angestrengter Untersuchungen und hitziger Streitigkeiten der christlichen Kirchenlehrer war. Die Mehrzahl derer, die sich Rechtgläubige oder Katholische nannten, traten dem Augustinus bei, und verketzerten mit ihm die Pelagianer, ohne genauer zu prüfen, in wiefern seine Meinung Grund in der Bibel hatte, die er selbst nicht einmal in der Ursprache zu lesen verstand. Aber auch Gelehrte späterer Zeiten, die ihn hierin übersahen, wurden durch seinen philosophischen Scharfsinn, durch seine Gewandtheit, alles zum Vortheil seiner Meinung auszulegen, durch seine hinreißende Beredsamkeit und strenge Consequenz geblendet, so daß man ihn mit Recht den Anführer der langen Reihe abendländischer Theologen nennen kann, die als strenge Prädestinatianer durch hartnäckiges Behaupten bei der augustinischen Lehre von einer unbedingten Gnadenwahl eben so viel Verwirrung in die Moral als Unfrieden in die Kirche gebracht haben. Manche, besonders Gallische Theologen, fanden indeß, daß Augustinus in Absicht dieser

Lehre zu weit gegangen sey, und schlugen nach dem Vorgange des Abts Cassianus zu Marseille, der schon in einem um 420 geschriebenen Buche die Wirkungen der Gnade und des freien Willens zur Besserung des Menschen auf eine mildere und schriftmäßigere Weise zu vereinigen gesucht hatte, einen Mittelweg ein, indem sie die Vorherbestimmung Gottes über die Besserung und Seligkeit der Menschen eine durch die Empfänglichkeit und das eigene Verhalten der Menschen selbst bedingte nannten. Sie zogen sich hiedurch den Namen Semipelagianer — halbe Pelagianer — zu, ohne jedoch von der katholischen Kirche geradezu für Ketzer erklärt zu werden, da diese den Streit über die Prädestination der Hauptsache nach so gut wie unausgemacht ließ. Daher kam es auch, daß sich in der Folgezeit das sonderbare Schauspiel einer allmähligen Verwandlung der Rollen darbot. Wegen der immer mehr zunehmenden Unwissenheit des Klerus gerieth der augustinische Lehrbegriff von der unbedingten und particulären Gnadenwahl, ungeachtet der großen Ehrfurcht vor diesem Heiligen, in Vergessenheit, und dabei war es der scholastischen Theologie des Mittelalters leicht, ihn so zu verkehren und zu modificiren, daß er mit dem pelagianischen verträglich erschien. Schon 848 wurde Gottschalk, ein aus Fulda flüchtig gewordener Mönch, wegen seiner Anhänglichkeit an den augustinischen Lehrsatz, von der Synode zu Mainz verketzert und zu lebenslänglichem Gefängniß verdammt. Noch auffallender aber war diese Veränderung bei der Disputation, die der strengkatholische Dr. Eck mit Luthers Freund Carlstadt 1519 zu Leipzig hielt. Der letztere vertheidigte die augustinische Meinung von der göttlichen Gnade, während Eck ihm die Ansichten des heil. Thomas von Aquinum entgegenstellte, die aufs mildeste semipelagianisch zu nennen waren. Indeß blieben die Lutheraner den Katholiken in dieser Lehre immer noch näher, als die Reformirten, unter denen besonders Calvin und Beza ganz zu jenen harten Grundsätzen Augustins zurückkehrten, und eine unbedingte göttliche Vorherbestimmung über die Seligkeit gewisser Menschen und über die Verdammniß anderer zur Glaubenslehre der reformirten Kirche machten. Die Evangelisch-Lutherischen hingegen nahmen in ihrer Eintrachtsformel an, daß Gott alle Menschen zur Seligkeit bestimmt habe, aber vorherwisse, welche unter ihnen sich derselben unwürdig machen würden, daß daher die Gnadenwahl nur die wirklich guten Menschen angehe und die Ursache ihrer Seligkeit sey. In der katholischen Kirche war inzwischen immer noch nichts festes über diesen Lehrsatz ausgemacht. Dieß zeigte sich bei den Händeln der eifersüchtigen Dominicaner und Jesuiten, von denen letztere wegen ihrer milderen Begriffe von der Gnadenwahl und der Kraft des freien Willens von den erstern des Pelagianismus beschuldigt wurden. Dieses Schicksal traf vorzüglich 1588 den Jesuiten Ludwig Molina, von dem daher die molinistischen Streitigkeiten in den Niederlanden ihren Namen haben. Im 17. Jahrhundert entstanden ebenfalls in den Niederlanden wegen Uneinigkeit über die Lehre von der Prädestination zwei neue Parteien, nämlich unter den Protestanten die Arminianer oder Remonstranten, die eine allgemeine und bedingte göttliche Vorherbestimmung der Menschen zur Seeligkeit gegen die streng-kalvinistischen Reformirten behaupteten, und sich 1610 förmlich von ihnen trennten; unter den Katholiken hingegen die Jansenisten, die zu Folge des vom Bischof Jansen († 1638) erneuerten augustinischen Lehrbegriffs, im Widerspruch mit der damals unter dem Einflusse der gemäßigter denkenden Jesuiten stehenden katholischen Kirche, eine zwiefache und absolute Vorherbestimmung Gottes über die Se-

ligkeit und Verdammniß der Menschen annahmen. Seit dieser Zeit hat man über diesen Gegenstand zwar immer verschieden in der christlichen Kirche gedacht, jedoch ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkbar gewesen, daß eine richtigere Bibelauslegung und das jeden Fatalismus verabscheuende menschliche Gefühl endlich alle abweichende Meinungen über die Gnadenwahl zu der echt-christlichen Ueberzeugung vereinigt, Gott schließe keinen, der sich ernstlich bessert, absolut von der durch Christum erworbenen Seligkeit aus, und es komme daher nur auf den Glauben und den sittlichen Werth der Menschen an, ob sie unter die Erwählten oder unter die Verworfenen gehören sollten. E.

Gneis, eine dem Granit verwandte Gebirgsart mit ursprünglich in einander gewachsenen Stoffen. Gemeiniglich aber ist er geschichtet und sogar bisweilen blättrig. Außer Quarz, Feldspath und Glimmer enthält er noch eine eigene Steinart, deren Grunderde Thon- und Bittererde ist. Mancher sieht gold- und silberglänzend, der meiste aber grau, grauschwarz, gelblich, weißlich, bräunlich und grün aus. Er bricht in Ganggebirgen und enthält ergiebige Erzgänge. Man kann den Gneis als Bruchstein trefflich zu Gebäuden, zumal im Wasser, gebrauchen.

Gnidus oder Knidos, eine Stadt der kleinasiatischen Landschaft Karien, war ein Lieblingsort der Venus, welche davon den Beinamen der Gnidischen Göttin erhalten hat. Die Göttin hatte daselbst 3 Tempel. Der eine, den ihr wahrscheinlich die lazedämonischen Dorier erbaut hatten, hieß der Tempel der Venus Doris; ein zweiter war ihr unter dem Namen der Venus Akräa geheiligt; der dritte, der Tempel der Knidischen Venus, oder, wie die Einwohner ihn nannten, der Venus Euplöa (der schiffenden) verwahrte eins der größten Meisterstücke der Kunst, die marmorne Bildsäule der Göttin von Praxiteles, welche ganz Asien bewunderte, und der König Bithyniens Nikomedes vergebens durch die Bezahlung einer ungeheuern Schuldenlast der Knidier zu erkaufen hoffte. Die Eindrücke, welche diese Statue hervorgebracht haben soll, sind eben so groß, als zahlreich die auf sie verfertigten Epigramme. In einem derselben fragt die Göttin erstaunt, wo Praxiteles sie denn nackend gesehen habe? Ein anderes versichert, nicht der Künstler habe die Göttin gebildet, sondern so habe sie vor Paris gestanden; ein dritter sagt:

Als Minerva und Juno die knidische Göttin erblickten,
Riefen beide zugleich: Paris du richtetest recht!

Das Modell soll der Künstler von seiner geliebten Phryne, oder nach Andern von der Kratina genommen haben, woraus aber noch keineswegs folgt, daß diese Venus nichts als eine idealische Phryne oder Kratina gewesen sey. Was wir aus den Alten über diese Venus wissen, ist: sie war nackt, und bedeckte mit der einen Hand die Scham; an der vorderen und hinteren Seite war sie mit gleicher Vollkommenheit ausgearbeitet, und gab deshalb, von diesen beiden Seiten betrachtet, die Hauptansicht; besonders vollkommene Partien an ihr waren: Haare, Stirne, Augenbraunen, der Ausdruck des der Venus charakteristischen, lieblich wollüstig-schamhaften Blicks, der Ausdruck des sanften Lächelns mit einer leisen Oefnung des Mundes, die Weichheit und Fülle der Seiten und die wollüstig geformten Hinterbacken und Lenden. Ob die Meinung mehrerer Archäologen, daß die berühmte Mediceische Venus ein Bild dieser Knidischen des Praxiteles sey, Grund habe oder nicht, darüber sehe man Levezow's schöne Abhandlung (Berl. 1808.).

Gnom, der. Diese Namen hat die neuere Mythologie den Geistern beigelegt, welche die Dichter im Schoße der Erde bei den Schätzen der Tiefe wohnen und sie bewachen lassen, Erdgeister, Berggeister, Bergmännchen. Sie können die mannigfaltigsten Gestalten annehmen, und bald schön, bald häßlich seyn. Doch ist die letzte Gestalt die ihnen eigenthümlichste; nur ihre Weiber, die Gnomiden, sind ursprünglich schön. Rübezahl hat unter ihnen allen durch Musäus Volksmährchen die größte Celebrität erlangt. Die gemeine Sprache begreift die Gnomen nebst ihren Collegen in der Luft, im Walde und in der See unter dem alten gemeinen Namen Kobolde. Das eigentliche Vaterland dieser dichterischen Wesen ist der Orient und das geheime Reich der kabbalistischen Phantasien. Nach den Erzählungen des Talmud war ein solcher Erdgeist, in der Gestalt eines Wurms von der Größe eines Gerstenkorns, dem Salomo bei Erbauung seines prächtigen Tempels vorzüglich dadurch behilflich, daß er ihm die großen Felsenplatten spaltete und in Tafeln verwandelte, ohne Jemandes Beihilfe. Freilich hatte es dem Salomo viel List und Mühe gekostet, sich seiner zu bemächtigen. In unsere Europäischen Gegenden und Köpfe sind diese wunderlichen Spukgestalten mit der Kultur der pythagoräisch-kabbalistischen Philosophie, seit Raymundus Lullus von der Mitte des 15. bis Ausgang des 16. Jahrhunderts durch Picus von Mirandola, Paracelsus, Cardanus, Jordanus und Brunus eingeführt, und selbst von einsichtsvollern Männern, Marsilius Ficinus, Reuchlin u. A. empfohlen und unterstützt worden. —

Gnome. Dieß der Griechischen Sprache angehörige Wort bezeichnet eine zuerst bei den ältesten Völkern des Orients gebräuchliche Art kurzer, sinnreich, oft bildlich ausgedrückter Sprüche, welche irgend eine Bemerkung, eine Erfahrung, eine Regel, einen Grundsatz enthalten. Die sogenannte Sprüche Salomons sind im Grunde nichts als eine solche Gnomologie; mehr als die Hälfte von Sirach gehört auch dahin. Viele solche von Jesu ausgesprochene Gnomen enthalten die Evangelien, besonders die Bergpredigt nach Matthäus. Jedes Volk legt die Resultate seiner ersten Erfahrungen, Beobachtungen und Entdeckungen in der moralischen Welt in solche sinnvolle, abgerundete Sprüche nieder. Auch von einem unserer Vorfahren, Odin, hat die Sämundische Edda treffliche Sprüche dieser Art aufbewahrt. Die Griechen haben in dieser Gattung ihren Theognis und Phocylides aufzuweisen. Jeder solcher Spruch ist ein kurzes Resultat einer oder mehrerer Erfahrungen, vollendet in wenig Worten, ganz gemacht, das Herz zu treffen, den Geist anzuregen und sich tief in das Gedächtniß einzudrücken. Die Arabischen Gnomen waren, wie viele unserer vaterländischen, in Reime gefaßt; die Hebräischen machten sich durch ihren Parallelismus angenehm; in allen Sprachen ist kräftige, oft räthselhafte Kürze ihr Eigenthum. Die Zeitblätter und Taschenbücher der neuern Zeit haben sich dieser Gattung hauptsächlich zu dem Zwecke bemächtigt, die bisweilen übrigen kleinen leeren Räume auszufüllen. Nicht selten muß man daher unter der Ueberschrift Gnomen nichts anders als sehr armselige Lückenbüsser vermuthen.

Gnomonik, die Wissenschaft, welche Sonnenuhren verfertigen lehrt. (S. Sonnenuhr.)

Gnosis, ein Griechischer Ausdruck, der Kenntniß, höhere Einsicht bedeutet, war vorzugsweise der Name einer Religionsphilosophie, welche die Phantasien und Abenteuerlichkeiten der orientalischen Religionssysteme mit den Ideen und der Consequenz Griechischer Phi-

losophen vereinigte und sich einen Einfluß auf das Christenthum anmaßte, der die praktische Richtung ihrer Theorien bestimmte. Unstreitig gab es schon zu den Zeiten der Apostel eingebildete Weise, die sich einer höheren Einsicht von dem Ursprung der Welt und des Uebels in der Welt rühmten, als der menschliche Verstand, so lange er im Gleichgewichte bleibt, statthaft oder überhaupt nur möglich finden kann. Simon, der Magier, dessen Lucas in der Apostelgeschichte Erwähnung thut, war der erste unter ihnen. Schon in seinen Lehrsätzen sind Spuren der Ideen zu entdecken, welche allen Lehrern und Freunden der Gnosis gemein waren, und das unverkennbare Gepräge ihres orientalischen, insonderheit Persischen und Chaldäischen Ursprungs an sich tragen. Sie lassen sich auf folgende Grundzüge zurückführen. Gott, die höchste Intelligenz, wohnt in der Fülle des Lichts und ist der Urquell alles Guten; Materie, die rohe chaotische Masse des Stoffes aller Dinge ist ewig wie Gott und der Urquell alles Bösen. Aus beiden Principien sind vor aller Zeit Wesen hervorgegangen, die Aeonen genannt, und als Gott ähnliche Geister bezeichnet werden. Die Welt und das Menschengeschlecht wurden von einem Aeon, dem Demiurg, oder wie spätere gnostische Systeme sagen, von mehrern Aeonen und Engeln aus der Materie geschaffen. Den Körpern und die sinnliche Seele des Menschen (sensorium, Psyche) machten die Aeonen aus diesem Stoffe, daher das Böse im Menschen. Gott gab dem Menschen die vernünftige Seele, daher der beständige Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit. Die sogenannten Götter der Menschen, wie z. B. Jehovah der Juden Gott, sind nur solche Aeonen oder Weltschöpfer, unter deren Herrschaft die Menschen immer schlechter und unglücklicher wurden. Um das Reich der Weltschöpfer zu zerstören und die Menschen von der Macht der Materie zu befreien, sandte Gott den erhabensten aller Aeonen, für den erst Simon, und nach ihm der berühmteste unter seinen Schülern, Menander, ein Samariter, welcher gegen das Ende des ersten Jahrhunderts zu Antiochien in Syrien eine eigene Sekte stiftete, sich selbst ausgab. Simon und Menander waren nicht Christen, sondern Feinde des Christenthums; der Jude Cerinthus, den der Evangelist Johannes noch gekannt zu haben scheint, vermengte diese Phantasien mit den Lehren des Christenthums, und behauptete, jener erhabenste Aeon, den Gott zur Rettung der Menschen gesandt habe, sey Christus, der sich in Gestalt einer Taube auf den Juden Jesus herabgelassen, durch ihn die christliche Lehre verkündigt, jedoch noch vor der Kreuzigung Jesu wieder von ihm getrennt habe, und erst bei der Auferstehung der Todten werde er sich zur Gründung eines tausendjährigen Reichs der vollkommensten irdischen Glückseligkeit aufs neue mit Jesu vereinigen. Diese Grundideen des Gnosticismus wurden im zweiten Jahrhundert unter der Regierung Hadrians und der beiden Antonine von den christlichen Religionsphilosophen, die vorzugsweise unter dem Namen Gnostiker bekannt sind, noch mehr sublimirt, erweitert und ausgeführt. Saturninus, ein Syrer, redet von einem unbekannten höchsten Gott, der viele Engel und Kräfte erzeugt habe; 7 dieser Aeonen wären die Weltschöpfer gewesen, und bald von Gott abgefallen; einer derselben, der Judengott, habe die Menschen zum Bösen verführt, daher der Unterschied zwischen guten und bösen Menschen entstanden sey. Auch Saturninus nennt Christum den von Gott gesandten Retter und den Sohn Gottes, eigenthümlich ist ihm aber die Behauptung, daß Christus nicht wirklich geboren worden sey, auch keinen wahrhaften, menschlichen, sondern nur einen Scheinkörper an sich ge-

habt habe, weshalb seine Anhänger und mehrere andere spätere gnostische Parteien, die hierin mit ihm übereinstimmten, Doketen und Phantasiasten genannt wurden. Uebrigens läugnete Saturninus ganz consequent die Auferstehung der Leiber, und nahm nur eine Rückkehr der Seelen guter Menschen in das Wesen der Gottheit an. Seine Sekte zeichnete sich durch Strenge der Sitten aus, verwarf das Fleischessen und den Ehestand. Sein Zeitgenosse, Basilides, ein Alexandriner, unterscheidet sich von ihm durch eine den Aegyptischen Priestern nachgebildete, noch geheimnißvollere Sprache, er nennt 7 vollkommene vom höchsten Gott erzeugte Aeonen, den Verstand, das Wort, die Klugheit, die Weisheit, die Macht, den Frieden und die Gerechtigkeit, welche mit Gott selbst die vollkommene 8 ausmachen; jede derselben baute seinen eigenen Himmel, und zeugte neue Ordnungen und Himmel von Engeln, und diese wieder neue, deren Vollkommenheit in absteigender Linie immer mehr abnimmt. So entstanden 365 Himmel und Ordnungen von Engeln, deren gemeinschaftlichen Herrn und Vorsteher Basilides als einen guten aber unvollkommenen Geist bezeichnet, und Abraxas nennt. Dieser Name mit Griechischen Buchstabenstaben geschrieben, drückt durch die Zahlenbedeutung derselben diese heilige Zahl aus, und die Basilidianer schnitten ihn in Edelsteine, denen sie geheime zauberische Kräfte beilegten. In Gemeinschaft mit Abraxas, fährt Basilides fort, haben die Engel der niedrigsten Ordnung aus der Materie unsere Welt gebaut, die Regierung der Völker unter sich getheilt und den Gottesdienst an sich zu ziehen gesucht, sind aber, da der vornehmste unter ihnen, der Judengott, sich auch die übrigen Völker unterwerfen wollte, in einen Streit gerathen, der den Verfall und das Elend des menschlichen Geschlechts zur Folge hatte. Darum sandte Gott seinen erstgebohrnen Sohn, den Aeon Verstand oder Christus, um die Herrschaft der Weltregierer zu zerstören. Der Judengott regte aber die Nation wider ihn auf, daß sie ihn umbrachte; doch wurde Christus nicht wirklich, sondern entweder der Mensch Jesus, mit dem er sich vereinigt hatte, oder Simon von Cyrene gekreuzigt. Christus ging wieder zu Gott, und alle Seelen, die seiner Lehre gehorchen, kommen eben dahin, die unvollkommenen aber müssen, bis sie von aller Unreinigkeit befreit sind, durch die Körper anderer Menschen und Thiere wandern. Der geheimnißvolle Anstrich und das Spielende dieser Theorie des Basilides verschafften ihm viele Anhänger, sein Sohn Isidor pflanzte seine Sekte fort, die sich erst im 4. Jahrhundert gänzlich verlor. Das System des Alexandriners Karpokrates, der gleichfalls unter Adrians Regierung blühte, unterscheidet sich von den eben dargestellten nur darin, daß er Christum für einen bloßen Menschen hielt, dessen reinere und stärkere Seele sich nur dessen, was sie vor ihrer Vereinigung mit dem Körper bei Gott gesehen hatte, richtig zu erinnern gewußt habe. Die christlichen Kirchenlehrer Clemens von Alexandrien, Irenäus, Eusebius und Epiphanius, aus denen überhaupt alle Nachrichten über die Gnostiker geschöpft sind, sagen den moralischen Grundsätzen des Karpokrates viel Schlimmes nach; nach ihnen hat er allen Unterschied guter und böser Handlungen aufgehoben und eine uneingeschränkte Freiheit in der Befriedigung sinnlicher Triebe gelehrt. Und allerdings übten seine Anhänger die abscheulichsten Laster aus, und waren vorzüglich an den empörenden Verleumdungen Schuld, welche den Christen dieses Jahrhunderts von den heidnischen Schriftstellern im Allgemeinen aufgebürdet wurden. Des Karpokrates berühmtester Schüler war Prodikus, der jedoch fälschlich als Urheber der Adamitischen Sekte angege-

ben wird (vergl. den Art. Adam). Die Sekte der Karpokratianer fand in Aegypten und Italien, besonders aber auf den Inseln, viel Beifall, verlor sich aber schon im Anfange des 3. Jahrhunderts. Das vollständigste und sinnreichste aller gnostischen Systeme hat Valentinus ein gelehrter und berühmter Alexandriner, ebenfalls im zweiten Jahrhundert, gebaut. In das Licht, oder die Fülle, welche alle Gnostiker zur Wohnung des höchsten Gottes machten, setzt er 15 männliche und eben so viel weibliche Aeonen, die er durch Vermählungen mit einander nach und nach erzeugen läßt. Der höchste Gott, der Ungeborne, der Urvater, den er auch die Tiefe nennt, ist der erste dieser Aeonen, das denkende Stillschweigen sein Weib, der Verstand und die Wahrheit sind ihre Kinder, diese erzeugten mit einander das Wort und das Leben (im griechischen weiblich) und diese den Menschen und die Gemeinde. Diese 8 machen die erste Classe jener 30 Aeonen aus. Die zweite Classe von 5 Paaren, an deren Ende der Eingeborne, und die dritte von 6 Paaren, an deren Spitze der Tröster steht, stammen auf gleiche Weise vom Menschen und der Gemeinde ab und bestehen wie die erste aus personificirten Begriffen. Die Beamten dieses himmlischen Staates sind vier andre männliche Aeonen. Horus, der die Gränzen des Lichtraums bewacht, Christus und der heilige Geist, welche die übrigen Aeonen in ihren Pflichten unterweisen, und Jesus, den alle Aeonen des Lichtraums gemeinschaftlich erzeugt und wie der ganze Olymp die Pandora mit ihren Gaben herrlich ausgestattet haben. Der letzte weibliche Aeon dritter Classe, die Weisheit, beneidete den Verstand um seine Wissenschaft und gebar in der Hitze ihrer ungebändigten Leidenschaft einen weiblichen, ungestalteten Aeon, Achamoth oder Euthymesis (Beherzigung, Ueberlegung) welche in die Finsterniß der Materie fiel und von Christo aus Mitleid gestaltet wurde. Achamoth sehnte sich nach dem verlornen himmlischen Lichte, Furcht, Angst, Traurigkeit und Lachen wechselten bei ihr ab; ihre unbefriedigte Sehnsucht brachte die Seele der Welt und andre Seelen hervor, aus ihren Thränen entstand das Wasser, aus ihrem Lachen die hellere Materie, die dichtere aus ihrer Traurigkeit. Christus erbarmte sich der Abgefallenen und sandte ihr Jesum, der ihr Wissenschaft mittheilte und sie von ihren Schmerzen befreite. Nach dieser glücklichen Veränderung gebar sie drei Substanzen, eine materielle, eine geistige und eine seelenartige (wie oben die sinnliche Seele). Aus der letztern gestaltete sich der Demiurg oder Weltschöpfer, welcher, wie beim Basilides, die Himmel mit ihren Engeln aus der seelenartigen Substanz baute und den obersten dieser Himmel zu seinem Sitze wählte. Aus der materiellen Substanz wurden unter Einfluß von Achamoths Furcht die Thiere, unter Einfluß ihrer Traurigkeit die bösen Geister, deren Fürst der Weltbeherrscher ist, und unter Einfluß ihrer Angst die mit Feuer vermischten Elemente der Welt. Der Mensch ist aus allen drei Substanzen gebaut. Der Retter der Menschen Christus hatte, als er auf Erden erschien, einen sichtbaren Körper aus feinerem Stoffe und war nur aus der geistigen und seelenartigen Substanz zusammengesetzt. Bei seiner Taufe vereinigte sich der Aeon Jesus mit ihm und belehrte die Menschen. Seine Schicksale und Wohlthaten beschreibt Valentinus eben so wie Saturninus, das Eigne aber hat er, daß, wenn zuletzt alles Geistige von der Materie befreit seyn würde, Achamoth sich im göttlichen Lichtraum mit Jesu vereinigen, und die guten Seelen zu sich ziehen, der Himmel des Demiurgs die sinnlicheren aufnehmen und die Welt im Feuer untergehen werde.

Die Partei des Valentinus, welche sich gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts zu Rom, und besonders auf der Insel Cypern erhob, zeichnete sich durch strenge Sitten aus, wurde die zahlreichste unter allen gnostischen Sekten und dauerte bis in das 4. Jahrhundert fort. Marcion von Sinope und Cerdo ein Syrer, bildeten mit Hinweglassung vieles Abenteuerlichen der früheren gnostischen Systeme ein wohlgeordnetes Lehrgebäude, dessen Hauptmerkmal die Verwerfung des alten Testaments und die Einmischung jüdischer Ideen in das Christenthum ist. Marcion unterscheidet zwei höchste Grundwesen, den wahren Gott und den Teufel; der wahre Gott hat auch nach ihm viele Geister erzeugt, unter ihnen auch den Weltschöpfer, welcher der gerechte Gott und Gesetzgeber der Juden sey. Dieser hat Christum durch die Propheten verheißen lassen; der Jesus aber, der wirklich erschienen und der wahre Erlöser ist, war der Sohn des wahren guten Gottes, und nicht jener jüdische Messias. Dieser eigenthümliche Lehrsatz Marcions veranlaßte seine Abtrennung von der alt-katholischen Kirche, in der Tertullian besonders die Würde des Alten Testaments glücklich gegen ihn verfocht. Die Partei der Marcioniten wurde indeß sehr ansehnlich, sie hatte bis zum Anfange des 5. Jahrhunderts in Italien, Syrien, Arabien und Aegypten zahlreiche Gemeinden und eigne Bischöfe, auch behauptete sie den Ruhm unsträflicher Sitten, indem sie nach der Vorschrift ihres Stifters das Fleischessen, das Weintrinken und den Ehestand vermied, um mit der Materie so wenig als möglich gemein zu haben. Zweifelhaft ist es aber, daß Marcion und Cerdo auch die Stifter der Sekte gewesen seyn sollen, die gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts unter dem Namen Ophiten oder Schlangenbrüder (s. den Art.) entstand und wegen der Aehnlichkeit ihrer Theogonie mit der Valentinischen unter die Gnostiker gerechnet wurde. In derselben Periode trat auch der durch seine Harmonie der vier Evangelien und seine Reden gegen die Griechen oder Heiden schon vorher berühmte Tatianus aus Assyrien zum Gnosticismus über und stiftete eine Sekte, deren Anhänger nach einem seiner Schüler Severianer, wegen ihrer harten Diät Enkratiten (Enthaltsame) Hydroparastaten (Wassertrinker) und weil sie dem Besitz ihrer Güter entsagten, Apotaktiten genannt wurden. Auch Bardesanes, ein Syrer, und der Afrikaner Hermogenes, welche unter der Regierung des Kaisers Commodus vom Lehrbegriff des Christenthums abwichen und Sekten stifteten, streifen wegen ihrer Hypothesen über die Ursachen des Bösen in der Welt an den Gnosticismus an. Ueberhaupt war es bei dem philosophischen Streben jenes Zeitalters, bei der Sucht nach dem Wunderbaren, welche die damals im hohem Grade verweichlichten Völker des Römischen Reichs ergriffen hatte, und bei der Mode, sich tieferer Einsichten in die Geheimnisse der Natur und Gottheit zu rühmen, nicht zu verwundern, daß eine Religionsphilosophie, welche sich die glänzendsten Partien der platonischen aneignete, und der Einbildungskraft eben so sehr als dem Dünkel geheimer Weisheit Nahrung gab, einen so ausgebreiteten Beifall fand. Auch Gutgesinnte nahm sie durch die Strenge ihrer Sittenlehre und ihre Seelenheilkunde für sich ein, die Gnostiker waren die Pietisten des 3. und 4. Jahrhunderts. Die katholische Kirche, die ihre Lehren verketzerte, ließ doch dem Wandel der Marcionitischen und Tatianischen Gnostiker Gerechtigkeit wiederfahren, und nahm selbst von ihren Irrlehren Veranlassung, die Regel des rechten Glaubens fester zu bestimmen. Seit dem 5. Jahrhundert gab es keine gnostischen Sekten mehr, aber von den Grundzügen ihrer Emanationslehre erscheint

manches in spätern Philosophien wieder, die mit ihnen aus gleichen Quellen schöpften. Platons lebendige Darstellung hatte den Ideen der Gottheit etwas substantielles gegeben, das die Gnostiker auf ihre Aeonen übertrugen, und Leibnitzens Effulgurationen (Ausstrahlungen) Gottes, Plotinens reale Repräsentationen (Vorstellungen) Gottes, St. Martins Bilder und Spiegel *) und dergl. sind wie jene Aeonen ein Beweis, daß die Versuche des menschlichen Verstandes, den Akt der Schöpfung und des Entstehens unvollkommenerer Wesen aus dem vollkommensten zu erklären, immer auf ähnliche Resultate hinausliefen. Die Naturphilosophen könnten die Gnostiker unserer Zeit genannt werden, wenn sie gestehen wollten, daß ihr Identitätssystem ihnen unter den Händen in einen Dualismus zerfällt, welcher der gnostischen Theorie vom Abfall nicht unähnlich ist. E.

Goa liegt an der Westküste von Dekan in Vorderindien, da wo jetzt die westlichen Besitzungen der Marhatten und der Britten am nördlichen Ende von Kanara an einander gränzen, auf einer Insel, welche bei den Eingebornen ehedem Tissuari hieß, und von einem Arabischen Volksstamme bewohnt wurde, als der große Albuquerque im Jahre 1510 die Stadt mit den Halbinseln Bardes und Salsete unterwarf. Der Fluß Mandova, unter den Indiern fast so hoch geehrt, als der Ganges, scheidet die Insel vom festen Lande, und zwei Meerarme umfassen sie auf den andern Seiten. Sie hat einen der besten und geräumigsten Häfen Indiens, und war seit 1559 der Sitz des Oberbefehlshabers der Portugiesischen Besitzungen in dem Indischen Meere und des Erzbischofs und Primas von Indien. Während der Regenzeit vom Juni bis gegen den October bringen die Landfluthen so viel Schlamm mit, daß der Hafen verschlämmt und die Schiffahrt gehindert wird. Der Hafen, welcher aber nur den Portugiesen offen stand, ist durch Thürme und Castelle beschützt. Gleich bei dem Eingange, an der Spitze der Halbinsel Bardes, liegt die starke Festung Aguada, deren Geschütz das Wasser bestreicht, und hinter dem Kanale, oberhalb jener Halbinsel, das Königskastell, das gleichfalls das Wasser beherrscht. Außer diesen Festungen gibt es noch zwei starke Forts, die nahe am Kanale liegen. Die Ufer sind mit den schönsten Bäumen Indiens besetzt, und bieten die freundlichste Ansicht dar. Nicht weit von der Stadt läuft ein langer und breiter gemauerter Damm, der zu einem Fußsteige dient, wenn das Land überschwemmt ist. Die Palläste des Vicekönigs (die palvereira genannt) und des Erzbischofs liegen an dem Flusse, der den schönen Hafen bildet und die Insel befruchtet, welche besonders an Reis, Mangos und Kokosbäumen reich ist. Die Schiffe können, wenn sie einen Theil ihrer Fracht ausgeladen haben, bis nahe an die Stadt kommen. An jenen Hafen gränzt der Hafen Mumurgon, welcher durch einen andern Kanal gebildet wird, der Goa und die Halbinsel Salsete scheidet; er nimmt die aus Europa kommenden Schiffe auf, wenn der andere verschlämmt ist, und wird durch eine, auf der Insel Salsete liegende, Festung geschützt. Die Stadt hat Mangel an süßem Wasser, das vom festem Lande hingebracht und verkauft wird. Die Luft ist ungesund. Zu der Zeit, als die Portugiesen in Indien herrschten, konnte keine Stadt in diesen Gegenden mit Goa verglichen werden, und wenige in Europa waren schöner und besser gebaut. Sie war der Stapelplatz aller Reichthümer Indiens. Die noch

*) Vergl. St. Martin vom Geist und Wesen der Dinge, aus dem Franz. von Schubert übersetzt. Leipzig, 1811 und 1812.

vorhandenen öffentlichen Gebäude sind stumme Zeugen ihrer verschwundenen Herrlichkeit. Außer dem Vicekönige, unter dessen Befehlen alles stand, was die Portugiesen in Indien vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis Macáo in Sina besaßen, hatten hier die Verwaltungsbehörden ihren Sitz, von welchen die höchste der Obergerichtshof in bürgerlichen und peinlichen Sachen (relaçao genannt) war, den unter des Vicekönigs Vorsitze die Desembargadores bildeten. Die Macht des Glaubensgerichts, das auch in Goa seinen Sitz hatte, war ehedem sehr ausgedehnt, und erstreckte sich über alle Portugiesen in Indien und die eingebornen Christen, allein ausgenommen den Vicekönig, den Erzbischof und dessen Vikar. In neuern Zeiten aber ward die Gewalt der Inquisition sehr beschränkt. Es waren gegen 80 Klöster in Goa, welche von vielen tausend Mönchen bevölkert waren, die unthätig von der Arbeit der Laien lebten. Als die Macht der Portugiesen, theils durch die Ausartung des Heldengeistes, der sie gegründet und lange erhalten hatte, theils durch die Schuld eines unglücklichen Verhängnisses, immer tiefer sank, und der größte Theil ihrer reichen Besitzungen in der Gewalt der Holländer und Engländer war, die sich längs der Malabarküste niedergelassen hatten, da gerieth auch der Mittelpunkt ihrer Herrschaft immer mehr in Verfall. Die Verödung der Stadt nahm zu, als im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine Seuche ausbrach, welche den größten Theil der Einwohner zur Auswanderung zwang, und ihnen so großen Abscheu gegen ihren Wohnort einflößte, daß sich die meisten auf dem Lande niederließen. Noch jetzt mögen Europäer und Asiaten, wenn Geschäfte sie in die Stadt rufen, nicht gern darin übernachten. Die Straßen sind einsam und mit Grase bewachsen, alles zeigt das traurige Bild verfallener Größe. Die gebornen Portugiesen machen die geringste Zahl der Einwohner aus, die Mestizen die größte. Die Abkömmlinge der Eingebornen, Kanarinen genannt, welche schwarze Hautfarbe und langes Haar haben, sind meist Christen, und diejenigen unter ihnen, welche von den höhern Kasten der Brahminen und Nairen abstammen, schlau, lebhaft und gesittet, die Abkömmlinge niederer Kasten aber betrügerisch und niederträchtig. Diese neuen Christen, wie wohlhabend sie auch seyn mögen, müssen sich das kränkende Unterscheidungszeichen gefallen lassen, barfuß und ohne Stock zu gehn. Der große Handel ist in den Händen der Christen, der kleine wird von Juden und Banianen getrieben, deren Anzahl beträchtlich ist. Bloß der Zwischenhandel an den Küsten von Indien und nach Sina ist noch bedeutend. Drei bis vier Schiffe waren in neuern Zeiten jährlich hinreichend, die Waaren, welche die Portugiesen aus den übrigen Faktoreien und durch die nach Canton fahrenden Schiffe erhielten, nach Europa zu bringen. Der Betrag des Ganzen stieg selten höher, als auf anderthalb Millionen Gulden jährlich, nicht gerechnet den Ertrag des ausschließenden Handels, den die Krone mit Zucker, Schnupftabak, Pfeffer, Salpeter, Perlen und Sandelholz trieb. Der ganze Gewinn aber, den die Niederlassung brachte, ward von den Kosten aufgezehrt, welche die Verwaltungsbehörden und die Unterhaltung der Festungswerke und der Besatzung nothwendig machten. Seit 1807 war Goa in der Gewalt der Engländer, und für sie war diese Colonie in politischer Hinsicht wichtig, da sie bereits Herrn von Mangalor, Bombay und Surate waren, und ihren kriegerischen Nachbarn den Marhatten, noch mehr jede feindselige Bewegung erschweren konnten. Indeß behaupteten die Engländer diese Eroberung nicht, und sie ist nun wieder im Besitze des Königes von Portugall. R.

Gobelin (Gilles) war ein Färber zu Paris unter der Regierung Franz I. Er wohnte in der Vorstadt St. Marceau, wo sein Haus und der kleine Fluß, welcher vorbeifließt, noch heute seinen Namen führen, und erfand, wie man sagt, das Geheimniß, das schöne Scharlach zu färben, welches nach ihm Gobelinscharlach heißt. Von ihm haben auch die berühmten Gobelintapeten ihren Namen, für deren Erfinder er gehalten wird, mit welchem Recht, ist zweifelhaft. Indeß, wenn er auch der erste Verfertiger dieser gewirkten Tapeten gewesen ist, die sonst in Frankreich Mode waren und es wieder geworden sind, so ist doch anzunehmen, daß die Erfindung erst unter Heinrich IV. zu größerer Vollkommenheit gebracht worden.

Godoi, s. Alcudia.

Göking (Leopold Friedrich Günth von), wurde den 13. Julius 1748 zu Grüningen im Halberstädtischen geboren, besuchte um das J. 1760 das königliche Pädagogium zu Halle, wo er sich mit seinem Freunde und Landsmann, G. A. Bürger, gemeinschaftlich in der Dichtkunst versuchte, und studirte sodann auf der dortigen Universität die Rechte. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er Referendarius bei der Kriegs- und Domänenkammer in Halberstadt, in der Folge Canzleidirektor zu Ellrich im Hohensteinischen, im J. 1786 Kriegs- und Domänenrath bei der Kammer zu Magdeburg, 1788 königl. Commissär und Land- und Steuerrath zu Wernigerode, 1793 geheimer Finanzrath im südpreußischen Departement des Generaldirektoriums zu Berlin, darauf Geheimerath des Fürsten von Oranien-Fulda zu Fulda. Friedrich Wilhelm II. hatte ihn 1789 in den Adelstand erhoben, und seit der Zeit schreibt er sich L. F. G. von Göking auf Daldorf und Günthersdorf. Auch ist er Herzogl. Kurländischer Legationsrath. Wir haben von ihm sehr berühmte Arbeiten in den meisten Gattungen der Poesie, z. B. in Liedern, Sinngedichten und der Epistel, welche letzteren besonders der Beifall des Publikums gekrönt hat. Man bemerkt fast überall einen vielseitig reflectirenden Geist, der indessen bei aller Welterfahrenheit der Empfindung, Naivetät und Zartheit keineswegs abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundenen und in gewandter Sprache abgefaßten Gedichten erwarben ihm doch wohl „die Lieder zweier Liebenden," für deren Zärtlichkeit man in Deutschland fast ein allgemeines Interesse faßte, den meisten Ruhm, so daß selbst der strengrichtende Wieland die poetische Briefstellerin, die hier unter dem Namen Namnchen erscheint, die deutsche Sappho nannte.

Golconda, eine über 1710 □ Meilen große Landschaft in Ostindien, auf der Halbinsel disseit des Ganges, zwischen den Flüssen Burda und Kistna, meistens von dem Marhattenstaat umgehen, mit ungefähr 6 1/2 Million Einwohnern, ist berühmt durch ihre ergiebigen Diamantgruben. Sie steht unter einem Fürsten, welcher König oder Nizam von Golconda, oder auch Subah von Decan genannt wird. Seine Residenz, Hyderabad am Flusse Mus, ist zugleich die jetzige Hauptstadt des Landes. Die vormalige war Golconda, eine auf einem steilen Felsen gelegene starke Festung. Der Nizam ward sonst von den Marhatten zu einem regelmäßigen Tribut genöthigt, allein jetzt ist er, unter dem Namen eines Bundesgenossen, von den Engländern abhängig.

Gold. Die trefflichen Eigenschaften, besonders der prächtige und dauernde Glanz dieses edeln Metalls, haben demselben von jeher einen sehr hohen Werth in den Augen der Menschen gegeben. Es gehört zu den einfachen Stoffen. Im Feuer schwilzt es, sobald es glüht, und sieht im Flusse grün aus. Im gewöhnlichen Feuer verändert es sich

nicht, verglaset aber und verflüchtigt sich zum Theil unter dem Brennspiegel. Das durch die Hitze des Brennpunkts entstehende Glas hat eine violette Farbe, und ist eine verglasete Goldhalbsäure. Der electrische Funke säubert das Gold. In Säure löset es sich schwer auf; die Salpetersäure löset es nur auf, wenn sie roth oder mit salpetersaurem Gas vermischt ist. Uebersaure, so wie salpetersaure Kochsalzsäure lösen das Gold auf und aus beiden entsteht das Goldsalz, welches gelblich, ätzend ist und sich krystallisirt. Das Ammoniak schlägt das Gold mit gelber Farbe nieder und bildet das Knallgold, das bei einer großen Entzündbarkeit furchtbare Explosionen bewirkt. Verbindet man eine Goldauflösung mit einer Auflösung des kochsalzgesäuerten Zinns im Wasser, so entsteht ein purpurrother Niederschlag, der unter dem Namen Cassius-Purpur oder mineralischer Purpur bekannt ist. Das Gold amalgamirt sich leicht mit dem Quecksilber. In Ansehung des Gewichts übertrifft es, die Platina ausgenommen, alle übrigen Körper. Setzt man die Schwere des Wassers auf 1,000, so beträgt die Schwere des Goldes nach Blumenbach 19,257, nach Scherer 19,640. Das Amerikanische Gold sieht bleicher aus als das Europäische. Sein Glanz leidet nicht durch Rost. Von allen Metallen besitzt das Gold die größte Dehnbarkeit. Mit einer Unze Gold kann man einen 444 Stunden langen Silberfaden so durchaus überziehen, daß man selbst durchs Mikroscop nichts vom Silber entdeckt, vielmehr bleibt es, wenn man das Silber durch Scheidwasser auflöset, als eine hohle undurchsichtige Röhre zurück. Ein einziger Gran Gold läßt sich zu so dünnen Blättchen schlagen, daß man damit eine Fläche von 1400 Quadratzoll bedecken kann. Von der Zähigkeit des Goldes zeugt der Umstand, daß ein Drath dieses Metalls von 8/10 Linien Dicke und 2 Fuß Länge ein Gewicht von 16 Pfund trägt, ohne zu zerreißen. Wegen dieser Geschmeidigkeit und Weiche besitzt es aber auch nur wenig Klang und Elasticität; durch anhaltendes Hämmern kann man es jedoch dergestalt härten, daß es selbst zu Uhrfedern gebraucht werden könnte. Das Gold wird, wie alle übrigen Metalle, in der Erde erzeugt, und ist nächst dem Eisen und Braunsteine wahrscheinlich am weitesten in der Natur verbreitet. Nur wenig findet sich vererzt, das meiste gediegen und zwar letzteres entweder sichtbar oder verlarvt. Dieses gediegene Gold zeigt sich unverdeckt in seiner metallischen Gestalt und kommt in verschiedenen Formen, in derben Stücken, in Blätterchen und Krystallen vor. Häufig ist es schon so rein, daß es gar keiner Läuterung bedarf. Dergleichen wird Jungferngold genannt. Meistens ist es aber in Stein und Erzarten enthalten, doch gediegen und so, daß man es deutlich erblickt. In diesem Falle muß es von den fremdartigen Mineralien geschieden werden. Es findet sich zuweilen in beträchtlichen Massen; so entdeckte man vor etwa 40 Jahren in Brasilien einen gediegenen Goldklumpen von 2560 Pfund, der weit über eine Million Thaler am Werth betrug. Dasjenige, welches man in verschiedenen Flüssen unter dem Sande gemengt findet, besteht nur aus sehr kleinen Theilchen. Es heißt Flußgold und wird durch das Waschen erhalten. Auf der Goldküste von Guinea sammeln die Eingebornen in beträchtlicher Menge Goldstaub, d. h. feine Goldtheilchen, und verkaufen ihn an die Europäer. Verlarvtes Gold heißt dasjenige, welches sich in Steinen und Erzen zwar gediegen, aber doch versteckt befindet, und nur durch mühsame und kostbare Operationen aus denselben geschieden werden kann. Lohnt der Gewinn diese Arbeit, so nennt man dergleichen Mineralien Golderze. Wahrscheinlich ließe sich

in allen Ländern der Erde Gold entdecken, aber nicht allenthalben würde es der Mühe werth seyn, es aufzusuchen und zu scheiden. Südamerika, namentlich Brasilien, Mexiko und Peru geben das meiste Gold. Die Gruben von Potosi lieferten binnen 20 Jahren über 100 Millionen an reinem Gold. Daß Afrika reich an Gold seyn müsse, sieht man daraus, daß die Flüsse so viel davon enthalten. Diese spülen es in ihrem Laufe über die Gebirge aus seinen Lagerstätten und führen es in ihrem Sande mit sich fort. Asien enthält viel Gold. Arabien, Persien, China, Japan, Indien ziehen jährlich beträchtliche Quantitäten aus ihren Gebirgen und wer weiß, wie reich die ungeheure Gebirgskette Mittelasiens an diesem Produkte ist? Europa enthält Gold in mehrern Ländern. Ungarn ist am meisten damit gesegnet; Portugal und Spanien haben bisher ihre Bergwerke vernachlässigt, da sie von Amerika reichlich versorgt wurden. In Deutschland wird im Salzburgischen, in Tyrol und auf dem Harze Gold gewonnen; mehrere andere Provinzen, z. B. Böhmen, Churſachsen haben auch etwas, aber es ist nicht beträchtlich. Der fünfte Welttheil ist in dieser Hinsicht noch nicht untersucht. Das reinste Gold, welches von allem Silber oder jedem andern Metalle befreit ist, heißt 24karatig. Eine Mark Goldes enthält nämlich 24 Karat und ein Karat 12 Gran. Um es zu verarbeiten, mischt man ihm mehr oder weniger Kupfer oder Silber bei, jenes nennt man die rothe, dieses die weiße Legirung. Das zu Galanteriearbeiten verarbeitete sogen. Französische Gold ist 6karatig, d. h. 1/4 Gold und 3/4 Legirung. Der Werth des feinsten Goldes gegen den Werth des feinsten Silbers ist nicht allenthalben gleich. In Deutschland wird 1 Loth Gold ungefähr mit 15 Loth Silber aufgewogen. Ueber die Kunst Gold zu machen, sehe man den Artikel Alchymie.

Goldader, ein Gang im Bergwerke, der Gold oder Golderz enthält. Goldbarren, das in Stangen zusammen geschmolzene Gold. Golddrath wird aus vergoldeten Silberstangen gezogen, wobei jedoch das Silber die Goldfarbe behält. Goldgulden, eine ehemalige Goldmünze, etwa 2 Thlr. oder 3 Gulden 30 Kreuzer am Werth. Goldkrone, eine ehemals mit einer Krone bezeichnete Münze, etwa 2 Thlr. 14 Gr. oder 4 Fl. 36 Kr. Goldküste, die östliche Küste von Guinea in Afrika, von welcher man Gold oder Goldsand holt. Goldschaum, unächtes, zu ganz feinen Blättchen geschlagnes Gold. Goldschlägerhäutchen, eine dünne Haut, welche von der äußern Haut des Mastdarms eines Ochsens bereitet und von den Goldschlägern gebraucht wird, das Metall damit zu dünnen Blättchen zu schlagen. Es wird auch zu Luftballons genommen. Goldschwefel, mit gemeinem Schwefel versetzter Arsenik. Goldtinktur, ein in Königswasser (Spiritus) aufgelöstes Gold, dem man vormals große Heilkräfte zuschrieb. Goldwäsche nennt man die Anstalt und das Verfahren, wodurch man das im Sande der goldführenden Flüsse erhaltene Gold von demselben absondert und reinigt.

Goldene Regel, so viel als Regel de Tri, wo aus 3 bekannten Zahlen die 4te unbekannte gefunden wird, z. B. 1 Pf. kostet 12 Gr. was kosten 10 Pf.

Goldene Zahl, nennt man in der Chronologie diejenige Zahl, welche anzeigt, das wievielste ein gegebenes Jahr in dem Mondzirkel sey, d. h. in einer wiederkehrenden Periode von 19 Jahren, nach deren Verlaufe, wie man annahm, die Neu- und Vollmonde auf dieselben Tage des Julianischen Jahres eintreffen sollten. Abt Dionys setzte den Anfang auf 1 Jahr vor Chr. Geburt. Will man nun wissen, in wel-

chem Mondzirkel sich ein Jahr befindet, so addirt man zu ihm 1, und dividirt die Summe mit 19. Die Zahl, welche anzeigt, das wievielste Jahr des Zirkels das gegebene ist, heißt die goldene, weil man sie wegen ihrer vermeinten Wichtigkeit bei Berechnung des christlichen Osterfestes in den Kalender mit goldenen Buchstaben schrieb. Im Gregorianischen Kalender fiel der Mondzirkel weg.

Goldene Vließ, s. Jason und Argonauten. **Orden des goldnen Vließes** und **Orden der drei goldnen Vließe**; s. Orden.

Goldoni (Carlo), der fruchtbarste unter den dramatischen Dichtern Italiens, wurde 1707 geboren. Er fühlte sich von Kindheit auf unwiderstehlich zum Theater hingezogen und schrieb schon in seinem achten Jahre einen Entwurf zu einer Commedia dell' arte (S. Italienisches Theater). Anfangs versuchte er sich in der Jurisprudenz und ward selbst immatrikulirter Advokat, daher er sich auch nachher beständig Avvocato nannte. Allein dieses Fach gefiel ihm eben so wenig wie das medizinische, mit welchem er sich auf Verlangen seines Vaters eine Zeitlang beschäftigte. Sein innerer Beruf zur Bühne siegte endlich über alle Versuche, ihn von derselben abwendig zu machen. Nachdem er mit abwechselndem Glück Advokat, Theaterdichter, Schauspieler, Arzt, Sekretär und Direktor einer Schaubühne gewesen war, mit umherziehenden Schauspielergesellschaften die vornehmsten Städte Italiens gesehen und beinahe 200 Stücke geschrieben hatte (im J. 1750 allein schrieb er deren sechszehn), nahm er 1761 eine Einladung nach Paris an. Hier wurde er Italienischer Lehrer der Tanten Ludwigs XV. und verfertigte verschiedene kleine Stücke, die auf dem Hoftheater zu Fontainebleau aufgeführt wurden. Er erlernte die französische Sprache in solcher Vollkommenheit, daß er nicht bloß sein Leben, sondern selbst einige Lustspiele darin schreiben konnte, worunter le bourru bienfaisant zu seinen besten Stücken gehört. Seine letzten Jahre waren sehr gedrückt. Durch Abschaffung der Pensionen der Civilliste in den ersten Jahren der Revolution verlor er seine jährliche Einnahme von 4000 Livres zu einer Zeit, wo er wegen seines hohen Alters außer Stande war, sich durch seine gewohnte Thätigkeit Erwerbsquellen zu eröffnen. Im J. 1792 gab ihm zwar der Nationalconvent seine Pension zum Theil wieder; allein er genoß sie nicht lange, denn er starb schon im Anfange des folgenden Jahrs. Seine Memoiren sind wegen einer Menge Anekdoten und Charaktergemälde und wegen des naiven und herzlichen Tons, der darin herrscht, höchst anziehend. Als dramatischer Dichter hat Goldoni unstreitig bedeutende Verdienste. Er erschien als Reiniger des Lustspiels, und fand so viel Beifall, daß er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast ausschließend im Besitz der komischen Bühne war. An theatralischer Einsicht fehlt es ihm gewiß nicht, wohl aber an Gehalt, an Tiefe der Charakteristik und an Neuheit und Reichthum der Erfindung, um sich auf die Dauer zu behaupten. Seine Sittengemälde sind wahr, aber zu wenig aus dem Gebiete der Alltäglichkeit hinausgespielt; er hat das Leben von der Oberfläche abgeschöpft, und da wenig Fortrückung in seinen Dramen ist und alles sich immer auf demselben Punkte herumdreht, so vermehrt dies noch den Eindruck von Leerheit und Langerweile als dem herrschenden geselligen Zustande. Die Masken hätte er gern gänzlich abgeschafft, und doch konnte er keinen Ersatz dafür aus seinen Mitteln anbieten. Die von Goldoni revidirte Originalausgabe seiner sämmtlichen Werke ist 1788 bis 1794 bei Zatta in Venedig erschienen, und besteht aus 40 Octavbänden. Der Diener zweier Herren und einige andere seiner Stücke haben im Ear-

heitungen auch auf der Deutschen Bühne gefallen. S. über ihn und seine Werke den interessanten Aufsatz von Jacobs im 2. Bd. der Nachträge zu Sulzers Theorie.

Goldsmith (Oliver) war den 29. Nov. 1728 zu Pallas in der Irländischen Grafschaft Longford geboren. Sein Vater, ein redlicher aber armer Landgeistlicher von der bischöflichen Kirche, konnte nicht viel für die Erziehung seines Sohnes aufwenden, und bestimmte ihn für die Handlung. Schon in seinem siebenten Jahr aber zeigte sich seine vorherherrschende Neigung zur Poesie dadurch, daß er auf jedes Blättchen Papier, dessen er habhaft werden konnte, Verse kritzelte. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit seines Onkels auf sich, der ihn zu sich nahm und dem Unterrichte des Schulhalters zu Elphim übergab. Hier entschied ein witziger Einfall sein Glück. Er tanzte einst und ward von den dazu aufspielenden jungen Menschen wegen seiner auffallenden Häßlichkeit mit dem Aesop verglichen; alles lachte über den passenden Einfall, als plötzlich Oliver inne hielt, und mit zwei aus dem Stegreif gemachten Versen:

O höret an, was dort mein Herold singt:
Der Affe spielet und Aesopus springt!

den Spott auf den Urheber zurückwarf. Einige anwesende Verwandte, angesehene Geistliche, beschlossen, ihn auf gemeinschaftliche Kosten auf die Universität zu schicken. Nachdem er die Schulen zu Athlone und Edgeworthtown besucht hatte, ging er 1744 nach Dublin, wo ihn die schonungslose Strenge seines Lehrers zu dem Entschluß bewog, in der Fremde sein Glück zu versuchen. Er wollte nach Cork, verkaufte zu dem Ende seine sämmtlichen Habseligkeiten, verweilte aber noch so lange in Dublin, bis seine Kasse auf einen einzigen Schilling geschmolzen war. Mit diesem ging er zum Thor hinaus, allein der Hunger ließ ihn bald genug seinen Vorsatz aufgeben. Er wandte sich zu seinem ältesten Bruder, der ihn nach Dublin zurückführte und mit dem erzürnten Lehrer aussöhnte. Wiewohl er sich jetzt besser in Acht nahm, entging er doch wegen seiner Theilnahme an einem Auflaufe gegen die Häscher kaum der Relegation und wurde 1749 Bachelor. Um diese Zeit starb sein Vater. Seine Verwandten bemühten sich vergebens, ihm in der bischöflichen Kirche eine Anstellung zu verschaffen; seine Jugendstreiche hatten ihn in ein nachtheiliges Licht gestellt; auch hegte er selbst ganz entgegengesetzte Neigungen. Nachdem er ein Jahr lang Hofmeister in einem benachbarten guten Hause gewesen, widerstand er seiner Neigung zu reisen nicht länger. Er wollte von Cork nach Amerika fahren; aber auch dieser Plan scheiterte, und nach sechs Wochen kehrte er von allem entblößt zu seiner eben nicht erfreuten Mutter zurück. Er erlangte indeß Vergebung, und ward, seinem Wunsche gemäß, 1752 nach Edinburg geschickt, um dort Medicin zu studiren. An regelmäßigen Fleiß konnte er sich auch hier nicht gewöhnen; er litt oft an Kränklichkeit, öfter an Geldmangel. Hierauf ging er nach Leyden, und studirte daselbst ein Jahr lang, besonders Chemie. Aber sein stets nach neuen Genüssen und neuen Beschäftigungen begieriger Geist zog ihn in allerlei Gesellschaften, wo er sich mit Leidenschaft dem Spiel ergab. Als er einst eine große gewonnene Summe wieder verloren hatte, entschloß er sich Holland zu verlassen, auf der Rückkehr nach Irland aber noch einige der nächst gelegenen Länder zu besuchen. Ein Freund schoß ihm das dazu nöthige Geld vor, das Goldsmith, statt damit zu reisen, dazu anwandte, seinem Onkel Blumenzwiebeln zu kaufen. Nichts desto weniger war er entschlossen, Europa zu Fuß

zu durchwandern und sich wegen der Reisekosten auf die Vorsehung zu verlassen. Wirklich reiste er ab, und man sagt, daß er theils in den Klöstern durch seine Fertigkeit im Disputiren, theils durch sein Flötenspiel in den Dörfern sich Aufnahme und Unterhalt zu verschaffen gewußt habe. So durchpilgerte er Flandern, einen Theil von Frankreich und Deutschland und betrat die Schweiz, wo die Schönheiten der Natur die Blüthe seiner dichterischen Anlagen aufschlossen und er einen Theil seines Wanderers schrieb. Zu Genf ward er der Führer eines jungen Engländers, der mit einem großen Vermögen sich auf Reisen bilden wollte. Aber des schmutzigen Geizes seines Zöglings bald müde, verließ er ihn wieder und ging nach Padua, wo er sechs Monate blieb und Doctor der Arzneikunde ward. Der Tod seines Onkels rief ihn in sein Vaterland zurück. Er landete zu Dover, als eben 1756 der Krieg ausbrach, und da ihm jetzt seine Flöte und seine Dialektik kein Abendbrot mehr verschafften, sah er sich bald in der drückendsten Dürftigkeit. Unter einem erdichteten Namen gelang es ihm nach vieler Mühe als Gehilfe bei einer kleinen Schule angestellt zu werden. Dieser elenden Lage bald überdrüßig, machte er sich davon und versuchte als Apothekergehülfe fortzukommen. Aber sein abgeschabter Rock, seine seltsame Gestalt und sein Irländischer Dialekt mißfielen allgemein, bis endlich ein Chemiker, vielleicht aus Mitleid, ihn in sein Laboratorium aufnahm und einen überaus nützlichen Gehilfen in ihm fand. Er ernährte sich jetzt theils als Arzt, theils als Schriftsteller und lebte zwar kärglich, aber unabhängig und fröhlich, als ihm ein Freund den Vorschlag machte, die Aufsicht über eine Schule, der sein Vater vorstand, während dessen Krankheit zu übernehmen, wogegen derselbe sich verbindlich machte, ihn einigen Jüdischen Directoren zu empfehlen, und ihm eine Stelle als Arzt bei der Ostindischen Compagnie zu verschaffen. Goldsmith nahm den Antrag an, und erhielt wirklich im J. 1758 eine vollständige Bestallung als Arzt bei einer Ostindischen Faktorei. Aber dieses glänzende Glück hatte sich ihm kaum dargeboten, als er es auch schon wieder aufgab. Die Nothwendigkeit, sich einem geregelten Amtsleben zu unterwerfen, erfüllte ihn mit Abscheu gegen seinen Ruf. Damals lernte er Griffith, den Herausgeber des Monthly Review kennen, und ward von demselben eingeladen, Mitarbeiter zu werden, wofür er Wohnung, Tisch und ein gutes Gehalt haben sollte. In dieser Verbindung lebte Goldsmith acht Monate, worauf er sich von Griffith trennte, und sein Enquiri of the present state of taste and literature in Europe 1759 herausgab. Er bewohnte damals, in der äußersten Dürftigkeit, ein armseliges Stübchen im dritten Stockwerke, bezog aber bald eine anständigere Wohnung, und schrieb seinen Vicar of Wakefield. Während derselben Zeit schrieb er, um seine täglichen Bedürfnisse zu bestreiten, die Letters on english history und den Citizen of the world, der anfangs in einer Reihe von Briefen in dem Charakter eines Chinesischen Philosophen in dem Lodger erschien. Schon früher hatte er ein Ladys Magazine und ein Wochenblatt The Bee geschrieben. Die besten jener zerstreuten Stücke sind 1765 unter dem Titel Essays zusammen erschienen. Um das Jahr 1764 lebte er auf einem sehr anständigen Fuß; Männer vom ersten Rang in den Wissenschaften und im Staate waren seine Freunde. Der Beifall, womit seine dichterischen Werke aufgenommen wurden, reizte ihn an, auch für das Theater zu arbeiten; er schrieb The good-natured man und machte mit diesem und einigen andern Stücken bedeutendes Glück; im J. 1766 erschien sein Gedicht the deserted village. In dieselbe Zeit fällt seine

History of England und seine Roman history. Auf Verwendung seiner Freunde, die ihm auch eine äußere Auszeichnung wünschten, ward er zum Professor der alten Geschichte bei der Englischen Malerakademie ernannt. Im J. 1770 machte er eine Reise nach Paris, schrieb darauf noch seine History of the earth and animated nature, welche 1774 erschien, nächstdem seine scherzhaften Gedichte the Haunch of venison und Retaliation, und war mit dem Plane zu einem allgemeinen Wörterbuch der Künste und Wissenschaften beschäftigt, als ein frühzeitiger Tod seine Thätigkeit endigte. Er starb den 4. April 1774 an einem Nervenfieber. Sammeln wir die zerstreuten Züge seines Charakters unter Einem Blick, so erscheinen uns vorherrschend ein mehr hell als tief blickender Verstand, eine eben so lebhaft auffassende wie schöpferische Phantasie; ein reges zartes Gefühl: daher bei wissenschaftlichen Gegenständen mehr eine helle Ansicht, als eine tiefe Einsicht; mehr ein Auffassen der interessantesten Seiten, als aller zur Sache gehörigen, aber ein helles, leichtes, schönes Darstellen des hell, leicht und schön Angeschauten und Aufgefaßten; — in der Dichtkunst Lebendigkeit, Wahrheit, Gemüth und Laune; — im Weltleben ein edler Ehrgeiz durch geistige Vorzüge, dessen einseitiges Streben eine Gleichgültigkeit gegen äußern Rang und Glanz, sogar gegen alle Anständigkeit und Anmuth der äußern Verhältnisse hervorbringt, die überall Tadel verdient; nächstdem die liebenswürdigsten Züge eines innigen und thätigen Wohlwollens und einer herzlichen Sehnsucht nach Vaterland und Freundschaft; dabei aber ein trauriger Mangel an praktischen Maximen, und daher kein festes bestimmtes Handeln, keine Weltklugheit, daher so manche Verlegenheit, so manche wirkliche Vergehungen, und — wenn der Tod ein Uebel ist — ein zu frühes Erdulden desselben. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei zwischen Gay und dem Herzog von Argyle in dem sogenannten Poet's Corner, mit einer von Johnson verfaßten Inschrift.

Golgatha, ein Berg nahe bei Jerusalem, auf welchem Christus gekreuzigt wurde. Der Name ist Syrisch und bedeutet eigentlich einen Hirnschädel. Vermuthlich bekam er diese Benennung, weil er einer kahlen Hirnschale ähnlich sah. Damit stimmt auch der lateinische Name Calvaria und der Deutsche Schädelstätte überein. S. Calvarienberg.

Gonfaloniere hieß das Oberhaupt der ehemaligen Republik Lucca; auf Deutsch so viel wie Bannerherr. Er ward aus dem Adel gewählt und verwaltete sein Amt nicht länger als zwei Monate, ohne andere Vortheile davon zu haben als die Ehre und freie Tafel. Erst nach sechs Jahren konnte dieselbe Person wieder gewählt werden. Gonfaloniere des päpstlichen Stuhls war ein Titel der Herzoge von Parma.

Gonsalva Fernandez von Cordova, Herzog von Terra-Nova, Fürst von Venouse, wo er im J. 1443 aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens geboren wurde, zeichnete sich zuerst im Kriege gegen die Portugiesen aus. Er diente hierauf unter der Regierung Ferdinands und Isabellens bei der Eroberung des Königreichs Granada, wo er mehrere Plätze einnahm. Ferdinand V. von Aragonien stellte ihn an die Spitze des Heeres, das er unter dem Vorwand, seinen Vettern Friedrich und Alphons Hilfe zu leisten, eigentlich aber um sie zu berauben, nach Neapel schickte. Er führte den Krieg mit Nachdruck und nahm im J. 1502 Tarent durch Capitulation. Seine Soldaten, unzufrieden alles zu entbehren, weigerten sich, durch neue Anstrengungen

neue Erfolge zu erringen. Ein großer Theil derselben stellte sich ihm in Schlachtordnung entgegen und foderte den Sold. Einer der verwegensten wagte es in seinem Uebermuth, ihm die Spitze der Hellebarde entgegenzustrecken. Ohne zu erschrecken, faßte er den Soldaten beim Arm, nahm eine heitere und frohliche Miene an, als sey alles ein Scherz und sagte: „Nimm dich in Acht, daß du über den Spaß mich nicht mit deinen Waffen verwundest.“ Der Hauptmann einer Compagnie von hundert Mann trieb die Beschimpfung noch weiter. Er wagte zu Gonsalva zu sagen, als dieser seinen Kummer ausdrückte, die nothwendigen Bedürfnisse nicht herbeischaffen zu können: „Wenn du kein Geld hast, so gib uns deine Tochter, du magst uns damit bezahlen.“ Da diese gehässige Rede vor den Wortführern der Empörung ausgestoßen worden war, stellte sich Gonsalva, als habe er sie nicht gehört; aber in der folgenden Nacht ließ er den Elenden ermorden, der sich derselben vermessen hatte, und seinen Körper an einem Fenster aufhängen, wo die ganze Armee ihn den folgenden Morgen erblickte. Dieses Beispiel von Strenge befestigte das Ansehn des Feldherrn, welches der Aufstand ein wenig erschüttert hatte. Gonsalva, dessen Lage ein entscheidendes Unternehmen nothwendig machte, belagerte Cerignola, um die Franzosen zu bestimmen, eine Schlacht zu wagen, und war so glücklich seine Absicht zu erreichen und einen Sieg zu erfechten. Er bemächtigte sich Neapels ohne Schwertschlag, nahm die festen Schlösser im J. 1503 mit gewaffneter Hand, und die in denselben aufgehäuften Schätze wurden dem Sieger zur Beute. Da einige Soldaten sich beklagten, bei der Theilung verkürzt worden zu seyn, sagte Gonsalva zu diesen: „Man muß diesem Fehler abhelfen; geht in meine Wohnung; ich überlasse euch alles was ihr dort finden werdet.“ Indeß drohte eine neue aus Frankreich gekommene Armee, über die Spanier herzufallen. Gonsalva, obgleich viel schwächer, verschanzte sich im Angesicht der Franzosen. Zu einigen Offizieren, die das Benehmen ihres Anführers verwegen fanden, sagte er heldenmüthig: „Lieber will ich mein Grab finden, indem ich einen Fuß breit Erde dem Feind abgewinne, als damit, daß ich einen Schritt zurückweiche, mein Leben um hundert Jahre verlängern.“ Der Erfolg rechtfertigte seinen Entschluß. Gonsalva schlug die Franzosen einzeln, endigte den Krieg durch geschickte Manövres, und sicherte Spanien den Besitz des Königreichs Neapel, dessen Connetable er ward. Seine Feinde, eifersüchtig auf seine Macht, beschuldigten ihn, daß er sich zum Herrn dieses Reichs machen wolle. Der neidische und undankbare Ferdinand schenkte diesen Verläumdungen Glauben; er begab sich selbst nach Neapel und nöthigte den Helden, der ihm dies Land erobert hatte, ihm nach Spanien zu folgen. Ludwig XII. von Frankreich, ein ungleich großmüthigerer Fürst, sah Gonsalva bei der Durchreise in Savona, lud ihn an seine Tafel, und unterhielt sich lange mit ihm. Er zog sich hierauf nach Granada zurück und starb im J. 1515. Sein Edelmuth erwarb ihm eben so viel Ruhm als seine Tapferkeit. Dennoch wird ihm vorgeworfen, sein Wort bei einer wichtigen Gelegenheit gebrochen zu haben. Bei dem heiligen Abendmahle hatte er Alfonsen, dem Sohne Friedrichs, entthronten Könige von Neapel, geschworen, ihn frei zu lassen, wenn er sich ergeben und die Waffen niederlegen würde, und dennoch hielt er ihn gefangen und schickte ihn unter starker Bedeckung seinem Könige Ferdinand, der freilich mehr als einmal auf ähnliche Weise verfahren war.

Gonzaga. Bei dem Verfall der kaiserlichen Macht in Italien im 11. Jahrhundert bemächtigten sich in Mantua die ersten Familien

der Regierung, unter denen die Häuser Bonacolsi und Passerini lange die mächtigsten waren, bis sich das Haus Gonzaga über alle hinaufschwang. Dem Schwanken seines Vaterlandes zwischen mehreren mächtigen Familien machte endlich (16. August 1328.) Ludwig Gonzaga ein Ende, indem er sich Mantua's mit einem Heer von 800 Fußgängern und 500 Reitern bemächtigte, das damalige Oberhaupt der Stadt, Passerini de Bonacossa, ermordete und alle Anhänger seiner Gegenpartei vertrieb. Er brachte die errungene Herrschaft auf seine Nachkommen, unter denen Johann Franz von Gonzaga 1432 die Stadt mit ihrem Gebiet unter dem Titel eines Marquisats (Markgrafschaft) vom Kaiser Sigismund zu Lehn bekam. Gleich darauf bildete sich das Haus Gonzaga durch die 3 Söhne seines Nachfolgers Ludwig III., Friedrich, Johann und Rudolph zu drei Linien: von Friedrich stammten die Markgrafen von Mantua ab, die 1530 unter Friedrich II. von Karl V. zu Herzogen erhoben wurden und bis 1627 fortdauerten; von Johann Franz stammten die Herzoge von Sabionetta und Buzzolo, die 1703 erloschen; von Rudolph die Herzoge von Castiglione und Solferino, deren Fürstenthümer der Kaiser 1692 einzog. Eine neue Linie des Hauses Gonzaga bildete sich, als Ferdinand, Bruder Friedrichs II. Guastalla zu seinem Antheil bekam; diese Linie erlosch 1746. Berühmte Krieger und Kardinäle, eine Reihe von Regenten, welche die Künste beschützten, gingen aus dieser Familie hervor, die Deutschland 2 Kaiserinnen und Polen eine Königin gab, und von welcher jetzt nur noch zwei Abkömmlinge aus einer Seitenlinie (Vescovati) zu Mantua im Privatstand leben. Die merkwürdigsten Glieder dieser Familie sind: Ludwig Gonzaga, der Erste, der unter dem Titel eines Capitano die Herrschaft von Mantua führte. Er starb 1360 im 93. Jahre, und hinterließ 3 Söhne, Filippino, einen ausgezeichneten Helden, durch welchen sein Vater eigentlich zur Herrschaft gelangte. Er starb 1358 ohne Erben, und sein zweiter Bruder Guido oder Guy wurde 1360 der zweite Capitano von Mantua, der jüngste aber Petrino oder Feltrino, Stammvater der Grafen von Novellara, welche Linie mit Camillo Gonzaga 1728 erlosch. Guido hatte zwei Söhne, Ugolino und Ludwig. Von diesem letzteren stammt Franz Gonzaga, der dritte Capitano von Mantua und ein wackerer Kriegsheld. Gleich berühmt durch seine Kriegsthaten wurde sein Sohn Johann Franz, der seinem Vater 1407 als Capitano folgte, und von dem Kaiser Sigismund, um den er sich sehr verdient gemacht, 1433 zum Markgrafen von Mantua ernannt ward, in welcher Würde ihm 3 seiner Nachkommen folgten, zunächst sein ältester Sohn Ludewig III., genannt der Türke (geboren 1414. gest. 1478.), welcher den Vater noch an Kriegsruhm übertraf, sodann sein Enkel Friedrich I. (gest. 1484) und dessen Sohn Franz II. (gest. 1519). Friedrich II., ein Sohn von Franz II., wurde von Karl V. am 25. März 1530 durch eine Urkunde zum Herzog von Mantua erhoben und mit der Markgrafschaft Montferrat belehnt. Diese Würde erbte auf seine Nachkommen fort. Der nächste Herzog nach seinem Tode 1540 war sein Sohn Franz III. welcher, da er 1550 ohne Nachkommen starb, sein zweiter Bruder Wilhelm folgte (geb. 1536 gest. 1587). Ihm folgte sein Sohn Vincenz I., der in den ungarischen Kriegen gegen die Türken sich sehr auszeichnete. Bei seinem Tode (1612) hinterließ er 3 Söhne, Franz IV. (gest. 1612), Ferdinand IV., der Kardinal (gest. 1626), und Vincenz II. (gest. 1627), die sich einander schnell in der Regierung folgten, und sämmtlich ohne

männliche Nachkommen starben. Mit ihnen war die regierende Linie ausgestorben. Der nächste Erbe in der Abstammung wäre unstreitig der Herzog von Nevers, Karl I. von Gonzaga gewesen; aber im Hinterhalt stand auch der Herzog von Guastalla, Ferdinand II., mit Ansprüchen auf die ganze Erbschaft, und der Herzog Karl Emanuel von Savoyen mit Ansprüchen auf Montferrat. Die Rechte des Hauses Nevers waren ziemlich klar, denn der Herzog Ludwig von Nevers, Vater von Karl I., war ein Großvater-Bruder von Herzog Franz II., und hatte, da er nach Frankreich ging, auf die Succession nicht Verzicht gethan. Frankreich, Venedig und der Papst unterstützten ihn, denn alle drei wünschten, endlich ein Ende der spanisch-österreichischen Uebermacht zu sehen, und dieser Fall konnte entscheiden. Spanien und Oesterreich unterstützten hingegen die grundlose Prätension des Herzogs von Savoyen, woraus sich der Mantuanische Erbfolgekrieg entspann, der endlich nach Richelieu's Wunsche beendigt wurde, denn der Kaiser mußte den Herzog Karl von Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen. 1631 gelangte er zum ruhigen Besitze, und ihm folgte 1637 sein Enkel Karl III. (Karl II. war 1631 bereits bei Lebzeiten seines Vaters gestorben), während dessen Regierung das Fürstenthum endlich seine völlige Unabhängigkeit erhielt. (Gest. 1665.) Allein sein Sohn und Nachfolger Karl IV. nahm in Mantua wieder französische Garnison ein, und erklärte sich im Spanischen Successionskriege für Frankreich. Deshalb erklärte Kaiser Joseph I. ihn in die Reichsacht, in welcher er 1708 zu Padua starb. Oestreich blieb im Besitze seines Landes, und Montferrat wurde an Savoyen überlassen. Viele aus dieser berühmten Dynastie haben sich als Helden ausgezeichnet, andere zeichneten sich durch Liebe für Künste, Wissenschaften und Alterthümer aus. Ludwig Gonzaga schickte Pietro Crema mit Briefen und Geld überhäuft an Petrarcha nach Frankreich, um ihn zu bewegen, zu ihm zu kommen. Ein Luigi Gonzaga, der ums Jahr 1549 starb, war selbst Dichter, Cesare errichtete 1555 die Akademie degl' Invaghiti, und mehrere legten Gallerien von Gemählden und Antiken an. Giulio Romano eröfnete unter ihnen eine ausgebreitete Malerschule, und viele berühmte Künstler fanden Unterstützung und Ehre. Auch viele Frauen aus dieser Familie haben sich in gleicher Hinsicht ausgezeichnet. Barba Gonzaga beredete ihren Gemal, Herzog Eberhard von Wirtemberg, zur Stiftung der Universität Tübingen. Isabelle von Gonzaga, Gemalin des Herzogs von Urbino, nannte Sansovino die Mutter der Wissenschaften; von Lucretia von Gonzaga, der unglücklichen Gemalin von Paolo Manfrone, hat man eine Sammlung Briefe (1552. 8. die jedoch Haym dem Hortensio Landi zuschreibt). Unter denen, die sich durch Einfluß auf die Staatsbegebenheiten einen Namen gemacht, zeichnet sich aus Louise Marie, Tochter Herzogs Karl, vermählt an die Könige von Polen Wladislaus und Kasimir, gest. 1667. Ihre Schwester Anna, Gemahlin des pfälzischen Prinzen Eduard, spielte eine Zeitlang am französischen Hofe eine bedeutende Rolle, und hatte auf wichtige Begebenheiten einen großen Einfluß. Sie starb zu Paris 1684, und aus ihrem Nachlaß erschienen die interessanten Mémoires d'Anne de Gonzagues. London und Paris. 1786. 8.

Göpel, so wird eine gewisse Maschine genannt, womit große Lasten Erz und taubes Gestein aus tiefen Schachten gezogen werden. Sie besteht aus einem großen Wellbaum oder Spindel mit einem hölzernen Korbe und großem Drilling von zwei Scheiben mit am Rande eingesetzten Hölzern, auf welchen ein Seil, oder eine eiserne Kette gewickelt

ist, die sich auf- und abwickeln läßt, mit dem einen Ende in die Grube hinein- und mit dem andern herausgehet. Mit den Seilen sind hölzerne Kasten oder Tonnen, stark mit Eisen beschlagen, durch Quenzelketten verbunden, und mit einer Vorrichtung versehen, welche solche an der im Treib-Schachte angebrachten Leitung auf und nieder bewegen läßt.

Gorani (Joseph Graf von) ein Mailändischer Edelmann, widmete seine Jugend den Wissenschaften und zwar, bei einer eben so leichten Fassungskraft als großer Lebhaftigkeit des Geistes, mit sehr glücklichem Erfolge. Dieses beweisen die Werke seines reiferen Alters über Philosophie, Staats-Oekonomie und öffentliche Erziehung, in welchen allen zugleich ein in seinem Stande seltener demokratischer Geist athmet. Dieser Art sind seine: Geheimen Memoiren über Italien, eine Abhandlung über den Despotismus, und seine Untersuchung über die Wissenschaft der Regierung. Seine Grundsätze über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte des Volks und über die Aufhebung der Geburtsunterscheidungen veranlaßten, daß er aus der Liste des Mailändischen Adels gestrichen und seine Güter eingezogen wurden; wofür man ihm von der andern Seite den Titel eines Französischen Bürgers, nach dem er strebte, durch ein Dekret der gesetzgebenden Versammlung zugestand. Dessen ungeachtet flüchtete er sich nach Frankfurt, wo er zu Ende des Jahrs 1792 starb.

Gordian ist der Name von drei römischen Kaisern. Marcus Antonius Gordianus war Proconsul von Afrika und bereits über 80 Jahre alt, als der Senat ihn, gegen den von den Soldaten zum Kaiser ernannten, grausamen Maximinus Thrax, zum Kaiser und seinen Sohn zum Mitregenten erwählte (237 nach Chr. Geb.). Vier Monate darauf aber ward er von Capellianus, Maximins Statthalter, geschlagen; der Sohn blieb im Treffen, der Vater tödtete sich selbst. Hierauf erklärte der Senat die beiden Consuln zu Augustis, und auf Verlangen des Volks Gordianus Pius, des ältern Gordian Enkel, zum Kaiser. Dieser, erst 13 Jahre alt, ward anfangs von unredlichen Menschen verführt und betrogen. Seit 241 aber lenkte ihn und den Staat sein Schwiegervater Misitheus mit Klugheit und Uneigennützigkeit. Doch dieser starb 243. Philippus, der an seine Stelle erwählt ward, wiegelte die Soldaten auf, zwang den Gordian, ihn zum Mitregenten aufzunehmen, und ließ diesen endlich (244) hinrichten.

Gordischer Knoten s. Alexander und Gordius.

Gordius, wurde aus dem Stande eines Landmanns auf den Thron von Phrygien erhoben. Als nämlich im Lande eine Empörung ausgebrochen war und die Bewohner das Orakel wegen eines neuen Königs befragten, bestimmte dasselbe denjenigen, der auf dem Rückweg ihnen auf einem Wagen begegnen würde, um den Tempel des Jupiter zu besuchen. Dies war Gordius, welcher aus Dankbarkeit seinen Wagen dem Jupiter weihte, und an der Deichsel desselben einen so künstlichen Knoten befestigte, daß das Orakel denjenigen die Herrschaft der Welt versprach, der ihn auflösen würde. Als Alexander nach der Stadt Gordium kam, und die Unmöglichkeit sah, den Knoten aufzulösen, zerhieb er ihn mit dem Schwerte, um nicht das Orakel zu verlieren.

Gordon (Lord Georg) geboren 1750, ein Sohn des Herzogs von Gordon, und ein höchst abenteuerlicher Mann. Da das Volk in England und Schottland im Jahre 1780 sehr unzufrieden mit den Freiheiten war, welche man den Katholiken eingeräumt hatte, fing Gordon an, den Andächtigen zu spielen, brachte eine von einer zahllosen Menge

Menschen unterschriebene Bittschrift zusammen, und wollte damit das Parlament zur Unterdrückung der katholischen Religion zwingen. Allein es blieb nicht bloß bei einem schriftlichen Gesuche; der Pöbel ward unruhig, beging in London und andern Städten des Reichs die größten Ausschweifungen, wüthete besonders gegen die Besitzungen der Katholiken, und konnte nur mit der größten Mühe von der königlichen Leibwache zur Ruhe gebracht werden. Gordon wurde als Hauptanstifter dieser Unruhen gefänglich eingezogen, aber im Jahre 1781 wieder frei gelassen. Der Arrest hatte ihn jedoch nicht klüger gemacht; er verfiel in neue Träumereien und Albernheiten, wurde deswegen vom Hofe entfernt, und ließ sich, nachdem es ihm bei keiner christlichen Partei mehr glücken wollte, 1787 zu Birmingham unter die Juden aufnehmen. Wegen eines Criminal-Processes, in welchen er verwickelt war, wurde er bald darauf nach London zur Haft gebracht, und bezeigte darin gegen seine ehemaligen christlichen Mitbrüder den lebhaftesten Widerwillen. Das Gericht erkannte ihm fünfjährige Gefangenschaft und noch überdieß eine ansehnliche Geldbuße zu. Gordon ertrug alles mit der größten Gelassenheit, schrieb Pasquille auf die Königin von Frankreich, den König von England ꝛc. (er war nicht ohne Witz) und kehrte nach überstandenen Leiden zu seinen neuen Glaubensgenossen zurück, nachdem er vergebens versucht hatte, durch eine 1789 dem Französischen National-Convent, dem er zur errungenen Freiheit Glück wünschte, übergebene Bittschrift, sich für ihn zu verwenden, seiner Gefangenschaft früher entledigt zu werden. Er starb den 1. Nov. 1793.

Gorgias, von Leontium in Sicilien gebürtig, lebte um die 70ste Olympiade und war einer der größten Sophisten und Redner des Alterthums. Empedocles war sein Lehrer in der Philosophie und Magie. Als er von seiner Vaterstadt nach Athen gesandt worden, um die Athener um Beistand zu bitten, entzückte er seine Zuhörer durch seine kunstreiche Rede in dem Maße, daß sie nicht nur alles bewilligten, sondern auch ihn einluden, sich bei ihnen niederzulassen. Scharenweis strömten ihm Schüler zu, die Tage, an denen er öffentlich auftrat, nannte man Festtage; man wetteiferte, ihn mit Ehrenbezeigungen zu überhäufen. Bei den Pythischen Spielen beschloß man, ihm eine goldene Bildsäule zu errichten, und dieser einmüthige Beschluß ward in seiner Gegenwart im Tempel des Apollo vollzogen. Aber Gorgias überlebte diesen glühenden Eifer, womit ihm alles Huldigung und Bewunderung zollte. Man fing an zu fühlen, daß das Pomphafte seiner Schreibart nur dazu beitrug, die Dürftigkeit seiner Gedanken noch deutlicher zu verrathen. Er starb in einem Alter von 107 oder 108 Jahren. Als Philosoph baute Gorgias seine Sophistik auf die skeptischen Lehrsätze des Melissus und Zeno, ging aber darin weiter als jene, indem er den Skepticismus ins gemeine Leben hineinzog, die Anwendung desselben auf das Praktische zeigte, und auf eine den Geist verwirrende Weise Tugend und Laster in gleichem Licht erscheinen ließ. In seinem Buche von der Natur suchte er folgende drei Sätze zu beweisen: Es sey nichts vorhanden; wäre auch etwas vorhanden, so wäre es doch nicht erkennbar; wäre es endlich auch erkennbar, so wäre die Erkenntniß doch nicht mittheilbar.

Gorgonen, drei Töchter des Phorkys oder Gorgo und der Ceto, welche Euryale, Stheno und Medusa hießen. Die ersten beiden waren unsterblich und mit ewiger Jugend geschmückt; Medusa allein gehörte zu den Sterblichen. Sie wohnten im äußersten Westen am Ocean, in der Nachbarschaft der Nacht und der Hesperiden, nach andern auch auf den Gorgadischen Inseln im Aethiopischen

Meere. Sie werden geflügelt und um Haupt und Hüften mit Schlangen gegürtet abgebildet. Jeder, den ihr Blick traf, wurde in Stein verwandelt. Hesiod beschreibt sie in folgenden Versen:

Längs den Gurten herunter
Schlängelten sich zween Drachen mit aufgekrümmeten Häuptern;
Jene züngelten beid', und knirschten vor Wuth mit den Zähnen,
Grausam' rollend den Blick. Auch ob den entsetzlichen Häuptern
Tummelte Graun der Gorgonen, ein Furchtbares. — —

Und Aeschylus spricht von ihnen folgendermaßen:

Ohnfern sind ihre Schwestern, drei geflügelte,
Die drachenlockigen Gorgonen, menschenfeind,
Die sehend nie ein Sterblicher den Geist behält.

Perseus erlegte die jüngste von ihnen, die Medusa, deren schreckliches Haupt auf dem Schilde der Minerva sich befindet.

Görlitz, eine der ansehnlichsten, schönsten Städte in dem preußischen Antheil der Oberlausitz und ehemalige Hauptstadt des Görlitzer Haupt-Kreises, an dem linken Ufer der Neiße gelegen, mit 8200 Einwohnern. Sie hat eine sehr große, schöne Hauptkirche mit einer trefflichen Orgel, ein Gymnasium, verschiedene bedeutende Bibliotheken, auch beträchtliche (wenn gleich nicht in dem blühenden Zustande, wie sonst befindliche) Tuchmanufakturen — man rechnet jährlich auf 10,000 Stück Tuch, welche hier gefertiget wurden, so wie denn auch die Ausfuhr aller Tücher und Leinwande im Jahr 1796 gegen 280,000 Thaler betrug — nicht minder Leinwand-Band-Ledermanufakturen, auch starken Leinwandhandel. In der Nähe dieser Stadt ist der berühmte Berg, Landskrone, (1304 Pariser Fuß hoch), welcher eine treffliche Aussicht gewährt. Vor dem Nikolaithor ist auf einem Berge, bei der kleinen Kirche zum heiligen Kreuz, das heilige Grab, welches Georg Emmerich, ein Bürgermeister der Stadt, nach dem Modell des heiligen Grabes zu Jerusalem, wo er in den Jahren 1456 und 1476 gewesen war, 1481 erbauen ließ.

Görz, (Freiherr Georg Heinrich v.), Sohn des Domherrn und Vicedoms, Landes Syndirectors des Fürstenthums Halberstadt und Ritterhauptmanns der Fränkischen Ritterschaft, Philipp Friedrich, aus der alten Familie derer von Schlitz, genannt von Görz, stand eigentlich als geheimer Rath und Hofmarschall in den Diensten des Herzogs Christian August von Holstein, gefiel aber dem König der Schweden Karl XII. dergestalt, daß er ihn, einen Kenner des Finanzwesens, der viele Sprachen gleich gut schrieb als sprach, und mit vielen Kenntnissen einen höchst lebhaften Geist und unermüdliche Thätigkeit verband, ganz für sich zu gewinnen suchte. In der That waren beide ganz zur wechselseitigen Anziehung gemacht, denn was Karl an der Spitze seines Heeres, das war Görz im Kabinet, unternehmend, kühn, keine Gefahr scheuend, das Gefährlichste unternehmend, und voller Gewandheit, in schlimmer Lage sich zu helfen. Zweimal wurde er verhaftet, einmal in Sachsen, wo er aus der Mitte von 6 Cavalieren entfloh, das zweitemal in Holland, wo er daran arbeitete, England zu Gunsten des Prätendenten in Aufstand zu bringen. Jedoch setzte man ihn

nach wenig Monaten wieder in Freiheit. Nach dem Unglück, welches Karln in der Schlacht bei Pultawa und während seines seltsamen fünfjährigen Aufenthalts in der Türkei betroffen hatte, bot der Minister Görz alles auf, was zur Rettung für seinen König irgend dienen konnte. Sein Plan war, alle nur denkbaren Hilfsquellen zu öffnen, um durch thätige Fortsetzung des Krieges einen erträglichen Frieden zu erhalten. Wer konnte es also in der damaligen Lage tadeln, wenn statt der Münze Münzzeichen gemacht wurden, die zu seiner Zeit redlich wieder eingelöst werden sollten? Friede also und nicht Krieg war Görzens Plan, und dies zeugen auch seine mit Rußland eingeleiteten Unterhandlungen wegen des Friedens, die bereits einem glücklichen Ende nahe waren, als Karl, durch die neu eröffneten Hilfsquellen und glücklichen Hoffnungen muthiger, in Norwegen von neuem einbrach. Bei allem Aufwand seiner seltenen Kraft und Thätigkeit und bei dem besten Willen konnte der Ausländer Görz nicht verhindern, daß nicht alle großen und kleinen Schwedischen Herren mit aller Kraft und List ihm heimlich entgegen gearbeitet hätten, und es ist wohl ein sicherer Beweis seines außerordentlichen Genies, daß er doch viel Jahre lang die Ausführung seines Planes forttrieb. Kaum aber war Karl vor Friedrichshall (11. Dec. 1718.) gefallen, als die lange verhaltene Wuth gegen ihn losbrach, der er als Opfer fallen mußte. Man verhaftete ihn, klagte ihn an, er habe dem König Karl seine Unterthanen, den Senat, alle Collegien verhaßt gemacht, ihn zu gewagten und verderblichen Unternehmungen verleitet, besonders zu dem letzten unglücklichen Zuge nach Norwegen, habe schlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen schlecht verwaltet. Ohne auf seine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt, aller angebornen und erlangten Würden verlustig, auf dem gewöhnlichen Richtplatz enthauptet zu werden, und dieses Urtheil ward den 28. Febr. 1719. an ihm vollzogen. Er verfertigte sich selbst die Grabschrift: Mors Regis, Fides in Regem, est mors mea (des Königs Tod, Treue gegen den König, ist Mein Tod), und ging, unter Bezeugung seiner Unschuld, mit der Standhaftigkeit eines Helden dem Tod entgegen. Man kann wohl kaum zweifeln, daß nicht Karls Ermordung und Görzens Ermordung das Werk einer und derselben Partei war, und das war dieselbe, die sich sogleich der ganzen Regierung bemächtigte und durch ein unkluges Spiel auswärtiger Politik das ungeheure Elend, unter dem das Land seufzte, noch vermehrte.

Gorschi, Persische Reiter, die beständig im Felde unter Zelten liegen und ein von den übrigen Persern verschiedenes, durch seine Tapferkeit berühmtes Volk ausmachen. Sie werden von dem Schach gebraucht, wenn er eine Execution mit einem vornehmen Beamten anstellen will.

Gosen, Gosi, Russische Hoffaktore, oder Kaufleute, die blos für den Hof handeln, und besonders nach Deutschland, der Türkei, Persien und China.

Goslar, eine Stadt von 1000 Häusern mit 8800 Einwohnern, liegt am Fuße des nördlichen Harzgebirges in Niedersachsen an der Gose, einem Nebenflusse der Oker. Die Stadt bildet ein sehr unregelmäßiges Ganzes. Das Kaiserhaus, ein Ueberbleibsel des ehemaligen Königshofes der alten teutschen Könige, ist jetzt ein Magazin. Die Einwohner treiben Korn- und Fruchthandel, und das hier gebraute Bier, die Gose, ist sehr berühmt und wird weit verführt. Auf dem Rammelsberge bei der Stadt wird Bergbau getrieben, und man

findet Vitriolhöfe, Rollenbleifabriken, Draht- und Hammerschmieden, Messingwerke, Ochergruben in der Nähe. Ehemals war Goslar eine freie Reichsstadt, die auf dem Reichstag die 7te Stelle auf der rheinischen Bank, und bei dem niedersächsischen Kreis die 2te unter den Reichsstädten einnahm. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Febr. 1803 wurden 42 Reichsstädte erblichen Oberherren zuerkannt, und Goslar kam, so wie Mühlhausen und Nordhausen, an Preußen, von welchem es, zufolge des Tilsiter Friedens, an das neue Königreich Westphalen abgetreten wurde, in welchem es zu dem Departement der Oker gehörte, bis es in Folge der Siege über Frankreich i. J. 1813 wieder an Preußen zurückfiel, welches aber, nach dem 27. Artikel des Wiener Congreßinstrumentes die Stadt sammt ihrem Gebiete an Hannover abtrat.

Gossec (François Joseph) Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion, einer der drei Inspectoren und Professor der Composition beim Conservatorium, wurde 1733 zu Vergnies geboren. In seinem siebenten Jahre ging er nach Antwerpen und blieb acht Jahre Chorknabe an der Domkirche dieser Stadt. Gossec hat sich ganz durch sich selbst gebildet und keinen andern Lehrer gehabt als die Natur. Das Studium der Partituren der größten Meister hat nachher sein Talent vollkommner ausgebildet. Gleich dem großen Haydn, hat er es beklagt, daß er nicht Italien und die verschiedenen Schulen dieses Landes besuchen können. Im J. 1751 kam er nach Paris, wo er seinen ununterbrochenen Aufenthalt nahm. Er trat zuerst in die Dienste des Herrn de la Popelinière, und leitete das Orchester desselben unter den Augen des großen Rameau. Nachher trat er in derselben Eigenschaft in das Orchester des Prinzen Condé, für den er mehrere Opern componirte. Im J. 1770 stiftete er das Liebhaberconcert, in welchem der Chevalier de St. Georges die erste Violine spielte, und welches zehn Jahre hindurch den größten Erfolg hatte. Im J. 1773 übernahm er das Concert spirituel gemeinschaftlich mit Gavinies und Le Duc dem ältern, bis es ihm 1777 durch eine Intrigue, welche Legros begünstigte, entzogen ward. Im J. 1784 wurde er zum Vorsteher der Gesangschule ernannt, welche der Baron von Breteuil errichtet hatte. Zur Zeit der Revolution wurde er Musikmeister der Nationalgarde und als im J. 1795 ein Gesetz die Organisation des musikalischen Conservatoriums definitiv bestimmte, ward Gossec nebst Mehul und Cherubini zum Oberaufseher dieser Anstalt und Professor der Composition ernannt. Catel, sein vorzüglichster Schüler, ward zu gleicher Zeit als Professor der Harmonie angestellt. Gossecs Schüler haben größtentheils den ersten Preis davon getragen. Der berühmteste unter denselben ist gegenwärtig der junge Gasse, der sich als erster Violinist bei dem Theater von Neapel befindet. Gossec hat in seinem hohen Alter, sowohl im Gespräch als in seinen Compositionen, alle Lebhaftigkeit der Jugend behalten. Er arbeitete in seinem 78. Jahre an einem Tedeum, um sich über den Verlust eines früher verfertigten zu trösten, das eine große Celebrität erlangt hatte. Wir begnügen uns von seinen zahlreichen Werken nur seine Opern anzuführen. Diese sind: Sabinus, Alexis et Daphne, Philémon et Baucis, Hylas et Sylvie, La fête de village, Thésée, Rosine, La reprise de Toulon, Le faux Lord, Les Pêcheurs, le double degnisement, Tolnon et Tolnette und einige andere.

Gotha, ein sächsisches Fürstenthum auf der Nordseite des Thüringerwaldes, von der Gera, Nesse, Werra, Unstrut und Ilm durchströmt, erzeugt gute Sandsteine, Getreide, Flachs, Obst, Pferde und

Waldbrett. Der Inselsberg und Schneekopf sind seine bedeutendsten Berge. Die Besitzungen des Herzoges von Sachsen-Gotha bestehen in dem Fürstenthum Gotha und dem größten Theile des Fürstenthums Altenburg und betragen zusammen 52 Q. M. mit 170,000 Einwohnern, wovon auf Gotha 25 Q. M. mit 82,000 Einwohnern kommen. Die Einkünfte können gegen eine Million Thaler betragen. Die Einwohner verdanken unter einer milden und väterlichen Regierung ihren Wohlstand besonders dem Ackerbau, der Viehzucht und den beträchtlichen Holznutzungen im Thüringer Walde. Nachdem Kurfürst Johann Friedrich aus der Ernestinischen Linie in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Carl V. gefangen, der Kurwürde beraubt und selbige der Albertinischen Linie zugetheilt worden, erhielt dieser Fürst, vermöge der Wittenberger Capitulation von 1547 und des Vertrags zu Naumburg von 1554 mehrere Aemter, Schlösser und Städte größtentheils im südlichen Thüringen zum Erbtheil. Er hinterließ drei Söhne, von denen der mittlere, ebenfalls Johann Friedrich mit Namen, der erste war, der seinen Sitz in der Stadt Gotha nahm. Hier auf dem Schlosse Grimmenstein entwarf er gemeinschaftlich mit Wilhelm von Grumbach die auf die Wiedererlangung der Kurwürde gerichteten Plane, welche die Vollziehung der Reichsexecution gegen den Herzog, dessen lebenslängliche Gefangenschaft in den Oesterreichischen Staaten, die Hinrichtung Grumbachs und anderer Theilnehmer und die Zerstörung des Schlosses Grimmenstein zur Folge hatten. Dieses unglücklichen Fürsten Söhne und die Söhne seines Bruders Johann Wilhelms, welcher seinem Hause in Gemeinschaft mit seinen Brüdern durch Erbverbrüderung die Erbfolge in die gräflich Hennebergischen Lande eröffnet hatte, bildeten durch Theilungen vier Linien, welche in Coburg, Eisenach, Altenburg und Weimar residirten. Die beiden erstern Linien erloschen mit ihren Stiftern und ihre Länder fielen im J. 1638 an Altenburg und Weimar. Damals theilten die drei, von der zahlreichen Nachkommenschaft des Herzogs Johann von der Weimarischen Linie noch übrigen Prinzen, Wilhelm, Albrecht und Ernst ihre sämmtlichen Länder, und Ernst erhielt denjenigen Theil, in welchem Gotha der Hauptort war, und welchen er im J. 1672 nach dem Aussterben der Altenburgischen Linie in der Person des jüngen Herzogs Friedrich Wilhelms III. noch beträchtlich vermehrte; denn als nächster Agnat nahm er nach den Grundsätzen des Sächsischen Privatrechts sämmtliche Altenburgische Lande in Anspruch und nöthigte die Weimarische Linie, welche gleiche Rechte zu haben behauptete, gegen einige Abtretungen zu einem Vergleich. So ward Herzog Ernst I. mit dem Beinamen der Fromme, Stifter des Gothaischen Gesammthauses. Zwar hatte er verordnet, daß seine Lande nicht getheilt, sondern gemeinschaftlich von seinen sieben Söhnen regirt werden sollten; allein nach seinem 1675 erfolgten Tode theilten diese dennoch das Land, und so entstanden sieben Zweige des Gothaischen Gesammthauses; Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen und Saalfeld, von denen aber Coburg, Eisenberg und Römhild in ihren Stiftern wieder ausstarben. Bei dieser Theilung nun erhielt Herzog Ernsts ältester Sohn Friedrich I. das Fürstenthum Gotha und den größten Theil von Altenburg. Er ist auf diese Weise der Stifter des heutigen Particularhauses Gotha und führte das Recht der Erstgeburt unter seinen Nachkommen ein. Nach seinem 1691 erfolgten Tode regirte sein Sohn Friedrich II. bis 1732 und nach diesem dessen Sohn Friedrich III. bis 1772, der auch unter den Drangsalen des siebenjähri-

gen Krieges den Wohlstand seines Landes zu erhalten wußte. Ihm folgte der weise, gerechte und menschenfreundliche Herzog Ernst II. bis 1804. (siehe diesen Art.) Jetzt regiert sein Sohn Herzog (Emil Leopold) August, geb. den 23. Nov. 1772 und zum zweiten Male vermählt den 24. April 1802 mit Caroline Amalie, Tochter Wilhelms IX., Kurfürsten von Hessen, geb. den 11. Juli 1771. Seine erste Gemahlin war Luise Charlotte, Herzogs Friedrich Franz zu Mecklenburg-Schwerin Tochter. Aus dieser ersten Ehe ward am 21. Dec. 1800 eine Prinzessin geboren. Nach den Siegen, welche Napoleon 1806 über die Preußen erfochten hatte, sah sich der Herzog von Gotha, so wie die übrigen Sächsischen Herzoge genöthigt, dem Rheinischen Bunde beizutreten. Nach dem glücklichen Umschwunge der Dinge im J. 1813 aber schloß er sich an die große Coalition an, und trat dann, als souverainer Regent, dem deutschen Bunde bei.

Gotha die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Gotha, liegt an einer Anhöhe an der Leine in einer schönen Gegend und zählt ungefähr 12000 Einwohner. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören das Schloß Friedenstein mit seinen angenehmen Anlagen, das treffliche Münzkabinet, eines der vollständigsten in Europa, nebst einer schönen numismatischen Bibliothek, die Kunst- und Naturaliencammer und die herzogliche Bibliothek, die sehr reich an Manuscripten ist. Billig erwähnen wir hier noch der bei Gotha gelegenen, von Herzog Ernst II. erbauten Sternwarte, für welche dieser edle Fürst ein Capital von 40,000 Thalern aussetzte. Dies Institut gehörte unter des berühmten Obersten von Zach Aufsicht in Deutschland zu den vorzüglichsten dieser Art.

Göthe, (Johann Wolfgang von) wurde geboren den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater, Dr. der Rechte und kaiserl. Rath, in angesehenen Verhältnissen, obschon ohne öffentliches Amt, nicht in ungünstigem Glückszustande lebte. Wenn es wahr ist, daß wir Deutschen oft undankbar gegen unsre großen Geister, besonders gegen unsre großen Dichter seyen, so ist Göthe einer von denen, der sich am wenigsten über diesen Undank dürfte zu beschweren haben. Enthusiastische Verehrung empfing ihn, als sein erstes Werk im Publikum erschien, und jetzt, nach vierzig Jahren, ist diese weit entfernt, lauer geworden zu seyn. Geliebt von vielen, bewundert von allen, vergöttert sogar von einigen, ward er freilich von Einzelnen auch beneidet, angefeindet und mit Schmähungen verfolgt, aber theilte damit nur das Loos der ausgezeichneten Menschen aller Zeiten und Völker: denn immer suchte die Mittelmäßigkeit das Große herabzuziehn und sich näher zu bringen, ohne daß sie ihm dadurch seinen unwandelbaren Werth hätte rauben können. Gestand man auch nicht zu, was seine Vergötterer in ihrem Enthusiasmus verlangten, und Göthe selbst nie sich angemaßt hat, daß er unser einziger Dichter sey, so fand man doch gerecht, ihn einen unserer größten, ja in gewisser Hinsicht den Größten und Ersten selbst zu nennen. Um sich ein richtiges Urtheil über ihn zu bilden, muß man sich zuvörderst alles dessen erinnern, was seine Poesie und seine Laune seit dem achten Jahrzehnd. des vorigen Jahrhunderts geliefert und geleistet hat. Lyrische Gedichte der verschiedensten Art, naive, sentimentale und witzige oder schäkernde Epigramme; Lieder der leichteren fröhlichen Gattung, andre, die einem Herzen voll Gefühl entsprossen; noch andre, die den sinnigen Ernst unter leichter Hülle verbergen; Elegieen im Sinne der Alten und Neuen; Oden, die man wenigstens zum Theil den erhabensten zuzählen muß;

Romanzen und Balladen, bald lieblich heiter, bald schaurig, bald furchtbar; außerdem noch eine Menge lyrischer Gedichte, die kaum unter die gangbaren Titel einer Poetik würden zu bringen seyn; Idyllen voll zarter Anmuth und Innigkeit des Gefühls; drei Romane, jeden von anderem Ton, Geist und Styl, Werther sentimental-lyrisch, Wilhelm Meister naiv-episch, die Wahlverwandschaften tragisch; Tragödien, in deren jeder ein anderer Geist weht, und deren jede von der andern so verschieden ist, daß man kaum denselben Meister und Urheber vermuthen sollte, Götz von Berlichingen voll treuherziger altdeutscher Einfalt, aber auch altdeutscher Kraft und Kernhaftigkeit, eine shakespearsche Composition, etwas wild wie die des Deutschen Reichs, aber voll Einheit wie die Riesenmassen des Straßburgischen Münsters; Egmont, mehr den Süden athmend, daß er, bei aller Wahrheit und Naturtreue, selbst ins Phantastische überspielt; Clavigo in seiner bürgerlichen Sphäre ans Französische tragische Theater erinnernd; Iphigenia, voll Griechischer Idealität, Tasso voll Italienischer Milde und Wärme, beide voll Zartheit und Anmuth, und doch nicht von Kraft und Würde leer; Eugenie mit ihrer Politur, der Großcophtha, diese psychologische Entfaltung, und Faust, gegen den keine Nation etwas Gleiches stellen kann: wie verriethen diese wohl durch sich einen und denselben Meister! Nicht minder verschieden sind die Lustspiele und Dramen, die Mitschuldigen, die Laune des Verliebten, der Französischen komischen Bühne getreu, Stella, mit ihrer Glut des Südens, die Geschwister mit ihrer Deutschen Innigkeit, Erwin und Elmire mit ihrer romantischen Schwärmerei, der Jahrmarkt von Plundersweilern, der Triumph der Empfindsamkeit, mit ihrer barocken Laune und doch wunderbaren Kraft der Wahrheit, im Komischen das, was im Tragischen Faust; wer fände auch hier wohl eine Familien-Aehnlichkeit aus? Vergesse man aber ja nicht, die Singspiele und Dramolets mit in Anschlag zu bringen, die phantastische Lila, die seltsame Claudine von Villa Bella, die idyllische Jery und Bätely, Künstlers Erdwallen und Apotheose so anspruchslos und doch so gehaltvoll und tief, Paläophron und Neotherpe, Was wir bringen u. a. m. Des Dramatischen ist, wie man sieht, am meisten gegeben, und man könnte daraus vielleicht schließen, des Dichters Genius habe sich hierin vorzüglich bewährt. Man schließe aber nicht zu rasch, denn sieht man auf das, was er als Epiker geleistet, so findet man ihn in dieser Gattung nicht unbedeutender, mag man nun seine schon genannten drei Romane, oder sein homerisch-plastisches Epos Herrmann und Dorothea, oder das Fragment der Achilleis, oder seinen im homerischen Geist nachgebildeten Reinecke Fuchs, oder sein Fragment eines romantischen Epos, die Weissagungen, oder seine kleineren poetischen Erzählungen und Schilderein, z. B. Hans Sachsens Sendung, so ganz in Geist und Manier des wackern Meistersängers, betrachten. Damit aber kein Feld der Poesie von ihm unangebaut bliebe, stellt er als didaktischer Dichter sich durch seine Episteln dem Horaz an die Seite. So viel und so vielerlei lieferte Göthe als Dichter; was hat er aber nicht auch als Kunstfreund und Kunstkenner, früher in einzelnen zerstreuten Aufsätzen, unter denen der über Deutsche Baukunst in Herders fliegenden Blättern über Deutsche Art und Kunst Auszeichnung verdient, späterhin in den Propyläen, in Programmen der Jenaischen Literaturzeitung, in Recensionen für dieselbe (z. B. der Gedichte von Voß, Grübel, Hebel u. a.), in dem Anhang zur Uebersetzung der Biographie Benvenuto Cellini's, Rameau's Neffen von Diderot, in Winkelmann und seinem Jahr-

hundert, in seinen Briefen aus Italien, und in Gemeinschaft mit Meyer, unter dem Namen der Weimarischen Kunstfreunde (W. K. F.) geliefert! Aber auch in ganz heterogen scheinenden Gebieten treffen wir ihn. Er schrieb ein treffliches Werk über die Metamorphose der Pflanzen, und zwei beherzigenswerthe über Optik und Farbenlehre. Daß er über einen juridischen Gegenstand schrieb, wird von dem Doctor der Rechte nicht befremden, wohl befremden aber könnten seine Briefe über die Offenbarung und andere theologische Gegenstände, die man füglich ungenannt lassen könnte, wenn nicht in der letzteren Zeit auch Göthe's religiöse Ansichten wären in Anspruch genommen, und der Hang einer gewissen ästhetischen Schule zum Katholizismus als von ihm ausgehend wäre betrachtet worden; ein Umstand, der wichtig genug ist, um auch diese Seite an Göthe mehr herauszuheben. Es drängt sich aber hier überhaupt die Betrachtung auf, daß Göthe fast mit allem, was er leistete, und nicht selten auch mit dem, was er war, einen großen, bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Kultur seines Zeitalters gewann, und so gewissermaßen unter den Deutschen als der Centralpunkt zu betrachten ist, von welchem aus seit vier Decennien die verschiedene Gestaltung unsers ästhetischen und sittlichen Wesens ihre Richtung genommen hat. Seine frühesten, der herkömmlichen Regeln damals geltender Kunsttheorien spottenden, Producte führten eine Genieperiode herbei, die man nach einem Schauspiel des gleichzeitigen Klinger die Sturm- und Drangperiode genannt hat, und wohl mit Recht als einen Sturm auf den damaligen Deutschen Parnaß und seine Französische Verzäunung betrachten mag. Werther führte die empfindsame Periode, Götz den Tumult der Ritterschauspiele und Romane herbei und stellte Shakespear als Muster für unsre dramatischen Dichter hin. Die Aesthetik wurde in jener Zeit durchaus revolutionair, und man frage nicht, ob es die Sitten nicht auch wurden, denn man denke nur an die, denen Werther die Pistole in die Hand gab, woran freilich der Dichter sehr unschuldig war, an die Epidemie der Empfindelei, an die Derbheit des Tons und die Freiheit der Sitten, nachdem Göthe durch Laune, Satyre und komischen Witz seine früheren Einflüsse selbst weggelacht, gescherzt und gespottet hatte. Wie durch einen Zauberschlag verwandelt erschien er auf einmal im neunten Jahrzehnd, denn seine Iphigenia, sein Tasso treten einher in der höheren Glorie Griechischer Idealität, die selbst in seinem, obschon dem Shakespear näheren, Egmont nicht zu verkennen ist. Im Faust, der alles in sich vereinigt, was Göthe's Genie Großes und Herrliches vermag, hatte er den Gipfel seiner Vollendung erreicht. Es darf nicht verwundern, von diesen Werken keine schnelle Wirkung zu sehen; aber sie blieb nicht aus, und wurzelte tief, denn in Aesthetik und Sitten fing man nachher an, auf Idealität zu dringen; der Schmetterling brach aus der Raupe hervor. Wie Wilhelm Meister im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts wirkte, ist uns allen noch im frischen Gedächtniß. Nicht blos Künstlerromane folgten in großer Anzahl, sondern Künstlerleben galt als das eigentlich wahre, als das einzig würdige Leben. Wie nach Werthers Zeit im blauen Frack und Pulle-Beinkleidern gehen mußte, wer auf Genialität Anspruch machte, so jetzt mit der Palette und Guitarre, wenn er nicht die Bühne betreten konnte. Kunst ist der Gipfel des Lebens, sie lehrt ein ideales Leben im wirklichen Leben: dieses Prinzip trat immer deutlicher und lauter hervor, und eine Aesthetik entstand, wie sie die Vorzeit, bisweilen zwar geahndet, nie aber noch ausgebildet hatte. Die Aesthetik erschien in

der gebüßten denkbaren Würde als Vollenderin des Lebens und der Philosophie. Die Moral erhielt eine bloß untergeordnete Rolle, die Religion aber, eine Zeitlang der Moral nur dienstbar, erhob sich über sie, indem sie mit der Kunst sich nicht bloß verschwisterte, sondern Eins ward. Mit der Aesthetik ergriff man demnach auch die Religion, ja man konnte nicht religiös seyn, ohne ästhetisch zu seyn, und eine schöne Seele sich nur in dieser ästhetisch-religiösen Innerlichkeit bewähren. Wer sieht es nicht, daß dem Protestantismus hiemit der Stab gebrochen war! Sonderbar genug sieht man hier an einen Roman, der wohl keineswegs so etwas beabsichtigte, bedeutende Umwandlungen in der Aesthetik nicht bloß, sondern auch in der Philosophie und Religion geknüpft, und Göthen auf diese Weise wieder an der Spitze seines Zeitalters und einer neuen Generation. Was Wunder, wenn er, da das neue Jahrhundert erschien, als eine Art von höherem Wesen unter uns dastand! Unter seinen Einflüssen waren wir Jüngeren aufgewachsen, an und in ihm hatten wir uns fühlen und verstehen gelernt, viele der schönsten, edelsten Genüsse unsers Lebens dankten wir ihm, und jetzt gab es keinen bedeutenden Moment des Lebens, nichts Hohes und Tiefes, wobei wir nicht auf ihn verwiesen wurden. So schien er weniger der Mann als der Gott des neuen Jahrhunderts, und seine Aussprüche galten für Orakelsprüche. Nur was von Göthe kam, war das Rechte.

Einen zu bereichern unter allen
Mußte eine Götterwelt vergehn!

So nun hat Göthe unter uns gewirkt, und so wirkt er noch. Es ist keine Frage, ein Geist, der solche Wirkungen hervorzubringen fähig war, muß ein ungewöhnlich seltener, ausgezeichneter Geist seyn. Bisweilen wohl mag es gelingen, daß durch Gunst der Zeit ein nur mäßig begabter Mann über die Häupter der andern emporragt; die Zeit aber ändert sich, und er erscheint dann, was er ist. Nicht also bei Göthe, der nicht bloß von der Zeit empfieng, sondern ihr auch reichlich gab. Zu Hunderten liegen die Nachahmungen Göthischer Werke im Grabe der Vergessenheit beisammen, die Muster Göthe's aber kennt, liest, bewundert man noch heute und erfreut sich ihrer wie zur Zeit des ersten Erscheinens; die Perioden, in welchen Götz, Werther, Meister u. a. eigentlich Mode waren, sind vorüber, allein Götz, Werther, Meister haben dadurch nicht verloren. Beweises genug, daß sie nicht allein durch den zweideutigen Reiz der Neuheit entzückten, sondern durch innern tiefen Gehalt, durch eigne Vortrefflichkeit, durch das, was allen gebildeten Zeiten und Völkern gilt, und was auch nach Jahrtausenden noch neu und jung erhält. Billig mag man auch mit in Anschlag bringen, daß nicht blos das eigne Vaterland, sondern auch das Ausland mehrere dieser Werke mit Entzücken aufnahm. Am Tajo und an der Themse, an der Seine und der Newa, an der Elbe und an der Tiber war nur Ein Gefühl dabei, und wir blicken deshalb mit Recht auf Göthe als auf Einen, auf den wir stolz zu seyn gerechte Ursache haben. Mit Stolz nennen wir ihn den Unsern, und erkennen mit Dank, und vergelten mit Liebe, was er uns war und leistete. Es ist darum nicht nöthig, daß seine Vorzüge uns blind oder gar ungerecht gegen die Vorzüge Anderer machen, daß man Andere in Schatten stelle, um ihn desto mehr zu erheben, ein Verfahren, das allzusehr einem Kunstgriff ähnlich sieht, und doch den kaum ehret, den man dadurch zu ehren gedachte. Solche Partheilichkeit ist unnütz und verderblich, und würde Göthen selbst, wenn er sie in früheren Jahren gehabt hätte, gehindert haben, Göthe zu werden. Hinweg also mit dieser armseligen

Parteilichkeit! Betrachtet Göthe wie er wirklich ist und wie er wurde, seht, was er als Göthe geleistet hat, und scheut euch als Redliche auch vor der Prüfung nicht, ob er denn nun als solcher auch stets das Rechte und Einzigwahre geleistet hat. Wenn wir aber fragen, wie Göthe würde, so wollen wir damit nicht etwas von seinen Naturanlagen erfahren, welche zuvörderst vorausgesetzt, nachher aber aus ihren Wirkungen bestimmter bezeichnet werden, sondern wir wollen erfahren, wie es kam, daß Göthe, den die Muse sich bei der Geburt geweiht hatte, eben solche Richtungen nahm, wir wollen ihn im Zusammenhange mit seiner Zeit sehen, den Sohn derselben und zugleich den Schöpfer einer neuen. Hört man hin und wieder von Göthe sprechen, so sollte man meinen, es sey die Rede von einer luftigen Abstraction, von einem Wesen, das mit den menschlichen Zuständen nichts gemein habe, von den Einwirkungen der Welt und des Lebens nicht berührt werde. Dieses Phantom, das man uns, wie dem Ixion eine Wolke statt der Juno, für Göthe hat ausgeben wollen, muß durchaus zerstört werden, wenn die Betrachtung dieses herrlichen Geistes wahrhaft fruchtbar werden soll. Zu diesem Behufe dient aber nichts besser als seine Bildungsgeschichte. Lieset man sein von ihm selbst beschriebenes Leben, findet man, daß seine Wohnung, sein Geburtsort, die eigenthümliche Lage seiner Aeltern, jene Reihe Römischer Prospecte, mit welchen sein Vater einen Vorsaal ausgeschmückt hatte, dessen Vorliebe für die Italienische Sprache und für alles, was sich auf jenes Land bezieht, für die italienischen Dichter insbesondere und vorzüglich für Tasso, seine Bibliothek mit den schönen Holländischen Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, und den Werken über die Römischen Antiquitäten, seine Naturaliensammlung, seine Beschäftigung mit der Botanik und Gärtnerei, wobei der Sohn späterhin öfters sein Gehilfe wurde, seine Liebhaberei der Musik und Malerei, die stets heitere und frohe Mutter, das merkwürdige Puppenspiel der Großmutter, und der Großvater, von dem man die Ueberzeugung hatte, daß er die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen, und in dessen Sphäre Personen ohne sonstige Spur von Ahndungsvermögen für den Augenblick die Fähigkeiten erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten, nicht ohne manche dauernde Wirkung geblieben sind. Am allerwenigsten aber die Vaterstadt des Dichters. Vieles zog darin die Aufmerksamkeit des Knaben an, am meisten die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Festungen in der Festung, die ummauerten Klosterbezirke nämlich, und die aus früheren Jahrhunderten noch üblichen burggartigen Räume. Bedeutender noch ward ihm das Rathhaus, der Römer genannt, zumal alles das darin, was sich auf Wahl und Krönung der Kaiser bezog, die Kaiserstreppe und der mit den Bildern der sämmtlichen Kaiser verzierte Kaisersaal. Aber auch im Dome ward nicht versäumt, das Grab des braven, von Freund und Feinden geschätzten Günther, und das Conclave, diesen in der Deutschen Geschichte so merkwürdigen Raum, zu besuchen. Und wie ward die Einbildungskraft angeregt und das Herz erhoben beim Vorzeigen der goldnen Bulle! Eine gewisse Neigung zum Alterthümlichen setzte sich durch alles dieß bei dem Knaben fest, welche besonders durch alte Chroniken und Holzschnitte genährt wurde, wobei noch eine andere Lust, bloß menschliche Zustände in ihrer Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen, sich her-

vorthat. Dann traten die Messen wieder ein, und bildeten nicht nur die Vorstellung von dem, was die Welt alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln, sondern brachte auch manche symbolische, das Alterthum gleichsam hervorzaubernde Ceremonien mit; die man sich nicht konnte erklären lassen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne sich nach Sitten, Gebräuchen und Gesinnungen unserer Altvordern zu erkundigen. Konnte das Interesse dafür noch durch etwas erhöht werden, so war es durch eine Kaiserkrönung selbst, die denn auch nicht ausblieb. Tausende sind indeß in Frankfurt geboren und erzogen, und keine Göthe geworden; sehen wir deshalb, wie das, was die Natur in ihm angelegt hatte, durch Erziehung und Schicksale weiter ausgebildet ward. Durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten entwuchs er sehr bald dem Unterricht, über dessen Art, so wie über die Masse seiner Lectüre man ihn selbst hören muß. Das Heer von Kinderkrankheiten diente nicht wenig, ihm diese Masse verarbeiten zu helfen, indem es den Hang des Knaben zum Nachdenken vermehrte. Dieser zeigte sich auch in religioser Hinsicht. Da der kirchliche Protestantismus, den man den Kindern überlieferte, nur eine Art trockener Moral, und an einen geistreichen Vortrag nicht gedacht war, der Knabe aber von gar mancherlei Absonderungen von der gesetzlichen Kirche, den Separatisten, Pietisten, Herrnhutern, den Stillen im Lande u. s. w., deren Sinnesweise durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbstständigkeit anzog, unaufhörlich Für und Wider reden hörte, so blieb auch dieses nicht ohne Eindruck auf ihn, er fühlte sich zu ähnlichen Gesinnungen aufgefodert, und kam auf den Gedanken, sich dem Gott der Natur auf eine eigene Weise zu nähern, die zwar sonderbar genug, aber nicht eben unpoetisch war. Unter solchen Umständen hatte er 1756 sein achtes Jahr angetreten, als der siebenjährige Krieg ausbrach, der seine weitere Ausbildung auf mannigfaltige Weise förderte, besonders als einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten. Zuvörderst übte jetzt die kindliche Unterhaltung und Beschäftigung mit dem, wieder auf die Bahn gebrachten, Puppenspiele bei Göthe auf sehr mannigfaltige Weise das Erfindungs- und Darstellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewisse Technik, wie es vielleicht auf keinem andern Wege in so kurzer Zeit hätte geschehen können. Wichtiger für Göthe war es noch, daß der Königs-Lieutenant, Graf von Thorane, seine Wohnung im Hause seiner Aeltern nahm, indem der Graf als Kunstfreund bald die sämmtlichen Frankfurter Maler und Seekatz von Darmstadt für sich beschäftigte, zu welchem Behuf Göthe's Giebelzimmer in ein Cabinet und Atelier umgewandelt wurde. Da er alle diese Männer von seiner frühesten Jugend an gekannt, und sie oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf ihn gern um sich leiden mochte, so war er bei den Aufgaben, Berathschlagungen, Bestellungen und Ablieferungen gegenwärtig, und eröffnete auch wohl, wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, seine Meinung. Unter andern verfertigte er einen umständlichen Aufsatz, worin er 12 Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten: einige davon wurden ausgeführt. Uebte er auf diese Weise Kunstsinn und Kunsturtheil, so war es ferner kein geringes Vortheil für ihn, das Französische praktisch zu erlernen, und mittelst desselben (da man ein franz. Theater in F. errichtet hatte) wieder zu einer Dramaturgie auf einem Wege zu gelangen, der für ihn ersprießlicher war, als jeder andre. Man muß wieder bei ihm selbst lesen,

wie er dazu kam, den ganzen dramaturgischen Plunder jener Zeit entschieden von sich zu werfen. Endlich kam der Friede heran, und Göthe der angehende Jüngling machte immer schnellere Fortschritte in seiner Bildung. Zeichnung, Musik, Untersuchung natürlicher Gegenstände, die Anfangsgründe der Jurisprudenz und Sprachenkunde beschäftigten ihn abwechselnd. Zum Behuf der letztern ersann er ein eigenes Mittel, er erfand nämlich einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die sich in eben so vielen Sprachen Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilten. Das gebrauchte Judendeutsch des Jüngsten führte ihn auf Erlernung des Hebräischen, worin er es zwar nicht sonderlich weit brachte, das aber den Vortheil hatte, daß, bei aller sonstigen Zerstreuung, sein Geist und seine Gefühle sich in den morgenländischen Gegenden des ersten Buchs Mosis auf Einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelten. Er ging daher bald an ein Ausmalen biblischer, nur im Umriß angegebener Charactere und Begebenheiten, und die Geschichte Josephs war sein erstes großes poetisches Werk. Er vergegenwärtigte sich alle Begebenheiten bis ins kleinste Detail, und erzählte sie sich der Reihe nach auf das genaueste. Da er Gelegenheit hatte, alles dieß zu diktiren (eine Methode, die er noch jetzt liebt und übt, wie man auch seinen Perioden ansieht), so wuchs mit der Leichtigkeit des Auffassens und Aufbewahrens seine Erfindungs- und Nachahmungsgabe. Erfahrung, die ihm freilich jetzt noch abgehen mußte, fand er indeß Gelegenheit theils im Umgange mit mehreren bedeutenden Männern, theils in Besorgung mancher Geschäfte für seinen Vater sich zu erwerben. „Ich gelangte dadurch," sagt er, „fast in alle Werkstätte, und da es mir angeboren war, mich in die Zustände Anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseyns zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, so brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß solcher Aufträge zu, lernte eines Jeden Verfahrungsart kennen, und was die unerläßlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für Freude, Leid, Beschwerliches und Günstiges mit sich führen. Das Familienwesen eines jeden Handwerks, das Gestalt und Farbe von der Beschäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenstand meiner stillen Aufmerksamkeit; und so entwickelte, so bestärkte sich in mir das Gefühl der Gleichheit wo nicht aller Menschen, doch aller menschlichen Zustände, indem mir das nackte Daseyn als die Hauptbedingung, das übrige alles aber als gleichgiltig und zufällig erschien." Konnte nun noch irgend Etwas Poesie in das Leben des jungen Dichters bringen, so war es die Liebe, die aber ebenfalls ihre Wirkungen an ihm bewähren sollte. „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend," sagt er selbst, „nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen." Leider sollte die Rosenzeit seiner unschuldigen Liebe sehr schnell vorübergehen, ja durch Nebenumstände auf eine höchst unangenehme Weise enden: allein der Eindruck derselben ist dem Dichter geblieben, und hat nicht unbedeutend auf seine Schilderungen der Weiblichkeit gewirkt. Besonders scheint ihm die Gestalt der Geliebten bei Egmonts Clärchen vorgeschwebt zu haben, und im Faust hat er sie bis auf den Namen verherrlicht und verewigt — Gretchen. Die wenigen seligen Stunden, die er in ihrem Umgang genossen, mußte er theuer bezahlen, indem der Sturm der ersten Leidenschaft mit aller Heftigkeit in ihm

losbrach, und ihn um Schlaf, Ruhe und Gesundheit brachte. Eins indeß hatte er nach seiner Wiedergenesung doch gewonnen, höhere Selbstständigkeit. Mit größerem Eifer bereitete er sich nun auf die Akademie vor, ohne jedoch Poesie und Kunst zu vernachlässigen. Nach dem Plane seines Vaters ging er nach Leipzig, wo Gottsched noch lebte, Ernesti aber und Gellert seine Blicke vorzüglich auf sich zogen. Bald war aber hier von einem Studienplan nicht die Rede. Mit der Philosophie hatte er schon früher, da er sich mit der Geschichte derselben beschäftigt hatte, nicht einig werden können, jetzt kam es ihm in der Logik wunderlich vor, daß er die Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet, so aus einander zerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr eben so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien ihm an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Mit den juristischen Collegien ging es bald eben so, und so gewann er schon damals die Ansicht, die er nachher in einer Scene des Faust so meisterhaft geschildert hat. Selbst die Poesie würde ihm, wegen großer Widersprüche in den Geschmacksurtheilen, verleidet worden seyn, wenn er dieser anders als mit sich selbst hätte entsagen können. Die damalige literarische Epoche entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Im Theoretischen der Poesie tappte man noch gar sehr im Finstern und hielt sich meist an Nebendinge, im Praktischen sah es schon besser aus, denn der Deutsche Frei- und Frohsinn regte sich, und geniale Werke entsprangen. Um die Deutschen aus der wäßrigen weitschweifigen Epoche herauszuretten, sahen sie kein anderes Mittel, als Bestimmtheit, Präcision und Kürze (wobei die Muster Englands, welche jetzt statt der Französischen galten) nicht wenig beitrugen. Göthe lernte, unter solchen Umständen, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung, mehr und mehr schätzen, ohne sich jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen, und wie dieses zu erreichen sey. Bei der großen Beschränktheit seines Zustandes aber sah er sich genöthigt, wenn er zu seinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion verlangte, in seinen eigenen Busen zu greifen. Foderte er zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte er nicht aus dem Kreise heraustreten, der ihn berührte, und ihm ein Interesse einzuflößen geeignet war. Und so begann diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, dasjenige nämlich, was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hiezu war Niemand nöthiger, als ihm, den seine Natur immerfort aus einem Extrem ins andere warf. Alles, was daher von ihm bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche seine Biographie vollständig macht. In jener Zeit entstanden auf solche Weise die Laune des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird. Allein früher schon hatte ihn eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt angesprochen. Bei seiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben hatte er zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseyns: im Aeußern alles reinlich und

ınſtändig genug, im Innern öfters deſto wüſter. Um ſich hierüber
uft zu verſchaffen, entwarf er mehrere Schauſpiele, und ſchrieb die
Expoſitionen von den meiſten. Da aber die Verwicklungen jederzeit
ngſtlich werden mußten, und faſt alle dieſe Stücke mit einem tragi-
chen Ende drohten, ließ er eins nach dem andern fallen. Die Mit-
chuldigen ſind das einzig fertiggewordene, deſſen heiteres und bur-
eskes Weſen," wie Göthe ſelbſt ſagt, „auf dem düſteren Familiengrunde
ls von etwas Bänglichem begleitet erſcheint, ſo daß es bei der Vorſtel-
ung im Ganzen ängſtiget, wenn es im Einzelnen ergötzt. Die hart
usgeſprochenen widergeſetzlichen Handlungen verletzen das äſthetiſche
nd moraliſche Gefühl, und deswegen konnte das Stück auf dem Deut-
chen Theater keinen Eingang gewinnen." Unter jenen ernſten, für ei-
en jungen Menſchen fürchterlichen Erfahrungen, entwickelte ſich aber
n ihm auch ein verwegener Humor, der ſich dem Augenblick überlegen
ühlt, nicht allein keine Gefahr ſcheut, ſondern ſie vielmehr muthwil-
ig herbeilockt. Stoffe, die einem ſolchen Humor angemeſſen geweſen
ären, ergriff und behandelte er jedoch erſt ſpäter. Immer erſchienen
hm die Angelegenheiten des Herzens als die wichtigſten, und er ermü-
ete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menſch-
ichen Weſens, ſittliche Sinnlichkeit, und über das Hohe und Tiefe
achzudenken, deſſen Verknüpfung in unſerer Natur als das Räthſel
es Menſchenlebens betrachtet werden kann. Bei allem dieſem wurde
ie Kunſt nicht hintangeſetzt, und derſelbe Mann, der bereits auf Win-
elmann einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, hatte ihn auch auf
Göthe — Oeſer. Durch ihn wurde Göthe zur Kunſtgeſchichte ange-
eitet. D'Argensville, Caylus, Chriſt, Lippert, beſonders aber Win-
elmann, wurden emſig ſtudirt, und die Sammlungen von Huber,
reuchauf, Winkler und Richter übten das Verſtändniß im Anſchauen,
elches nachher in Dresden, wohin Göthe ausdrücklich deshalb reiſete,
uf eine noch vollkommenere Weiſe geſchah. Uibrigens verſuchte ſich
Göthe auch im Kupferſtechen, und war bald dahin gelangt, daß er ſei-
em Meiſter Stock in manchen Dingen beiſtehen konnte. Da er ſich
ber beim Aetzen nicht mit der nöthigen Vorſicht gegen die ſchädlichen
Dünſte verwahrt hatte, ſo trug dieß, neben mancher diätetiſchen Unbe-
onnenheit, mit bei, ihm eine gefährliche Krankheit zuzuziehen, von
elcher er kaum geneſen, als er 1768 Leipzig verließ, wo er zwar ſein
Studium der Rechte verſäumt, ſich aber in dem begründet hatte, worin
r in der Folge ſo ſehr ſich auszeichnen, und die größte Zufriedenheit
eines Lebens finden ſollte. Dieſe geſtörte Geſundheit aber, die auch im
lterlichen Hauſe nicht ſobald wieder hergeſtellt wurde, ſollte nicht ohne
edeutende Folgen bleiben, welche vornehmlich durch ein Fräulein von
lettenberg herbeigeführt wurden, dieſelbe, aus deren Unterhaltungen
nd Briefen die Bekenntniſſe der ſchönen Seele entſtanden ſind, die
an im Wilhelm Meiſter eingeſchaltet findet. Das religiöſe Ver-
ältniß zu dieſer frommen, zarten Seele führte Göthen zunächſt auf
as Studium der myſtiſch-chemiſch alchemiſchen Werke von Welling,
heophraſtus Paracelſus, Baſilius Valentinus, Helmont, Starkey,
er aurea catena Homeri, zuletzt aber auch der Werke von Boerhave,
nd zu eigenen chemiſchen Verſuchen. Das Intereſſe, welches ihm die
überſinnlichen Dinge eingeflößt hatten, zeigte ſich aber auf eine noch
ichtigere Weiſe, indem er bei Leſung von Arnolds Kirchen- und Ketzer-
iſtorie auf die Idee gerieth, ſich auch eine eigne Religion zu bilden.
Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetiſche, Myſtiſche
nd Kabbaliſtiſche gab auch ſeinen Beitrag her, und ſo erbaute er ſich

eine Welt, die seltsam genug aussah. Nach diesem allen ist es nun gar nicht zu verwundern, wenn er in Straßburg, wohin er, um seine juristischen Studien zu beendigen und zu promoviren, gegangen war, der Jurisprudenz wieder nicht sehr getreu blieb, sondern Chemie und Anatomie studirte, und selbst das Klinikum mit besuchte. Aber auch für die Kunst sollte sein Aufenthalt in Straßburg nicht unfruchtbar bleiben, denn bei Gelegenheit der Ankunft der neuvermählten Königin Marie Antoinette sah er die Rafaelischen Tapeten, und die Wundererscheinung des Münsters hatte er täglich. Natürlich, daß diese ihn anders ansprach, als gewöhnliche Köpfe. Das bedeutendste Ereigniß aber, das die wichtigsten Folgen für ihn haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder, der sich damals schon durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt hatte. Durch alles dieses, so wie durch seine schönen und grossen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse und tiefen Einsichten, gewann er eine so große Superiorität über Göthe, daß dieser selbst gesteht, alles, was von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth in ihm geruht, sey durch Herder einer sehr harten Prüfung ausgesetzt worden. Durch Herder fieng er an in den höheren Sinn der Italienischen Schule einzudringen, und ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite und in einem ganz andern Sinne bekannt, als vorher, und zwar in einem solchen, der ihm mehr zusagte. Die Hebräische Poesie, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen Herder antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sey, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen und gebildeten Männer. Ueberdieß wurde Göthe durch Herder mit allem neuen Streben, und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Da jedoch Herder manches mit Spott verfolgte, was Göthe nicht gern aufgeben mochte, so ward dieser karger in seinen Mittheilungen, und verbarg ihm sorgfältig das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei ihm eingewurzelt hatten, und nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten, namentlich an Götz und Faust. Am meisten aber verbarg er seine mystisch kabbalistische Chemie, mit der er sich noch heimlich beschäftigte, sie konsequenter auszubilden, als man sie ihm überliefert hatte. Außerdem ist eine merkwürdige Wirkung von Göthe's Aufenthalt in Strasburg diese, daß er eben hier an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens bar und ledig wurde. Ihre Lebensweise fanden Er und seine gleichgesinnten Genossen zu bestimmt und vornehm; ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich, so daß sie auf dem Punkte standen, sich der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn sie nicht ein anderer Einfluß schon seit langer Zeit zu höheren, freieren und eben so wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und sie immer gewaltiger beherrscht hätte. Ich brauche kaum zu sagen, daß hier Shakespeare gemeint sey. Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieser lebendigen Gesellschaft gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herders über Shakespeare in dem Hefte von deutscher Art und Kunst, und Lenzens Anmerkungen übers Theater. — Nach seiner Promotion am 6. Aug. 1771 hielt sich Göthe nur noch kurze Zeit im Elsaß auf, und kam, nachdem er aus dem Antikensaal zu Mannheim noch Eindrücke mitgenommen, die in der Folge sehr wirksam wurden, gesunder

und froher als das erste Mal ins Vaterhaus zurück. Bald fand sich auch hier ein Kreis von Gleichgesinnten um ihn, wozu man auch Herdern rechnen mag, der in Bückeburg angestellt wurde. Der merkwürdigste aus diesem Kreise ist jedoch der Kriegsrath Merk in Darmstadt, der auf Göthe's Leben den größten Einfluß gehabt hat, welcher in der Schilderung seines Lebens immer mehr hervortreten wird. Durch das wechselseitige Nehmen und Geben, das Scherzen, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so viel Jünglingen, nach eines jeden angebornem Charakter, ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang die berühmte, berufene und oft verrufene Literaepoche der damals sogenannten Kraftmänner. Eine Zeitlang trennte sich Göthe aus diesem Kreise, indem er nach Wetzlar ging, wo ihm nichts von großer Bedeutung begegnete, wenn man außer der Bekanntschaft mit Götter, der ihn mit Boie und dessen Göttinger Freunden in einige Berührung brachte, die Anlässe zu Werther abrechnet, die er hier in seiner eignen Liebe zu einer Verlobten und dem Schicksale des jungen Jerusalem fand. Nach seiner Rückkunft nach Frankfurt gab er ungenannt einige kleine Flugschriften heraus, auch erschienen mehrere seiner kleinen Gedichte in Almanachen und Journalen, allein die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland lenkte er auf sich, als sein Götz (1773) und sein Werther (1774) erschienen. Unter denen, deren Aufmerksamkeit der Genius des Dichters auf sich gezogen hatte, befand sich auch der damalige Erbprinz von Weimar, und auf einer Reise, die dieser durch Frankfurt machte, vermittelte der Herr von Knebel die Bekanntschaft zwischen beiden, welche für Göthe's Leben und Wirken so entscheidend geworden ist. Denn als der Erbprinz die Regierung angetreten hatte, lud er Göthen an seinen Hof ein. Dieser folgte dem Ruf, ward 1776 Weimarischer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimeraths-Collegium, und 1779 wirklicher geheimer Rath. Im selbigen Jahre machte er in Gesellschaft seines Fürsten eine zweite Reise nach der Schweiz. 1782 wurde er Kammerpräsident und geadelt. 1786 machte er eine Reise nach Italien, wo er 2 Jahre blieb, alle Gegenden, auch Sicilien, besuchte, am längsten aber in Rom verweilte. Jetzt ist er erster Minister, und erhielt 1807 von Alexander den Alexander-Newsky-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion. Man halte diese Anzeige nicht für überflüssig, denn bei den künftigen biographischen Bekenntnissen des Dichters wird sich zeigen, daß die Perioden seines äußeren Lebens mit den Perioden seines Dichterlebens aufs innigste zusammenhängen. Daß man aber im letzteren mehrere Perioden werde unterscheiden müssen, ist schon aus dem Wenigen ersichtlich, was oben über seine Schriften gesagt ist. Man unterscheidet deren füglich drei, die man, wenn man sie mit eignen Namen bezeichnen sollte, die sentimentale Kraftperiode, die ideale, und die elegante würde nennen können. Wodurch die erste Periode bei ihm bedingt war, haben wir gesehen. Zu jeder Zeit würde er als eine ungemeine Erscheinung in der poetischen Welt aufgetreten seyn, weil die Natur ihm die höchste Dichterweihe ertheilt hatte; durch jene Einwirkungen erschien er auf eine besondere Weise ungemein. Götz und Werther waren es, welche in dieser Periode theils allgemeines Staunen, theils allgemeine Bewunderung erregten. In beiden hatte er seine liebsten Neigungen befriedigen können, seine, mit ihm aufgewachsene, Neigung zur Deutschen Vorwelt und zu Darstellungen dessen, was als allgemein Menschliches seine Brust in Schmerz und Freude bewegte. „Was einer nicht selbst geliebt oder gelebt hat," sagte Göthe selbst in jener Periode, „das kann

er auch nicht darstellen." Wie glücklich war also Er, von seinem Genius geleitet, auf Gegenstände gestoßen, in denen sich gleichsam sein ganzes bisheriges Leben concentrirte! Daher diese Wahrheit, diese Frischheit, dieß Leben, diese Natur, diese Kraft und Fülle und Innigkeit! Poetische Erzeugnisse, voll so innerer organischer Nothwendigkeit und Lebenskraft, daß sie wie von selbst entstanden schienen, hatte Deutschland noch kaum. Kennten wir nicht die, dieser Periode vorangegangene Lebens- und Bildungsgeschichte des Dichters, so müßte es uns fast unbegreiflich seyn, wie er mit zwei von einander so verschiedenen, und doch jedes in seiner Art so vollkommenen, Werken zu einer und derselben Zeit hätte auftreten können. Und auch jetzt noch bleibt es höchst bewundernswürdig, und zeugt von einem Reichthum und einer bildenden Kraft, wie sie kaum bei einer andern Nation ein fünf und zwanzigjähriger Jüngling gezeigt hat. Es kann hier nicht unsre Absicht seyn, den eigenthümlichen Geist und Gehalt dieser Werke, über die schon so vieles gesagt ist, entwickeln zu wollen: es sey aber vergönnt, einige, auch jetzt noch nicht unnöthige, Bemerkungen zu machen, die zur näheren Kenntniß des Dichters führen können. Es ist unläugbar, daß der Dichter bei Werther und Götz etwas vor sich hatte, woran er sich hielt, dort das Schicksal des jungen Jerusalem, hier die Selbstbiographie des männlichen Götz, von welcher wir sogar ganze Stellen in Göthe's Drama wieder finden. „Diese Lebensbeschreibung," sagt Göthe selbst, „hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil." Eben so ging es ihm mit Jerusalems Schicksal, und — um hier gleich alles zusammen zu fassen — späterhin mit andern. In seinem Clavigo finden sich ganze Stellen aus des Beaumarchais Memoiren, bei dem Tasso sind die Biographie, Gedichte und Briefe desselben, im Faust die Sage des Volks, in der Iphigenia, dem Egmont, dem Großkophtha die Geschichte benutzt u. s. w. Man hat hiedurch die Originalität der Erfindungsgabe bei Göthe verdächtig machen zu können geglaubt. Als ob nicht auch der gefundene Stoff noch immer der poetischen Erfindung bedürfte! Diese nun aber zeigt sich bei Göthe schon im Werther und Götz auf eine merkwürdige Weise. Man kann eben so wenig eine, bis in die feinsten Nebenzüge treffende, ästhetische Charakteristik der Personen verkennen, als eine selbst das Detail beachtende Entfaltung der Begebenheiten, und eine solche Anordnung derselben, daß es scheint, alles sey aus unmittelbarer Anschauung oder Empfindung in Einem Gusse hingeströmt, mehr ein Naturgewächs als ein Werk der Kunst. Daher so durchaus keine Uebertreibung, keine üppigen Ranken. Die Kraftfülle Göthe's, von welcher manche Lobredner gesprochen haben, muß daher wohl in etwas Anderem bestehen, als in sprudelndem Erguß einer Ueberfülle oft nur poetischen Wildwassers. Vielmehr muß man einen, bei tiefer Innigkeit des Gefühls, ruhig bildenden Geist, eine weniger glühende, feurig und schnell auflodernde, als höchst rege, bewegliche, intensiv kräftige Einbildungskraft annehmen, um jene Erscheinung zu erklären. Eine solche Einbildungskraft vergegenwärtigt dem Dichter jede Scene bis zur Täuschung, erregt keine so stürmische Bewegung, daß er nicht ruhig jedes Einzelne sich ausmalen und entfalten könnte, und ist jener hohen Besonnenheit des Genies, welche bei jedem Einzelnen stets den Zusammenhang des Ganzen im Auge hat, ungemein günstig. Indem sich der Dichter auf solche Weise gewissermaßen an seinen Gegenstand verliert, erhält seine Darstellung reine Objektivität, und erhebt sich zum Styl, der nur bei der Objektivität möglich ist.

Dieß beurkundet vornehmlich Götz in seiner ungemeinen Mannigfaltigkeit von Personen und Scenen auf eine glänzende Weise. Bei Werther, diesem Vorläufer des Faust, war er in dem Fall, Empfindung und Reflexion aus seiner eignen Brust nehmen zu müssen, denn Jerusalems Schicksal veranlaßte nur Werthers Leiden, in dem Character des Werther liegt der damalige Göthe selbst. Dieß würde die reine Objektivität dieses Werkes vielleicht gehindert haben, wenn sich Göthe nicht durch die, ihm schon früher sehr beliebte, Briefform hier in den Vortheil gesetzt hätte, das Subjektive selbst in ein (lyrisch-) Objektives zu verwandeln. Zur Erreichung dieser Objektivität wird erfordert, daß einer die Fähigkeit besitze, das Eigenste der Individualitäten aufzufassen, und den verschiedensten menschlichen Zuständen eine poetische Seite abzugewinnen. Wer besitzt wohl diese Fähigkeit in einem höheren Grad als Göthe? Beispiele davon liefern in Menge seine vermischten Gedichte, hauptsächlich aber jene Versuche, einen und denselben Gegenstand von den entgegengesetztesten Seiten zu beleuchten, und die Empfindungen oder Reflexionen der verschiedensten Menschen dabei auszudrücken, welche man als dramatische Studien betrachten darf. Dieses Eingehen in ein fremdes bis zur höchsten Selbstverläugnung ist bei Göthe begleitet von einer ungemeinen Leichtigkeit, auch fremde Darstellungsarten sich anzueignen. Wer traf den Ton des Volksliedes, wie Er? Wer traf Hanns Sachsens Manier so gut? Und kann man im Götz und in etlichen Lustspielen den Shakespear, in den Vögeln den Aristophanes, in der Iphigenia die Griechischen Tragiker, in Hermann und Dorothea den Homer, in den Römischen Elegien den Propetz und in den Epigrammen von Venedig den Martial verkennen? Seine Aneignung aber ist nicht die sclavische des Copisten, sondern die höchstselbstthätige einer sehr erregbaren Phantasie, und bei seiner Nachbildung opfert er nie seine Selbstständigkeit auf. So wurde selbst das, was Andern Nachtheil bringt, bei ihm nur Mittel zu höherer Vollkommenheit. Solch einen poetischen Proteus kündigten nun schon Götz und Werther an, und das Nächstfolgende bestätigte ihn, wenn er gleich darin an die Vollkommenheit der früheren Werke nicht reichte. Man kann hiebei bemerken, daß Göthe's Talent, sich leicht in die Zustände Anderer zu finden, ihr Daseyn mitzufühlen, und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, ihn manchen Mißgriff habe thun lassen. So z. B. im Clavigo und späterhin in dem Großkophtha, der übrigens, wenn nicht an Wahrheit der Charaktere, doch an Energie und Frischheit, Leichtigkeit der Bewegung, wirksamen Situationen, Interesse der Handlung, Tiefe des Gefühls und Verwicklung, dem Clavigo weit nachsteht. Indeß das eigentlich Peinigende und manche kannibalische Aeußerung des Beaumarchais abgerechnet, steht er doch würdiger neben Götz und Werther als die sentimentalen Nachklänge des letzteren, Stella und Erwin und Elmire, nach der ersten Mittheilung nämlich in der Iris. Daß Göthe hier in Gefahr stand, vielleicht vom Beifall des Publikums berauscht, manierirt und nachlässig zu werden, ist unverkennbar. Doch enthält schon jene Mittheilung von Erwin und Elmire etwas Köstliches, das süße, zarte Liedchen nämlich: ein Veilchen auf der Wiese stand; dessen man nicht gedenken kann, ohne an Göthe's Lieder überhaupt erinnert zu werden. Doch erwarte man nicht, über das Wesen derselben etwas von uns zu hören, denn diese so klaren und doch so tiefen, so zartgefühlten und so leicht hingehauchten ätherischen Wesen, deren süße Zaubergewalt wohl Jeder empfunden hat, bedürfen zu ihrer Anerkennung keiner Entwicklung. Nur dieß müssen wir bemerken, in Göthe's Liedern und Roman-

zen herrschte zuerst wieder der verklungene Volkston. Nicht aus einer Studirstube in die andere wurde hier, wie sonst, hinübergesungen, sondern in aller Eigenheit des Volks (nicht des Pöbels) lösten sich diese Gesänge leicht und frei von der Brust, und lebten darum auch und leben im Munde des Gesanges, ein Eigenthum des Volks, sein Tiefstes anregend und ansprechend, sein Gewöhnliches erhöhend und veredelnd. Wahrlich, keins der geringsten von Göthe's Verdiensten! Betrachtet man aber alles von Göthe in dieser Periode Geleistete genauer, so sieht man, es ist alles volksmäßiger, es ist voll Deutschheit, für welche Lessing bereits männlich gekämpft hatte, und welche Göthe glücklicher erreichte, als die um jene Zeit auch aufstehenden modernen Barden. Dieses Volksmäßige, diese Deutschheit konnte aber nur als Opposition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden; und wer war geeigneter dazu, eine Oppositionspartei anzuführen, als eben Göthe, er, dessen Bildung in eine Periode gefallen war, die sich durch Kampf entwickelt, der alle gleichzeitige Kritik unsicher, alle Regeln unhaltbar gefunden, Kritiker und Publikum verachtete, und seinem eigenen Genius folgend, die mächtigsten Wirkungen und Erschütterungen hervorgebracht hatte! Kein Wunder, wenn sich jetzt jener verwegene Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt, besonders kräftig meldete. Bekanntlich ging es nicht ohne einigen Cynismus ab, und das Natürlichkeitsprincip wurde ziemlich weit ausgedehnt. Nun verflossen zwölf Jahre, ohne daß man von Göthe viel Neues und Bedeutendes vernommen hätte. Desto größer war aber die Ueberraschung, als er wieder erschien; denn wie erschien er wieder! So reich und mannigfaltig, so gediegen und vollendet! Nicht als wären alle Werke, mit denen er jetzt hervortrat, von gleichem Gehalt und gleicher Vortrefflichkeit gewesen, aber selbst in denen, die nur eine fröhliche Laune, eine lustige Stunde geboren, erkannte man den Stempel des Genies, das eben nur hatte spielen wollen. Andere trugen das Siegel der Vollendung an der Stirn. Man muß indeß nicht glauben, als ob alle Werke, die um diese Zeit erschienen, auch Werke dieser Periode wären. Beobachtung der Chronologie ist hier sehr nöthig, und wird zeigen, daß zwischen dieser und der ersten Periode ein Mittelzustand Statt gefunden, in welchem der Dichter durch Ironie sich selbst reinigte, und die streitenden Kräfte seines entzweiten Wesens mildernd zur Harmonie stimmte. In diesen Zwischenzustand gehören unstreitig mehrere komische und satyrische Produkte, z. B. der Triumph der Empfindsamkeit u. a. Mit ihnen trat er heraus aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters, und erhob sich auf einen höhern Standpunkt. Spielend in freundlicher Gemüthlichkeit ergötzte er sich da oft noch an dem Leben und Treiben unter ihm, z. B. im Jahrmarkt zu Plundersweilern, worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Näher und immer näher trat er hiemit dem Gebiet der reinen Schönheit, die ihm den duftigsten ihrer Kränze um die Schläfe schlang, als er die Iphigenia auf ihren Altar niederlegte. Will man erfahren, wie reich an Erfindung, wie liebenswürdig an Motiven, wie zart und edel an Gesinnungen, wie vollkommen in Charakterzeichnung, in Anlegung der Situationen, Entwicklung der Gesinnungen und Leidenschaften, wie melodisch im Ausdruck, wie vollendet in der Kunst unser Dichter sey, so vergleiche man seine Iphigenia mit der des Euripides. Wie weit steht die Griechische hinter der Deutschen! Mit Recht nennt man sie daher keine Nachahmung des Euripides, sondern lieber, mit A. W. Schlegel, einen Nachgesang der Griechen. Ohne Nachkünstelung veralteter, uns für immer fremder, Formen ist

hier ein von Griechischem Geist durchdrungenes Werk. Hier ist kein blendendes, obwohl ein liebliches, Kolorit, aber ein milder Zauber der Schönheit über das Ganze ergossen, der bei jeder neuen Betrachtung das Gemüth immer fester anzieht, ganz wie in einem Gemälde — Rafaels. Und mit wem wäre Göthe wohl mehr zu vergleichen, als mit diesem? Erfreulich schließt sich an Iphigenia Tasso an, der jener vielleicht nur als Composition nachsteht, denn nachtheilig bleibt es immer, daß zur Beruhigung die Reflexion aufgefordert wird. Mag nun aber Tasso auch kein Drama im strengen Sinne der Theorie seyn, so bleibt er doch bewundernswürdig als Charaktergemälde, als ein Gedicht über den Dichter und sein Werk, das wir gern mit Müller das für Verständniß der Poesie lehrreichste und tiefsinnigste nennen. Nur ein Göthe konnte es wagen, diesen Tasso darzustellen, und selbst Göthen konnte es nur in dieser Periode ganz gelingen. Hier aber vereinigte sich auch alles dazu. Das Interesse für diesen Dichter hatte er gleichsam geerbt von seinem Vater, den Dichter konnte nur der Dichter so verstehen, und den Dichter in solcher Umgebung nur der Dichter, der in einer ähnlichen sich bewegte. Was hat das Haus Este voraus vor dem Haus Weimar, seit Amalia, Karl August und Louise den Thron schmückten? Sammelte sich doch kaum in den größten Hauptstädten eine Summe so ausgezeichneter Geister, als in dem kleinen Weimar, das die Kunst zu einem freundlichen Paradies umschuf. Jene schönen Tage in Ettersburg, in Tiefurt, in Belvedere, in Wilhelmsthal, in Ilmenau, wo ein versammelter Hof im schönen Naturgenuß nicht blos die Musen freundlich willkommen hieß, sondern selbst Theil an den Festen nahm, welche sie anordneten, werden unvergeßlich seyn in der Geschichte unserer Poesie und Kultur. Hier fand Göthe den Stoff zu seinen Umgebungen des Tasso, und lernte eben den Ton treffen, der solchen Umgebungen eignete. Muß man demnach aber nicht fragen: ob nicht Göthe der Hof- und Staatsmann einen wesentlichen Einfluß auf Göthe den Dichter hatte? Uns däucht, gar sehr, und zwar einen sehr günstigen. Schon durch das Zusammengenommene, Gehaltene, was seine Lage erforderte (die übrigens nicht selten Veranlassung gegeben hat, ihn auch als Menschen sehr zu verkennen oder doch falsch zu beurtheilen), wurde er dem Idealen näher zugeführt, denn ein Göthe konnte unmöglich, wie ein gemeiner Höfling, bloß zu der Leerheit des äußern Anstandes kommen. Nächst diesem seinem Hofleben, und zwar in Weimar, hatte nichts größern Einfluß auf seine Verwandlung als sein Aufenthalt in Italien. Während seiner ersten Periode neigte er in der bildenden Kunst besonders auf die Seite der Niederländer, gegen die er auch nachher nie ungerecht geworden ist, so wie er auch nie aufgehört hat als Dichter von Zeit zu Zeit wenigstens Niederländische Scenen zu liefern; allein Italien öffnete ihm das Auge über das Höhere der Kunst, und sein reiches Gemüth, welches zugleich das Hohe und kindlich Liebliche umfaßt, sein zarter und zugleich tiefer Sinn für Natur und Kunst, neigte sich jetzt mit Liebe zu dem Edleren und Höheren hin. An die Stelle seines sonstigen Natürlichkeitsprinzips trat jetzt Idealität; nicht jenes Wolkengebild gewisser Aestheriker, das sie bei ihren Mißgeburten zu Pathen nehmen, sondern jene echte, welche die Natur durch die Einbildungskraft in das Reich der Ideen und der reinen Schönheit trägt. Von drei Hauptwerken, die noch in diese Periode fallen, Wilhelm Meister, Faust, und Herrmann und Dorothea, trägt das letztere den Stempel dieser Idealität am reinsten ausgeprägt. A. W. Schlegel und W. von Humbold haben dieses Epos von allen Seiten so

beleuchtet, daß jedes Wort darüber überflüssig scheint. Wilhelm Meister würde ihm ganz an die Seite gesetzt werden können, wenn er nicht unbefriedigend als Ganzes wäre. Was Göthe eigentlich damit gewollt, bleibt immer ungewiß und räthselhaft, und nur dieß Eine tritt mit völliger Gewißheit hervor, daß Meister noch kein Meister geworden ist. Vielleicht muß man also annehmen, daß er dieß noch werden solle. Und hat nicht Göthe bereits Proben von Meisters Wanderjahren geliefert? Und sollten auf diese nicht die Meisterjahre folgen? Ueber die Einheit und Ganzheit der Lehrjahre können wir also jetzt eigentlich kein zureichendes Urtheil fällen. Indeß trotz aller verletzten Einheit bleibt Meister eins der vorzüglichsten Götheschen Werke, denn in ihm und im Faust vereinigt sich die ganze Universalität des Götheschen Geistes. Betrachte man den Meister von Seiten der Erfindung oder der Ausführung, der Fülle oder der Entfaltung, der Charakterzeichnung oder der Erzählung, so findet man überall den Meister. Wie rein, wie klar, wie mild, und doch wie tief! Und diese Sprache, die wie ein schöner Strom in ruhiger Klarheit und der schönsten Bewegung sich ergießt, dieser Ausdruck, der sich wie ein schöner Körper an die zarte Seele anschmiegt, so einfach ohne nüchtern, so zierlich ohne kostbar, so wahr ohne gesucht, so beredt ohne rhetorisch zu seyn, — wo findet sie ihres Gleichen? Selbst die Grammatiker finden hier, was sie bei Göthe schon öfters, und bisweilen mit Recht, vermissen, Korrektheit. Vergleicht man, in Beziehung auf den Dichter, den Meister mit Werther, so sieht man, wie in diesem der Dichter noch mit Leben und Schicksal ringt, im Meister aber sie besiegt hat, und alles Heil in einer harmonischen Bildung fand, die man auch als Tendenz des Meister betrachten muß. Durch seine leidenschaftlose, ruhige, wahrhaft objektive Ansicht der Welt und des Lebens hatte sich eine Weltanschauung in ihm gebildet, die, gleich entfernt von einseitiger Beschränktheit als vorgefaßter Meinung, ihn jedes als zweckmäßig an seiner Stelle, das Einzelne im Zusammenwirken mit dem Ganzen, und im menschlichen Leben das Streben und Thun als die Hauptsache betrachten ließ. Nothwendig warf dieß auch ein milderes Licht auf jenen dunkeln Punkt im Menschenleben, wo die Fäden desselben an ein unergründliches Schicksal geknüpft sind. Das erhob den, der im Werther einst an eben dieser Stelle so befangen gewesen war, jetzt zur Idee einer Theodicee, und diese sehe ich im Faust, denn ich müßte mich sehr irren, wenn Faust nicht gerettet werden, der Himmel über die Hölle nicht den Sieg davon tragen sollte. Faust ist demnach kein bloßes Drama, sondern ein philosophisch-, oder, will man lieber, religiös-didaktisches Drama. Das Höchste und Tiefste, das Lieblichste und Rührendste, was eine menschliche Brust bewegen kann, ist darin niedergelegt, durchdrungen von der tiefsten Poesie, allseitig wie das Leben selbst, und man fühlt sich dadurch wie von einem Zauber im Innersten ergriffen. Darüber ist auch bei allen, die überhaupt so etwas zu verstehen und zu fühlen fähig sind, nur Eine Stimme; an die Composition des Ganzen (leider ist es erst eine Hälfte!) haben sich hingegen manche gestoßen. Und gleichwohl ist eben diese eine Vortrefflichkeit mehr, mag man sie nun aus dem Gesichtspunkt der Zeit, in welche das Stück fällt, oder des Sujets betrachten, das ohne phantastische Behandlung nicht bleibt, was es ist. Eben so wenig scheint uns Tadel zu verdienen, daß nicht alle Scenen rein idealisch sind, weil jene Scenen, die man als Niederländische Stücke betrachten kann, ja selbst jene, wo Höllen-Breughel dem Dichter vorgeschwebt zu haben scheint, hier eben so nothwendig sind, als die,

die uns an [illegible]el erinnern. Das Flache und Alltägliche mußte hier eben sowohl als das Würdige und Erhabene seine Stelle finden, und es ist für den Faust ein Glück, was für den Meister ein Unglück hätte werden können, daß beide Perioden des Dichters sich darin berühren. Auch gehört er beiden an. Schon aus seiner Strasburger Zeit schreibt Göthe: „die bedeutende Puppenspielfabel des Faust klang und summte gar vielstimmig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.“ Man sieht hieraus, wie Faust und Werther in der Seele des Dichters neben einander bestanden. Wie glücklich, daß die Idee Fausts in seiner Befangenheit, in dieser Periode geboren, erst in der folgenden ihre völlige Ausbildung erhielt! Nun stand der Dichter, der sich im Faust wie im Werther spiegelt, über der Befangenheit. Von vielem, was über Faust zu bemerken wäre, nur noch Eins. Man sehe, wie der Dichter selbst im Phantastischen noch der Natur getreu bleibt. Selbst sein Teufel ist von unserm Fleisch und Bein, wie ihm denn wirklich ein — Baron (oder Merk?) zum Vorbild gedient haben soll. Göthe, durchaus ein plastischer Dichter, wie er seinen objektiven Ansichten, und — setze man immer hinzu — seinem Naturstudium nach seyn mußte, konnte nie und nirgends in jenem Nebeln und Schwebeln sich verirren, das uns hie und da als Ideales hat geboten werden sollen. Er selbst sagt auch offen:

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen,
O! so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.

Was soll man nun zu jenem transscendenten, hyper-metaphysischen Idealismus sagen, den man Göthen als Princip seines Dichtens untergelegt hat? Unstreitig, daß Göthe mit der Entdeckung davon sehr überrascht worden ist, und daß er selbst nicht im Ernste daran geglaubt hat. Hier kommt aber überhaupt die Periode, wo Göthes Name vielem philosophisch-ästhetisch-religiös Lächerlichen zur Beglaubigung dienen sollte. Wir wollen nicht untersuchen, ob nicht manches hyperbolische Compliment für Göthe den Dichter, da es anfangs hauptsächlich von Jena ausgieng, zugleich Göthen dem Minister gegolten habe; genug, was sich Göthe selbst wohl nie hätte träumen lassen, geschah, man stellte ihn nicht bloß in der Poesie, sondern auch in der Aesthetik überhaupt, ja in der Religion, der Philosophie, der Physik, der Medicin, und wer weiß worin noch, an die Spitze. Es gab nichts so Heiliges und Großes, aber auch nichts so Absurdes und Lächerliches, was nicht Göthe hätte vertreten sollen. Er selbst schwieg zu dem Einen wie zu dem Andern. Wenn man ihm das verargt hat, so hätte man bedenken sollen, daß er ja stets zu allem geschwiegen hatte, was über ihn gesagt ward, vielleicht weil man durch jede Defensive sich in Nachtheil setzt. Man hätte gar zu gern gewußt, ob Göthe kleinlich genug sey, all dies Unwesen zu begünstigen. Wir denken, es gibt hier manches zu unterscheiden. Fürs Erste war doch gewiß nicht alles verwerflich, was man aufstellte; fürs Zweite traf wirklich manche Umwandlung in Philosophie, Physik, Poesie, Aesthetik mit Göthe's individuellen Ansichten nahe genug zusammen, und es ist natürlich, daß wir unser Schooskind auch von Andern gern geliebt und gepflegt sehn; fürs Dritte aber sprach

doch Göthe auch manches körnige, tüchtige Wort in den Propyläen und anderwärts (man denke nur an sein Sonett über das Sonett), was dem ästhetischen Unwesen gar nicht schmeichelte. Manches mochte ihn bei seiner objectiven Ansicht erregen und amüsiren, manches hat er, wie wir wissen, belacht. „Hat man sich aber bei vielem unleugbaren Unwesen nicht auf Göthe gestützt?“ Wie leicht könnten wir dies auf die Bibel anwenden; wir sagen aber bloß: seht bei einem so objectiven Dichter als Göthe doch ja erst genau zu, ob er so etwas in eigner Person sprach, oder wem er es in den Mund gelegt hatte, denn beides ist hier gar nicht einerlei. Uebrigens wollen wir gar nicht in Abrede seyn, daß nicht Göthen auch eine Menschlichkeit habe beschleichen können, und daß mit dieser eine große Veränderung der Universität zu Jena, die Entstehung des Freimüthigen, Verlegung der Jenaischen Literatur-Zeitung nach Halle, und Entstehung einer neuen zu Jena, also nicht unbedeutende literarische Folgen, zusammenhängen. Gewiß sehr unschuldig aber ist Göthe beim Publikum in den Verdacht gekommen, als sey von ihm die Begünstigung des Catholicismus in einer neuen philosophisch-ästhetischen Schule ausgegangen. Mit Erstaunen haben wir oft von dem Weimarischen Krypto-Catholicismus erzählen hören, und das wunderlichste Zeug über Göthe und Schiller, gerade als wäre von Zacharias Werner die Rede gewesen. Göthe war, wie wir ihn kennen, eigentlich ein wahrer Heide, in jenem Sinne, wie er es selbst von Winkelmann behauptet, und wie dem Sänger der Römischen Elegieen ziemte. Wenigstens war er, der das alte Testament schon in der Jugend dem neuen vorzog, in seinem Christenthum bald sehr indifferent, bald sehr schwankend. Das konnte ihn freilich auch dahin bringen, dem Catholicismus die — poetische Seite abzugewinnen. Aber sonderbar genug, während man im Publikum ihn beschuldigt, dem Catholicismus Vorschub zu thun, tadeln gerade die religiösen Aesthetiker, wenn nicht einzig, doch am stärksten an ihm seinen — Mangel an Christenthum. Ob sie es auch nach Erscheinung seiner Biographie thun werden, wissen wir nicht; nur das wissen wir, daß in ihr zuerst Göthe dem Catholicismus das Wort zu reden scheint. Vielleicht hat also doch das, was von ihm ausgegangen seyn sollte, wenigstens auf ihn zurückgewirkt, und an Empfänglichkeit für manches Schwärmerische und Sonderbare hat es ihm freilich nie gefehlt. Daß er in seiner letzten Periode sich auch als Dichter nicht frei von den Einflüssen der Zeit erhalten hat, liegt unverkennbar zu Tage. Nachdem sich zu Ende seiner zweiten Periode noch einmal jener dem Augenblick überlegne Humor in den Xenien gezeigt, und er damit eigentlich die Losung zu einer neuen Kraftperiode gegeben hatte, schien die productive Kraft Göthe's allgemach zu versiegen. Und wahr ist es, seitdem er Voltaire's Mahomet und Tancred übersetzt hatte, hat er, wenn man einige Lieder und Romanzen ausnimmt, nichts geliefert, was an die vorige Kraft und Fülle reichte, nichts, worin er nicht befangen in seiner Zeit erschiene. Mit seiner Eugenie war es auf eine Trilogie wie bei Schillers Wallenstein abgesehen, allein entweder war das Publikum zu lau, oder Göthe verlor sonst die Lust, genug es blieb beim ersten Theile. Ein Glück, daß es Göthe gewesen, der die Lust verloren hatte, denn da fand sich doch ein Kritiker, der uns bewies, der Anfang sey wirklich ein Ganzes, und bedürfe keines Mittels und Endes. Wir alle haben den sonst trefflichen Kritiker bedauert, denn man sieht es dem Beweise an, wie sauer er ihm geworden ist. Doch selbst dieser Beweis wirkte nicht, was er sollte; das Publikum interessirte sich auch für das Ganze nicht, wie ehe-

mals für das Fragment des Faust. Gleichwohl darf man die Eugenia in gewisser Hinsicht das vollendetste Product des Dichters nennen; kein anderes ist so geseilt, so geglättet. Huber sagte: „freilich marmorglatt, aber auch marmorkalt!“ Und sollte das nicht wenigstens zum Theil an der neuen Aesthetik liegen, die den Dichter dabei leitete? Alles ist aufgeboten für die Form, und der metaphysische Idealismus verräth sich schon durch das Personale. Sind es nicht lauter Abstracta? Man sieht deshalb Göthen wohl hie und da, aber er waltet nicht durch das Ganze, und dieses Werk ist mehr elegant als schön. Ein Gleiches läßt sich von den Wahlverwandtschaften behaupten, die übrigens die Dankbarkeit Göthe's für seine Verehrer vollgültig dokumentirt; Göthe hat wirklich nach ihrem Recepte gemischt. Unbillig hat man jedoch dem Werke den Vorwurf der Unmoralität gemacht; Eduard soll ja eben so wenig Muster für uns seyn, als ehedem Werther. Und dann übersehe man die wahrhaft meisterhafte Darstellung dieses Werkes nicht! Fast möchte man sagen, daß sich in Göthe's Werken alle drei Style der Griechischen Plastik zeigen, in der ersten Periode der große aber harte, in der zweiten der schöne, in der dritten der elegante. Vielleicht gibt es nur wenige, denen die Werke jeder dieser Perioden zusagen; sehen möchten wir aber den, nur mit ihm umgehen nicht, dem in Göthe's Werken gar nichts zusagte! Das schönste, höchst dankenswürdige Geschenk, das Göthe uns in neuester Zeit gemacht hat, ist seine Biographie. Vielfältig zu rühmen wie sie ist, sage ich nur: diese Offenheit, Wahrheit, Redlichkeit zeigt Göthen wahrhaft groß. Wie gern sagten wir mehr, wenn wir nicht schon ohnehin die Gränzen allzusehr überschritten hätten. Und doch haben wir fast nur von Göthe dem Dichter gesprochen. Was aber hat er nicht auch für bildende Künste, für Schauspielkunst, für Naturbeobachtung geleistet! Und in Hinsicht auf bildende Künste und Schauspielkunst nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch ermunternd, befördernd. Sehr wichtig sind in dieser Hinsicht die ehemaligen Weimarischen Kunstausstellungen und das Weimarische Theater unter Göthe's unmittelbarer Direction; beide wirkliche Pflanzschulen der Kunst, wie sie nur bei Göthe's Maximen (in manchen erkennt man seinen Vater wieder,) und liberaler Gesinnung gedeihen konnten. Und sollte man nicht auch der mannigfaltigen architektonischen und Gartenanlagen in und um Weimar, nicht Weimars selbst als des Deutschen Athens, wie man es oft genannt hat, nicht dessen endlich gedenken, was durch Weimar von Jena ausging? Vielfach und erfreulich hat Göthe durch dies alles, bald selbst ausführend, bald anregend, durch Lehre und Beispiel, auf seine Nation gewirkt. Daß es nicht jederzeit auf die Weise geschah, wie Hans und Kunz es wollten, mag wohl recht gut seyn, indem wir sonst nur einen Hans und Kunz mehr, und keinen Göthe hätten. Daß er nicht überall das Höchste erreicht und manches verfehlt haben kann, ist sehr natürlich, und kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Ein Anderes aber ist es freilich, ihn im Allgemeinen beurtheilen, und ein Anderes, ein einzelnes Werk von ihm der Kritik unterwerfen, die billig stets den höchsten Maßstab daran legt, und ihre Hochachtung durch Strenge beweist, indem Nachsicht nur der Mittelmäßigkeit zukommt, und doch wahrlich ein Gedanke ist, der einem bei Göthe gar nicht in den Sinn kommen kann. Nur muß man aber auch des höchsten Maßstabs mächtig seyn, um ihn anlegen zu können; alltägliche Schreier gelten hier nichts. Wenigstens darf der Schuster nicht über den Schuh. Gerade dann, wenn die echte Kri-

tik am strengsten verfahren ist, wird sie am liebsten auf Gothen anwenden, was er selbst von seinem Fürsten sagt:

Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jederz da wär es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu seyn. dd.

Gothen. Gothische Baukunst. Die Gothen (Gothones bei Tacitus, Guttones bei Plinius; nicht aber die Gothini des Tacitus oder Kotini des Dio, welche Gallischer Abkunft sind) waren ein Germanischer Stamm, der seinen Sitz an der Baltischen Küste zwischen der Weichsel und Oder, folglich in Polen oder Polnisch Preußen, hatte. Ihre Sprache kommt der alten Fränkischen sehr nahe. Wie alle Deutsche, ließen sie ihr gelbes Haar lang wachsen, hatten Bärte und kurzen Pelze; gegen die Sitte anderer Deutschen aber hatten sie erbliche Königswürde. Unter dem Namen der Gothen erscheinen sie zuerst im Jahr 215; bald darauf spielen sie die wichtigste Rolle in der Weltgeschichte, und erfüllen über ein halbes Jahrtausend hindurch Europa mit dem Ruf ihrer Thaten. Ihre Wohnsitze an der Ostsee, in der Nähe der Oder und Weichsel verlassend, zogen sie südlicher in die Gegenden des schwarzen Meeres; eine Menge anderer Stämme verschmolz in den ihrigen, und so entstand durch immer fortgesetzte Züge und Eroberungen unter Ermanatik um 350 das große Gothische Reich, das vom Don, der Europa von Asien trennte, bis zur Theis, die sich an Ungarns Gränze in die Donau ergießt, vom schwarzen Meer bis zur Weichsel und Ostsee sich erstreckte, also Thrazien, Mösien, (Servien und Bulgarien), Dacien (einen Theil von Ungarn, den Bannat, die Bukowina, Siebenbürgen, Walachei, Moldau bis an den Pruth), große Strecken von Polen, Rußland, Preussen umfaßte, und im Norden Slavische, Finnische und Lettische Stämme in sich aufgenommen hatte. Natürlich kamen hiebei die Gothen von Westen her mit dem großen Römischen Reich, von Osten her mit dem Byzantinischen Kaiserthum in vielfache Collisionen, und die Geschichte ist voll von Kämpfen, welche dies Volk bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin zu bestehen hatte, und oft glänzend bestand. Zwei Kaiser fielen in den Schlachten mit ihnen, und Rom und Byzanz wurden genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen. Sie waren das erste Volk, zu welchem über die Donau um die genannte Zeit das Christenthum drang; Ulfilas, der Bischof der Mösо-Gothen (d. h. des in Mösien wohnenden Gothischen Stammes), ward schon um das Jahr 360 Erfinder einer Deutschen Schreibkunst und Uebersetzer des neuen Testaments in die Gothische Sprache. Daß dies schon einen bedeutenden Grad von Cultur voraussetze, bedarf keiner Versicherung: allein freilich glichen nicht alle Gothen den Mösischen, bei denen durch die Nähe und den Verkehr mit Griechenland die Cultur einen großen Vorsprung gewonnen hatte. Durch innere Revolution entzweite sich gegen das Jahr 369 das große Gothische Reich, und theilte sich fortan in zwei Staaten, in das Reich der Ostgothen (Austrogothen, Staat der Greuthunger) am schwarzen Meer, vom Don bis zum Dnepr, und in das Reich der Westgothen (Staat der Theruinger) in Dacien, vom Dnepr bis zur Donau. Bald folgte der inneren Revolution eine äußere, welche die Macht der Gothen in diesen Gegenden stürzte. Um das Jahr 375 drangen die Schwärme der Hunnen, und der von ihnen bezwungenen Alanen aus Asien über den Don herüber, und drängten die Ostgothen nach

den Westgothen hin, die nun ihrerseits bei dem Kaiser Valens um die Erlaubniß baten, in das Byzantinische Reich aufgenommen zu werden, und sich in dem verödeten Thrazien niederzulassen. Sie erhielten die Erlaubniß, sahen sich aber durch den Druck der kaiserlichen Statthalter bald zur Empörung genöthigt, die nicht ohne schreckliche Scenen endete. Valens selbst wurde im Jahr 378 von ihnen bei Adrianopel völlig geschlagen, und verbrannte auf der Flucht in einer von ihnen angezündeten Bauernhütte. Bedeutende Rollen spielten sie von da an in Constantinopel. Nach mancherlei wechselnden Schicksalen erlangten auch die Ostgothen einen neuen Wohnsitz in Ungarn und Slavonien, jedoch erst nach der Zerstörung des Hunnischen Reiches im Jahr 453. Während der Zeit hatten die Westgothen sich in Griechenland und Italien furchtbar gemacht. Alarich brach mit Heeresmacht im J. 396 unaufhaltbar in Griechenland ein, verheerte den Peloponnes, und ward Präfectus von Illyrien und König der Westgothen. Als solcher zog er zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach Italien, wo er den Untergang des Römischen Reichs immer näher herbeiführte, denn um den Sieg über Alarich bei Verona (403) zu erfechten, hatte Stilico, der Römische Feldherr, alle Römischen Truppen vom Rheine wegziehen müssen, und dadurch die sogenannte große Völkerwanderung veranlaßt, in welcher Germanische Schwärme von allen Seiten her nach Gallien, Oberitalien, in die Schweiz und Spanien eindrangen. Alarich selbst kehrte bald genug nach Italien zurück, eroberte Rom im Jahr 409, und zum zweiten Mal 410. Nach seinem in demselben Jahr erfolgten Tode wendeten die Westgothen ihre Blicke vornehmlich nach dem südlichen Gallien und Spanien, und es gelang ihnen, hier ein neues Westgothisches Reich zu gründen (Septimania, Gothia,) wovon gegen das Ende des fünften Jahrhunderts die Provence, Languedoc und Catalonien die Hauptheile waren, Toulouse die Residenz. Um dieselbe Zeit (474) erhielten sie auch geschriebene Gesetze (leges Visigothorum). Die zwischen dem Ost- und Weströmischen Reich obwaltende Eifersucht war die Ursache, daß kurz hierauf (489), von dem Kaiser Zeno in Constantinopel veranlaßt, auch die Ostgothen unter ihrem König Theuderich nach Italien zogen. Im Jahr 493 wurde dieser Ostgothe zu Ravenna König von Italien, und legte hier den Grund zu einem neuen Ostgothischen Reiche, welches nebst Italien auch Rhäzien (einen Theil der Schweiz und Tyrols), Vindelizien (einen Theil von Baiern und Schwaben), Norikum (Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Oestreich), Dalmazien, Pannonien (Vorderungarn, Slavonien) und Dacien jenseit der Donau (Siebenbürgen, Walachei) umfaßte, schon aber im Jahr 554 sein Ende erreichte. Allerdings also sind die Gothen, deren Throne anfangs am Don, am Dnepr und an der Donau, nachher in Toulouse, Toledo und Ravenna standen, und deren Beute, wenigstens eine Zeitlang, Athen und Rom geworden waren, ein welthistorisches Volk. Unrecht würde man ihnen thun, wenn man sie für bloße Wilde halten wollte, die ohne alle Kunst und Kenntnisse gewesen wären, da sie ja mit dem Ost- und Weströmischen Reich lange vor ihren Einbrüchen in Italien in Verbindung gestanden hatten. Theuderich, an dem Hofe zu Constantinopel erzogen, war ein so großer Liebhaber der schönen Künste, daß er eine besondere Würde errichtete, einen comes nitentium rerum (Kunstgraf, Oberaufseher über die Kunstwerke), der auf die Bildsäulen achten mußte, daß sie nicht verletzt oder geraubt würden, und einen öffentlichen Baumeister erwählte, dem die Besorgung und Erhaltung der alten Gebäude aufgetragen war. Nicht nur

lich er zu Rom verschiedene öffentliche Gebäude wieder erneuern, sonden auch andere Städte mit neuen verzieren. Doch haben wir über ihre Cultur nur spärliche Nachrichten. Sonderbar genug hat sich der Name der Gothen am längsten in der Baukunst erhalten, aber freilich auf eine Weise, welche von der Cultur, wenigstens von dem Geschmack der Gothen kein günstiges Zeugniß ablegen würde, wenn alles wahr seyn sollte, was man von ihm gesagt hat. Wie wahr schrieb Göthe darüber bereits im Jahr 1773: „Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymische Mißverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgestecktem, Ueberladenem, jemals durch den Kopf gegangen waren. Nicht geschmeidiger als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedrechselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der ältern Deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel in den allgemeinen Gesang einstimmte; „ganz von Zierrath erdrückt!“ und so graute mirs im Gelen vorm Anblick eines mißgeformten, krauskopfigen Ungeheuers.“ Zweierlei versuchte Göthe damals zuerst, einmal die sogenannte Gothische Baukunst den Deutschen zuzueignen, und dann sie von den Vorwürfen des Ungeschmacks zu retten, die ihr so allgemein gemacht wurden. Sein ausgestreutes Samenkorn hat hundertfältige Frucht getragen. Jener erste Punkt war noch ziemlich unbestimmt, denn Gothische Baukunst, auch wenn sie wirklich von den Gothen stammen sollte, wäre ja doch Deutschen Ursprungs. Es wird sich daher fragen, ob diese Baukunst eben von dem Germanischen Stamme herkommt, welcher den Namen der Gothen trug? Der Scheidepunkt zwischen alter und neuer Kunst fällt in die Zeiten, wo das neue Ost- und Westgothische Reich sich bildeten, auch an die Stelle der alten klassischen Baukunst sehen wir mehr und mehr eine neue treten, die sich so weit erstreckt, als die Eroberungen der Gothen, durch Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, einen Theil von Deutschland, aber auch nach Britannien, wohin doch keine Gothen kamen. Wollte man nun auch zugeben, daß diese neue Baukunst wirklich von den Gothen stamme, (und daß mehrere bedeutende Gebäude von ihnen aufgeführt wurden, ist nicht zu läugnen); so wissen wir doch von ihr so viel wie nichts. Man hat alle Bauwerke aus der Zeit der Longobardischen Herrschaft in Italien (568) und die ganze Mönchsbauart jener Zeit Gothisch genannt, und dachte darum bei allem Plumpen und Düstern an die wahrscheinlich hieran sehr unschuldigen Gothen. Nachher erkannte man dies Unrecht an, und gleichsam zur Versöhnung des Gothischen Namens schrieb man den Gothen auch eine, der vorigen gerade entgegengesetzte, Bauart zu, indem man zwischen Alt- und Neugothischer Baukunst unterschied. Die letztere würde von dem Westgothischen Reich in Spanien haben ausgehen müssen, denn sie soll durch Dazwischenkunft der Arabischen oder Maurischen entstanden seyn, und hatte ihre Periode von dem eilften bis ins fünfzehnte Jahrhundert, wo in Italien die moderne Baukunst nach Mustern der Altgriechischen begann. Der Arabische Geschmack liebte die höchste Leichtigkeit; darum durchbrach man die Wände, daß sie einer Laube ähnlich sahen, zierte sie von innen und außen mit Blumenranken und Blättergewinden, und schmückte die Façade mit einer Saat von Thürmchen und Zinnen. Etwas so Leichtes und Fries hat nun freilich auch die sogenannte Neugothische Baukunst; der Blick

aber muß sehr flüchtig seyn, der nicht bald auch bedeutende Unterschiede zwischen ihr und der Mauriſchen findet. Immer erkennt man in dieſer das Zelt, in der ſogenannten Neugothiſchen den Wald als Vorbild, und darum in der Arabiſchen Baukunſt lauter hufeiſenförmige, in der Neugothiſchen lauter ſpitzige Bogen, und durchaus etwas Schlankeres als dort. Einige haben daher den Urſprung der Neugothiſchen Baukunſt lieber von den Normannen ableiten wollen, die um die Zeit des Beginns dieſer Bauart ſo mächtig waren, und ihre Herrſchaft weit verbreiteten. Daß die Zeit, wo dieſe Bauart in England eingeführt wurde, mit der Epoche der Normänniſchen Eroberung zuſammenfällt, würde dieſer Vermuthung noch günſtiger ſeyn, wenn man nicht in England ſelbſt von dieſer Zeit an mehrere Style der Baukunſt fände, ehe man zu dem kam, was man Neugothiſche Bauart nennt (early Gothic und pure Gothic). Man hat demnach ſchwerlich Unrecht, wenn man dieſe ſogenannte Neugothiſche Baukunſt für Deutſchen Urſprungs hält, und zwar ihre Epoche von der Errichtung des Straßburger Münſters (1015) beginnt, womit ſehr wahrſcheinlich auch die Freimaurerei zuſammenhängt. War es doch auch ein Deutſcher Baumeiſter, der den bewunderten Dom zu Mailand aufführte. Daß ſchon früher die Deutſchen hierin einen eigenthümlichen Weg gegangen, zeigte die ſchöne Ruine einer Kirche zu Memleben an der Unſtrut aus der Zeit Heinrichs I. im zehnten Jahrhundert, die man leider im Jahre 1812 niedergeriſſen hat, ohne wenigſtens vorher Abriſſe von ihr zu nehmen. Zwar waren hier die Fenſterbogen rund gewölbt, die Bogen aber, welche das Schiff der Kirche von den Flügeln ſchieden, ſpitzig oder, wie man ſagt, Gothiſch. Der Gebrauch von ſpitzigen Fenſtern und pyramydaliſch zulaufenden einzelnen Theilen verbreitete ſich überhaupt erſt im dreizehnten Jahrhundert. Der Gedanke an die Gothen fällt alſo auch hier weg. Was den Werth dieſer Bauart betrifft, ſo kann darüber ſeit der Erſcheinung von Murphy's Prachtwerk über die Kirche zu Batalha in Portugal (Plan, Elevations, Sections and Views of the Church of Batalha, to which is prefixed an Introductory Discourse on the Principles of Gothic Architecture by James Murphy. London, 1795. Fol.) nur Eine Stimme ſeyn. Es iſt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Künſtler, welche jene Werke aufführten, in Zeichnung erfahren ſeyn mußten, und die Lehrſätze der Meßkunſt eben ſo gut verſtanden, als die Griechiſchen Architekten. Die Regeln der Schwere und Feſtigkeit verſtanden ſie in einem überaus hohen Grade; wie hätten ſie auch ſonſt ſo bewundernswürdig feſte und dauerhafte Mauern kühn emporſtrebend ins Freie aufführen, mit ſo weitgeſprengten und hohen Gewölben den ungeheuern Raum zwiſchen ihnen ſo ſicher bedecken, und ſo ſchlanke und dünne Säulen den größten Laſten als Stützen, auf denen ſie Jahrtauſende lang ruhen, unterſetzen können. Die ſpitzigen Bogen leitet Murphy von der Piramydalform des Ganzen ab, und zeigt damit, daß dieſe Baukunſt ſich auch auf richtige Grundſätze ſtützte. Und wer, wenn er irgend ein Meiſterwerk dieſer Art betrachtet hat, wird es wagen, ihr äſthetiſchen Werth abzuſprechen! Ein Geiſt des Großen und Mächtigen, zum Theil des Furchtbarerhabenen ſpricht uns aus dieſen Steinen an, und damit kein bloßer Schauder bei den gewaltigen Maſſen uns befalle, iſt durch gefällige, aber zweckmäßige, Mannigfaltigkeit das ungeheure Ganze in den Kreis der Schönheit gezogen worden. Wenn man an Werken dieſer Baukunſt tadelt, daß ihre Geſtalten ſtachlicht und gleichſam zerſplittert ſcheinen, daß ſie zu ſchlanke, eckige Formen darbieten, ſo kann man doch auch den Einen großen Ein-

druck von kühn und leicht emporstrebender Höhe nicht leugnen, und fühlt sich im Innersten von dem Riesengeist ergriffen, der darin waltet, und an das Unermeßliche des Weltalls erinnert. „Die Griechische Baukunst, sagt Georg Forster, ist unstreitig der Inbegriff des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte, des Schönen. Hier indessen an den Gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden, und nur in großer Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes, hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene Griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschließen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpaläste da, um Zeugniß zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, der einen isolirten Gedanken bis auf das Aeußerste zu verfolgen, und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiß." dd.

Gothenburg (Götheborg), eine nach Holländischer Art gebaute See- und Handelsstadt in Westgothland, an dem Ausfluß der Goth-Elbe in die Nordsee, nach Stockholm die beträchtlichste und wohlhabendste Stadt in ganz Schweden. Hier haben ihren Sitz ein Landeshauptmann und Oberkommandant, eine Admiralität und Fortificationsbrigade, ein Manufactur- und Hallgericht und ein Bischof, unter dessen Aufsicht das Gymnasium nebst seiner wohleingerichteten Bibliothek steht. Die Manufakturen von Segeltuch, Tauwerk, Leder, so wie die Zuckerraffinerien, sind von Bedeutung; außerdem fabricirt man auch seidene Zeuge, Strümpfe, Bänder, Cattun, Seife und Tabak. Die Schleuse von Trolhätta erleichtert durch die Fahrt auf der Gothelbe nach dem Venersee den Verkehr mit dem inneren Lande. In Friedenszeiten besuchten jährlich über 1200 Schwedische und andere Fahrzeuge den Hafen, der gut und sicher, aber nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar ist; größere landen in einiger Entfernung. Die seit 1731 gestiftete Ostindische Compagnie gewährt bedeutende Vortheile, beschränkt sich aber meistens auf den Handel mit China. Ein besonders wichtiger Zweig des dasigen Handels ist die lebhaft getriebene Heringsfischerei. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 20,000. Uebrigens hat die Stadt mehrmals, und zuletzt noch 1802 und 1804 durch große Feuersbrünste sehr gelitten.

Gott und Götter. Unter Gott denkt sich die gereifte Vernunft das nothwendige, von der Welt verschiedene Wesen, dessen unendlicher Verstand und heiliger Wille der Grund von dem Daseyn der Welt und ihrer Einrichtung und von dem Wirklichwerden des höchsten Gutes ist, dessen Erwartung die Vernunft nicht aufgeben kann, ohne mit sich selbst in Widerstreit zu gerathen. So muß Gott gedacht werden, wenn der Glaube an ihn die Bedürfnisse der Vernunft befriedigen soll. Als ein nothwendiges d. h. als ein solches Wesen, welches den Grund seines Daseyns in sich selbst trägt, muß er gedacht werden, weil nur ein solches Wesen das Daseyn der Welt erklärbar macht; unendlichen Verstand muß man bei ihm voraussetzen, weil nur durch ein Wesen von dieser Beschaffenheit die alle menschliche Einsicht und Fassungskraft übersteigende Welteinrichtung begreiflich wird, und heiligen Willen muß man Gott zuschreiben, weil nur unter dieser Voraussetzung von ihm erwartet werden kann, daß er die vernünftigen Naturen zu höherer sittlicher Reife führen und Glückseligkeit und Leiden nach Maßgabe der

Schuld und des Verdienstes austheilen werde. Die Idee Gottes, des Schöpfers der Welt, des Gesetzgebers der vernünftigen Wesen und des Regierers der menschlichen Dinge ist das Höchste, was die Vernunft erreichen kann, der Grund aller über das Irdische sich erhebenden Hoffnung und das wirksamste Motiv der Pflichterfüllung. Das System, welches die Realität dieser Idee anerkennt, heißt Theismus, das entgegengesetzte Atheismus, und die Lehre derer, welche, wie Spinoza und einige Philosophen aus der neuesten Schule, Gott und Welt identificiren, damit aber im Grunde die das Bedürfniß der Vernunft befriedigende Idee Gottes aufheben, wird Pantheismus genannt. Die achtungswerthesten Philosophen der neuen Zeit Carteſius, Leibnitz, Wolf, Reimarus und Kant, obgleich der zuletzt genannte Weltweise die vor ihm gewöhnlichen metaphysischen Demonstrationen für das Daseyn Gottes in ihrer Unzulänglichkeit darstellte, haben sich für den Theismus entschieden, und da durch die Schellingsche oder Identitätsphilosophie die Idee eines von der Welt verschiedenen, die Welt mit Weisheit und Güte regierenden Gottes gefährdet zu seyn schien, hat jüngst Jacobi in seinem Buche über Gott und die göttlichen Dinge den Theismus, mit Rücksicht auf die abweichenden Vorstellungsarten einiger neuen Philosophen zu vertheidigen gesucht. Die wichtigsten Beweise für das Daseyn Gottes sind der kosmologische, der physikotheologische und der moralische. Der kosmologische Beweis beruht auf folgenden Momenten: alles in dem Gebiete der erkennbaren Wirklichkeit erscheint uns als gegründet und bedingt, d. h. alles, was vorhanden ist, hat den Grund seines Daseyns nicht in sich selbst, sondern ist von andern, früher vorhandenen Ursachen abhängig. Die Vernunft kann sich nichts Bedingtes ohne eine Bedingung, nichts Gegründetes ohne einen Grund denken; das Gesetz des zureichenden Grundes nöthiget sie, jede Wirkung auf eine Ursache zurückzuführen. Indem nun die Vernunft von einer Erscheinung zu der andern, von einem Grunde zu dem andern zurückgeht, gelangt sie zu der Idee eines Urgrundes, welche gleichsam der Träger aller Dinge sey, zu der Idee eines absoluten und nothwendigen Wesens, d. h. zu der Idee eines Wesens, welches in keiner andern Ursache bedingt und gegründet ist, den Grund seines Daseyns in sich selbst trägt, und als der letzte Grund aller Erscheinungen, als der Punkt, von welchem alle Reihefolgen der Erscheinungen ausgehen, zu betrachten ist. Der physikotheologische Beweis beruhet auf der in der Natur wahrnehmbaren Ordnung und Zweckmäßigkeit. Da nämlich, wo Zweckmäßigkeit wahrgenommen wird, muß man ein Handeln nach Ideen voraussetzen und darum annehmen, daß der Grund der Welt, alles in ihren Einrichtungen Plan und Absicht sich offenbart, in einem Sich Ideen, nach der Vorstellung von Mitteln und Zweck handelnden Wesen enthalten sey. Dergleichen Einrichtungen der Natur aber, in denen Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit auf die unverkennbarste Weise sich ankündigt, sind die Axebewegung der Sonne, die Kreis- und Axebewegungen der Planeten und die dadurch bewirkte Entstehung des Lichts und der Wärme, der Tages- und der Jahreszeiten, die sphärische Figur der Erde, ohne welche alles Land um den Aequator überschwemmt und alles Land an den Polen dürre seyn würde, das Gleichgewicht der Südsee mit der Nordsee, des stillen Meeres mit dem atlantischen, des festen Landes der neuen Welt mit dem festen Lande der alten Welt, die gleichmäßige Vertheilung der Erde und des Wassers auf andere Einrichtungen des Erdplaneten, ferner die wechselseitige

Beziehung der geistigen Vermögen des Menschen zu einander, die Harmonie zwischen dem Geistigen und Sinnlichen seines Wesens und die Organisation des menschlichen Leibes, dessen Theile alle mit dem Zwecke der Erhaltung zusammenhängen, die Mittel der naturgemäßen Erhaltung der Lebenden jeder Gattung, das ziemlich gleiche Verhältniß der Geschlechter und eine Menge anderer Erscheinungen, mit deren Erwähnung und näherer Beschreibung sich viele physikotheologische Schriften, unter denen besonders die von Derham, Trembley, Bonnet, Reimarus und Sander gerühmt werden, sich beschäftigen. Diese und andere Erscheinungen nun nöthigen den Menschen, dafern er nicht die in der Natur wahrnehmbare Ordnung und Zweckmäßigkeit auf sich selbst beruhen lassen will, einen Welturheber von unendlicher Macht und Weisheit anzunehmen, da sich, auch bei der Voraussetzung einer ewigen Materie, doch die Entstehung der Formen der Dinge ohne ein Handeln nach Ideen nicht erklären läßt. Die Natur ist der Spiegel und der Abglanz Gottes und darum führt die Naturbetrachtung den Menschen, der das Verlangen nach dem Höhern und Göttlichen im Herzen trägt, zu Gott, und wenn er auf Erscheinungen trifft, in denen er keine Spuren von Weisheit und Güte entdeckt, so erwägt er, daß er nur einen kleinen Theil des großen Ganzen übersehe, daß, wenn das gegenwärtige Leben ein Zustand der Tugendübung seyn soll, die vernünftigen Wesen in einem Systeme von Kräften sich befinden müssen, welche ihren Neigungen entgegenwirken und Reizungen zur Sünde enthalten, und daß es vernünftig sey, da, wo man in einem bekannten Theil Ordnung und Zweckmäßigkeit entdeckte, auch in dem unbekannten weise Absichten vorauszusetzen. Wenn ich, denkt er, ein Buch lese, und da, wo ich es verstehe, vernünftiges Urtheil und Zusammenhang finde, so nehme ich an, daß der Verfasser auch in den Stellen, wo ich ihn nicht fasse, mit Nachdenken und Ueberlegung geschrieben habe. Soll aber die Naturbetrachtung den Menschen zu Gott führen, so muß in seinem Gemüthe schon das Verlangen, ihn zu finden, erwacht seyn, denn eine apodiktische Gewißheit, d. h. eine solche Gewißheit, bei welcher das Gegentheil der angenommenen Ueberzeugung undenkbar wird, gewährt weder der physikotheologische noch der kosmologische Beweis, und beide Beweise können durch Sophistereien entkräftet werden. Dieses Verlangen nun ist in der sittlichen Natur des Menschen gegründet und darum setzt ein inniger und lebendiger Glaube an Gottes Daseyn und Regierung voraus, daß die sittlichen Anlagen des Menschen sich entwickelt haben und er seiner höhern Bedürfnisse sich bewußt geworden sey. Die Darstellung des Zusammenhanges des Glaubens an Gott mit diesen Bedürfnissen des menschlichen Gemüthes wird der moralische Beweis für das Daseyn Gottes genannt, welchen besonders Kant und dessen Schüler hervorgehoben und näher entwickelt haben. Es beruht aber dieser Beweis auf folgenden Momenten: der Mensch ist ein sittliches Wesen und aus seiner sittlichen Natur gehet die Idee des höchsten Gutes, d. h. die Idee einer ins Unendliche fortschreitenden sittlichen Vervollkommnung und einer genauen Uebereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit hervor. Er kann diese Idee nicht für Wahn und Täuschung erklären, ohne den Glauben an seine sittliche Natur und Bestimmung aufzugeben, und muß, um einig zu seyn mit sich selbst, das Wirklichwerden des höchsten Gutes erwarten. Alles um ihn her erliegt der Zerstörung, und die Natur theilt Freude und Glückseligkeit nicht nach dem Maßstabe der Würdigkeit der Empfänger aus. Um daher das Wirklichwerden des höchsten Gutes er-

warten zu können, ist er genöthiget, das Daseyn einer von der Natur unterschiedenen Ursache der gesammten Natur anzunehmen, welche den Grund der Erhaltung seines Wesens und eine dereinstige Uebereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit enthalte. Diese oberste Ursache der Natur muß eine der moralischen Gesetzgebung gemäße Causalität haben, muß das Sittengesetz sich vorstellen (Intelligenz, vernünftiges Wesen seyn) und der Vorstellung dieses Gesetzes gemäß wirken (muß Willen besitzen). Es muß also die oberste Ursache der Natur ein Wesen seyn, welches durch Verstand und Willen die Ursache der Natur ist, und ein solches Wesen wird Gott genannt. Zu der hier entwickelten Idee der Gottheit aber kann nur die gereifte Vernunft sich erheben, und ohne die Dazwischenkunft der Offenbarung würde sie vielleicht nie allgemein Glaube geworden seyn. Ehe der Mensch zu der Idee Gottes sich erhebt, glaubt er an Götter, von deren Wesen und Wirksamkeit die Völker höchst verschiedene Vorstellungen gehegt haben. Die unvollkommensten Götter sind die Fetische d. h. leblose Körper oder Thiere, denen der Mensch, weil er sie als Ursache seines Wohles und Wehes betrachtet, Verehrung erweiset. Der Thierdienst der Aegyptier war eine besondere Art des Fetischismus und noch wird bei vielen Afrikanischen Völkern der Fetischendienst gefunden. Auf einer höhern Stufe der Cultur standen die Völker, welche der Sonne und den Gestirnen Einfluß auf die menschlichen Schicksale zuschrieben und diese Himmelskörper verehrten, welche Art des Gottesdienstes Sabäismus genannt wird. Noch weiter waren die Völker fortgeschritten, welche ihre Helden und Könige, die Erfinder nützlicher Künste und merkwürdige Fremdlinge als fortlebend nach dem Tode sich dachten und ihnen übermenschliche Kraft und Einfluß auf ihre Schicksale zuschrieben, oder sich Kräfte der Natur als wirkliche Wesen, als Personen, mit Verstand und Willen begabt, vorstellten; auf welche Weise die Religion der Griechen und Römer entstanden war. Der Glaube an mehrere, die Schicksale der Völker und einzelner Menschen regierende Wesen, welche zwar eine übermenschliche Macht besitzen, doch aber menschlich fühlen und begehren und nicht frei sind von menschlicher Beschränkung, nennt man Polytheismus. Der Polytheismus ist nichts anders, als Vergötterung der Natur, da hingegen der Theismus über die Natur sich erhebt und über ihr das Göttliche findet. Auch die gebildetsten Völker der alten Welt, die Griechen und die Römer, waren Polytheisten und nur wenige Weise der vorchristlichen Zeit, wie Anaxagoras, Sokrates, Plato, hatten sich zu würdigern Vorstellungen von Gott und seiner Regierung erhoben. Indem der Polytheismus in der ganzen alten Welt herrschte, ward bei einem für unbedeutend gehaltenen, von den gebildeten Nationen des Alterthums wenig gekannten, Volke die allgemeine Verbreitung des vernunftgemäßen Glaubens an Gott und seine Regierung verbreitet. Zwar dachten sich die Juden, eben so wie andere Völker der vorchristlichen Zeit, Jehova nur als ein vernünftigsinnliches Wesen von großer Macht und Hoheit. Da sie aber nur einen Gott verehrten, so konnten hier die religiösen Vorstellungen weit leichter veredelt und endlich bis zu der, den Bedürfnissen der gereiften Vernunft genügenden, Idee Gottes ausgebildet werden, und darum war der Monotheismus der Juden, ihr Glaube an einen Gott von so großer Wichtigkeit, daß es höchst glaublich ist, daß Gott selbst für die Erhaltung dieses Glaubens gesorgt habe. Nach einer allmähligen, durch mehrere Jahrhunderte fortlaufenden Vorbereitung gelang es dem großen Stifter des Christenthums,

an den Monotheismus seines Volkes den völlig vernunftgemäßen, alle Bedürfnisse des Verstandes und des Herzens befriedigenden Glauben an Gott und seine Regierung zu gründen, welcher durch die Ausbreitung der Kirche auf einen großen Theil des Menschengeschlechtes überging. Aus dem Juden- und Christenthume schöpfte Mahomed seine, wenn auch nicht vollkommen reine, doch weit über die Vorstellungen der polytheistischen Völker erhabenen religiösen Begriffe und so ward auch durch den Islamismus der Glaube an einen Gott in einem großen Theile der Welt verbreitet. N.

Gotter (Friedrich Wilhelm) wurde den 3. Sept. 1746 zu Gotha geboren. Sein Vater, der in ansehnlichen Aemtern stand und 1772 als Geheimer-Assistenzrath starb, ließ seinem Sohne die sorgfältigste moralische und wissenschaftliche Bildung geben. Seltene Fähigkeiten zeichneten schon den Knaben aus, der sich zuerst in kleinen dramatischen Stücken in Französischer Sprache versuchte, denn diese Sprache hatte einen besondern Reiz für ihn. Sein Unterricht wurde Privatlehrern anvertraut; er lernte die Römischen Schriftsteller, besonders die Dichter kennen; mit den Griechen hingegen befreundete er sich nicht, da er in ihrer Sprache nur langsame und unbedeutende Fortschritte machte. Mit dem Italienischen hatte er sich ebenfalls bekannt gemacht. Im J. 1763 bezog er die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. Aber er wurde dadurch von der Dichtkunst nicht abgezogen, sondern übte sich im Stillen in poetischen Arbeiten mancherlei Art. Die Ackermannsche Schauspielergesellschaft befand sich damals in Göttingen, und schon hier machte er Bekanntschaft mit Eckhof, errichtete nach dem Weggange dieser Truppe ein Gesellschaftstheater und entwickelte so sein bewundernswürdiges Talent der theatralischen Darstellung. Im J. 1766 verließ er Göttingen und trat zu Gotha als zweiter geheimer Archivar in herzogliche Dienste. 1767 begleitete er den Freiherrn von Gemmingen als Legationssekretär nach Wetzlar, folgte aber im nächsten Jahre der Einladung, zwei junge Edelleute auf die Universität Göttingen zu führen. Auch diesen zweiten Aufenthalt benutzte er aufs thätigste und zog bereits die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich. Damals unternahm er mit Boje die Herausgabe des Göttingischen Musenalmanachs, dem der Französische Almanac des Muses zum Muster diente, und empfahl sich durch verschiedene lyrische Stücke sehr vortheilhaft. Im J. 1769 kehrte er wieder nach Gotha zurück, und 1770 ging er auf seinen vorigen Posten nach Wetzlar, wo er zwei Jahre blieb, nach welchen er in Gotha bei der geheimen Kanzlei angestellt wurde. Wetzlar war für die Fortbildung seines Geistes sehr vortheilhaft. Er fand nicht nur die Ackermannsche Gesellschaft daselbst wieder, sondern auch einen Zirkel junger Männer, die mit ihm an Cultur und Talent wetteiferten; Göthe und der junge Jerusalem waren darunter. Gotter schloß sich als ein würdiges Mitglied an jenen schönen Verein trefflicher Talente an, durch deren Arbeiten die Deutsche Sprache aus der Versunkenheit zu einem neuen Leben emporgehoben wurde. Während sein Geist so gefällige Blüthen trug, wurde sein Körper immer schwächer, weshalb er im J. 1774 eine Reise nach Lyon unternahm. Hier lernte er das Französische Theater, für das er von jeher eine große Vorliebe gehegt hatte, näher kennen, und wurde seitdem immer thätiger für die Bühne, so daß die nächsten zwölf Jahre nach seiner Rückkehr als die Periode anzusehen sind, in welcher seine vorzüglichsten dramatischen Arbeiten entstanden. Lessings, Weiße's und Anderer Vorgang, deren Bemühen die Deutsche Schaubühne umwan-

delte, und die treffliche Schauspielergesellschaft, welche Gotha vor allen Städten Deutschlands damals besaß, befeuerten seine Liebe für die dramatische Kunst. Schon vor der Errichtung des Hoftheaters in Gotha hatte er auch hier auf einer Privatbühne sein treffliches Spiel gezeigt und seine Freunde mit diesem Gefühl des Richtigen belebt. Die Anmuth und Vollkommenheit seiner Declamation war unübertrefflich, zumal in versifizirten Stücken. Außerdem besaß er das Talent des Improvisirens in einem seltenen Grade, und in kleinen extemporisirten Schauspielen sprach er bisweilen mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit in Versen, die zum Theil vortrefflich und vollkommen gerundet aus seinem Munde kamen. Im Jahr 1780 verheirathete sich Gotter und lebte seitdem, kleine Reisen abgerechnet, beständig in seiner Vaterstadt, wo er seine Zeit zwischen seinen Dienstgeschäften, der Erziehung seiner Kinder und seinen Lieblingsarbeiten theilte und den 18. März 1797, im 53sten Jahre seines Lebens, starb. Obgleich Gotter die schöne Literatur der Franzosen, Engländer und Italiener kannte, so sagten seiner vielleicht etwas überverfeinerten Natur doch am meisten die Werke der erstern zu. Sie waren es, nach denen er sich bildete, deren geglättete Eleganz er sich bis herab auf das Mechanische der Poesie, das er ganz in seiner Gewalt hatte, zu eigen machte. Die Stoffe und einzelnen Blüthen seiner Poesien sammelte er auf fremdem Boden, behandelte sie aber in der Ausführung mit freier Willkühr. Er versuchte sich in jeder Gattung der dramatischen Kunst, im Trauerspiel, Lustspiel, Singspiel und in der Posse. Seine übrigen Poesien im Fache der Epistel, des Liedes, der Erzählung und Elegie zeichnen sich durch den reinen gebildeten Ausdruck zarter und edler Gefühle, schalkhafte Laune und eine gefällige Lebensphilosophie aus. In allen seinen Werken zeigt sich Gotter als einen wahren Meister in der Versification. An Wohlklang, Leichtigkeit und Reinheit der Reime haben es ihm wenige Deutsche Dichter gleich, und fast keiner zuvor gethan.

Götterlehre, s. Mythologie.

Götterspeise, Ambrosia, war in der Mythologie der Griechen und Römer ein süßer und balsamischer Saft, der in der seligen Insel des Oceanus quoll, und den Göttern zur Erhaltung der Unsterblichkeit, gewöhnlich als Speise, aber auch als Trank und als Salbe diente. Menschen, denen davon mitgetheilt wurde, erhielten dadurch Schönheit, Stärke, Behendigkeit, kurz etwas von Göttlichkeit. Die neuere Botanik bezeichnet mit diesem Namen fünf Gattungen von Gewächsen, welche sich sämmtlich dadurch auszeichnen, daß ihre Blüthen zusammengesetzt und halbgetrennten Geschlechts sind.

Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche. — Unter dem Gottesdienste, welcher richtiger Gottesverehrung genannt wird, versteht man alle die Handlungen, welche entweder religiöse Gefühle ausdrücken oder die Hervorbringung derselben bezwecken. Der Ausdruck des religiösen Gefühls durch Worte heißt Gebet, und solche Religionshandlungen, welche entweder durch die Vorschrift eines Religionsstifters, oder durch die Sitte, oder durch die Uebereinkunft einer kirchlichen Gesellschaft eingeführt worden sind und regelmäßig wiederholt zu werden pflegen, werden gottesdienstliche und heilige Gebräuche genannt. Der Gottesdienst kann entweder ein besonderer oder ein öffentlicher seyn, und da die Menschen nur zu leicht das Göttliche vergessen, da Vereinigung Vieler zu Einem Zwecke das Gemüth stärker ergreift, und viele Religionshandlungen nur da Statt finden können, wo Viele sich versammeln, so hat ein zweck-

ßig eingerichteter öffentlicher Gottesdienst, wo die Rede des Predigers und der Gesang der Gemeinde das religiöse Gefühl auf eine würdige Weise ausspricht und anregt, auch die Musik und die bildenden Künste das Göttliche darstellen, einen hohen Werth. Die Verschiedenheit der Gottesdienste, mit denen uns die Religionsgeschichte bekannt macht, hat ihren hauptsächlichsten Grund in der Verschiedenheit der religiösen Vorstellungen, obgleich auch die Verschiedenheit in den Charakteren der Völker, in ihren Verfassungen und in den Erzeugnissen ihrer Länder und ihres Kunstfleisses, und zufällige Umstände beigetragen haben, dem Cultus jedes Volks ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Der unvollkommenste, des Namens kaum werthe Gottesdienst ist der, welcher sich auf äußere Objekte, die als Ursachen des Wohls und des Wehes betrachtet werden, bezieht, und es druckt dieser Fetischendienst nur Begehren und Verabscheuen, Furcht und Hoffnung aus, und kann auf die Sittlichkeit gar keinen Einfluß äußern. Eine vollkommenere Art des Gottesdienstes ist die, welche auf menschenähnliche Wesen bezogen wird, und da diesen Göttern, so unvollkommen man sie sich auch vorstellen mag, doch moralische Eigenschaften zugeschrieben werden, so kann er nicht ohne allen Einfluß auf die Sitten der Völker bleiben. Es besteht diese Art des Gottesdienstes hauptsächlich in Opfern, Reinigungen, Gelübden und Büßungen, und da man sich die Götter meist als unsichtbar zu denken pflegt, so wird er zunächst auf die Symbole der Götter bezogen, und ist daher mit dem Bilderdienste verbunden. Der edelste und würdigste Gottesdienst aber ist der, welcher sich auf den Glauben an einen allmächtigen und heiligen, über alle menschliche Beschränkung erhabenen Weltregierer gründet, auf den Glauben an Gott und seine Regierung, welchen das Christenthum in der Welt ausgebreitet hat, der Gottesdienst, welcher durch die christliche Kirche in einem großen Theile der Erde eingeführt worden ist. Unverkennbar war der Gottesdienst der Christen im apostolischen Zeitalter ein sittlich-religiöses Institut, ganz darauf berechnet, durch Ermahnung, durch das Vorlesen der heiligen Bücher, durch gemeinschaftlichen Gesang und durch das bei brüderlichen Mahlen veranstaltete Andenken an Jesum Christum den Glauben zu stärken und fromme Gefühle zu nähren. Und ward auch der christliche Religionscultus in der Folgezeit auf mannigfaltige Weise, und namentlich durch die Einmischung von Gebräuchen, welche die zum Christenthum bekehrten Heidnischen Völker in die Kirche hinüber brachten, entstellt, so blieb er doch immer unendlich edler und würdiger, als der Cultus der vorchristlichen Welt, und hörte nie auf, wohlthätig auf die Sitten der Völker zu wirken. Durch die Reformation wurden die meisten dieser Mißbräuche verdrängt, die Predigt und der Gesang ward die Hauptsache bei dem Gottesdienste der Protestanten, und unläugbar ist ein solcher Cultus die trefflichste Schule der Volksbildung, und das wirksamste Mittel, religiöse Kenntniß und Gesinnung unter den Menschen zu erhalten. Daß der protestantische Gottesdienst durch manche Gebräuche bereichert, und mehr noch, als an den meisten Orten der Fall ist, durch die Kunst verschönert werden könnte, läßt sich nicht bezweifeln. Doch darf man diesen Mangel an Ceremonien, und die Seltenheit von Kunstwerken in den protestantischen Kirchen keineswegs so hoch anschlagen, als von denen zu geschehen pflegt, welche in unsern Tagen den Katholicismus auf Kosten des Protestantismus erheben; das Wort bleibt immer die Hauptsache, und wenn nur dafür gesorgt wird, daß es der protestantischen Kirche nicht

n ausgezeichneten Kanzelrednern fehlt und überall gute Gesänge gebraucht werden, so wird ihr Cultus seinen Zweck erreichen. N.

Gottesfriede, Treuga dei, (Treuga oder Trewa von dem eutschen Worte Trew, Treu) hieß im Mittelalter ein Friedensertrag, welchen die Kirche, als Stellvertreterin der göttlichen Polizeigewalt, gebot. Solche Gottesfrieden traten einige Tage in jeder Woche, die Advents- und Fastenzeit, und die hohen Festtage mit ihren Oktaven und Vigilien in Wirksamkeit, wo alle Fehden ruhen mußten. Sie wurden zuerst 1033 in Aquitanien (wo ein Bischof den Befehl dazu vom Himmel erhalten zu haben vorgab), alsdann in Frankreich und Burgund eingeführt; 1038 kamen sie schon auf dem Reichstage zu Solothurn für Deutschland in Anregung; unter Wilhelm dem Bastard wurden sie in England, 1071 in den Niederlanden eingeführt, und die Geistlichkeit wirkte durch diese Einführung von Zucht gewiß wohlthätig in den barbarischen Fehdegeist jener Zeit ein.

Gottesurthel, s. Ordalien.

Gottfried von Bouillon, geboren um die Mitte des eilften Jahrhunderts zu Basy im Wallonischen Brabant, zwei Meilen von Nivelle, war der Sohn Eustachs II., Grafen von Boulogne und Lens, und folgte im J. 1076 seinem Oheim, Gottfried dem Bucklichten, Herzog von Niederlothringen, in dem Herzogthum Bouillon. Er vereinte mit eben so viel Treue als Tapferkeit dem Kaiser Heinrich IV. in Deutschland und Italien. Ihm verdankte dieser Monarch einen großen Theil des Sieges über den Herzog Rudolph von Schwaben, und auch bei der Eroberung Roms that er sich heldenmüthig hervor. Der Ruf der Tapferkeit, den seine Thaten ihm erwarben, ließ ihn im J. 1095 zu einem der Hauptanführer der Kreuzzüge erwählen, welche Papst Urban II. und die übrigen Fürsten der Christenheit zur Eroberung des gelobten Landes ausrüsteten. Im Frühjahre 1096 trat er den Zug in Begleitung seiner Brüder Eustach und Baudoin an. Die Griechen widersetzten sich vergebens ihrem Durchmarsch. Gottfried zwang den Kaiser Alexis Comnenes, ihm die Wege nach dem Orient zu öffnen und seine gerechten Besorgnisse zu verbergen. Zu Folge der Bündnisse, die er mit diesem Fürsten schloß, sollte er demselben die Plätze des Reichs übergeben, die er den Ungläubigen entreißen würde, wogegen dieser sich verpflichtete, die Armee mit Lebensmitteln und Mannschaft zu versehen. Aber Alexis fürchtete für seine eigenen Länder, und unzufrieden, daß die Kreuzfahrer die Umgebungen von Constantinopel geplündert hatten, hielt er nichts von seinen Versprechungen. Gottfried belagerte Nicäa, eroberte es, und nahm, indem er seinen Lauf fortsetzte, einen großen Theil der Städte Natoliens ein. Die Armee der Kreuzfahrer bestand damals aus 100,000 Reitern und 500,000 Mann Fußvolk, ungerechnet die Geistlichen, welche in hellem Enthusiasmus oder aus Ueberdruß ihre Zellen verlassen hatten, und eine Menge Weiber, die zum Theil in Palästina den Gegenstand ihrer zügellosen Leidenschaften suchten. Am 3. Juni 1098 ward Antiochien eingenommen. Drei Tage darauf erschien eine ungeheure Armee, welche die in der Stadt eingeschlossenen Kreuzfahrer belagerte. Da sie ohne Lebensmittel waren, sahen sie sich genöthigt, Pferde und Kameele zu schlachten. Aus dieser äußersten Noth wurden sie durch die vermeintliche Entdeckung der heiligen Lanze befreit, die auf die Anzeige eines Provençalischen Geistlichen aufgefunden wurde, welcher eine Offenbarung gehabt zu haben vorgab. Diese Begebenheit belebte den Muth der Kreuzfahrer dergestalt, daß sie mit Nachdruck die Türken

zurückschlugen und einen glänzenden Sieg über sie erfochten. Im folgenden Jahre am 19. Juli ward nach einer fünfwöchentlichen Belagerung die Stadt Jerusalem eingenommen. Alle Ungläubigen wurden niedergemetzelt, alles schwamm in Blut, und die Sieger selbst, des Mordens müde, fühlten sich von Entsetzen durchdrungen. Gottfried, dessen Sanftmuth seiner Tapferkeit gleich war, befand sich gewiß unter denen, welche der Wuth Einhalt zu thun suchten. Acht Tage nach der Eroberung Jerusalems erwählten ihn die Häupter des Heeres zum König der Stadt und des Landes; aber der fromme Gottfried wollte nie an dem Orte eine Krone tragen, wo Christus mit Dornen gekrönt worden; eben so lehnte er den Königstitel ab und begnügte sich mit dem Titel eines Herzogs und Sachwalters des heiligen Grabes. Der Sultan von Aegypten, welcher wahrnahm, daß die Christen nach so großen Vortheilen gleichwohl nicht in sein Land eindrangen, und daß von 300,000 Mann, die Antiochien erobert hatten, nur noch 20,000 übrig seyen, schickte ein Heer von 400,000 Soldaten gegen sie. Gottfried lieferte ihnen eine Schlacht, worin er sie in Unordnung brachte und 100,000 Mann getödtet haben soll. Dieser Sieg setzte ihn, mit Ausnahme von zwei oder drei Plätzen, in den Besitz des ganzen gelobten Landes. Jetzt dachte Gottfried weniger darauf, seine Staaten zu erweitern, als sie zu erhalten und zu organisiren. Er setzte einen Patriarchen ein, stiftete zwei Domkapitel, eins in der Kirche von St. Sulpice, das andere in der Tempelkirche, und erbaute ein Kloster in dem Thale Josaphat. Darauf gab er seinen neuen Unterthanen ein Gesetzbuch, starb aber schon den 18. Juli 1100, gerade ein Jahr nach der Eroberung von Jerusalem. Tasso's schönes Epos preist auf eine würdige Weise diesen großen Fürsten und Feldherrn, den uns die Geschichte als ein Muster der Frömmigkeit, Tapferkeit und aller Herrschertugenden darstellt.

Gotthardsberg (Sankt), ein hohes Bergthal in der Kette der höchsten Alpengebirge an der Südgränze des Cantons Uri. In der Mitte desselben liegt ein Kapuzinerhospitium nebst einem Spital und Güterlager. Auf diesem Punkte rechnet man die Erhebung über der Meeresfläche auf 6359, oder nach der Weißischen Charte 4566 Fuß. Auf beiden Seiten ragen noch höhere Bergspitzen empor, welche man auf 8587 Fuß schätzt. Die Straße über den Gotthard von der Schweiz nach Italien ist Winter und Sommer zu passiren, und wird ununterbrochen befahren, da hier die Hauptverbindung zwischen beiden Ländern ist; dabei ist sie jedoch weder ohne Beschwerden noch selbst ohne Gefahr. Schon mehrere Stunden vorher muß man durch das Urnerland an den Abgründen, durch welche die Reuß sich drängt, über mehrere schwindelnde Brücken, namentlich über die Teufelsbrücke und durch das, durch den Felsen gebrochene Urnerloch wandern. Noch gefährlicher ist das schnelle und steile Absteigen des St. Gotthards nach Airolo, dem nächsten Orte im Livinerthal. Die Waaren werden auf Saumrossen hinübergeschafft.

Göttingen, eine in einem fruchtbaren und angenehmen Thale in dem zum Königreich Hannover gehörigen Fürstenthum Calenberg, an der Leine, gelegene Stadt, die gegenwärtig über 10,000 Einwohner zählt und zu den schönsten Städten von Niedersachsen gehört. Hier stiftete im Jahr 1734 König Georg II. die berühmte Universität, Georgia Augusta, welche am 17. Sept. 1737 feierlich eingeweiht wurde, und sich bald zu einem der vorzüglichsten gelehrten Institute Europa's erhob. Mit einem ungemessenen Kostenaufwand vereinigte die Regie-

rung die ersten vaterländischen Gelehrten hier, und gründete, neben vielen andern zweckmäßigen Anstalten, eine Bibliothek, welche für die neuere Literatur die reichste in Deutschland ist, und gegen 200,000 Bände zählt. Im Jahr 1751 wurde die königliche Societät der Wissenschaften errichtet, und erhielt im Jahr 1770 eine neue und zweckmäßigere Einrichtung. Sie besteht aus der mathematischen, physikalischen und historischen Klasse, hat ordentliche und außerordentliche, einheimische und auswärtige Mitglieder, und hält monatlich eine Sitzung. Die einzelnen Klassen setzen abwechselnd einen Preis von 50 Ducaten auf die Beantwortung einer vorgelegten Frage aus. Im Jahr 1773 ward ein Museum angelegt, welches nebst einer beträchtlichen Münzsammlung die Merkwürdigkeiten des Thier-, Gewächs- und Mineralreichs, auch eine beträchtliche Sammlung von Modellen aller Art, in großer Vollständigkeit enthält. Seit 1784 wird jährlich von jeder der 4 Fakultäten eine Preisaufgabe für die zu Göttingen Studirenden bekannt gemacht; der Preis besteht in einer 25 Dukaten schweren goldenen Medaille. Außerdem befindet sich hier ein Predigerseminarium, ein theologisches Repetentencollegium und ein Pastoralinstitut, ein chirurgisches, ein Accouchir- und ein Krankenhospital, ein botanischer und ökonomischer Garten, ein anatomisches Theater, ein Krankenhaus und klinisches Institut, ein chemisches Laboratorium, ein physikalischer Instrumentenapparat, ein Observatorium, ferner ein philologisches Seminarium u. s. w. Sonst war die Mittelzahl der Studirenden 800, die sich aber unter der Westphälischen Regierung sehr vermindert hatte. — Göttingen hat auch bedeutende Tuch- und Strumpfmanufakturen und Leinwebereien; ferner sind die Mettwürste ein bedeutender Ausfuhrartikel.

Gottlos heißt, der Etymologie nach, ein Mensch, welcher sich von Gott losſagt. Von dem indeß, welcher sich theoretisch von Gott losſagt, welcher nicht an Gott glaubt, pflegt man das Wort nicht leicht zu brauchen, sondern vielmehr von dem, welcher sich praktisch von Gott losſagt, von dem Lasterhaften, in wie fern er keine Sanction der Pflichten durch Gott anerkennt, über die göttlichen Gesetze sich frech hinwegsetzt, und ohne Scheu vor Gott selbst die gröbsten Verbrechen und Schandthaten begeht. N.

Gottorp s. Holstein.

Gottsched (Johann Christoph), war den 2. Febr. 1700 zu Judtenkirch bei Königsberg in Preußen geboren, empfing von seinem Vater, welcher Prediger daselbst war, den ersten Unterricht in Sprache und Wissenschaften, und bezog schon 1714 die Universität Königsberg. Seine Neigung zog ihn bald von der Theologie, für welche ihn sein Vater bestimmt hatte, zu dem Studium der Philosophie, der schönen Wissenschaften und Sprachen. Er ließ bereits hier einige akademische Abhandlungen philosophischen Inhalts und Gedichte drucken, ward 1723 Magister, und begab sich, um dem Militärzwang zu entgehen, im folgenden Jahre nach Leipzig, wo ihn der Königsberger Magistrat mit einem Stipendium unterstützte. Hier gewann er die Zuneigung des berühmten Polyhistors Johann Burkhard Menke, der ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Er fing an, Vorlesungen über die schönen Wissenschaften zu halten, und bekämpfte darin auf eine beifallswürdige Weise den damaligen verderbten Geschmack und Lohensteinischen Schwulst, wogegen er die Alten und deren vermeintliche Nachfolger, die Franzosen anwies. Im Jahr 1726 erwählte ihn die damalige Poetische Gesellschaft in Leipzig zu ihrem Senior. Schon im folgenden Jahre bildete er dieselbe in die noch bestehende Leipziger Deut-

sche Gesellschaft um, und brachte sie in einen blühenden Zustand. So wenig diese Gesellschaft auch gegenwärtig sich rühmen darf, auf die Deutsche Literatur einzuwirken, so bedeutend war doch unläugbar ihr damaliger Einfluß. Zwar hat sie, wie sie sich wohl einbildete, auch damals weder gute Dichter hervorgebracht noch den guten Geschmack wirklich gebildet; unstreitig aber verdanken wir es ihren Bemühungen und Untersuchungen, daß die Liebe für unsere vernachläßigte und herabgewürdigte Sprache, und die Begierde, sie rein und zierlich zu schreiben, wieder erwachte. In der Folge entsagte aber Gottsched dieser Gesellschaft, und stiftete eine neue, welche sich die Gesellschaft der freien Künste nannte. Im J. 1728 gab er den ersten Entwurf seiner nachher weiter ausgeführten Redekunst, und 1729 zum ersten Mal seine kritische Dichtkunst heraus. Beide Werke unterscheiden sich vortheilhaft von den herrschenden Lehrbüchern jener Zeit, in so fern sie nachdrücklich die Verunstaltung der Sprache durch den Gebrauch ausländischer Wörter rügen, und dem in der Poesie herrschend gewordenen Schwulst entgegenarbeiteten. In demselben Jahre besuchte er sein Vaterland, wo er seine nachherige Gattin kennen lernte. Im J. 1730 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie und Dichtkunst. Er gab jetzt seine Beiträge zur kritischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit heraus, und fing seine unersprießlichen Bemühungen für die vaterländische Bühne an. Im J. 1734 wurde er ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, gab als solcher seine Ersten Gründe der Weltweisheit heraus; ward hierauf Decemvir der Universität, der philosophischen Fakultät und des großen Fürstencollegiums Senior, wie auch mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied, und starb den 12. Dec. 1766, im 67sten Jahre seines Alters. In unserer Literatur steht er als ein warnendes Beispiel da, zu welcher Schmach auch ein Schriftsteller von löblichem Bestreben und manchem unläugbaren Verdienst durch Einseitigkeit und Pedantismus herabsinken kann. Durch diese Eigenschaften hat er es verschuldet, daß man gegenwärtig mit seinem Namen nur die Idee eines von Hochmuth aufgeblähten Lehrers des Ungeschmacks und der Afterweisheit verbindet, der für alle ästhetischen Sünden seines Zeitalters nicht genugsam geschmäht und gezüchtigt werden kann. Seine Freunde und Verehrer, die ihn nach seinem ersten Auftreten für den Wiederhersteller der Dichtkunst und den Verkündiger des guten Geschmacks ausgegeben hatten, wurden bald durch Rost, Pyra, Liscov, Bodmer und Andere zum Schweigen gebracht, deren zum Theil gewandten Witz und gründlichen Demonstrationen Gottsched mit so schwerfälligen Waffen begegnete, daß er einer völligen Niederlage nicht entgehen konnte. So ward noch bei seinen Lebzeiten sein Ansehn fast gänzlich vernichtet, wiewohl die selbstgefällige Ueberzeugung von seiner Trefflichkeit und Unfehlbarkeit den glücklichen Wahn in ihm nicht untergehen ließ, daß er der kritisch-poetisch-rhetorische Messias der Deutschen sey, und die Nachwelt noch dereinst ihn als solchen anerkennen werde. Was Gottsched Gutes gewirkt, ist eben so wenig zu verkennen, als seine Abgeschmacktheiten und Verkehrtheiten. Verdienstlich war sein Eifer für die Reinheit der Deutschen Sprache, deren Genius er wenigstens ahnete, wenn er auch nicht Talent genug besaß, selbst Muster darin zu werden; verdienstlich sind ferner seine Bemühungen um die Deutsche Grammatik und die Geschichte der Deutschen Literatur. Unbrauchbar und keiner Beachtung mehr werth sind seine kritische Dichtkunst und Rhetorik, doch würde er sich auch hier unter seinen Zeitgenossen noch mit Ehren haben behaupten können, hätte

er sich nicht einfallen lassen, in sich selbst ein Muster der Dichtkunst aufstellen, und sich zum Reformator der Deutschen Bühne machen zu wollen. Nicht zufrieden, die Haupt- und Staatsactionen durch regelmäßige Langweiligkeit zu ersetzen, wollte er auch die Oper und Operette als unnatürlich und widersinnig ausrotten, die Comedie aber dadurch veredeln und reinigen, daß er den Hanswurst, den ergötzlichen Liebling der Menge, von der Bühne vertrieb. Ja er war grausam genug, in Gemeinschaft mit der Schauspieldirektrice Neuber den ehrlichen Gesellen im Jahr 1737 öffentlich und feierlich zu begraben. Dabei war alles, was er selbst für die Bühne lieferte, über alle Maßen frostig, steif und langweilig. So unersprießliche und verkehrte Bemühungen lieferten ihn in die Hände seiner muthwilligen Gegner, deren Uebergewicht über ihn um so entschiedener ward, je mehr der unbeholfene pedantische Mann sich ereiferte und mit didaktorischem Tone sie niederschlagen wollte.

Gottsched (Luise Adelgunde Viktorie), Gattin des im vorigen Artikel geschilderten Professors, Tochter des Polnischen Leibarztes Kulmus, war den 11. April 1713 zu Danzig geboren, und verdankte ihrer Mutter die Ausbildung ihrer angebornen Talente. Von dieser empfing sie Unterricht in der Deutschen und Französischen Sprache. In der Folge ward sie auch mit dem Englischen bekannt, und bildete besonders durch die Lektüre des Englischen Zuschauers frühzeitig ihren Witz und Geschmack; eben so erwarb sie sich in der Geographie und Geschichte ausgebreitete Kenntnisse, und im Zeichnen und in der Tonkunst seltene Fertigkeiten. Sie las mit gleichem Eifer die besten Werke der Dichtkunst und Beredsamkeit und die ernsthaftesten philosophischen Schriften. Mit Gottsched, den sie im Jahr 1729 persönlich kennen lernte, unterhielt sie seitdem einen ununterbrochenen Briefwechsel, und verband sich mit ihm im Jahr 1735. Sie lernte jetzt auch noch Lateinisch und Griechisch, half ihrem Manne vielfältig bei seinen gelehrten Arbeiten und trat selbst als Schriftstellerin, besonders als Uebersetzerin, auf, ohne darum die geringste ihrer häuslichen Pflichten zu vernachlässigen. Ihre rastlose Thätigkeit aber zerstörte nach und nach ihre Gesundheit, und sie starb zu Leipzig den 26. Juni 1762, im 49sten Jahr ihres Alters. Mad. Gottsched war eine Frau von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Mit seltenen Kenntnissen und einem männlichen Ernst verband sie alle weiblichen Tugenden, Sanftmuth, Bescheidenheit und das regste Gefühl für Liebe und Freundschaft. Als Schriftstellerin erwarb sie sich mit Recht die Achtung ihrer Zeitgenossen. Die Deutsche Sprache behandelte sie geschickter als ihr Mann, den sie an Witz und Verstand bei weitem übertraf. Zwar sind ihre Gedichte von sehr geringem Werth, und ihre Uebersetzungen fremder Dichterwerke eben so wenig noch lesbar; dagegen aber gewähren ihre Briefe auch jetzt noch eine interessante Lektüre, und zeigen sie als zärtliche Tochter, tugendhafte Gattin, gute Hausfrau, treue Freundin und Vertraute der Musen allenthalben in dem vortheilhaftesten Lichte.

Götz (Johann Nikolas), einer der angenehmsten und gefälligsten Dichter des 18. Jahrhunderts, war den 9. Juli 1721 zu Worms geboren, und bezog 1739 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Hier führte ihn die gleiche Neigung mit Uz und Gleim zusammen, und besonders mit ersterm übte er sich in poetischen Arbeiten. Im J. 1742 ward er Hauslehrer und Hausprediger bei dem Freiherrn v. Kalkreuter, Obersten und Kommandanten von Emden, kehrte aber, nachdem er noch Holland besucht hatte, in sein Vaterland zurück, da das rauhe Klima Ostfrieslands ihm nicht zusagte. Zwei Jahre darauf berief ihn

die verwittwete Gräfin von Strahlenheim zum Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, und zugleich zum Hofmeister ihrer Enkel. Diese waren Officiere bei dem Regimente ihres Oheims, des Französischen Feldmarschalls, Grafen von Sparre; er befand sich mit ihnen abwechselnd in Sarlouis, Metz und Strasburg, begleitete sie 1746 auf die Ritterakademie zu Lüneville, und ward 1747 Feldprediger bei dem Regiment Royal-Allemand, welches bald zu Toul, bald zu Nancy stand, und dem er nach Flandern und Brabant, und von da wieder zurück nach dem Elsaß und nach Lothringen folgte. Hierauf ward er Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückischen, wo er sich mit einer jungen Wittwe verheirathete, 1754 Oberpfarrer und Inspector in Meisenheim, 1761 Pfarrer und Consistorialassessor in Winterburg, und endlich 1766 Baden-Durlachischer Superintendent der evangelisch-lutherischen Kirchen und Schulen der Aemter Winterburg und Sprendlingen, als welcher er den 4. November 1781 im 61sten Lebensjahre starb. Am vortheilhaftesten zeigt sich Götz in dem scherzhaften und empfindungsvollen Liede, das sinnliche Freuden und Leiden schildert; auch verdient er Beifall in der Ode, Elegie und Idylle, in der poetischen Erzählung und selbst in dem Sinngedicht. Bis auf wenige Ausnahmen empfehlen sich alle durch Feinheit, Leichtigkeit, Zierlichkeit und sanftes Gefühl. Er wetteifert darin mit einem Chaulieu, Dorat und ähnlichen Franzosen, übertrifft diese aber bei weitem an Sinnlichkeit und Gemüthlichkeit. Dem ausdrücklichen Willen des Dichters gemäß ward sein sämmtlicher poetischer Nachlaß Ramlern übergeben, der ihn unter dem Titel: „Vermischte Gedichte von J. N. Götz," in 3 Bänden herausgab, sich aber wahrscheinlich manche Aenderungen erlaubte, die wohl nicht alle eines gleichen Dankes werth sind.

Götze ist jeder Gegenstand göttlicher Verehrung von dem Standpunkte dessen aus betrachtet, der diesen Gegenstand einer solchen Verehrung für unwürdig hält. So nennen wir, die wir an einen Gott glauben, alle, welche nicht diesen einen Gott, sondern entweder irgend eine Creatur oder ein Geschöpf der Phantasie anbeten, Götzendiener, und drücken dadurch zugleich die gewöhnliche Meinung aus, welche wir von dem Gegenstande ihrer Anbetung haben. Selbst nicht göttliche, oder nicht für göttlich gehaltene Dinge nennen wir Götzen, wenn sie das höchste Ziel aller Wünsche und Bestrebungen eines Menschen werden, der ihnen alles aufopfert, was vernünftige Menschen für schätzenswerth und gut in sich halten; Gold, Ruhm, Wollust sind solche Götzen. Im engern Sinne bezeichnet man durch Götzen die Bilder der Götter, welche in den Tempeln aufgestellt, und denen Ehrenbezeigungen erwiesen wurden. Daher kann man die Statüen der heidnischen Gottheiten, welche in den Sammlungen von Alterthümern und Kunstwerken aufbewahrt werden, Götzen nennen, in Rücksicht auf das, was sie in den Tempeln der Heiden waren. Der Mensch muß schon eine hohe Stufe geistiger Bildung erhalten haben, wenn er aufhören soll, sich seinen Gott durch ein Bild sichtbar zu machen. Schon das eine Verbot: du sollst dir kein Bild noch Gleichniß von Gott machen, spricht daher für eine sehr hohe Ausbildung dessen, der es zuerst unternahm, einen Gottesdienst ohne Gottesbild bei einem ganzen Volk einzuführen; es war bekanntlich Moses; und die Geschichte der häufigen Rückfälle seines Volks in die verbotene Bilderanbetung ist ein Beweis, wie schwer es halten müsse, den Menschen bei einer bloß geistigen Gottesverehrung fest zu halten. Wie in der Gottesverehrung überhaupt, so ganz besonders in den Bildern der Götter, oder in den Götzen hat sich die Be-

schäftigung, der Charakter, die Cultur der verschiedenen Völker auf das Deutlichste ausgedrückt. Von dem rohen, nur wenig behauenen Klotz und Stein, z. B. der Cybele bis zum Jupiter Olympius und der Minerva des Phidias (beide waren kolossale Statüen von Elfenbein mit Gold ausgelegt), welch eine wunderbare Reihe von Bildern des Göttlichen. Die abscheulichsten, obscönsten Mißgestalten, die ungeheuersten Zusammensetzungen von Thieren, und selbst von Thier und Mensch behaupteten eben so gut ihre Plätze auf den Altären und in Heiligthümern, als die unübertroffensten Ideale der Phantasie und der Kunst. Leicht zu begreifen ist es, wie gebildete Völker ihre Götter nicht würdiger im Bilde darstellen zu können glaubten, als durch kolossale und idealisch schöne Nachahmung der Menschengestalt; desto schwerer aber fällt es, eine genugthuende Erklärung davon zu geben, wie es selbst bei der unvollkommensten Vorstellung von dem Göttlichen möglich gewesen ist, einen würdigen Ausdruck desselben in Carricaturen, und noch mehr in den Indischen scheußlichen Schreckgestalten zu finden, die man zum Theil nicht ohne Schauder erblicken kann. N.

Gouda (Ter Gouw) eine Stadt in Südholland mit 4000 Häusern und 13,500 Einwohnern, am Rheinkanale Gouwe gelegen, ist ihrer Schleußen wegen berühmt, wodurch die umliegende Gegend in wenig Stunden unter Wasser gesetzt werden kann. Auch für den Handel sind diese Schleußen sehr wichtig, und gewähren der Stadt beträchtlichen Vortheil.

Gourmand, ein Schmecker, Leckermaul, ein feiner Epicuräer, welcher den höchsten irdischen Genuß in den Tafelfreuden sucht: in seiner Art ein wahrer Weltweiser, zumal, wenn er es dahin gebracht hat, daß er die Delicen der Zunge mit den Seelengenüssen in schöne Wechselwirkung zu setzen versteht. Ein echter Gourmand hat nur eine Tendenz, d. h. die Zunge möglichst zu ergötzen, ohne dem Magen und andern Gliedern wehe zu thun. Wenig und gut ist ihm daher lieber, als ein trivialer Ueberfluß, und er verlangt heitere Umgebung zu seinen Tafelfreuden, weil ihm nichts mehr am Herzen liegt, als die feinen Nerven, womit sich die Wonne der Seele und der Kitzel des Gaumens wechselseitig verketten, in bester Spannung zu erhalten, damit die beseligenden Empfindungen in den gehörigen Schwingungen hin und herzittern können. Daher gehören der Witz des Deserts und die Feinheit der Desertweine zu einander, darum muß die Tischnachbarschaft raffinirt eingerichtet werden u. s. w., wie über dies alles der berühmte Almanac des Gourmands in seinen 8 Jahrgängen eine eben so witzige als anmuthige Anweisung gibt. A.

Gouvion St. Cyr, französischer Reichsmarschall, Staatsrath, vormaliger Botschafter zu Madrid, Generaloberster der Kuirassiere, Großofficier der Ehrenlegion u. s. w., hatte sich schon in den Italienischen Feldzügen von 1793 und 1794 ausgezeichnet. Als ein Aufstand der Armee 1798 Massena nöthigte, Rom zu verlassen, übernahm Gouvion das Kommando und stellte durch zweckmäßige Maßregeln die Ordnung wieder her. Seine einfache Lebensart in dem Kommando war bemerkenswerth. Das Direktorium setzte ihn zwar 1799 ab, doch kam er durch den ersten Consul sogleich wieder in Thätigkeit. Gegen Ende des J. 1801 wurde er in den Staatsrath für das Kriegsdepartement berufen, erhielt im Mai 1803 von neuem das Kommando der Französischen Armee in Italien, und stand bis zum September 1805 in den Neapolitanischen Staaten, zu welcher Zeit Frankreich den Neutralitätsvertrag mit Neapel abschloß. Zu Ende des Jahrs 1805 kommandirte er unter

Massena, trug zur Niederlage der Generale Jellachich und Rohan bei, und wurde zu Anfang des Jahrs 1806 in das südliche Italien zur Einnahme des Königreichs Neapel beordert. Darauf ward er Oberbefehlshaber des Lagers von Boulogne, kommandirte sodann eine Division in Spanien, befand sich 1812 bei der Armee in Rußland, wo er dem Fürsten Wittgenstein gegenüberstand, war nachher bei den Ueberresten des Heeres unter dem Vicekönig von Italien, und befehligte in dem letzten Napoleonschen Feldzug von 1813 das 14te französische Armeekorps, mit welchem er nach dem Waffenstillstand im Lager bei Königstein stand, und zu verschiedenen Zügen gegen Böhmen gebraucht ward. Als am 6. Oct. Napoleon seine Hauptarmee in die Gegend von Leipzig führte, blieb St. Cyr als Gouverneur in Dresden, welches er den 12. Nov. an den österreichischen General Grafen Klenau durch Capitulation übergab. Da der letztere aber ohne Ratihabition der alliirten Mächte gehandelt hatte, so ward St. Cyr, weil die Capitulation nicht genehmigt wurde, freigestellt, ob er wieder in die Festung zurück, oder als Gefangener nach Böhmen gehen wolle. Er wählte das Letztere. Nach dem Frieden ging er wieder nach Frankreich zurück. Im Anfange des J. 1816 erhielt er die Gouverneursstelle der 5ten Militär-Division in Strasburg.

Göze (Johann Melchior), ein durch seine Streitsucht den meisten seiner Zeitgenossen verhaßt gewordener Theologe. Er ward 1717 geboren, ward Prediger zu Magdeburg, und 1755 Pastor in Hamburg, welche Stelle er bis an seinen Tod 1786 bekleidete. Er wachte unermüdet über die Reinheit des protestantischen Lehrbegriffs nach dem strengsten Sinne der symbolischen Bücher, und witterte überall Ketzereien und gefährliche Anschläge gegen das Heil der Kirche. Lessing, Basedow und selbst Göthe (wegen Werthers Leiden) mußten, nebst vielen Andern, die er für gefährliche Neologen ansah, eine Lanze mit ihm brechen, und sahen sich nicht selten in Gefahr, von dem gewaltigen Geschrei des leidenschaftlichen Mannes überwältigt zu werden. Es fehlte ihm übrigens nicht an gelehrten Kenntnissen, und seine historischen und kritischen Schriften verdienen alle Achtung. Er wollte aber durchaus als Polemiker glänzen, und verlor darüber den wahren Standpunkt aus den Augen, welcher ihm unfehlbar den Beifall seiner Zeitgenossen und die Achtung der Nachwelt verschafft haben würde.

Göze (Johann August Ephraim), der jüngere Bruder des vorigen, war 1731 geboren und starb 1793 als Hofdiaconus der Stiftskirche zu Quedlinburg. In seinen frühern Jahren hatte er die Theologie zu seinem Hauptstudium gemacht, ohne jedoch so heftiger Polemiker zu seyn, wie sein Bruder. In den verschiedenen Streitigkeiten, welche dieser mit den angesehensten Theologen seiner Zeit führte, ergriff er keine Partei, sondern forschte selbst der Wahrheit nach, und warnte seinen Bruder vor den Ausbrüchen einer unmäßigen Hitze. Bald darauf wurde er durch einige zufällige Versuche mit dem Mikroscop veranlaßt, sich mit allem Eifer den naturhistorischen Wissenschaften zu ergeben, und es glückte ihm, darin solche Fortschritte zu machen, daß er bald zu dem Ruhme gelangte, unter die vorzüglichsten Naturhistoriker Deutschlands gezählt zu werden. Wenn man erwägt, daß er schon über das vierzigste Jahr hinaus war, als er dies Studium anfing, so muß man die ungemeine Thätigkeit und den anhaltenden Fleiß bewundern, wodurch es ihm möglich wurde, diese Wissenschaft nicht nur gründlich zu erlernen, sondern auch darin als geschätzter Schriftsteller aufzutreten. Aber er war ein Mann von seltener Thätigkeit; beson-

ders bemerkte man an ihm außer einer glücklichen Beurtheilungskraft und einem äußerst treuen Gedächtniß, eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes, bei welcher es ihm unmöglich ward, sich von einer einmal aufgefaßten Idee zu trennen, oder einen angefangenen Plan unvollendet zu lassen. Außer einigen gelehrten Werken, die seinen Ruhm bei der Nachwelt sichern, hat er in einer Reihe von Volksschriften, die unter dem Namen des nützlichen Allerlei's, Cornelius, Natur, Menschenleben und Vorsehung bekannt genug sind, unstreitig das meiste dazu beigetragen, daß der Glaube an übernatürliche Ereignisse in der Schöpfung, und verjährte Vorurtheile im Reiche der Natur immer mehr verschwanden.

Gozzi (Graf Carlo) war ein Bruder des ebenfalls als Schriftsteller berühmten Gasparo Gozzi, und arbeitete in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit glücklichem Erfolg für die komische Bühne seines Vaterlandes. Durch Schillers nach der seinigen bearbeiteten Turandot ist er auch unserm Publikum näher gerückt worden. Eine sehr interessante Bekanntschaft mit ihm kann man durch die von ihm herausgegebenen Memorie inutili della Vita di Carlo Gozzi, scritte da lui medesimo, e pubblicate per umiltà machen, welche, da sie durch die Originalität seines Charakters und seiner Darstellung gleich anziehend sind, auch in einer abgekürzten Uebersetzung bei uns ihr Glück machen würden. Er begann seine Laufbahn in Dalmatien unter den venezianischen Truppen, und brachte sein ganzes übriges Leben in Venedig zu, ohne Amt und unverheirathet, bloß seinen Prozessen und seinen angenehmen Studien lebend. Seine Stirn in Falten, sein langsamer Gang, sein Stillschweigen und Stillesuchen brachte ihn bei Vielen in den Verdacht, er sey ein zurückstoßender, nicht umgänglicher, vielleicht auch schlimmer Mensch. Viele, die ihn sahen, mochten denken, er überlege eben den Mord eines Feindes, während er sein Mährchen vom goldgrünen Vogel zusammenphantasirte. Ohne reich zu seyn, verschenkte er doch seine zahlreichen Schriften an Theater und Buchhändler, weil er sich dadurch unabhängiger glaubte. Alle seine Schriften sind mit freiem Geiste geschrieben, und greifen immer die Vorurtheile und Laster mit Satyre an. Das Menschenleben kam ihm immer wie eine recht gesalzene Komedie vor, über die er nur lachen konnte, und das sieht man denn auch seinen Komödien an. Wir besitzen von Gozzi 10 Fiabe oder Mährchen und 6 Tragikomödien, von denen aber die letztern nach Spanischen Mustern gearbeitet sind. Auch hat er mehrere satyrische und lyrische Gedichte, und einige sehr ergötzliche Novellen geschrieben. Seine sämmtlichen Werke sind unter anderm bei Zatta in Venedig in 8 Oktavbänden erschienen. A. W. Schlegel charakterisirt ihn als Dichter also: Goldoni war fast im ausschließlichen Besitz der komischen Bühne Italiens, und suchte die Masken, denen er als abgeschmackten und unwürdigen Possenreißern (wofür er sie fälschlich hielt) abgeneigt war, wo nicht ganz zu verbannen, doch zu beschränken und zu unterdrücken, als Gozzi sich aus Wohlwollen gegen die Truppe Sacchi in Venedig, welche zu diesem Behuf treffliche Talente besaß, der Maskenkomödie annahm, und im J. 1761 mit dem ersten seiner Stücke auftrat. Es sind dramatisirte Feenmährchen, in denen er aber neben dem wunderbaren versifizirten und ernsthaften Theile die sämmtlichen Masken anbrachte, und ihnen die freieste Entwickelung ließ. Es sind Stücke auf den Effekt, wenn es je dergleichen gegeben hat, von kecker Anlage, noch mehr phantastisch als romantisch, wiewohl er zuerst unter den Italienischen Lustspieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die

Ausführung ist keineswegs sorgfältig und künstlerisch ausgebildet, sondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er ist bei aller grillenhaften Kühnheit sehr volksmäßig, und folgt dem Geschmack seiner Landsleute in robusten Situationen. Weniger zu loben sind seine Nachahmungen Spanischer Schauspiele, besonders von Calderon. Die ätherische, in Morgenroth getauchte Poesie des Spaniers wird von ihm durchgängig vergröbert und greller gefärbt; das Gewicht seiner Masken zieht das luftige Gewebe zum Boden herunter. Dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmährchen hingegen diente die eben so stark aufgetragene Wunderlichkeit der Maskenrollen vortrefflich zum Gegensatz. Die Willkür der Darstellung ging in dem ernsthaften Theile, wie im beigesellten Scherz gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus. Gozzi hatte hierin fast zufällig einen Fund gethan, dessen tiefere Bedeutung er vielleicht selbst nicht einsah; die prosaischen, meistens aus dem Stegreif spielenden Masken bilden einen trefflichen Gegensatz des poetischen Theils, und sind gleichsam ein in die Darstellung selbst hineingelegtes mehr oder weniger leise angedeutetes Eingeständniß der übertreibenden Einseitigkeit desselben in dem Antheil der Phantasie und Empfindung, wodurch das Gleichgewicht wieder hergestellt wird.

Grabmahl s. Denkmahl.

Gracchen (Unruhen der). In einem Zeitraume von 620 Jahren hatte sich Rom, nachdem es die Oberherrschaft von Italien mehrere Jahrhunderte hindurch mühsam erkämpft, schnell nach Carthagos Besiegung zur Schiedsrichterin der Welt erhoben. Die Gleichheit der Stände, des Erbadels (der Patricier) und des Bürgerstandes (der Plebeier) war nach langwierigen Zwistigkeiten endlich in allen wichtigen Punkten gesetzlich geworden, und so heftig im Laufe derselben sich auch oft Senat und Volk widerstrebt hatten, so nahe oft die Republik ihrer Auflösung geschienen hatte, war doch kein Bürgerblut vergossen, kein Auswärtiger in den Streit gezogen worden. Aber die Zeit sollte sich jetzt nahen, wo die Zwistigkeiten der Stände in bürgerliche Unruhen, diese in die blutigsten Bürgerkriege übergiengen, welche den mit Blut überschwemmten Römischen Weltstaat zur Ruhe (endlich zur Auflösung) unter dem Despotismus eines Einzigen führten. Es waren die beiden Brüder Tiberius und Caius Gracchus, welche durch ihre Gesetzvorschläge diese Catastrophe herbeiführten, nicht mit Absicht; aber was sie zur Reorganisation der Republik und zur Befestigung einer dauernden Unabhängigkeit und Glückseligkeit des Römischen Volks unternahmen, wurde in dem verderbten, ihren Verbesserungsplänen widerstrebenden Geiste des Zeitalters, Anlaß der unglücklichen Ereignisse, die darauf erfolgten. Tiberius Sempronius Gracchus, etwa 9 Jahr älter als sein Bruder, war ein Mann von großen Talenten und schätzbaren Eigenschaften. Er sowohl als sein Bruder erhielten von ihrer vortrefflichen Mutter — frühe verloren sie ihren Vater — Cornelia, Tochter des großen ältern Scipio, der Hannibal besiegte, eine ausgezeichnete Erziehung; in spätern Jahren hatte griechische Philosophie ihren Geist gebildet und veredelt. Ihre Familie gehörte zu den edelsten und vornehmsten Roms. Tiberius hatte sich schon früher als Krieger ausgezeichnet; unter Anführung seines Schwagers, des jüngern Scipio, war er bei der Belagerung Carthago's, und der Erste auf der Mauern der brennenden Stadt. Schon als Jüngling ward er in das Collegium der Augurn aufgenommen, eine Würde, die gewöhnlich nur verdiente Staatsmänner belohnte. Er ward hierauf Quästor (General-Intendant der Armee) des Consuls Mancinus, der damals das kleine

aber tapfere und freiheitliebende Volk der Numantiner in Spanien bekriegte. Die Numantiner, auf das ungerechteste von den Römern angegriffen, waren so glücklich, das ganze Römische Heer in eine Lage zu bringen, wo es nur zwischen Tod und Sklaverei wählen konnte; und schon öfters von den Römern getäuscht, schien jetzt kein Mittelweg getroffen werden zu können. Da rettete des jungen Gracchus hohes Ansehen, in dem er selbst bei diesen Feinden Roms stand, durch einen Vertrag, der, ohne weiter schimpflich zu seyn, den Numantinern nur ihre Unabhängigkeit zusicherte, viele Bürger; ja sie gaben dem Quästor seine mit der Bagage verlornen Rechnungen und Papiere mit rührenden Achtungsbezeugungen zurück. Aber der Römische Senat cassirte diesen Vertrag und beschloß, um diese treulose Verletzung des Völkerrechts einigermaßen zu rechtfertigen, alle diejenigen, welche ihn geschlossen hatten, den Numantinern auszuliefern; auch ward der jüngere Scipio mit einem neuen Heere abgeschickt, um Numantia wieder anzugreifen. Zwar rettete die große Popularität, deren Gracchus schon damals genoß, ihn von einer so schmählichen Behandlung, und am Ende ward nur Mancinus, den aber die Numantiner ungekränkt entließen, ausgeliefert; aber dieser Vorfall mußte wohl seinem politischen Leben eine bestimmte Richtung geben, nämlich als Gegner des Senats für das Volk zu handeln. Sofort bewarb er sich auch um die Würde eines Volksvorstehers (Tribunus Plebis), die seine Person, während er dieselbe bekleidete, unverletzlich machte, und ihn in den Stand setzte, seine großen Entwürfe zum Besten des Volks auf gesetzlichem Wege auszuführen; auch säumte er nicht, sobald er zu dieser Stelle (mit großem Beifall des Volks) erwählt war, dieselben auszuführen. Das tiefe Elend des größern Theils des souverainen Römischen Volks, das er besonders bei seiner letzten Reise von der Provinz nach der Hauptstadt bemerkt hatte, führte ihn auf den Gedanken, die Anzahl der Grundeigenthümer in Italien zu vermehren, wodurch auf einmal der Armuth des großen Haufens, so wie den meisten Uebeln, an denen die Republik krankte, abgeholfen seyn würde. Da die Römer eigentliche Neuerungen nicht liebten, suchte er dies durch die Erneuerung eines alten, schon vor 232 Jahren gegebenen, aber lange vergessenen Gesetzes zu bewirken. Damals hatte nämlich ein Volkstribun, Licinius Stolo, nach heftigen Streitigkeiten, das Gesetz durchgetrieben: „daß niemand über 500 Aecker (Jugera zu 28,000 Quadrat-Fuß) von dem Gemeinlande (der Staatsdomaine, Ager Publicus) besitzen sollte; das Uebrige sollte unter die Plebejer gleichmäßig vertheilt werden.“ Dieses Gesetz also, was nun nach Gracchus das Sempronische, oder vorzugsweise das Ackergesetz genannt wurde, erneuerte er, fügte aber mehrere mildernde Bestimmungen hinzu. Um aber den Sinn dieses Gesetzes, so wie den Unterschied, der bei der Ausführung desselben zu Licinius Zeiten und bei der jetzigen Erneurung desselben Statt fand, klar einzusehen, muß man folgendes wissen: Nach den Begriffen der altitalischen Völker ging alles Grundeigenthum vom Staat aus, also auch mit demselben verloren. Nach dieser Ansicht pflegten also auch die Römer, wenn sie ein benachbartes Volk besiegt hatten, diesem einen ansehnlichen Theil seiner Grundstücke abzunehmen, und sahen es noch für eine Gnade an, wenn sie den Besiegten das Uebrige zinspflichtig überließen; und so hatten sich die Römer schon zu Licinius Zeiten (im J. R. 388) sehr große Landstrecken zugeeignet. Von diesem Lande nun wurde ein Theil, und zwar sollte der beste dazu ausersehen werden, in kleinern Landlosen völliges und reines Eigenthum der Plebejer. Der andere Theil, der

zwar größer, aber gewöhnlich aus den durch den Krieg verödeten Landstrichen bestand, ward, wiewohl unter der Oberlehnsherrschaft der Republik, und unter dem Namen von Gemeinland, Eigenthum des herrschenden Standes, damals der Patricier. Diese benutzten das Weideland gemeinschaftlich (für das Vieh ward ein Grasgeld bezahlt), das Ackerland aber ward von Einzelnen dieses Standes nach gewissen Formen occupirt (wie man es nannte), und nun als Eigenthum derselben betrachtet; es konnte verkauft, vererbt, verschenkt u. s. w. werden; nur mußten die Besitzer den zehnten Scheffel, und von Baumpflanzungen und Weinbergen ein Fünftel des Ertrags abgeben, welche Quote alle 5 Jahr von den Censoren an die Meistbietenden (die Finanzpächter, Publicani) zum Vortheil der Republik verpachtet wurde. Dabei aber behielt sich der Staat immer vor, alle diese Ländereien nach Gutdünken einzuziehen und damit auf anderweitige Weise zu verfahren. Zu Licinius Zeiten war es nun viel leichter, diesen Besitz zu beschränken. Sein Gesetz ging mit dahin, vornehmern Plebejern Antheil an dem Rechte zu verschaffen, das Gemeinland zu benutzen; alle Plebejer, Vornehme und Geringe, Arme und Reiche, unterstützten ihn; Roms Eroberungen waren damals noch nicht so groß, daß viele Patricier hätten mehr Land besitzen sollen, als dies Gesetz vorschrieb. Was aber im 4ten Jahrhundert Roms möglich und unschwer auszuführen gewesen war, das mußte im 7ten, unter ganz veränderten Umständen, zu Gracchus Zeiten fast unübersteigliche Hindernisse finden. Im Laufe dieser Zeit hatten sich nämlich einzelne Plebejische Familien, indem fast ausschließlich aus ihnen die großen Magistrate besetzt wurden, so emporgeschwungen, daß sie eigentlich, und nicht mehr die Patricier, der herrschende Stand in Rom waren; ihr Mittelpunkt war der Senat, die eigentliche Regierung der Republik. Ferner war in diesem Zeitraume die ganze Italische Halbinsel unterjocht worden, und wenigstens ein Drittel derselben war Gemeinland, und befand sich in den Händen dieser regierenden Plebejischen Familien, die sich selbst Edle (Nobiles) nannten. Gracchus also konnte sich nicht wie Licinius an die Spitze des gesammten Plebejischen Standes stellen, sondern nur des größern, aber ärmern Theils desselben. Das Volk im Ganzen war weit ärmer und besitzloser zu seiner, als zu Licinius Zeiten, denn im Laufe der langen und verheerenden Kriege hatten sich die meisten ärmern Plebejer genöthigt gesehen, ihr Eigenthum, jene eigentlichen Plebejischen Allodialhufen, zu veräußern, welche denn die großen Grundbesitzer (der Domaine) zu dem Ihrigen geschlagen hatten. Auch war es früher, durch das Herkommen so wie durch das Bedürfniß politischen Ansehens, geheiligte Sitte gewesen, daß die Besitzer des Gemeinlandes (anfänglich die Patricier, später, wie gesagt, die Plebejischen Nobiles) kleinere Theile ihrer Ländereien an ärmere Bürger gegen Frohndienste und andere Verpflichtungen überließen; allein zu den Zeiten des Gracchus fanden es die großen Grundbesitzer zuträglicher, ihre Aecker theils in Weide zu verwandeln, theils durch Sklaven bebauen zu lassen; und so verloren jene armen Clienten nach und nach ihre kleinen Besitzungen. Das Gesetz des Licinius war nach einigen Jahrzehenden in Vergessenheit gekommen, und obwohl der Staat von seinem unstreitigen Rechte, das Gemeinland einzuziehen, einige Mal im Kleinen Gebrauch gemacht hatte, fiel es doch wohl Niemanden im Zeitalter des Gracchus ein, zu glauben, daß je ein solcher Versuch im Großen gemacht werden könne. Der Landbesitz von 500 Jugern (etwa 490 Magdeburger Morgen), der zu Licinius armen und harten Zeiten das Maximum

gewesen war, das höchstens einige Wenige besaßen, war für die vornehmen Plebejischen Familien in Gracchus schon luxuriösem Zeitalter etwas Geringes; daß sie ihres größtentheils wohlerworbenen Besitzes plötzlich verlustig gehen von Reichthum und Ansehen zu einer bloßen Mittelmäßigkeit herabsinken sollten, darin lag allerdings etwas sehr hartes. Zwar milderte Tiberius durch einige Modifikationen die Härte des Licinischen Gesetzes; für die aufgeführten Gebäude und andere Verbesserungen sollten die Besitzer entschädigt werden; jeder nicht emancipirte (aus der väterlichen Gewalt entlassene) Sohn sollte die Hälfte (150 Jugern) besitzen dürfen (der emancipirte konnte als Bürger und Hausvater das Ganze besitzen); aber diese Milderungen mußten dennoch sehr unzulänglich scheinen, und der heftigste Widerstand der herrschenden Partei (der Nobiles oder Optimaten) konnte erwartet werden. Aber nicht diese allein, auch die besiegten Italischen Völker, die seit ihrer Unterwerfung unter dem Namen „Bundesgenossen des Römischen Volks" durch Geldbeisteuern und Truppencontingente eigentlich die Römische Macht so gehoben hatten, wurden durch dieses Gesetz gekränkt; auch sie hatten unter verschiedenem Namen und Titel manche Strecken des Römischen Gemeinlandes an sich gebracht. Gracchus sahe wohl ein, daß wenn seine Gegner diese Völker in ihr Interesse zögen, dadurch ein sehr großes Gewicht in die Wagschaale gelegt würde, und es ist wahrscheinlich, daß er mehreren unter ihnen, besonders den Latinen, zur Entschädigung das Römische Bürgerrecht (wodurch sie also an den Wohlthaten seines Gesetzes Theil nehmen konnten), allen aber mehr Schutz gegen den Uebermuth und die Erpressungen einzelner Römischer Magistratspersonen (besonders bei Reisen und Durchmärschen) versprach. Es mußte aber jedem, der den damaligen Zustand der Republik kannte, höchst gefährlich scheinen, diesen Völkern im Ganzen die Aussicht zu zeigen, das Römische Bürgerrecht zu erlangen, und sie überhaupt auf irgend eine Weise in die innern Angelegenheiten des Staats einzuflechten. Die Protestation (das Veto) eines einzigen Volkstribuns (das ganze Collegium bestand aus 10) konnte nach der Verfassung die Schritte jedes andern, so wie des ganzen Collegiums, unwirksam machen. Der Senat gewann einen derselben, Marcus Octavius, einen jungen, reichen und kühnen Mann; und als Tiber, nachdem er, dem Herkommen gemäß, sein Gesetz 19 Tage hindurch öffentlich ausgestellt hatte, es der versammelten Bürgerschaft zum Abstimmen vorlegen wollte, legte dieser dagegen sein Veto ein, wodurch das ganze Unternehmen auf einmal gescheitert schien. Tiber machte zwar jetzt von seiner ganzen Machtfülle Gebrauch, versiegelte die Schatzkammer, und verbot allen Magistraten ihre Funktionen, aber er sah, daß er dadurch nicht viel weiter kam. Unzugänglich gegen Cabalen und Dolche, die man in Bewegung setzte, wagte er jetzt einen neuen und bisher in der Römischen Geschichte unerhörten Schritt. In der nächsten Volksversammlung trug er auf die Absetzung des Octavius als eines ungetreuen Volksvorstehers an. Von den 35 Tribus (Zünften, in die das Römische Volk getheilt war) hatten schon 17 für die Absetzung gestimmt; jetzt trat Tiber zu Octavius (er war sein Jugendfreund gewesen), und bat und beschwor ihn, das Veto zurückzunehmen. Dieser hieß ihn die Abstimmung fortsetzen, und kaum war durch die nächste Tribus die Majorität für die Absetzung entschieden, so warf sich der wüthende Pöbel — was Octavius unerschütterliche Seele wohl vorausgesehen hatte — auf ihn, da er mit seiner Würde zugleich seine Unverletzlichkeit verloren hatte; und nur durch die Bemühungen Ti-

bers, der alles anwandte, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen, durch die Treue eines Sklaven, der sich für ihn aufopferte, und die Anstrengungen der Aristokraten, rettete er sein Leben. Uebrigens war nun das größte Hinderniß des Gesetzes gehoben, und noch in derselben Volksversammlung ward es vom Volk angenommen, auch sogleich 3 Commissarien, die es in Vollzug setzen sollten, in der Person des Tibers selbst, seines jüngern Bruder Cajus, und seines Schwiegervaters Appius Claudius ernannt. Jetzt aber zeigten sich erst alle Schwierigkeiten, die der Ausführung des Gesetzes im Wege standen, in ihrem vollen Lichte; schon die unumgänglich nöthige Vorarbeit, die Untersuchung: „was Gemeinland und Privatacker sey," hatte deren in vollem Maße; die Klagen und Beschwerden aus allen Gegenden Italiens häuften sich, und Tiberius Popularität fing an zu sinken, wozu die Vorstellungen seiner Gegner, die sein Benehmen gegen seinen Collegen Octavius und seine Versprechungen an die Bundesgenossen — als Aufwiegelungen gegen das souveraine Volk — in das schwärzeste Licht stellten, nicht wenig beitrugen. Indessen kam der August des Jahres 620, wo die Tribunen für das folgende Jahr gewählt wurden, heran, und Gracchus, der indessen durch neue Vorschläge seine Popularität wieder zu heben versucht hatte, bewarb sich von neuem um diese Würde. Da im Gegentheil die Aristokraten alles aufboten, dies zu verhindern, stieg die Gährung in Rom auf das höchste. Ohne zu einer Wahl zu kommen, die Cabalen verhinderten es, ging ein Wahltag vorüber. Am folgenden besetzten zahlreiche Volkshaufen das Forum (den Markt); der Senat versammelte sich in dem nahe gelegenen Tempel der Treue (Fides). Vergebens versuchte Tiber zu dem tobenden Volkshaufen zu reden; um anzudeuten, sein Leben sey in Gefahr, zeigte er auf seinen Kopf. Einige Aufpasser, immer umgaben ihn seine Feinde damit, eilten sogleich in den Senat, dies zu berichten; sofort schrieen seine Feinde, er habe das Diadem gefodert. Grundlos, fast lächerlich war diese Anschuldigung; aber was glaubt die Leidenschaft, oder ergreift sie wenigstens nicht, wenn von dem verhaßten Feinde die Rede ist? Scipio Nasica, aus einer der vornehmsten Familien, gewesener Consul, großer Grundbesitzer, und daher leidenschaftlicher Aristokrat, erhob sich, von den Consuln fordernd: „daß sie Gewalt brauchen möchten;" und als diese mit weiser Mäßigung es ablehnten, rief er, zur Wuth erhitzt: „wer die Republik lieb hat, folge mir nach," und verließ mit seinen Anhängern in stürmischer Eile die Curie. Der ganze Haufen, mehrentheils Senatoren und gewesene Magistrate, bewaffnet sich mit Stöcken, Keulen und dergl., und thut einen Angriff auf das Volk, das mehr aus Achtung für die hohe Würde dieser Männer, als aus Furcht, ihnen weichend Platz macht; einige wenige setzten sich zur Wehre. So entsteht ein Handgemenge, wo Tiber selbst mit 300 seiner Anhänger erschlagen wird. Der Leichnam des unglücklichen Tribun ward durch die Straßen geschleift und in die Tiber gestürzt: einzelne seiner Freunde, die dem Verderben entgingen, wurden durch blutige Inquisitionen verfolgt. Aber mit diesem ersten Bürgerblute, das jetzt in den Straßen Roms geflossen war, konnte die einmal erregte Gährung unmöglich gestillt werden; sie ward vielmehr um so heftiger. Denn es bildete sich eine demokratische Faction, als Gegnerin des Senats, die sich ebenfalls mit schonungsloser Heftigkeit zu verfahren berechtigt hielt. Die kühnsten Wortführer derselben drängten sich zum Tribunat, mit Gracchus ehrwürdigem Namen ihre ehrgeizigen Entwürfe bedeckend. So erschütterte der Volkstribun Carbo 2 Jahre nach Tibers Tode durch neue Vor-

schläge die Ruhe des Staats. Scipio Nasica, vom allgemeinen Unwillen der Volkspartei bedroht, hätte unter dem Namen eines Gesandten, den ihm der Senat gab, sein Vaterland verlassen müssen, aber eine stärkere Stütze statt seiner erhielt jetzt der Senat an dem jüngern Scipio Africanus, der nach Numantia's Eroberung nach Rom zurückkehrte. Trotz seiner Verschwägerung mit der Familie des Gracchus erklärte er sich mit Heftigkeit gegen dessen Entwürfe, wohl nicht aus Eigennutz, er war kaum wohlhabend, und hätte bei der Ausführung des Ackergesetzes nichts verloren, aber entweder aus Familienstolz — als durch den alten Glanz seines Geschlechts berechtigt und erkohren, an der Spitze des Senats, an der Spitze der Aristokraten und der ganzen Republik zu stehen — oder für sich von der Unausführbarkeit und den schädlichen Folgen des Sempronischen Gesetzes überzeugt. Zwar widerstand er Carbo's Vorschlägen, und schon war die Rede davon, ihn zum Diktator zu ernennen (welche Stelle dem, der sie bekleidete, eine unumschränkte Macht gab), als er — eines Morgens todt in seinem Bette gefunden wurde. Es war dies höchst wahrscheinlich eine Maßregel der auf das Aeußerste gebrachten demokratischen Faction; wenn aber die Aristokraten die Schuld dieser That auf seine Gemahlin Sempronia, weil sie eine Schwester des ermordeten Gracchus war, zu werfen suchten, so muß diese Beschuldigung wohl als eine bloße Aeußerung des Parteihasses angesehen werden. Ein anderer Demagog, Fulvius Flaccus — Carbo trat späterhin wieder zu der aristokratischen Partei über — ward selbst Consul, und würde in diesem hohen Posten große Unruhen erregt haben, da er den Bundesgenossen große Versprechungen that, hätte ihm nicht der Senat ein Kommando in Gallien gegeben; auch zeigten sich die Folgen seiner Intriguen bald, die Bundesgenossen empörten sich, aber die Rebellion ward in der Geburt erstickt. Auch gab die fortdauernde, obwohl wenig wirksame Ausführung des Sempronischen Gesetzes, das durch Tiberius Tod keineswegs aufgehoben war, den Unruhen immer neue Nahrung. An die Stelle des ermordeten Tiber war ein gewisser Licinius Crassus, Schwiegervater des Cajus Gracchus, gewählt; und als dieser starb, bildeten die schon genannten, Carbo, Fulvius Flaccus und C. Gracchus, die zur Ausführung des Gesetzes bestimmte Commission. So hatten sich die Parteien mit abwechselndem Erfolge bekämpft, als der jüngere Gracchus 10 Jahre nach dem Tode seines Bruders (im J. Roms 630) die politische Bühne betrat, indem er sich um das Tribunat bewarb, und es mit den größten Erwartungen des Volks erhielt. Mit vielseitigern und glänzendern Talenten, als sein Bruder, verband er eine stürmische, den Zuhörer fortreißende, Beredsamkeit. Nach den Begriffen der Alten war es für ihn Ehren- und Gewissenssache, als Rächer seines Bruders aufzutreten, auch war er persönlich vom Senate, während er das geringere Amt der Quästur bekleidete — in welcher er sich übrigens auf das ehrenvollste auszeichnete — auf eine unwürdige Weise beleidigt und geneckt worden. Als Tribun erneuerte er zuvörderst das Gesetz seines Bruders, und schärfte es vielleicht noch, denn der von Tiber zugestandenen Modificationen geschieht keine Erwähnung; er rächte sein Andenken, indem er mehrere der heftigsten Gegner desselben aus der Stadt vertrieb. Zugleich trieb er das Gesetz durch, „daß den Dürftigen in Rom ein gewisses Quantum an Getreide monatlich vertheilt werden solle;" und durch ein anderes Gesetz erleichterte er den Dienst und sicherte den Soldaten außer dem Sold auch Kleidung. Zugleich ließ er mehrere Heerstraßen durch Italien ziehen; Werke, die mit Re-

mächer Ministerium unter Gracchus einsichtsvoller Aufsicht ausgeführt (der bei dieser Gelegenheit bewundernswürdige Talente und eine seltene Thätigkeit entwickelte), vielen Jahrhunderten getrotzt haben. Das Volk faßte einen gränzenlosen Enthusiasmus für seinen Liebling, seine Gegner waren geschreckt und betäubt, — so wurde es ihm leicht, die Erneuerung seiner Würde für das folgende Jahr zu erhalten. Ein Demagog muß durch immer neue Entwürfe und Vorschläge seine Partei in Spannung erhalten, Stillstand ist sein Verderben, das wußte Gracchus, und schritt daher auf seiner Bahn unaufhaltsam vorwärts; konnte er in den Senat selbst, das Centrum seiner Feinde, eine Anzahl seiner Anhänger bringen, so war seine persönliche Sicherheit, so wie die Ruhe des Staats auf lange Zeit befestigt. Zu diesem Ende that er einen wichtigen Schritt, indem er vorschlug, 300 Ritter in den Senat aufzunehmen; (die Ritter waren der ansehnlichste Theil der nicht edeln [Nobiles] unter den Plebejern, aus ihnen ward die Cavallerie der Legionen genommen, weil dieser Dienst der kostspieligste und zugleich angesehenste war); allein der Widerstand des Senats vereitelte diesen Entwurf. Daher gab Gracchus jetzt ein neues Gesetz und trieb es auch durch: „daß nämlich den Senatoren die Gerichte genommen, und dem Ritterstand übertragen werden sollten (die Senatoren waren nämlich damals im Besitz des Rechts, als Geschworne, die von dem Prätor, „dem Chef des Justizwesens" aufgerufen wurden, ihr Schuldig oder Unschuldig zu sprechen), und da die Senatoren sich gerade damals durch mehrere ungerechte Urtheilssprüche verhaßt gemacht hatten, wagten sie es nicht, diesem Gesetze zu widersprechen. So entstand ein neuer politischer Stand im Römischen Staate, der, zwischen Senat und Volk in der Mitte stehend, auf die folgende Geschichte den wichtigsten Einfluß gehabt hat. Der Senat griff jetzt zu einem neuen, aber sichern Mittel, Gracchus zu stürzen; ein von ihm gewonnener Tribun, Livius Drusus, wußte durch noch größere Versprechungen das Volk von Cajus abwendig zu machen, und sich und dem Senat noch größere Popularität zu verschaffen. Auch scheiterte Cajus an derselben Klippe, wie sein Bruder, nämlich durch seine Versprechungen an die Latinen und Italischen Bundsgenossen, welchen erstern Er, allen aber sein Freund Fluvius Flaccus das Römische Bürgerrecht versprach; was dem souverainen Volk in Rom höchst unangenehm, aber für Gracchus nothwendig war, wenn er nicht wollte, daß der Einfluß dieser Völker seinen Gegnern zu Gebote stehen sollte. Daher geschah es, daß Gracchus das dritte Tribunat nicht erhielt (obwohl das Geschrei allgemein war, daß die Stimmen verfälscht seyen), dagegen einer seiner heftigsten Feinde Opimius zum Consul erwählt ward. Ein Tumult, in welchem ein Lictor (Dienstknecht) des Consuls erschlagen ward, gab dem Senate Gelegenheit, die Consuln zu autorisiren, mit gewaffneter Hand zu verfahren. Der Antrag, den Opimius an das Volk thun wollte, ein Gesetz des Gracchus aufzuheben (es betraf nur eine von ihm decretirte Colonie, aber man betrachtete es als Vorspiel der Aufhebung aller von den Gracchen gegebenen Gesetze), gab der Gährung neue Nahrung. Gracchus, der sich den Armen seiner Gattin mit Mühe entrissen hatte, erschien auf dem Forum; Flaccus hatte seine Anhänger bewaffnet. Da that Opimius, den man durch Unterhandlungen vergebens zu mildern Gesinnungen zu bringen gesucht hatte, mit einer wohlbewaffneten Schaar disciplinirter Krieger einen Angriff auf das Volk. An 300 wurden erschlagen, und Gracchus selbst, von treuen Freunden tapfer vertheidigt, fiel als ein Opfer der Wuth seiner Feinde. Das Ackergesetz ward zwar

späterhin wirklich aufgehoben, aber die Achtung für den Senat war dahin, und die einmal erregte Gährung brachte bald die im Eingang angedeuteten unglücklichen Ereignisse hervor. ee.

Gradation, Steigerung, ist in der Redekunst das successive Fortschreiten von einem schwächeren zu einem stärkeren Gedanken, von dem Allgemeinen zu dem Speciellen, wodurch allein die Aufmerksamkeit des Hörers in steter Spannung erhalten werden kann. In den bildenden Künsten zeigt sich die Gradation in der Anordnung, in den Formen, in den Charakteren, in den Ausdrücken, Bewegungen, Falten der Bekleidung und in dem Colorit, da eine bemerkbare Lücke in der Folge der Gegenstände in allen diesen Theilen der Kunst ein unangenehmes Gefühl erweckt. Die Gradation in der Anordnung der Gegenstände ist das, was des Künstlers erste und vorzüglichste Sorgfalt erfodert, um von Stufe zu Stufe das Auge des Beschauers von den untergeordneten Figuren auf die Hauptfigur, und von dieser wieder auf jene zurückzuleiten. Nur durch die richtige Gradation bekommt ein Kunstwerk Einheit und jeder Theil desselben seine volle Bedeutung.

Grade nennt man in vielen Fällen die gleichen Theile, in welche irgend ein Ganzes abgetheilt wird. In der Mathematik wird jeder Kreis in 360 gleiche Theile oder Grade eingetheilt. Die Größe eines Grades hängt demnach von der Größe des Kreises ab, und kann also nur in Beziehung auf diesen bestimmt werden. Da man die Winkel nach Kreisbogen mißt, welche aus der Spitze von einem Schenkel zum andern beschrieben werden; so gibt man die Größe der Winkel ebenfalls nach Graden an. So hat ein rechter Winkel 90 Grade, d. h. seine beiden Schenkel umfassen den vierten Theil eines aus seiner Spitze beschriebenen Kreises. Jeder Grad wird weiter in 60 Sekunden und jede Sekunde in 60 Terzien getheilt, wofür man sich folgender Zeichen bedient: Grad °, Minute ′, Sekunde ″, Terzie ‴. Alle mathematischen und astronomischen Instrumente, mit welchen Winkel gemessen werden, wie das Astrolabium, der Quadrant, Sextant, haben diese Eintheilungen. Denn alle Kreise, welche man in der Vorstellung um die Himmelskugel und um die Erde zieht, z. B. der Aequator, die Mittagskreise, die Ekliptik, die Parallelkreise, die Scheitelkreise, der Horizont u. s. w. werden auf gleiche Weise in Grade, Minuten und Sekunden getheilt. Etwas anderes ist die Abtheilung in Grade bei physikalischen Instrumenten, z. B. bei Barometern, Thermometern u. s. w., wobei man allemal von einem festen Punkt ausgehen muß, z. B. beim Thermometer vom Eispunkt, indem man die Grade über und unter denselben zählt, je nachdem die Kälte größer oder geringer ist, als dieser feste Punkt anzeigt. In der Genealogie bedeutet Grad die Entfernung eines oder mehrerer Descendenten von den gemeinschaftlichen Aeltern. In gleichem Grade mit einander verwandt seyn, heißt demnach, von den gemeinschaftlichen Aeltern in Ansehung der Abstammung gleich weit entfernt seyn, wie dies mit Geschwistern, ersten, zweiten und dritten Geschwisterkindern u. s. w. der Fall ist. Im Gegentheil sagt man, im ungleichen Grade verwandt seyn, wenn der eine Theil den gemeinschaftlichen Aeltern näher ist, als der andere. Geschwister sind nach dem canonischen Recht im ersten Grade verwandt oder machen den ersten Grad aus: nach dem Römischen Civilrecht aber sind sie im zweiten Grade verwandt.

Gradiren (Salzwerke) heißt, die unendlich kleinen, in dem Salzwasser oder in der Soole aufgelösten, Salztheilchen einander näher bringen (veredeln) oder concentriren und sie von einem Theil ihres über-

flüssigen Wassers befreien, damit dadurch der Aufwand beim Salzsieden vermindert werde. Dieses läßt sich nun hauptsächlich auf eine dreifache Art bewirken: 1) daß man die Soole durch Beimischung mehrerer Salztheile verstärkt, wie z. B. auf dem Baierischen Salzwerk Reichenhall, dem Norwegischen zu Wallve ꝛc.; 2) daß man die in der Soole befindlichen Salztheilchen vermittelst der Kälte (Eisgradirung) nöthigt, näher zusammenzutreten; 3) daß man die wäßrigen Theile der Soole verflüchtigt, die Salztheilchen aber zurückhält. Dies letztere Verfahren ist die allgemeinste und wichtigste Gradirungsart, und man betreibt sie auf vierfache Weise: a) daß man die Soole in großen Behältern ganz ruhig, nur der Sonnenwärme ausgesetzt, stehen läßt (Sonnengradirung.) Gehört nur fürs südliche Europa. b) Daß man die Soole über große schiefliegende, der Luft und Sonnenwärme ausgesetzte Flächen langsam hinfließen läßt. (Pritschen- oder Tafelgradirung, Dachgradirung.) Herr Hollenberg machte diese Pritschengradirung zuerst im Götting. Magaz. Jahrg. 1. St. 5. bekannt. Sie ist die unzweckmäßigste unter allen. c) Daß man die Soole aus hochgestellten Behältern durch gehörig dazu eingerichtete und der freien von Morgen nach Abend oder umgekehrt streichenden Luft ausgesetzte Wände herabtröpfeln läßt. (Tröpfelgradirung oder die sogenannten Leckwerke, die beste unter allen.) d) Daß man endlich die Soole in Pfannen der Hitze des Feuers aussetzt. (Die kostspieligste und unanwendbarste unter allen, wenn die Soole nicht wenigstens neungrädig und das Feuermateriale noch obendrein wohlfeil ist.) Die Tröpfelgradirung, als die allgemeinste, geschieht in den von Deutschen erfundenen Gradirhäusern, welches länglich viereckige bedachte und unbedachte aus Holz erbauete Gebäude sind, deren Giebel nach Mittag und Mitternacht stehen müssen, die im obersten Theile die Soolitropfkasten und an den Seiten derselben die hölzernen Hähne und Rinnen mit Einschnitten versehen haben, aus denen die Soole abtröpfelt, in dem mittlern Theile die Wände, durch welche die Soole fällt, und im untern Theile einen großen Sool-Behälter oder Bassin enthalten, in welchem die Soole gesammelt wird. Für den Erfinder der Gradirhäuser hält man einen Arzt aus Langensalza im Herzogthum Sachsen, Matthäus Metz, der das erste zu Nauheim in der Grafschaft Hanau 1579 mit Wänden aus Stroh und das andere 1599 zu Kötzschau im Königreich Sachsen erbauet hat. Allein die heutigen Dornwände, die aus Schwarzdorn oder Schlehendorn (Prunus spinosa) und nur im Nothfalle aus Weißdorn (Crataegus Oxyacantha) bestehen müssen, hat Joachim Friedrich, Freiherr von Beust, 1726 auf der Saline Wilhelms Glücksbrunn bei Creutzburg an der Werra zuerst eingeführt. Die Veranstaltung nun, worin das Gradiren der Soole vom Anfange an, bis zu ihrer Gare oder Grädigkeit (Löthigkeit) zum Versieden gebracht wird, nennt man überhaupt ein Gradirwerk. X.

Graf war im ältesten Deutschland eine Art von Unterrichter, wozu das Volk, denn dieses wählte ihn, einen Mann auswählte, der in Geschäften grau worden, und daher Grau, Grave hieß, woraus unser heutiges Graf entstand (s. Gau). Man hat behaupten wollen, die Franken hätten Grafen als Nachahmung der Römer eingesetzt, wahrscheinlich weil Graf im Lateinischen comes (Begleiter) heißt. Hadrian hatte stets einige Senatoren um sich, die überall mit ihm umherreisten, und diese Suite hieß Comitatus Caesaris, die vornehmsten darunter Comites. Aus ihnen besetzte der Kaiser verschiedene Stellen an seinem Hofe, und schickte sie als Gouverneurs in Provinzen und Städ-

ſe. So manches Aehnliche nun darin mit den Deutſchen Grafen iſt; ſo können dieſe doch den Römern nicht nachgeahmt ſeyn, weil ſie erweislich älter ſind als die Comites bei dieſen. Ehe die Franken die herrſchende Nation wurden, hatte Deutſchland ſchon ſeine Grafen, bei den Franken erhielten ſie nur eine etwas veränderte Beſtimmung. Nicht mehr von dem Volk, ſondern, wie die Herzöge, von den Königen gewählt und eingeſetzt, wurden ſie Richter über die Gaue, und übten Regierungsrechte, nicht in eignem, ſondern in des Königs Namen. Sie waren königliche Beamte, und man ſieht aus der ihnen mitgegebenen Inſtruction, die uns Markulf aufbewahrt hat, daß ihr Amt in Verwaltung der Juſtiz, Polizei und königl. Gefälle beſtand. Die Grafſchaften waren demnach Aemter, und wurden deshalb auch nicht nach einem Ort oder Bezirk, ſondern von dem Namen der Grafen ſelbſt benannt, z. B. die Grafſchaft des Maracher, u. ſ. w. Nach den Zeiten der Karolinger blieben Amt und Namen, man fieng aber an, verſchiedene Klaſſen derſelben zu unterſcheiden. Vorzüglich zeichneten ſich aus die Pfalzgrafen (von Pfalz, Hof), welche bei Hof zu Gericht ſaßen, und bei denen jeder Rechtshandel, ehe er vor den König kommen konnte, angebracht werden mußte, um zu ſehen, ob es nothwendig ſey, daß der König darüber entſcheide; Markgrafen, Gränzvorſteher (von Mark, Gränze); Landgrafen (ſpäter als die vorigen, kommen erſt im eilften Jahrhundert vor) im Gegenſatz der vorigen, Beamte des Innenlandes; Burggrafen, die nur über eine Burg und das zugehörige Gebiet geſetzt waren. Außerdem kommen aber noch vor Centgrafen, wahrſcheinlich von der Zahl 100 (centum), weil ſie, die ſelbſt unter den Grafen ſtanden, anfänglich (denn ſpäterhin waren ſie bedeutender) über ſo viele Perſonen geſetzt waren; Dinggrafen, vom Ding, Gericht, Gerichtshof, alſo Gerichtsbeamte; Holzgrafen, eine Art von Oberforſtmeiſter, wie die Stallgrafen Oberſtallmeiſter; Lehn-, Salz-, Teich-Grafen erklären ſich von ſelbſt; Wicgrafen hatten ihren Namen von Wic (vicus), Dorf. Um widerrechtlichen Anmaßungen oder Unterſchleifen dieſer Reichsbeamten vorzubeugen, hielten die Könige und Kaiſer oft ſelbſt Gericht in den Provinzen, oder ſchickten Sendgrafen dahin. Karls Capitularien enthalten faſt auf allen Blättern genaue Vorſchriften, wie dieſe dabei zu Werke gehen ſollen. Allmählig aber wuchs die Macht der Grafen, ſo wie der Herzöge, immer mehr (ſ. Fürſten-Gefolgsweſen), und ſie fingen an, ihre Aemter erblich zu machen, ſich der Gewalt der Kaiſer zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiſerliche Beamte, ſondern als eigenthümliches Recht auszuüben. Da im zwölften Jahrhundert die Gauen als eine politiſche Eintheilung abkamen, erſtreckte ſich die Verwaltung der Gerichtsbarkeit der Grafen nur auf die eignen Güter, die ſie in ihren Amtsſprengeln hatten, und auf die Perſonen, die ihnen mit der Schutzherrlichkeit und Erbgerichtsbarkeit angehörten. Hatten ſie in ihren Sprengeln viele ſolche Güter und Perſonen, ſo entſtanden daraus Herrſchaften, und mehrere Grafen verwechſelten den gräflichen Titel mit dem eines Herrn oder Dynaſten, oder nannten ſich, wenn ſie jenen beibehielten, nicht mehr nach ihrem Sprengel, ſondern nach ihren Allodialgütern, nicht mehr z. B. Grafen im Riesgau, ſondern Grafen von Oettingen. Dabei blieben aber viele im Beſitz gewiſſer Rechte, die ſie ehemals als kaiſerliche Beamte in ihren Sprengeln auszuüben hatten, wohin vorzüglich der Wildbann (Jagd- und Forſtgerechtigkeit) der Blutbann oder Cent (Recht über Leben und Tod; dieſe beide Bänne nannte man die Grafenbän-

nie oder Regalien, weil sie vordem im Namen der Könige ausgeübt wurden), der Zoll und das Geleite gehörten. Durch alles dieses wurde der Grund zur Landeshoheit der Grafen gelegt. Als die Vasallen und Beamten diese endlich ganz von den Kaisern erkrotzt und erlistet hatten (s. Fürsten), gab es daher regierende Grafen, Markgrafen, Landgrafen, von denen mehrere späterhin zu herzoglicher, kurfürstlicher und königlicher Würde aufstiegen. Die nicht mit Landeshoheit versehenen Grafen gehörten, nachdem eine Organisation des Deutschen Reiches zusammengebracht war, zum hohen Adel (von denen viele späterhin auch in den Fürstenstand erhoben wurden), und als Reichsgrafen nahmen sie Theil am Reichstage und hatten Stimmen im Fürstenrath. Sie hatten aber nur Curiat-, nicht Viril-Stimmen, d. h. eine ganze Corporation zählte für Eine Stimme. Bis zum Westphälischen Frieden gab es zwei Grafenbänke, die der Wetterauischen und Schwäbischen Grafen, die also für zwei Stimmen zählten; nach jenem Frieden kamen, wegen der Religionsverschiedenheit, noch zwei Grafenbänke, die Fränkische und Westphälische, hinzu, so daß von da an die Grafen vier Curiatstimmen im Fürstenrathe hatten. dd.

Graff, (Anton), königl. Sächsischer Hofmaler, geboren zu Winterthur 1736. Aus angeborner Neigung widmete er sich der Malerei, vornehmlich aber dem Portraitmalen, worin Joh. Ulrich Schellenberg sein Lehrer war, und erwarb sich einen Platz unter den ersten Portraitmalern seiner Zeit. Nachdem er acht Jahre in Augsburg verlebt und dort seinen Ruf zu gründen angefangen hatte, bekam er 1766 eine Einladung nach Dresden, der er folgte. Hier in einer würdigen Umgebung und einem angemessenen Wirkungskreis bildete er sein Talent vollkommen aus. Zeichnung, Charakter und Colorit sind an seinen Gemälden gleich lobenswerth und befriedigen die strengen Forderungen des Kenners. Die Zahl seiner Portraits und Familiengemälde belief sich schon 1796 auf mehr als eilfhundert; darunter ist auch ein eigenhändiges Bildniß des Künstlers selbst, welches im J. 1795 die Dresdner Ausstellung zierte und nachher in den Besitz des Herrn Appellationsraths Körner kam. Graff starb zu Dresden im J. 1813.

Grafigny (Françoise d'Issembourg d'Happoncourt, Frau von) geboren zu Nancy gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, war die Tochter eines Majors der Gensdarmerie des Herzogs von Lothringen; ihr Grosonkel war der berühmte Callot. Sie wurde mit François Hugot de Grafigny, Kammerherrn des Herzogs von Lothringen, einem so jähzornigen Manne vermählt, daß sie sich mehrmals durch ihn in Lebensgefahr befand. Nach mehreren Jahren einer heldenmüthigen Geduld ward sie gerichtlich von ihm getrennt. Ihr unwürdiger Gemahl endigte sein Leben im Gefängniß, in welches ihn sein heftiger Charakter und sein übles Betragen geführt hatten. Frau von Grafigny, befreit von seinen Ketten, kam nebst der Prinzessin von Guise, die dem Marschall von Richelieu bestimmt war, nach Paris. Sie ahndete nicht, welchen Ruhm sie in der Hauptstadt erwerben sollte. Mehrere geistreiche Männer, die sich zu einer Gesellschaft verbunden und auch ihr den Zutritt verstattet hatten, erkannten bald ihre Verdienste und nöthigten sie zu einem Beitrag für ihre Sammlung. Die Spanische Novelle, Le mauvais exemple produit autant de vices que de vertus, ist von ihr. Dieses kleine Werk ward streng beurtheilt. Frau von Grafigny lieferte statt der Antwort ihre Lettres d'une Peruvienne, welche den größten Beifall fanden. Man fand darin schöne Details, lebendi-

ge Bilder, zarte, naive, lebhafte Gefühle. Man war gerührt von der kunstreichen, feurigen und interessanten Stelle, wo die Peruanerin mehr als je zwischen ihrem theuern Aza und dem großmüthigsten Wohlthäter in Verwirrung geräth. Neben diesen Schönheiten erkannte man aber auch die Mängel. Die Auflösung befriedigt nicht. Der 30ste und 31ste Brief sind kalt; der Styl ist oft geschraubt. Die Verfasserin affektirt einen metaphysischen, in der Liebe durchaus kalten Ton. Man hat ihr überdies vorgeworfen, mehrere Situationen und Ideen aus der Pamela, den Lettres persannes und den Amusemens sérieux et comiques von Dufresnoy entlehnt zu haben. Fast ein gleiches Urtheil fällte man über Cénie, ein prosaisches Stück in fünf Akten. Es gehört zu den kleinen dialogisirten Romanen, welche die Franzosen Comédies larmoyantes (Thränenstücke) nennen, und ist mit Zartheit geschrieben, voll feiner Züge und schöner Empfindungen. Doch ist die Nachahmung der Gouvernante von La Chaussée unverkennbar. Man findet in dem Stücke des Letztern mehr Kenntniß des Theaters, besser verknüpfte Scenen und einen natürlichern Styl; dagegen in dem Werke der Grafigny mehr Geist und Ideen, gehaltenere Charaktere und zu Anfang des fünften Akts eine Scene, der in jenem Werke nichts gleich kommt. Die Fille d'Aristide, ein anderes Stück in fünf Akten, in derselben Gattung wie Cénie machte kein Glück. Frau von Grafigny, die lange Zeit am Lothringischen Hofe gelebt hatte, ward daselbst dem Kaiser bekannt, welcher, nachdem er die Lettres péruviennes mit Vergnügen gelesen hatte, sie ersuchen ließ, einige Comödien zu schreiben, die von den jungen Fürstinnen des Hofs und den Damen der Kaiserin gespielt werden könnten. Frau von Grafigny verfaßte zu dem Ende fünf oder sechs kleine Dramen, welche zu Wien am Hofe mit Vergnügen gegeben wurden, und erhielt zur Belohnung dafür einen Pensionsbrief von 1500 Livres, doch durfte sie diese für den kaiserlichen Hof geschriebenen Stücke weder drucken lassen, noch irgend einem Theater mittheilen. Sie starb zu Paris im Jahr 1758 in ihrem 64sten Lebensjahre. Unter ihren nachgelassenen Papieren fand sich nichts der Bekanntmachung Würdiges. Die Akademie zu Florenz hatte sie zu ihrem Mitglied aufgenommen. Um den lebendigen und flüchtigen Charakter ihrer Nation zu charakterisiren, läßt sie sehr sinnreich dieselbe in dem Augenblicke den Händen des Schöpfers entschlüpfen, wo er zur Organisation des Menschen erst das Feuer und die Luft vereinigt hatte.

Grammatik heißt bei uns der Innbegriff der Regeln, nach welchen eine Sprache richtig geredet und geschrieben wird, die Sprachkunst. Jede Sprache hat ihre eigene Grammatik; alle aber umfaßt die allgemeine oder philosophische Grammatik, welche ohne Rücksicht auf eine vorhandene Sprache, nach den Gesetzen des Denkens und den Bedürfnissen des menschlichen Geistes dabei ein ideales Sprachgebäude aufführt, das von jeder menschlichen Sprache mehr oder weniger, von keiner aber vollständig erreicht wird, noch erreicht werden kann. (Vergl. Sprachlehre.) Bei den Alten hatte das Wort Grammatik ursprünglich einen ganz andern, weit umfassendern Sinn. Sie nannten Grammatik den Unterricht, nicht bloß in der Sprachkunde, sondern auch hauptsächlich in der Dichtkunst, Redekunst, Geschichte, und selbst in den ersten Anfangsgründen der Philosophie, insofern sie bei jenen anwendbar war; daher hießen Grammatiker solche Gelehrte, welche in allen diesen Wissenschaften Unterricht ertheilten. Die Kunst aber, bloß richtig zu reden, zu lesen und zu schreiben, also nur einen Theil der Grammatik, nannten sie Grammatistik, und die Lehrer der-

selben Grammatisten. Mit dieser Wissenschaft wurde beim Unterricht der Jugend der Anfang gemacht. Unter den griechischen Grammatikern waren die sogenannten Scholiasten die wichtigsten; bei den Römern hießen sie auch Professores, Literati und Literatores. Späterhin waren sie fast ausschließlich im Besitz der Gelehrsamkeit, die durch ihre unnützen Spitzfindigkeiten und Grübeleien immer mehr ausartete und verfiel.

Gramme, die Einheit des Gewichts in Frankreich, welches die ehemaligen Gros oder Quentchen ersetzt. Es wurden daraus durch Multiplication oder Division alle größere oder kleinere Gewichte gemacht. So ist z. B. das Decagramme, ein Gewicht von 10 Grammen, soviel als 2 2/3 Quentchen; das Hectogramme, ein Gewicht von 100 Grammen, macht 11/4 Unze; das Kylogramme oder Kilogramme, ein Gewicht von 1000 Grammen, 2 Pfund und fast 6 Quentchen; das Myriagramme, ein Gewicht von 10,000 Grammen, beinahe 20 1/2 Pfund; es hieß anfangs Centibar. Das Decigramme ist ein Zehntheil des Grammes, beinahe 2 Grän schwer; Centigramme, ein Hundertheil des Grammes, beinahe ein Fünftheil Grän; Milligramme, ein Tausendtheil des Grammes, beinahe 1/50 Grän; es tritt an die Stelle des ehemaligen Karats.

Grammont (Philibert, Graf von), ein Sohn Anton II., Grafen von Grammont, zeichnete sich frühzeitig als Militär aus, und war im Gefolge Ludwigs XIV. im J. 1668 bei der Eroberung der Franche Comté und im J. 1672 bei der Eroberung von Holland. Er zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten aus und erlangte mehrere Gunstbezeigungen, das blaue Band, die Verwaltung der Landschaft Aunis und die Generalstatthalterschaft von Bearn. Er starb den 20. Januar 1707 in einem Alter von 86 Jahren. Vermählt hatte er sich mit Mademoiselle Hamilton. Seine Kenntnisse, sein Witz und seine Anmuth gefielen Ludwig XIV. sehr. Man führt mehrere seiner sinnreichen Einfälle an. Ein Marquis von neuem Adel, der dem Grafen von Grammont am Hofe begegnete, sagte mit einer sehr zuversichtlichen Miene zu ihm, Guten Tag, alter Graf. Guten Tag, junger Marquis, antwortete ihm auf der Stelle Grammont. Grammont war im siebzehnten Jahrhundert, was Richelieu im achtzehnten. Man hat sie beide mit einander verglichen und gefunden, daß beide ihre Nebenbuhler am Hofe und in der Stadt zu beseitigen wußten, beide Helden an der Toilette der Damen und zuweilen auf dem Schlachtfelde waren, und sich durch gleiche Vorzüge, gleiche Mängel, gleichen Geist und gleiches Glück auszeichneten.

Grän, ein Goldgewicht, so viel als ein halbes Loth; desgleichen ein Apothekergewicht, der 60ste Theil eines Quentchens. Grän oder Green, ein kleines Goldgewicht, der dritte Theil eines Grans, oder das Zwölftel eines Karats; beim Silber der 18te Theil eines Loths, oder der 72ste Theil eines Pfenniggewichts; überhaupt der 288ste Theil einer Mark.

Granada, eine Provinz oder ein Königreich in Spanien, westlich von Sevilla, nördlich von Jaen und Cordova, östlich von Murcia und südlich von dem Mittelländischen Meere begränzt. Das Land ist meistens von steilen Bergen durchzogen, aber dabei fruchtbar an Wein, Oel, Flachs und Hanf, Feigen, Mandeln und andern Südfrüchten. Auch wird Zuckerrohr und viel Seide gebaut. Die Berge liefern Marmor, Mineralien und Erz. Granada, welches im dreizehnten Jahrhundert ein besonderes Königreich der Araber wurde, war der letzte

Theil von Spanien, den sie im Besitz hatten, bis sie im J. 1491 auch hier vertrieben wurden. Damals war es sehr bevölkert; im J. 1787 zählte man 653,000 Einwohner. Die Hauptstadt Granada am Flusse Xenil, unter einem sehr angenehmen und gesunden Himmelsstrich, zählte über 50,000 Einwohner. In der prächtigen Domkirche sind die Grabmäler Ferdinands des Katholischen und der Königin Isabella, welche das Königreich eroberten. Neugranada oder das goldene Castilien ist eine Südamerikanische Landschaft, reich an Gold und Edelsteinen, wie an Lebensmitteln und Arzneigewächsen. Die Bevölkerung steigt mit der Industrie der Einwohner. Die Hauptstadt ist St. Fé de Bogata. Das Spanische Vicekönigreich Neugranada umfaßt außer dieser Provinz noch Tierra-Firma, das Spanische Guiana und die Provinz Quito.

Granat ist eine zum Kieselgeschlechte gehörige Steinart, die ihren Namen vom latein. Worte Granum erhielt, weil sie gewöhnlich in rundlichen Körnern vorkommt, nicht aber von seiner granatblüthenähnlichen Farbe. Es gibt zwei Arten desselben, den edeln und gemeinen Granat. Der edle Granat heißt bei Goldarbeitern und Edelsteinhändlern auch Karfunkel, Böhmischer-Margeniändischer-Orientalischer, und Sirischer Granat, von einer zerstörten Stadt Sirian in Pegu. Er ist gewöhnlich blut-colombin- und dunkelkarmoisinroth, seltener kirsch-cochenil-rosenhyacinth- und bräunlichroth, welche letztere Farbe oft schon ins Röthlichbraune übergeht, und seine dunkelrothen Farben fallen insgemein schon mehr oder weniger ins Schwarze und haben viel blau in ihrer Mischung, dahingegen die hyacinthrothen sehr viel gelb enthalten. Er kommt krystallisirt vor in rundlichen Körnern, in Säulen und Pyramiden, durchsichtig, aber auch nur an den Kanten durchscheinend und ist viel härter als der Quarz. Man findet ihn zuweilen groß, öfters aber nur von mittlerer Größe und am gewöhnlichsten klein. Den blutrothen Granat nennt man gewöhnlich Böhmischen, den karmoisin- und colombinrothen, die mehr blau in ihrer Mischung haben, allgemein Orientalischen Granat, er mag übrigens her seyn, wo er will. Der edle Granat wird vorzüglich gefunden in Aethiopien und Madagaskar; in Brasilien, Pegu, Ceylon und Sibirien; in Böhmen um Bilin, in Sachsen um Zöblitz ꝛc. in Salzburg, Kärnthen, Steyermark, Schlesien, Schweiz ꝛc. Die reinen schönen durchsichtigen Granaten werden wie andere Edelsteine geschliffen, brillantirt und in Ringe, wo sie dann gewöhnlich eine Goldfolie erhalten, so wie auch zu anderm Schmucke gefaßt. Auch werden sie mit Diamanten durchbohrt, alsdann facettirt, auf Schnüren gezogen, zu Tausenden verkauft und als Hals- und Armschmuck getragen. Die ganz kleinen Granaten endlich werden als Ausschuß theils in die Apotheken zum Tariren, theils zu Gartenverzierungen, theils zerstoßen anstatt des Schmirgels zum Schleifen weicherer Steine pfundweise verkauft. Unächte Granaten, die aber nur von Kennern unterschieden werden können, macht man entweder aus 2 Pf. Glasfluß, 1 Pf. Spiesglas, 1 Drachme Braunstein und 1 Drachme Goldpurpur; oder 2 Pfund Glasfluß, 2 Pfund Spiesglas und 2 Drachmen Braunstein. Der gemeine Granat hingegen kommt am gewöhnlichsten von oliven- lauch- berg- pistacien- und spargelgrüner und leber-röthlich- und gelblichbrauner Farbe in Böhmen, Sachsen, Salzburg, Bannat, Schweden ꝛc. vor. Er ist am meisten nur durchscheinend, selten halbdurchsichtig, und der grüne wird besonders als Zuschlag beim Eisenschmelzen gebraucht; und wo der ge-

meine Granat häufig bricht, macht man auch eine Art Schmirgel zum Schleifen daraus. X.

Granatbaum, ein in beiden Indien, im Morgenland und in Süd-Europa wachsender Baum mit länglichen, schmalen, dicken, glänzend grünen Blättern und sehr schönen hochrothen, viele kurze Staubfäden und einen Griffel, der sich mit einem kropfichten Staubwege endet, enthaltenden Blüthen, deren es einfache und gefüllte gibt und derentwegen man ihn auch nur in nördlichern Gegenden zieht, wo die wohlschmeckenden Früchte desselben, welche Granatäpfel heißen, nicht zur Reife kommen.

Granaten oder Granaden sind mit Kernpulver angefüllte, hohle, eiserne Kugeln mit einer Brandröhre, kleiner als die Bomben, übrigens diesen völlig ähnlich, werden aber nicht, wie die Bomben, aus Mörsern, sondern aus Haubitzen geschossen. Ehedem waren auch kleinere Granaten üblich, welche mit der Hand geworfen wurden und daher Handgranaten hießen. Von diesen bekamen die Soldaten, welche sie warfen, den Namen Granadier oder Grenadier. Ludwig XIV. brachte sie im Jahr 1667 zuerst auf. Gegenwärtig, wo das Werfen der Handgranaten nicht mehr üblich ist, haben die Grenadiere diese Bestimmung verloren und sind den übrigen Linientruppen gleich. Sie bilden jetzt den Kern einer Armee, und unterscheiden sich hauptsächlich durch ihre Mützen, die aber als unbequem und unzweckmäßig gegenwärtig entweder abgeschafft sind oder im Felddienste mit Hüten vertauscht werden. Sonst fanden sie nur bei der Infanterie Statt, aber bei der französischen Armee hat auch jedes Cavallerie-Regiment eine Grenadier-Compagnie. Die Grenadiere der französischen Infanterie unterscheiden sich durch rothe Federbüschel, die Grenadiere der Cavallerie aber durch Bärenmützen.

Grandes. Im Castilischen Reiche gab es, wie in dem benachbarten Aragon, eine Stufenfolge unter den Edeln des Landes, die theils zum hohen, theils zum niedern Adel gehörten. Jenen bildeten die sogenannten Ricos Hombres (wörtlich: reiche Männer), diesen die Ritter (Cavalleros) und die Edelbürtigen (Hidalgos). In der Entstehungsart der neuchristlichen Staaten, welche im fortdauernden Kampfe gegen die Araber sich bildeten und vergrößerten, war es gegründet, daß der hohe Adel, die Abkömmlinge der Männer, die den ersten Waffenbund zur Befreiung des Vaterlandes geschlossen hatten, einen bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Der König war durch sie beschränkt in seiner Gewalt, sie standen ihm als geborene Rathgeber zur Seite und hatten die ersten Ansprüche auf die höchsten Staatsämter. Schon im 13ten Jahrhunderte ward dieser Anspruch denjenigen Adelsgeschlechtern, die sich durch Reichthum und alten Besitz der Fürstengunst vor Andern die Achtung des Volkes erworben hatten, gesetzlich zuerkannt, und selbst der Name Grandes kommt um diese Zeit schon in dem Gesetzbuche (Las siete partidas) vor, welches Alfons X. dem Castilischen Reiche gab. Jene Auszeichnung gebührte nur den Ersten unter dem hohen Adel, denn viele wurden zu diesem gerechnet, die nicht Grandes hießen; aber keiner ward Grande genannt, der nicht Rico Hombre war, das ist, aus einem angesehenen altadeligen Geschlechte stammte. Grandes hießen theils die Verwandten des königlichen Hauses, theils diejenigen, durch Güterreichthum ausgezeichneten, Männer aus dem hohen Lehnadel, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker als ihre Soldner zu werben, und dies gab ihnen einen

Vorrang vor den Ricos Hombres, der in der Regel auf ihre Nachkommen forterbte. Sie theilten, als Ricos Hombres, alle Vorrechte des hohen Adels; sie besaßen, wie dieser, gewisse Soldgüter (Königslehne, Herrenlehne genannt), für deren Einkünfte sie dem Könige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Lanzen (deren jede aus einem Ritter mit vier bis fünf gerüsteten Leuten bestund) dienen mußten, und konnten diese Lehne nur in gewissen gesetzlich bestimmten, Fällen verlieren; sie waren, da sie dem König im Kriege mit Hab und Leben dienten, frei von Steuern; sie durften, ohne besondern Auftrag des Königs, vor keinen bürgerlichen oder peinlichen Richter gefordert werden, und konnten während der Anarchie des Mittelalters sammt ihren Vasallen ungehindert das Reich verlassen und dem vaterländischen Gesetz und der Lehnpflicht sich entziehen, um einem andern Fürsten, selbst gegen ihren vorigen Gebieter, zu dienen, ohne daß es ihnen als Hochverrath zugerechnet ward. Außer diesen allgemeinen Vorrechten des hohen Adels und dem Anspruch auf die ersten Staatswürden, standen den Grandes noch einige Auszeichnungen zu, worunter besonders das Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs das Haupt zu bedecken; ein altes Vorrecht in Spanien, das aus dem Geiste einer beschränkten Feudal-Monarchie hervorging, aber auch den Adelswürden, den sogenannten Titulos (Betitelten, d. i. Herzogen, Grafen), zustand. Der König nannte sie: mein Vetter (my primo), während er die übrigen Besitzer hoher Adelswürden nur: mein Verwandter (my pariente) nannte. Auf den Reichstagen saßen sie unmittelbar nach den Prälaten vor den Titulos. Sie hatten freien Zutritt in den Palast und die Gemächer des Königs, und bei feierlichen Handlungen in der königlichen Kapelle saßen sie zunächst am Altare. Ihre Gemahlinnen theilten die äußeren Vorzüge der männlichen Würde, die Königin stand vor ihnen von ihrem Sitz auf, sie zu empfangen, und es wurden Kissen für sie auf den erhöhten Polstersitz (estrado) gelegt. Seit Ferdinand und Isabella, durch den kraftvollen Ximenez geleitet und unterstützt, die Macht des Lehnadels gebrochen hatten, wurden die alten Vorrechte des hohen Adels geschmälert und am Ende des 15ten Jahrhunderts verlor sich der Name Ricos Hombres mit ihren Vorrechten. So wenig Ferdinands Nachfolger Carl V. (in Spanien I.), im Allgemeinen die Regierungsgrundsätze seines Vorgängers verließ und das Streben nach unbeschränkter Königsgewalt aufgab, so fand er doch während seiner Regierung manche Veranlassungen, die ihn vermochten, Einige von den Ersten des Reichs zu verbinden, und Andre für die wichtigen Dienste, welche sie ihm bei der Unterdrückung des Aufstandes der Stadtgemeinden geleistet hatten, zu belohnen. Was alter Gebrauch schon eingeführt und in der Achtung des Volks sich befestigt hatte, ward von ihm auch durch den Namen Grandeza ausgezeichnet, und zu einer besondern Adelswürde erhoben, deren Vorrechte bestimmt wurden, aber meist nur in äußeren Auszeichnungen bestanden. Denn die Macht, welche der Lehnadel in frühern Zeiten besessen, sollte er freilich nicht wieder erhalten, und was unter Ferdinand und Isabella schlau begonnen war, sollte standhaft durchgeführt werden, aus dem unabhängigen Lehnadel einen abhängigen Hofadel zu machen. Zu jenen Auszeichnungen gehörte vorzüglich das alte Recht, sich vor dem Könige zu bedecken, das auch diejenigen besaßen, welche die Grandeza nicht erblich, sondern nur auf Lebzeit erhielten. Nicht eher aber durfte der Grande sich bedecken, bis der König es ihm geheißen, obgleich es kein Beispiel gab, daß einem Grande, dessen Geschlecht im Besitze dieses

Vorrechts war, nicht wäre befohlen worden, es auszuüben. Die Art, wie der König diesen Befehl ertheilte, bezeichnete einen dreifachen Rangunterschied der Grandes, welcher auf den Besitzstand und den Umfang der Verdienste ihrer Geschlechter gegründet war. Einigen befahl der König, sich zu bedecken, ehe sie ihn angeredet hatten; dies waren die Grandes der ersten Klasse: Andere erhielten den Befehl, sobald sie geredet hatten, und sie hörten seine Antwort mit bedecktem Haupte, die Grandes der zweiten Klasse: und wieder Andre empfingen des Königs Befehl erst nach seiner Antwort, die Grandes der dritten Klasse *). In neuern Zeiten war dieser Rangunterschied zwar veraltet, aber es gab doch noch drei Klassen von Grandes, welche freilich nur sehr unwesentlich unterschieden waren. Alle Grandes, von welcher Klasse sie auch seyn mochten, genossen bis auf die neueste Staatsveränderung, außer dem angegebenen Vorrechte, noch die Vorzüge, daß sie den Exzellenz-Titel führten, und daß, wenn sie durch den Saal der Garden im königlichen Palaste gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein Zeichen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präsentiren. Andre Auszeichnungen hatten sie nicht vor dem übrigen hohen Adel. Sie bildeten keinen besondern Verein, wie ehedem die Herzoge und Pairs in Frankreich, und keine hohe Würde war ihnen ausschließend bestimmt, ausgenommen höchstens die Würde eines Oberstallmeisters, eines Oberkammerherrn und eines Hauptmanns der Hellebardirer-Garde, aber selbst bei der Ernennung zu diesen Hofämtern war des Königs Willkühr im Grunde gar nicht beschränkt. Selten wurden Grandes von Spanischer Abkunft zur Verwaltung öffentlicher Aemter außerhalb des Reiches berufen, und es schien Grundsatz der Regierung geworden zu seyn, den Grandes nie Aemter, mit großer Macht verbunden, zu verleihen. Es ist fast ohne Beispiel, daß ein Grande eine von den Vicekönigswürden in den Amerikanischen Besitzungen erhalten hätte, Würden, die in Rücksicht auf Prachtaufwand, auf Ehrenbezeugungen und auf die Leichtigkeit, sich durch rechtliche und unrechtliche Mittel zu bereichern, wenigstens mit einer vorübergehenden Herrscherhoheit umgeben waren. Nur diejenigen Grandes, welche ein Hofamt besaßen, oder eine der höchsten Staatswürden bekleideten, waren um den König. Die übrigen lebten meist in Madrid, und entfernten sich nur selten, um ihre Güter zu besuchen. Einige wohnten in den Hauptstädten der Provinzen, aber es gab unter ihnen keine, die für immer auf ihren Gütern lebten, was überhaupt unter dem reichen Spanischen Adel, zum Nachtheil der Landeskultur, nicht Sitte ist. Bald nach der Thronbefestigung der neuen Französischen Dynastie ward die alte Grandeswürde aufgehoben, und keine Adelswürde war giltig, die sich nicht auf eine Verleihung oder Bestätigung des neuen Herrschers gründete. Nach der Wiederherstellung der Bourbons auf den Spanischen Thron ist aber auch in dieser Beziehung alles wieder auf den alten Fuß gesetzt worden. R.

*) Ueber Alles, was oben berührt worden ist, so wie überhaupt über die gesellschaftlichen Verhältnisse in den Spanischen Reichen während des Mittelalters findet man ausführliche Erörterungen in dem Aufsatze: Die Cortes: Beiträge zur Geschichte der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Staatsverfassungen in Spanien; welcher im ersten Theile der Darstellungen aus der Geschichte von Spanien, von W. A. Lindau (Görlitz 1812. 8.) steht.

Granit. Diese harte Gebirgsart, aus welcher die Urgebirge und überhaupt die größten und höchsten Bergketten bestehen, macht eine Hauptmasse unserer Erdfläche aus. An der Luft verwittert sie mit der Zeit und löst sich zu einem Sande auf, aus welchem vermittelst bindender Feuchtigkeiten unter gewissen Umständen wiederum neuer Granit gebildet wird. Der Granit gehört zu den gemengten Gebirgsarten und zwar sind die ihn bildenden Stoffe ursprünglich in einander gewachsen; diese sind Quarz, Feldspath und Glimmer, oft auch andere Mineralien. Nach Verschiedenheit seiner Bestandtheile und ihrer Mischung ist auch seine Farbe verschieden. Man unterscheidet mehrere Hauptarten: 1) den eigentlichen Granit, der bloß aus den angegebnen drei Gebirgsarten besteht; 2) Aftergranit, welcher z. B. statt des Glimmers Hornblende enthält; 3) Uebermengter Granit, in welchem zu den drei eigentlichen Substanzen noch Hornblende gemischt ist; 4) Halbgranit, der nur aus Hornblende und Feldspath, oder auch aus Feldspath und Glimmer besteht.

Gränze des menschlichen Geistes ist bestimmt durch die Gesetze, an welche das gesammte Vermögen des menschlichen Geistes bei seiner Wirksamkeit gebunden ist. Da indessen der menschliche Geist einer ins Unendliche fortschreitenden Vervollkommnung fähig ist, so kann jene Gränze nicht als eine für alle Zeiten unveränderlich bestimmte, sondern nur als eine solche angesehen werden, die für die jedesmalige Form und Sphäre seiner Existenz giltig ist. So hat das Erkenntnißvermögen unsers Geistes in der gegenwärtigen Periode unsers Daseyns allerdings seine Gränze, so daß, wenn wir uns nicht innerhalb dieser Gränze halten wollen, nur eine eingebildete oder angemaßte (transcendente) Erkenntniß daraus entstehen kann. Aber daraus folgt nicht, daß unser Erkenntnißvermögen immer nur innerhalb dieser Gränze wirksam seyn könne. Vielmehr läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich diese Gränze immer mehr erweitern werde, wenn auch der menschliche Geist wegen seiner Endlichkeit immerfort irgendwo eine Gränze seiner Wirksamkeit finden muß. Nur der unendliche Geist wird als ein solcher gedacht, dem keine Gränze seiner Wirksamkeit gesetzt ist, ob wir uns gleich eben darum keine Vorstellung von seiner Wirksamkeit machen können.

D.

Graphit ist theils ein Geschlechts-, theils ein Gattungsname. Man bezeichnet damit gewisse Mineralien, welche zu den brennlichen gehören. Graphit als Geschlecht betrachtet enthält zwei Gattungen, wovon die eine Kohlenblende, die andere Reißblei genannt wird.

Gras. Mit diesem im gemeinen Leben unbestimmten Worte benennt man in der Botanik ein solches Gewächs, das einen hohlen mit Knoten und Gelenken versehenen Stengel hat, der hier Halm heißt. Die Blätter sind lang, schmal und gestreift; sie sitzen nicht, wie andre Pflanzenblätter, auf Stielen, sondern endigen sich unten in einer Scheide, die den Halm umschließt. Die Blüthen sind klein, meist grünlich von Farbe und haben Spelzen; sie bringen nur einzelne Saamenkörner. Die Knoten der Gräser schlagen, wenn sie mit Erde bedeckt werden, wieder Wurzeln, und hierauf gründet sich die künstliche Vermehrung des Getreides, von denen viele Arten zu den Gräsern gehören. Demnach sind die Gräser ein Hauptnahrungsmittel der Menschen und Thiere.

Grassi , Director der Kunstakademie zu Dresden, bei der er 1800 als Professor angestellt wurde, nachdem er vorher zu Wien gearbeitet hatte. Er hat sich besonders unter den Portraitmalern einen vorzüglichen Rang erworben. Meisterhaft schöne Behandlung der

hunden mit täuschender Aehnlichkeit zeichnen seine Bilder auf das Vortheilhafteste aus.

Grassini (Madame), vormalige Kammersängerin des Kaisers Napoleon singt einen Contrealt von seltener Schönheit mit einer noch seltenern Gewandtheit.

Grau in Grau, Monochromata, Französisch Camayeux, sind Malereien von einerlei Farbe, diese mag seyn, welche sie will.

Graubünderland, einer der größten von den 22 Helvetischen Cantonen, sonst aus drei Bünden bestehend, dem grauen Bunde, dem Gotteshausbund und dem Bund der zehn Gerichte, welche eine unter die zugewandten Orte der Eidgenossenschaft gehörige Republik bildeten. Das Land ist 118 Quadratmeilen groß, gebirgig, aber von schönen Thälern durchschnitten, und zählt gegen 80,000 theils reformirte, theils katholische Einwohner, deren Hauptnahrungszweig die Viehzucht ist. Getreide hingegen muß vom Auslande her eingeführt werden. Die Verfassung Graubündens hat durch die nähere Verknüpfung an die Helvetische Republik keine weitere Abänderung erlitten, als daß das Contingent des Cantons zur Schweizer Armee auf 1200 Mann festgesetzt ist und daß er 12,000 Franken bezahlt, wenn die Schweizer Staatsausgaben 490,507 Franken betragen. Die gesetzgebende Macht hat wie vormals die Landesgemeinde, den Vorschlag zu Gesetzen aber der Cantonsrath von 63 Mitgliedern, welche jedes Hochgericht nach den alten Verhältnissen wählt. Die vollziehende Gewalt besitzt der kleine, aus der ganzen Gemeine frei gewählte Rath; die richterliche Gewalt ist ganz von der Staatsverwaltung getrennt. Die Landeshoheit des Cantons wird durch die allgemeinen Versammlungen oder Bundestage repräsentirt, welche wechselsweise zu Ilanz im grauen Bunde, zur Chur in dem Bunde des Hauses Gottes und zu Davos im Bunde der zehn Gerichte gehalten werden. Als Staat hat Graubünden keine öffentlichen Ausgaben, und kein Einwohner hat etwas an den Staat zu entrichten. Alle Aemter werden unentgeltlich verwaltet. Der Adel lebt einzeln in den Dörfern zerstreut, und kennt den Wetteifer im Luxus nicht. Die einfache, kostenlose Entscheidung der wichtigsten Prozesse ist beneidenswerth; sie geschieht durch ein auf Verlangen des Klägers zusammenberufenes Gericht von 12 Personen, wobei sich die Kosten auf eine Kanne Wein und einen kleinen Laib Brot für jeden Beisitzer beschränkt; Anwälde kennt man nicht; höchstens nimmt der Bauer einen verständigen Mann mit sich vor Gericht.

Graun (Carl Heinrich), Capellmeister Friedrichs II., ward 1701 zu Wahrenbruck in Sachsen geboren, woselbst sein Vater Accis-Einnehmer war. Er war von drei Brüdern der jüngste. Sein Vater schickte ihn im Jahr 1713 mit seinem zweiten Bruder Johann Gottlieb in die Kreuzschule nach Dresden. Seine schöne Stimme erwarb ihm kurze Zeit darauf die Stelle als Rathscantor in dieser Stadt. Der Cantor Grundig unterrichtete ihn in der Vocalmusik und der Organist Pezold lehrte ihn das Clavier. Unter andern übte er sich für sich selbst durch das Studium der Cantaten von Kaiser, welche den Titel führen: Die musikalische Landlust. Er lernte sie fast auswendig, und seine Compositionen sind in dem Charakter derselben. Als seine Stimme zum Tenor übergegangen war, fing er an, die Composition unter der Anleitung des Capellmeisters Schmidt in Dresden zu studiren. Während er das Studium des Contrapunkts verfolgte, war er zugleich bemüht, seine Einbildungskraft zu begaben und seinen Geschmack als Sänger zu bilden. Dazu dienten ihm die Opern von Lotti und Heinichen, welche

eine erlesene Operistengesellschaft damals in Dresden gab. Im Jahr 1720 verließ er die Kreuzschule und begann für die Kirche zu componiren. Seine Verbindung mit Pisendel und dem berühmten Lautenspieler Weiß, und die Hilfe des Doktor Löscher, des Architekten Karger und des Ceremonienmeisters und Hofpoeten König waren ihm dabei von dem größten Nutzen; aber besonders war es die Empfehlung des letztern, welche ihm den Weg zum Glück öffnete, indem sie ihm die durch Hasse's Abgang erledigte Stelle eines Tenoristen zu Braunschweig verschaffte. Graun erhielt sogleich eine Rolle in der Oper, welche während des Carnevals gegeben werden sollte, und reisete zu Neujahr 1725 nach Braunschweig ab. Da die Arien in seiner Rolle, wie Schurtmann sie componirt hatte, nicht nach seinem Geschmack waren, verfertigte er eine andere Musik für selbige, und sang sie zur großen Zufriedenheit des Hofes. Dieser Versuch seines Talents verschaffte ihm den Auftrag, die Oper, welche nächsten Sommer gegeben werden sollte, in Musik zu setzen, und zugleich den Posten eines Vice-Capellmeisters. Unterdeß fuhr er fort, in jeder Oper bald seine eigenen, bald fremde Compositionen zu singen. So verlebte er, allgemein geachtet, mehrere Jahre, bis der Kronprinz von Preußen ihn sich vom Herzog Ferdinand Albrecht erbat, um ihn als Kammersänger bei seiner Capelle zu Reinsberg anzustellen. Der Herzog kündigte ihm selbst dieses glückliche Ereigniß an und ertheilte ihm seine Entlassung. Graun ging im J. 1735 zu seiner neuen Bestimmung ab. Die Beschäftigungen seines neuen Amtes bestanden in der Abfassung von Cantaten für die Concerte des Prinzen, welche er zugleich als Sänger vorzutragen hatte. Als der Prinz 1740 den Thron bestieg, ernannte er ihn zu seinem Capellmeister, und schickte ihn nach Italien, um für die neu zu errichtende Oper die nöthigen Sänger und Sängerinnen zu engagiren. Graun ließ sich auf dieser Reise hören, indem er seine eigenen Compositionen sang, und ward allgemein mit Beifall aufgenommen, selbst von dem berühmten Bernachi. Nach seiner Rückkehr vermehrte der König seinen Gehalt auf 2000 Thaler, und Graun beschäftigte sich seitdem ununterbrochen mit Compositionen für die Oper, bis er am 8. August 1759 starb. Sein Haupttalent als Sänger bestand in der Ausführung des Adagio, wiewohl er auch kräftige Partien mit Geschmack und Leichtigkeit vortrug. Seine Stimme war ein hoher Tenor, dem es wohl an Nachdruck, aber nicht an Anmuth gebrach. Der König vergoß Thränen, als er den Tod Grauns zu Dresden erfuhr. Man zählt ihn zu den besten klassischen Musikern wegen seiner schönen Erfindung, des Charakters und Ausdrucks seiner Compositionen, seiner schönen Melodie, seiner reinen Harmonie, und der geschickten Anwendung, die er von den Hilfsmitteln des Contrapunkts macht. Die ersten Compositionen, welche man von ihm kennt, sind die Motetten, welche er in Dresden für die Kreuzschule componirte. Später componirte er für den Cantor Reinholdt eine große Menge Kirchenstücke. Die Zahl seiner Werke, die er in Braunschweig, Reinsberg und Berlin verfertigte, ist sehr groß; es sind darunter mehr als dreißig Opern. Seine Musik zu dem Rammlerschen Tod Jesu wird insgemein für sein Meisterwerk angesehn. Der Capellmeister Hiller hat Graun's Leben geschrieben, aus welchem dieser Artikel gezogen ist.

Grave zeigt in der Musik eine langsame, ernste Bewegung an. Soll diese in der Ausführung gehörig charakterisirt werden können, so müssen die Tonstücke gewisse dem gemäße Einrichtungen haben: es würden z. B. lange Reihen gleiche Geltung habender Noten, stackirte oder rollende Passagen als Hauptfiguren hier am unrechten Orte stehen. Ne-

nigstens müssen, wenn man diese Fälle annehmen, und sich solche in vollstimmigen Tonstücken denken will, andere Stimmen den Charakter des Grave durch abstechende Notengattungen behaupten und fühlbar machen. Punktirte Noten, Bindungen u. dgl. scheinen im Grave vorzugsweise zu passen, und müssen hier mit gewissenhafterer Präcision vorgetragen werden, als sonst bei langsamen und sangbaren Sätzen zu geschehen pflegt.

Graveswein, eine gute Sorte Bordeauxwein. Es gibt weißen und rothen. Die rothen Gravesweine wachsen, wie die weißen, auf einem mehr oder weniger steinigen Boden. Sie haben wenigen oder gar keinen Göhr, aber viel Blume (bouquet). Man theilt sie in vier Qualitäten ein, deren Preise zwischen 350 und 150 Livres variiren. Am vorzüglichsten ist der Haut-Brion. Zu dem Graves rechnet man auch den schönen St. Emillion, an der Dordogne, nahe bei Libourne; er geht größtentheils nach dem Norden. Sonst verschickte man die Gravesweine fast nach allen Ländern, weil sie sich sehr gut auf langen Seereisen halten.

Graviren heißt Figuren einschneiden, es sey in Holz, Metall oder Stein. Von der Kunst, in Holz zu graviren, wird unter Holzschneidekunst; von der Kunst, in Metall zu graviren, unter Kupferstecherkunst und ihren verschiedenen Arten, wie auch unter Stempelschneidekunst; von der Kunst, in Stein zu graviren endlich, wird unter Steinschneidekunst ausführlicher die Rede seyn.

Gravitation, Schwerkraft oder allgemeine Schwere, nennen wir die in der Körperwelt als allgemein wahrgenommene Erscheinung, daß alle Körper ohne eine äußere Ursache sich einander zu nähern oder selbst in der Entfernung anzuziehen streben. Dies findet nicht nur bei allen auf der Erde befindlichen Körpern, sondern auch bei den Himmelskörpern Statt. Erde und Mond, die Sonne und die umkreisenden Planeten ziehen einander gegenseitig an. Die Gravitation ist der Grund, daß ein frei gelassener Stein gegen die Erde lothrecht hinabfällt, sie ist aber auch der Grund, daß große Gebirgsmassen leicht fallende Körper von ihrer lothrechten Richtung merklich ablenken und zu sich hinziehen. Die Atomisten, nach deren Lehre nur von außenher eine Kraft auf die an sich feste Materie wirken kann, vermögen die Ursache der Gravitation nicht zu erklären. Nach der dynamistischen Lehrart beruht sie auf den anziehenden Kräften, die der Materie wesentlich angehören, und womit die Körper in allen Entfernungen, und selbst durch den leeren Raum auf einander wirken. Nach diesem Systeme liegt der Grund der allgemeinen Schwere in der Materie selbst, und die allgemeine Erfahrung stimmt damit überein. Schon Anaxagoras kannte sie, und Lucrez lehrt uns, daß sie ein Satz des epicureischen Systems war. Als man bei den Fortschritten der Astronomie die Gewißheit erlangte, daß die Himmelskörper von Kugelähnlicher Gestalt seyen, und nach der Ursache dieser Gestalt forschte, fand man keine andere, als die Schwere nach welcher die Materie ein Bestreben habe, sich zu vereinigen und nach einem gemeinschaftlichen Punkte zu drängen. Aber das Gesetz, nach welchem die Gravitation wirke, entdeckte Newton. Er fand, daß jedes materielle Element alle Körper in geradem Verhältniß und im umgekehrten der Quadratzahl seiner Entfernung von denselben anziehe. Aus diesem Gesetze lassen sich alle die Erscheinungen herleiten, welche unser Sonnensystem verbindet, nämlich die Bewegungen der Planeten um die Sonne, die Ungleichheiten des Mondlaufes, die Ungleichheit der Kometenbahnen, das Vorrücken der Nachtgleichen, die

Schwankung der Erdaxe, die Störungen, welche die Planeten durch gegenseitige Einwirkungen auf einander in ihren Bahnen leiden, die abgeplattete Gestalt der Erde, des Jupiters u. s. w.

Grävius (Johann Georg), ein berühmter Philolog und Kritiker, war im J. 1632 zu Naumburg in Sachsen geboren, studirte anfangs zu Leipzig die Rechte, vornehmlich aber Humaniora, ging dann nach Leyden, wo er zwei Jahre Gronovs Unterricht genoß, und ward, nachdem er 1656 als Professor der schönen Wissenschaften zu Duisburg und 1658 zu Deventer angestellt gewesen, im J. 1662 auf den Lehrstuhl der Beredsamkeit, Staatskunst und Geschichte nach Utrecht berufen. Hier lehrte er mit Auszeichnung, bildete treffliche Schüler und starb den 11. Januar 1703. Aber auch als Schriftsteller erwarb er sich um das Griechische und Römische Alterthum die entschiedensten Verdienste. Seine Ausgaben des Hesiod, Suetov, Cicero, Catull, Tibull, Properz, Justin, Lucian u. A. sind noch jetzt sehr geschätzt. Am wichtigsten jedoch sind seine beiden großen Sammlungen, der Thesaurus antiquitatum romanarum, und der nach seinem Tode von Burmann beendigte Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae etc.

Gray (Johanna) war die Enkelin Mariens, der Schwester Heinrichs VIII. und Gemahlin Gilforts, des Sohns Johann Dudley's, Herzogs von Northumberland. Nachdem Marie von König Ludwig XII. Wittwe und kinderlos geblieben war, hatte sie sich mit Brandon, Herzog von Suffolk, dem Vater Johannens, vermählt. Der Herzog von Northumberland, welcher dem Herzog von Sommerset in der Gunst Eduards VI. gefolgt war, fürchtete, dieser Fürst möchte in kurzem der Schwäche seiner Körperconstitution unterliegen, und fand kein anderes Mittel, sein Ansehen zu behaupten, als die Prinzessinnen Maria und Elisabeth vom Throne zu entfernen, und Johannen, seine Schwiegertochter, eine einsichtsvolle, liebenswürdige und tugendhafte Fürstin, als Königin proklamiren zu lassen. Eduard VI., ein eifriger Protestant, ging in die Ansichten seines Ministers ein, änderte die von Heinrich VIII. festgesetzte Ordnung in der Thronfolge, und verfügte, daß ihm die Töchter Heinrich Gray's, von denen Johanna die älteste war, in der Regierung folgen sollten. Sie wurde auch wirklich in London als Königin ausgerufen, aber Mariens Anhang und Recht trugen den Sieg davon. Vergebens begab sich Johanna der Würde, die man ihr ertheilt hatte, und die sie nur neun Tage bekleidete; Maria ließ die unglückliche Nebenbuhlerin, nebst Elisabeth, welche nachher regierte, in den Tower von London setzen. Man machte ihr den Prozeß, und ihr Schwiegervater und ihr Gemahl wurden mit ihr im J. 1554 enthauptet. Ihr Gemahl hatte die Erlaubniß erhalten, ihr das letzte Lebewohl sagen zu dürfen, aber sie verweigerte es, aus Furcht, eine Schwäche zu offenbaren. Jeder beklagte das Loos Johannens, welche in einem Alter von 17 Jahren als das schuldlose Opfer der Herrschsucht ihres Schwiegervaters starb, und die dritte Königin war, die in England ihr Leben auf dem Blutgerüste endete. Sie war eine gelehrte Fürstin, und las selbst den Plato. Die Griechische Sprache war ihr so geläufig, daß an dem Morgen ihres Sterbetages sie einen Griechischen Brief an ihre Schwester, die Gräfin Pembrock, schrieb. Eine Uebersetzung desselben findet sich in Larrey's Geschichte von England.

Gray, Thomas, den die Britten ihren Pindar zu nennen pflegen, ist auch uns Deutschen durch seine schöne Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhofe, wenigstens in den Uebersetzungen von Gotter, Kosegarten und Seume, rühmlich bekannt. Er wurde geboren zu London den 26.

Dec. 1716, studirte zu Cambridge, und begab sich hierauf nach London, um mit seinem geliebten West in dem Inn-Temple dem Studium der Rechte obzuliegen. Bald war ihm dieses lästig, und da sein zweiter Jugendfreund, Horazio Walpole, ihn zu Begleitung auf seinen Reisen ins Ausland einlud, nahm er diese Einladung mit Freuden an. Die Reise ging durch Frankreich und Italien, wo sie beide, durch Walpole's Schuld, zerfielen. Gray mußte nun seine Reise allein fortsetzen, nicht ohne mancherlei Unbequemlichkeiten, denen seine beschränkten Vermögensumstände ihn aussetzten. 1741 traf er wieder in England ein, wo seine Aussichten nichts weniger als vielversprechend waren. Er wählte seinen Aufenthalt zu Cambridge, wo er sich in alle Arten von Studien vertiefte, denn er war einer von den seltenen Gelehrten, welche lediglich zur Befriedigung ihres eigenen geistigen Bedürfnisses studiren. Erst zu einer Zeit gelangte er zu Brod und Ehren, wo er, seiner herannahenden Auflösung halber, auf beides hätte Verzicht leisten können. Er wurde 1768 Professor der neuern Sprachen und Geschichte zu Cambridge, seine Gesundheit war aber schon so geschwächt, daß er sich außer Stande fühlte, ohne Gehülfen, die er salarirte, seinen Posten zu vertreten. Er starb den 30. Jul. 1771. Dryden, Collins und Gray gelten für das Triumvirat der brittischen Lyriker. Uebertrafen jene ihn an Hoheit, Pathos und Begeisterung, so übertraf er sie wieder weit an Reichthum der Bilder, Glut des Colorits und Harmonie des Versbaues. Der Gedichte, die er hinterließ, sind wenige; aber jedes trägt das Siegel der Meisterschaft.

Grazie bezeichnet in den schönen Künsten überhaupt diejenigen Eigenschaften, durch welche ein Gegenstand einen wohlgefälligen Eindruck der sanfteren Art auf uns macht. Wir haben dafür die Wörter Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz, Holdseligkeit, als eine Stufenfolge von Ausdrücken verwandter Empfindungen, deren die eine sich über die andere erhebt. Reiz scheint das Allgemeine zu seyn; die übrigen bezeichnen besondere Arten desselben. Nur das Schöne kann reizend seyn, und es wird reizend, wenn es nicht bloß das Vergnügen der Betrachtung erregt, sondern zugleich eine schwärmerische Begierde, sich innig mit ihm zu vereinigen, es seiner Phantasie zu fortdauerndem Genusse zu übergeben. Anmuth und Lieblichkeit sind von Liebreiz und Holdseligkeit dadurch unterschieden, daß jene auch von leblosen und thierischen Wesen; diese bloß von Menschen und höheren Wesen gebraucht werden können; jene ein durch die Auffassung einer Form erregtes angenehmes Lebensgefühl, diese ein höheres, mit der Sittlichkeit nahe verwandtes Gefühl ausdrücken; jene in Werken der Kunst in der Anordnung und Manier, diese im Ausdrucke ihren Grund haben. Liebreiz ist das echte Deutsche Wort für Grazie. Er ist nur dem Geschlechte eigen, welches wir das schöne nennen, und auch diesem nur in der Blüthe des Lebens. Liebreiz begleitet bei dem weiblichen Geschlechte den Ausdruck der Liebe, und athmet aus jenen zauberischen Mienen und Bewegungen, in welchen der Ausdruck der Liebe mit dem Ausdruck einer unschuldsvollen Begier, die Liebe zu verbergen, frei und natürlich verknüpft ist. Ihn seinen Werken einzuhauchen, wird dem Künstler nur in dem Moment der reinsten Begeisterung gelingen. Holdseligkeit aber ist nur überirdischen, idealischen weiblichen Gestalten eigen; sie ist der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele, erhabener, allumfassender Liebe und Sympathie gegen niedere Wesen, bei welchen man sich zugleich bestimmt fühlt, sich zutrauensvoll anzunähern und demüthig zurückzuziehn.

Grazien oder Charitinnen, die Göttinnen der Anmuth, der schönen Sitte, von welchen, wie Pindar singt, den Sterblichen alles Schöne und Angenehme kommt, durch welche allein der Mensch weise, schön oder glänzenden Ruhmes ist. Die Dichtungen der Alten davon sind sehr verschieden. Nach Hesiodus und den meisten Dichtern und Mythographen war Jupiter ihr Vater; in Ansehung ihrer mütterlichen Abstammung aber weichen die Angaben sehr von einander ab. Phurnuthus allein läßt sie aus einer rechtmäßigen Ehe entstehen. Bei Hesiodus heißt die Mutter Eurynome; und mit ihm stimmen die meisten Alten überein. Orpheus nennt sie Eunomia, Andere Eurydomene und Eurymedusa, ein Epigramm auf die Grazien Hemonia und die Scholien des Lactatius Hermione oder Harmonia. Wahrscheinlich aber sind dies alles Verstümmelungen des Namens Eurynome. Antimachus, ein Zeitgenosse Plato's, nennt sie Töchter des Helios und der Aegle, Servius Töchter des Bacchus und der Venus, und Nonus, des Bacchus und der Nymphe Koronis. Eben so verschieden werden ihre Anzahl und ihre Namen angegeben. Die Lacedämonier und Athenienser kannten zuerst nur zwei, denen jene die Namen Phaënna (die Schimmernde) und Kleta (die Ruhmvolle); diese aber die Namen Hegemone (die Führerin) und Auxo (die Beglückerin) gaben. König Eteokles führte bei den Orchomeniern die Anbetung dreier Grazien ein, und Hesiodus gibt ihnen zuerst die bekannten Namen Aglaja (Glanz), Thalia (die Grünende) und Euphrosyne (Heiterkeit). Homer erwähnt ihrer in der Ilias als Dienerinnen der Juno, in der Odyssee aber als Dienerinnen der Venus, welche sich von ihnen baden und schmücken läßt. Er dachte sie sich als ein zahlreiches Gefolge dieser Göttinnen, bestimmt, die Tage der Unsterblichen zu beglücken. Hesiods Dichtung kommt der Homerischen am nächsten. Ihm waren sie, wie sich schon aus den Namen seiner Grazien ergibt, ein Bild von der höchsten Anlage zu gefallen, deren Hauptzweck ist, das gesellschaftliche Vergnügen zu befördern und durch Heiterkeit und Güte zu fesseln. Die spätern Dichter entfernten sich von dieser Vorstellungsart, und machten aus ihnen allegorische Dichtungen. Allenthalben aber erscheinen die Grazien (und eben dies scheint ihren Charakter zu vollenden) nicht als herrschende, sondern als dienende Gottheiten. Nicht sie selber schimmern, aber Venus schimmert durch sie; nicht sie erobern, aber durch sie gewinnt Venus die Herzen. Doch nicht auf das Gebiet der Liebe und gesellschaftlicher Freuden ist ihre Thätigkeit beschränkt; auch geistige Genüsse und Annehmlichkeiten, Musik, Beredsamkeit, Poesie und andere Künste verschönern sie durch ihren Einfluß, auch wird ihnen die Ausübung des Wohlthuns und der Dankbarkeit zugeschrieben. In den ältern Zeiten bildete man die Grazien völlig bekleidet. So waren z. B. ihre goldenen Bildsäulen des Bupalus in Smyrna und die marmornen des Sokrates vor dem Eingange der Acropolis von Athen; eben so im Tempel zu Elis, wo die Körper von Holz, Hände, Gesicht und Beine von weißem Marmor, die Kleider aber vergoldet waren. Eine von ihnen hielt eine Rose, die andere einen Myrthenzweig (Symbole der Schönheit und Liebe), die dritte einen Würfel (das Bild harmloser Jugend) in der Hand. In der Folge bildete man sie auch unbekleidet. Ihr Dienst war in Griechenland sehr ausgebreitet; sie hatten daselbst eine große Anzahl von Tempeln, theils allein, theils mit andern Gottheiten gemeinschaftlich, namentlich mit der Venus, den Musen, dem Amor, Merkur und Apoll. Ihre Feste hießen Charisien und wurden mit Tanz gefeiert. Uebrigens

schwur man bei den Charitен und weihte ihnen bei Tafel den ersten Becher.

Grätz, die Hauptstadt des Herzogthums Steyermark an der Muhr, hat 4,600 Häuser, und unter diesen mehrere Paläste. Einwohner zählt man 40,000, von denen an 12,000 durch die Zitz- und Kattun-Fabriken beschäftigt werden. Der Ort ist sehr wohlhabend, und das Gewerbe wird noch durch jährliche Messen befördert. Unter den wissenschaftlichen Anstalten verdienen eine Sternwarte mit einer Naturaliensammlung, und dann besonders das von dem Erzherzoge Johann gestiftete Museum, von seinem Gründer Johanneum genannt, bemerkt zu werden, diese ausgezeichnete wissenschaftliche Anstalt enthält nämlich reiche Sammlungen von Büchern, Kunstsachen, Instrumenten, Alterthümern, Urkunden zur vaterländischen Geschichte, Fabrik- und Landesproducten, welche sich auch durch patriotische Beiträge von Privatleuten immer vermehren. Mehrere Lesezimmer stehen für Gelehrte, Geschäftsmänner und Studierende offen. Auch werden Vorlesungen über Mineralogie, Chemie, Geschichte und Statistik, Astronomie, Technologie ꝛc. gehalten und fleissig besucht.

Grécourt (Jean Baptiste Joseph Villart de), wurde im Jahr 1683 zu Tours geboren. Seine Aeltern bestimmten ihn, als den jüngsten ihrer Söhne, zum geistlichen Stande. Er studirte in Paris, erhielt 1697 ein Canonicat an der Kirche St. Martin in seiner Vaterstadt, und machte sich zuerst durch einige Predigten bekannt, die mehr satyrischen als moralischen Inhalts waren. Er erlaubte sich darin sehr anzügliche Anspielungen auf viele Damen der Stadt, welche nicht ermangelten, sich dafür dankbar zu erweisen. Aber er entsagte bald diesem Stande, der für seinen unruhigen und lebhaften Geist zu einförmig war, und ging nach Paris, wo er als witziger Kopf Eingang in die besten Häuser fand, und sich unter andern vorzüglich die Gunst des Marschalls d'Estrées zu erwerben wußte. Dieser nahm ihn mit sich nach dem Schlosse Veret in Bretagne, einem Orte, den Grécourt sein irdisches Paradies zu nennen pflegte, weil er hier alles fand, was seiner Sinnlichkeit schmeicheln konnte. Sein ausschweifender Hang zu Genüssen, sein Leichtsinn und seine zügellose Einbildungskraft hielten ihn von ernsten und anhaltenden Studien ab; seine ganze Beschäftigung bestand darin, Erzählungen, Epigramme und andere kleine Gedichte zu verfertigen, und seinen Freunden mit der ihm eigenthümlichen Anmuth vorzulesen. In dieser Kunst war er ein solcher Meister, daß die ganze Feinheit seiner Poesien sich erst durch seinen Vortrag fühlbar machte. Dieses Talent, seine Lustigkeit und seine Einfälle machten ihn angenehm; aber seine Neigung zur Satyre zog ihm auch manchen Feind zu. Er wollte gelehrt seyn, und hatte die Römischen Autoren ziemlich wohl inne; aber er gab sich das Ansehn, als ob er noch ungleich besser die Griechen verstehe, die ihm durchaus fremd waren. Die Schalkhaftigkeit seiner Freunde setzte ihn in dieser Rücksicht oft in Verlegenheiten, aus denen er sich jedoch durch Unverschämtheit zu ziehen suchte. Er starb zu Tours den 2. April 1745. Seine sämmtlichen Gedichte sind nach seinem Tod oft gedruckt worden. Sie enthalten außer mehrern mittelmäßigen Fabeln, Epigrammen, Liedern und andern kleinen Gedichten, 91 poetische Erzählungen und ein in Lateinischer Sprache abgefaßtes und wider den Jesuitenorden gerichtetes Gedicht Philotanus. Seine Poesien haben ganz den Charakter ihres Verfassers; sie sind lebhaft und witzig, aber auch unendlich muthwillig und ausgelassen.

Greenwich, eine schöne Stadt in England, in der Provinz Kent, an der Themse, mit einem königlichen Palast und einem Park. Berühmt ist das hiesige Observatorium, von dem Astronomen Flamstead, der hier wohnte, auch Flamsteadhouse genannt, von welchem die Englischen Geographen und Seefahrer den ersten Meridian rechnen, der von Ferro 17° 40′ entfernt ist. Ferner ist hier das prächtige, von Wilhelm III. gestiftete und von seiner Nachfolgerin Anna völlig zu Stande gebrachte Hospital, worin über 2000 alte oder dienstunfähige Seeleute bis an ihr Lebensende verpflegt, und ausserdem 100 Knaben, Söhne von Seeleuten, in den Seewissenschaften unterrichtet und zum Dienst der Flotte erzogen werden. Zwei andere Orte dieses Namens liegen in dem Nordamerikanischen Freistaate New-Jersey.

Gregoire (H.), geboren zu Lüneville im J. 1750, ward Pfarrer zu Enobermesnil, hierauf Deputirter der Geistlichkeit von Nancy bei der General-Ständeversammlung. Er war einer der ersten Geistlichen, der zum dritten Stande übertrat, von welchem er mit lautem Beifall aufgenommen ward. Den 8. Juli 1789 widersetzte er sich der Annäherung der Truppen, welche der König nach Paris beschied. Gregoire war der erste Geistliche, der den constitutionellen Eid leistete, und wurde zum Bischof von Blois gewählt. Als die Flucht Ludwigs XVI. die Frage von der Unverletzlichkeit der königlichen Person zur Sprache brachte, erklärte sich Gregoire mit Nachdruck gegen den Monarchen, und verlangte, daß er von einem Convente gerichtet werde. Hingegen weigerte er sich, dem Beispiele Gobels, constitutionellen Bischofs von Paris, zu folgen, welcher am 7. November vor den Schranken erschien, und die katholische Religion nebst den bischöflichen Amtsverrichtungen abschwur. Er war selbst kühn genug, das Benehmen desselben zu mißbilligen. Im J. 1794 arbeitete er viel in dem Ausschusse für den öffentlichen Unterricht, und erstattete mehrere Berichte über den unersetzlichen Schaden, den der Terrorismus den Künsten und Wissenschaften zugefügt habe. Im September 1795 trat er in den Rath der Fünfhundert, und nach dem 18. Brumaire kam er von neuem in den gesetzgebenden Körper. Im Februar 1800 wurde er zum Präsidenten ernannt, und den 23. December 1801 auf die wiederholte Präsentation des gesetzgebenden Körpers zum Mitgliede des Erhaltungssenats gewählt. Ueberdies ist er Commandant der Ehrenlegion. Vor der Revolution war er Mitglied der Akademie von Metz, und wurde es nachher von dem Nationalinstitute und der Pariser Gesellschaft des Ackerbaues. Ihm verdankt Frankreich die Errichtung des Büreau der Längenmessungen und des Conservatoriums der Künste und Handwerke. Eben so machte er sich um die Wissenschaften verdient. Er ist Verfasser mehrerer Schriften, von denen die meisten ins Englische übersetzt worden sind. Im J. 1803 machte er eine Reise nach England und Deutschland. 1816 wurde er seiner Stelle als Mitglied der Akademie entsetzt.

Gregor VII., ehe er zum Pontificate gelangte, Hildebrand genannt, war einer der merkwürdigsten Päpste. Seine Jugendgeschichte ist wenig bekannt, selbst das Jahr und der Ort seiner Geburt ist ungewiß, indem einige Siena, andere Saona im Toskanischen und noch andere Rom als seinen Geburtsort nennen. So viel indeß ist gewiß, daß er seine Kindheit in Rom verlebte, als ein junger Mann eine Reise nach Frankreich machte, und hier mit dem Kloster zu Clügny in Verbindung kam, um das J. 1045 nach Rom zurückkehrte und hier eine Laufbahn sich eröffnete, welche ihn zu einem großen Ziele führen sollte.

Bekannter und zugleich merkwürdiger wird seine Geschichte von der Zeit an, wo er sich wieder in dem Kloster zu Clügny eine Zeit lang eingeschlossen hatte, und hier dem Papst Leo IX., nachdem er auf einer zu Worms gehaltenen Synode zum Pontificat ernannt worden war, auf seiner Reise durch Frankreich nach Rom bekannt ward. Er begleitete ihn nach Rom, und spielte von dieser Zeit an, obgleich im Verborgenen, eine bedeutende Rolle, indem er, vermöge der Herrschaft, welche große Geister über gewöhnliche Menschen ausüben, die Schritte dieses und mehrerer nachfolgender Päpste leitete. Erst nach dem Tode Alexanders II. im J. 1073 gefiel es dem Cardinal Hildebrand, den päpstlichen Stuhl zu besteigen, auf welchen er sich, wenn es sein Wille gewesen wäre, weit früher hätte schwingen können. Was er längst schon durch mehrere Maßregeln, zu denen er den vorhergehenden Päpsten gerathen hatte, vorzubereiten bemüht gewesen, das suchte er nun selbst mit dem raßlosesten Eifer auszuführen. Es war sein Entwurf, dem Römischen Stuhl nicht bloß die höchste Gewalt in der Kirche und über die Kirche zu verschaffen, und die ganze Fülle der geistlichen Gewalt in die Hände des Papstes zu bringen, sondern auch die Kirche von der Gewalt des Staats gänzlich unabhängig zu machen, und den Königen und Fürsten den Einfluß abzuschneiden, den sie bisher noch in mannigfaltigen Beziehungen zu behaupten gewußt hatten. Er wollte gleichsam eine Theokratie stiften, in welcher der Papst der Statthalter Gottes, der höchste Regent in politischen eben so wohl als in kirchlichen Angelegenheiten seyn sollte. Das Meiste für die Ausführung seines Plans versprach er sich von der Aufhebung der Laieninvestitur, an welchem Rechte der Fürsten, die Bischöffe zu belehnen, die ganze Gewalt hing, welche die Fürsten noch über den Clerus ihrer Länder ausübten. Daher ließ er im J. 1075 zum Erstaunen der ganzen Welt das merkwürdige Dekret ausgehen, worin allen Geistlichen bei Strafe des Verlusts ihrer Aemter verboten ward, die Investitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien bei Strafe des Bannes verboten ward, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen. Leicht konnte Gregor vorhersehen, daß die Fürsten, und namentlich der Kaiser, nicht bereit seyn würden, das bisher behauptete Investiturrecht auf das erste Wort aufzuopfern. Daher beschloß er, mit dem Kaiser Heinrich IV. zu brechen, und hoffte, der Streit werde sich so wenden, daß der Kaiser genöthigt werden würde, durch die Aufopferung dieses Rechtes den Frieden zu erkaufen. An Gelegenheit zum Kriege mit dem Kaiser konnte es dem Papste nicht fehlen, da sich der Kaiser, durch jugendlichen Leichtsinn und böse Rathgeber irre geleitet, während der kurzen Zeit seiner Selbstregierung über alle göttlichen und menschlichen Gesetze hinweggesetzt hatte. Auch konnte ihm dieser Krieg eben nicht gefährlich dünken, da der Kaiser viele und mächtige Feinde im Reiche hatte. Noch im Jahr 1075 sprach der Papst das Suspensionsurtheil über mehrere Deutsche Bischöffe, welche ihre Aemter von dem Kaiser gekauft hatten, und den förmlichen Bann über 5 kaiserliche Räthe aus, welche diesen schändlichen Handel getrieben haben sollten, und da der Kaiser diese Räthe nicht entließ, und jener Bischöffe sich annahm, machte der Papst im J. 1076 ein neues Dekret bekannt, in welchem dem Kaiser angekündigt ward, daß er in Rom erscheinen und sich wegen der gegen ihn erhobenen Klagen verantworten solle. Der unbedachtsame Kaiser versammelte unverzüglich eine Synode zu Worms, und ließ das Absetzungsurtheil gegen den Papst aussprechen, wodurch denn dieser bewogen ward, auch seinerseits zum Aeusser-

sten zu schreiten, den Kaiser in den Bann zu thun, und alle seine Unterthanen und Vasallen von dem Eid der Treue zu entbinden. Bald sah der Kaiser ganz Oberdeutschland gegen sich aufstehen, zu eben der Zeit, da die Sachsen in Niederdeutschland den Krieg gegen ihn erneuerten, und als die zu Oppenheim versammelten Fürsten den Schluß faßten, daß zu einer andern Kaiserwahl geschritten werden sollte, ergab er sich ihnen fast auf Discretion, und mußte sich vorschreiben lassen, daß er den Papst, den sie selbst ersuchen würden, in das Reich zu kommen, als Richter über sich erkennen, seine excommunicirten Räthe entlassen, und sich als suspendirt von der Regierung betrachten wolle. Betäubt von diesem Schlage, fiel Heinrich auf den Gedanken nach Rom zu eilen, und hier von dem Papste die Lossprechung von dem Banne zu erbetteln. Mitten im Winter, fast ohne Gefolge, reisete der Kaiser nach Rom, und der Papst traute kaum seinen Augen, als er ihn so tief gesunken sah. Zu Canossa, in dem Gebiete der Markgräfin Mathildis, traf der Kaiser den Papst, welcher darauf drang, daß sich der Kaiser einer kirchlichen Buße unterziehen müsse, und ihn deshalb 3 Tage lang in dem Aufzuge eines Büßenden in dem Hofe zu Canossa warten ließ. Bald aber bereute der Kaiser diesen Schritt, und es sammelten sich wieder mehrere seiner Freunde um ihn, und nach einem mit abwechselndem Glücke geführten Kriege trug er den Sieg über den ihm entgegengesetzten Gegenkaiser, Rudolph von Schwaben, davon. Nun ließ er den Papst auf einer Synode zu Brixen absetzen und einen Gegenpapst wählen, eilte nach Italien, drang in Rom ein, und enthronisirte den Gegenpapst. Gregor, welcher in die Engelsburg flüchtete, und hier drei Jahre lang wie im Gefängnisse lebte, trug sein Unglück mit Würde und Standhaftigkeit, und konnte durch nichts bewogen werden, die Rechte der Kirche zu verletzen. Endlich befreite ihn Robert, Herzog der Normänner, die Römer aber nöthigten ihn, weil Roberts Soldaten die Stadt geplündert und verheert hatten, Rom zu verlassen, und er ging daher nach Salerno zu den Normännern, wo er im J. 1085 starb. Außerdem ist von Gregor zu bemerken, daß er den Cölibat der Geistlichen allgemein einführte, so weit er ihn erzwingen konnte, weil er entweder an eine größere Heiligkeit des ehelosen Standes glaubte, oder den Klerus auch hiedurch unabhängiger machen wollte, und die Markgräfin von Toskana, Mathildis, bestimmte, ihre fast königliche Besitzungen dem Römischen Stuhle zu legiren. Kein Papst ist mehr gepriesen, aber auch keiner mehr getadelt worden, als Gregor. Die meisten protestantischen Geschichtschreiber haben ihm unersättliche Herrschsucht und gränzenlosen Ehrgeiz vorgeworfen. Betrachtet man aber das Ganze seines Lebens und die Größe seines Geistes, liest man seine Briefe, in denen die edelsten Gesinnungen ausgedrückt sind, und erwägt, wie streng er, nicht nur gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst war, so ist es nicht glaublich, daß ein bloßes kleinliches Streben nach eigener Größe der Zweck seines Lebens gewesen sey. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß er, wenigstens bei seinem Hauptentwurf, ein höheres Ziel vor Augen hatte, und mit redlicher, wenn auch irriger Ueberzeugung, für die Sache Gottes und Christi, für die Sache der Religion und der Kirche, zu wirken glaubte. N.

Greif, ein bekanntes Wunderthier des Alterthums, das nach der gewöhnlichen Sage Leib, Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Ohren des Pferdes, und statt der Mähne einen Kamm von Fischflossen hatte; der Rücken war befiedert. Aelian besetzt den Rücken mit schwarzen, die Brust mit rothen und die Flügel mit

weißen Federn; Ctesias gibt ihm blaue, glänzende Nackenfedern, einen Adlerschnabel und feurige Augen. Spätere Schriftsteller setzen noch manches hinzu. Nach dem Verfasser des Buchs: De rerum natura, ist er größer, als ein Adler, hat an den Vorderfüßen große Adlersklauen, an den Hinterfüßen Löwenklauen, legt in sein Nest einen Achat; aus den Klauen macht man Trinkgefäße. Er ist so stark, sagt Ctesias, daß er im Kampf mit allen Thieren Sieger bleibt, den Löwen und Elephanten ausgenommen. Man gab Indien für sein Vaterland aus, und glaubte, daß er auf hohen Bergen niste; nie erwachsen, wohl aber jung gefangen und gezähmt werden könne; daß er das Gold der Gebirge bewahre, und sein Nest davon mache, oder nach andern Angaben, daß er die fürchte, welche Gold suchen, und seine Jungen gegen sie vertheidige. Ueber die Entstehung der Idee von diesem fabelhaften Vogel ist viel gemuthmaßt worden; namentlich hat der Graf von Veltheim in seiner Abhandlung von den goldgrabenden Ameisen und Greifen der Alten, und der gelehrte Böttiger in seinen Vasengemälden sehr viel Sinnreiches darüber gesagt. Letzterer erklärt mit vieler Wahrscheinlichkeit diese und ähnliche Ungeheuer bloß als Erzeugnisse der Indischen Tapetenwirkerei, da sich die Indier von den ältesten Zeiten her an seltsamen Zusammensetzungen ihrer heiligen Thiere ergötzen. Die Griechen, welche an dem Hofe des Persischen Königs dergleichen Tapeten erblickten, hielten die darauf abgebildeten Thiere für wirkliche Geschöpfe des wunderreichen Indiens, und verbreiteten die Sage davon. Auf ähnliche Art entstanden auch die nachherigen Arabesken, Grotesken u. s. w., mit denen jene also einerlei Ursprung hätten.

Greifenfeld, Peter, Graf von, hieß eigentlich Schumacher, und war der Sohn eines Weinhändlers zu Copenhagen. Durch außerordentliche Talente stieg er unter König Friedrich III. von Dänemark zum Kabinetssekretär, seit 1670 aber überließ ihm Christian V. die ganze Leitung der Regierungsgeschäfte, erhob ihn zum Grafen v. Greifenfeld, Großkanzler und Ritter vom Elephanten-Orden. Der eben so rechtschaffene als kluge Minister machte sich um die Staatsverwaltung auf vielfache Weise verdient, und erlangte auch im Ausland ein so großes Ansehen, daß Kaiser Leopold I. ihn 1674 zum Reichsgrafen erhob, Frankreich ihm die Kardinalswürde, und Friedrich Wilhelm von Preußen die Insel Rügen als ein Reichsfürstenthum anbot. Auf dieser größten Höhe hatte man seinen Sturz bereitet. Unvermuthet ward er im März 1676 verhaftet, und der König, den die Faction einiger Großen bis zur Erbitterung getrieben hatte, ließ den unschuldigen Mann das Schaffot besteigen. Seine Todesstrafe ward in lebenslängliche Gefangenschaft verwandelt, und dauerte 23 Jahre, ungeachtet der König selbst einst, bei Endigung einer wichtigen Deliberation, zu seinen geheimen Räthen sagte: Jetzt versteht mein ganzer geheimer Rath nicht so viel, als ehedem ein einziger Greifenfeld. — Er starb den 12. März 1699 zu Drontheim.

Greifenstein, (der) heißt eine Felsengruppe von 9 oder 10 senkrecht und freistehenden Granitfelsen im sächsischen Erzgebirge. Nur einer von ihnen kann ohne Gefahr bestiegen werden. Ohngefähr 4 Stunden südlich von Chemnitz liegt in einem ziemlich einförmigen Thale das kleine Bergstädtchen Thum. An der Südseite desselben erhebt sich ein Gebirge, auf dessen Rücken sich der dichte Freywald hinanstreckt. In der Mitte dieses Waldes erhebt sich eine Felsengruppe, welcher man sich nur dann, wenn man in einer weiten Strecke von Granitblock zu Granitblock, womit sich die ganze Gegend bedeckt, gesprungen ist, nähern kann. Hat man

diese Hindernisse überwunden, so ist man aber auch für alle vorhergegangene Beschwerlichkeit des Wegs durch den Anblick der ungeheuern Granitmassen, die wie Betten übereinander geschichtet sind, und oft nur von einem kleinen Klumpen gehalten, den Einsturz zu drohen scheinen, hinlänglich belohnt. Wilde Gesträuche und kleine Fichten drängen sich aus den Spalten der Felsenwände hervor, und erhöhen den schönen romantischen Anblick. In den Felsenhölen nisten zuweilen Raubvögel, die mit fürchterlichem Geschrey die Gegend umkreisen, wenn sie irgend etwas in ihrer Ruhe stört. Eine Bergstraße führt aus dem Städtchen Thum hinauf auf den Freywald, zieht sich nur kurze Zeit auf dem Wege nach Stollberg hin, und verliert sich endlich in mehrere Holzwege und unwegsame Bergpfade. Hie und da stehen am Wege einzelne Kauen, aus denen die Schläge des Fäustels dumpf heraufschallen. Der einzige der Felsen, den man bequem besteigen kann, ist durch eine hölzerne Treppe auf Befehl des jetzigen Königs, als damaligen Kurfürsten, bei seiner Anwesenheit noch zugänglicher gemacht worden. Zwar ist jene erste Treppe durch die Einwirkung der Witterung längst vernichtet, allein sie ist so wie das obere um den Vorsprung des Felsens geführte Geländer erst jüngst noch erneuert worden. Hat man nun den Felsen erstiegen, so findet man sich durch die herrliche Aussicht, die sich unsern Blicken in die weite Gegend öffnet, für die Beschwerlichkeit des Aufsteigens reichlich belohnt. Die romantischen Gegenden des obern, und die mahlerischen, lachenden Fluren des niedern Erzgebirges liegen als ein lebendiges Panorama vor unsern Blicken ausgebreitet. Nach Norden zu übersieht das Auge die Gegenden bis über den Rochlitzer Berg hinab und verliert sich in den weiten Ebenen des Niederlandes, Westwärts ist die Stadt Altenburg mit ihren Thürmen, und vor ihr das Bergstädtchen Hohenstein mit seinen freundlichen Häusern sichtbar. Südlich nach Böhmen zu sind die Ansichten weniger lachend, sondern mehr düster und romantisch, und schauerlich die tiefen Klüfte zwischen Schlettau und Annaberg. Hoch erheben sich die sonderbar gebildeten Bergmassen des Pil- Scheiben und Haßberges, und des Bärensteins, und gleichsam als Staffage liegt die Stadt Annaberg auf dem ebenen Abhange des Pilberges, mit ihren schwarzen Schieferdächern und ihrer majestätischen Hauptkirche. Den Horizont füllt an dieser Seite der Keil- und Fichtelsberg mit ihren himmelanstrebenden Scheiteln. Natürlich mußten diese Felsenmassen schon in den frühern Zeiten dem Aberglauben reichen Stoff liefern, daher die Sagen von Kobolten und Berggeistern. Gewiß ist es aber, daß man zu verschiedenen Zeiten Pfeilspitzen, Sporen, Scherben, Schlüssel, und Eisen von mancherlei Form in den Gegenden um und an dem Greifenstein gefunden, woraus erhellet, daß die frühere Geschichte desselben in tiefes Dunkel verhüllt ist. r.

Grell. Dieses Wort wird in der Malerei auf den Ton der Farbe, auf die Farbe selbst, und auf Licht und Schatten angewendet. Ein greller Farbenton ist derjenige, der sich nicht durch einen sanften Uebergang in den ihm zunächst stehenden verliert und mit demselben verschmilzt; eine grelle Farbe ist eine schreiende, unharmonische, der gebrochenen entgegengesetzte Farbe; ein grelles Licht, ein greller Schatten entsteht dann, wenn sie in großen Massen zu plötzlich mit einander abwechseln.

Grenoble, die Hauptstadt in der Dauphiné (Depart. Isère) an der Isère, ist eine alte, große und ansehnliche Stadt mit 24,000 Einwohnern, welche gute Handschuhe, Hüte, Tuch, Leinwand und Me-

tallwaaren liefern, und einen ansehnlichen Handel damit treiben. Es befinden sich daselbst eine Artillerieschule, ein Kunstmuseum, Lyceum, Militärhospital. Sehenswerth sind das alte Bergschloß, das Zeughaus, der bischöfliche Palast, das vormalige Parlementshaus, die Cathedral- und St. Clarenkirche, die schönen Spaziergänge.

Grenville (William Windham, Lord) Staatssekretär des Königs von England für die auswärtigen Angelegenheiten, zweiter Sohn des berühmten Georg Grenville, Premierministers zu Anfang der jetzigen Regierung, ward geboren den 25. October 1759. Bei seinem Eintritt in das Parlament schlug er sich zu Pitts Partei, und wurde zum Sprecher des Unterhauses ernannt. Im Mai 1791 übertrug der König ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nachdem er früher schon im Departement des Innern gearbeitet hatte. Im December 1792 und Januar 1793 antwortete er auf die verschiedenen Noten Chauvelins, der als Französischer Minister anerkannt seyn wollte, und deutete ihm an, daß England fortfahren würde, die Maßregeln, welche die Zeitumstände nothwendig machten, zu verfolgen, und daß man ihn in keinem öffentlichen Charakter anerkennen könne. Eben so kündigte er ihm an, Se. Großbritannische Majestät würden nie zugeben, daß diejenigen, welche sich eines Verbrechens gegen Ludwig XVI. schuldig machten, je einen Zufluchtsort in Großbritannien finden dürften. Den 11. und 12. Februar desselben Jahres meldete er beiden Häusern des Parlaments die Kriegserklärung Frankreichs gegen England und Holland, und schloß seine Rede mit einem Lobe des Benehmens der Englischen Regierung. Den 17. Juni nahm er sich lebhaft in dem Hause der Pairs der Vertheidigung des Lords Aukland, Botschafters in Holland, an, dem man Schuld gab, durch sein Benehmen die Feindseligkeiten veranlaßt zu haben. Im J. 1794 vertheidigte er mit nicht geringerer Wärme das Benehmen des Ministeriums, und sprach hauptsächlich den 17. Februar über die Nothwendigkeit des Kriegs gegen Frankreich; den 30. April für die mit Preußen abgeschlossene Allianz; den 5. Mai über die Errichtung von Französischen Emigrantencorps; den 22. desselben Monats über die einstweilige Aufhebung der Habeas corpus Akte, die er als eine unerlaßliche Maßregel zur Verhütung innerer Unruhen, welche England bedrohten, darstellte. Wegen des Benehmens, das England bei den damals eröffneten Unterhandlungen zu Lille zu beobachten hätte, wurde im Juni 1795 ein Staatsrath zu London gehalten, dem Grenville beiwohnte, und wo er der Meinung war, ernstlich an den Frieden zu denken; doch gewann seine Meinung nicht die Oberhand. Er war damals von allen Ministern derjenige, welcher bei der Oppositionspartei in der größten Gunst stand. Im J. 1799 sprach er für die Vereinigung Irlands mit England, und als zu Ende des Jahrs der erste Consul, sogleich nach Annahme dieser Würde, an den König von England geschrieben hatte, um Friedensvorschläge zu thun, antwortete Lord Grenville, damaliger Minister, daß die Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon eine der ersten Bedingungen des Vertrags seyn müsse. Im J. 1800 bestritt er das Friedenssystem mit Frankreich, betheuerte aber seinen eigenen Wunsch, den Frieden wiederkehren zu sehen. Den 5. Febr. 1801 nahm er seine Entlassung bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Kurz darauf widersetzte er sich im Oberhause mit Lebhaftigkeit der Bildung eines Ausschusses zur Untersuchung des National-Etats, welchen Lord Darnley in Vorschlag gebracht hatte, und rechtfertigte das vorige Ministerium. Bei Wiedereröffnung des Parlaments im November 1802

sprach er lebhaft gegen das Ministerium, das den Frieden mit Frankreich geschlossen hatte; sagte, daß nur Maßregeln der größten Anstrengung die Brittische Macht vom Untergange retten könnten, und daß diese Maßregeln genommen werden müßten, nicht aber von den gegenwärtigen Ministern, sondern von dem Manne (auf Pitt deutend), den England als seinen Retter ansehe und erwarte. Er berief sich hauptsächlich auf die außerordentliche Macht Frankreichs und dessen Vergrößerungen, und beklagte sich, daß man in dem Vertrage von Amiens die treuesten Alliirten Englands, den Statthalter und den König von Sardinien aufgeopfert habe. Im Januar 1806 trat er an Pitts Stelle und wurde zum Premierminister und Kanzler der Schatzkammer ernannt, welche Stellen aber im März 1807 an seiner Statt Canning und Perceval erhielten.

Gresset (Jean-Baptiste-Louis), St. Michaels-Ritter, Historiograph des St. Lazarusordens, und Mitglied der Akademie françoise war 1709 zu Amiens geboren, trat in seinem 16. Jahr in den Jesuiterorden, und verließ ihn 10 Jahre nachher wegen des Aufsehens, welches sein Gedicht Vert-Vert machte. Angekündigt in Paris durch die Stimme des Rufs, wußte er denselben zu behaupten und zu vermehren, und ward im J. 1748 in die Französische Akademie aufgenommen. Er lebte zu Amiens, wo er eine treffliche Finanzstelle verwaltete und eine reiche Frau geheirathet hatte. Die ländliche Natur, aus der er fast alle seine Bilder entlehnte, wurde sein Lieblingsaufenthalt. Glücklich pries er, wie Horaz, ein genügsames und unbekanntes Leben im Schooße der mütterlichen Natur. Nach dem Tode Ludwigs XV. kam er nach Paris, und wurde gewählt, um Ludwig XVI. im Namen der Akademie zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Hof und Stadt wünschte den Mann zu sehen, der sie so treffend geschildert hatte. Aber er schien denen, die ihn gekannt hatten, nicht mehr der nämliche, und die Meinung, welche seine ersten Hervorbringungen erweckt hatten, wurde ungemein geschwächt durch seinen Discours, worin er einen frühern von Suard beantwortete. Er machte darin seiner Entrüstung Luft über die Laster und Lästerlichkeiten der Hauptstadt: man wollte den Verfasser des Méchant nicht darin erkennen. Seine Gemälde schienen nicht natürlich, sondern Caricaturen. Man suchte vergebens, den Druck des Werks zu hintertreiben. Nach seiner Rückkehr nach Amiens ließ er es vielmehr neu auflegen, mit einem aus Prosa und Versen gemischten Briefe vermehrt, worin er seiner Feder einen noch freiern Lauf verstattet. Er überlebte seine Rückkehr in sein Vaterland nicht lange, und starb den 16. Juni 1777, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Annehmlichkeit seines Umgangs, die Unwandelbarkeit seiner Grundsätze, die Redlichkeit seines Charakters gewannen ihm ausgezeichnete Freunde und die Gunst des Hofes. Ludwig XVI. erhob ihn im J. 1775 in den Adelstand. Sein Vert-Vert ist ein durch Witz, Leichtigkeit und Anmuth ausgezeichnetes Werk, dessen Werth um so größer erscheint, als der Stoff selbst wenig Hülfsmittel darbot. „Dieses Gedicht," sagt d'Alembert, „würde unter den Händen eines andern eine fade und abgeschmackte Posse geworden seyn, und in dem Bezirk des Klosters, wo es erzeugt wurde, sein Grab gefunden haben. Gresset besaß in seiner Eingezogenheit die Kunst, das rechte Maß des Scherzes zu treffen, das einen so unbedeutenden Gegenstand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte." Er hatte es noch mit einem Gesange, Pouvoir des nones überschrieben, vermehrt, welcher, wie man sagt, Züge seines Talents enthielt: aber er verbrannte ihn in

seiner letzten Krankheit. Dennoch ist die Hoffnung, daß er sich erhalten habe, nicht ganz verschwunden, da man weis, daß er ihn an Friedrich II. geschickt hat. Auf Vert-Vert folgte La Chartreuse. Diese Epistel verräth einen originellen Charakter, eine milde Philosophie: man findet darin Harmonie, und eine an Ueppigkeit gränzende Fülle des Ausdrucks. Von geringem Werth sind seine Epistel an den Pater Bougeant und Les Ombres. Dieselben Gedanken sind darin zu häufig in langen und schleppenden Phrasen wiederholt. Kräftiger dagegen und sorgfältiger gearbeitet ist seine Epistel an seine Schwester über seine Genesung. Gresset wollte von der leichten Poesie sich zur Tragödie erheben, aber sein Eduard III., der 1740 gespielt wurde, ist nicht wieder auf dem Theater erschienen. Die Intrigue ist kalt und der Styl noch kälter. In dem Sidney, der im J. 1745 aufgeführt wurde, ist die Intrigue schwach und die Verknüpfung gemein; doch finden sich schöne Verse darin. Le Méchant, der 1747 mit großem Erfolg gegeben wurde, ist wegen der Leichtigkeit, Mannigfaltigkeit und schönen Versification, wegen der Lebendigkeit und Fülle des Witzes und der Wahrheit der Charaktere eine der besten Französischen Comödien. Sie wäre vollkommen, wenn eine gleiche Fülle des Komischen diese schönen Eigenschaften krönte. Unbedeutender sind seine Oden, seine Uebersetzung der Eclogen Virgils und sein Discours sur l'harmonie. Unter seinen Papieren haben sich unter andern zwei bis jetzt noch ungedruckte Gedichte gefunden: Le Gazetin und Le parrain magnifique. M.

Gretry (André-Ernest-Modeste), Mitglied der Ehrenlegion und des Instituts, ist geboren zu Lüttich den 11. Februar 1741. Sein Gefühl für den musikalischen Rhythmus äußerte sich schon mit dem vierten Jahr, und hätte ihm fast das Leben gekostet. Er war allein; das Wallen siedenden Wassers in einem eisernen Topf fesselte seine Aufmerksamkeit; er fing an, nach diesem trommelähnlichen Geräusch zu tanzen: darauf wollte er auch sehen, wie sich dieses periodische Wogen in dem Gefäß bilde, und goß es in ein sehr glühendes Steinkohlenfeuer aus. Die Explosion war so heftig, daß er vom Dampf betäubt, und fast am ganzen Körper verbrannt zur Erde fiel. Dieses Ereigniß zog ihm eine langwierige Krankheit zu, und schwächte seine Augen für immer. Im J. 1759 verließ Gretry sein Vaterland, um sich zu Rom in der Musik zu vervollkommnen. Er genoß hier den Unterricht mehrerer Lehrer, aber Casali ist der einzige, den er anerkennt. Er hatte schon zu Rom einige Italienische Scenen und einige Symphonien hören lassen, als er von den Unternehmern des Theaters Alberti beauftragt wurde, 2 Intermezzos in Musik zu setzen. Sein erster Schritt auf dieser Laufbahn sollte mit einem glücklichen Erfolge bezeichnet seyn: er gewann einen Beifall, der ihm ein glückliches Vorzeichen für die Zukunft ward. Am schmeichelhaftesten war ihm das Urtheil Piccini's, der öffentlich sein Werk gebilligt hatte, besonders, weil es nicht dem gewöhnlichen Wege folgte. Wohl aufgenommen und verehrt in der Hauptstadt Italiens, setzte Gretry daselbst seine Arbeiten und Studien fort, als Melon, Mitglied der Französischen Gesandtschaft zu Rom, ihm eine Partitur von Rose et Colas zeigte, welche den Wunsch in ihm erweckte, sich in Paris bekannt zu machen. Auf dem Wege nach Frankreich verweilte er zu Genf. Er ließ sich bei Voltaire einführen, von dem er wohl aufgenommen ward, und wagte es, denselben um ein Gedicht zu bitten. Voltaire sagte es ihm zu, und schickte es ihm nach Paris. Es kam jedoch nicht zur Aufführung. Gretry verließ Genf nicht, ohne sich vorher bekannt gemacht zu haben

Er setzte die Oper Isabelle und Gertrud in Musik, welche in Paris gegeben worden war, und deren Musik etwas schwach geschienen. Der Beifall, den die seinige erhielt, bestimmte ihn, nach Paris zu gehen, um dort ein Theater und Schauspieler zu finden, die seiner würdiger wären. Länger als 2 Jahre hatte er, wie so viele andere, jene hundertköpfige Hyder zu bekämpfen, die einem bescheidenen, verständigen, sie zu besiegen ausgerüsteten Künstler nur zu oft in den Weg tritt. Nach vielen leeren Versprechungen und getäuschten Hoffnungen erhielt er von Marmontel den Huron, dessen Text und Musik in 6 Wochen vollendet wurde, und dessen Aufführung im J. 1769 den entschiedensten Erfolg hatte. Mit noch größerm Enthusiasmus ward bald darauf der Lucile, eine Comödie in einem Akt, aufgenommen. Er widmete sich von nun an ausschließlich dem Theater, und schrieb im Laufe der Zeit gegen 40 Opern, deren Aufzählung wir um so eher ersparen können, da sie zum Theil sehr bekannt sind. Gretry hat wie Pergolesi die Deckamation zum Typus des musikalischen Ausdrucks genommen, und die Fehler, die er zuweilen gegen die Harmonie begangen hat, sind diesem Bestreben zuzuschreiben und mit Bewußtseyn von ihm begangen worden. Im J. 1790 gab er seine Mémoires ou Essais sur la musique heraus, welche 1793 in einer neuen Auflage von 3 Bänden erschienen. Der erste Band enthält das künstlerische Leben des Verfassers und Bemerkungen über seine Opern: die beiden andern sind moralischen und metaphysischen Inhalts; auch hat Gretry ein politisches Werk 1801 unter dem Titel De la vérité, und das Jahr darauf eine einfache Methode, um präludiren zu lernen, herausgegeben. Eines seiner letzten Werke sind seine Réflexions d'un solitaire. Seine Statüe, von de Livry ausgeführt, ziert den Eingang des Theatre de l'Opera comique. Er starb im J. 1813 zu Paris, und ward aufs feierlichste beerdigt.

Greuze, ein geistreicher Maler, geboren zu Tournus bei Macon im J. 1725. Nachdem er zu Rom studirt und die Werke der größten Meister kennen gelernt hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, und erwarb sich durch sein herrliches Talent eben so viele Bewunderer als Neider. Originell in der Wahl seiner Gegenstände und in der Composition, ist er es eben so sehr in Colorit und Zeichnung. Charakteristisch ist der moralische Zweck, auf den alle seine Gemälde hindeuten. Vorwerfen kann man ihm vielleicht etwas Affektation und Theatralisches; auch ist die Nachlässigkeit, mit der er absichtlich seine Draperien behandelte, mit Recht zu tadeln. Seine Köpfe und halben Figuren sind in allen Cabinetern Europa's verbreitet, und haben sowohl in Colorit und Beleuchtung, als in geistreicher lebendiger Zeichnung einen hohen Grad der Wahrheit. Er hat deren eine große Anzahl geliefert; viele davon sind gestochen und zieren die Zimmer der Reichen und Armen. Sein Gemälde: La petite fille au chien, gilt für sein Meisterwerk. Er starb zu Paris 1805, 79 Jahre alt, und hinterließ 2 Töchter, deren eine, Anna mit Namen, das Talent ihres Vaters geerbt hat.

Grey, Mitglied des Unterhauses im Englischen Parlament, ist eines der vorzüglichsten Oppositionsglieder dieser Kammer. Er begnügte sich nicht, fortwährend für den Frieden mit Frankreich zu sprechen, sondern erhob sich mit Kraft am 2. Febr. 1801 gegen den Krieg, den das Ministerium Schweden und Dänemark erklärt hatte. Die Kaufleute von Stockholm ließen dafür eine Medaille auf ihn prägen, welche sein Bildniß mit der Umschrift enthält: „Dem braven Weltbürger, der die Seerechte der Nationen vor der Versammlung des Brittischen

Volks vertheidigte.“ Er hat seitdem fortgefahren, eine der kräftigsten Stützen der Opposition zu seyn. Bei der Erneuerung des Ministeriums, welche im Februar 1806 nach Pitts Tod erfolgte, wurde er zum ersten Lord der Admiralität und zum Staatssecretär ernannt, und erhielt den Titel eines Viscount Howik; aber im Mai 1807, bei der neuen Veränderung des Ministeriums, verlor er diesen Posten wieder, und Canning trat an seine Stelle.

Griechenland. Die Namen Griechen und Griechenland waren bei den Eingebornen nicht einheimisch, sondern entstanden in Italien, wahrscheinlich durch die aus Epirus dahin gewanderten Pelasgischen Colonien, welche, indem sie sich nach Græcus, dem Sohne ihres Stammvaters Thessalus, Griechen nannten, Veranlassung gaben, daß dieser Name auf alle die Völker übergetragen wurde, welche einerlei Sprache mit ihnen redeten. Bei den Eingebornen selbst hatte Griechenland in den früheren Zeiten, z. B. bei Homer, keinen allgemeinen Namen; nachher bekam es den Namen Hellas, und nach der Eroberung durch die Römer den Namen Achaja, unter dem jedoch Macedonien und Epirus nicht mitbegriffen war. Die Griechischen Nationen aber waren so weit zerstreut, daß es dadurch schwierig wird, genau zu bestimmen, was zu Griechenland gehöre und was nicht. Bald nahm man Griechenland nur im engeren Sinne, wie es auf drei Seiten vom mittelländischen Meer umflossen, im Norden durch die Kambunischen Gebirge von Macedonien geschieden, etwa 2000 Quadratmeilen enthält; bald in einem weitern Sinne, der Macedonien mit einschließt, das Hämusgebirge, das Jonische und Aegäische Meer ihm zu Gränzen gibt und die Inseln dieser Meere mit aufnimmt. Demnach bestand Griechenland theils aus festem Lande, theils aus Inselgruppen. Das feste Land theilt man in Nordgriechenland, Mittelgriechenland, oder Hellas im engern Sinne und den Peloponnes. I. Nordgriechenland umfaßt a) Thessalien (jetzt Janiah) eins der größten und fruchtbarsten aller Griechischen Länder, von dem Peneos bewässert, der, durch das reizende Thal Tempe fließend, in den Thermaischen Busen sich ergoß. Die gefeierten Berge Olympus, Ossa und Pindus erhoben sich hier, und unter den Städten sind Larissa, Pharsalus und Magnesia berühmt. b) Epirus (jetzt Albanien), nächst Thessalien die größte Landschaft Griechenlands. Hier war das uralte Zeusorakel zu Dodona, Hauptstadt Ambrakia. c) Macedonien (jetzt Macdonia oder Filiba Vilaleti), erst seit Philipp und Alexander zu Griechenland gerechnet, machte gleichsam ein Mittelglied zwischen Griechenland und Thracien, dem Nordlande, im Sinne der Griechen, welchem Macedonien selbst früher beigerechnet wurde. II. Mittelgriechenland oder Hellas (jetzt Livadien) enthielt acht Landschaften: a) Acarnanien, mit dem Hauptort Argos-Amphilochicum, hatte rohe und kriegerische Einwohner, keine bedeutenden Flüsse und Berge. b) Aetolien, mit den Flüssen Achelous und Euenus, und den Städten Kalydon, Chalkis und Thermus. Gebirgig und unkultivirt. c) Doris oder Doris Tetrapolis (ehemals Dryopis), mit den Städten Pindus, Erineus, Boion und Kytinion. d) Lokris, mit dem berühmten Paß von Thermopylä, von drei Völkerstämmen bewohnt, den Opuntischen, Epiknemidischen und Ozolischen Lokriern. Hier waren die Städte Opus, Naupaktos, Amphissa und Thronion. e) Phocis, vom Cephissus bewässert. Hier erhob sich der Parnassus, unter welchem Delphi, berühmt durch Apollons Orakel, lag. Außerdem sind Krissa und Anticyra hier zu bemerken. f) Böotien,

zwar voll dicker, neblichter Luft, aber trefflicher Viehweiden, außer vielen kleineren Flüssen, von dem Asopus und Ismenus durchströmt und reich bewässert, zählte viele blühende Städte, Thebe, Oropus, Platäa, Leuktra, Thespiä, Chäronea, Orchomenos u. a. Berühmt sind hier die Berge Helicon und Cythäron. g) Attica, eine schmale Landzunge, felsigt, trocken, meist unfruchtbar, eben deshalb aber der früheste und nachmals der schönste Sitz hellenischer Cultur. Hier hatte Athen die Gesetzgeber, Helden, Dichter und Künstler, die noch jetzt die Bewunderung der gebildeten Welt sind. Unter den übrigen Ortschaften Attica's zeichneten sich Marathon, Decelia, Rhamnus und Laurion aus. h) Megaris, mit der Stadt Megara, die kleinste aller Griechischen Landschaften. III. Die Halbinsel des Peloponnes (Morea), zu welcher durch Megaris der Corinthische Isthmus führt, umfaßte acht Landschaften: a) Das Gebiet von Corinth, mit der gleichnamigen, früher Ephyre genannten Stadt, berühmt durch Handel und Reichthum. b) Das kleine Gebiet von Sikyon, mit der alten Stadt gleiches Namens. c) Achaja, zuerst Aegialos, dann Jonia genannt, hatte in seiner Ausdehnung längs des Corinthischen Meerbusens bis zum Flusse Melas zwölf Städte, unter denen Dyme, Paträ und Pellene die beträchtlichsten waren. d) Elis, von dem Alpheus, der mehrere kleinere Flüsse aufnimmt, durchströmt, erstreckte sich von Achaja südwestlich an der Meeresküste hin. Vor Elis und Kyllene ist hier Olympia wegen der hier gefeierten Spiele berühmt. e) Messenia, unterhalb Elis an der Meeresküste bis zur Landspitze hinreichend, mit der Stadt Messene und den Gränzfestungen Ithome und Ira. f) Laconia, Laconica, Lacedämon, ein Gebirgsland, vom Eurotas durchströmt, wird von dem Messenischen, Laconischen und Argolischen Meerbusen von drei Seiten bespült. Berühmt ist seine Hauptstadt Sparta und unter seinen Bergen der Taygetos. g) Argolis, mit den Städten Argos, Mycenä, Epidaurus, Trözene, Nemea, Lerna und Tiryns, von dem Inachos bewässert, bildet eine kleine Halbinsel zwischen der Laconischen und Articgnischen. h) Arcadien, in der Mitte der Halbinsel gelegen, reich an Flüssen, Quellen und Triften, und vom Alpheons durchströmt, mit den Städten Mantinea, Tegea, Megalopolis und den Bergen Kyllene, Erymanthus, Stymphalus und Mänalus. — Die zu Griechenland gehörigen Inseln lagen I. im Jonischen Meere, an der West- und Südseite des festen Landes. 1) Corcyra (Corfu), 2) Cephalonia, 3) Asteris, 4) Ithaca (Val de Compare); 5) Zakynthos (Zante), 6) Strophades, zwei kleine Inseln, 7) Sphacteria, Sphagiä, drei Inseln, 8) Kranaä, 9) Cythera (Cerigo); 10) die Inselgruppe des Argolischen Meerbusens, Irene, Ephyra, Tiporenos, Colonis, Trikrana, Aperopia, Hydreia, Helinsa, Pythiusa, Aristeras; 11) die Pelopsinseln beim Gebiet von Trözen, unweit derselben Sphäria, Calauria (Poro); 12) Aegina, früher Oenone; 13) Salamis (Coluri), früher Kychrea, und mehrere umherliegende, die Pharmakussischen, die vier Methurischen, Psyttalia, Atalanta; 14) Creta (Candia). II. Im Aegäischen Meere an der Süd- und Nordseite des festen Landes, im sogenannten Archipelagus lagen: 1) Carpathos (Scarpento) und Casos, nordöstlich über Creta, 2) Rhodus, 3) Cyprus, 4) die Cykladen, d. i. Delos umliegende Inseln, die westlichen, und 5) die Sporaden, d. i. zerstreut liegende, die östlichen des Archipelagus. Zu den Cykladen gehören Delos (Sdilli), Rhenäa, Mikonos, Tenos (Tine), Andros, Gyaros, Keos, (Zia), Syros, Kythnos (Thermia), Seriphas, Siphnos, ehemals Meropc, Kimolis, (Argentiere)

Melos (Milo), Thera, (Santorin), Anaphe, Astypaläa (Stampalia), Amorgos, Lebinthos, Jos, wo Homer begraben seyn soll; Naros, früher Dia, Paros (Pario), Olearos (Antiparos), Prepesinthos und etliche kleinere. Zu den Sporaden gehörten Nisyros, Kos (Stanchio, Stongo), Kalydna, Pharmakusä, Patmos (Palmo, Palmosa), Leros, Lade, Ikaria, (Nikaria), Samos, Chios (Scio), mit mehreren kleinern umliegenden Inseln, Lesbos (Metaline), wo die umliegenden kleinern Inseln Hekatonnysoi, d. i. die hundert Inseln heißen, Tenedos (Bokthscha Adassi), Lemnos (Stalimene), Imbros (Lembro), Samothrake, Thasos; und der Küste Griechenlands näher Sciathos, Peparethos (Piperi), Skyros (Sciro), Chryse, Ikos, Euböa (Negroponte). In Ansehung der physischen Beschaffenheit waren die einzelnen Theile Griechenlands sehr von einander verschieden. Macedonien war in seinem Innern rauh, waldig und arm, und erzeugte nur in den Küstengegenden Wein, Oel und Baumfrüchte; eben so Epirus. Dagegen war Thessalien ein fruchtbares, schön bewässertes Thal, das treffliche Pferde lieferte; Böotien, eben so fruchtbar, war reich an schönen Rinderheerden. Der Boden von Lokris war nur mittelmäßig; desto fruchtbarer war Doris, und noch mehr Phocis, welches guten Wein, schönes Oel und Krapp in Fülle hervorbrachte. Aetoliens rauhe Gebirge ließen weder Viehzucht noch Ackerbau gedeihen. Acarnanien, die Seeküste von Attica und das bergige Megaris waren eben so wenig ergiebig, als Achaja. Argolis hatte einen fruchtbaren Boden, und in Laconien, Messenien und Elis blühten Ackerbau und Viehzucht; Arcadien war ein gebirgiges Hirtenland. Die Griechischen Inseln waren, unter einem glücklichen Himmel, größtentheils mit Wein, Obst und Feldfrüchten reichlich ausgestattet. Diese Verschiedenheit des Bodens mußte auch eine Verschiedenheit in der Lebensart der Bewohner erzeugen, welche ihrer Lage gemäß, sich von Ackerbau, oder Handel, oder Krieg, oder Schiffahrt nährten. Die Geschichte der Griechen läßt sich in drei Hauptperioden theilen; in die Periode ihres Anfangs, ihrer Blüthe und ihres Verfalls. Die erste erstreckt sich von dem frühesten Ursprung der Griechen um das Jahr 1800 vor Chr. Geb. bis auf Lykurg, 845 vor Chr. Geb., und umfaßt ungefähr 1000 Jahre; die zweite reicht von da bis zu ihrer völligen Unterjochung durch die Römer, 146 vor Chr. Geb., und umfaßt 700 Jahre; die dritte Periode endlich zeigt uns die Griechen als ein überwundenes Volk, in immer zunehmendem Verfall, bis sie endlich gegen das J. 300 nach Chr. Geb. fast ganz verschwinden, und umfaßt gegen fünfthalbhundert Jahre. Die Pelasger waren die erste nach Griechenland einwandernde Völkerschaft. Ohne alle Cultur wohnten sie in Höhlen und nährten sich von wilden Baumfrüchten, oft auch von dem Fleisch überwundener Feinde, bis Phoroneus, welcher als König von Argos genannt wird, um das J. 1800 v. Chr. Geb. ihnen einige Bildung zu geben anfieng. Zugleich suchten mit ihm Pelasgus in Arcadien und Aegialeus in Achaja ihre wilden Landsleute zu cultiviren. Mehrere kleine Reiche entstanden, z. B. Sparta, Athen. Von den drei Brüdern Achäus, Pelasgus und Phthius, welche Colonien aus Arcadien nach Thessalien führten, so wie von Pelasgus Söhnen, Thessalus und Graecus, und von Andern, erhielten einzelne Völkerstämme der ehemaligen Wilden besondere Namen. Eine große Veränderung bewirkte die Deukalionische Fluth um das J. 1514 vor Chr. Geb. und die Ankunft eines neuen Völkerstammes aus Asien, der Hellenen. Diese breiteten sich in Griechenland aus, vertrieben die Pelasger oder vermischten sich mit ihnen. Ihr Name ward allgemeiner Name der Gri-

chen. Mit ihnen erhob sich Griechenland schon mehr aus dem Stande der Wildheit, und noch schneller wurde dieser durch die bald erfolgenden Einwanderungen Phönicischer und Aegyptischer Colonien verdrängt. Ungefähr sechzig Jahre nach der Deukalionischen Fluth ließ sich der Phönicier Kadmus in Theben nieder und brachte die Kenntniß der Buchstabenschrift dahin. Ceres aus Sicilien und Triptolemus aus Eleusis lehrten den Ackerbau und Bacchus pflanzte den Weinstock. Nach Argos kam der Aegyptische Flüchtling Danaus. Jetzt begann das Zeitalter der Heroen, zu denen Hercules, Pirithous und Theseus gehören, und jener alten Natursänger und Weisen, wie Thamyris, Amphyon, Orpheus, Linus, Musäus, Chiron, u. a. m. Ein kriegerischer Geist beseelte die ganze Nation und ward Ursach, daß jede einzelne Fehde alle Helden Griechenlands unter die Waffen rief. Dahin gehören die Kriege gegen Theben und bald nachher der Trojanische Krieg, dessen Folgen eine Hauptepoche in der Geschichte Griechenlands herbeiführten. Dieser langwierige und blutige Kampf hatte viele Reiche ihrer Fürsten beraubt; daraus entstand eine allgemeine Verwirrung, in welcher es den Herakliden gelang, sich des ganzen Peloponnes zu bemächtigen und die Jonier und Achäer daraus zu vertreiben. Diese wandten sich nach Attica. Da sie aber hier nicht Raum genug fanden, führte Neleus um das J. 1234 eine Jonische Colonie nach Kleinasien, wo schon früher eine Aeolische aus dem Peloponnes angelangt war und achtzig Jahre nachher eine Dorische sich niederließ. In andern Staaten bildeten sich Republiken, z. B. in Phocis, in Theben, in den Asiatischen Colonien, endlich auch in Athen u. s. w., so daß in den nächsten 400 Jahren das ganze südliche Griechenland sich meistens mit Republiken anfüllte. Wohlstand und treffliches Klima machten indeß die Asiatischen Colonien zur Mutter der Cultur; von hier giengen Künste und Wissenschaften aus. Hier war das Vaterland der Gesänge Homers und Hesiods; hier blühten Handel, Schiffahrt und Gesetzgebung. Doch blieb Griechenland noch bei der alten Einfalt der Sitten und unbekannt mit dem Luxus, dem keine fremde Unterstützung die Hand bot. Wenn daher in einem Staate sich die Einwohner zu sehr anhäuften, nahm man zu Colonien seine Zuflucht; so wurden im siebenten und achten Jahrhundert die mächtigen Colonien von Rhegium, Syrakus, Sybaris, Croton, Tarent, Gela, Lokris und Messana in Sicilien und Unteritalien errichtet. Die verschiedenen kleinen, von einander unabhängigen Staaten Griechenlands aber bedurften eines gemeinschaftlichen Bandes, das sie zusammenhielt. Dieses fand sich in dem Tempel zu Delphi, in dem Amphiktyonengericht und in den feierlichen Kampfspielen, unter denen besonders die Olympischen sich auszeichneten, deren letzte und Hauptemeurung 776 Jahre v. Chr. Geb. geschah, und welche zugleich den Griechen zur Zeitrechnung dienten. Von dieser Zeit an erhoben sich vor den übrigen Staaten durch Macht und Ansehen Sparta und Athen; das erstere noch früher als das letztere. Bis zum Persischen Kriege hatte Griechenland schon eine bedeutende Stufe der Ausbildung erlangt. Außer der Dichtkunst finden wir um das Jahr 600 v. Chr. Geb. auch die Anfänge der Philosophie, und zwar ebenfalls früher in Jonien und Unteritalien, als im eigentlichen Griechenland. Auch die Bildhauerkunst und Malerei kamen in Flor. Die mächtigen Colonien Massilia in Gallien und Agrigent in Sicilien entstanden; Athen breitete seinen Handel immer mehr aus, und legte besonders in Thracien ansehnliche Handelsplätze an. In Kleinasien aber waren die Griechischen Colonien unter die Herrschaft des Lydischen Krö-

sus und bald nachher auch des Cyrus gekommen, und selbst Altgriechenland wurde von Persiens übermüthigen Beherrschern, Darius und Xerxes, mit gleicher Knechtschaft bedroht. Da aber erwachte der Heldenmuth der freiheitliebenden Griechen und zeigte sich in seinem herrlichsten Glanze. Athen und Sparta, mit einander verbunden, widerstanden fast ganz allein den ungeheuern Heeren der Perser, und die Schlachten bei Marathon, Thermopylä und Platäa, so wie die Seetreffen bei Artemisium, Salamis und Mycale lehrten die Perser, daß Griechenland nie zu ihren Eroberungen gehören werde. Dieser glorreiche Kampf bereicherte es mit einer unermeßlichen Beute und führte die höchste Stufe der Macht und des Wohlstandes herbei. Vor allen andern Griechischen Staaten aber erreichte Athen die höchste Blüthe und das entschiedenste Uebergewicht. Das Oberkommando, welches bisher Sparta geführt hatte, kam an Athen, dessen Feldherr Cimon die Perser zum Frieden und zur Anerkennung der Freiheit der Kleinasiaten zwang. Zugleich ward Athen der Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften. Jetzt brach der Peloponnesische Krieg aus, veranlaßt durch Athens übermäßigen Stolz, den Sparta nicht länger ertragen konnte. Dieser verderbliche Krieg, der Griechenlands Inneres verheerte, demüthigte Athen, bis Thrasybul es wieder befreite; dagegen mußte sich Sparta auf kurze Zeit unter Thebens allgewaltigen Epaminondas und Pelopidas beugen. Aller dieser Unruhen ungeachtet blieb die Cultur in Griechenland noch im Steigen. Jetzt blühten neben den Dichtern Künstler, Staatsmänner und Philosophen; der Handel war im größten Flor, und Sitten und Lebensart waren aufs höchste verfeinert. Nun aber trat die unglückliche Periode ein, wo mit dem Ende der politischen Freiheit Griechenlands auch die Cultur desselben zu sinken anfieng, ohne daß sie sich je wieder auf die ehemalige Stufe emporheben konnte. Im Norden von Griechenland hatte sich ein mächtiger erobernder Staat gebildet, dessen Beherrscher Philipp, unter Epaminondas und Pelopidas zum Feldherrn gebildet, Tapferkeit mit schlauer Politik verband. Die Uneinigkeit unter den Griechischen Staaten bot ihm Gelegenheit, seine herrschsüchtigen Plane auszuführen, und die Schlacht bei Chäronea gab Macedonien die Oberherrschaft über ganz Griechenland. Vergebens hoffte dasselbe nach seinem Tode sich wieder frei zu machen. Thebens schreckliche Zerstörung foderte Unterwerfung unter den mächtigen Genius des jungen Alexander. Während er als erster Feldherr der Griechen über die Perser die glänzendsten Siege erfocht, veranlaßte eine falsche Nachricht von seinem Tod einen nochmaligen Versuch, die Freiheit wieder zu gewinnen, den jedoch Antipater vereitelte. Eben so unglücklich endigte der Lamische Krieg nach dem Tod Alexanders. Griechenland war jetzt fast zu einer Macedonischen Provinz herabgesunken und hatte nur noch einen Schein von Freiheit. Verweichlichender Luxus hatte die alte Tapferkeit und Energie verzehrt. Endlich schlossen die meisten Staaten des südlichen Griechenlands, Sparta und Aetolien ausgenommen, den berühmten Achäischen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit gegen Macedonien. Als dieser Bund sich aber mit Sparta entzweite, suchte er Macedoniens Hilfe und war durch dieselbe siegreich. Allein diese Freundschaft ward bald für Griechenland verderblich, denn sie verwickelte dasselbe in die Händel Philipps mit den Römern, welche zwar anfänglich großmüthig genug waren, die Freiheit der Griechischen Städte zu bestätigen, während sie in dem Kriege gegen Antiochus Aetolien und bald darauf auch Macedonien in eine Römische Provinz verwandelten; allein später fiengen sie an, den Achäischen Bund unter sich zu ent-

zweien, mischten sich mit Gewalt in die innern Streitigkeiten der Griechen und zwangen diese endlich zu dem letzten schwachen Versuch, ihre Freiheit mit den Waffen zu behaupten. Der Ausgang eines so ungleichen Kampfs konnte nicht lange unentschieden seyn; die Eroberung Corinths unterwarf die Griechen der Römischen Herrschaft. Während dieses ganzen Zeitraums von der Schlacht bei Chäronea bis zur Eroberung Corinths blühten noch immer Künste und Wissenschaften unter den Griechen; ja die Kunst feierte erst unter Alexander ihr goldenes Zeitalter. Indessen waren doch die Griechischen Colonien in einem noch blühendern Zustand als das Mutterland, besonders ward jetzt Alexandria in Aegypten der Sitz der Gelehrsamkeit. Da sie ebenfalls nach und nach unter die Botmäßigkeit der Römer kamen, wurden auch sie, wie das Mutterland, die Lehrer ihrer Ueberwinder, der Römer, zu denen sie in großer Anzahl nach Italien hinüberwanderten. Unter August endlich verloren die Griechen auch den Schatten ihrer bisherigen Freiheit und hörten auf, ein selbstständiges Volk zu seyn, obgleich ihre Sprache, Sitten, Gebräuche, Wissenschaften, Künste und Geschmack überall im Römischen Reiche sich ausbreiteten. Der Charakter der Nation war jetzt so tief gesunken, daß die Römer einen Griechen in der Regel als das feilste und nichtswürdigste Geschöpf verachteten. Asiatischer Luxus hatte sie ganz verdorben; das ehemalige Gefühl von Freiheit und Selbstständigkeit war erstorben und niedriger Sclavensinn an seine Stelle getreten. Die Nation ward immer ausschweifender, ärmer, verächtlicher, unbedeutender; und zu Aurelians Zeiten, gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, war kaum noch eine Spur von derselben vorhanden, da zugleich die barbarischen Völker jetzt anfiengen ihre verheerenden Verwüstungen auch in Griechenland auszubreiten. Von den Sitten und der Denkweise der Griechen hat man im Allgemeinen folgende Schilderung entworfen. Die Hauptzüge in dem Charakter derselben waren von jeher eine gewiße Einfalt und Größe. Von seinem frühesten Daseyn an war der Grieche sein eigener Lehrer, und wenn er von Andern lernte, geschah es mit Freiheit und Selbstständigkeit. Das große Vorbild seiner Empfindungen war die Natur, die in seinem Vaterland alle Reize in sich vereinigte. Der noch ungebildete Grieche war männlich und stolz, thätig und unternehmend, eben so ausschweifend in seinem Hasse wie in seiner Liebe. Er schätzte und übte Gastfreundschaft gegen Fremde und Landsleute. Diese Grundlage des Charakters der Griechen hatte auf ihre religiösen, politischen, sittlichen und philosophischen Meinungen einen großen Einfluß. Griechenlands Götter waren nicht, wie in Asien, in ein heiliges Dunkel gestellt; sie waren in ihren Fehlern und Tugenden menschlich, standen aber höher, als die Menschen. Sie giengen mit denselben vertraut um; Gutes und Böses kam aus ihren Händen; alle körperlichen und geistigen Gaben waren ihr Geschenk. Eben so menschlich, wie die alten Götter Griechenlands, war auch die Moral der ältesten Griechen. Sie befahl, die Götter durch genaue Beobachtung der Gebräuche zu ehren, die Gastfreundschaft heilig zu halten, selbst Mörder zu schonen, wenn sie zu den Göttern ihre Zuflucht nahmen, das Blut des Verwandten an dessen Mörder zu rächen. Gegen den Feind war List und Rache erlaubt. Kein Gesetz befahl die Keuschheit. Nur die Gewalt des Vaters, Ehegatten oder Bruders beschützte die Ehre des weiblichen Geschlechts, welches daher auch in beständiger Abhängigkeit lebte. Verlorne Unschuld wurde zwar streng bestraft, aber der Verführer freute sich seines Sieges ohne das Gefühl eines begangenen Unrechts, und brachte den Göttern

eben so wohl Opfer und Geschenke, als ob er die rühmlichste Handlung begangen hätte. Die Sicherheit des häuslichen Lebens beruhte einzig auf dem Hausvater. Aus diesen Grundzügen der ältesten Sitten der Griechen entsprang in der Folge die Eigenthümlichkeit ihrer religiösen Gesinnungen, ihre Liebe zur Freiheit und Thätigkeit, ihre Vorliebe für Schönheit, ihr Großsinn und die Einfalt in ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben. Die Religion der Griechen war zwar, besonders in den ältesten Zeiten, voller Aberglauben, doch nicht in dem Grade wie die Religion der Römer; so kannte z. B. der Grieche das Auguralwesen nicht. Er neigte sich, wie allenthalben, so auch in der Religion, mehr zur Fröhlichkeit, und diente den Göttern weniger durch Gesinnungen als durch äußere Ceremonien. Auf die Sittenlehre, den Glauben und den Unterricht des Geistes hatte die Religion wenig Einfluß. Nur den Glauben an die Götter und eine Fortdauer nach dem Tode foderte sie, ferner Enthaltung von den gröbsten Verbrechen und Beobachtung der vorgeschriebenen Gebräuche. Gute Sitten und wahre Religiosität zu befördern, wirkten anfangs bei den Griechen die Einfalt ihrer Lebensart und gewisse dunkle Vorstellungen von einer alles regierenden, das Gute liebenden und belohnenden, das Böse aber hassenden und bestrafenden Gottheit, späterhin aber eine durch Dichtkunst und Philosophie erzeugte Aufklärung, welche von den Gebildeten sich auch dem großen Haufen mittheilte. Man hatte in der schönsten Blüthe der Griechischen Cultur sehr geläuterte Begriffe von einer einzigen Gottheit, ihrer Allwissenheit, Allgegenwart, Heiligkeit, Güte, Gerechtigkeit, und von einer würdigen Verehrung derselben durch Tugend und Reinigkeit des Herzens. Eben so lauter war die Sittenlehre der Griechen. Man trug sie anfangs in sinnreichen Sprüchen vor; dahin gehören die bekannten Sprüche der sogen. sieben Weisen. Nachher traten Sokrates und dessen Nachfolger auf und verbreiteten gereinigte Grundsätze. Die Freiheitsliebe der Griechen hatte ihren Grund in dem glücklichen Schicksale, von jeher ohne Druck und ohne Furcht vor andern Völkern gelebt zu haben, verbunden mit einer angebornen Lebhaftigkeit des Geistes. Sie war es, welche kleine Heere unüberwindlich machte und einen Timoleon, Solon und Lykurg Kronen entsagen ließ. Die Freiheit der Griechen war ein Werk der Natur und Folge ihrer ersten patriarchalischen Lebensart. Die ersten Könige wurden als Hausväter betrachtet, denen man freiwillig und zu seinem eigenen Vortheil gehorchte. Wichtige Angelegenheiten entschied die Volksversammlung. In seinem Hause war Jeder Herr; Abgaben wurden nicht bezahlt. Als aber die Könige ihre Gewalt mehr und mehr ausdehnten, war man darauf bedacht, ihre Würde ganz abzuschaffen, und es entstanden Freistaaten, die sich mehr oder weniger zur Aristokratie oder Demokratie hinneigten, oder auch aus beiden gemischt waren; die Bürger liebten den Staat, weil nicht Willkühr, sondern weise Gesetze ihn regierten. Diese edle Liebe für das freie Vaterland war es, welche Leonidas dem Perserkönige sagen ließ, er wolle lieber sterben, als über Griechenland herrschen, welche den Solon, Themistokles, Demosthenes, Phocion begeisterte, daß sie, ungeachtet des Undanks ihrer Landsleute, lieber dem Staat und den Gesetzen als ihrem eigenen Vortheil dienen mochten. Von der Thätigkeit der Griechen zeugt der Anbau ihres nicht sehr fruchtbaren Landes, das durch den Fleiß seiner Bewohner viele Millionen nährte. Gleichen Eifer nehmen wir in den Colonien wahr; allenthalben blühten Handel, Schiffahrt und Gewerbe; Kenntnisse aller Art wurden eingesammelt; der Geist der Erfindung war rastlos geschäftig; man lernte die Freuden

eines geselligen, aber auch allmählig eines geräuschvollen und üppigen Lebens kennen. Aus eben dieser Quelle der Thätigkeit entsprang auch die Liebe zu wahrhaft großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die Griechische Geschichte so viele und außerordentliche Beispiele aufstellt. Noch ein charakteristischer Zug des Griechen war sein Sinn für Schönheit, sowohl geistige als körperliche. Dieser Sinn, durch die Natur geweckt und gebildet, schuf aus sich selbst ein Ideal von Schönheit, das ihr zum Maßstab ward für alle Erzeugnisse der Kunst, und dessen Wahrheit sich ewig bewähren wird. Es ging über auf alle seine Umgebungen, und ist in edler Einfachheit allem aufgeprägt, was von ihm ausging. Er machte die Griechen zu Lehrern aller Zeiten und Geschlechter.

Griechische Arzneikunde. S. Arzneikunst und Griechische Literatur.

Griechische Kirche heißt derjenige Theil der Christenheit, welcher in seinen Glaubenslehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen der im ehemaligen Griechischen Kaiserthume gegründeten, und vom 5. Jahrhundert an unter den Patriarchen von Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem eigenthümlich ausgebildeten Ansicht und Ausübung des Christenthums folgt. Die im 3. und 4. Jahrhunderte durch allgemeine Kirchenversammlungen und fleißigen Verkehr der Gemeinden mit einander erst mühsam zur Uebereinstimmung gebrachte Christenheit trug gleichwohl wegen ihrer, den ganzen Orient und Occident des Römischen Reichs umfassenden, Ausdehnung und der Verschiedenheit der ihr angehörigen Völker an Sprache, Denkart und Sitten schon den Keim einer künftigen Scheidung in sich. Die Gründung des neuen Roms in Constantinopel, die politische Trennung des Römischen Kaiserthums in das Orientalische oder Griechische und Occidentalische oder Lateinische, die auf den Kirchenversammlungen zu Constantinopel 381 und zu Chalcedon 451 durchgesetzte Erhebung des Bischofs zu Constantinopel zum zweiten Patriarchen der Christenheit nach dem Römischen, die Eifersucht des letztern gegen die anwachsende Macht des erstern, dies alles waren Umstände, bei denen es nur der Zweideutigkeit des vom Griechischen Kaiser Zeno 482 promulgirten, und den Lateinern wegen des Scheines einer Abweichung von den Beschlüssen der Chalcedonischen Kirchenversammlung anstößigen, Edictes, bekannt unter dem Namen des Henotikon, bedurfte, um eine förmliche Spaltung in der christlichen Kirche herbeizuführen. Der Patriarch Felix II. zu Rom sprach über die Patriarchen zu Constantinopel und Alexandrien, welche die vornehmsten Werkzeuge des Henotikons gewesen waren, 484 den Bannfluch aus, und hob dadurch die Kirchengemeinschaft sämmtlicher Morgenländischer, diesen Patriarchen anhängigen Gemeinden mit den Abendländischen auf. Zwar vermochte der Römische Patriarch Hormisdas bei veränderten Gesinnungen des kaiserlichen Hofes 519 die Wiedervereinigung der Griechischen Kirche mit der Lateinischen zu erzwingen; allein diese ohnehin nicht ernstlich gemeinte und nur lose angeknüpfte Verbindung wurde durch Hartnäckigkeit von beiden Seiten und Römische Bannflüche gegen die Bilderstürmer unter den Griechen 733 und gegen den Patriarchen Photius zu Constantinopel 862 wieder aufgelöst. Die Vermehrung des Griechischen Kirchengebiets durch neubekehrte Völker, z. B. die Bulgaren, erweckte um diese Zeit die Eifersucht des Papstes aufs neue, und er verfuhr um so übermüthiger gegen die Griechen, da er sich von der Oberherrschaft der Griechischen Kaiser losgemacht, und an dem neu entstandenen Fränkisch-Römischen Kaiserthum einen sichern Schutz ge-

gen sie hatte. Photius dagegen machte den Lateinern die Willkühr zum Vorwurfe, mit der sie einen schriftwidrigen Zusatz in das Symbolum vom Ausgange des heiligen Geistes eingeschaltet, und manchen Gebrauch der alten rechtgläubigen Kirche geändert hätten, z. B. daß sie den Priestern die Ehe verboten, das Chrisma wiederholten und Sonnabends als am Jüdischen Sabbath fasteten; besonders aber beschwerte er sich mit Recht über die Anmaßung des Papstes, der sich zum Oberherrn über die ganze Christenheit aufwerfen, und auch die Griechischen Patriarchen als seine Untergebenen behandeln wollte. Die zweimal vom Papst errungene Absetzung dieses Patriarchen stellte dennoch die Kirchengemeinschaft der Griechen mit den Lateinern nicht völlig wieder her, und da der Constantinopolische Patriarch Michael Cerularius 1054 die Lateiner, außer den von Photius gerügten Punkten, auch wegen des Gebrauchs ungesäuerter Brote beim Abendmahl, wegen des Genusses vom Blut erstickter Thiere und der Sittenlosigkeit des Lateinischen Klerus überhaupt aufs neue verketzerte, Papst Leo IX. ihn dagegen auf die übermüthigste Weise excommunicirte, so kam es zu einer völligen Trennung der Griechischen Kirche von der Lateinischen. Stolz, Rechthaberei und hierarchischer Eigennutz vereitelten seit dieser Zeit alle Versuche, welche theils die Päpste, um den Orient in ihr Kirchengebiet zu ziehen, theils die von Kreuzfahrern und Muhamedanern gleich bedrängten Griechischen Kaiser, um sich des Beistandes Abendländischer Fürsten zu versichern, zur Vereinigung der getrennten Kirchen machten. Keine von beiden wollte in den oben berührten streitigen Punkten der andern nachgeben. Während der Katholicismus sich nun durch das hierarchische System Gregors VII., und durch die scholastische Philosophie immer vollkommener und eigenthümlicher ausbildete, blieb die Griechische Kirche bei dem von Johannes dem Damascener schon 730 geordneten Lehrbegriffe und ihrer alten Kirchenverfassung stehn. Die Eroberung von Constantinopel durch Französische Kreuzfahrer und Venetianer 1204, und die harten Bedrückungen, welche die Griechen von diesen Lateinern und den päpstlichen Legaten erdulden mußten, konnten ihre Erbitterung nur vermehren, und obgleich der Griechische Kaiser Michael II. Palälogus, der 1261 Constantinopel wieder erobert hatte, den Primat des Papstes anerkennen wollte, und durch seine Gesandten und einige seiner Creaturen aus dem Griechischen Klerus das Schisma auf der Kirchenversammlung zu Lyon 1274 abschwören ließ, auch 1277 zur Befestigung des Vereins mit den Lateinern eine Synode zu Constantinopel gehalten ward; so widersetzte sich doch die Masse des Griechischen Klerus diesem Schritte, und da Papst Martin IV. 1281 selbst den Kaiser Michael aus politischen Beweggründen in den Bann gethan, stellten die 1283 und 1285 zu Constantinopel von den Griechischen Bischöffen gehaltenen Synoden ihre alte Lehre und die völlige Absonderung von den Lateinern wieder her. Den letzten Versuch machte endlich der von den Türken aufs äußerste bedrängte Griechische Kaiser Johannes VII. Paläologus nebst seinem Patriarchen Joseph auf der 1438 erst zu Ferrara und im folgenden Jahre zu Florenz unter dem Vorsitze des Papstes Eugen IV. gehaltenen Kirchenversammlung; allein die daselbst getroffene Vereinigung hatte eher das Ansehen einer Unterwerfung der Griechen unter den Römischen Stuhl, und wurde von dem Griechischen Klerus und Volke durchaus verworfen, so daß es in der That bei der noch jetzt fortwährenden Trennung beider Kirchen blieb. Die Einmischung der Griechischen Kaiser, welche immer

is meiste Interesse bei diesen Vereinigungsversuchen gehabt hatten, rte mit dem Sturz ihres Kaiserthums und der Eroberung von Conntinopel durch die Türken 1453 von selbst auf, und die Bemühunn der Römisch-Katholischen, sich die Griechische Kirche zu unterwern, konnten seitdem nur den Erfolg haben, einzelne Gemeinden in Itan, wohin sich viele Griechen vor den Türken geflüchtet hatten, in Unrn, Galizien, Polen und Litthauen unter die Hoheit des Papstes zu ingen, welche jetzt unter dem Namen unirte Griechen bekannt id. Zum Gebiete der Griechischen Kirche gehörten bis in das 7. ahrhundert außer Ostillyrien, dem eigentlichen Griechenland mit Mea und dem Archipelagus, Kleinasien, Syrien mit Palästina, Arabien, gypten und zahlreiche Gemeinden in Mesopotamien und Persien: allein rch die Eroberungen Muhameds und seiner Nachfolger verlor sie seit o fast alle ihre Provinzen in Asien und Afrika, und selbst in Europa rde die Zahl ihrer Anhänger durch die Invasion der Türken im 10. ahrhundert beträchtlich vermindert. Auf der andern Seite fielen ihr och mehrere Slavische Völkerschaften und besonders die Russen zu, lche der Großfürst Wladimir der Heilige 988 zur Annahme des riechisch-Christlichen Glaubens nöthigte. Dieser Nation verdankt die riechische Kirche auch das symbolische Buch, welches nebst den anons der ersten und zweiten Nicänischen, der ersten, zweiten und itten Constantinopolitanischen, der Ephesischen und Chalcehischen allgemeinen Kirchenversammlung, und der 692 Constantinopel gehaltenen Trullanischen Synode für die Griechischen hristen allein Autorität in Glaubenssachen hat. Nachdem der gelehrte atriarch Cyrillus Lacaris zu Constantinopel die in seinem Glaubensbekenntniß merkbare Annäherung an den Protestantismus 1629 mit m Leben gebüßt hatte, wurde 1642 von Peter Mogilas, Metroliten zu Kiow, eine Darstellung des Glaubens der Russen Griechischer Sprache abgefaßt, unter dem stolzeren Titel: Orthoxes Glaubensbekenntniß der katholischen und apolischen Kirche Christi von sämmtlichen Patriarchen der Griechischen Kirche, zu denen seit 1589 der fünfte Patriarch zu Moskwa nzugekommen war, 1643 unterzeichnet und sanctionirt, 1662 Griechisch d Lateinisch mit einer Vorrede des Patriarchen Nektarius von rusalem in Holland gedruckt, 1696 vom letzten Russischen Patriarchen drianus zu Moskwa und 1722 auf Befehl Peter des Großen von r heiligen Synode herausgegeben, nachdem es vorher 1672 auf einer Syde zu Jerusalem und 1721 in dem geistlichen Reglement Peter des Großen r das allgemein giltige symbolische Buch der Griechischen Kirche erklärt rden war. Diese Kirche erkennt in demselben, wie die katholische, eine ppelte Quelle des Glaubens, Bibel und Tradition, an, unter lcher letztern sie solche Lehren versteht, die die Apostel blos mündlich rgetragen, und die Griechischen Kirchenväter, besonders Johannes von amask, wie auch die sieben genannten allgemeinen Kirchenversammngen bestätigt haben. Die übrigen noch in der Römisch-Katholischen irche giltigen Kirchenversammlungen erkennt sie nicht an, untersagt auch den Patriarchen und Synoden, neue Dogmen aufzustellen; ihre ogmen giebt sie aber für durchaus giltig und so nothwendig aus, daß an sie ohne Verlust der Seligkeit nicht abläugnen könne. Ganz eithümlich ist ihr die Lehre, daß der heilige Geist nur vom Vater ausgehe, wodurch sie von den Katholiken und Protestanten, welt übereinstimmend ein Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater id vom Sohn annehmen, abweicht. Sie zählt, wie die Katholiken,

sieben Sakramente: Taufe, Chrisma, Abendmahl mit vorhergehender Ohrenbeichte, Buße, Priesterthum, Ehe und heiliges Oel, hat aber dabei das Eigene, daß sie 1) bei der Taufe das dreimalige Eintauchen des ganzen Körpers ins Wasser, mögen nun Kinder oder erwachsene Proselyten getauft werden, zur völligen Reinigung von der Erbsünde für nothwendig hält, und das Chrisma (Firmelung) als die Vollendung der Taufe gleich mit dieser Ceremonie verbindet; 2) beim heiligen Abendmahle, zwar die Transsubstantiation, auch die katholische Ansicht des Meßopfers annimmt, aber doch vorschreibt, daß das Brot gesäuert, der Wein nach Orientalischer Weise mit Wasser vermischt und beide Gestalten jedermann, auch den Kindern, noch ehe sie recht wissen, was Sünde ist, in dem Maße gereicht werde, daß der Communicant das Brot gebrochen in einem mit dem consecrirten Weine gefüllten Löffel erhält; 3) bei dem Priesterthum allen Geistlichen, ausgenommen den Klostergeistlichen und der aus ihnen zu wählenden höheren Geistlichkeit bis zum Bischoff herab, die Ehe mit einer Jungfrau gebietet, mit einer Wittwe aber und eine zweite Ehe untersagt, und daher verwittwete Geistlichen ihre Pfarrämter nicht beibehalten, sondern in ein Kloster gehen läßt, wo sie Hieromonachi heißen. Nur selten verstatten die Bischöffe einem Wittwer, sein Pfarramt beizubehalten, und von dem Grundsatze, daß sich für die höhere Geistlichkeit die Ehe überhaupt, und für die niedere wenigstens die zweite Ehe nicht schicke, gibt es keine Ausnahme. Die Ehe der Laien hält die Griechische Kirche nicht für unauflöslich, und verstattet häufig Ehescheidungen, aber mit den verbotnen Graden der Verwandtschaft, besonders der geistlichen Verwandtschaft zwischen Pathen und Gevattern, nimmt sie es eben so genau, wie die katholische Kirche, und erlaubt auch den Laien die vierte Ehe nicht. Von dieser letztern Kirche unterscheidet sie sich auch dadurch, daß sie mit dem heiligen Oele nicht nur Sterbende, sondern auch Kranke überhaupt zur Wiederherstellung der Gesundheit, zur Vergebung der Sünden und zur Heiligung der Seele salben läßt, daß sie das Fegfeuer nicht annimmt, auch von Prädestination, überverdienstlichen Werken, Indulgenzen und Ablaß nichts weis, und weder den Primat des Papstes, noch irgend einen sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden anerkennt. Ferner duldet sie keine geschnitzte, ausgehauene oder gegossene Bilder heiliger Personen und Gegenstände, sondern die Bilder Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen, welche in Kirchen und Privathäusern Gegenstände der religiösen Verehrung seyn sollen, dürfen nur platt, gemahlt und allenfalls mit Edelsteinen künstlich ausgelegt seyn *); in Russischen Kirchen findet man jedoch plastische Kunstwerke an Altären. In der Anrufung der Heiligen und besonders der Mutter Gottes sind die Griechen eben so eifrig, wie die Katholiken, auch Reliquien, Gräber und Kreuze sind den Griechen heilig, und dem Bekreuzen im Namen Jesu messen sie eine zauberische segensreiche Kraft bei. Von den Bußübungen gilt unter ihnen vornehmlich das Fasten, bei dem nur Früchte, Kräuter, Brot und Fische zu essen erlaubt sind. Sie fasten Mittwochs und Freitags in jeder Woche, und halten überdies noch 4 große jährliche Fasten, nämlich vierzig Tage vor Ostern, von Pfingsten bis zum Tage Petri und Pauli, Muttergottesfasten vom 1. bis 15. August, Apostels Philippusfasten

*) Bei den neuern Griechen ist es sprichwörtlich: man dürfe kein Bild anbeten, dessen Nase sich zwischen zwei Fingern fassen lasse.

vom 15. bis 26. November, außerdem noch am Tage der Enthauptung Johannis und Kreuzerhöhung. Der Gottesdienst der Griechischen Kirche bleibt fast ganz beim äußern Ceremoniell stehen; Predigten und Katechesen machen den geringsten Theil davon aus, und im 17. Jahrhundert unter dem Zaar Alexei war das Predigen in Rußland sogar scharf verboten, damit nicht neue Lehren dadurch verbreitet würden. In der Türkei predigen meist nur die höhern Geistlichen, weil diese allein im Besitz einiger Bildung sind. Jede Gemeinde hat ihr bestimmtes Chor von Sängern, welche Hymnen und Psalmen singen, die Gemeinden selbst aber singen nicht wie bei uns aus Gesangbüchern, und die Instrumentalmusik ist ganz vom Griechischen Gottesdienst ausgeschlossen. Die Liturgie besteht übrigens außer der Messe, welche als die Hauptsache betrachtet wird, im Vorlesen von Schriftstellen, Gebeten und Heiligenlegenden, und im Hersagen von Glaubensbekenntnissen oder Sprüchen, welche der Liturg oder Priester anfängt und das Volk im Chor fortsetzt und beendigt. Die Klöster folgen mentheils der strengen Regel des heil. Basilius. Der Griechische Abt heißt Higumenos, die Aebtissin Higumene. Der Abt eines Griechischen Klosters, unter dessen Aufsicht mehrere andere stehen, heißt Archimandrit, und hat den Rang gleich nach den Bischöffen. Die niedere Geistlichkeit in der Griechischen Kirche besteht übrigens aus Liturgen, als: Vorlesern, Sängern, Hypodiakonen und Diakonen, und aus Priestern, als: Popen und Protopopen oder Erzpriestern, welches die ersten Prediger an Haupt- und Kathedralkirchen sind. Weiter als zum Protopopen können es Liturgen und Priester nicht bringen, denn die Bischöffe werden aus den Klostergeistlichen gewählt, und aus den Bischöffen die Erzbischöffe, Metropoliten und Patriarchen. Die Griechische Kirche unter Türkischer Hoheit ist, soviel es der Druck, unter dem sie lebt, erlaubt, ganz der ältesten Verfassung getreu geblieben. Die Würden der Patriarchen zu Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem bestehen noch, doch nur der erste hat das alte Ansehen der ehemaligen Erzbischöffe von Constantinopel, führt als ökumenischer Patriarch auf der aus den 4 Patriarchen, einer Anzahl Metropoliten und Bischöffen, und 12 vornehmen weltlichen Griechen gebildeten heiligen Synode zu Constantinopel den Vorsitz, übt durch sie im ganzen Türkischen Reiche die obere geistliche Gerichtsbarkeit über die Griechen aus, und wird auch von den nicht unirten Griechen in Galizien, in der Bukowina, in Slavonien und den sieben Inseln als das Oberhaupt der Griechischen Kirche anerkannt. Die übrigen 3 Patriarchen haben, da sich in ihren Sprengeln fast alles zum Muhamedanismus bekennt, einen sehr geringen Wirkungskreis (der zu Alexandrien hat nur 2 Kirchen zu Cairo unter sich) und leben daher meist von der Gnade des Constantinopolitschen. Dieser hat beträchtliche Einkünfte, muß aber beinahe die Hälfte davon als Tribut an den Großherrn abgeben, der die Griechen zwar mit Mäßigung aber doch immer sehr nieder hält. Sie dürfen keine neuen Kirchen bauen, müssen die Erlaubniß, alte auszubessern, theuer bezahlen, dürfen keine Thürme und Glocken an ihren Kirchen führen, auch die Türkische Kleidung nicht tragen, meist nur bei Nacht den Gottesdienst halten, auf Morea nur des Nachts Messe lesen, und müssen überdem nicht nur Wegzölle entrichten, von denen die Türken frei sind, sondern auch vom 15. Jahr an männiglich eine starke Kopfsteuer, unter dem Titel: Loskaufung vom Kopfabschneiden, an den Großherrn bezahlen, wovon nur das weibliche Geschlecht frei ist. Kein

Wunder, daß unter den Griechen in der Türkei eine alte Weissagung im Umlauf ist, von Rußland werde einst Hilfe und Rettung für sie kommen. Sollte dies je geschehen, und der Eifer, mit dem die Russische Regierung sich der Volksaufklärung annimmt, anhaltend und mit glücklichem Erfolg begleitet seyn; so könnte die Griechische Kirche vielleicht auch noch aus den allgemeinen Fortschritten der Geistesbildung in Europa, von denen sie bis jetzt wenig Notiz genommen hat, manchen Vortheil ziehen und Veränderungen erfahren, die ihren Cultus belehrender und erbaulicher, und ihre Bekenner gesitteter machen würden. Bis jetzt hat aber die starke Anhänglichkeit dieser Kirche am Alten, ihre Bigotterie und die Rohheit ihrer meisten Bekenner jedem Verbesserungsversuch im Wege gestanden. E.

Griechische Kunst. Wo der Griechischen Kunst gedacht wird, denkt man gewöhnlich nur an die schöne Kunst, und im noch engern Sinne an die schöne bildende Kunst Griechenlands, häufig aber so, daß dadurch etwas Vollkommenes, Vollendetes bezeichnet werden soll, weil man dann weniger an das Land, als an den Genius der Bewohner dieses Landes denkt. Unter Genius der Griechen verstehen wir aber eine geistige Naturart, durch die es möglich ward, daß die Bewohner Griechenlands jenen feinen Sinn und hellen Geist, jene schöne Phantasie, jenen zarten und reinen Geschmack, jenen richtigen Verstand und tiefen Forschungsgeist besaßen, wodurch die Werke ihrer Dichter, Philosophen, Redner, Geschichtschreiber und Künstler sich auszeichneten, und Jahrtausende lang die Bewunderung und Muster aller gebildeten Nationen wurden. Was, in Sachen des Geistes und Geschmacks, solche Eigenschaften vereinigt, pflegt man als griechisch zu preisen; und wer schlösse nun nicht hieraus, wenn nicht auf den höchsten, doch auf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit in der Griechischen Kunst! Auch hatte sie diesen in der That erreicht. Erreicht aber sagen wir absichtlich, damit Niemand wähne, sie habe in Griechenland von jeher und zu aller Zeit auf diesem Gipfel der Vollendung gestanden. Alles in der Natur- und Menschenwelt entwickelt sich im stetigen Fortschritt, und die Griechische Kunst macht hievon keine Ausnahme. Auch sie hat eine Zeit der Entwickelung, der Vollkommenheit des Sinkens. Hiedurch aber verliert sie nichts, denn es bleibt immer eine höchst merkwürdige Erscheinung, wie sie von früher Zeit an eine Richtung zu dieser hohen Vollkommenheit zeigte, und diese selbst dann nie ganz wieder verlor, als die Zeit der schönsten Blüthe vorüber war. Wer sich demnach für schöne Kunst überhaupt interessirt, findet schwerlich ein interessanteres Studium, als die Geschichte der Griechischen Kunst. Man unterscheidet in ihr vier Hauptepochen: 1) die des ältern, 2) des hohen und schönen, 3) des reizenden Styls, 4) der Entartung. Die Zeitdauer der ersten Epoche, der Dädaliden, rechnet man gewöhnlich bis gegen das Ende der Persischen Kriege, 450 vor Chr. Geb.; die zweite Epoche, zu welcher Phidias, Polyklets, Myron, die beiden Pythagoras gehören, erstreckt sich bis 350 an den Anfang der Macedonischen Herrschaft; die dritte, in welcher Praxiteles, Lysippos und Apelles hervorragen, bis auf den Tod Alexanders 323, und die vierte in die Zeit der Römer herein. Daß in die älteste Zeit nur rohe Versuche fallen, versteht sich von selbst, denn nur der Nachahmungstrieb, noch nicht das Schönheitsgefühl war in dem Künstler wirksam. Spitzsäulen, Gränzsteine und Hermen, unförmliche Fetische der Pelasgischen Zeit, waren die Anfänge der Bildnerei. Von den Hermen kam man zu den mumienartigen Bildern in Ebenholz und Cedern, wo die Arme anliegen,

die Füße nur durch einen Mittelschnitt angedeutet, Augen und Mund nur durch einen Schlitz bezeichnet waren, und später noch folgten die Dädalischen Figuren, ganz gegliedert und mit den Füßen in fortschreitender Bewegung (s. Dädalos, Dädalien). Künstler wie Dädalos in Kreta, Dipönos und Skyllis zu Sikyon, Rhökos und dessen Söhne Theodoros und Telekles zu Samos, Kalon und Onatas aus Aegina, Bupalos und Anthermos aus Chios, Perillos zu Agrigent, Agelades zu Athen u. a., deren Pausanias gedenkt, bildeten ohne Zweifel in dieser Manier. Ahmten sie aber gleich die Natur getreuer nach, als ihre Vorgänger, so geschah es doch mit zu viel ängstlicher Sorgfalt, und bei zu großer Genauigkeit in Nebendingen wurde die Darstellung steif. Wie konnte es auch anders seyn, zu einer Zeit, wo man die Schwierigkeiten der Behandlung noch nicht besiegt, den Stoff dem Willen noch nicht unterworfen hatte! „Wahrscheinlich, sagt Meyer, dauerte dieser Styl eine ziemlich lange Zeit; denn aus einer Menge, sowohl der größern als kleinern Ueberbleibsel desselben läßt sich schließen, daß die Mühe und das Bestreben vieler Generationen nöthig war, um der Kunst Freiheit in der Ausarbeitung, und einige Leichtigkeit, Zierlichkeit und Richtigkeit zu verschaffen. Die bildende Kunst hatte also in dieser ihrer ersten Periode mehr den mechanischen als den geistigen Theil zu entwickeln angefangen. Indem man aber mehr darauf geachtet zu haben scheint, wie, als was man arbeitete, so wurde das Glatte und Mühsame klein und ängstlich, die Leichtigkeit wurde mager, und aus einer gesuchten Richtigkeit entstand Härte, Manier und Einförmigkeit. Daher sind alle Figuren auf eben dieselbe Weise gebildet, und ohne einen merklichen Unterschied des Alters, der Würde und Verrichtung bloß durch die ihnen beigelegten Zeichen kennbar. Merkur wäre ohne Schlangenstab dem Herkules ähnlich, und dieser dem Apoll, wenn man ihm die Löwenhaut nähme. Juno und Venus, Diana und Pallas sind ebenfalls einander gleich.“ Wie die Sculptur, so die Malerei, die ohne Zweifel jüngern Ursprungs ist, als jene. Von den Versuchen, einen Schatten auf einer Fläche zu umschreiben, fing sie an, gab diesen Umrissen von innen noch einige andeutende Striche, gliederte sie und zeichnete sie aus. Levesque in seiner Abhandlung von den Fortschritten der Griechischen Malerei (Mém. de l'Instit. nation., Litter. et beaux Arts I. 389 fgg.) nimmt hierzu 5 verschiedene Epochen an. Von diesen Umrissen, Monogramme genannt, kam man zu den Monochromen, d. h. man illuminirte jene Umrisse mit einer einzigen Farbe, wovon Plinius den Corinther Kleophantos als Erfinder nennt. Ziegelmehl war es, dessen man sich zu dieser Färbung bediente. Von Eumarus und Cimon berichtet Plinius, daß sie die ersten gewesen, welche in Gemälden männliche und weibliche Figuren von einander unterschieden, was Böttiger wohl mit Recht nicht auf die Zeichnung, sondern auf die verschiedene Carnation bezieht. Wahrscheinlich schritt man auch zu Polychromen, d. h. zu vielfarbigen Gemälden fort, die aber unstreitig auf der untersten Stufe rohester Versuche stehen blieben. Von der Zeichnung gilt dasselbe, was von der Sculptur gesagt ist. Alle bildende Kunst war bisher lediglich im Dienste der Religion geübt worden. Diese Religion aber hatte bis auf die Zeit der Persischen Kriege durch die epische und lyrische Poesie, vornehmlich des Homer und Hesiodus, eine Ausbildung gewonnen, welche den Darstellungen der Kunst ungemein günstig und beförderlich ward. Aus ihren Stammsagen erhielten die Griechen ein vermenschlichtes Göttergeschlecht, ihre Fetische wurden menschenähnliche Bilder, der religiöse Anthro-

zomorphismus, durch die Poesie zu einem höchst charakteristischen Polytheismus ausgebildet, gab Gelegenheit, die Idee der Gottheit in der Gestalt der Menschheit nach den verschiedenen Charakteren derselben, auf mannigfaltige Weise auszuprägen. In den eigenthümlichsten menschlichen Charakteren und in herrlichen Gestalten lebten diese Götter in den Gesängen, aber nur dem Auge der Phantasie anschaubar: konnte, durfte der bildende Künstler hinter dem Dichter zurückbleiben? Mußte er nicht wetteifern mit dem Dichter, jene poetischen Gestalten, die sich der Phantasie der Nation tief eingeprägt hatten, auch der äußeren Anschauung darzustellen? Dies war unter den gegebenen Umständen die nothwendige Aufgabe der bildenden Kunst, und aus dem Streben der Künstler, sie zu lösen, ging nun jener ewig bewunderte Cyklus der Griechischen Göttergestalten hervor, worin das Ueberirdische in plastischer Anschauungsform, d. h. in schöner Aeußerlichkeit, nicht, wie im Orient, in mystischer Innerlichkeit aufgefaßt ist. Die intellektuelle Idee eines Gottes wurde zur individuellen Gestalt mit den objektiv bestimmtesten Umrissen, die also dargestellte Individualität aber keine beschränkte, persönliche, nicht die Copie eines wirklichen menschlichen Individuums, sondern der Typus einer ganzen Klasse von menschlichen Individuen gewisser Art. Hiemit nahm die Kunst eine Richtung zum Idealen, sie schuf Götterideale, und es begreift sich nun, wie auf jenen alten Styl der hohe folgen konnte. „Mit beharrlicher Mühe," sagt Meyer, „Unverdrossenheit und Anstrengung mußten Schwierigkeiten überwunden, Versuche angestellt, und Entdeckungen gemacht werden, bis man das Vermögen erwarb, die Formen der Natur nachzuahmen, auf Begriffe zu bringen, und zuletzt ihren Geist zu ergreifen. Allein die Künstler wurden noch immer von dem Gewicht der Materie niedergezogen, und die Schwierigkeiten der Ausführung beschäftigten sie noch viel zu sehr, als daß sie sich zu Gedanken erheben, und dem Fluge ihrer Einbildungskraft frei überlassen konnten. Nachdem sie aber endlich Raum und Freiheit gewannen, sich von der Kleinlichkeit und Gebundenheit des alten Styls loszumachen, da erhuben sich ihre entfesselten Kräfte mit einem kühnern Schwung, und der hohe Styl nahm seinen Anfang: die herrlichste Kraftäußerung des menschlichen Geistes, durch die er sich ein unvergängliches Denkmal errichtete." Hiezu gab es aber keinen günstigern Zeitpunkt, als den unmittelbar nach dem Persischen Kriege, theils weil die Nation selbst von einem höhern Geiste belebt, theils weil größerer Reichthum in Griechenland zusammengeflossen war, um die Künstler mehr beschäftigen zu können. An Tempel und öffentliche Gebäude blieb auch jetzt die bildende Kunst gebunden, und da alle Gebäude dieser Art, welche nachmals Griechenland verherrlichten, Theater, Odeen, Hallen und Gymnasien, selbst die vorzüglichsten Tempel, erst nach dem Perserkrieg errichtet wurden, so fand sich jetzt nicht nur mehr Gelegenheit, die Kunst zu üben, sondern auch größere Aufforderung, sie zu höherer Vollkommenheit zu bringen, wenn sie anders hinter der sehr vervollkommneten Baukunst nicht zurückstehen wollte. Sehr gegründet ist gewiß auch Böttigers Vermuthung, daß eine häufige Wechselwirkung der Bühne auf die bildende Kunst und dieser auf jene Statt gefunden habe. (Andeutungen 1, 81. Vgl. Schlegel über dramat. Lit. und Kunst 1, 67.) Der Fortschritt zu höherer Vollkommenheit ging aber auch hier durch Mittelstufen. An den Statuen, die man zuerst in diese Epoche setzen kann, bemerkt man schönere Züge, edlere Formen und Verhältnisse, die Lehre von den Proportionen aber war noch zu unvollkommen, als daß man fähig gewesen wäre, ihnen

einen wahrhaft göttlichen, über alle menschliche Dürftigkeit und Schwäche erhabenen Charakter zu geben. Bei aller Großheit, Hoheit und Vortrefflichkeit dieser Werke mangelt denselben noch eine gewisse Freiheit und Leichtigkeit der Bewegung und der Behandlung. Das Erhabene daran nähert sich dem Ungeheuern, und steht in allzu ungleichem Verhältniß mit unsrer Natur; weshalb sie geschickter sind, die Sinne zu überraschen, als das Herz zu rühren. (S. Meyers Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst in den Horen.) Als Kennzeichen dieser Zeit bemerkt man drathartige Haare, einen Saum um die Lippen, scharf angedeutete Augenknochen, und überhaupt Strenge des Contours. Je weiter ein Werk in diese Periode hereingeht, desto mehr bricht ein Schimmer von Eleganz, vom Zärtlichen und Gefälligen hindurch, und mit dem Ernst verbindet sich zugleich die Absicht zu ergötzen. Werke dieser Art gränzen jedoch schon an die dritte Kunstepoche; Ernst und Hoheit, die nur zu rühren, nicht zu gefallen suchten, und den Reiz verschmähten, sind der Charakter der zweiten. Als ausgezeichnete Meister in derselben nennt uns die Geschichte den Phidias, von welchem besonders berühmt sind die Minerva im Parthenon zu Athen und der olympische Jupiter, und seine Schüler Alkamenes aus Athen und Agorakritos aus Paros, jener berühmt durch seine Venus in den Gärten, dieser durch seine Nemesis; ferner Polykletos aus Sycion, der in seiner kolossalen Juno zu Argos ein würdiges Seitenstück zum olympischen Jupiter, und in seinem Doryphoros ein Musterbild des Ebenmaßes (deshalb auch als Kanon genannt) referte. Uebrigens vervollkommnete er die technische Behandlung der Erzbildnerei. Ihn übertraf Myron aus Eleutherä in Böotien, der berühmte Bildner der ehernen Kuh, durch Mannigfaltigkeit der Gegenstände, Neuheit der Compositionen und gewagte Stellungen, ward aber von den beyden Pythagoras durch das Seelenvolle des Ausdrucks übertroffen. Was die Malerei betrifft, so ists wohl, wie Böttiger (Archäol. der Mal. 1, 241.) bemerkt, unmöglich, daß sie in allem, was Correktheit und Adel der Zeichnung, Lebendigkeit des Ausdrucks, Mannigfaltigkeit der Gruppirung und Compositionen betrifft, hinter den Bildnern in Bronze und Marmor zurückbleiben konnte. Aber die schnellen Fortschritte der Malerei, die zugleich in der kunstgerechten Farbenbehandlung besteht, waren noch immer sehr aufgehalten; die großen alten Meister herrschten von dieser Seite noch nicht technisch über den Stoff, und es fehlte wahrscheinlich auch lange noch an den zweckmäßigsten Farben und Werkzeugen zu ihrer Behandlung. Merkwürdig sind aber aus dieser Periode Panätios, der Cimabue der ältern Athenischen Malerschule, Mikon, vornehmlich berühmt als Roßmaler, und Polygnotos, der in die alte Steifheit und Unbeweglichkeit in den Gesichtern Bewegung und Leben, Ausdruck und Seele brachte, der Bekleidung mehr Mannigfaltigkeit, und überhaupt der Griechischen Malerei zuerst Selbstständigkeit gab. Seine vorzüglichsten Werke befanden sich in der Pökile zu Athen und einer Lesche zu Delphi. Apollodoros aus Athen vertheilte zuerst Licht und Schatten in seiner Farbengebung, worin ihn aber Zeuris eben sowohl, als in größerer Naturtreue übertraf. Mit ihm wetteiferte Parrhasios, der an Richtigkeit des Ebenmaßes, Ausdruck und Reinheit der Zeichnung, die Vorigen hinter sich zurückließ. Was die Kunst an Größe und Erhabenheit erreichen konnte, scheint sie in dieser Periode erreicht zu haben. Gegen das Ende derselben nahm der Geschmack eine andere Richtung, theils weil die Griechen zur Zeit Alexanders nicht mehr jene Sieger bei Marathon und Platäa waren, theils weil die Kunst mehr

und mehr auch den Privatbedürfnissen dienstbar wurde, woher es ohne Zweifel kommt, daß wir jetzt weit mehr Sujets bearbeitet finden, welche mit dem Leben in näherer Beziehung stehen. Zu solchem Behuf und unter solchen Umständen mußte sich nothwendig ein andrer Styl bilden, und das Gefällige, das Reizende statt des Erhabenen vorwaltend werden. So wurden nach und nach Werke vorbereitet, welche, um mit Meyer zu reden, die Blume der Kunst und der Triumph der gefälligen Grazien sind, wo das Erhabene, ja die Schönheit selbst, dem Lieblichen untergeordnet, und nur in soweit angewandt ist, als der Zweck des Reizes und der Anmuth dadurch befördert werden konnte. Von der zartesten Empfindung erzeugt, und mit dem feinsten Verstand ausgebildet, sprechen diese Werke unmittelbar zum Herzen, und legen sich gleichsam warm und schmeichelnd an den Busen. Von Bildhauern gehören in diese Periode Skopas, vornehmlich wegen seiner geistreichen Gruppirungen gepriesen; Praxiteles, durch seinen Amor zu Thespiä, seinen Satyr zu Athen, seine Venus zu Kos und Knidos berühmt; Lysippos, der Meister der veredelten Porträtbildung; von Malern Apelles, vornemlich berühmt durch seine Venus Anadyomene; Protogenes; Asklepiodoros, Meister der Symmetrie, Aristides, stark im Charakterausdruck. Lysippos wird als Meister der höchsten Grazie in Bronze, Praxiteles in Marmor, Apelles in der Malerei genannt. Als Werke, die aus dieser Kunstepoche noch übrig sind, nennt Meyer den Ludovisischen Bacchus, den stehenden Hermaphrodit, den Flötenspieler und die Bacchantin in der Villa Borghese, das Kind mit dem Vogel in der nun in Paris befindlichen Borgheſischen Kunstsammlung, und Ganymed im Clementinischen Museum. Bescheiden und weise hat sich in denselben die Kunst zu verstecken bemüht, damit der Verstand auf keinen einzelnen Theil geheftet, der Genuß durch keinen Begriff gestört, und die liebliche Einheit des Ganzen ungeschwächt und rein zu dem Gefühl sprechen möchte. Von diesem Punkt aus ging dann aber der Geist der Kunst zu Ueppigkeit und Weichheit über, und verirrte sich auf mancherlei Abwege in der letzten Kunstepoche, der der Entartung, von welcher wir am schicklichsten bei Gelegenheit der Kunst unter den Römern sprechen. Das Höchste in jeder Art war erreicht, man konnte fast nur wiederholen und variiren. Glücklich genug, so lange nur dies geschah, und das war fast immer der Fall, so lange irgendwo noch reiner Kunstgeschmack herrschte. Wurde statt dessen der Reiz der Neuheit vorwaltend, so waren Uebertreibungen unvermeidlich, und diese gingen von der einen Seite ins Kolossale und Ueberladene, von der andern ins Ueppige und Weichliche aus. In der That kann nur ernstes Studium der klassischen Meisterwerke vor diesen Abwegen verwahren. Wie unermeßlich reich aber Griechenland an Schätzen dieser Art war, kann man aus der Rede von Jacobs sehen: Ueber den Reichthum Griechenlands an plastischen Kunstwerken und die Ursachen derselben. München, 1810. Und um wie viel größer erscheint er dann, wenn man auch noch die Werke der übrigen bildenden Künste, der Malerei, Steinschneidekunst, Formschneidekunst u. s. w. berücksichtigt. Niemand wird eine solche Aufzeichnung hier erwarten, wo es nur um einen allgemeinen Ueberblick zu thun war. dl.

Griechische Literatur. In ein kaum erhellbares Dunkel verlieren sich, aus leicht begreiflichen Gründen, die Anfänge der Griechischen Literatur, d. h. der Bildung der Griechen durch Werke der Sprache und Schrift. Schon der Umstand der spät entstandenen eigentlichen Schriftstellerei unter den Griechen bezeugt, daß die Kultur

der Griechen durch Literatur erst späterhin befördert wurde. Gab es aber gleich in frühern Zeiten keine eigentliche Literatur in Griechenland, so mangelte es doch keineswegs an Institutionen, die deren Stelle vertraten, und von denen auch das ausgieng, was man nicht mit Unrecht literarische Bildung nennen kann, wofern man sich nur von dem Vorurtheil entwöhnt hat, daß in geschriebenen Buchstaben allein das Palladium der Menschheit bestehe. Die erste Periode Griechischer Cultur, welche wir bis zum Einfall der Herakliden und Dorier in den Peloponnes, und die dadurch bewirkten bedeutenden Veränderungen, also bis 80 Jahre nach dem Troischen Kriege setzen, und mit dem Namen der Vor-Homerischen Periode bezeichnen können, ermangelt also der Literatur gänzlich; es fragt sich aber: ob auch aller literarischen Bildung? Es ist frech, und verräth Unwissenheit und Mangel an historisch-literarischem Sinn, jene Frage durchaus verneinen zu wollen; denn auch dem Falschen, was aus dieser Periode erzählt wird, liegt noch Wahres zum Grunde, das man nur richtig verstehen muß. Unter den literarischen Culturbeförderern dieser Periode hat man drei Klassen zu unterscheiden: 1) solche, von denen man keine Schriften kennt, die aber als Erfinder, Dichter, Weise genannt werden: Amphion, Demodokos, Melampus, Olen, Phemios, Prometheus; 2) solche, denen man nicht mehr vorhandene Schriften fälschlich beilegt: Abaris, Aristeas, Cheiron, Epimenides, Eumolpos, Korinnos, Linos, Palamedes; 3) solche, von denen man noch Schriften hat, die ihnen aber in späteren Zeiten untergeschoben sind: Dares, Diktys, Horapollon, Musäos, Orpheus, die Urheber der sibyllinischen Orakel. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, ob und wie viel Echtes sich in diesen untergeschobenen Schriften finde, genug, daß schon der Gedanke des Unterschiebens selbst ein früher vorhanden gewesenes bezeugt. Und wie wäre es auch möglich gewesen, daß die folgende Periode wie aus dem Nichts, ohne alle Vorbereitung, hervorgegangen wäre! Fassen wir nun alles zusammen, was gewesen seyn mußte, wenn das Folgende sollte werden können; so ergibt sich aus den mancherlei Sagen von der Vorhomerischen Periode, daß es in ihr Institute gab, welche durch Religion, Poesie, Orakel, Mysterien, zur Entwilderung der Nation, zur Beförderung der Cultur, wohl meist auf Orientalische Weise, und vielleicht vom Orient selbst ausgegangen, nicht unkräftig wirkten, daß diese Institute vornemlich in den nördlichen Theilen von Griechenland, Thracien, Macedonien ihren Sitz hatten, und daß sie meistens priesterliche Institute waren. Bemerken muß man hiebei, daß die Cultur in Griechenland weder auf einmal gedieh, noch bei allen Stämmen zugleich sich zeigte, daß Griechen nur im Verfolg der Zeit zu Griechen wurden, und einzelne Stämme sich hierin früher als andere hervorthaten. Etwa 80 Jahre nach dem Troischen Kriege begann in den Gränzen Griechenlands ein neues Drängen und Umherziehen, ein Theil der Einwohner wanderte aus dem Mutterlande nach den Inseln und Kleinasien aus, eine Verpflanzung, welche für den Griechischen Genius äußerst heilsam war, denn auf dieser hafenreichen Küste und den benachbarten Inseln, von der Natur zu Handel und Betriebsamkeit bestimmt, fand man nicht nur ein ruhigeres Leben, sondern auch größere Mittel zur Cultur, durch welche in diesem Klima eine neue Lebensweise entstand. Die Alten legten den Colonien in Jonien und Kleinasien den Charakter der Ueppigkeit und des Lebensgenusses bei; ein süßes Nichtsthun war Hauptzug in der Lebensweise der glückseligen

Bewohner dieser Gegenden. Annehmlichkeit und Vergnügen waren die Hauptzwecke ihres Lebens. Sanfte Umrisse, blaues Meer, reiner Himmel, schmeichelnde Luft, die feinsten Früchte und schmackhaftesten Kräuter im Ueberfluß, alle Erfordernisse des Luxus, erfreuende Thäler und wechselnde Berge sagten ungemein jener schönen Sinnlichkeit zu, und blieben nicht ohne Einwirkung auf den Geist. Dichtkunst und Philosophie, Malerei und Bildhauerei erreichten hier ihre schönste Blüthe; man mochte aber große und heldenmüthige Thaten lieber erzählen, als ausführen. In der Nähe der Hauptscenen des ersten wirklichen National-Unternehmens der Griechen, des Trojischen Krieges, war es wohl kein Wunder, wenn die Theilnahme daran hier größer, die Phantasie davon mächtiger aufgeregt wurde, und so fand hier die Poesie einen Stoff, durch dessen Darstellung sie selbst einen Charakter annehmen mußte, ganz verschieden von dem in der vorigen Periode. Bei allen Nationen blühte mit dem Heldenthum zugleich die Poesie auf; hier folgte den Heroen der erzählende Sänger, und es bildete sich das Epos. Wir nennen deshalb diese zweite Periode das epische Zeitalter der Griechen. Der Sänger (Aoidos) erscheint nun getrennt von dem Priester, jedoch als hochgeehrte Person, vornemlich auch darum, weil die Erinnerung der Helden in seinem Gesange lebte, und Poesie die Aufbewahrerin aller Kenntniß von der Vorzeit war, so lange man noch keine Sagenschreibung hatte. Das Epos kann seiner Natur nach nicht anders als historisch (im weiteren Sinne) seyn. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn sich förmliche Sängerschulen bildeten, denn an der Phantasie des ersten Dichters entzündete sich die Phantasie Anderer, und man glaubte vielleicht Poesie lernen zu können, wie man andere Künste lernte, ein Glaube, zu welchem unstreitig die Priesterschulen nicht wenig beitrugen, nach denen die Sängerschulen sich wohl bilden mochten. Sänger gab es aber in eigentlichster Bedeutung, denn die Sage wurde gesungen, und der erzählende Dichter begleitete selbst seine Töne mit einem Instrument. Bei keiner wichtigen Angelegenheit fehlten die Sänger, die man unter besonderem Einfluß der Götter dachte, vornemlich der gesangliebenden Musen, die das Jetzige, Vergangene und Zukünftige kennen. So stand der Sänger mit dem Seher auf dem Gipfel der Menschheit. Aus mehreren aber, welche jenes Zeitalter unstreitig hatte, ragt wie ein Riese der einzige Homeros hervor, unter dessen Namen wir noch zwei große epische Gedichte, Ilias und Odyssee, ein komisches episches Gedicht, die Batrachomyomachie (Frosch- und Mäusekrieg), mehrere Hymnen und Epigrammen besitzen. Nach seinem Namen nennt man eine Jonische Sängerschule die Homeriden, welche wahrscheinlich, anfangs zu Chios, eine besondere Rhapsodenfamilie bildeten, bei denen sich die alte homerische und epische Weise, Geist und Klang der homerischen Poesie erhielt. Vieles, was man dem Homer zuschreibt, dürfte wohl ihnen angehören, und eine ähnliche Bewandniß mag es mit dem, dem Homer auch zugeschriebenen epischen Kyklos haben, welcher uns auf die Kykliker (Cykliker) hinweist, deren Gedichte jedoch bedeutend von dem Jonischen Epos abzuweichen anfiengen, indem in ihnen mehr und mehr das historische Element statt des poetischen überwog. Man versteht hier unter Kyklos den Sagen- und Fabelkreis nicht bloß der Trojischen Begebenheiten; die kyklische Poesie schlang sich um den ganzen Mythenstamm, und man kann unterscheiden: 1) einen kosmogonischen, 2) genealogischen, und 3) Heroen-Kyklos, in welchem sich 2 Perioden unterscheiden lassen, a) der Heroen vor, und b) nach

dem Argonautenzuge. In die erste Klasse gehören die Titanen- und Gigantenschlachten, in die andere die Theo- und Herogonien. In die dritte Klasse gehören zur ersten Periode die Europia, mehrere Herakleia und Dionysiaka, mehrere Thebaiden, die Oedipodeia u. a. Von Stammessagen vornehmlich Aegymios, Minyas, Kampf der Lapithen und Centauren bei den Doriern; Phoronis, Danais bei den Argivern; Theseis, Amazonika bei den Attikern, und endlich mehrere Argonautika. Aus der zweyten Periode wählte diese Poesie sich vornehmlich den Trojschen Krieg selbst aus; einige Dichter behandelten die Ursache, andere die Folge desselben. Unter den ersten sind die dem Stasinos zugeschriebenen kyprischen Gedichte besonders berühmt, unter den letzteren des Lesches kleine Ilias, des Arktinos Aethiopis und Ilions Zerstörung, des trözenischen Augias u. a. Nostoi, d. i. Rückkehr der Helden von Troja; den ganzen Kreis aber scheint geschlossen zu haben die Telegonie des Eugammon von Kyrene. Die Naupaktika und Eoen handelten von den Heroinen. Die frühesten dieser cyklischen Dichter traten gegen die ersten Olympiaden auf. An eine Bezeichnung der Bildungsstufen ihrer Poesie ist darum nicht zu denken, weil wir uns überhaupt nur mit sehr allgemeinen Nachrichten über sie begnügen müssen. Was wir aber von ihnen wissen, berechtigt uns zu dem Schlusse, daß wohl zwischen diesen historischen Dichtern und den Jonischen Sängerschulen etwas möge mitten inne gelegen haben, welches gleichsam den Uebergang bezeichnet. Auch finden wir dies in der That in einer Sängerschule, die sich wahrscheinlich gegen 800 vor Chr. Geb. im Europäischen Griechenland bildete, in der Böotisch-Askräischen Sängerschule, die ihren Namen von Askra in Böotien hat, dem Aufenthaltsorte des Hesiodos, der an der Spitze derselben stand, und durch den vielleicht die Poesie aus Kleinasien, denn er stammte aus Kumä in Aeolien, wieder in das Griechische Mutterland einwanderte. Auch seine Werke wurden anfangs durch Rhapsoden fortgepflanzt, späterhin erst künstlich zusammengefügt und zum Theil mit fremden Stücken vermehrt, weshalb denn auch die Echtheit in ihrer jetzigen Gestalt so zweifelhaft ist, als bei Homer. Von 16 Werken, die ihm Joh. Tzetzes zuschreibt, sind auf uns gekommen die Theogonie, der Schild des Herakles (Bruchstück aus einem größeren Gedicht) und Werke und Tage, ein didaktisches Gedicht über die Landwirthschaft, Tagewahl, untermischt mit Vorschriften der Lebensklugheit, Erziehung u. s. w. Durch den Inhalt und den Geist aller dieser Werke, besonders der Homerischen und Hesiodischen, welche ein kanonisches Ansehn erhielten, und gewissermaßen die Grundlage der Jugendbildung ausmachten, erhielt der Charakter der Griechen jene bestimmte Richtung, die ihn nachher so sehr auszeichnete, und die sich am deutlichsten in ihrer Religion zu erkennen gibt, welche bei dem Mangel einer nöthigenden Autorität, besonders einer Priesterkaste, so zwanglos, und eben dadurch so phantasiereich wurde. Die Mystik der ersten Periode war dadurch meistens verdrängt worden, und in dem neuen Griechischen Göttergeschlechte (denn daß ein neues Göttersystem entstanden war, kann nicht bezweifelt werden) sah man nichts als die Blüthe der Menschheit. Schöne Sinnlichkeit wurde daher der Charakter auch der Griechischen Religion, bei welcher keine andere Moral Statt finden konnte, als eine solche, die das Leben zwar zu genießen, aber mit Weisheit zu genießen lehrt. Poesie war bisher die einzige Lehrerin und Erzieherin der Griechischen Welt gewesen, und sie blieb es auch ferner noch, als sie eine andere

Richtung nahm. Dies geschah in der dritten Periode, dem Zeitalter der Lyriker und der apologischen Poesie und Philosophie, mit welchem allmählig größere historische Gewißheit anhebt. Um den Anfang der Zeitrechnung der Olympiaden (776 vor Chr. Geb.) entstand eine wahre Ebbe und Fluth von Verfassungen in den kleinen Griechischen Staaten. Nach abwechselnder Herrschaft kämpfender Parteien, die sich mit gegenseitigem Haß lange verfolgten, erhuben sich endlich Republiken von demokratischer Verfassung, und Nationalzusammenkünfte bei heiligen Spielen vereinigten diese in gewissem Sinn zu einem Ganzen. Der in solcher Zeit herrschende Geist begünstigte vornehmlich die lyrische Poesie, welche in Griechenland jetzt zur Kunst wurde, und bis auf den Einfall der Perser den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichte. Nächst den Göttern, die an ihren Festen mit Hymnen gefeiert wurden, war das Vaterland mit seinen Helden ein Hauptgegenstand dieser Poesie. Die äußern Umstände scheinen nicht wenig auf den Charakter derselben gewirkt zu haben. Die Gemüthskräfte waren durch die Verhältnisse des Vaterlandes mehr aufgeregt; durch die häufigen Kriege und Kämpfe, Liebe des Vaterlandes und der Freiheit, Haß der Feinde und Tyrannen erzeugte sich die heroische Ode. Das Leben aber wurde doch zugleich mehr von seiner trüben Seite angesehen und schmerzlicher empfunden; daher mehr Einmischung von Sentimentalität in der Elegie; von der andern Seite aber auch rüstige Gegenwirkung durch Spott in dem Jambus (Satyre); in allem kräftiger Antrieb zum Selbstdenken, Forschen und Herbeischaffen eines erwünschten Zustandes. Die goldene Zeit ist vorbei, die ein Geschenk der Götter war, jene, die der Mensch in der Zukunft ersehnt, soll das Werk seiner freien Kraft seyn. Mit dem Gefühl hievon wird die Menschheit mündig, und in den Zustand versetzt, in welchem Philosophie ihr zum Bedürfniß wird, die denn auch immer mehr und mehr sich entwickelt. Zuerst sprach sie sich jetzt in Sentenzen und Gnomen, in Fabeln, mitunter auch in dogmatischem Lehrvortrag aus. Bei dem Genuß von Ruhe umfaßte die lyrische Poesie aber auch die Freuden der Erde, den Genuß des Lebens und die daraus entspringenden Gefühle, wobei sich jener feine Sinn, jenes Zartgefühl immer deutlicher aussprachen, durch welche das Leben reizender, der Genuß desselben veredelt wurden, und die Darstellungen davon eine eigenthümliche Grazie erhielten, so wie sie bei der herrschenden Moral durch eine eigene Naivetät sich auszeichneten. Von denen, welche durch dieses alles, so wie durch Ausbildung der Musik und durch Erfindung verschiedener Formen dieser lyrischen Poesie, sich ausgezeichnet haben, hat uns die Geschichte folgende Namen erhalten: Archilochos von Paros, Erfinder des Jambos; Tyrtäos aus Milet, Sänger der Kriegslieder; Kallinos aus Ephesus, Erfinder des elegischen Sylbenmaßes; Alkmann der Lydier; Arion aus Methymna, welcher den Dithyrambos ausbildete; Terpander aus Antissa, Erfinder des Barbiton; die zärtliche Sappho aus Mitylene, ihr Landsmann Alkäos, beider Zeitgenossin Erinna; Mimnermos aus Kolophon, der Flötenspieler; Stesichoros aus Hymera; Ibykos aus Rhegium, Erfinder der Sambuka; Anakreon aus Teos; Simonides aus Keos; Hipponax aus Ephesus; Timokreon aus Rhodus; Lasos aus Hermione; Korinna aus Tanagra, die Freundin und Lehrerin Pindars. Diese heißen vorzugsweise Lyriker, als Gnomiker werden genannt Solon, Theognis, Phokylides, Pythagoras; als Fabeldichter Aesopos. Mehrere gehören der Zeitrechnung nach in die folgende Periode, des Zusammenhanges

wegen stehen sie am füglichsten hier. Betrachtet man die Philosophie dieses Zeitalters, so findet man sie vorzüglich auf das Praktische gerichtet, weil von diesem alles ausgeht und auf dieses alles hinweist. Es mußte demnach früher eine Philosophie des Lebens als des Wissens geben, Philosophie mußte eher eine Weisheitslehre als Wissenslehre seyn. In diesem Sinne muß man die sogenannten sieben Weisen Griechenlands (Periander, statt dessen Andere Epimenides von Kreta oder Myson nennen, Pittakos, Thales, Solon, Bias, Chilon und Kleobulos) betrachten, von denen sechs ihren Namen nicht durch Speculation, sondern durch reifere Erfahrung, durch ihre daraus entsprungene Lebensweisheit, ihre Weltklugheit und Berathung, ihre praktische Geschicklichkeit und Fertigkeit in Geschäften des Staats, Gewerben und Künsten verdienen. Ihre Sprüche sind praktische Lebensregeln durch Handeln erzeugt, oft nur Ausdruck des gegenwärtigen Gefühls. Weil aber Wissen doch die Basis der Weisheit ist, so mußte man bei weiterem Forschen doch auch auf das Wissen kommen, und so ging denn auch die theoretische Philosophie wenigstens nicht ganz leer aus. Thales wurde der Stifter der Jonischen Philosophie. Hier stehen wir nun aber an dem bedeutendsten Gränzpunkte der literarischen Bildungsgeschichte Griechenlands, wo die Poesie aufhört, der Inbegriff alles Wissenswürdigen, die einzige Lehrerin und Erzieherin zu seyn. Bisher hatte sie zugleich auch das Amt der Geschichte, der Philosophie und Religion verwaltet; was man auf die Nachwelt zu bringen, was man von Lebensweisheit und Kenntnissen mitzutheilen, was man von Religion einzuflößen hatte, geschah in ihrer gemessenen Rede, die sich eben darum, weil sie gemessen war, dem Gedächtniß tiefer und fester einprägte. Dies sollte fortan anders werden. Das Leben des Staatsbürgers mußte auch auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß haben. Oeffentliche Verhandlungen, an denen er Theil nahm, nöthigten ihn, die Sprache des gemeinen Lebens für den öffentlichen Vortrag geschickter zu machen. Dieses, und die nun in Griechenland bekannter werdende Buchstabenschrift, nebst dem eingeführten Gebrauch des Aegyptischen Papyrus, bereiteten die Bildung der Prosa vor. Alles dies aber hatte wesentlichen Einfluß auf den Zustand der Wissenschaften; aus der epischen Poesie ging nun allmählig die Geschichte, aus der poetischen Lebensweisheit die speculative Philosophie hervor. Die bisherige Einheit in der Ansicht geht dadurch verloren, wir müssen nothwendig den Blick nach verschiedenen Seiten kehren, und in unserer Darstellung von nun an den einzelnen Wissenschaften folgen. Es versteht sich übrigens fast von selbst, daß diese Trennung des Erkennens und Wissens mehrere andere nach sich ziehen mußte, denn der reflektirende Verstand und die räsonnirende Vernunft, welche jetzt statt der Einbildungskraft in Thätigkeit gesetzt wurden, entdeckten immer mehr der Untersuchung Bedürftiges, und so traten jeder dieser Hauptwissenschaften mehrere Neben- und Hilfswissenschaften zur Seite, wodurch der Baum des Erkenntnisses in immer mehrere Zweige ausschlug. Jeder reizte die Forschbegier, und überall ward ein wissenschaftliches Streben rege. Deshalb könnte man die vierte, nun folgende Periode die der Wissenschaftlichkeit nennen. Sie erstreckt sich bis ans Ende aller Griechischen Literatur, zertheilt sich aber nach Maßgabe des verschiedenen Geistes, der sich darin offenbart, und des Vorwaltens dieser oder jener Wissenschaft, in mehrere Epochen. Wir rechnen die erste von Solon bis Alexander 594 — 336 vor Chr. Geb. In der Philosophie zeigt sich hier zuerst ein physisch specu-

Ionischer Geist, denn sie ging wohl zunächst von Religion aus; alle Religion aber beruht auf Vorstellungen von der Gottheit, welche in so früher Zeit von der Natur nicht unterschieden wurde. Da nun die Religionsbegriffe nichts enthielten als Dichtungen von der Entstehung der vornehmsten Naturtheile, d. i. der Gottheiten, so wurde nothwendig die älteste Philosophie Naturphilosophie, in welcher der menschliche Geist die bisher beobachteten Sinnenerscheinungen weiter zu zergliedern, befriedigender zu erklären, und als Ein Ganzes zu umfassen strebte. Natürlich ist es, daß sich, aus Mangel an hinreichenden Beobachtungen und Versuchen in der Naturkenntniß, in das Geschäft des reflektirenden Verstandes und der räsonnirenden Vernunft öfters die dichtende Einbildungskraft mischte, wodurch denn diese philosophisch-physischen Speculationen mit poetischen Ideen durchwebt erscheinen. So zeigt sich die Jonische Philosophie, deren Stifter Thales, die Italische, deren Stifter Pythagoras, und die älteste und spätere Eleatische Philosophie. Zu der Jonischen Schule gehörten Pherecides, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Diogenes aus Kreta, Anaxarchos und Archelaos; die vornehmsten Pythagoräer waren Alkmäon, Timäos von Lokris, Ocellus Lucanus, Epicharmos, Theages, Archytas, Philolaos und Eudoxos; zu der ältesten Eleatischen Schule gehören Xenophanes, Pharmenides, Heraklit und Leukipp; zu der späteren Empedokles, Demokrit, Zeno, Melissos und Diagoras. Ungefähr bis um die 90ste Olympiade waren die Philosophen und ihre Schulen durch alle Griechischen Städte zerstreut gewesen; um diese Zeit wurde Athen ihr Hauptsitz, und dies trug nicht wenig dazu bei, der Philosophie einen andern Geist einzuhauchen, indem hier die Sophisten die Lehrer derselben wurden. Gorgias aus Leontium in Sicilien, Protagoras aus Abdera, Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos, Thrasymachos und Tisias sind die berühmtesten, deren Namen auf uns gekommen sind. Ihr Name schon bezeichnet sie als Männer der Wissenschaft, und wirklich waren sie die Encyklopädisten ihrer Zeit, welche die Gedanken und Erfindungen der vorigen Zeitalter gesammelt und mit den ihrigen bereichert hatten. Besonders Verdienste hatten sie um Rhetorik und Politik, diese zwei in demokratischen Verfassungen so ungemein wichtigen Wissenschaften; allein hiemit nicht zufrieden, trugen sie auch Naturwissenschaft, Mathematik, Theorie der schönen Künste und Philosophie vor. In der letzteren nun scheint es ihnen eben nicht um Wahrheit, sondern nur um Glanz zu thun gewesen zu seyn, und zu diesem Zweck bildeten sie vornehmlich die Sophistik und Eristik aus, d. i. Beweis- und Disputirkunst, welche man nach herauch Dialektik genannt hat, wobei es ihnen darauf ankam, alles zu beweisen. Hiezu erfannen sie eigene Trugschlüsse, welche nach ihnen noch jetzt Sophistereien heißen, und suchten den Gegner durch mancherlei Mittel zu verwirren. Daß dies der Philosophie selbst nur Nachtheil bringen konnte, springt in die Augen; allein es ist auch von der andern Seite gewiß, daß das Schwankende, Unsichere, Willkührliche und Widersprechende in den Behauptungen ihrer Vorgänger sehr dazu geeignet war, den Gedanken zu erzeugen, als sey die Philosophie überhaupt nur ein Luxus der Geister. Man wird sagen, daß aber doch nur ein frivoles Zeitalter einen solchen Gedanken erzeugen konnte, und man hat Recht. Desto glücklicher aber war es, daß eben in diesem Zeitalter Sokrates auftrat, nicht nur ein kräftiger Bekämpfer dieser Sophisten, sondern der Philosophie selbst eine neue Bahn anweisend. Man hat von ihm gerühmt, er habe die Philosophie

vom Himmel auf die Erde herabgezogen, und man hat es von ihm mit Recht gerühmt, indem Er es war, welcher der Philosophie wieder eine praktische Richtung gab, die sich von der früher dagewesenen dadurch unterschied, daß nicht mehr bloße Erfahrungen an einander gereiht wurden, sondern daß man die Natur und Verhältnisse des Menschen, den Zweck und die beste Einrichtung seines Lebens im Zusammenhange zu untersuchen anfing, und die Speculation, statt auf Physik und Metaphysik, wie bisher, hauptsächlich auf Psychologie und Moral lenkte. Sokrates hatte viele Schüler, von denen einige seine Ideen in seiner Manier schriftlich darstellten, Kebes, Aeschines, Xenophon, andere mit mehr oder weniger Abweichung von seinen Ideen und seiner Manier Stifter eigener philosophischer Schulen wurden. Es gingen nämlich aus der Sokratischen folgende 4 Schulen hervor: 1) die Kyreneische, deren Stifter Aristippos von Kyrene war; 2) die Megarische, Elische, Eretrische unter Euklides, Phädon und Menedemos; 3) die Akademische, deren Stifter Platon, und 4) die Kynische (cynische), deren Stifter Antisthenes war. Platon war unstreitig das umfassendste und glänzendste Genie, dessen ahndungsvoller Geist am tiefsten drang. Nicht bloß in der Schule des Sokrates, sondern auch auf Reisen gebildet, vereinigte er die philosophischen Kenntnisse der früheren Griechischen Philosophen mit der der Aegyptischen Priester und der Beredsamkeit und Kunst der Sophisten. Inniges Gefühl für das Ueberirdische, zarter moralischer Sinn, feiner, scharf und tiefblickender Verstand blicken aus seinen Darstellungen hervor, die mit allen Grazien des Vortrags geschmückt, und durch eine blühende Einbildungskraft belebt sind. Die sokratische (erotematisch-heuristische) Methode wurde bei seinem poetischen Talent zu wahrhaft dramatischer Darstellung erhöht, und der philosophische Dialog von ihm zum ästhetischen Kunstwerk ausgebildet. Während die Philosophie so bedeutende Fortschritte machte, blieb auch die Geschichte nicht zurück, sondern näherte sich ebenfalls mit starken Schritten dem Gipfel der Vollendung. In dem Zeitraume von 550 — 500 vor Chr. Geb. entstand zuerst Sagenschreibung (Logographie) in ungebundener Rede, und als die ältesten Sagenschreiber kennt man Kadmos, Dionysios und Hekatäos von Milet, der Argiver Akusilaos, Hellanikos aus Mitylene, und Pherekydes aus Leros. Nach ihnen erschien Herodotos aus Halikarnaß, der Homer für die Geschichte, welcher in seinem 27sten Jahre sich aufmachte, die wichtigsten Länder der damals bekannten Erde zu bereisen, um sie selbst und die Sitten ihrer Bewohner kennen zu lernen, die Sagen von der Vergangenheit aus den Quellen zu schöpfen, und selbst zu prüfen. Mit einer Einfachheit und Treuherzigkeit, die ihm unsere Liebe, mit einer Wahrheitsliebe, die ihm unsere Achtung gewinnt, erzählt er das Gehörte wieder, auf eine Art, die nach Plan und Ausführung so oft an Homer erinnert, daß wir natürlich finden, die 9 Bücher seiner Geschichte mit dem Namen der 9 Musen bezeichnet zu sehen. Sein Beispiel reizte den Thukydides zum Wetteifer, und seine 8 Bücher von der Geschichte des Peloponnesischen Krieges zeigen uns den ersten philosophischen Historiker als Muster für alle folgenden. Wird er durch zusammengedrängte Gedankenfülle oft dunkel, so herrscht hingegen in Xenophon die heiterste Klarheit, und er wurde das Muster ruhiger, ungekünstelter Geschichtsdarstellung. Wie Sterne der ersten Größe glänzen vornehmlich diese drei Historiker in dieser Periode hervor, in welcher außerdem noch genannt zu werden verdienen Ktesias, Philistos, Theopompos, Ephoros, welche letzteren jedoch durch rhetorisi-

rende Manier sich bereits von der echten Geschichtsdarstellung entfernten. In der Poesie entwickelte sich während dieser Periode eine ganz neue Gattung; aus den Lustbarkeiten der Dankfeste nämlich, welche das Landvolk nach der Weinlese dem Freudengeber mit wildem Gesang und Geberdentanz feierte, entstanden, vorzüglich in Attica, die Schauspiele. Sinnreiche Dorfvirtuosen gaben den allmählig ernsthafteren Chorgesängen oder Dithyramben beim Bocksopfer Mannigfaltigkeit und rohe Kunst, indem ein Zwischenredner Volksfabeln erzählte, und der Chor das ewige Lob des Bacchus durch Sittenlehren, wie die Erzählung sie darbot, abwechselte. Ihr Lohn, wenn sie gefielen, war ein Bock. Andere bildeten aus dem Groben die leichtfertigeren Reigen außer dem Opfer, mit den Schalksstreichen des Festes und allem, was Lachen erregte, untermischt. Bald wurden diese Spiele des Kelterfestes auch an andern Tagen wiederholt. Nach einigen Vorgängern gab Solons Zeitgenoß, Thespis, der seine Schauspieler gleich Kelteren mit Weinhefen, oder eigentlich mit Trebermost, schmückte, an den Scheidewegen und in Dörfern, auf beweglichen Bühnen, bald ernsthaftere Geschichten mit feierlichen Chören, bald lustigere mit Reigen, worin Satyre und andere Spaßmacher Gelächter erregten. Ihre Vorstellungen hießen Tragödien, d. i. Bocksopfergesänge; Trygödien, Kelter- und Mostgesänge; Comödien, Lustreigen, und Satyrhandlungen (Drama satyricum). Endlich erhuben sich diese Spiele veredelt in prachtvoller Zurüstung auf Schaubühnen der Städte, und unterschieden sich immer mehr durch eigenen Ton und Sittlichkeit. Statt eines Zwischenredners, der die Geschichte aus dem Kopfe vortrug, stellte Aeschylos zuerst handelnde Personen auf, die je zwei nach erlernten Rollen sich besprachen, und wurde der eigentliche Schöpfer der dramatischen Kunst. Schnell erhob sich auch diese zum Gipfel der Vollendung, die Tragödie durch Aeschylos, Sophokles, Euripides, die Comödie durch Kratinos, Eupolis, Krates, vornehmlich aber Aristophanes. Unter der Regierung der 30 Tyrannen wurde die Licenz der Comödie, lebende Personen dem Gelächter Preis zu geben, beschränkt, und dadurch bildete sich allmählig die mittlere Comödie aus, wo der Chor abgeschafft wurde, und mit den allgemeineren Charakterschilderungen auch die Charakter-Masken aufkamen. Aristophanes und Alexis zeichneten sich hierin aus. Neben diesen Gattungen bildeten sich als eine eigene die Mimen des Sophron aus Syrakus, dramatisirte Dialogen in rhythmischer Prosa. Uebrigens gehören der Zeitfolge nach mehrere Gnomiker und Lyriker in diese Periode; mehrere Philosophen erschienen als didaktische Dichter, Xenophanes, Parmenides, Empedokles, und als Epiker waren berühmt Pisander und Panyasis durch ihre Herakleen, und Antimachos durch seine Thebais. Das Epos wurde aber immer historischer, und verlor an schöner poetischer Gestaltung. Neben die Poesie trat in dieser Periode als eine ernstere Schwester die Beredsamkeit, welche bei der republikanischen Staatsform Bedürfniß war, und bei der Tendenz des Griechischen Geistes zur Schönheit ebenfalls kunstmäßig ausgebildet wurde. Antiphon, Gorgias, Andotides, Lysias, Isokrates, Isäos, Demosthenes, Aeschines werden als Meister dieser Kunst gepriesen, für welche ebenfalls eigene Schulen gestiftet wurden. Von mehreren dieser Redner besitzen wir noch die bewunderten Meisterstücke. Wie nahe die Rhetorik daran war, selbst über die Poesie zu siegen, zeigt sich in Euripides, und es ist keine Frage, daß sie auch auf Platon und Thukydides bedeutenden Einfluß hatte. Als Neben- und Hülfswissenschaften bildeten sich für die Philosophie die Mathe-

matik, für die Geschichte die Geographie aus. Die Astronomie verdankt der Jonischen, die Arithmetik der Italischen, die Geometrie der Akademischen Schule manche Entdeckung. Als Mathematiker waren berühmt Theodoros von Kyrene, Meton, Euklemon, Archytas von Tarent, Eudoxos von Knidos. Die Geographie wurde vornehmlich durch Entdeckungsreisen bereichert, welche der Handel veranlaßte, und in dieser Hinsicht verdienen Erwähnung Hanno's Fahrt um die Westküste von Afrika, des Skylax Periplus, Beschreibung der Küsten des Mittelmeers, und des Pytheas von Massilien Entdeckungen im nordwestlichen Europa. Die Naturforschung fiel ebenfalls den Philosophen anheim, die Arzneikunst aber, von den Asklepiaden bisher in Tempeln geübt, bildete sich als ein abgesonderter Zweig davon aus, und Hippokrates wurde der Schöpfer der wissenschaftlichen Medicin. Der Tag nach einem Sieg ist auch noch ein schöner Tag. Dies gilt von der nun folgenden Periode, welche man im Allgemeinen die Alexandrinische nennen, und als die systematisirende oder kritische charakterisiren könnte. Zwar hörte auch jetzt Athen nicht auf, seinen alten Ruhm zu behaupten, Alexandrien aber wurde doch eigentlich die tonangebende Stadt. Hiedurch mußte nothwendig der Geist der Griechischen Literatur eine andere Richtung nehmen, und es springt besonders in die Augen, daß bei dem Gebrauch einer ungeheuern Bibliothek die eigentliche Gelehrsamkeit und Polyhistorie über das frühere freie Geistesstreben siegen mußte, welches jedoch nicht sogleich erstickt werden konnte. Philosophie. Die sokratische Philosophie erzeugt noch einige neue Zweige in der stoischen Schule, deren Stifter Zenon aus Cittium von Cyprus war, und der Epikurischen, von Epikuros aus Gargettus in Attica gestiftet. Nach ihnen erschien Platons scharfsinniger und gelehrter Schüler Aristoteles als Stifter der peripatetischen Schule, welche durch Erweiterung des Gebiets der Philosophie und systematischen Geist sich auszeichnet. Er trennte Logik und Rhetorik, Moral und Politik, Physik und Metaphysik (welchen letztern Namen er veranlaßte), fügte mehrere angewandte philosophische Wissenschaften hinzu, Oekonomik, Pädagogik, Poetik, Physiognomik, erfand die philosophischen Kunstausdrücke, und gab durch dies alles der Philosophie die Gestalt, welche sich Jahrtausende heraus erhalten hat. Auf seinem Wege in Forschung der Philosophie und Naturgeschichte schritt sein Schüler Theophrastos fort. Je dogmatischer die Philosophie aber durch Aristoteles wurde, desto mehr war den philosophischen Forschern Behutsamkeit nöthig, und der Geist des Zweifelns war ein sehr heilsamer Geist. Er zeigte sich vornehmlich in dem Skepticismus, der von Pyrrhon aus Elis ausging. Ein wenigstens ähnlicher Geist lebte auch in der mittleren und neueren Akademie, von Arkesilaos und Karneades gestiftet. Mathematik und Astronomie machten die bedeutendsten Fortschritte in den Schulen zu Alexandria, Rhodus und Pergamus; und wem sind die Namen Euklides, Archimedes, Eratosthenes und Hipparchos unbekannt! Der Geschichte gaben die Züge und Thaten Alexanders Stoff genug, allein im Ganzen gewann sie doch nur an äußerem Umfang, nicht an innerem Gehalt, denn ein Streben nach dem Wunderbaren und Abenteuerlichen ward nun in ihr herrschend. Desto erfreulicher ist gegen das Ende dieser Periode die Erscheinung des Polybius aus Megalopolis, den man als den Urheber der pragmatischen Geschichtsdarstellung zu betrachten hat, wodurch die Universalgeschichte einen philosophischen Geist und würdigen Zweck erhielt. Vielfache Be-

reicherung erhielt die Geographie, welche Eratoſthenes wiſſenſchaf
lich begründete, und Hipparchos mit der Mathematik noch mehr
Verbindung ſetzte. An Länder- und Völkerkunde gewann man dur
die Nachrichten des Nearchos und Agatharchides, und die Chron
logie erhielt einen bedeutenden Gewinn durch den Pariſchen Marm
In Hinſicht auf Poeſie kommen manche merkwürdige Veränderung
vor. In Athen ging, nicht ohne Einwirkung politiſcher Urſachen, a
der mittleren Comödie die neue hervor, welche ſich dadurch, daß
die ſittliche Menſchennatur zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen nah
dem modernen Schauſpiel nähert. Unter den 32 Dichtern dieſer Ga
tung zeichneten ſich beſonders Menander, Phikemon und Diphilos au
Aus den Mimen gingen die Idyllen hervor, in deren Dichtung, na
dem Vorgang des Steſichoros, Sikelidas, Asklepiades u. A. beſonde
Theokritos, Bion und Moſchos ſich auszeichneten. Auch die übrig
Dichtungsarten blieben nicht unbearbeitet, allein alle dieſe Arbeiten,
wie die Kritik über Poeſie und ſchöne Kunſt, weiſen uns auf Alexandri
hin, und deshalb ſchweigen wir hier von ihnen. Vielleicht iſts gu
überhaupt gut, dieſen ohnehin langen Artikel eben hier abzubreche
Am Ende dieſer Periode hörten ja die Griechen auf, ſelbſtſtändig
ſeyn, und das weltherrſchende Rom gewann auch hier ſeinen Einflu
Man ſehe deshalb die Fortſetzung des hier Abgebrochenen unter d
Artikeln Alexandriniſches Zeitalter und Römiſche Lit
ratur.

dd.

Griechiſche Sprache und Schrift. Nicht von jeher wu
de in Griechenland geſprochen, was wir Griechiſche Sprache nenne
denn Griechenland war früher von Pelasgern als von Hellenen od
Griechen bewohnt. Die alte Sprache der Pelasger kannte man ab
ſchon zur Zeit Herodots nicht mehr, der dieſe fremde Sprache v
der Helleniſchen als verſchieden angibt, und hinzufügt, es ſ
wahrſcheinlich, daß die Hellenen ihre urſprüngliche Sprache immer b
halten haben (1, 57). Woher aber dieſe ſtamme, darüber ſind d
Meinungen getheilt, denn einige wollen ſie aus dem Perſiſchen, ande
aus dem Scythiſchen ableiten; zwei Meinungen, welche ſich jedoch dur
genealogiſche Gründe vielleicht vereinigen ließen. Außer Griechenlan
wurde ſie in einem großen Theile von Kleinaſien, dem ſüdlichen Itali
und Sicilien geſprochen, und in andern Gegenden, wohin ſich Griech
ſche Colonien verbreitet hatten. Bei der Menge helleniſcher Völke
ſchaften eines Hauptſtammes läßt ſich erwarten, daß es verſchiede
Mundarten (Dialekte) müſſe gegeben haben. Deren Kenntniß
bei der Griechiſchen Sprache um ſo nothwendiger, da die Schriftſtell
dieſer Nation die Eigenheiten der verſchiedenen Mundarten im G
bräuch einzelner Buchſtaben, Wörter, Wortformen, Wendungen u
Ausdrücke in die Schriftſtellerſprache übertrugen, und zwar nicht blo
um dadurch einen Sprechenden näher zu charakteriſiren, ſondern auc
wenn ſie in eigener Perſon ſchrieben. Gewöhnlich nimmt man, na
den 4 Hauptſtämmen der Griechen, 4 Hauptdialekte an, den Aeol
ſchen, Doriſchen, Joniſchen und Attiſchen, außer dieſ
aber noch mehrere Nebendialekte. Selbſt die 4 Hauptdialekte aber la
ſen ſich am Ende auf 2 zurückführen, den Helleniſch-Doriſche
und den Joniſch-Attiſchen. Jener war der älteſte, wie de
überhaupt durch das Doriſche das Alte bezeichnet wurde. Die älte
Doriſche Mundart zeigt ſich jedoch im Aeoliſchen Dialekt, aus welche
auch die Lateiniſche Sprache abgeleitet wird. Der Doriſche Dialek
war hart und rauh, der Joniſche der weichſte. Der Aeoliſche Dialek

wurde gesprochen diesseits des Isthmus (außer in Megara, Attica und Doris), in den Aeolischen Colonien Kleinasiens und auf einigen nördlichen Inseln des Aegäischen Meeres: der Dorische im Peloponnes, den Dorischen Vierstädten, den Dorischen Colonien Kleinasiens, Unter-Italien (Tarent), Sicilien (Syrakus, Agrigent), am reinsten von den Messeniern; der Jonische in den Jonischen Colonien Kleinasiens und auf den Inseln des Archipelagus; der Attische in Attica. In jedem dieser Dialekte hat man bedeutende Schriftsteller und Schriften. Zum Jonischen Dialekt gehören zum Theil die Werke der ältesten Dichter, Homers, Hesiods, Theognis u. s. w., rein findet man ihn in Prosaikern, besonders Herodot und Hippokrates; im Dorischen Dialekte sangen Pindar, Theokrit, Bion und Moschus; von Dorischer Prosa ist nur noch wenig übrig, meist mathematischen und philosophischen Inhalts; im Aeolischen Dialekte haben wir die Fragmente des Alkäos und der Sappho. Als Athen die Oberherrschaft in Griechenland erhalten, und sich zum Mittelpunkt aller literarischen Cultur erhoben hatte, wurde mit den attischen Meisterwerken eines Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Thukydides, Xenophon, Platon, Isokrates, Demosthenes, u. a. auch der Attische Dialekt der allgemeine der Büchersprache. Grammatiker unterschieden nachher das Echt-Attische, wie es sich in jenen Meistern des Atticismus findet, von dem Attischen des gemeinen Lebens, und nannten dies den gemein-Griechischen oder Hellenischen Dialekt, und selbst die spätern Attischen Schriftsteller nach jener schönsten Blüthenzeit der Literatur Gemeingriechen oder Hellenen. Zu diesen gehören Aristoteles, Theophrastos, Apollodoros, Polybios, Plutarchos und die übrigen spätern, unter denen doch manche Echt-Attisch schrieben, wie Lukianos, Aelianes und Arrianos. Außer den Dramatikern hielten sich aber die übrigen Dichter keineswegs ausschließlich an den Attischen Dialekt; die Dramatiker selbst nahmen in ihren Chören, weil diese zu der ältesten Liturgie der Griechen gehörten, um des Feierlichen willen etwas vom Dorischen auf, und die übrigen Dichter blieben bei der Homerischen Sprache. Man muß demnach annehmen, daß die Griechen mit ihren verschiedenen Mundarten bekannter waren, als wir mit den unsrigen, wozu vielleicht die allgemeine Lektüre des Homer, der Gebrauch eines religiösen Rituals und der häufige Verkehr derselben unter einander vornehmlich wirkten. Wahrscheinlich aber hatten sich die Dialekte in der frühesten Zeit noch nicht so von einander geschieden, wie es späterhin geschah, und daraus muß man sich die Eigenthümlichkeiten der Sprache Homers und Hesiods erklären. „Im Homer und Hesiod," sagt Matthiä, „kommen Wortformen und Ausdrücke vor, die von den Grammatikern für Aeolisch, Dorisch, Attisch, oder gar für Eigenheiten eines örtlichen Dialekts ausgegeben werden. Allein schwerlich waren sie dieses schon zur Zeit jener Dichter, die sich eine solche Mischung wohl eben so wenig würden erlaubt haben, als sich jetzt ein Dichter erlauben würde, Niedersächsische und Oberdeutsche Provinzialismen unter einander zu mischen. Die Sprache Homers scheint vielmehr ganz die Sprache der damaligen Jonier zu seyn. Von diesen im Homer gebräuchlichen Wortformen blieben aber nicht alle im Jonischen Dialekt, sondern einige erhielten sich nur im Aeolisch-Dorischen, andere bloß im Attischen Dialekt. Die Grammatiker nannten nun im Homer Attisch, Aeolisch, Dorisch u. s. w., was dieses zu *ihrer* Zeit war." Die Zeit, wann die Veränderungen in den Hauptdialekten erfolgten, läßt sich nicht bestimmen; es geht aber aus allem diesem hervor, daß man, um die Griechische Sprache gründlich zu erlernen, den Gang der Bildung

derselben historisch verfolgen, und keine einseitige Grammatik zum Grunde legen, sondern sich über alle abweichenden Formen der Dialekte verbreiten müsse; eine Mühe, welche diese an klassischen Mustern jeder Art so reiche, und eben deshalb so ausgebildete, biegsame, ausdrucksvolle, im Klange so liebliche, in der Bewegung so harmonische, in ihren grammatischen Formen und ganzem Bau so philosophische Sprache verdient und reichlich lohnt. Wann man angefangen habe, diese Sprache durch Schrift zu bezeichnen, darüber hat man sich lange nicht vereinigen können. Der gewöhnlichen Meinung zu Folge brachte der Phönicier Kadmos die Buchstabenschrift zu den Griechen. Das Kadmeische Alphabet bestand aber nur aus 16 Buchstaben; im Trojanischen Kriege soll Palamedes noch 4 (Θ Ξ Φ Χ), und eben so viele nachher Simonides aus Keos (Ζ Η Ψ Ω) erfunden haben. Daß die bezeichneten 8 Buchstaben neuer sind, ist theils aus Nachrichten, theils aus den ältesten Inschriften gewiß. Weil die Jonier diese Buchstaben zuerst aufnahmen, und von diesen die Attiker, so nannte man das Alphabet mit 24 Buchstaben das Jonische. Die Figuren der ältesten Phönicischen und Griechischen Buchstaben weichen übrigens sehr von den jetzt gebräuchlichen Hebräischen und Griechischen ab. Es hat indeß nicht an solchen gefehlt, welche behaupteten, daß noch vor den Zeiten des Kadmus unter den Pelasgern schon die Schreibekunst existirt habe. Diese, den Alten schon nicht unbekannte, jedoch durch keinen einzigen Schriftsteller von Gewicht bestätigte Meinung hat in neueren Zeiten nicht unbedeutende Anhänger gefunden. Dagegen traten aber auch andere auf, welche die Schreibekunst in Griechenland ungleich jünger machten. Der erste, der die Aufmerksamkeit auf diese Seite lenkte, war der Engländer Wood in seinem Essay on the original Genius of Homer. Es ist allerdings von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung Homers und zur Entscheidung über vorhomerische Poesie und Schriften, zu wissen, ob zu Homers Zeiten Schreibekunst existirte oder nicht. Woods Meinung ist, daß man wohl die Zeit, da in Griechenland der Gebrauch der Buchstabenschrift allgemein wurde, und den Anfang prosaischer Schriften beinahe in eine Periode setzen könne, ungefähr 554 J. vor Chr. Geb., und eben so lange nach Homer. Zu Homers Zeit wurden alle Kenntnisse, Religion und Gesetze bloß durch das Gedächtniß erhalten, und eben deshalb in Verse gebracht, bis mit der Schrift auch Prosa eingeführt wurde. Die Einwendung von mehreren angeblich ältern Aufschriften in Tempeln hat Wolf entkräftet, welcher in seinen Prolegomenen zu Homer die Streitfrage genauer bestimmend in 2 verwandelte: 1) Wann wurden die Griechen überhaupt mit der Kunst zu schreiben bekannt, und 2) wann wurde sie bei ihnen allgemein? Bei Untersuchung der letztern Frage mußte bestimmt werden, wann bequemere Materialien zum Schreiben verbreitet wurden, und in welchem Jahrhundert die Griechen die sogenannte Schriftstellerei aufnahmen. Wolf beweist nicht blos, daß Homer von dem, was er sang, nichts geschrieben habe, indem man erst nach ihm zum Schreiben sich der Thierhäute, und erst gegen des Psammetichus Zeit des Aegyptischen Papyrus bedient habe, sondern auch, daß vor der Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chr. Geb. diese Gesänge nirgends schriftlich existirt haben. Zu bemerken ist übrigens, daß die Griechen anfänglich die Zeilen horizontal, und von der Rechten zur Linken, dann Bustrophedon, d. h. wie man mit Ochsen ackert, abwechselnd von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, endlich allein von der Linken zur Rechten schrieben.

Griechisches Feuer s. Feuer.

Griesbach (Johann Jakob), gestorben den 24. März 1812 als geheimer Kirchenrath und erster Professor der Theologie, hat sich theils um die Kritik des Neuen Testaments, theils um die Bildung vieler tausend Jünglinge die bleibendsten Verdienste erworben. Zu Butzbach im Hessendarmstädtschen den 4. Jan. 1745 geboren, kam er als zartes Kind nach Frankfurt am Main, wo sein Vater 1777 als Prediger und Consistorialrath starb. Auf dem Frankfurter Gymnasium erhielt er seine erste Bildung, und bezog 1762 die Universität Tübingen, wo er, außer Bayers Privatunterricht, Reuß, Cotta und Sartorius hörte, von denen der erstere bereits die praktische Seite der Theologie aufzufassen strebte, und in Griesbachs Seele ein Samenkorn streute, das nach Jahren in dessen populärer Dogmatik hundertfältige Früchte trug. Im J. 1764 ging er nach Halle, wo Segner, Meier, J. P. Eberhard, Stiebritz, Schulze, vor allen aber Semler, dessen vertrauter Schüler er ward, ihm die Weihe für das akademische Leben gaben. Auf den Rath des Letzteren hörte er noch ein Jahr in Leipzig theils bei Ernesti, Morus, Schrökh, Gellert, theils bei Reiske alles, was der Hermeneutik und Bibelpolyglotte dienen konnte. Christliche Kirchen- und Religionsgeschichte wurde das Ziel seiner Studien, wobei ihn Ernesti mit Rath und Büchern treulich unterstützte. Nach Halle zurückgekehrt, begann er große Vorstudien zur Kritik des Neuen Testaments und für die Dogmengeschichte, und schrieb unter Semler seine zwei ersten Probeschriften über die historische Glaubwürdigkeit in den Dogmen, die aus dem Papst Leo dem Großen ihre Bestätigungen erhalten. Fest entschlossen, sich ganz der Kritik des neutestamentlichen Textes zu widmen, unternahm er eine gelehrte Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich. Nachdem er die merkwürdigen Plätze und Universitäten des süd- und nordwestlichen Deutschlands bereist hatte, ging er zu Ende Septembers 1769 über Holland nach England, benutzte hier die literarischen Schätze zu London, Oxford und Cambridge, und ging im Juni 1770 mit seinem Freunde Schnurrer nach Paris. Den darauf folgenden Winter widmete er in seiner Vaterstadt der Verarbeitung des gewonnenen Stoffs, und trat 1771 in Halle durch die berühmte Abhandlung von den Recensionen der Evangelien vom Origenes zuerst als akademischer Lehrer mit so vielem Beifall auf, daß er schon 2 Jahre darauf von Berlin aus zum Professor ernannt wurde. Mit unermüdlichem Fleiße verfolgte er jetzt den Gedanken einer neuen Ausgabe des Neuen Testaments, und legte schon damals, weil er immer stehend arbeitete, und selten vor 2 Uhr früh zu Bette ging, den Grund zu der nachherigen Schwäche der Füße und zu den Augenübeln, die ihm im Alter so große Leiden verursachten. Eine Kritik des Neuen Testaments war aber damals zugleich ein nicht geringes Wagestück; diese Rücksicht bewog Griesbach, der nach Danovs unglücklichem Tode den Ruf zu einer ordentlichen Professur der Theologie in Jena erhalten hatte, sich nicht nur besondere Lehrfreiheit auszubedingen, sondern auch zuvörderst nur mit seiner Synopsis der Evangelien die Stimmung zu prüfen. Bald aber folgte die erste Ausgabe des ganzen Testaments, da es sich deutlich zeigte, daß man etwas noch weit Stärkeres vertragen könne. Das Eigenthümliche der Griesbachischen Textbearbeitung, welche sich bekanntlich von allen frühern unterscheidet, ist, daß bei ihr nicht bloß von aufgenommenen und verworfenen Lesarten die Rede ist, sondern auch die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit, wie sie nach Autorität und nach innern Gründen sich ergeben, bestimmt, und

durch leicht verständliche Zeichen unter dem Text aufgeführt werden. Es kann hier nicht der Ort seyn, zu zeigen, wie dieser treffliche Kritiker sich endlich die ganze Domaine der Kritik des Neuen Testaments so aneignete, daß seine Ausgaben von der letzten Hand nur noch eine spärliche Nachlese gestatten. Zu bedauern ist, daß er die vollständige Ausgabe, die 1796 begann, und zu Halle und London zugleich erschien, nicht so vollenden konnte, wie er es gedacht hatte. Er war indeß bis an seinen Tod unablässig damit beschäftigt, und erlebte wenigstens die Freude, die bei Göschen herausgekommene Prachtausgabe vollendet zu sehen. Die Pflicht des Lehrers war Griesbach die erste und heiligste. Selbst unter den drückendsten Körperleiden bestieg er den Lehrstuhl, und kehrte oft neubelebt davon zurück. Neben der Kirchengeschichte und Exegese, und den dazu gehörigen Hilfswissenschaften stiftete er auch durch seine populäre Dogmatik um so bleibendern Nutzen, als er darin, ein geübter, selbst überzeugter Sachwalter des alten Glaubenssystems, der Neuerungssucht mit weiser Mäßigung Schranken zu setzen wußte. Aber noch viele andere Geschäfte wurden dem Geschäftigen zu Theil. Seit 1782 zum ordentlichen Deputirten der Prälatur der Jenaischen Landschaft ernannt, mußte er als Vorsitzender tief in das weitläufige Steuerwesen eindringen, und einen großen Theil seiner Zeit Arbeiten widmen, die dem Geschäftskreise eines Gelehrten fremd sind. Viele Jahre nahm er auch den thätigsten Antheil an der allgemeinen Literaturzeitung, die Schütz, dem er verschwägert, und Bertuch, dem er befreundet war, gegründet hatten.

Grimm (Friedrich Melchior, Baron von), der als ein geistreicher, mit mannigfaltigen Kenntnissen ausgerüsteter Mann, einen langen Zeitraum hindurch in Paris glänzte, und mit den ausgezeichnetsten Personen des vorigen Jahrhunderts in Verbindung stand, war den 29. December 1723 zu Regensburg geboren, und starb als Kaiserlich-Russischer Staatsrath den 19. Dec. 1807 zu Gotha. Obwohl seine Aeltern arm waren, und in der Dunkelheit lebten, gaben sie ihrem Sohne dennoch eine anständige und sorgfältige Erziehung, welche derselbe so wohl benutzte, daß er mit dieser einzigen Ausstattung sich einen Rang in der Gesellschaft zu erwerben wußte. Nachdem er seine Studien beendigt, und in Deutschland für sein Trauerspiel Banise Spott und Tadel in reichem Maße eingeerndtet hatte, begleitete er die Söhne des Grafen von Schönburg, Cabinetsministers des Königs von Polen, nach Paris, und fuhr daselbst fort, sich mit Eifer den Wissenschaften zu widmen. Er war Vorleser des Herzogs von Sachsen-Gotha, als J. J. Rousseau sein Freund ward. Beide begegneten sich in der entschiedensten Neigung zur Musik. Rousseau führte ihn bei Diderot, dem Baron Holbach u. a. durch Geist und Geburt ausgezeichneten Personen ein, und erwarb sich dadurch ein großes Verdienst um ihn, dem bald darauf ein Abenteuer der seltsamsten Art begegnete. Jung und feurig verliebte er sich in eine Opernsängerin, Namens Fel, wurde aber, trotz seiner glühenden Leidenschaft, von seiner grausamen Göttin nicht erhört, und verfiel darüber in eine Art von Starrsucht, die mehrere Tage währte. Er lag auf seinem Bette, mit offenen Augen vor sich hinstarrend, die Glieder kalt, ohne zu sprechen, ohne zu essen, ohne ein Zeichen der Empfindung zu geben. Seine Freunde hielten ihn für todt; Raynal und Rousseau wachten unablässig bei ihm. Aber der Arzt Senac, der seinen Puls untersuchte, gab ihnen lächelnd Trost, und wirklich stand eines Morgens Grimm ganz unerwartet vom Bett auf, kleidete sich an und gedachte seiner Lucretia nicht mehr. Diese Begebenheit wurde bekannt, und mach-

te ihn den Frauen interessant; er galt für den zärtlichsten und leidenschaftlichsten aller Liebhaber, und die Schönen beeiferten sich, ihn für die Grausamkeit der Demoiselle Fel schadlos zu halten. Dürfen wir Rousseau, der sich allerdings über ihn zu beklagen hatte, und seiner Freundschaft entsagte, da er sich allenthalben von ihm verdrängt sah, unbedingt glauben, so machte ihn dieses Glück prahlerisch, stolz und anmaßend. An seiner Eitelkeit ist nicht zu zweifeln. Als die Ankunft der Italienischen Bouffons in Paris alle Kenner und Freunde der Musik in 2 Parteien spaltete, erklärte sich Grimm auf das entschiedenste für sie, und stand an der Spitze des Coin de la reine, während die Freunde Rameaus und der Französischen Musik den Coin du roi bildeten. Grimm schrieb bei dieser Gelegenheit eine kleine Broschüre voll Geist, Salz und Geschmack, unter dem Titel: Le petit prophète de Boemischbroda, und als die Gegner darauf zu antworten versuchten, schlug er sie durch seine Lettre sur la musique française völlig aus dem Felde. Aber dieser Brief gab ein so gewaltiges Aergerniß, daß Anfangs von Verbannung und Bastille die Rede war, bis endlich die Wuth sich legte, und dem Verfasser statt dessen der Beifall aller Freunde der neuen Musik und der Italienischen Truppe zu Theil ward. Die Verbindungen Grimms mit den Unternehmern der Encyklopädie, seine Verhältnisse mit den Großen Frankreichs, seine Kenntnisse, so wie die Geschmeidigkeit seines Geistes öffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn. Mehrere Jahre war er Secretär des Herzogs von Orleans. Damals fing er an, seine literarischen Bülletins für mehrere Deutsche Fürsten, namentlich für den Herzog von Gotha, zu schreiben, welche unter dem Namen feuilles de Grimm vielleicht in 20 Abschriften circulirten, und durch welche Diderots Religieuse, mon Cousin Jaques und mehrere andere, zwar geistreiche, aber übel berüchtigte Werke der Galiani-Diderotschen Clique zuerst in Deutschland bekannt wurden. Friedrich der Große, Gustav III. und die Kaiserin von Rußland gaben ihm die ausgezeichnetsten Beweise ihrer Hochachtung. Im J. 1776 ernannte ihn der Herzog von Gotha zu seinem bevollmächtigten Minister am Französischen Hofe; damals ward er Baron, denn von Geburt war er ein Bürgerlicher. Er stand seinem neuen Amte wie ein Mann von Geist vor, ohne seine literarische Correspondenz zu unterbrechen, oder sonst seine Gewohnheiten zu ändern. Als die Stürme der Revolution es den fremden Ministern unmöglich machten, in Paris zu bleiben, begab sich Grimm nach Gotha, und nahm das ehrenvolle Asyl an, das der Herzog ihm anbot. Im J. 1795 ernannte ihn die Russische Kaiserin zu ihrem bevollmächtigten Minister am Niedersächsischen Kreise. Diese erhabene Monarchin erhielt ihm ihre Gunst bis an ihren Tod und stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm. Auf seinem Pulte lag immer ein für sie bestimmtes Cahier, in dem er alles aufzeichnete, was ihm merkwürdig für sie schien; oft kamen Curiere von Petersburg bei ihm an, die er erst nach Wochen abfertigen konnte. Auch unter Paul I. verwaltete Grimm seinen Posten, bis eine schmerzhafte Krankheit ihm ein Auge raubte, und ihn nöthigte, sich von allen Geschäften zurückzuziehn. Er wählte aufs neue Gotha zu seinem Aufenthalt, und verlebte hier seine letzten Jahre, stets seinen theuern Studien treu, stets, so viel ihm die Kräfte gestatteten, mit Kunst und Wissenschaft beschäftigt. Außer den genannten Schriften gab er eine Lateinische Dissertation über die Geschichte Maximilians I., Briefe über die Deutsche Literatur und einige andere heraus. Sein sämmtlicher sehr ansehnlicher literarischer Nachlaß aber ist von dem Russischen Hof in Empfang genommen worden.

Es finden sich darunter Memoiren über die Geschichte seiner Zeit vom höchsten Interesse, deren Nichtbekanntmachung ein wahrhafter Verlust ist. Dagegen ist nach seinem Tod ein Auszug aus den erwähnten literarischen Bülletins unter dem Titel Correspondance litteraire erschienen, ein Werk, das die anziehendsten Details über einen wichtigen Zeitraum der Französischen gelehrten und gebildeten Welt und ihre innern Verhältnisse und Beziehungen enthält.

Griphi nannten die Griechen im Allgemeinen alles das, was wir unter Räthsel, Logogryphen, Akrostichen u. s. w. verstehen. Eigentlich bedeutet das Wort Griphus ein Netz, und man benannte damit die nach der Abendmahlzeit zum Scherz aufgeworfenen Fragen und Aufgaben, weil ihre Auflösung die Gäste oft in Verlegenheit setzte. Wer sie nicht beantworten konnte, unterwarf sich einer Strafe, die in einem mit Salz vermischten Getränke bestand, welches in einem Zuge ausgetrunken werden mußte; dagegen bekam derjenige einen Kranz zur Belohnung, der die Auflösung gefunden hatte.

Grisaille bedeutet eine eigene Art der Malerei, welche die Italiener Chiaroscuro, die Deutschen aber grau in grau nennen; es wird bei derselben, ohne Rücksicht auf Farbengebung, bloß Licht und Schatten mit weißer und grauer Farbe dargestellt. Man verfiel darauf, als man den Mangel der Basreliefs durch Malerei ersetzen wollte.

Grönland gehört zu den zum Theil noch unbekannten Nordländern zwischen Island und einem Theil von Nordamerika; ob es mit diesem zusammenhängt, oder eine Insel ist, weis man nicht, da die Ost- und Nordseite wegen des vielen Eises unzugänglich ist, doch vermuthet man, daß es mit dem festen Lande von Nordamerika verbunden sey. So weit das Land jetzt entdeckt ist, erstreckt es sich vom 59. bis 80. Gr. N. B. und vom 327. bis 360. Gr. O. L. von Ferro. Es gehört der Krone Dänemark. Man hat hier nur 2 Jahrszeiten: der Sommer fängt vom Juni an und dauert bis in die Mitte des Septembers, worauf sogleich der Winter mit vieler Strenge eintritt. Vom Juni bis in den August geht die Sonne nicht unter, dagegen ist sie im Winter kaum ein wenig sichtbar. Die vielen Gebirge des Landes sind mit ewigem Schnee bedeckt; man findet wenig Bäume, und die Früchte werden selten reif: der oft versuchte Getraidebau hat nie gelingen wollen, da die Sonne auch im Sommer den Boden nicht tief genug zu erwärmen vermag. Bären, Rennthiere, Füchse, Strandvögel und die Seehunde längs der Küste sind der einzige Gegenstand des Handels, welcher von Dänemark aus nach den Westküsten Grönlands getrieben wird. Die Grönländer sind klein, und leben von Fischfang und Jagd. In Ansehung der Sprache, Kleidung und Lebensart sind sie den Eskimos in der Terra Labrador ähnlich. Es wurden von Zeit zu Zeit Colonien daselbst angelegt, auch in der Folge 4 Missionarien zur Verbreitung des Christenthums dahin geschickt. Die Herrenhuter Gemeinde hat ebenfalls 2 Colonien gegründet. Im J. 1789 zählte man in allen diesen Anlagen 5122, und 1802 schon 5621 Einwohner. Ob übrigens das jetzige Grönland mit einem schon früher unter diesem Namen bekannten Lande eines und dasselbe sey, oder nicht, ist vielfältig bestritten worden.

Grönlandsfahrer heißen die Schiffer, welche von Europa aus auf den Wallfischfang nach Grönland fahren, worunter sie jedoch nicht die bewohnte Westseite Grönlands (welche sie die Straße Davis nennen), sondern die über Lappland zwischen dem 75. und 80. Grad lie-

genden Inseln Spitzbergen, nebst der gegenüber gelegenen unbewohnten Ostseite von Grönland verstehen.

Gronov, der Name mehrerer berühmter Kritiker und Philologen. Johann Friedrich Gronov war im J. 1611 zu Hamburg geboren, studierte zu Altdorf die Rechte, hielt sich darauf einige Zeit in Holland und England auf, bereiste Frankreich und Italien, ward sodann Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Deventer, und ging 1653 an Boxhorns Stelle nach Leyden, wo er 1671 starb. Seine Gelehrsamkeit setzte ihn in den Rang der ersten Alterthumsforscher; zugleich verband er mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen unermüdeten Fleiß und liebenswürdige Leutseligkeit. Seine Ausgaben des Livius, Seneca, Sallust, Plinius, Plautus u. a., so wie seine Observationes sind voll der scharfsinnigsten und richtigsten Bemerkungen und Verbesserungen, sein Commentarius de sestertiis enthält die gründlichste Kenntniß der Römischen Sprache und Alterthümer, und seine Ausgabe von Hugo Grotius Buche de jure belli et pacis wird wegen der hinzu gefügten Anmerkungen mit Recht geschätzt. — Sein Sohn Jacob Gronov war 1645 zu Deventer geboren, studirte hier und zu Leyden, hielt sich dann einige Monate zu Oxford und Cambridge auf, bereiste Frankreich, Spanien und Italien, wo der Großherzog von Toskana ihm eine Lehrstelle in Pisa übertrug, die er jedoch 1679 wieder verließ, und dagegen Professor der schönen Wissenschaften zu Leyden und 1702 Geograph der Universität war (starb daselbst 1716). Er war ebenfalls ein gelehrter und fleißiger Kritiker, gab den Tacitus, Polybius, Herodot, Pomponius Mela, Cicero, Ammianus Marcellinus u. a. heraus, und sammelte den schätzbaren Thesaurus antiquitatum graecarum, allein er gab in diesen Werken auch manche Blößen, und ließ es sich in seinem Dünkel beikommen, Männer von den entschiedensten Verdiensten, wie Henricus Stephanus, Spanheim, Vossius, Salmasius, Bochart, Grävius anzugreifen und zu schmähen, wodurch er sich selbst am meisten schaden mußte. — Sein Sohn Abraham Gronov, zu Leyden 1694 geboren, hat sich durch seine Ausgaben des Justin, des Pomponius Mela, Tacitus und Claud. Aelian auch als einen guten Philologen gezeigt, und starb daselbst als Universitätsbibliothekar im J. 1775.

Groschen, eine bekannte Silbermünze, die ihren Namen von grossus, dick, erhielt; man nannte sie aber dicke Münze im Gegensatz der dünnen Blechmünzen. Die ältesten bis jetzt bekannten Groschen sind diejenigen, welche unter Ludwig IX, Philipp dem Kühnen und Carl IX. zu Tours geprägt, und daher Tournosen oder Tournos-Groschen genannt wurden. Die kleinen Gröschlein aber wurden zuerst 1578 geschlagen.

Groß heißt jedes Ding, dem eine gewisse Größe zukommt. Die Größe aber wird einem Dinge entweder an und für sich betrachtet, oder im Verhältnisse zu einem andern, das als kleiner erscheint, beigelegt. Die Größe der letztern Art sollte man Großheit nennen, weil ihr die Kleinheit entgegen steht. Groß in dieser Bedeutung heißt dann dasjenige, was in Ansehung seiner Größe den gewöhnlichen Maßstab der Dinge überschreitet, so daß andere Dinge in Vergleichung mit ihm als klein erscheinen. Scheint sich die Größe eines Dinges bis zum Unendlichen zu erweitern, so heißt es erhaben, weil es sich über alles erhebt, was im Augenblick der Vorstellung mit ihm verglichen wird, z. B. ein hohes, bis in die Wolken sich aufthürmendes Gebirge, das Weltmeer, der Sternenhimmel u. s. w. Die Größe in Beziehung auf den Menschen ist entweder körperlich oder geistig, und in der letztern Hin-

sicht entweder intellektual oder moralisch. So wie nun die Größe des Geistes in den Augen der Vernunft mehr Werth hat, als die des Körpers, so wird die Größe des Verstandes (der Erkenntnißkraft oder des Talents überhaupt) von der des Herzens (der Willenskraft oder der Gesinnung) überwogen, wenn man auf die wahre Bestimmung des Menschen reflektirt. Man findet aber oft bei Menschen von sehr großen Talenten eine Kleinheit der Gesinnung, die ans Schlechte und Nichtswürdige gränzt. Die Geschichtschreiber haben gewöhnlich nur auf jene Größe Rücksicht genommen, und daher oft das Beiwort des Großen an Menschen verschwendet, die, nach dem Maßstabe der Vernunft gemessen, vielmehr den Beinamen: des Kleinen, führen sollten. D.

Großadmiral ist in England eine der 9 höchsten Reichswürden, welche jedoch mit Prinz Georg von Dänemark ausgestorben und seitdem nicht wieder besetzt worden ist, sondern durch Commissarien oder vielmehr durch das Admiralitätsgericht repräsentirt wird; in Frankreich war es unter Napoleon ebenfalls eine der 8 großen Reichswürden. — Grosfürst war vormals der Titel der Russischen Regenten; auch schrieb sich König Kasimir von Polen im Jahre 1457 einen Grosfürsten in Litthauen, in Reußen und Preußen. Gegenwärtig werden in Rußland die Thronfolger und Brüder des Kaisers Grosfürsten genannt. Seit 1765 hat Siebenbürgen den Titel eines Grosfürstenthums. — Großherr ist der Titel des Türkischen Kaisers, weil er über mehrere kleine Herrn gebietet (Großsultan). — Großherzog war sonst der Titel der Beherrscher von Toskana; im Rheinbund führten ihn mehrere Fürsten; er ist mit königlichem Range verbunden. Als diese Fürsten in den deutschen Bund traten, behielten sie nicht nur diesen Titel bei, sondern er wurde auch von einigen erst angenommen, z. B. von Meklenburg, Oldenburg, Sachsen-Weimar, Hessen-Cassel wegen Fulda ꝛc. — Großhundert sind 120 Stück, so wie Großtausend, 1200 Stück. — Großkreuz bei Ritterorden ist die erste Klasse der Ritter, welche unmittelbar auf den Großmeister, das Oberhaupt des Ordens, folgt. — Großvezier (Wesyr äthsem) ist der Generalstatthalter des Türkischen Reichs, welcher unter der Autorität des Sultans dem ganzen Staate vorsteht. Das Reichssiegel ist das Zeichen seiner Würde, welches er deshalb beständig am Halse trägt. Unter Beidrückung desselben fertigt er Befehle ohne weitere Anfragen für das ganze Reich aus.

Großbritannien heißen die vereinigten Reiche England und Schottland, seitdem die Königin Anna im J. 1707 ihre völlige Vereinigung durch Aufnahme des Schottischen Parlaments in das Englische zu Stande brachte. England, zwischen dem 50. und 56. Gr. N. Br., und zwischen dem 11. und 19. Gr. O. L. von Ferro gelegen, ist auf 3 Seiten vom Meer, im Norden aber von Schottland begränzt, und enthält 2916 Quadratmeilen. Das Klima ist, der Lage zufolge, gemäßigt, und die Atmosphäre, wiewohl neblicht, doch durch die Seeluft gesund. Man unterscheidet vom eigentlichen England Wales, den westlichsten gebirgigen Theil des sonst meist ebenen Englands. Von Hauptflüssen fließen die Themse, die den Medway, und der Humber, der den Trent aufnimmt, in die Nordsee, die Severn in das Irische Meer. Zahlreiche Buchten bilden an den Küsten treffliche Häfen, als Portsmouth, Plymouth, Falmouth am Kanal Frankreich gegenüber, Newcastle, Hull, Yarmouth, Colchester an der Nordsee, Liverpool und Bristol am Irischen Meere. Produkte des im Ganzen sehr fruchtbaren Landes sind besonders treffliche Pferde, Rinder, Scha-

fe, Hunde, an Mineralien Zinn in vorzüglicher Güte und Menge, auch Eisen und Kupfer, gute Walkererde, Marmor und Bruchsteine, Alaun und Vitriol. Auch sind mineralische Wasser da, und die Steinkohlen ersetzen den Mangel des Holzes, so wie unter den Erzeugnissen des Bodens das Obst, aus welchem Most bereitet wird, den Wein. Zum Ackerbau ist der Englische Boden vortrefflich. Schottland, zwischen dem 54. und 59. Gr. N. B. und 11. und 15. Gr. O. L. hat ein kälteres rauheres Klima und geringere Fruchtbarkeit. Der nördliche sehr gebirgige Theil, das Hochland genannt, wo außer etwas Hafer kaum Getreide gedeiht, hat dagegen Ueberfluß an Bau- und Brennholz und unedeln Metallen, auch findet man Edelsteine. Das Niederland ist fruchtbarer und erzeugt Getreide aller Arten, Hanf und Flachs. Mangel ist an Salzquellen, daher man aus Seewasser Salz siedet. Von Irland siehe diesen Artikel. England ist in 40, Wales in 12, Schottland in 31 Shires oder Grafschaften getheilt, wozu in Schottland noch 2 Stewarties, Kirkudbright und Orkney kommen, welche letztere die Orkney- und die Schetlandsinseln begreift. In England lebten im Jahre 1803. 8,331,434, in Wales 541,546, in Schottland 1,599,068 Menschen mit Ausschluß der See- und Landmacht. England hat nebst Wales 29 große, 707 kleine Städte, 117 Flecken, 9293 Kirchspiele. Die Engländer sind ein Gemisch von Britten, Sachsen, Dänen und Franzosen. Das Schottische Hochland wird von Abkömmlingen der alten Galen, der ältesten Urbewohner Britanniens, bewohnt. Noch haben sie ihre alten Sitten bewahrt, und ihre Sprache, in der Ossian sang. Ihre mehr mit Engländern vermischten Brüder im Niederland reden Englisch. In Wales leben die Urenkel der von den Sachsen aus England verdrängten Kymren oder Britten. Das Englische Volk zerfällt in den Adel und das eigentliche Volk. Eigentlich kennt man in England nur einen hohen Adel (Nobility.) Dieser besteht aus den Lords oder Pairs (Peers), d. i. denjenigen, die ein persönliches erbliches Sitz- und Stimmrecht im Parlament haben, und seine Titel, als Herzog (Duke), Marquis, Graf (Earl), Viscount und Baron, erben, nebst jenem Recht, auf den ältesten Sohn. Da aber jeder Edelmann außer seinem eigentlichen Titel auch auf alle niedern ein Recht hat, so heißt z. B. der älteste Sohn eines Herzogs bei Lebzeiten des Vaters Graf, der zweite Baron (Lord schlechthin), der dritte aber blos Esquire, und wird nur Master angeredet, während die ältern Mylord genannt werden. Zu den Lords gehören die Prinzen vom Geblüte, denen der König gewöhnlich die Titel gewisser Herzogthümer und Grafschaften gibt. Durch Adelsbriefe kann der König so viel neue Lords ernennen, als ihm gefällt. Nicht erblichen Adel haben die hohen Reichswürden und die Bischöffe. Außer diesem Adel gibt es noch einen niedern, uneigentlich sogenannten (Gentry) ohne Adelsbriefe, Stammbäume und Vorrechte. Alle Besitzer einigermaßen bedeutender Ländereien lassen sich Esquires nennen, und sind, ungeachtet die Verfassung von einem Adel ihres Bluts nichts weiß, doch auf dessen Reinheit so eifersüchtig, daß sie sich selten mit Leuten anderer Volksklassen verheirathen. In Schottland heißen sie Lairds. Außer ihnen gehören aber zur Gentry und heißen Gentlemen die reichern Kaufleute, alle Gelehrte, alle jüngern Söhne der Lords und überhaupt alle wohlhabende gut gekleidete Menschen. Eine Mittelstufe zwischen der Gentry und Nobility bilden die Ritter (Knights) und Baronets. Dies sind Titel, die vom König durch Briefe ertheilt, durchaus keine Vorrechte gewähren, als persönliche Auszeichnung

und Ehre. Das eigentliche Volk bilden außer den Bürgern in den Städten die Bauern. Da die meisten Ländereien in den Händen großer Eigenthümer sind, so sind die Bauern meist nur Pächter derselben, und heißen daher ohne Ausnahme alle so (Farmers); dagegen wissen sie nichts von Zinsen, Frohnen und dergl., sondern genießen volle persönliche Freiheit. Auch gibt es dennoch nicht wenige, die entweder eigne Grundstücke haben (Yeomen, Freeholders), oder auch ihre Güter nach Lehn- oder Erbzinsrecht besitzen (Copyholders). Die Grundlagen der Brittischen Staatsverfassung sind wenige, und oft nur zu unbestimmte, Reichsgrundgesetze. Dahin gehören: 1) der alte Freiheitsbrief von Heinrich I. (Charta libertatum), zu welchem noch mehrere weniger wichtige von Stephan und Heinrich II. kommen. 2) Die magna Charta (the great Charter), dem König Johann 1215 von den Baronen abgezwungen. 3) Die Petition of rights, eine an Carl I. 1628 gerichtete Adresse, deren Inhalt dieser wider Willen zugestehen mußte. 4) Die Declaration of rights, gleichsam die Capitulation, unter der Wilhelm III. 1689 die Krone zu Theil ward. 5) Die Successionsacten von 1701 und 1705. 6) Die Unionsacte von Schottland von 1707. 7) Die von Irland von 1799. Die Brittische Constitution rühmt Montesquieu hauptsächlich wegen der musterhaften Trennung und verhältnißmäßigen Abwägung der 3 Staatsgewalten, der gesetzgebenden Macht nämlich, der vollziehenden und der richterlichen. Die gesetzgebende Gewalt nebst dem Selbstbesteuerungsrecht übt das Volk durch seine Repräsentanten aus. Diese bilden das Parlament, bestehend aus dem Hause der Gemeinen (House, Chamber of Commons), von uns gewöhnlich Unterhaus genannt, in welchem die Deputirten der Shires und Städte (513 aus England und Wales, 45 aus Schottland und 100 aus Irland) Sitz und Stimme haben, und dem Hause der Lords (Chamber of Peers), Oberhaus genannt, in welchem die erste und am mindesten zahlreiche Klasse des Volks ihre Berathschlagungen besonders hält, und außer den obenerwähnten weltlichen Lords auch die geistlichen, die Erzbischöfe und Bischöffe, Sitz und Stimme haben. Das Parlament ist nicht beständig versammelt (sein einziger Schutz gegen völlige Ausartung), sondern in der königlichen, als einzigen permanenten, Gewalt, liegt das Recht, es zu berufen und aufzuheben. Weder dieses noch jenes darf länger als 7 Jahre unterbleiben. Jenes geschieht durch briefliche Einladung jedes einzelnen Lords und durch Befehle an die Grafschaften und Städte, ihre Abgeordneten zu wählen. Das Recht, in den Wahlversammlungen zu stimmen, hat in den Städten jeder Bürger, in den Shires jeder Freeholder, der 40 Schilling jährliche Einkünfte hat. Wahlfähig sind nur Leute, die von eigenen freien Gütern jährlich 500 Pf. St. ziehen und dabei kein Amt oder Jahrgeld von der Krone genießen, auf daß sie, als Vertreter des Volks, unabhängig von den Ministern seyen. Der König kann das Parlament ausschreiben, wohin er will; jetzt wird es stets in dem alten königlichen Palast zu Westminster gehalten, wo jedes Haus seinen besondern Saal hat. Die erste Sitzung wird vom König in Person, der dann gekrönt und königlich geschmückt erscheint, mit einer Rede vom Thron im Oberhause eröffnet, worauf jedes Haus besonders in einer schriftlichen Dankadresse antwortet. Nachdem sodann die Parlamentsglieder den Kircheneid (oath of Supremacy), von Heinrich VIII. eingeführt, durch welchen der König als Haupt der Englischen Kirche anerkannt wird, und den Test (einen Eid, durch den seit 1702 dem Hause Stuart und der ka-

tholischen Religion abgesagt wird) die Mitglieder des Unterhauses überdem noch den Unterthaneneid (oath of Allegiance) geschworen haben, wählt das Unterhaus seinen Sprecher (Speaker), so wie eine Committee von 5 Personen (von denen einer die Rechte des Hauses, einer die Beschwerden des Volks, einer die streitigen Wahlen, einer das Handlungswesen und einer die kirchlichen Angelegenheiten besonders zu beachten hat), worauf die Berathungen beginnen. Im Oberhause führt der Lordkanzler das Wort, der, wie die übrigen Minister, auf einem Wollsacke sitzt. Jedes Parlamentsglied hat aber das Recht, etwas vorzutragen. Ein Vorschlag zu einem Gesetz heißt eine Bill, und muß dreimal, an 3 verschiedenen Tagen verlesen seyn, ehe darüber abgestimmt werden kann. Wer nicht zugegen ist, verliert seine Stimme; die Lords können jedoch durch Bevollmächtigte (Proxies) stimmen. Ist der Vorschlag von dem Hause, worin er gethan, angenommen (passed), so wird die Bill dem andern Hause zur Berathung, und geht sie auch da durch, dem Könige zur Bestätigung zugeschickt, die derselbe verweigern kann. Der König hat also bei der Gesetzgebung keine Mitwirkung, als das Veto. Die Bestätigung geschieht durch Formeln, die, noch von Wilhelm dem Eroberer herrührend, Französisch sind; nämlich bei einer Bill, die öffentliche Angelegenheiten betrifft (public Bill): le Roi le veut; bei einer Privatsachen angehenden (private Bill): soit fait comme il est désiré; bei einer Bill, die Bewilligung von Steuern und Taxen oder Anleihen enthält (money Bill): le Roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence, et aussi le veut. Die höfliche Formel der verweigerten Bestätigung ist: le Roi s'avisera. Durch die königliche Bestätigung erhält die Bill Gesetzeskraft, und heißt nun Parlamentsacte. Inhaber der vollziehenden Gewalt ist der König. Seine Rechte werden unter dem Namen: the Kings prerogative begriffen. Er besetzt alle Staats-, Kriegs-, Hof- und geistliche Aemter, und kann Standeserhöhungen vornehmen. Er führt Krieg und schließt Frieden, und die Flotte des Reichs wird als sein Eigenthum betrachtet. Er schickt Gesandte und schließt Verträge und Bündnisse, wie ihm gefällt. Er hat das Recht, Verbrecher zu begnadigen. Zum Unterhalt des Königs und seines Hofstaats hat das Parlament ein für allemal 900,000 Pf. St. bewilligt. Außer diesen hat er keine Einnahme; denn von Krongütern weiß man in England nichts, wiewohl der König mehrere Lustschlösser als Privatbesitzungen hat. Die Thronfolge richtet sich nach dem Rechte der Erstgeburt, so daß die Krone jedesmal auf den ältesten Sohn und seine Erben, in Ermangelung eines Sohnes aber auf die älteste Tochter und ihre Erben, und erst in Ermangelung aller Descendenten auf die Seitenverwandten fällt. In Gemäßheit dieses Gesetzes wird es denn geschehen, daß nach dem dereinstigen Tode des Prinzen Regenten, der keinen Sohn hat, dessen Prinzessin Charlotte, die erst kürzlich mit dem Herzoge Leopold von Coburg vermählt worden, den Thron besteigen wird. Diese Successionsordnung findet aber nicht in Beziehung auf das Königreich Hannover Statt, sondern dasselbe erbt blos auf das männliche Geschlecht, nach der Ordnung der Erstgeburt fort, so daß in dem angegebenen Falle die Hannoverauische Krone an den Herzog von York fallen wird. Die Volljährigkeit des Königs tritt nach dem Testamente Heinrichs VIII. mit dem 18. Jahre ein, die Regentschaft während der Minderjährigkeit ordnet der König in seinem Testamente, oder wenn er es nicht gethan, das Parlament an. Der Thronerbe ist seit Eduard III. gebornet Herzog von Corn-

wall, und wird seit Eduards I. Eroberung von Wales zum Prinzen von Wales durch einen offenen Brief erklärt. Die Krönung geschieht in der Westminsterabtei durch den Erzbischoff von Canterbury; die Gemahlin des Königs krönt der Erzbischoff von York. Hohe Reichsämter, die alle, bis auf 2 erbliche, vom König besetzt werden, gab es ehedem 9, einige werden aber nicht mehr verliehen, wie gleich 1) das höchste des Großrichters (Lord high Steward, magnus Seneschallus Angliae). Seit Richard II. schon wird dieser nur auf kurze Zeit ernannt, entweder des Pomps bei der Königskrönung wegen, oder um den Vorsitz eines Blutgerichts über einen Lord zu führen. Daher ist der erste der permanenten Reichsbeamten 2) der Großkanzler (Lord high Chancelor), zugleich Großsiegelbewahrer (Keeper of the great Seal). 3) Der Großschatzmeister (Lord high Treasurer), Präsident der Schatzkammer. Dieses Amt wird seit Georg I. von 5 Commissarien verwaltet, deren erster Premierminister heißt, oder erster Lord der Schatzkammer. 4) Der Präsident des Staats- oder geheimen Raths (Lord President of the privy Council). 5) Der geheime Siegelbewahrer (Lord privy Seal) drückt das geheime Siegel des Königs auf dessen Urkunden, die hernach erst, da nöthig, mit dem großen versehen werden. 6) Der Großkämmerer (Lord high Chamberlan), dessen Würde erblich, selbst auf weibliche Descendenz, den Herzogen von Lancaster zugehört. 7) Des Groß-Connetables (Lord high Constable) Würde ist, seit dem unglücklichen 1521 enthaupteten Groß-Connetable Herzog von Buckingham, nicht mehr ertheilt worden. 8) Der Groß-Marschall (Lord Earl Marshal) oder Oberrichter in Geschlechtssachen. Sein Amt gehört erblich den Herzogen von Norfolk zu, die es, weil sie katholisch sind, durch einen Stellvertreter versehen lassen. 9) Der Großadmiral (Lord high Admiral) oder Oberrichter in allen Fällen, die auf Seen und Flüssen vorkommen. Dieses Amt wird in der Regel nicht besetzt, sondern von Commissarien verwaltet, deren Vorsitzer erster Lord der Admiralität heißt. In Schottland waren vor der Vereinigung 8 Reichswürden; 4 hohe: der Großkanzler, der Großschatzmeister, der geheime Siegelbewahrer, der Staatssecretär; und 4 niedere: der Oberarchivar (Lord Register), der Oberanwald (Lord Advocate), der Unterschatzmeister (Lord Treasurer Depute), und der Obergerichtssecretär (Lord Justice Clerk). Seit der Vereinigung werden die Stellen der beiden Schatzmeister und des Staatssecretärs nicht mehr besetzt. Der König übt die vollziehende Gewalt ferner durch folgende hohe Stellen aus: Der geheime Rath (the privy Council) besteht aus den geheimen Räthen des Königs, welche dieser ernennt. Jährlich wird eine neue Liste von ihnen gefertigt, und wer darin weggelassen wird, hört dadurch auf, geheimer Rath zu seyn. Die geheimen Räthe müssen eidlich Verschwiegenheit, und daß sie nach bestem Wissen dem Könige rathen wollen, angeloben. Ihre Zahl ist völlig unbestimmt. Im geheimen Rathe sitzen mit die 3 Staatssecretärs. Der älteste davon besorgt die auswärtigen Angelegenheiten des Südens von Europa, der zweite die des Nordens; die einheimischen beide gemeinschaftlich. Der dritte Staatssecretär ist blos für Amerika. Unter den Staatssecretären steht das Staatsarchiv (Paper office) und das Siegelamt (Signet office). Machtbefehle des Königs über Gegenstände, die durch die Prärogative seiner Verfügung vorbehalten sind, heißen Geheimerathsverordnungen, unrichtig Cabinetsbefehle. Die Schatzkammer ist das Collegium für die Fi-

nanzsachen. Außer dem Lordkanzler, dem ersten Lord der Schatzkammer und der Admiralität, dem Präsidenten des geheimen Raths, und dem geheimen Siegelbewahrer gehören zum Ministerium noch der Kanzler der Schatzkammer, der Kriegsminister, der Feldzeugmeister, der Minister des Innern und der der auswärtigen Angelegenheiten. Diese Minister werden vom Könige nicht auf Zeitlebens, sondern auf unbestimmte Zeit ernannt und abgedankt, sobald es ihm gefällt. Auf der andern Seite sind sie für alle ihre Maßregeln und Handlungen der Nation verantwortlich, dahingegen der König, als geheiligte Person, nie zur Rechenschaft gezogen werden kann. Die richterliche Gewalt wird im ganzen Reich im Namen des Königs verwaltet, und Patrimonialgerichtsbarkeit ist unbekannt, außer daß der Besitzer eines sogenannten adelichen Guts (Lord of the manor) die Cognition über gewisse kleine Vergehungen hat, wozu er die Gerichtsbank mit den Freeholders besetzt. Die erste gerichtliche Instanz bilden die Friedensrichter (Justices of Peace), deren der König in jeder Shire eine beliebige Anzahl ernennt. Ihre fortdauernde Gewalt ist aber mehr polizeilich als richterlich; sie wachen über die öffentliche Ruhe, nehmen Klagen an, verhaften die Missethäter, und vernehmen sie vorläufig und summarisch. Ihre Gerichts- oder Polizeibedienten heißen Constables. Der eigentlichen Gerichtsbarkeit pflegen die Quarter Sessions oder Great Inquests. Vierteljährlich versammeln sich nämlich die Friedensrichter jeder Grafschaft, und rufen die Geschwornen (the Jury) zusammen, die dann über die bei den Friedensrichtern angebrachten bürgerlichen und peinlichen Sachen richten. Ein Angeklagter oder die Parteien haben das Recht, gegen die Geschwornen zu protestiren, worauf andere ernennt werden müssen. Nach geendeter Sitzung löst sich das Gericht auf, und ist nicht mehr. Fortdauernd ist aber in jeder Grafschaft das Amt des Sherifs. Er ernennt die Geschwornen und vollzieht ihre Urtheile. Die Obrigkeiten der Städte besehen aus einem Mayor, hin und wieder auch Bailif genannt, und 12 Aldermen. (Der Mayor von London ist allezeit Lord.) Von diesen niedern Gerichten gehen die Berufungen in England in bürgerlichen Sachen an den Gerichtshof der gemeinen Rechtshändel (Court of common pleas) in peinlichen an die königliche Bank (Kings bench), so genannt, weil ehedem der König darin auf einer erhöhten Bank den Vorsitz führte, in Finanzsachen an das Schatzkammergericht (Court of the Exchequer), welches verschieden ist von der Schatzkammer, die nicht zugleich Richter und Partei seyn darf. Alle 3 sprechen jedoch in gewissen Fällen auch in erster Instanz, und von dem ersten kann noch an die Kings Bench appellirt werden. Ein jedes dieser Gerichte ist mit 4 Richtern besetzt, die zusammen die 12 Richter von England heißen. Der älteste und vorsitzende heißt in dem ersten Lord Chief Justice of the common Pleas, im zweiten Lord Chief Justice of England, im dritten Lord Chief Baron, so wie die übrigen Beisitzer des Schatzkammergerichts Barons of the Exchequer heißen, weil sie ehedem Freiherrn seyn mußten. Aber auch diese hohen Richter richten nicht selbst. Sie reisen jährlich zweimal, wie die alten Fränkischen Sendgrafen, im Reiche umher, nämlich 2 in einem der 6 Gerichtskreise (Circuits), in die das eigentliche England eingetheilt ist, und halten mit Zuziehung von 12 Geschwornen die Gerichtssitzungen (the Assizes), in welchen entschieden wird, was innerhalb 6 Monaten bei ihnen angebracht worden. In die 2 Circuits von Wales reisen nicht die Richter selbst, sondern 4 dazu beauftragte Advocaten. Nebst

Diesen 3 hohen Gerichtshöfen steht das Canzleigericht (Court of Chancery), welches Beschwerden gegen jene untersucht und das einzige ist, welches fortdauernd in voller Wirksamkeit besteht, und ohne Geschworne richtet, wie auch das einzige, welches die Strenge der Gesetze, die sonst überall buchstäblich ausgelegt werden, nach der Billigkeit mäßigen darf. Noch gehören vor das Canzleigericht alle Erbtheilungssachen; auch hat es die Gerichtsbarkeit über sein eigenes Personale. Es besteht dieses außer dem Großkanzler, als Vorsitzer, aus 12 Beisitzern (Masters of Chancery), die Doctoren der Rechte sind, 6 Secretären (Clerks) und vielen Subalternen. Das Oberadmiralitätsgericht spricht in Schiffahrts-Haverei-, Bodmerei und dergl. Sachen, das Obermarschallsgericht in genealogischen und heraldischen Streitigkeiten. In Schottland sind ebenfalls 3 hohe Gerichte: das bürgerliche (Session or College of Justice) mit einem Präsidenten und 14 Beisitzern (Lords of the Session), das peinliche (the Justice Court) mit einem Oberrichter (Lord Justice General) und 5 Richtern, und das Finanzgericht (Exchequer Court), 1707 nach dem Englischen eingerichtet. Das höchste Gericht in Großbritannien und Irland aber ist das Oberhaus, an welches die letzten Appellationen gehen. Vor ihm allein können Lords peinlich gerichtet werden. Von ihm werden Klagen gegen der Minister, Coloniegouverneurs und anderer Staatsbeamten Verwaltung angebracht. Das Unterhaus ist in diesen Fällen der öffentliche Ankläger, und das Begnadigungsrecht des Königs hört hier auf. Unter den Gesetzen über das Privatrecht ist das erste the common Law, von Eduard dem Bekenner aus alten Sächsischen und Dänischen Gewohnheiten gesammelt, von Wilhelm dem Eroberer, der es ins Französische übersetzen ließ, mit Normännischen Gesetzen vermehrt, von Eduard I. aber verbessert. Die Parlamentsschlüsse, die dieses gemeine Recht hin und wieder abgeändert haben, heißen Statute Law. Einige Städte haben auch das Recht der Localstatuten (peculiar Laws, by-laws). Die peinlichen Gesetze sind sehr streng, oft grausam. Dies ist den Hauptzügen nach die Idee der Brittischen Verfassung. Die Hauptquelle der Mißbräuche, die sie jetzt entstellen und ihren wohlthätigen Einfluß fast vernichten, muß in der Mißgestalt gesucht werden, die unvermeidliche, von der Zeit herbeigeführte, von den Gewalthabern aber absichtlich nicht berücksichtigte Veränderungen der Umstände der Volksrepräsentation gegeben haben. Da im Laufe der Jahrhunderte manches elende Dörflein durch Handel und Gewerbe groß und reich worden, manche ehedem reiche Stadt verarmt und fast verschwunden ist, so schicken jetzt Gemeinden von 10 oder 12 Menschen, oder gar der Besitzer eines Wirthshauses, auf dessen Platz ehedem eine Stadt gestanden (wie Old Sarum) Deputirte ins Parlament, während Städten wie Leeds, Manchester, Sheffield, Birmingham dieses Recht gebricht. Man hat berechnet, daß 254 Parlamentsglieder, also fast die Hälfte aller, von nicht mehr als 5723 Wahlberechtigten gewählt werden. Wie leicht daher die Bestechung bei den Wahlen seyn müsse, ist begreiflich. Was Bestechungen nicht vermögen, bewirken andere Ränke aller Art. Hat ein Minister nicht Freunde genug im Parlament, um durchsetzen zu können was er will, so setzt ihn der König ab, und sieht sich nach einem einflußreichern um. Daher ist die Opposition (die den Ministern widerstrebende Partei) stets in der Minorität; denn sobald sie die Mehrheit auf ihrer Seite hat, ist der König gezwungen, sie selbst ans Ruder zu setzen, wodurch sich gewöhnlich ihr politisches Glaubensbekenntniß schnell ändert. Ein anderes Haupt-

gebrechen des Staats, natürlich, weil die Verfassung nicht nach einem Princip gebildet, sondern nach und nach durch Umsichgreifen und gegenseitiges Beschränken der einzelnen Gewalten entstanden ist, ist die Unbestimmtheit der Gränzen dieser Gewalten. Wie weit die Rechte des Oberhauses, wie weit die des Unterhauses, und wie weit die Prärogativen des Königs gehen, ist nicht genau zu bestimmen, und es entstehen häufig Zweifel, ob eine Sache Gegenstand einer Geheimenraths-verordnung oder einer Parlamentsacte seyn müsse. Bei dem eben geschilderten Zustand des Parlaments ist diese Unbestimmtheit stets den Ministern günstig. So ist zwar die politische Freiheit des Englischen Volks ein Schattenbild; aber eines ist ihm stets geblieben, die Freiheit zu sprechen und zu schreiben, und damit mehr, als man denken mag, und vielleicht, in so bedrängnißvollen, eine energische Regierung heischenden Zeiten, gerade genug: denn fürchterlicher als die schärfste Opposition ist dem Despoten die öffentliche Meinung und Publicität der Urtheile der Einzelnen. Wie wenig ein König von England sich über diese wegsetzen dürfe, haben die Stuarts mit zu später Reue erfahren. Außer diesem unschätzbaren Recht und außer dem Genuß der Wohlthaten einer Gerichtsverfassung, wie sie freien Leuten geziemt, besteht die persönliche Freiheit des Britten hauptsächlich in dem Recht, nach welchem keiner unverhört in Haft gehalten werden darf. Dieses gründet sich sowohl auf die erwähnte Magna Charta, als auf eine durch Carls II. Willkührlichkeiten 1679 veranlaßte Parlamentsacte von ihren Anfangsworten die Habeas-corpus-Acte genannt. Die Staatsreligion ist in Großbritannien die evangelisch-reformirte, zu der sich jeder öffentliche Beamte durch den Religionseid bekennen muß; denn Katholicismus wurde sonst mit Anhänglichkeit an die Stuarts für einerlei gehalten. Daher die Ausschließung der Irischen und (etwa 60,000) Englischen Katholiken von Staatsämtern. Die Schottische Kirche hat auch in der äußern Form die Grundsätze Calvins angenommen, und heißt Presbyterianisch. Auch in England gibt es viele, doch in ihren Grundsätzen von den Schotten abweichende, Presbyterianer (Puritaner, Nonconformisten, jetzt Protestant Dissenters genannt). Die herrschende Englische Kirche aber hat, da von den Bischöffen die Reformation in England ausgegangen ist, die katholische Hierarchie beibehalten. Ihre 25 Bischöffe stehen unter den Erzbischöffen von Canterbury und York, und zwar unter jenem 20, unter diesem 4. Jener hat den Rang vor, dieser gleich nach dem Lordkanzler. Die Bischöffe haben als geistliche Lords den Rang über die weltlichen. Sie werden, wie in den katholischen Stiftern, von den Kapiteln gewählt, und haben als Gehilfen, statt der katholischen Weihbischöffe, Archdiacons und Ruraldecans. Pfarren sind in England 9293. Der geistliche Inhaber einer Pfarre mit dem großen Zehnten heißt Rector. Oft wird aber eine solche einer weltlichen Person ertheilt, die das Amt dann durch einen gemietheten Theologen (Vicar) versieht. Der Englische Nationalreichthum beruht theils auf den Erzeugnissen des Bodens, theils und hauptsächlich auf Gewerbfleiß und Handel. Der Ackerbau, der, fleißig betrieben, dem ergiebigen Boden Englands hinlängliche Nahrung für alle seine Bewohner leicht abgewinnen könnte, ist zwar durch Preise aufgemuntert, durch einsichtsvolle Landwirthe höher als in irgend einem Lande ausgebildet; aber zu viel Hände entziehen ihm jetzt die Manufakturen und Fabriken, zu viel Land die Viehzucht und die Jagdliebhaberei der großen Güterbesitzer, zu viel Kapital der Speculationsgeist der Reichen, als daß man einer jährlichen

Einfuhr von für 7½ Million Pf. St. Getreide entbehren könnte, anstatt daß vor 50 Jahren England 1/16 seines Getreides ausführte. Man rechnet in England und Wales von 40 Millionen Acres 8 Millionen wüsten und 14 Millionen nicht gehörig benutzten Landes. Dennoch leidet England durch diese Getreideeinfuhr nicht wahren Verlust, da durch den Fabrikfleiß und Handel für den Nationalreichthum dreimal so viel, als durch den Landbau gewonnen wird. Was der Britische Manufakturfleiß, der jetzt die meisten Hände beschäftigt, und allein neben dem ungeheuern London die Existenz eines Birmingham, Leeds, Manchester ꝛc. möglich macht, in Wollen- und Baumwollen-, in Stahl- und Thonwaaren ꝛc. leiste, ist weltkundig. — Der Englische Handel, allein zur großen Hälfte die Basis des allgemein verbreiteten Wohlstandes, ist in den neuesten Zeiten zu einer Blüthe und einem Umfang gestiegen, die nur durch das Monopol, das der Krieg sichert, erklärlich werden; wie sehr auch Englands insularische Lage, gleichsam am Zugange aller Europäischen Häfen, und der Reichthum seiner eigenen Küsten an Häfen den Handel begünstigen. Es werden gegenwärtig in Großbritannien jährlich im Durchschnitt für 30 Mill. Pf. Waaren und 10 Mill. baares Geld ein-, dagegen für etliche 40 Mill. Pf. Waaren und 6 Mill. baares Geld ausgeführt. Der auswärtige Handel ist zum Theil in den Händen von Handlungscompagnien, deren vorzüglichste, die Ostindische, in Ostindien ein drei bis vier Mal zahlreicheres Volk beherrscht, als Großbritannien und Irland enthält. Unter den übrigen Gesellschaften haben die Russische und Levantische keinen bedeutenden Fortgang gehabt. Wichtiger sind die Afrikanische, die Südsee- und Hudsonsbay-Gesellschaft. Die Englische Bank gehört, auf Actien gegründet, auch zu den Handelscompagnien. Sie ist eine Zettelbank (s. den Art. Bank), d. i. sie gibt mehr Papiergeld aus, als ihr Kapital beträgt, daher sie durch eine Intrigue der Französischen Regierung, die im J. 1797 viele ihrer Gläubiger aufzuhetzen und dadurch die übrigen mißtrauisch zu machen wußte, in die größte Verlegenheit gerieth, aus der sie nur der Patriotismus der Englischen Kaufmannschaft rettete, die mit Vorschüssen aushalf. Ihr Sturz würde, da das Staatsvermögen zum großen Theil nur in ihrem Credite besteht, und ihre Zettel statt des Geldes cursiren, den Nationalbankerott zur Folge haben. An Colonien hatte England vor dem Revolutionskriege in Ostindien Calcutta nebst Bengalen, Bombay, Madras ꝛc., in Amerika Hudsonsbay, Labrador, Neufundland, Neuschortland oder Acadien, Canada, in Westindien Jamaika und viele kleinere Antillen, in Afrika einige Plätze in Guinea und Senegambien, in Südindien Botany-Bay, Port Jakson. Im Frieden von Amiens erwarb es hiezu nichts als die Insel Trinidad und die Holländischen Besitzungen auf Ceylon. Dagegen erhielt es im Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 von Frankreich Tabago, St. Lucie, Isle de France, und durch den Traktat vom 19. Aug. 1814 von Holland das Vorgebirge der guten Hoffnung, Demerary, Essequebo und Berbice. Die alten Colonien haben eine Verfassung, die der des Mutterlandes gleich ist. Die Pflanzer bilden ein Parlament, und der Gouverneur ist statt des Königs. Der Reichthum der Colonien wird lange noch Englands Ueberfluß und furchtbare Macht verbürgen, bis vielleicht eine nach der andern, zu Amerikas Wohlstand gelangt, Amerikas Beispiel folgt. Dies ist, was England am meisten zu fürchten hat. Von unermeßlichem Umfange und innerm Gehalte ist das Reich der Briten in Ostindien. Nach den dem Par-

lamente im J. 1814 vorgelegten authentischen Urkunden belauft sich die Bevölkerung desselben auf 40,058,400 Seelen, unter denen man aber nur 45,246 Europäer zählt. Die Zahl der Angestellten im Dienste der Compagnie belauft sich auf 201,477 Personen, nämlich im bürgerlichen Fache auf 15,464, im Kriegsfache auf 160,000 und bei der Marine auf 25,913. Das Active der Compagnie war damals 49,064,694 Pf. St. das Passive 46,114,293 Pf. St. die Bilanz betrug also zu ihrem Vortheile 2,950,401 Pf. St. Der ungeheure englische Nationalreichthum ist, wie diese Betrachtung seiner Quellen zeigt, sehr ungleich vertheilt. Da die Reichen (zahlreicher zwar als in irgend einem andern Lande, aber doch immer der kleinere Theil) ihre Kapitale großentheils lieber auf den auswärtigen Handel, auf die Colonien, auf Staatspapiere wenden, als auf weniger einträglichen Landbau und selbst Fabrikfleiß, so feiert eine große Menge Menschen in England. Daher die Anzahl der Armen, daher die vielen Auswanderungen. Die ganze Masse des Brittischen Nationaleinkommens berechnete man im J. 1810 zu 132,470,000 Pf., welches ein Kapital von 1,272,800,000 Pf. geben würde. Dagegen kann man das vorhandene baare Geld auf nicht ganz 300 Mill. Pf. anschlagen. Von obigen 132 Mill. sind genauen Berechnungen zu Folge 51 Mill. zum nothdürftigen Unterhalte der Nation erforderlich, so daß im Frieden ein Ueberschuß von 81 Mill. bleibt. Die Nationalschuld ist theils fundirt, theils nicht fundirt. Anfänglich wurde jede neu contrahirte Schuld sogleich auf eine neue dazu aufgelegte Taxe fundirt, d. i. eine Taxe, die zu nichts anderm verwandt werden durfte, zu Bezahlung ihrer Zinsen bestimmt. Wegen der Unbequemlichkeit dieser Einrichtung wurden 1787 alle diese Taxen in dem sogenannten consolidirten Fonds vereinigt, der nun die Zinsen aller fundirten Schulden deckt. Die Scheine dieser Schulden heißen Stocks und geben 3 Procent. Der Fonds wird durch eine neue Taxe verstärkt, so oft entweder eine neue Schuld contrahirt, oder eine alte noch nicht fundirte fundirt wird (s. Exchequer-Bill.) Wiewohl nun also an eine wahre Verminderung der Schuld im Kriege nicht zu denken ist, so wird doch zu Erhaltung des Staatscredits die alte Einrichtung beibehalten, jährlich etwas von den alten Schulden abzuzahlen. Im J. 1717 gewann man durch Herabsetzung der Zinsen der Nationalschuld von 6 Proc. auf 5 (später auf 3) einen jährlichen Ueberschuß, aus dem der Tilgungsfonds (sinking fund) gebildet wurde. Dieser war 1785 auf 3 Mill. jährlichen Ertrags angewachsen. Jetzt erhält er außer andern Zuflüssen jährlich 2 Million aus dem consolidirten Fonds. Die Taxen sind entweder jährliche, die jedes Jahr von neuem bewilligt werden müssen, oder permanente, die ein für allemal bewilligt sind. Jene waren sonst die Maltaxe und die Landtaxe oder Grundsteuer. Diese ist aber nun von Pitt im J. 1798 auf 20 Jahr permanent gemacht, oder vielmehr voraus verkauft und anticipirt. Wenn sie für England 1,997,763 Pf. beträgt, gibt Schottland 48,000 Pf. Die alten permanenten Taxen sind die Zölle, die Accise, das Stempelpapier, die Fenstertaxe, die Miethkutschentaxe und die Pensionentaxe. Unter den neuen Taxen, die der Krieg hervorgebracht, ist die vorzüglichste die Einkommen- oder jetzt sogenannte Eigenthumstaxe, bestehend in 10 Procent von jedem jährlichen Einkommen über 200 Pf. und einer geringen Abgabe von jedem über 160 Pfund. Diese Taxe ist aber, nach hergestelltem allgemeinem Frieden, in dem am 1. Febr. 1816 eröffneten Parlamente, von dem Unterhause nicht mehr bewilligt

worden. Hiezu kommt eine unzählbare Menge Taxen auf alle erſinnliche Gegenſtände des Luxus und der Conſumtion. — Das im Jul. 1814 zu London erſchienene Werk, über die Staatskräfte Großbritanniens von Colquhoun, enthält ſehr genaue Notizen zur neueſten Statiſtik dieſes Reichs. Nach demſelben beträgt die Volksmenge des Brittiſchen Gebiets in allen Welttheilen 59,655,725 Seelen, wovon auf Großbritannien und Irland nur 18,456,300, auf die Stadt London aber 1,050,000 fallen. Vom Jahre 1801 bis 1811 nahm die Volksmenge in der Hauptſtadt um 150,000 und in England und Schottland um 1,484,255 zu. Negerſclaven ſind in allen Colonien 1,147,348. Die Häuſerzahl zu London beträgt 146,309 ohne 3121 im Anbau begriffene. Das productive Eigenthum wird im J. 1812 in Großbritannien und Irland auf 2250, das unproductive auf 397, das öffentliche auf 89 Millionen Pf. St. angeſchlagen; der jährliche Werth der ſelbſt verbrauchten brittiſchen Manufacturwaaren auf 26, der ausgeführten auf 40 Mill. Pf. St. Alles brittiſche Eigenthum in Oſtindien wird auf 1072 Mill. berechnet, wobei jenes der Compagnie mit 31 Mill. in Anſchlag gebracht iſt. Das Geſammtcapital von 5 Octroirten und 866 Privatbanken beträgt 40,700,000 Pf. St., wovon 35 Mill. auf die Bank von England, die reichſte Corporation in der Welt, kommen. Das geſammte Arbeitsproduct des Jahrs 1813 wird zu 430,521,372 Pf. St. geſchätzt; hiervon lieferte der Landbau über 216 Mill. und beſchäftigte 5 1/2 Mill. Menſchen in allen ſeinen Zweigen. Die Manufacturen trugen 114 Mill. und nährten 3 Mill. Einwohner. Der innere Verkehr gab 31 1/2 Mill. Pf. St. und Arbeit für 4 1/2 Mill. Einwohner. Aeußerer Handel und Schiffahrt gewährten 46 Mill. Pf. St., nährten 408,350 Menſchen, und ſetzten in Bewegung 28,061 Schiffe, mit einem Cubicgehalt von 3,160,293 Tonnen, und mit 184,352 Mann beſetzt. Der einheimiſchen Küſtenfahrt dienten 3070 Schiffe, und das Jahrsproduct der noch unvollkommenen Fiſcherei mag 1 1/2 Mill. Pf. St. geweſen ſeyn. — Die Brittiſche Seemacht hat in den neueſten Zeiten eine ungeheure Stärke erlangt. Sie beſtand im Jahr 1808 aus 1108 Kriegsſchiffen, worunter 255 Linien = 38 fünfzig Kanonenſchiffe, und 258 Fregatten waren. Die Kriegsſchiffe werden nach der Anzahl der Kanonen, welche ſie führen, in 6 Range eingetheilt, und zwar von 100 bis 20 Kanonen; geringere heiſſen Sloops, Kanonenböte und Cutters. Der Herzog von Clarence iſt jetzt Oberſter Befehlshaber zur See. Unter ihm ſtehen 71 Admirale, 75 Viceadmirale und 80 Contreadmirale. Die ganze Flotte iſt in drei Escadres von verſchiedener Flagge und verſchiedenem Range eingetheilt, nämlich in die rothe, weiße und blaue. Den Dienſt auf den Schiffen verſehen die Marinesoldaten, welche aus 124 Compagnien beſtehen. Die Oſtindiſche Compagnie unterhält jetzt 142 Schiffe, worunter aber kein Linienſchiff iſt. In Kriegszeiten empfängt der Admiral von der rothen Flagge täglich 5 Pf., jeder andere Admiral 3 Pf. 10 Schill., ein Viceadmiral 2 Pf. 10 Schill., ein Contreadmiral 1 Pf. 16 Schill., jeder Matroſe aber monatlich 4 Pf. — Die Landarmee beſtand im J. 1808 aus 204,815 Mann regulairer Truppen, ohne 24,781 Mann Artillerie, 25,023 Mann Völontairs Cavallerie, 261,821 Mann Volontairs Infanterie, 9825 Mann Volontairs Artillerie, und 77,164 M. Militz; es iſt aber unterdeſſen die Zahl des Linien-Militärs um ſehr viel vermehrt worden, ſo daß darüber in den letzten Parlamentsverhandlungen (1816) ſehr laute Klagen geführt, und deſſen Reduction dringend verlangt worden. Die Cavallerie beſteht gegenwärtig aus 10

Garde- und 24 Dragoner-Regimentern, welche zusammen 170 Escadrons ausmachen. Die Infanterie besteht aus 5 Regimentern Garde und 104 andern Regimentern, zusammen 194 Bataillons, jedes zu 10 Compagnien. Dazu kommen noch 6 Garnisons- und 7 Veteranen-Bataillons, ferner die Corps des Herzogs von Braunschweig und des Generals Döring, zusammen 29 Escadrons und 11 Bataillons; 4 Schweizer Regimenter, und 7 leichte Bataillons auf den Inseln im Mittel-Meere. In Westindien befinden sich 8 Regimenter Schwarze, mit weißen Officieren, 4 dergleichen leichte Regimenter, 4 Regimenter in Ceylon, ein Regiment auf dem Cap, 1 Regiment auf Bourbon, 2 Garnisonscompagnien in Westindien, 1 solche in Neu-Südwallis, 2 auf dem Cap, 1 dergleichen schwarze, 5 Regimenter Fencibles oder Landwehr in Neu-Foundland, Neu-Schottland, Canada, Glengarey und Neu-Braunschweig. Alles dieses formirt eine Streitkraft von 199 Escadrons und 252 Bataillons. Dabei sind 116 Generale, 222 Generallieutenants, und 525 Generalmajors. Die sämmtliche Artillerie macht nur 1 Regiment oder vielmehr Corps aus, welches nebst dem Ingenieurcorps unter den Befehlen des Lords Mulgrave steht, welcher Master general of the ordonance, (ungefähr Feldzeugmeister) ist. Die Ostindische Compagnie hält in Bengalen, Madras und Bombay 61 Regimenter Infanterie und 16 Regimenter Cavallerie, (Seapoys) 3 europäische Regimenter, und die dazu erforderliche Artillerie. Da die Brittische Constitution Zwangswerbungen oder Conscription nicht gestattet, so ist die Armee, um zum Dienst zu locken, außerordentlich gut bezahlt. Ein Gemeiner erhält täglich 1 Schilling, ein General jährlich 2074 Pf., der Generalissimus 3157 Pf. So zu Vertheidigung und Angriff gerüstet, hat England in neuern Zeiten die errungene Meeresherrschaft wohl behaupten mögen, und zum Kampfe für die Freiheit Europa's gegen die Anmaßungen des französischen Usurpators kraftvoll gewirkt. Zu Folge der oben (Art. Georg III.) gemachten Andeutung geben wir hier einen kurzen Umriß der neuern Geschichte von Großbritannien, seit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs. Dieser Monarch bestieg am 25. Okt. 1760 den Thron. Das Reich war in einem heftigen Kriege mit Oesterreich und den Franzosen begriffen, deren Macht bald durch den Beitritt von Spanien verstärkt wurde. Die Engländer setzten aber dem Feinde einen so kräftigen Widerstand entgegen, und machten so bedeutende Eroberungen, daß ihnen der Friede, der am 5. Nov. 1762 zu Fontainebleau geschlossen wurde, sehr glänzende und große Vortheile gewährte, indem sie nicht nur Florida bis an den Mississippi, Canada, die Inseln Grenada, St. Vincent, Dominique und Tabago in Amerika, und Senegal in Afrika erwarben, und Minorca wieder erhielten, sondern auch Frankreich vermochten, daß es Dünkirchen auf der Land- und Seeseite schleifte, und dasselbst auf seine Kosten einen englischen Commissair erhielt, der für die Nichtwiederherstellung des Hafens wachen sollte. Indeß war während dieses Krieges die Nationalschuld bis auf 146 1/2 Million Pf. St. angewachsen. Durch Verbesserungen im Innern, Erweiterung des Handels und eine feste Haltung gegen die auswärtigen Mächte behaupteten die Administration des Lord Chatams den bisherigen Glanz. In Ostindien erhielt der Besitz und Reichthum der Compagnie unermeßlichen Zuwachs, indem sie Bengalen gänzlich eroberte, und den großen Mogul zu ihrem Vasallen machte. Die Krone benutzte dieses Glück auch für sich, indem sie die Compagnie zu einer jährlichen Abgabe von 400,000 Pf. St. verpflichtete; aber

die eigennützige, tyranniſche Regierung der letztern, die Habſucht und die Grauſamkeit ihrer Beamten, und die 1770 hinzukommende Hungersnoth, brachte das Land in einen ſolchen Verfall, daß die Regierung 1773 genöthigt war, der Compagnie Unterſtützungen und Vorſchüſſe zu leiſten, und ihre Adminiſtrationsweiſe durch Geſetze zu beſtimmen. Zu der nämlichen Zeit erhuben ſich weit anſehende Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Mutterlande und den Nordamerikaniſchen Colonien. Die letztern hatten ſich (1766) der ihnen angeſonnenen Stempelacte, welche zu dem Zwecke der Verminderung der Nationalſchuld erfunden worden war, glücklich erwehrt. Nun wurde von ihnen zu demſelben Zwecke, eine Abgabe vom Thee gefordert, und ihnen die Waare noch dazu aufgedrungen. Die Sache fand allgemeinen Widerſpruch; in Boſton aber wurden die Schiffe von verkappten Leuten überfallen, und 327 Kiſten Thee ins Meer geworfen. Man beſtrafte die aufrühriſche Stadt durch Sperrung ihres Hafens, und durch Aufhebung alles Handels. Dieſe nicht mit hinreichender Macht vollzogene Maßregel war die Loſung zum Ausbruche der Empörung. Es vereinigten ſich alle Colonien, mit Ausnahme von Canada, Neu-Schottland und Georgien, welches Letztre jedoch bald auch beitrat, in einen Generalcongreß (5. Sept. 1774) der ſogleich alle Einfuhr engliſcher Waaren und alle Ausfuhr nach England verbot; der Verſuch des Generals Gage den von den Provinzialen geſammelten Kriegsvorrath zu Lexington aufzuheben, veranlaßte den erſten Ausbruch der Feindſeligkeiten, (19. April 1775); Georg Waſhington ward von den Coloniſten an die Spitze ihrer bewaffneten Macht geſtellt; überall wurden die engliſchen Gouverneure und Beſatzungen vertrieben; am 4. Jul. 1776 kündigten die Colonien dem Mutterlande förmlich den Gehorſam auf und erklärten ſich für unabhängig, die Gefangennehmung des Generals Bourgoyne, ſammt ſeinem ganzen Corps, bei Saratoga, (7. Okt. 1777.) gab ihren kriegeriſchen Unternehmungen einen großen Glanz. Frankreich, das bisher ſchon den Amerikanern alle Art von Vorſchub gethan hatte, nahm nun keinen Anſtand mehr, ſich öffentlich für ſie zu erklären, (26. Jan. 1778) und mit ihm verband ſich im folgenden Jahre auch Spanien gegen England. Dadurch ſah ſich die letztre Macht in einen ſchweren Krieg verwickelt, der ihr um ſo läſtiger wurde, da ſie zu gleicher Zeit mit drohenden Unruhen in Irland, und mit einem gefährlichen Aufruhr in London ſelbſt, zu kämpfen hatte, und da ſie ſpäter auch mit den Holländern zerfiel, welche ſich nun gleichfalls zu ihren Feinden geſellten. Der Krieg wurde auf beiden Hemisphären geführt. Auf dem Continent von Nordamerika waren die Erfolge meiſtens den Republikanern günſtig; in andern Gegenden aber erklärte ſich der Sieg am häufigſten für die Engländer. Sie eroberten St. Lucia in den Antillen, (12. Dec. 1778) Pondichery und alle übrigen Plätze der Franzoſen in Oſtindien (20. März 1779), St. Euſtach, Demerary und Eſſequebo, (1781) Negapatnam, (12. Nov. 1781) und Trincomale, (5. Jan. 1782), und machten auf einigen dieſer Beſitzungen unermeßliche Beute; in der großen Seeſchlacht, welche Rodney, am 12. April 1782 dem Admiral de Graſſe, bei Dominique lieferte, fielen den erſtern ſechs feindliche Linienſchiffe, ſammt ihrem Oberbefehlshaber, in die Hände; es war umſonſt, daß Franzoſen und Spanier Gibraltar Jahre lang zu Waſſer und zu Lande belagerten. Dieſer Vortheile unerachtet ſehnte ſich die Brittiſche Regierung, im Gefühle ihrer Erſchöpfung und die Stimme der mißver-

gnügten Nation achtend, nach dem Ende so großer Anstrengungen. Es stürzten die bisherigen Minister, und sogleich wurden, erst die Präliminarien, und dann der allgemeine Friede (20. Jan. 1783) zu Paris unterzeichnet. In demselben wurde die völlige Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen anerkannt, und ihre Gränze bestimmt; an Spanien ward nicht nur Minorca, sondern auch West- und Ostflorida abgetreten; Frankreich erhielt nicht nur alles Verlohrne wieder, sondern dazu noch Tabago, Senegal und beträchtliche Districte um Pondichery, und wurde der drückenden Clausel des Vertrags von Fontainebleau, wegen Dünkirchen, entbunden; auch an die vereinigten Niederlande mußte alles zurück gegeben werden, bis auf Negapatnam. Bis auf 240 Millionen Pf. St. war die englische Nationalschuld in diesem Kriege angewachsen, und seit Jahrhunderten hatte Großbritannien keinen nachtheiligern Frieden geschlossen, obgleich der Verlust mehr scheinbar, als wirklich war; auch gehörte die Losreissung der Nordamerikanischen Colonien, nach der Lage der Umstände, unter die unvermeidlichen Erscheinungen. — Es folgte nun zum Glücke Englands eine Friedensperiode von 10 Jahren, in welcher Wilhelm Pitt die großen Züge seines Genie's und seines Charakters entwickelte, und während zu dieser Zeit auf der einen Seite der Hof die entschiedenste Ueberlegenheit über das Parlament sich erwarb und behauptete, erhob sich das Reich schnell zu immer höherer Blüthe und Macht. Diese glückliche Zeit ward durch die französische Revolution unterbrochen. Die englische Regierung gab frühe genug ihr Mißfallen an der neuen Ordnung der Dinge zu erkennen, die in Frankreich gepflanzt werden sollte; und nach der Hinrichtung des Königs wies sie den französischen Gesandten fort, und verbot den Assignaten den Cours. Auf dieses erklärte ihr der Nationalconvent den Krieg (1. Febr. 1793); die Anstrengung, womit derselbe von England geführt wurde, erregte bald das allgemeine Erstaunen. Es wurden ansehnliche Truppenmassen auf das feste Land geschickt, oder daselbst in Sold genommen; die englische Seemacht verbreitete sich über den ganzen Ocean, und wirkte in beiden Indien, im Canal und im Mittelländischen Meere; man zahlte Subsidien an Sardinien, Preußen, Hessen-Cassel, Oesterreich, Portugall, Rußland und an die französischen Emigranten; und man verstärkte diese Anstrengungen als später die Holländer und Spanier die Parthie der Franzosen gegen ihre Feinde ergriffen. Die Resultate des Landkrieges waren für die Coalition meistens unglücklich; der Seekrieg dagegen gewährte den Britten überall nichts als Gewinn. Die Eroberung von Toulon und Corsika in dem ersten Feldzuge (1793) gab ihren Waffen einen großen Glanz, nur daß weder das eine noch das andere behauptet werden konnte. Dagegen wurden von ihnen nach und nach die meisten französischen und holländischen Besitzungen in beiden Indien und in Afrika hinweg genommen; Howe's Sieg über die Brester Flotte (1. Jun. 1794) dann die Niederlage der spanischen Flotte bei dem Vorgebirge St. Vincent (14. Febr. 1797) und der Holländischen bei Egmond (11. Okt. 1797) zeigten die englische Tapferkeit im schönsten Lichte; überall waren die Britten im Besitze der Meisterschaft zur See; die feindlichen Küsten und Häfen wurden von ihnen blokirt, der feindliche Seehandel allenthalben gestört, die französische Seemacht äußerst geschwächt, und die holländische Flotte sogar nach England abgeführt, (1799) nachdem zuvor noch, durch den herrlichen Sieg bei Abuquir (8. Aug. 1798) die Unternehmung auf Egypten vereitelt, und der Grund zum Entstehen einer neuen Coalition

gelegt war. Zu gleicher Zeit erhielt ihre Macht in Ostindien einen ungeheuren Zuwachs, indem sie ihren mächtigsten Widersacher Tippo-Saib gänzlich überwältigten, seine Hauptstadt Seringapatnam eroberten, den größten Theil seines Königreiches Mysore mit ihren Besitzungen vereinigten, und unermeßliche Schätze erbeuteten. Unterdessen hatten die Engländer durch die Gewaltthätigkeiten, die sie sich gegen die Schifffahrt der Neutralen erlaubten, und durch ihre despotische Eingriffe in das Seerecht der Völker, das allgemeinste Mißvergnügen erregt. Dadurch veranlaßten sie die Nordische Coalition, in der Rußland, Dänemark, Schweden und Preußen zusammentraten (1800—1801), um die Rechte der Neutralen mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Dieser Anstalt setzte die Englische Regierung feindliche Maßregeln entgegen. Aber schnell erheiterte sich hier der Himmel wieder. Das Haupt des nordischen Bundes, der Kaiser Paul, starb eines schnellen Todes (23. März 1801), und Dänemark ward durch die Seeschlacht vor Kopenhagen (2. April) gezwungen, wieder eine friedliche Haltung anzunehmen. So löste sich die Coalition auf, man verglich sich gegenseitig, ohne den Hauptpunkt des Streits zu erledigen, und die Preußen räumten Hannover wieder, das sie besetzt hatten. — Mittlerweile hatte sich Frankreich, seine Siege glücklich benutzend, mit allen seinen Feinden auf dem Continent versöhnt; nur England stand noch immer in trotziger Haltung ihm gegenüber. Aber die Stimme, welche den Frieden forderte, war so laut und ungestümm, daß sich die Regierung nicht mehr erwehren konnte, ihr nachzugeben. Die Staatsschuld hatte die Summe von 451 Millionen Pf. St. erstiegen. Theurung und Abgaben stürzten das Volk in Verzweiflung. Der Zweck des Krieges, die Wiederherstellung der Bourbons, erschien als absolute Unmöglichkeit. So bequemte man sich zu dem Vertrage von Amiens (25. März 1802), der nach solchen Anstrengungen und nach solcher Ueberlegenheit im Kriege bei weitem die erwarteten Vortheile nicht gewährte, indem der ganze Gewinn blos in der Insel Trinidad, im Holländischen Antheil von Ceylon, und in dem freyen Einlaufen in den Hafen des Caps bestand. Dieser Vertrag war unter der Leitung des neuen Ministeriums geschlossen worden, an dessen Spitze Heinrich Addington stand. Dasselbe aber konnte den friedlichen Sinn, den es dadurch bewährt hatte, nicht lange behaupten. Die Nation war unzufrieden mit den Bedingungen des Friedens, und Napoleon fuhr fort, den brittischen Stolz durch neue Angriffe und Anmaßungen zu reizen. So kam es abermals zum Kriege (18. Mai 1803). Die Franzosen nahmen Hannover in Besitz, gaben ihrem Sperrsystem gegen England die größte Ausdehnung, schlossen Bundesverträge mit Holland, der Italienischen Republik und später mit Spanien, und sammelten ein großes Heer an den Küsten des Oceans, mit dem erklärten Zwecke einer Landung. Pitt, der wieder in das Ministerium getreten war, zerstreute die Gefahr der letztern, indem er einen neuen Krieg auf dem festen Lande erregte (1805). Zwar führte derselbe Napoleon nur zu neuen Siegen und Eroberungen: dagegen behaupteten die Britten auf allen Meeren die Herrschaft, und durch die Seeschlacht bei dem Cap Trafalgar (21. Oct. 1805), in der jedoch Nelson fiel, vermehrten sie die Reihe ihrer großen Thaten. Dem bewunderten Helden folgte Pitt bald im Tode nach (23. Januar 1806). Das neue Ministerium — Grenville, Addington, Fox — war sehr geneigt für den Frieden, aber nach den Eroberungen, die Napoleon in dem preußisch-russischen Krieg gemacht hatte, konnte man sich nicht mit ihm versöhnen, ohne seine Herr-

schaft über den Continent anzuerkennen; man richtete deßhalb alles Bestreben darauf, die erworbene Macht zur See zu behaupten und immer mehr zu erweitern. Dadurch erregte man allenthalben viel Mißvergnügen; das Bombardement von Copenhagen und die Hinwegführung der Kriegsflotte (Sept. 1807) empörte die ganze Zeitgenossenschaft; die Feinde Englands mehrten sich, selbst Rußland brach alle seine Verbindungen ab; die von den Kaisern von Rußland und Frankreich von Erfurt aus an den König erlassene Einladung zum Frieden wurde verworfen, und mit erneuerter Thätigkeit der Krieg fortgesetzt. Eine nach Portugall gesandte englische Armee zwang den französischen General Junot und die im Tajo liegende russische Flotte zur Capitulation (30. Aug. 3. Sept. 1808). Die Spanier, die gegen Frankreich aufgestanden waren, wurden mit Geld, Munition und Truppen unterstützt, Cayenne, Martinique, St. Domingo und die Jonischen Inseln bis auf Corfu und St. Maur wurden erobert, und eine Expedition gegen Seeland und Flandern unternommen, die aber mißlang (1809); wogegen im folgenden Jahre Guadeloupe, St. Martin, St. Eustach, Amboina, Bourbon und Isle de France sich unter die Macht der brittischen Waffen beugten. Bald nachher machte die wiederkehrende Gemüthskrankheit des Königs eine Regentschaft nothwendig, welche das Parlament dem Prinzen von Wales übertrug. — Für den von der englischen Regierung nie aus dem Auge verlornen Gesichtspunkt, daß mit Frankreich nicht Friede gemacht werden könne, es trete denn in seine alten Gränzen zurück, und huldige wieder seiner alten Dynastie, eröffnete der Feldzug von 1812, in dem Napoleons Heeresmacht zu Grunde ging, neue Hoffnungen. Bald war England die Seele der Coalition, die sich auf dem Continent bildete; überall wirkten seine Geschäftsleute; überall hin ergoß es seine Goldströme; mit ansehnlicher Macht drückte es auf die sinkende Sache der Franzosen in Spanien; ein neuer Krieg, in den es mit den Nordamerikanischen Staaten verwickelt, der aber auch bald wieder beigelegt wurde, hinderte es nicht, alle seine Kräfte auf die europäischen Angelegenheiten zu verwenden. Die glänzendsten Erfolge krönten so große Anstrengungen. Indem die Verbündeten in Paris einrückten, zog Wellington, nachdem er Spanien von den Franzosen befreyt, an der Spitze der vereinigten englisch-spanisch-portugiesischen Macht über die Pyrenäen, und drang bis Bordeaux und Toulouse vor. Es erfolgte die Entthronung Napoleons, die Wiederherstellung der Bourbons und die Anordnung eines auf die Grundlagen des Rechts gebauten allgemeinen Staatensystems, und der höchste Ruhm, den diese großen Resultate gewährten, ward der englischen Regierung, durch ihre unerschütterliche Standhaftigkeit und durch ihre unsäglichen Anstrengungen, zu Theil. Sie gab im Frieden alle ihre Eroberungen wieder an Frankreich zurück, nur mit Ausnahme von Tabago, St. Lucie und Isle de France. Da sie aber zugleich auch von den holländischen Eroberungen das Vorgebirge der guten Hoffnung, Demerary, Essequebo und Berbice, so wie Helgoland und Malta behielt, und die Protection über die Jonischen Inseln übernahm, so war ihr Gewinn in Hinsicht auf Landbesitz und politischen Vortheil sehr bedeutend, zumal da zu dieser Zeit sich ihr Ostindisches Reich auch noch durch die Eroberung der Besitzungen des Königs von Candy erweiterte, so daß nun ganz Ceylon unter ihrer Botmäßigkeit steht. Auch Hannover erhielt beträchtliche Erweiterungen, und mit ihnen die Benennung eines Königreichs. — Nap-

Leons Wiederkunft änderte nichts an diesem mannichfaltigen Erwerbe, dagegen verhalf sie den brittischen Waffen in der Schlacht bei la belle Alliance zu neuem Ruhme, und lieferte den Mann, vor dem so lange die Welt gezittert hatte, in den Gewahrsam der Engländer. So endigte dieser Staat einen zwanzigjährigen Krieg, den er kräftiger und siegreicher als irgend einen zuvor geführt, in dem er die unbeschränkteste Herrschaft des Meeres erworben, die Marine aller seiner Feinde beinahe gänzlich vernichtet, und seine eigene Seemacht auf einen Grad erhoben hat, auf dem sie nicht mit Unrecht die Besorgnisse aller Völker erregt. Zwar ist dabei auch die Staatsschuld auf die ungeheure Summe von 780 Millionen Pf. St. angewachsen. Aber der englische Nationalgeist wird, wenn eine auch nur kurze Periode des Friedens die Früchte der bisherigen Anstrengungen ernten läßt, um Mittel, dieses Uebel zu beschwören, nicht verlegen seyn, und für immer wird die Geschichte der jetzigen Regierung eine der glänzendsten Partien in den Annalen von Großbritannien bleiben.

Größe, scheinbare. Die scheinbare Größe eines Körpers ist die scheinbare Entfernung seiner äußersten Gränzen von einander. Sie muß durch den optischen Winkel bestimmt, dieser aber durch mathematische Instrumente, wie alle andere Winkel gemessen werden. Auf diese Art werden die scheinbaren Durchmesser der Sonne und des Mondes sowohl am Rande des Horizontes als im Scheitel 31 Minuten geben, und man wird keine Unterschiede in Ansehung der scheinbaren Größen wahrnehmen, als nur in sofern die optischen Winkel verschieden sind. Da wir uns aber von früh auf gewöhnen, unwillkührlich das Urtheil der Seele über das Gesehene einzumischen, so vermengen wir die rein optische Darstellung mit dem darüber gefällten Urtheile, und schreiben dem gesehenen Gegenstande sogleich eine wahre Größe zu, die aber, wiewohl in anderer Bedeutung, als die rein optische, auch eine scheinbare genannt wird. Es kommt bei dieser nicht allein auf den optischen Winkel an, sondern zugleich auf die Umstände, auf welche die Seele bei dem darüber gefällten Urtheile Rücksicht nimmt. Scheinbare Größe in dieser Bedeutung ist nichts anders als Vorstellung einer wahren Größe, die in uns vermöge des Augenmaßes nach gewissen gewohnten Regeln aus mancherlei mit einander verglichenen Umständen entsteht. Diese Umstände sind vorzüglich die durch Erfahrungen erlangte Kenntniß der wahren Größe und die scheinbare Entfernung des Gegenstandes von unserm Auge. Der erstere leitet uns meistens bei unsern Urtheilen über die Größe naher und auf der Erde befindlicher, der zweite bei entfernten und am Himmel sich darstellenden Gegenständen. Kennen wir die wahre Größe eines in der Entfernung gesehenen Gegenstandes schon aus Erfahrung, so richten wir darnach unsere Vorstellung ein, und irren in der Bestimmung der scheinbaren Größe nicht leicht.

Großgriechenland heißt bei mehrern Lateinischen Schriftstellern der untere von Griechischen Colonisten bevölkerte Theil Italiens. D'Anville bezeist das ganze südliche Italien darunter, und läßt es nördlich vom Flusse Silar oder Selo, der sich in den Golf von Pästum ergießt, begränzen; aber es scheint natürlicher, auch Campanien dazu zu rechnen, und an der einen Seite den Volturnus, wo das Gebiet von Cuma endigte, und an der andern den Frento oder Fortore, der Apulien begränzt und sich ins Adriatische Meer ergießt, zur Gränze anzunehmen, weil die Griechischen Colonien bis hieher gehen. Die rohen Völkerstämme nämlich, welche in den frühesten Zeiten von Norden her in Italien eingewandert waren, bewohnten zwar ganz Italien, aber im

mer zwischen den Apenninen und in dem Innern des Landes eingeschlossen. Als nun mehrere Jahrtausende später die Griechen aus den Inseln des Archipelagus, theils weil sie hier keinen Raum mehr fanden, theils weil sie sich von diesem so schönen und nahe gelegenen Lande gereizt fühlten, hieher kamen, fingen sie an, auf den noch unbesetzten Küsten Pflanzstädte zu erbauen, und vermischten sich nach und nach mit den Bewohnern des Innern. Der Zeitpunkt, wann diese Griechischen Anpflanzungen anfingen, fällt unstreitig nach Trojas Zerstörung. Athener, Phocier und einige Trojaner kamen hieher. Nach Dionysius von Halicarnaß zerstreuten sich alle Begleiter des Aeneas in verschiedene Gegenden Italiens. Einige landeten in Japygia, andere zogen an die beiden Seiten des Apenninengebirges hin, und legten mit Güte oder Gewalt Colonien an. In der Folge sandten auch die Römer Colonien nach Calabrien, und theils dadurch, theils durch das Recht der Eroberung wurden sie endlich Herren des ganzen Landes und aller Griechischen Colonien. Man sprach nun in Calabrien nicht mehr Griechisch, sondern auch Lateinisch, und eben so vermischten sich die Griechischen mit den Römischen Sitten und Gebräuchen, so daß noch jetzt diese Vermischung kennbar ist. Die zu Großgriechenland gehörigen Landschaften waren Campanien, Apulien, Japygien, Lucanien und das Land der Bruttier, und die berühmtesten Republiken daselbst Tarent, Sybaris, Crotona, Posidonia, Locris und Rhegium.

Großmann (Gustav Friedrich Wilhelm), war den 30. Nov. 1746 zu Berlin geboren. Unter dem Druck der bittersten Armuth vollendete er seine Studien, zu denen angeborne Neigung ihn trieb, und wurde Legationssekretär bei dem Preußischen Residenten zu Danzig, Herrn von Jung, der ihn zu mancherlei Geschäften gebrauchte. Nach seiner Entlassung von demselben privatisirte er einige Zeit in Berlin, und beschäftigte sich vorzüglich mit der schönen Literatur. Lessings Umgang gewann ihn für das dramatische Fach; er schrieb auf zufällige Veranlassung das Schauspiel: die Feuersbrunst, und das Trauerspiel: Wilhelmine von Blondheim. Im J. 1774 traf er auf einer Durchreise durch Gotha die Seylersche Gesellschaft, nahm Engagement, und fand in dem Kreise der auserlesensten Schauspieler Gelegenheit, sein Talent für die Bühne auszubilden. Sein Debüt in der schwierigen Rolle des Riccaut de la Marliniere war glänzend. Nach einigen Jahren verließ er Gotha, wo er sich verheirathet hatte, um die Direction des Hoftheaters zu Bonn zu übernehmen. Hier handelte und wirkte er unablässig für die Bühne. Im J. 1783 übernahm er die Direction der Schaubühne zu Mainz und Frankfurt, und überließ die Direction des Bonner Theaters seiner Gattin, die aber bald darauf starb, worauf er sich zum zweiten Male verheirathete. In Frankfurt verlor er bei einem Brande des Theaters sein ganzes Vermögen, worauf er die Direction der Bühnen von Hannover, Bremen und Pyrmont übernahm. Statt durch eine gute Wirthschaft hier seinen Verluft wieder gut zu machen, stürzte er sich durch einen übertriebenen Aufwand in Schulden; besonders aber schadete er sich durch die unbesonnene Art, wie er der Franzöſischen Revolution seinen Beifall gab. Nach der Aufführung einer von ihm selbst geschriebenen Farce (Wer wird sie bekommen?), in welche er eine Menge Persönlichkeiten und Anzüglichkeiten aus dem Stegreif gemischt hatte, ward er arretirt. Erst nach 6 Monaten erhielt er seine Freiheit wieder, doch durfte er nie mehr die Bühne betreten. Unmäßigkeit im Trinken und Nachtwachen hatten schon früher seine Gesundheit untergraben; aber diese Demüthigung brachte

in ihm eine an Wahnsinn gränzende Ueberspannung hervor; sie ging in ein schleichendes auszehrendes Fieber über, an welchem er den 20 März 1756, 52 Jahre alt, starb. Er hatte viele Verdienste um die mechanische und ökonomische Einrichtung der Schaubühnen, denen er vorstand, und gehörte als Schauspieler zu den gebildetsten und vorzüglichsten, welche Deutschland aufzuweisen hat. Als Schauspieldichter ist sein Verdienst minder bedeutend, doch verrathen seine Stücke Beobachtung und Menschenkenntniß, und sind reich an komischem Witz. Als Schauspieler spielte er am glücklichsten komische Rollen, Hausväter und Alte. In dem Hofrath in den sechs Schüsseln hat er sich selbst gegeben.

Großgörschen, s. Lützen.

Grotius oder van Groot (Hugo), war zu Delft den 10. April 1583 geboren. Er stammte aus einer edeln Familie, erhielt eine treffliche Erziehung, und entsprach derselben auf eine ausgezeichnete Weise. Seine Talente entwickelten sich so früh, daß er schon in seinem fünfzehnten Jahre über philosophische, mathematische und juristische Theses mit allgemeinem Beifall disputirte. Das Jahr darauf ging er mit Barneveldt, damaligem Holländischen Gesandten, nach Frankreich, und gewann durch seinen Geist und sein Betragen den Beifall Heinrichs IV. Nach seiner Rückkehr nach Holland führte er den ersten Proceß in seinem siebzehnten Jahre, und ward im 24sten Generaladvokat. Rotterdam wünschte ihn zu besitzen; er ließ sich 1613 daselbst nieder, und ward Syndikus oder Pensionär. Die Angelegenheiten der Remonstranten und ihrer Gegner beunruhigten damals Holland. Barneveldt war der Beschützer der erstern, und Grotius, der sich für seinen Freund erklärt hatte, unterstützte ihn durch seine Schriften und durch sein Ansehn. Dies verwickelte ihn in den Proceß, der mit der Enthauptung Barneveldts 1619 endigte, und war Ursache, daß er selbst zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt ward. Aus dieser wußte er jedoch mittelst einer Kiste, in welcher ihm seine Gattin Bücher geschickt hatte, und in welcher er sich verbarg, glücklich zu entkommen. Nachdem er einige Zeit in den katholischen Niederlanden umhergeirrt war, suchte und fand er eine Zuflucht in Frankreich. Er ward Ludwig XIII. vorgestellt, und erhielt von demselben eine Pension von tausend Thalern. Vergebens suchten die Holländischen Gesandten dem Könige eine ungünstige Meinung von ihm beizubringen. Dieser wußte es vielmehr zu schätzen, daß Grotius auch jetzt sein undankbares Vaterland zu lieben fortfuhr. Aber seine Feinde verdoppelten ihre Bemühungen, ihn zu verderben, und Richelieu, dem er nicht genug schmeichelte, nöthigte ihn endlich, sich zu entfernen. Im Jahr 1631 wurde selbst seine Pension eingezogen. Grotius faßte den Entschluß, in sein Vaterland zurückzukehren, da er auf das Wohlwollen des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der ihm einen sehr theilnehmenden Brief geschrieben hatte, rechnen zu können glaubte. Allein seine Feinde stellten dem Prinzen vor, daß es gefährlich sey, ihn wieder aufzunehmen, und bewirkten, daß er aufs neue zu einem ewigen Exil verurtheilt ward. So mußte Grotius sein Vaterland zum zweiten Male verlassen. Man lud ihn nach Schweden ein. Er ging zuvörderst nach Hamburg, um sich zu unterrichten, was er von dem Stockholmer Hofe zu erwarten habe. Während seines Aufenthalts in dieser Stadt machten mehrere Fürsten, wie der König von Dänemark, von Polen, von Spanien Versuche, ihn in ihre Staaten zu ziehen, aber der Schutz, den der Kanzler Oxenstiern ihm zusicherte, und die Neigung der Königin Christina für Gelehrsamkeit bestimmte ihn, die Dienste dieser Fürstin anzunehmen

mer zwischen den Apenninen und in dem Innern des Landes ei[illegible] auf-
sen. Als nun mehrere Jahrtausende später die Griechen au[illegible] and-
seln des Archipelagus, theils weil sie hier keinen Raum [illegible] dem
theils weil sie sich von diesem so schönen und nahe gelege[illegible] man
reizt fühlten, hieher kamen, fingen sie an, auf den noch[illegible] versagt
sten Pflanzstädte zu erbauen, und vermischten sich n[illegible] nen, und
den Bewohnern des Innern. Der Zeitpunkt, wa[illegible] er den Ge-
Anpflanzungen anfingen, fällt unstreitig nach Tro[illegible] meinste Ach-
ner, Phocier und einige Trojaner kamen hieher [illegible] weden zurück.
Halicarnaß zerstreuten sich alle Begleiter des [illegible] chen bedeutend
genden Italiens. Einige landeten in Jappy[illegible] todt, und man
den Seiten des Apenninengebirges hin, [illegible] war, aus demsel-
walt Colonien an. In der Folge sa[illegible] n ausgezeichnetsten
nach Calabrien, und theils dadurch, [illegible] von seiner Königin
rung wurden sie endlich Herren d[illegible] erhielt ihn endlich,
schen Colonien. Man sprach nu[illegible] ein Sturm nach Pom-
sondern auch Lateinisch, und [illegible] an, und starb daselbst den
mit den Römischen Sitten [illegible] te in sich die seltensten Kennt-
Vermischung kennbar ist. [illegible] Grade. Mit den Talenten des ge-
schaften waren Campanie[illegible] er eine eben so tiefe und ausgebrei-
der Bruttier, und die [illegible] ein gründlicher Theolog, trefflicher Exeget
ris, Crotona, Posidon[illegible] Philosoph und Jurist, und ein mit den

Großmann [illegible] vertrauter Historiker. Seine Schriften haben
zu Berlin gebore[illegible] Geschmacks und auf Verbreitung einer auf-
er seine Studi[illegible] Denkart in wissenschaftlichen Angelegenheiten ei-
Legationssekre[illegible] Einfluß gehabt, und behaupten durch ihren geistvollen
Jung, der [illegible] Charakter fortdauernd einen hohen Werth bei allen Ver-
lassung [illegible] und Schönen. Als Philolog faßt er den Genius
schäftig[illegible] scharf und richtig auf, erläutert ihn kurz und tref-
gewa[illegible] den Text leicht und glücklich; seine metrischen Ue-
lass[illegible] der Griechen sind mit Dichtergeist verfertigt; unter den
W[illegible] Lateinischen Dichtern nimmt er eine der ersten Stellen ein. Phi-
D[illegible] und Jurisprudenz haben durch seine Werke über das Natur-,
Staats- und Völkerrecht eine bedeutend veränderte Gestalt gewonnen.
Sein Werk: de jure belli et pacis, welches zuerst im J. 1625 erschien,
hat den Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, und sich bis jetzt,
obwohl größere und vollkommnere Werke über das Naturrecht erschie-
nen sind, in Ansehn und Achtung erhalten. Seine übrigen sehr zahl-
reichen Werke können hier nicht namhaft gemacht werden. Eine vor-
zügliche Biographie von Grotius hat H. Luden geliefert. 8. Berlin
1806.

Grotte. Da die natürlichen Grotten theils, ihrer oft bewun-
dernswürdigen Beschaffenheit wegen, dem Beschauer ein vielfaches In-
teresse gewähren, theils auch als Plätze der Einsamkeit und Abgeschie-
denheit durch den Contrast mit dem geräuschvollen Leben etwas Anzie-
hendes für uns haben, so hat man sie in Gartenanlagen, bei welchen
man eine Nachahmung der Natur beabsichtigt, häufig nachzubilden ge-
sucht. Wenn aber eine künstlich angelegte Grotte einem von der Natur
freiwillig geschaffenen Werke gleichen soll, so muß sie nicht nur mit dem
herrschenden Charakter der Landschaft übereinstimmen, sondern auch den
Stempel der Einfalt an sich tragen, womit diese große Bildnerin alle
ihre Schöpfungen bezeichnet. Nur da, wo dieselbe etwas unvollendet
ließ, ist es erlaubt, zu mildern oder nachzuhelfen, ohne jedoch ihren
nachlässig hingeworfenen Schönheiten Gewalt anzuthun. Dies wird oft

…icht bewirkt. Soll die Grotte der Aufenthalt einer bestimmten …oder Gottheit seyn, so muß sie auch dem gemäß ausgeschmückt … Sehr abweichend von diesen der Natur nachgebildeten Grot… ne mit architektonischem Fleiß abgezirkelten Gebäude, womit …Italiener ihre Gärten verzierten, und welche sie ebenfalls …ten. Bei diesen bot die Kunst alles auf, um die Sinne … Man denke sich einen mit Säulen unterstützten, zuwei… …leideten Bogen, zwischen welchem eine große Nische oder …n der wiederum kleinere Bogenstellungen und Nischen, …ngbrunnen, mannichfaltige Wasserkünsteleien, Gemäl… …, eine Menge Seemuscheln, Schneckengehäuse, Ko… …Steine, Bergstufen, Krystallen, gefärbte Gläser, …rinden, Moos u. dgl., so in ein Ganzes ge… …alle Verzierungen, sowohl der Architektur als …Phantasie des Künstlers als zweckmäßig darbie… …vorgebracht worden; Orgeln, deren durch fallendes …ne Walzen nicht nur regelmäßige Stücke spielen, sondern …esang und das Gezwitscher der Vögel nachahmen; belebte …, welche Instrumente spielen, Wasser nach verschiedenen Gegen… …spritzen oder auf irgend eine Art verschlitten u. s. w.; alles in ei… …nem rauhen Styl, doch nicht ohne Pracht erbaut, und man hat den Begriff einer solchen Italienischen Grotte. Der Reiz, den ein Werk der Art den Sinnen darbot, verbreitete diese Grotten bald durch ganz Europa. Besonders wetteiferten die Franzosen mit den Italienern, bis der zum Einfachen und zur Natur zurückkehrende Geschmack diese Künsteleien in Vergessenheit brachte.

Grottesk. Grotteskes. — Grotteskes, als Werke der Malerei, werden häufig mit Arabesken verwechselt, und man nennt alle Verzierungen, die aus Menschen, Thieren, Blumen, Pflanzen u. a. m. auf eine phantastische, abenteuerliche Weise zusammengesetzt sind, bald Arabesken, bald Grotteskes, allein mit Unrecht. Arabesken sind Blumenzüge von allerhand wirklichem und erdichtetem Laub- und Blumenwerk, und haben ihren Namen von den Arabern, welche, weil sie keine Thiere und Menschen abbilden durften, diese Art von Verzierungen wählten. Da auch die Mauren sich derselben bedienten, so werden sie öfters auch **Moresken** genennt. Die Römer brachten in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen an, an denen man aber, außer den Vegetabilien, noch Genien, Menschen, Thiere, Gebäude u. a. findet, wie es die Phantasie dem Künstler eingab. Diese Verzierungen nun heißen eigentlich **Grotteskes**, weil sie in den Zimmern der verschütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölben unter der Erde, die man **Grotten** nannte, gefunden wurden. Den Ursprung solcher Compositionen leitet Böttiger aus den mit allen Fabelthieren der orientalischen Mährchenwelt verzierten Indischen und Persischen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadrians zu Tivoli, in den Zimmern der Gebäude von Herculanum und Pompeji und an andern Orten haben sich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meist sehr schätzbar. Das anerkannte Rafael sehr wohl, der in seinen Stanzen unstreitig die lieblichste, gefälligste Nachahmung derselben geliefert hat. Auch er bediente sich ihrer, wie die Alten, zu Einfassungen, Bordüren. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn sie gut sind, nicht abzusprechen ist, sind sie doch oft sehr hart verurtheilt worden. Dies geschah von solchen, deren Verstand nur strenge Wirklich-

keits-Foderungen machte, und denen daher das Phantastische der Mährchenwelt anekelte. Diese stießen sich an den dargestellten Gegenstand selbst, während Andere sich mehr an die Darstellung stießen, vielleicht weil sie gerade Ueberladenes, allzubunt und verwirrt durch einander Geworfenes dieser Art im Sinne hatten. Diesem gemäß hat sich der Kunstausdruck Grottesk oder Groteskgebildet, welcher auch in andere Künste übergegangen ist, um eine Art von Caricatur, das Närrisch-Seltsame nämlich, das Widersinnige einer zuchtlosen Phantasie, dadurch zu bezeichnen. Wiefern so etwas mit Absicht und Freiheit in der Kunst dargestellt wird, gehört es zu der Gattung des Lächerlichen, und daher ist es gekommen, daß man endlich mit Grotesk eine Art des niedern Komischen bezeichnet hat. Man nennt diese Art auch das Groteskkomische, welches sich vornehmlich in der theatralischen Tanzkunst und der dramatischen Komik zeigt, wo es mit der Boufonerie zusammenhängt. Wenn man es als Unedles und Abgeschmacktes geradezu hat verwerfen wollen, so hat man nur den rechten ästhetischen Gesichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten Ideals. Von dieser Seite betrachtet, erscheint es, wo es nur sonst mit Geist und Witz behandelt ist, als ungemein schätzbar, denn die Satyre reicht der Komik schwesterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideal zu wirken. dd.

Grube (auch Grubengebäude, Berggebäude, und Zeche genannt) heißt ein auf Gängen, Flötzen, Stock- und Seifenwerken aus einer oder aus mehreren einzelnen besondern Lagerstätten der Fossilien bestehender, mit dem zum Betriebe des Bergbaues nöthigen Wasser- und Tagegebäuden durch Muthung, Verleihung und Vermessung von Privatpersonen erb- und eigenthümlich erlangter oder vom Landesherrn vermöge des Bergregals besessener Bezirk, wo der Letztere, oder eine Gewerkschaft, oder ein Eigenlöhner Bergleute anfahren läßt, um die darin befindlichen Fossilien bergmäßig zu gewinnen. X.

Grübel, Bürger und Klempnermeister zu Nürnberg, wo er im J. 1812 als ein 72jähriger Greis starb, ist durch seine Gedichte in Nürnberger Mund. Bde von 1798—1812, der letzte Band herausgegeben von Dr. Osterloh und Witschel) dem Publikum als ein naher Geistesverwandter seines wackern Landsmannes, Hans Sachs, rühmlich bekannt geworden. Ungeachtet aller Mühe, die wir uns gegeben, haben wir über die nähern Umstände seines, wahrscheinlich sehr einfachen, Lebens nichts Näheres [illegible] Bestimmteres erfahren können; es bleibt uns daher nichts übrig, als ihn von seiner poetischen Seite zu schildern. Ist es wahr, was einige Freunde, die den wackern Mann persönlich gekannt, uns versicherten, daß man ihn kenne, wie er leibte und lebte, wenn man seine Gedichte kenne; so lernten wir damit zugleich Grübeln den Menschen von seiner interessantesten Seite kennen. Wenn, sagt Göthe, der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtseyn ein Mensch ist: so kann man von Grübeln sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor andern seines Gleichen, daß er mit Bewußtseyn ein Nürnberger Philister ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick, in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anfoderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein. Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, und er versteht die Verhältnisse der

Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrburschе, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, so wie der Dienstmägde, der Dirnen, in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmuthigste vor Augen zu stellen. Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder bekannten Vademecums-Geschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschreiten zu der letzten Pointe als das Vorzüglichste und Eigenthümliche anzusehen ist. Andere Gedichte, wo er sein verständliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem besten Humor, sowohl in eigner als dritter Person, sich öfters zum Besten gibt. Daß ein so geradsehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt seyn möchte, diese und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowohl hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satire nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent. Hat man nun einen so wackeren Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in, bald vor seinem Hause, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhause immer heiter und spaßhaft gesehen: so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Tagen sich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Uebel, so wie über die gemeineren, sich erhaben fühlt. Ohne daß sein Stil einen höheren Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand während der Theuerung, anhaltenden Frostes, Ueberschwemmung, ja während eines Krieges vor; selbst Spaltung der Meinungen, dieser fürchterliche innere Krieg, gibt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen. Sein Dialekt hat zwar etwas unangenehmes, breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr günstig. Seine Sylbenmaaße sind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt; so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Grumbach (Wilhelm von), ein [illegible]fischer Edelmann, der in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach eine berüchtigte Fehde gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg begann, darauf in die Reichsacht verfiel, und, um sich für den Verlust seiner Güter zu rächen, den Bischof von Würzburg endlich durch Meuchelmörder umbringen ließ. Als darauf das Domkapitel die Klage vor den Kaiser brachte, um den Schuldigen bestraft zu sehen, verschaffte sich Grumbach einen zahlreichen Anhang unter dem Fränkischen Adel, überfiel mit einem gesammelten Heereshaufen 1563 die Stadt Würzburg, und zwang sie zu einer schimpflichen Capitulation. Aber nicht zufrieden mit diesem Siege, wandte er sich jetzt an den Herzog von Gotha, Johann Friedrich, und zog diesen leichtgläubigen Fürsten durch die betrügliche Hoffnung in sein Interesse, daß er die von Carl V. seinem Vater geraubte Kurwürde vielleicht durch ihn wieder erhalten könne. Dafür aber traf auch diesen die Acht, mit deren Vollziehung Kurfürst August von Sachsen beauftragt wurde. Nach einer harten Belagerung wurde Gotha mit dem festen Schlosse Grimmenstein am 13. April 1567 übergeben. Der Herzog mußte durch lebenslängliche Gefangenschaft seine Leichtgläubigkeit büßen, Grumbach aber wurde lebendig geviertheilt. Dies war das Ende eines Mannes, der mit Seelengröße, unbezwinglichem Muth, ausdauernder Standhaftigkeit und vieler Einsicht in Staats- und Kriegsgeschäf-

ten gleiche Schwäche, Wankelmuth und Bosheit verband, und der wahrscheinlich für die Zukunft noch größere Plane gefaßt hatte.

Grund. Gründen. Grundiren. Den Ausdruck Grund gebraucht man bei den zeichnenden Künsten in mannigfaltiger Bedeutung. Er bezeichnet: 1) die Materie, worauf eine Zeichnung oder ein Gemälde verfertigt ist; 2) die Zubereitung dieser Materie, und die über dieselbe verbreitete erste Farbenlage, worauf das Gemälde sodann gesetzt wird; 3) denjenigen Farbenauftrag, vor welchem man die Gegenstände des Gemäldes erblickt; 4) die Fläche überhaupt, auf welche die Gegenstände gestellt sind. Ueber die erste dieser Bedeutungen ist nichts besonders anzumerken, außer was die Kupferstecherkunst betrifft. Hier nennt man den Firniß, mit welchem eine polirte Platte überzogen wird, um sie zum Aetzen tauglich zu machen, den Grund, und dieses ganze Verfahren das Gründen, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit des Aetzens abhängt. In diesen Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht, und dann Aetzwasser aufgegossen, welches bloß in den mit der Nadel gemachten Umrissen und Strichen einfrißt. Man hat zweierlei Arten von Aetzgrund, den harten und weichen. Neuere Künstler übergründen die Platte bisweilen noch, d. h. sie überstreichen diejenigen Theile der Platte, an welchen das Scheidewasser hinlänglich gefressen hat, mit einem Firniß, damit es bloß an den übrigen noch tiefer einfressen möge. Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund betrifft, so ist zu bemerken, daß jede Materie, worauf gemalt werden soll, gehörig zubereitet werden muß, damit das Gemälde theils haltbarer, theils scheinbarer werde. Holz überstreicht man mit Leim, um die Luftlöcher zu füllen, firnißt dasselbe, und streicht es dann an; Mauergrund muß ebenfalls besonders zubereitet werden; Leinwand spannt man in einen Rähmen, tränkt sie mit Leimwasser, reibt sie dann mit Bimsstein, und setzt eine einfache Farbe auf, worauf, wenn diese trocken geworden, die Leinwand noch ein Mal mit Bimsstein geglättet wird. Dieses nennt man ebenfalls Gründen oder Grundiren, gebraucht denselben Ausdruck aber auch von der ersten aufgetragenen Farbenlage insbesondere, wobei zu erwägen ist, daß die Wahl dieser Grundfarbe für das Gemälde keineswegs gleichgiltig sey, indem ein großer Theil der Frischheit und Dauer desselben davon abhängt. — Bei Grund in der dritten Bedeutung (gleichsam als Hintergrund des Gemäldes) hat der Maler wohl zu beherzigen, daß gewisse Farben einander zerstören, andere einander heben. Fleischfarbe wird blaß auf einem rothen Grunde, blaßroth erscheint lebhaft und feurig auf einem gelben Grunde. Man muß also den für die dargestellten Gegenstände vortheilhaftesten Grund nach den Gesetzen der Harmonie und des Contrastes auswählen. Oft bestimmt der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterstützt die Massen, macht die Figuren in den Details geltend, belebt oder zerstört den Ausdruck. Von Grund in der vierten Bedeutung ist zu bemerken, daß man bei Landschafts- und historischen Gemälden den Grund nach den Graden der Nähe und Entfernung in den Vor- Mittel- und Hintergrund eintheilt. Der Vor- oder Vordergrund ist der unterste Theil desselben, welcher die nächsten Gegenstände vorstellt; der höhere Theil, welcher die entfernteren Gegenstände vorstellt, wird der Hintergrund oder die Ferne genannt. Das allgemeine Gesetz für solche Darstellungen ist: die Erhöhungen dieser Theile sollen nicht leicht unmittelbar über einander zu stehen kommen, sondern durch Abwechslung einander ungezwungen ausweichen. Es gilt hier eine genaue Beobachtung sowohl der Farben- oder Luft-, als der mathematischen Perspektive. Die

entfernteren Gegenstände werden verkleinert, mit wenigerer Deutlichkeit und schwächeren Zügen gezeichnet, und der ferne Farbenton darf gegen die jedesmalige Farbe der Luft und des Himmels nur wenig abstechen. Wo Entfernung nicht durch Succession der Gegenstände auszudrücken ist, da muß es durch einen luftigen Grund geschehen. Ein Grund ist frisch, wenn er den Ton der Morgenluft darstellt; warm, wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; malerisch, bei einer sinnreichen Auswahl des durch Farbenspiel und Beleuchtung Gefälligen; reich, wenn er viele, überladen, wenn er zu viele, arm und karg, wenn er wenige oder zu wenige Gegenstände enthält. Diese Eigenschaften der Gründe hängen von der auszudrückenden Hauptidee des Künstlers ab. dd.

Grund und Folge. So nennt man zwei Gedanken oder Urtheile, die so zusammenhängen, daß das Eine das Andere in Ansehung seiner Gültigkeit bestimmt. Den Grund nennt man auch die Bedingung, und die Folge das Bedingte. Wenn in der Natur zwei Dinge oder Erscheinungen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß Eins auf das Andre nothwendig folgt, so nennt man sie auch Ursache und Wirkung. Man nennt daher Ursachen und Wirkungen auch reale Gründe und Folgen, um sie von den idealen (oder logischen) Gründen und Folgen, die bloße Gedanken sind, zu unterscheiden. D.

Grundanschlag ist die Abschätzung oder Berechnung des Capitalwerths aller Grundstücke und Zubehörungen eines Gutes. Um einen richtigen Grundanschlag anzufertigen, muß hauptsächlich auf folgende Gegenstände Rücksicht genommen werden: 1) Ist der Flächenraum nach genauer Vermessung in dem üblichen Landes-Feldmaße nach Morgen oder Ackern und Ruthen zu bestimmen: denn die bloße Abschätzung desselben nach Schritten und dem Augenmaße ist eben so trüglich und falsch, als die Bestimmung des Flächenraums nach Scheffeln, Maltern, Himten, Metzen u. s. w. der Aussaat. Die Schritt- und Augenmaßschätzung kann sich nur in ebenen Flächen höchstens der Wahrscheinlichkeit nähern; aber der Bestimmung nach Aussaat fehlt auch diese, weil a) der eine Boden von einem und ebendemselben Samen mehr Aussaat erfodert, als der andere; b) die Beschaffenheit der Witterung eine Veränderung in der Aussaatmenge verursacht; c) die Verschiedenheit der Größe des Saatskorns selbst eine Abweichung in der Aussaatmenge verursacht; d) endlich auch die örtliche Gewohnheit auf die größere oder geringere Menge an Aussaatkorn den größten Einfluß hat. 2) Ist bei dieser Abschätzung auf das genaueste die Verschiedenheit des Bodens oder seine innere Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit zu berücksichtigen und danach die Grundstücke eines Gutes in verschiedene Klassen zu bringen. Hat man dieses bewirkt, so muß bei Berechnung ihres Capitalwerths auch noch 3) ihre verschiedene Lage beachtet werden, weil ein gleich großes Feld von einerlei Bodenklasse dadurch einen verschiedenen Capitalwerth erhält. 4) Muß man untersuchen, ob der Grund und Boden zu seiner Bearbeitung viele, oder wenige Arbeitskosten verursacht? 5) Wird dabei auch darauf gesehen, welche Produkte mit dem größten Vortheile in dem Boden seiner Lage nach, und nach seiner Entfernung von dem Verkaufsorte erbauet werden können. 6) Endlich kann als leitendes Hilfsmittel bei Berechnung des Capitalwerths der bisherige Ertrag nach einem 25jährigen Durchschnitte mit benutzt werden: denn 6 und 12jährige Durchschnitte leisten hier kein Genüge, weil

in solchen kurzen Fristen keine wesentlichen Hauptveränderungen, die alsdann stehend sind, Statt finden können. X.

Grundbaß, Fundamentalbaß, nennt man die drei Fundamentaltöne jeder Tonart, den Grundton und dessen Ober- und Unter-Dominante, auf welche sich alle in der Harmonie enthaltenen Accorde beziehen müssen, wenn das Tonstück einen der Natur der Tonart angemessenen Zusammenhang haben soll. dd.

Grundkräfte nennt man diejenigen Kräfte, welche der Materie als solcher wesentlich zukommen, und ohne welche dieselbe nicht gedacht werden kann. Dahin gehört die durch die Körperwelt entwickelte Kraft, mittelst welcher sich alle Körper selbst in allen Richtungen und Entfernungen unter einander anziehen. Die Atomisten leiten diese Erscheinung zwar aus dem Stoße her, allein für diesen Stoß wissen sie nichts Befriedigendes anzuführen. Die Dynamisten dagegen legen der Materie Zurückstoßungs- und Anziehungskräfte als wesentliche oder inhärirende Grundkräfte bei, ohne welche keine Materie gedacht werden kann.

Grundriß ist eine von den Arten der gezeichneten Entwürfe von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude. Mehrere Arten von Rissen werden nämlich erfodert, um sich eine Vorstellung von dem ganzen Bau machen und den Bau wirklich nach den Rissen ausführen zu können, denn nach einigen kann man nur die Länge und Dicke, nicht aber die Höhe der Mauern ermessen. Daher nun **Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchschnitt, perspectivischer und Decken-Riß**. Der Grundriß ist ein nach verjüngtem Maßstab gemachter Entwurf aller Horizontalflächen, worauf die auszuführenden Stücke eines Gebäudes zu stehen kommen. S. übrigens Riß. dd.

Grundsatz der schönen Künste nennt man in der Theorie schöner Kunst jenen Satz, welcher den gemeinsamen Charakter aller schönen Künste, und somit das höchste Gesetz der schönen Kunst selbst aufstellt, denn die Bestimmungen, die ein Ding vermöge seines Wesens hat, soll es haben. Dieses **Soll** ist aber nicht so gemeint, als ob den schönen Künsten willkührliche Gesetze sollten aufgedrungen werden, sondern es geht nur auf ihren **nothwendigen Zweck**, und mithin auf das, was sie auch **von selbst wollen**. Was alle schöne Kunst stets und überall von selbst will, das soll sie auch, das ist ihr nothwendiger Zweck, und die Erreichung desselben macht ein Werk zum Werk schöner Kunst. Zum Nachtheil für die Theorie faßte der Erste, welcher hierüber reflektirte, einen einseitigen Gesichtspunkt. Aristoteles war es, welcher dabei von dem Begriffe des **Kunstwerks** ausging, und den Charakter des **Schönen** in demselben, worauf es doch vornehmlich ankommt, nicht beachtend, **Nachahmung der Natur** als Grundsatz der schönen Künste aufstellte. Unglücklicher Weise fand selbst hier noch ein Mißverständniß Statt, denn der Begriff des Nachahmens ist schwankend. **Die Natur nachahmen**, kann eben so viel heißen, als: die Gegenstände und Erscheinungen der Natur **kopiren**, das, was die Natur wirklich dargestellt hat, durch die Kunst wiederholen: **der Natur nachahmen**, heißt: bei seiner Kunstthätigkeit eben so zu Werke gehen, wie die Natur. Indem man die Nachahmung in dem ersten Sinn auffaßte, hatte man einen Grundsatz aufgestellt, der nicht einmal auf alle schöne Künste anwendbar war, denn er paßt z. B. gar nicht auf die Baukunst, und der dann überdies der Kunst eine falsche Richtung gab und ihre Sphäre verengte. Faßt man die Nachahmung in dem zweiten Sinn auf, so kann nichts anders damit gesagt seyn, als: jedes Kunstwerk solle ein in sich zusammenhan-

gendes Ganzes seyn, nach nothwendigen Gesetzen und zu einem nothwendigen Zwecke gebildet. Daß sich hiemit die Kunst schon weit besser stehe, ist keine Frage, allein es ist auch gewiß, daß wir damit nicht über das Kunstwerk hinauskommen. Ein sogenanntes mechanisches Kunstwerk ist ja an dieselben Bedingungen gebunden. Endlich erkannte man, daß diesem Grundsatze das Hauptsächlichste in der Bestimmung fehle, die nothwendige Rücksicht auf das Schöne, und suchte ihn näher zu bestimmen, indem man Nachahmung der schönen Natur zum Grundgesetz für den Künstler aufstellte. Hiebei ward denn der Geschmack ins Spiel gezogen, der aus den mannigfaltigen Gegenständen der Natur nur die als Schön beurtheilten auswählen und in die Darstellungen der Kunst aufnehmen sollte. Statt dem Ziele näher zu führen, lenkte dieser Grundsatz vielmehr davon ab, indem er zu einem atomistischen Zusammenstoppeln Veranlassung gab. Was man auf diesem Wege an einzelnen schönen Formen gewinnt, geht wieder durch Mangel des Zusammenhangs und der Ganzheit verloren, und man könnte sagen, ein Werk werde dadurch vielleicht zum Werke der schönen Kunst, aber nicht zum schönen Werke der schönen Kunst. Um ein solches zu werden, muß der freie Geist seine Herrschaft über den Stoff ausgeübt und ihm seinen Stempel aufgedruckt haben. Indem man sich hievon überzeugte, sah man ein, die Kunst erschaffe eigentlich eine ganz neue Welt dadurch, daß sie die wirkliche darstellt, mit dem Geistesstempel des Künstlers bezeichnet. Hievon ausgehend, reflektirte man nun weniger auf den Stoff, als auf die Form des Kunstwerks, weniger auf den wirklichen Gegenstand, als auf die Idee des Künstlers. Hatte man vorher einen materiellen Grundsatz aufgestellt, so stellte man jetzt einen formalen auf; war man vorher von der Realität ausgegangen, so ging man jetzt von der Idealität aus, und stellte nun einen Grundsatz für die schönen Künste auf, bald mit bloßer Rücksicht auf den einen dieser Punkte, bald mit Rücksicht auf beide. Darstellung einer idealen Natur und Darstellung in einer Form, welche durch sich selbst Vergnügen gewährt, waren die beiden aufgestellten Grundsätze. Bei dem letzteren mußte man fragen: welche Form ist es denn aber, die Vergnügen gewährt, und wodurch gewährt sie dasselbe? Eine solche, antwortete man, welche die Idee des Künstlers rein, bestimmt und vollständig ausspricht; eine Antwort, in welcher der Vereinigungspunkt jener beiden Grundsätze schon von selbst enthalten ist. Aber auch jetzt noch waren nicht alle Bedenklichkeiten gehoben, denn man sah sich genöthigt, weiter zu fragen, ob denn jede Idee eines Künstlers, und kann man noch hinzusetzen, jedes von ihm aufgestellte Ideal, auch wirklich geeignet seyen, eine solche durch sich selbst wohlgefällige Form hervorzubringen? Hier galt es nun Untersuchung der Ideen und Ideale, aus welcher sich ergab, daß nur eine ästhetische Idee, nur ein ästhetisches Ideal dies zu bewirken vermögen. Dem gemäß würde man nun als Grundsatz der schönen Künste aufstellen können: Darstellung einer ästhetischen Idee in einer kunstgemäßen Form. Daß hierin, wenn es richtig verstanden wird, die Wahrheit liege, leidet keinen Zweifel, halb oder unrichtig verstanden, gibt dieß aber ebenfalls zu manchem Mißgriff Veranlassung. Besonders gelangt man leicht zu dem Fratzenhaften, wenn man nicht erwägt, daß auch die ästhetische Idee, wenn schon das freie Produkt der dichtenden Einbildungskraft, doch eine Unterlage aus der Natur haben und den Typus der Natürlichkeit beobachten müsse. So können wir denn auch

men. Im J. 1634 ging er nach Stockholm, wo er nach Verdienst aufgenommen und bald nach seiner Ankunft zum Staatsrath und Gesandten am Französischen Hof ernannt wurde. Diese Wahl mißfiel dem Cardinal Richelieu, der ungern einen Mann zurückkehren sah, dem man auf eine unwürdige Weise Schutz und Aufenthalt in Frankreich versagt hatte; allein Oxenstiern wollte keinen andern Minister ernennen, und Grotius erschien im März 1635 in Paris. Hier verwaltete er den Gesandtschaftsposten zehn Jahre lang, erwarb sich die allgemeinste Achtung, und kehrte nach Verlauf dieser Zeit nach Schweden zurück. Sein Weg ging über Holland, wo sich inzwischen die Sachen bedeutend geändert hatten. Der größte Theil seiner Feinde war todt, und man bereute, den Mann, der die Ehre seines Vaterlandes war, aus demselben verbannt zu haben. Er fand in Amsterdam den ausgezeichnetsten Empfang. Eben so günstig ward er in Schweden von seiner Königin aufgenommen. Dennoch foderte er seinen Abschied, erhielt ihn endlich, und war auf dem Wege nach Holland, als ihn ein Sturm nach Pommern verschlug. Er kam krank in Rostock an, und starb daselbst den 28. Aug. 1645. Hugo Grotius vereinigte in sich die seltensten Kenntnisse in einem ungewöhnlich hohen Grade. Mit den Talenten des gewandtesten Staatsmannes verband er eine eben so tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit. Er war ein gründlicher Theolog, trefflicher Exeget und Humanist, scharfsinniger Philosoph und Jurist, und ein mit den Quellen der Geschichte vertrauter Historiker. Seine Schriften haben auf Bildung eines reifern Geschmacks und auf Verbreitung einer aufgeklärten und milden Denkart in wissenschaftlichen Angelegenheiten einen entschiedenen Einfluß gehabt, und behaupten durch ihren geistvollen und originellen Charakter fortdauernd einen hohen Werth bei allen Verehrern des Wahren und Schönen. Als Philolog faßt er den Genius seines Schriftstellers scharf und richtig auf, erläutert ihn kurz und treffend, und verbessert den Text leicht und glücklich; seine metrischen Uebersetzungen der Griechen sind mit Dichtergeist verfertigt; unter den neuern Lateinischen Dichtern nimmt er eine der ersten Stellen ein. Philosophie und Jurisprudenz haben durch seine Werke über das Natur-, Staats- und Völkerrecht eine bedeutend veränderte Gestalt gewonnen. Sein Werk: de jure belli et pacis, welches zuerst im J. 1625 erschien, hat den Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, und sich bis jetzt, obwohl größere und vollkommnere Werke über das Naturrecht erschienen sind, in Ansehn und Achtung erhalten. Seine übrigen sehr zahlreichen Werke können hier nicht namhaft gemacht werden. Eine vorzügliche Biographie von Grotius hat H. Luden geliefert. 8. Berlin 1806.

Grotte. Da die natürlichen Grotten theils, ihrer oft bewundernswürdigen Beschaffenheit wegen, dem Beschauer ein vielfaches Interesse gewähren, theils auch als Plätze der Einsamkeit und Abgeschiedenheit durch den Contrast mit dem geräuschvollen Leben etwas Anziehendes für uns haben, so hat man sie in Gartenanlagen, bei welchen man eine Nachahmung der Natur beabsichtigt, häufig nachzubilden gesucht. Wenn aber eine künstlich angelegte Grotte einem von der Natur freiwillig geschaffenen Werke gleichen soll, so muß sie nicht nur mit dem herrschenden Charakter der Landschaft übereinstimmen, sondern auch den Stempel der Einfalt an sich tragen, womit diese große Bildnerin alle ihre Schöpfungen bezeichnet. Nur da, wo dieselbe etwas unvollendet ließ, ist es erlaubt, zu mildern oder nachzuhelfen, ohne jedoch ihren nachlässig hingeworfenen Schönheiten Gewalt anzuthun. Dies wird oft

sehr leicht bewirkt. Soll die Grotte der Aufenthalt einer bestimmten Person oder Gottheit seyn, so muß sie auch dem gemäß ausgeschmückt werden. Sehr abweichend von diesen der Natur nachgebildeten Grotten sind jene mit architektonischem Fleiß abgezirkelten Gebäude, womit zuerst die Italiener ihre Gärten verzierten, und welche sie ebenfalls Grotten nannten. Bei diesen bot die Kunst alles auf, um die Sinne zu bezaubern. Man denke sich einen mit Säulen unterstützten, zuweilen felsartig bekleideten Bogen, zwischen welchem eine große Nische oder Halle erbaut ist, in der wiederum kleinere Bogenstellungen und Nischen, Wasserbecken, Springbrunnen, mannichfaltige Wasserkünsteleien, Gemälde, Spiegel, Statuen, eine Menge Seemuscheln, Schneckengehäuse, Korallenzacken, farbige Steine, Bergstufen, Krystallen, gefärbte Gläser, Versteinerungen, Baumrinden, Moos u. dgl., so in ein Ganzes gebracht worden sind, daß alle Verzierungen, sowohl der Architektur als auch solche, die sich der Phantasie des Künstlers als zweckmäßig darbieten, mit derselben hervorgebracht worden; Orgeln, deren durch fallendes Wasser getriebene Walzen nicht nur regelmäßige Stücke spielen, sondern auch den Gesang und das Gezwitscher der Vögel nachahmen; belebte Figuren, welche Instrumente spielen, Wasser nach verschiedenen Gegenden spritzen oder auf irgend eine Art verschütten u. s. w.; alles in einem rauhen Styl, doch nicht ohne Pracht erbaut, und man hat den Begriff einer solchen Italienischen Grotte. Der Reiz, den ein Werk der Art den Sinnen darbot, verbreitete diese Grotten bald durch ganz Europa. Besonders wetteiferten die Franzosen mit den Italienern, bis der zum Einfachen und zur Natur zurückkehrende Geschmack diese Künsteleien in Vergessenheit brachte.

Grottesk. Grotteskен. — Grotteskен, als Werke der Malerei, werden häufig mit Arabeskен verwechselt, und man nennt alle Verzierungen, die aus Menschen, Thieren, Blumen, Pflanzen u. a. m. auf eine phantastische, abenteuerliche Weise zusammengesetzt sind, bald Arabeskен, bald Grotteskен, allein mit Unrecht. Arabeskен sind Blumenzüge von allerhand wirklichem und erdichtetem Laub- und Blumenwerk, und haben ihren Namen von den Arabern, welche, weil sie keine Thiere und Menschen abbilden durften, diese Art von Verzierungen wählten. Da auch die Mauren sich derselben bedienten, so werden sie öfters auch Moreskен genannt. Die Römer brachten in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen an, an denen man aber, außer den Vegetabilien, noch Genien, Menschen, Thiere, Gebäude u. a. findet, wie es die Phantasie dem Künstler eingab. Diese Verzierungen nun heißen eigentlich Grotteskен, weil sie in den Zimmern der verschütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölben unter der Erde, die man Grotten nannte, gefunden wurden. Den Ursprung solcher Compositionen leitet Böttiger aus den mit allen Fabelthieren der orientalischen Mährchenwelt verzierten Indischen und Persischen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadrians zu Tivoli, in den Zimmern der Gebäude von Herculanum und Pompeji und an andern Orten haben sich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meist sehr schätzbar. Das anerkannte Rafael sehr wohl, der in seinen Stanzen unstreitig die lieblichste, gefälligste Nachahmung derselben geliefert hat. Auch er bediente sich ihrer, wie die Alten, zu Einfassungen, Bordüren. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn sie gut sind, nicht abzusprechen ist, sind sie doch oft sehr hart verurtheilt worden. Dies geschah von solchen, deren Verstand nur strenge Wirklich-

keits-Foderungen machte, und denen daher das Phantastische der Mährchenwelt anekelte. Diese stießen sich an den dargestellten Gegenstand selbst, während Andere sich mehr an die Darstellung stießen, vielleicht weil sie gerade Ueberladenes, allzubunt und verwirrt durch einander Geworfenes dieser Art im Sinne hatten. Diesem gemäß hat sich der Kunstausdruck Grottesk oder Groteſk gebildet, welcher auch in andere Künste übergegangen ist, um eine Art von Caricatur, das Närrisch-Seltsame nämlich, das Widersinnige einer zuchtlosen Phantasie, dadurch zu bezeichnen. Wiefern so etwas mit Absicht und Freiheit in der Kunst dargestellt wird, gehört es zu der Gattung des Lächerlichen, und daher ist es gekommen, daß man endlich mit Grotesk eine Art des niedern Komischen bezeichnet hat. Man nennt diese Art auch das Groteskkomische, welches sich vornehmlich in der theatralischen Tanzkunst und der dramatischen Komik zeigt, wo es mit der Bouffonerie zusammenhängt. Wenn man es als Unedles und Abgeschmacktes geradezu hat verwerfen wollen, so hat man nur den rechten ästhetischen Gesichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten Ideals. Von dieser Seite betrachtet, erscheint es, wo es nur sonst mit Geist und Witz behandelt ist, als ungemein schätzbar, denn die Satyre reicht der Komik schwesterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideale zu wirken. dd.

Grube (auch Grubengebäude, Berggebäude, und Zeche genannt) heißt ein auf Gängen, Flötzen, Stock- und Seifenwerken aus einer oder aus mehreren einzelnen besondern Lagerstätten der Fossilien bestehender, mit dem zum Betriebe des Bergbaues nöthigen Wasser- und Tagegebäuden durch Muthung, Verleihung und Vermessung von Privatpersonen erb- und eigenthümlich erlangter oder vom Landesherrn vermöge des Bergregals besessener Bezirk, wo der Letztere, oder eine Gewerkschaft, oder ein Eigenlöhner Bergleute anfahren läßt, um die darin befindlichen Fossilien bergmännisch zu gewinnen. X.

Grübel, Bürger und Klempnermeister zu Nürnberg, wo er im J. 1812 als ein 72jähriger Greis starb, ist durch seine Gedichte in Nürnberger Mund- Bde von 1796—1812, der letzte Band herausgegeben von Dr. Osterloh und Witschel) dem Publikum als ein naher Geistesverwandter seines wackern Landsmannes, Hans Sachs, rühmlich bekannt geworden. Ungeachtet aller Mühe, die wir uns gegeben, haben wir über die nähern Umstände seines, wahrscheinlich sehr einfachen, Lebens nichts Näheres [illegible] Bestimmteres erfahren können; es bleibt uns daher nichts übrig, als ihn von seiner poetischen Seite zu schildern. Ist es wahr, was einige Freunde, die den wackern Mann persönlich gekannt, uns versicherten, daß man ihn kenne, wie er leibte und lebte, wenn man seine Gedichte kenne; so lernten wir damit zugleich Grübeln den Menschen von seiner interessantesten Seite kennen. Wenn, sagt Göthe, der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtseyn ein Mensch ist: so kann man von Grübeln sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor andern seines Gleichen, daß er mit Bewußtseyn ein Nürnberger Philister ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick, in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anfoderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein. Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, und er versteht die Verhältnisse der

Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrburschе, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, so wie der Dienstmägde, der Dirnen, in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmuthigste vor Augen zu stellen. Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder bekannten Vademecums-Geschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschreiten zu der letzten Pointe als das Vorzüglichste und Eigenthümliche anzusehen ist. Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem besten Humor, sowohl in eigener als dritter Person, sich öfters zum Besten gibt. Daß ein so geradsehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt seyn möchte, diese und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten; allein sowohl hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satire nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent. Hat man nun einen so wackeren Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in, bald vor seinem Hause, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhause immer heiter und spaßhaft gesehen: so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Tagen sich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Uebel, so wie über die gemeineren, sich erhaben fühlt. Ohne daß sein Stil einen höheren Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand während der Theuerung, anhaltenden Frostes, Ueberschwemmung, ja während eines Krieges vor; selbst Spaltung der Meinungen, dieser fürchterliche innere Krieg, gibt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen. Sein Dialekt hat zwar etwas unangenehmes, breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr günstig. Seine Sylbenmaaße sind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt; so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Grumbach (Wilhelm von), ein [illegible]ischer Edelmann, der in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach eine berüchtigte Fehde gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg begann, darauf in die Reichsacht verfiel, und, um sich für den Verlust seiner Güter zu rächen, den Bischof von Würzburg endlich durch Meuchelmörder umbringen ließ. Als darauf das Domkapitel die Sache vor den Kaiser brachte, um den Schuldigen bestraft zu sehen, verschaffte sich Grumbach einen zahlreichen Anhang unter dem Fränkischen Adel, überfiel mit einem gesammelten Heereshaufen 1563 die Stadt Würzburg, und zwang sie zu einer schimpflichen Capitulation. Aber nicht zufrieden mit diesem Siege, wandte er sich jetzt an den Herzog von Gotha, Johann Friedrich, und zog diesen leichtgläubigen Fürsten durch die betrügliche Hoffnung in sein Interesse, daß er die von Carl V. seinem Vater geraubte Kurwürde vielleicht durch ihn wieder erhalten könne. Dafür aber traf auch diesen die Acht, mit deren Vollziehung Kurfürst August von Sachsen beauftragt wurde. Nach einer harten Belagerung wurde Gotha mit dem festen Schlosse Grimmenstein am 13. April 1567 übergeben. Der Herzog mußte durch lebenslängliche Gefangenschaft seine Leichtgläubigkeit büssen, Grumbach aber wurde lebendig geviertheilt. Dies war das Ende eines Mannes, der mit Seelengröße, unbezwinglichem Muth, ausdauernder Standhaftigkeit und vieler Einsicht in Staats- und Kriegsgeschäf-

ten gleiche Schwäche, Wankelmuth und Bosheit verband, und der wahrscheinlich für die Zukunft noch größere Plane gefaßt hatte.

Grund. Gründen. Grundiren. Den Ausdruck Grund gebraucht man bei den zeichnenden Künsten in mannigfaltiger Bedeutung. Er bezeichnet: 1) die Materie, worauf eine Zeichnung oder ein Gemälde verfertigt ist; 2) die Zubereitung dieser Materie, und die über dieselbe verbreitete erste Farbenlage, worauf das Gemälde sodann gesetzt wird; 3) denjenigen Farbenauftrag, vor welchem man die Gegenstände des Gemäldes erblickt; 4) die Fläche überhaupt, auf welche die Gegenstände gestellt sind. Ueber die erste dieser Bedeutungen ist nichts besonders anzumerken, außer was die Kupferstecherkunst betrifft. Hier nennt man den Firniß, mit welchem eine polirte Platte überzogen wird, um sie zum Aetzen tauglich zu machen, den Grund, und dieses ganze Verfahren das Gründen, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit des Aetzens abhängt. In diesen Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht, und dann Aetzwasser aufgegossen, welches bloß in den mit der Nadel gemachten Umrissen und Strichen einfrißt. Man hat zweierlei Arten von Aetzgrund, den harten und weichen. Neuere Künstler übergründen die Platte bisweilen noch, d. h. sie überstreichen diejenigen Theile der Platte, an welchen das Scheidewasser hinlänglich gefressen hat, mit einem Firniß, damit es bloß an den übrigen noch tiefer einfressen möge. Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund betrifft, so ist zu bemerken, daß jede Materie, worauf gemalt werden soll, gehörig zubereitet werden muß, damit das Gemälde theils haltbarer, theils scheinbarer werde. Holz überstreicht man mit Leim, um die Luftlöcher zu füllen, firnißt dasselbe, und streicht es dann an; Mauergrund muß ebenfalls besonders zubereitet werden; Leinwand spannt man in einen Rahmen, tränkt sie mit Leimwasser, reibt sie dann mit Bimsstein, und setzt eine einfache Farbe auf, worauf, wenn diese trocken geworden, die Leinwand noch ein Mal mit Bimsstein geglättet wird. Dieses nennt man ebenfalls Gründen oder Grundiren, gebraucht denselben Ausdruck aber auch von der ersten aufgetragenen Farbenlage insbesondere, wobei zu erwägen ist, daß die Wahl dieser Grundfarbe für das Gemälde keineswegs gleichgiltig sey, indem ein großer Theil der Frischheit und Dauer desselben davon abhängt. — Bei Grund in der dritten Bedeutung (gleichsam als Hintergrund des Gemäldes) hat der Maler wohl zu beherzigen, daß gewisse Farben einander zerstören, andere einander heben. Fleischfarbe wird blaß auf einem rothen Grunde, blaßroth erscheint lebhaft und feurig auf einem gelben Grunde. Man muß also den für die dargestellten Gegenstände vortheilhaftesten Grund nach den Gesetzen der Harmonie und des Contrastes auswählen. Oft bestimmt der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterstützt die Massen, macht die Figuren in den Details geltend, belebt oder zerstört den Ausdruck. Von Grund in der vierten Bedeutung ist zu bemerken, daß man bei Landschafts- und historischen Gemälden den Grund nach den Graden der Nähe und Entfernung in den Vor- Mittel- und Hintergrund eintheilt. Der Vor- oder Vordergrund ist der unterste Theil desselben, welcher die nächsten Gegenstände vorstellt; der höhere Theil, welcher die entfernteren Gegenstände vorstellt, wird der Hintergrund oder die Ferne genannt. Das allgemeine Gesetz für solche Darstellungen ist: die Erhöhungen dieser Theile sollen nicht leicht unmittelbar über einander zu stehen kommen, sondern durch Abwechslung einander ungezwungen ausweichen. Es gilt hier eine genaue Beobachtung sowohl der Farben- oder Luft-, als der mathematischen Perspektive. Die

entferntern Gegenstände werden verkleinert, mit wenigerer Deutlichkeit und schwächeren Zügen gezeichnet, und der ferne Farbenton darf gegen die jedesmalige Farbe der Luft und des Himmels nur wenig abstechen. Wo Entfernung nicht durch Succession der Gegenstände auszudrücken ist, da muß es durch einen luftigen Grund geschehen. Ein Grund ist frisch, wenn er den Ton der Morgenluft darstellt; warm, wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; malerisch, bei einer sinnreichen Auswahl des durch Farbenspiel und Beleuchtung Gefälligen; reich, wenn er viele, überladen, wenn er zu viele, arm und karg, wenn er wenige oder zu wenige Gegenstände enthält. Diese Eigenschaften der Gründe hängen von der auszudrückenden Hauptidee des Künstlers ab. dd.

Grund und Folge. So nennt man zwei Gedanken oder Urtheile, die so zusammenhängen, daß das Eine das Andere in Ansehung seiner Giltigkeit bestimmt. Den Grund nennt man auch die Bedingung, und die Folge das Bedingte. Wenn in der Natur zwei Dinge oder Erscheinungen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß Eins auf das Andre nothwendig folgt, so nennt man sie auch Ursache und Wirkung. Man nennt daher Ursachen und Wirkungen auch reale Gründe und Folgen, um sie von den idealen (oder logischen) Gründen und Folgen, die bloße Gedanken sind, zu unterscheiden. D.

Grundanschlag ist die Abschätzung oder Berechnung des Capitalwerths aller Grundstücke und Zubehörungen eines Gutes. Um einen richtigen Grundanschlag anzufertigen, muß hauptsächlich auf folgende Gegenstände Rücksicht genommen werden: 1) Ist der Flächenraum nach genauer Vermessung in dem üblichen Landes-Feldmaße nach Morgen oder Ackern und Ruthen zu bestimmen: denn die bloße Abschätzung desselben nach Schritten und dem Augenmaße ist eben so trüglich und falsch, als die Bestimmung des Flächenraums nach Scheffeln, Maltern, Himten, Metzen u. s. w. der Aussaat. Die Schritt- und Augenmaßschätzung kann sich nur in ebenen Flächen höchstens der Wahrscheinlichkeit nähern; aber der Bestimmung nach Aussaat fehlt auch diese, weil a) der eine Boden von einem und ebendemselben Samen mehr Aussaat erfodert, als der andere; b) die Beschaffenheit der Witterung eine Veränderung in der Aussaatmenge verursacht; c) die Verschiedenheit der Größe des Saatskorns selbst eine Abweichung in der Aussaatmenge verursacht; d) endlich auch die örtliche Gewohnheit auf die größere oder geringere Menge an Aussaatkorn den größten Einfluß hat. 2) Ist bei dieser Abschätzung auf das genaueste die Verschiedenheit des Bodens oder seine innere Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit zu berücksichtigen und danach die Grundstücke eines Gutes in verschiedene Klassen zu bringen. Hat man dieses bewirkt, so muß bei Berechnung ihres Capitalwerths auch noch 3) ihre verschiedene Lage beachtet werden, weil ein gleich großes Feld von einerlei Bodenklasse dadurch einen verschiedenen Capitalwerth erhält. 4) Muß man untersuchen, ob der Grund und Boden zu seiner Bearbeitung viele, oder wenige Arbeitskosten verursacht? 5) Wird dabei auch darauf gesehen, welche Produkte mit dem größten Vortheile in dem Boden seiner Lage nach, und nach seiner Entfernung von dem Verkaufsorte erbauet werden können. 6) Endlich kann als leitendes Hilfsmittel bei Berechnung des Capitalwerths der bisherige Ertrag nach einem 25jährigen Durchschnitte mit benutzt werden: denn 6 und 12jährige Durchschnitte leisten hier kein Genüge, weil

in solchen kurzen Fristen keine wesentlichen Hauptveränderungen, die alsdann stehend sind, Statt finden können. X.

Grundbaß, Fundamentalbaß, nennt man die drei Fundamentaltöne jeder Tonart, den Grundton und dessen Ober- und Unter-Dominante, auf welche sich alle in der Harmonie enthaltenen Accorde beziehen müssen, wenn das Tonstück einen der Natur der Tonart angemessenen Zusammenhang haben soll. dd.

Grundkräfte nennt man diejenigen Kräfte, welche der Materie als solcher wesentlich zukommen, und ohne welche dieselbe nicht gedacht werden kann. Dahin gehört die durch die Körperwelt entwickelte Kraft, mittelst welcher sich alle Körper selbst in allen Richtungen und Entfernungen unter einander anziehen. Die Atomisten leiten diese Erscheinung zwar aus dem Stoße her, allein für diesen Stoß wissen sie nichts Befriedigendes anzuführen. Die Dynamisten dagegen legen der Materie Zurückstoßungs- und Anziehungskräfte als wesentliche oder inhärirende Grundkräfte bei, ohne welche keine Materie gedacht werden kann.

Grundriß ist eine von den Arten der gezeichneten Entwürfe von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude. Mehrere Arten von Rissen werden nämlich erfodert, um sich eine Vorstellung von dem ganzen Bau machen und den Bau wirklich nach den Rissen ausführen zu können, denn nach einigen kann man nur die Länge und Dicke, nicht aber die Höhe der Mauern ermessen. Daher nun Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchschnitt, perspectivischer und Decken-Riß. Der Grundriß ist ein nach verjüngtem Maßstab gemachter Entwurf aller Horizontalflächen, worauf die auszuführenden Stücke eines Gebäudes zu stehen kommen. S. übrigens Riß. dd.

Grundsatz der schönen Künste nennt man in der Theorie schöner Kunst jenen Satz, welcher den gemeinsamen Charakter aller schönen Künste, und somit das höchste Gesetz der schönen Kunst selbst aufstellt, denn die Bestimmungen, die ein Ding vermöge seines Wesens hat, soll es haben. Dieses Soll ist aber nicht so gemeint, als ob den schönen Künsten willkührliche Gesetze sollten aufgedrungen werden, sondern es geht nur auf ihren nothwendigen Zweck, und mithin auf das, was sie auch von selbst wollen. Was alle schöne Kunst stets und überall von selbst will, das soll sie auch, das ist ihr nothwendiger Zweck, und die Erreichung desselben macht ein Werk zum Werk schöner Kunst. Zum Nachtheil für die Theorie faßte der Erste, welcher hierüber reflektirte, einen einseitigen Gesichtspunkt. Aristoteles war es, welcher dabei von dem Begriffe des Kunstwerks ausging, und den Charakter des Schönen in demselben, worauf es doch vornehmlich ankommt, nicht beachtend, Nachahmung der Natur als Grundsatz der schönen Künste aufstellte. Unglücklicher Weise fand selbst hier noch ein Mißverständniß Statt, denn der Begriff des Nachahmens ist schwankend. Die Natur nachahmen, kann eben so viel heißen, als: die Gegenstände und Erscheinungen der Natur kopiren, das, was die Natur wirklich dargestellt hat, durch die Kunst wiederholen: der Natur nachahmen, heißt: bei seiner Kunstthätigkeit eben so zu Werke gehen, wie die Natur. Indem man die Nachahmung in dem ersten Sinn auffaßte, hatte man einen Grundsatz aufgestellt, der nicht einmal auf alle schöne Künste anwendbar war, denn er paßt z. B. gar nicht auf die Baukunst, und der dann überdies der Kunst eine falsche Richtung gab und ihre Sphäre verengte. Faßt man die Nachahmung in dem zweiten Sinn auf, so kann nichts anders damit gesagt seyn, als: jedes Kunstwerk solle ein in sich zusammenhan-

endes Ganzes seyn, nach nothwendigen Gesetzen und zu einem nothwendigen Zwecke gebildet. Daß sich hiemit die Kunst schon weit besser stehe, ist keine Frage, allein es ist auch gewiß, daß wir damit nicht über das Kunstwerk hinauskommen. Ein sogenanntes mechanisches Kunstwerk ist ja an dieselben Bedingungen gebunden. Endlich erkannte man, daß diesem Grundsatze das Hauptsächlichste in der Bestimmung fehle, die nothwendige Rücksicht auf das Schöne, und suchte ihn näher zu bestimmen, indem man Nachahmung der schönen Natur zum Grundgesetz für den Künstler aufstellte. Hiebei ward denn der Geschmack ins Spiel gezogen, der aus den mannigfaltigen Gegenständen der Natur nur die als Schön beurtheilten auswählen und in die Darstellungen der Kunst aufnehmen sollte. Statt dem Ziele näher zu führen, lenkte dieser Grundsatz vielmehr davon ab, indem er zu einem atomistischen Zusammenstoppeln Veranlassung gab. Was man auf diesem Wege an einzelnen schönen Formen gewinnt, geht wieder durch Mangel des Zusammenhangs und der Ganzheit verloren, und man könnte sagen, ein Werk werde dadurch vielleicht zum Werke der schönen Kunst, aber nicht zum schönen Werke der schönen Kunst. Um ein solches zu werden, muß der freie Geist seine Herrschaft über den Stoff ausgeübt und ihm seinen Stempel aufgedruckt haben. Indem man sich hievon überzeugte, sah man ein, die Kunst erschaffe eigentlich eine ganz neue Welt dadurch, daß sie die wirkliche darstellt, mit dem Geistesstempel des Künstlers bezeichnet. Hievon ausgehend, reflektirte man nun weniger auf den Stoff, als auf die Form des Kunstwerks, weniger auf den wirklichen Gegenstand, als auf die Idee des Künstlers. Hatte man vorher einen materiellen Grundsatz aufgestellt, so stellte man jetzt einen formalen auf; war man vorher von der Realität ausgegangen, so ging man jetzt von der Idealität aus, und stellte nun einen Grundsatz für die schönen Künste auf, bald mit bloßer Rücksicht auf den einen dieser Punkte, bald mit Rücksicht auf beide. Darstellung einer idealen Natur und Darstellung in einer Form, welche durch sich selbst Vergnügen gewährt, waren die beiden aufgestellten Grundsätze. Bei dem letzteren mußte man fragen: welche Form ist es denn aber, die Vergnügen gewährt, und wodurch gewährt sie dasselbe? Eine solche, antwortete man, welche die Idee des Künstlers rein, bestimmt und vollständig ausspricht; eine Antwort, in welcher der Vereinigungspunkt jener beiden Grundsätze schon von selbst enthalten ist. Aber auch jetzt noch waren nicht alle Bedenklichkeiten gehoben, denn man sah sich genöthigt, weiter zu fragen, ob denn jede Idee eines Künstlers, und kann man noch hinzusetzen, jedes von ihm aufgestellte Ideal, auch wirklich geeignet seyen, eine solche durch sich selbst wohlgefällige Form hervorzubringen? Hier galt es nun Untersuchung der Ideen und Ideale, aus welcher sich ergab, daß nur eine ästhetische Idee, nur ein ästhetisches Ideal dies zu bewirken vermögen. Dem gemäß würde man nun als Grundsatz der schönen Künste aufstellen können: Darstellung einer ästhetischen Idee in einer kunstgemäßen Form. Daß hierin, wenn es richtig verstanden wird, die Wahrheit liege, leidet keinen Zweifel, halb oder unrichtig verstanden, gibt es aber ebenfalls zu manchem Mißgriff Veranlassung. Besonders gelangt man leicht zu dem Fratzenhaften, wenn man nicht erwägt, daß auch die ästhetische Idee, wenn schon das freie Produkt der dichtenden Einbildungskraft, doch eine Unterlage aus der Natur haben und den Typus der Natürlichkeit beobachten müsse. So können wir denn auch

hier wieder auf eine Nachbildung der Natur zurück, aber freilich nicht nach der Wirklichkeit, sondern nach dem idealen Vorbild der dichtenden Einbildungskraft, wobei nun wenigstens von keiner Nachahmung der gemeinen Natur mehr die Rede seyn kann, außer wo dem Gemeinen selbst ein ästhetisches Interesse gegeben werden sollte. dd.

Grundsteuer (Landtaxe, Abgabe von Grund und Boden, Abgabe von der Land- oder Bodenrente, Französ. Taille, Impot unique, Engl. Land-Tax) ist eine vom reinen Einkommen der Landgüter mit allen jeden Zubehörungen und der Häuser zu entrichtende direkte Abgabe, welche die angesessenen Staatsbürger dem Regenten zu bezahlen haben, um ihn in den Stand zu setzen, den zur Erreichung des Staatszweckes erforderlichen Staatsaufwand fortdauernd zu bestreiten. Wenn von jedem Grundstücke die einmal festgesetzte Summe für immer als Grundsteuer entrichtet wird, so ist sie eine unveränderliche, die aber durch die Länge der Zeit drückende Ungleichheiten hervorbringt; steigt und fällt hingegen die Grundsteuer in Zeiträumen von 30 bis 50 Jahren, so ist sie eine veränderliche, bei welcher jene Ungleichheiten nicht vorkommen. Die Grundsteuer ward bisher zu Folge des einseitigen Grundsatzes der Besteuerung nach der tarirten möglichen, anstatt der wirklich vorhandenen reinen Ertragsfähigkeit angelegt, und daher jedes Grundstück in gewisse Klassen nach der Güte des Bodens gebracht, und nach diesen Klassen besteuert. Allein wie sehr irrt man sich, wenn man glaubt, durch diese Klassifizirung den Zweck der Besteuerung nach dem wirklichen reinen Einkommen zu erreichen. Denn will man das reine Einkommen oder den Gewinn aus einem Stücke Feldes im Verhältniß gegen das andere richtig bestimmen, so muß man folgende Gegenstände in reine Klarheit bringen können. 1) Wie der Boden eines Feldstückes in Ansehung seiner fruchtbringenden Stoffe gegen das andere beschaffen sey, um mehr oder bessere Produkte zu bringen, und folglich auch höher oder niedriger besteuert zu werden. Allein es ist unter erfahrnen Landwirthen eine längst ausgemachte Sache, daß sich die Güte des Bodens nie richtig bestimmen lasse, weil für das eine Gewächs dieser, für das andere jener Boden der beste ist, weil in trockenen Jahrgängen der eine, in nassen der andere fruchtbarer seyn wird u. s. w., und weil überhaupt weder vom Ansehen noch durch Proben sich genaue Angaben über die Mischung der Bestandtheile des Bodens geben, welche vielmehr bloß durch auffallende Unterschiede bemerklich ist. 2) Mit welcher Pflan, das Feldstück angebauet sey. 3) Was aus den erbauten Produkten erlöset werde. Denn gesetzt, es würden auch auf gleichen Feldern eine gleiche Menge gleichguter Produkte erbauet, so ist deswegen der Gewinn von beiden doch nicht der nämliche, weil der eine Erbauer größere Transportkosten und schlechtere Marktplätze als der andere haben kann, der eine aus Geldmangel sofort verkaufen muß, der andere aber bessere Preise abzuwarten im Stande ist. Und wer traut sich überhaupt zu, auszumitteln, wie hoch jeder seine Produkte absetzen werde? 4) Wie weit ein Gut schuldenfrei sey. 5) Wie hoch sich die Culturkosten belaufen. 6) In wiefern die Größe des einen Guts beträchtlicher sey, als die des andern. Die Verschiedenheit der Flächengröße eines Guts entscheidet sehr viel in Beziehung auf seinen Ertrag; weil hier derselbe Fall eintritt, wie bei den andern städtischen Gewerben, wo ein und ebendasselbe im Kleinen von gleich geschickten, erfahrnen und fleißigen Arbeitern betrieben, den Gewinn nicht abwer-

sen kann als wenn es im Großen betrieben wird. 7) Wie der Werth des Geldes in der einen Provinz gegenden Werth desselben in der andern beschaffen sey. Denn von derselben Landesmünze kann der Thaler in der einen Provinz so viel Werth haben, als zwei Thaler in einer andern. 8) In wiefern ein Grundstück näher oder entfernter vom Wohnorte des Besitzers liege; weil entferntere Grundstücke weniger reinen Ertrag bringen wegen des größern Zeit- und Culturaufwandes. 9) In wie fern die Beschaffenheit eines Grundstückes jährlich sich ändert, je nachdem der Besitzer fleißig oder träge ist, mehr oder weniger nicht von ihm abhängende Naturunfälle hat. Da aber die dadurch nothwendig werdende jährliche Bestimmung der Grundsteuer einen ungeheuern Zeit- und Geldaufwand erfodern würde, so setzt man zur Ersparung desselben und zur Schonung des Fleißes der Besitzer mit Recht die Klassificirung der Güterstücke auf Perioden von 30 oder 50 Jahren fest. Um nun bei Anlegung der Grundsteuer nach der wirklichen reinen Ertragsfähigkeit die letztere, so viel als möglich, zu erreichen, trägt der hiezu beauftragte Steuerbeamte alle Grundbesitzer nebst der Beschreibung ihrer gemessenen Güter in das Grundsteuerbuch ein. Drei der Feldmarkung kundige, unparteiische vereidigte Gerichtspersonen oder andere Sachkundige der Gemarkung schätzen jeder für sich jedes Gut oder jede Lage der Gemarkung nach dem mittlern Verkaufspreise ab, den man erhalten würde, wenn man das Gut verkaufen wollte. Aus diesen einzelnen Anschlägen jeder Gerichtsperson macht endlich der Steuerbeamte einen Durchschnitt, und dieser ist der Preissatz. Die Summe aller Güterpreise einer ganzen Ortschaft wird hierauf der obersten Steuerbehörde berichtet, welche dadurch eine Uebersicht des Güteranschlags aller Ortschaften im Lande erhält, nach welcher endlich die Vertheilung der ganzen Grundsteuersumme gemacht wird. Bei Entscheidung der Frage: welche Gebäude und nach welchem Maßstabe sie besteuert werden sollen? kann man diese Steuer entweder als eine Einkommensteuer oder als eine Vermögensteuer betrachten. Betrachtet man die Grundsteuer von Gebäuden als eine Einkommensteuer, so dürfen nur diejenigen Gebäude besteuert werden, welche entweder ein Privateinkommen durch Hausmiethen oder Hausrenten, oder ein Nationaleinkommen durch Benutzung für produktive Beschäftigungen, z. B. Fabrik- und Manufakturgebäude u. s. w. abwerfen. Allein weit besser betrachtet man die Grundsteuer von Häusern als eine Vermögensteuer, theils, weil dadurch diese Steuer allgemeiner wird, indem sie auf alle Gebäude ohne Unterschied fällt, wodurch, indem alle Bürger in Häusern, sey es eigenthümlich oder eingemiethet, wohnen, diese Steuerlast mehr auf alle Bürger vertheilt wird, theils weil, wenn die Häusersteuer als Einkommensteuer behandelt würde, gerade die reichsten Personen frei ausgingen, da diese ihre Häuser gewöhnlich allein bewohnen, indem sie auf den Bezug einer Hausrente gar nicht zu sehen haben. Der Maßstab einer Grundsteuer von Häusern muß zusammengesetzt seyn: 1) Aus dem Mittelanschlage des Hauses. Je höher dieser ist, desto höher sey es besteuert. Häuser, die unter einem gewissen Mittelanschlage stehen, könnte man frei ausgehen lassen, wodurch vorzüglich die Hütten des ärmern Landvolks der Besteuerung entgingen; wenigstens müßte der Ansatz für die unterste Klasse sehr gering seyn. Uebrigens bleiben alle zum Betriebe der ländlichen Grundstücke, weil diese schon besteuert sind, erforderlichen Häuser ebenfalls

n dieser Steuer befreit. 2) Aus der Beschaffenheit des
auses; indem bei steinernen oder aus Erde erbauten Häusern dem
esitzer wegen der dadurch bewirkten Holzersparung und verminderten
uersgefahr ein gewisses Procent nach dem Mittelanschlag seines Hau-
von der Steuer abgerechnet werden muß. 3) Aus der Zahl der
tockwerke. Bei mehr als drei Stockwerken muß dem Besitzer für
es solche weitere Stockwerk wieder ein gewisses Procent von der,
ch dem Mittelanschlage seines Hauses angesetzten, Steuer abgerechnet
rden, um dadurch für die produktive Erdoberfläche mehr zu erhal-
. Denn je größer nämlich die Zahl der Stockwerke ist, desto mehr
enschen vermag ein Haus zu fassen, desto weniger Häuser sind nö-
g; desto weniger von der nutzbaren Erdoberfläche wird überbaut;
sto mehr von derselben behalten wir für die so wichtige, landwirth-
aftliche Produktion, und desto vortheilhafter ist dies für die Nation.
Die Besteurung geschehe klassenweise, und zwar so, daß
bäude, die noch ein Mal so hoch angeschlagen sind, als andere,
e mehr als noch ein Mal so hohe Steuer bezahlen müssen; sie ge-
ehe also mehr im geometrischen als arithmetischen Verhältnisse. 5)
ch die Hausgrundsteuer sey nur auf 30 bis 50 Jahr unveränderlich,
il die Gebäude, wie die Grundstücke, Gegenstände der Spekulation
s Privatmannes sind. Ein dauernder Tarif bestimmt die Steuer für
e Anschlagsklasse der Gebäude. Uebrigens versteht es sich von selbst,
ß neben der Grundsteuer alle andere Steuern, als Giebelschoß,
erdgeld, Fenstergeld, Rauchfanggeld ꝛc. wegfallen müssen, indem
re Unzweckmäßigkeit längst von allen Schriftstellern gezeigt und er-
esen worden ist. X.

Grünspan, auch Spangrün, Kupfergrün, essigsau-
s Kupfer, nennt man ein bekanntes Farbenmaterial, das im Grün-
verkalktes Kupfer (Rost vom Kupfer) ist. Nicht bloß wäßrichte
uchtigkeiten, sondern auch Oele und alle fettige Stoffe, besonders
er salzige Substanzen und Säuren lösen das Kupfer zu einem Kalk
f, und bringen bei der Zersetzung eine neutralsalzige Verbindung zu
tande. Merkwürdig ist bei der Oxidation (Verkalkung) des Kupfers,
ß sie in der Kälte besser von Statten geht, als in der Wärme; in
Siedhitze greifen selbst Säuren, die das Kupfer sonst bald zerfres-
, dasselbe wenig an. Der verkäufliche Grünspan wird durch Wein-
ig gewonnen, welcher unter allen bekannten Mitteln das beste ist.
nützlich und ausgebreitet der Gebrauch des Grünspans zum Malen
d Färben ist, so gefährlich ist dieser Stoff für die Gesundheit; und
pferne Gefäße können nur bei der größten Sorgfalt und Reinlichkeit
ne Nachtheil gebraucht werden.

Gruppe. Gruppiren. Das Wort Gruppe ist aus der Ita-
nischen Sprache entlehnt von gruppo, und bezeichnet eine Zusammen-
nung mehrerer Körper durch mannigfaltige nothwendige Verhältnisse
einem einzigen Ganzen für das Auge. Das Zusammensetzen der
stalten, nach den Verhältnissen ihrer Größe, Richtung, Bewegung,
d ihrer übrigen Erscheinungen zu einander, sofern sie ein einziges,
hwendig verknüpftes Ganzes ausmachen sollen, heißt Gruppiren.
ne oder mehrere so verbundener Gruppen, räumlich von jeder an-
n, nicht nothwendig zu demselben Ganzen gehörigen, Darstellung
chieden, machen das Bild im Sinne der zeichnenden Künste. Eine
örige Anordnung und Behandlung der Gruppen, oder die Kunst des
uppirens, ist daher für diese Künste von ungemeiner Wichtigkeit.
gibt dafür ästhetische und artistische Gesetze. Alle Anfoderungen

der Aesthetik an eine Gruppe lassen sich auf Einheit des Interesse zurückführen, bei welcher die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks keinesweges aufgehoben ist. In historischen Gemälden erhalten alle Figuren dadurch Beziehung auf die Hauptfigur, auf welche nun die Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet wird. Die artistischen Gesetze haben zur Absicht, die in diesem Geist erfundenen Gruppen dem Sinne faßlich und angenehm zu machen, welches durch die Form und die Beleuchtung bewirkt wird. Als Musterform der Gruppe hat man die Weintraube, den Kegel, die Pirampde genannt. Die Traube nannte Tizian als Musterform, weil sie nach Umriß und Oberfläche eine Einheit in der angenehmsten Abwechslung, und alle nöthigen Modifikationen von Licht und Schatten, Halbschatten und Widerscheinen zeigt. Bei den letzteren Musterformen hat man auf das Verhältniß der schmäleren Höhe gegen die breitere Grundfläche gesehen. Mengs verlangt, daß man die größeren Massen in die Mitte, die kleineren an den Rand bringe, weil das die Gruppe angenehmer und leichter mache, daß man die Figuren nicht nach der Reihe stelle, nicht viele äußere Theile in geraden, horizontalen, senkrechten oder schiefen Linien anbringe, die geometrischen Figuren, das allzu Symmetrische und Wiederholungen vermeide, und nur die schönsten Theile zeige. Außerdem räth er, die Gruppe aus Figuren in ungerader Zahl zusammenzusetzen, und auf gleiche Weise bei der Zusammenstellung mehrerer Gruppen zu Einem Bilde zu verfahren. Unter den geraden Zahlen, sagt er, sind die erträglichsten die, welche aus zwei ungeraden zusammengesetzt werden, z. B. 6, 10, 14; die geraden doppelten aber, z. B. 4, 8, 12, können niemals mit Grazie gebraucht werden. Die Ursache dieses Rathes ist leicht zu finden; sie ist keine andere als Vermeidung des allzu Symmetrischen. Sind nun aber gleichförmige Figuren in einer Gruppe nicht zu dulden, so dürften es gleichförmige Gruppen in einem Gemälde wohl eben so wenig seyn, und Pirampdalgruppe an gleiche Pirampdalgruppe gesetzt, würde dem Ganzen ein steifes, gezwungenes Ansehn geben. Uebrigens können zerstreut scheinende Gegenstände oft zwei, außerdem getrennte, Gruppen vereinigen, wozu der Künstler die Kunstgriffe des Lichtes und Schattens zu Hilfe nimmt. dd.

Gryph (Andreas) war den 2. Octbr. 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren, verlor seinen Vater noch vor seinem fünften Jahre, machte, da er sich den Wissenschaften widmete, den Anfang seiner Studien zu Fraustadt, und besuchte darauf das Gymnasium zu Danzig. Nach vollendeten akademischen Jahren, in denen er sich eine gründliche Kenntniß der Rechtswissenschaft erwarb, kehrte er 1636 wieder nach Hause zurück, und wurde Hauslehrer, mußte aber wegen eines Gedichts, worin er die Leiden seines Vaterlandes schilderte, sich entfernen. Nach zehnjährigen Reisen in Holland, England, Frankreich und Italien, auf welchen er die Bekanntschaft der merkwürdigsten Gelehrten machte, kehrte er endlich in sein Vaterland und nach Fraustadt zurück. Mehrere Anträge zu akademischen Lehrstellen lehnte er ab, weil er seinem Vaterlande dienen wollte. Hierauf wurde er auch 1647 Landsyndikus des Fürstenthums Glogau. Im J. 1662 ward er Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er der Unsterbliche hieß. Der kaiserliche Pfalzgraf, Georg Schönborner, der ihn schon 1637 zum Dichter gekrönt hatte, ertheilte ihm auf seinen Reisen auch den Adelsbrief, von dem aber weder er selbst noch seine Familie jemals Gebrauch gemacht hat. Er starb den 16. Juli 1664 mitten in einer Versammlung der Landstände vom Schlage getroffen. In der

Geschichte der vaterländischen Poesie verdient Gryphius als Vater des Deutschen Drama's die ehrenvollste Erwähnung. Zu einer Zeit, wo wir außer den Fastnachtsspielen und den Stücken der Meistersänger nur die geistlichen Trauerspiele des Joh. Clajus und die Dido eines Ungenannten besaßen, trat Gryph, der die Alten, so wie die Natur und das menschliche Herz kannte, mit Trauerspielen auf, die weit über das Vorhandene in edler und würdevoller Sprache, in regelmäßiger Anordnung des gut gewählten Stoffs und in richtiger Charakterzeichnung hervorragen. An Theatereinsicht aber fehlt es ihm sehr, auch ist das Sylbenmaaß in seinen Schauspielen schon der Alexandriner, allein die Form noch nicht so enge wie die nachherige Französische; der Schauplatz wechselt zuweilen, und die musikalischen, zum Theil allegorischen Zwischenakte, Reihen genannt, haben einige Aehnlichkeit mit den Englischen Masken. Seine sehr ergötzliche Posse, Peter Squenz, eine Erweiterung des burlesken Trauerspiels Pyramus und Thisbe, in Shakspeare's Sommernachtstraum, ist mit Witz und Laune geschrieben. Auch unter seinen vielen Kirchhofsgedanken, Begräbniß- und Hochzeitgedichten, so wie unter seinen Oden, geistlichen Liedern und Sonetten ist manches Gelungene.

Guadeloupe, eine wichtige Insel in Westindien, welche ihren Namen von Columbo erhielt, wegen der Aehnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gleiches Namens an der Gränze von Neucastilien und Estremadura. Sie macht eigentlich zwei Inseln aus, die durch einen schmalen Canal getrennt sind. Die eine heißt Grande-Terre und die andere eigentlich Guadeloupe oder Basse-Terre, welchen Namen auch die gut befestigte Hauptstadt führt. Die Franzosen legten schon 1635 daselbst eine Colonie an, die aber lange in schlechtem Zustande blieb, bis 1674 der König die Insel von der Westindischen Compagnie übernahm. Im J. 1788 zählte man auf beiden Theilen der Insel 13,466 Weiße, 3244 farbige Freie und 85,461 Negersclaven. Die Hauptprodukte der Insel sind Zucker, Kaffee, Indigo, Kakao, Rokou und Baumwolle; die Ausfuhr davon nach Frankreich betrug im J. 1788 über 15 Millionen Franken, die Ausfuhr der nahe gelegenen kleinen Inseln Marie-Galante, Desirade und Saintes mitgerechnet. Die Angriffe der Engländer in den Jahren 1691 u. 1703 schlugen fehl; aber 1759 fiel sie, nach einer tapfern Gegenwehr, in ihre Gewalt, und kam erst im Frieden 1763 wieder an Frankreich. Im J. 1793 nahmen sie die Engländer abermals weg, wurden aber im folgenden Jahre wieder vertrieben und verloren dabei 1100 Mann an Gefangenen. Seitdem behaupteten sich die Franzosen, bis in den letzten Tagen des Januars 1810 eine überlegene Englische Macht unter den Generalen Beckwith und Harcourth erschien, welche der Admiral Cochrane mit einer Escadre unterstützte, und nach einem lebhaften Treffen am 3. Febr. den General-Capitain Ernouf nöthigte, sich mit der Besatzung kriegsgefangen zu ergeben, wodurch sie Herren dieser Insel wurden, die ihnen durch Capereien bedeutenden Schaden zugefügt hatte. In dem den 3. März 1813 zwischen England und Schweden zu Stockholm abgeschlossenen Vertrage wurde diese Insel an Schweden abgetreten, das dieselbe aber im Pariser Frieden, gegen anderwärts zu erhaltende Entschädigung, an Frankreich wieder zurückgab.

Guarini (Giovanni Battista) im J. 1557 zu Ferrara geboren, stammte aus einer um das Wiederaufblühen der Wissenschaften und der Dichtkunst verdienten adlichen Familie. Nachdem er in seiner Vaterstadt, zu Pisa und Padua studirt, und am erstern Orte über die

Ethik des Aristoteles öffentliche Vorlesungen gehalten, trat er in die Dienste Herzogs Alfons II., der seine trefflichen Talente schätzte, ihn zum Cavaliere machte und als seinen Gesandten an die Republik Venedig, an Emanuel Filibert, Herzog von Savoyen, an Gregor XIII., an Maximilian II., an den zum Könige von Polen erwählten Heinrich von Valois, und als dieser unter dem Namen Heinrich III. den Franzdsischen Thron bestiegen hatte, an die Polnischen Stände abschickte, um ihn, den Herzog, zum Könige vorzuschlagen. Das Mißlingen dieser Sendung, für die er einen Theil seines Vermögens aufopferte, ward von seinen Neidern benutzt, ihm die Gunst seines Fürsten zu entziehen, so daß er sich nach so wichtigen Diensten in Gnaden entlassen sah. Er beschloß, jetzt in literarischer Eingezogenheit theils in Padua, theils auf einem Landgute zu leben, wurde aber schon im Jahr 1585 als Staatssekretär zurückgerufen. Er gelangte aufs neue zu großem Ansehn am Hofe, nahm aber zwei Jahre darauf seine Dimission, da der Herzog in einem Streit, in welchen Guarini mit seiner Schwiegertochter gerathen war, eine ihm mißfällige Sentenz gesprochen hatte, und lebte hierauf wieder als Privatmann. Im J. 1597 trat er in die Dienste des Großherzogs Ferdinands I. von Toscana; aber auch hier blieb er nur kurze Zeit. Er argwohnte, der Herzog habe die von seinem jüngsten Sohne heimlich und wider des Vaters Willen geschlossene Ehe begünstigt, entzweite sich darüber mit ihm, und begab sich zum Herzoge Francesco Maria della Rovere von Urbino. Nachdem er demselben noch einige Zeit gedient hatte, kehrte er nach Ferrara zurück, hielt sich aber seiner zahlreichen Processe wegen, in die ihn seine natürliche Streitsüchtigkeit verwickelt hatte, abwechselnd zu Venedig, Padua und Rom auf. Im J. 1605 erschien er als Abgesandter seiner Vaterstadt in Rom, um Paul V. zu seiner Erhebung Glück zu wünschen. Er starb 1612 zu Venedig. Guarini gehört zu den trefflichsten und zierlichsten Schriftstellern und Dichtern Italiens, wie seine Briefe, sein in dialogischer Form abgefaßter Segretario, sein Lustspiel L'Idropico, seine Rime, und vor allem sein Pastor Fido beweisen. Durch dieses Schäferdrama, das im J. 1585 zum ersten Mal zu Turin bei der Vermählung Carl Emanuels, Herzogs von Savoyen, mit Catharina von Oestreich, aufgeführt, nachher häufig auf die Bühne gebracht und fast in allen Sprachen übersetzt wurde, ist sein Name unsterblich geworden. Der flüchtigste Blick lehrt, daß dasselbe keineswegs eine Nachahmung des Aminda sey, den es weit übertrifft an sinnreichen Wendungen, epigrammatischen Wortspielen und dichterischem Schmuck, welche Eigenschaften ihm aber, weil man sie für das Schäferdrama wenig passend hielt, von Manchem auch häufigen Tadel zugezogen haben.

Gubitz s. Holzschneidekunst.

Guelfen und Gibellinen, s. Welfen.

Guercino — Franz Barbieri de Cento, mit dem Beinamen Guercino, weil er schielte, war zu Cento bei Bologna im J. 1590 geboren, äußerte schon in seiner Kindheit eine große Neigung zur Malerei, fand durch sein Genie die ersten Grundsätze seiner Kunst selbst auf und bildete sich nachher in der Schule der Carracchi weiter. Eine Academie, die er im J. 1616 eröffnete, zog eine große Anzahl Schüler aus allen Theilen Europas zu ihm. Die kenntnißreiche Königin Christine von Schweden besuchte ihn, und reichte ihm ihre Hand, „um diejenige zu berühren, die so viele Meisterwerke hervorgebracht habe.“ Der König von Frankreich bot ihm die Stelle seines ers-

stem Maler an, aber er zog es vor, ein Zimmer in dem Palais des Herzogs von Modena anzunehmen. Von Charakter war er sanft, aufrichtig, höflich, und wohlthätig; seine Kunstgenossen unterstützte er nicht nur mit seinem Rath, sondern auch mit seinem Kredit und seinem Gelde. Er starb im J. 1667. Seine vorzüglichsten Arbeiten befinden sich zu Rom, Parma, Piacenza, Modena, Reggio, Mailand und Paris. Er stellte gewisse Gegenstände mit vieler Wahrheit dar; aber Korrektheit, Adel und Ausdruck, welche nur durch ein überdachtes Studium erzeugt werden, fehlten ihm gewöhnlich, denn er glaubte dadurch sein Genie in die Fesseln der Nachahmung zu legen. Er entfernte sich besonders von Guido und Albani, deren Manier ihm schwach schien. Nie hat wohl ein Maler mit mehr Leichtigkeit und Schnelligkeit gearbeitet. Als er einst von Geistlichen am Vorabend eines Feiertages gebeten wurde, ihnen für den Hauptaltar einen Gott Vater zu malen, vollendete er das Bild in Einer Nacht bei Fackelschein.

Guerike (Otto von), Bürgermeister zu Magdeburg, war daselbst den 20. Novbr. 1602 geboren. Er studirte zu Leipzig, Helmstädt und Jena die Rechte, zu Leiden Mathematik, und besonders Geometrie und Mechanik, reisete nach Frankreich und England, diente eine Zeitlang als Oberingenieur zu Erfurt, wurde 1627 Rathsherr zu Magdeburg, 1646 Bürgermeister und Brandenburgischer Rath, legte fünf Jahre vor seinem Tode seine Aemter nieder, begab sich zu seinem Sohne nach Hamburg, und starb daselbst den 11. Mai 1686. Er war einer der größten Physiker seiner Zeit, und erfand die Luftpumpe zu derselben Zeit, als Robert Boyle eine ähnliche Idee in England faßte. Durch diese Maschine wurde die Gestalt der Experimentalphysik völlig verändert, und eine genauere Kenntniß von der Natur und den Wirkungen der Luft begründet. Guerike's Erfindung fällt in die Zeit um 1650. Im J. 1654 machte er auf dem Reichstage zu Regensburg vor dem Kaiser Ferdinand III., dessen Sohne, dem Römischen Könige, Ferdinand IV., mehrern Kurfürsten und andern Reichsständen, die ersten öffentlichen Versuche mit seiner Maschine. Die erste Luftpumpe, womit Guerike zwei Halbkugeln ziemlich luftleer machte, wurde auf der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, und ist 1807 nach Frankreich geschafft, 1815 aber wieder zurückgebracht worden. S. übrigens Luftpumpe.

Guerillas hiessen die leicht bewaffneten undisciplinirten Haufen, welche in dem spanisch-französischen Kriege den Spanischen und Englischen Armeen meistens als Tirailleurs dienten, zuweilen aber auch eigene kleine Corps bildeten. Sie wurden zuerst in Portugal von Wilson organisirt.

Guernsey (bei den Franzosen Grenesey), eine kleine Insel im Canal, nicht weit von der Küste der Normandie, aber den Engländern gehörig. Sie hat eine kleine Stadt und Hafen, St. Peters genannt, welche durch das auf einer Insel liegende Fort Cornet Castle gedeckt wird. Unter dem Gouverneur stehen auch die benachbarten kleinen Inseln Alderney und Serke.

Guesclin (Bertrand du), Connetable von Frankreich, verewigte sich durch seinen mit gemessener Klugheit verbundenen Heldenmuth. Er war in Bretagne 1320 geboren. Seine Aeltern vernachlässigten seine Erziehung so sehr, daß er, nach dem Muster der meisten Edelleute damaliger Zeit, niemals weder schreiben noch lesen lernte. Von seiner zartesten Kindheit an athmete er nur Krieg und Kampf. Er hatte ein Regiment aus seinen Altersgenossen gebildet, sich zu ihrem General

gemacht, und lehrte sie, indem er sie in Compagnien theilte, die Kunst, sich in Schlachtordnung zu stellen. „Es gibt keinen bösern Jungen auf der Welt," pflegte seine Mutter zu sagen, „immer ist er verwundet und sein Gesicht zerfetzt, immer schlägt er oder wird geschlagen." Den aufbehaltenen Nachrichten zu Folge war er stark von Wuchs, mit breiten Schultern und nervichten Armen. Seine Augen waren klein, lebhaft und voll Feuer. Seine Physiognomie hatte nichts angenehmes. „Ich bin sehr häßlich, sagte er als Jüngling, „den Frauen werde ich nie gefallen; aber ich werde mich wenigstens den Feinden meines Königs furchtbar zu machen wissen." Ganz durch eigene Kraft schwang er sich empor. Siebzehn Jahre alt gewann er den Dank in einem Turnier zu Rennes. Er war unbekannt und wider den Willen seines Vaters dahin gegangen. Seitdem führte er unabläßig die Waffen, und stets mit Erfolg. Nach dem unglücklichen Tage von Poitiers im J. 1336 kam er, während der Gefangenschaft des Königs Johann, dessen ältestem Sohne Carl, der die Regierung verwaltete, zu Hilfe. Melun ergab sich, die Seine wurde befreit und mehrere Plätze unterwarfen sich ihm. Carl V., der im J. 1364 seinem Vater gefolgt war, belohnte seine Verdienste nach Gebühr. In demselben Jahre trug du Guesclin, dem der König den Oberbefehl über seine Armeen anvertraut hatte, den Sieg bei Cocherel über den König von Navarra davon. Seine Erfolge beschleunigten den Frieden. Dann unterstützte er Heinrich, der den Titel eines Königs von Castilien angenommen hatte, gegen seinen Bruder, Peter den Grausamen, entriß diesem die Krone und sicherte sie Heinrichen, der ihn dafür mit einer großen Geldsumme belohnte und zum Connetable von Castilien ernannte. Bertrand kehrte bald nach Frankreich zurück, um sein Vaterland gegen England zu vertheidigen. Die bisher in allen Gefechten siegreichen Engländer wurden überall geschlagen. Zum Connetable von Frankreich erhoben, überfiel er sie in Maine und Anjou, und nahm selbst ihren Anführer Grandson gefangen. Er brachte Poitou und Saintonge unter die Herrschaft Frankreichs, so daß den Engländern nichts übrig blieb, als Bordeaux, Calais, Cherbourg, Brest und Bayonne. Mitten unter seinen Triumphen ereilte ihn der Tod vor Chateau-neuf-de-Randon, den 13. Juli 1380. Sein Leichnam ward mit königlichen Ehren neben dem Grabmale beerdigt, das Carl V. für sich bestimmt hatte. Nach ihm hat Frankreich unter seinen vielen großen Feldherren nur Einen gehabt, der mit ihm verglichen werden kann, Turenne. Zwischen beiden findet sich eine merkwürdige Aehnlichkeit. Beide waren gleich tapfer, gleich bescheiden, gleich großmüthig. Du Guesclin war zwei Mal vermählt; hinterließ aber keine Kinder, außer einem natürlichen Sohne, Michel du Guesclin.

Guglielmi (Pietro) war geboren zu Massa di Carrara, woselbst sein Vater, Giacopo Guglielmi, Capellmeister des Herzogs von Modena war. Er studirte bis zu seinem achtzehnten Jahre die Musik unter seinem Vater; darauf ging er nach Neapel in das Conservatorio di Loretto, welches der berühmte Durante dirigirte. Guglielmi verrieth nicht große Anlagen zur Musik, aber Durante hielt ihn zu den trockenen Studien des Contrapunkts und der Composition an. Er trat mit dem 28sten Jahre aus der Anstalt, und fing sogleich an, für die Italienischen Theater komische und heroische Opern zu componiren. In beiden Gattungen arbeitete er mit gleichem Glück. Er wurde nach Wien, Madrid und London berufen, und kehrte in einem Alter von ungefähr fünfzig Jahren nach Neapel zurück. Hier zeigte sich sein Talent am glänzendsten. Zwei Meister hatten das große Theater von Nea-

pel eingenommen, und stritten um die Palme, Cimarosa und Paisiello. Er nahm die edelste Rache an letzterem, über den er sich zu beklagen hatte. Jedem Werke seines Gegners stellte er ein anderes entgegen, und besiegte ihn unablässig. Im J. 1798 ernannte ihn der Papst Pius VI. zum Capellmeister von St. Peter. Dieser Posten, den er noch in seinem 65sten Jahre antrat, gab ihm Gelegenheit, sich in der Kirchenmusik auszuzeichnen. Man zählt von ihm über 200 Werke, welche sich durch einfachen und lieblichen Gesang, durch eine klare volltönende Harmonie, und durch Begeisterung und Originalität auszeichnen. Er starb den 19. Nov. 1804 in seinem 77sten Jahre. Sein Sohn, Pietro Carlo, ist ebenfalls ein ausgezeichneter Componist; er hat die ersten Proben seines Talents in Neapel und Rom abgelegt, und befindet sich gegenwärtig zu London. Er hat viele komische Opern componirt; als sein vorzüglichstes Werk werden I due gemelli genannt.

Guibert (François Apolline Graf von) wurde den 12. Novbr. 1743 zu Montauban geboren, woselbst sein Vater, ein Mann von ausgezeichneten militärischen Kenntnissen und dem trefflichsten Herzen, in dem Regiment Auvergne diente; später wurde derselbe Gouverneur der Invaliden. Der junge Guibert wurde zu Paris in einem Institut erzogen, und folgte in einem Alter von 13 Jahren seinem Vater in den siebenjährigen Krieg nach Deutschland, wo er dreien Feldzügen als Hauptmann in dem Regiment Auvergne beiwohnte, und eben so vielen in dem Generalstabe der Armee, bei der sein Vater damals als Maréchal de camp stand. Hier fehlte es ihm eben so wenig an Gelegenheit, seine militärischen Kenntnisse zu erweitern, als sich auszuzeichnen. In dem Treffen bei Vellinghausen im J. 1761 hatte er die besonnene Verwegenheit, eine durch den Wechsel der Umstände unpassend gewordene Ordre, die er überbringen sollte, dem Bedürfniß gemäß abzuändern, wodurch er zu dem glücklichen Ausgang desselben wesentlich beitrug. Er diente hierauf mit Auszeichnung in dem Kriege von 1766, und befand sich in Corsica in der Schlacht von Ponte-Nuovo, welche Frankreich in den sichern Besitz dieser Insel setzte. Der Anführer dieser Expedition, Graf Vaux, erwähnte seiner so rühmlich, daß er vom Könige das Ludwigskreuz und bald darauf als Oberster das Commando der neu errichteten Corsischen Legion erhielt. Er war damals 24 Jahre alt. Seine Muße benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, und sein Essai général de Tactique, précédé d'un discours sur l'état de la politique et de la science militaire en Europe (Londres, 1772), vermuthlich schon während der Deutschen Feldzüge geschrieben, erregte um so mehr allgemeines Aufsehen, als man bei den meisten Heeren damals mit bedeutenden Reformen beschäftigt war. Hierauf machte er eine militärische Reise durch Preußen, Sachsen, Oestreich, durch Ungarn und Kroatien zurück nach Breslau, wo er der Revüe beiwohnte, von da nach Wien, München, Schafhausen und Frankreich. Sein während der Reise geführtes Journal, in welchem er, oft nur mit wenigen Worten, seine Beobachtungen aufzeichnete, ist in dieser Gestalt unter dem Titel erschienen: Journal d'un voyage en Allemagne, fait en 1775, ouvrage posthume de Guibert, publié par la veuve et précédé d'une notice historique sur la vie de l'auteur par Toulongeon, avec fig. 1803. So unvollkommen auch dieser bloß für den Verfasser selbst bestimmte Entwurf erscheint, so wird er doch interessant durch viele Schilderungen und Anekdoten von berühmten Männern, besonders auch von Friedrich II., dessen große Eigenschaften er leidenschaftlich bewundert. Noch vor seiner Abreise aus Frankreich hatte sich Guibert durch die drei

Trauerspiele: Le Connetable de Bourbon, die Gracchen und Anna Boleyn auch als dramatischen Dichter gezeigt; doch haben diese Stücke kein dauerndes Ansehn behaupten können, da Styl und Composition zu mangelhaft sind. Im J. 1776 wurde Guibert Inhaber des Regiments Neustrien. Während er sich mit der Bildung desselben nach dem neuen System beschäftigte, schrieb er zu seiner Erholung die Lobrede auf Catinat und auf den Kanzler l'Hopital. Im Jahr 1779 erschien seine Defense du systeme de guerre moderne. Eine Streitigkeit über Gegenstände der Taktik, in die er sich um diese Zeit verwickelt sah, und wobei er sich gegen den Marschall von Broglio erklärte, der das auf den Küsten der Normandie zusammengezogene Uebungslager befehligte, veranlaßte ihn zu mehreren Schriften, unter andern zu der Refutation complète du système de M. Ménil Durand. Sein Regiment, welches nach Amerika bestimmt war, erhielt Gegenbefehl, und Guibert mußte zu seiner Kränkung zurückbleiben. Die ihm dadurch gewordene Muße benutzte er zur Ausarbeitung seiner Histoire de la milice française, die jedoch nicht im Druck erschienen ist. Er bereisete um diese Zeit auch die Provinzen Frankreichs, um die Invaliden-Compagnien für seinen Vater zu besuchen und den vorhandenen Mißbräuchen bei denselben abzuhelfen. Im J. 1786 ward er Mitglied der Französischen Akademie; 1787 schrieb er seine berühmte Lobrede auf Friedrich II., welche zu den würdigsten Denkmälern gehört, die dem großen Könige gesetzt worden sind. Ueberhaupt gehören Guiberts Lobreden, unter denen wir noch eine auf Thomas und eine andere auf seine Geliebte, die l'Espinasse, namhaft machen, zu seinen vollendetsten Arbeiten. Energie, Phantasie, Klarheit und eine gewisse Kunstlosigkeit fesseln den Lesern und entschädigen ihn für manche Nachlässigkeit. Guibert war indeß bis zum Maréchal de Camp hinaufgerückt und Referent des Kriegsraths geworden, der an die Stelle des Kriegsministers gesetzt, und dem die Ausarbeitung eines neuen Militärcodex übertragen worden war; ein Posten, der ihm viel Arbeit und zugleich viel Verdruß verursachte. Er starb den 6. Mai 1790 im 47sten Jahre seines Alters. Der Hauptzug in seinem Charakter war Ruhmbegierde und eine alles umfassende Thätigkeit, seine herrschende Leidenschaft und sein Lieblingsstudium waren Kriegskunst und Kriegswissenschaft. Er hatte ein starkes Gedächtniß und eine sehr richtige Beurtheilungskraft.

Guicciardini (Francesco), geb. zu Florenz den 6. März 1482, aus einer edeln und alten Familie, studirte zuerst die Rechtswissenschaft, und erwarb sich vor Gericht einen solchen Ruf, daß er als Gesandter an den Hof Ferdinands von Aragonien geschickt wurde. Drei Jahre darauf, im J. 1515, nahm ihn Leo X. in seine Dienste, und übertrug ihm das Gouvernement von Modena und Reggio. Parma, welches belagert wurde, vertheidigte er mit Muth und Klugheit. So erzählt er selbst in seiner Geschichte, dagegen Angeli, Verfasser einer Geschichte von Parma, berichtet, daß während der Belagerung niemand sich unentschlossener gezeigt habe, als eben Guicciadini; er habe stets seine Pferde bei sich gehabt, um zu entfliehen, und es würde unfehlbar geschehen seyn, wenn die Einwohner nicht seinen Muth aufgerichtet und den Feind mit Nachdruck zurückgeschlagen hätten. Dennoch wurde Guicciardini nach dem Tode Leo X. und Hadrian VI. unter Clemens VII. Gouverneur von Bologna, aber Paul III., getäuscht von Feinden, welche sein Eifer für strenge Beobachtung der Gesetze ihm zugezogen hatte, nahm ihm diesen Posten. Guicciardini kehrte hierauf in sein Vaterland zurück, und lebte daselbst bis an seinen Tod 1540 als Philosoph, Gelehr-

ter und Bürger, nachdem er sich nicht unrühmlich auf der öffentlichen Laufbahn gezeigt hatte. Erst zwanzig Jahre nach seinem Tode erschien seine noch jetzt als ein klassisches Werk geschätzte Istoria d'Italia, welche den kurzen, aber thatenreichen Zeitraum vom J. 1494 bis 1532 in 20 Büchern umfaßt. Ihre Vorzüge sind Wahrheitsliebe, Genauigkeit, glückliche Entwickelung der erzählten, von ihm selbst erlebten Begebenheiten, Scharfsinn und Tiefblick in ihrer Beurtheilung, und eine correkte Schreibart, einfach, aber nicht ohne Eleganz.

Guido Reni, s. Reni.

Guignes (Joseph de), geboren zu Pontoise den 19. Oct. 1721, gestorben zu Paris im J. 1800, studirte die Sprachen des Orients unter dem berühmten Etienne Fourmont, und ward 1741 zum königlichen Dollmetscher und 1753 zum Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften ernannt. Er legte sich besonders auf das Studium der Chinesischen Charaktere. Indem er sie mit den alten Sprachen verglich, glaubte er zu entdecken, daß sie nur eine Art von Monogrammen seyen, gebildet aus drei Aegyptischen Buchstaben, und daraus schloß er, daß China durch eine Aegyptische Colonie bevölkert worden sey. Als Mitarbeiter an dem Journal des savans, hat er 35 Jahre lang diese Zeitschrift so wie die Memoiren der Akademie mit einer großen Anzahl von Artikeln und Aufsätzen bereichert, in denen sich tiefe Gelehrsamkeit, neue Ansichten und eine scharfsinnige Kritik zeigen. Als ein Greis, der den achtziger Jahren nahe war, gerieth er durch die Revolution fast in Mangel und Noth; aber auch in diesen Verhältnissen behielt er seine Gemüthsruhe, seine Uneigennützigkeit und seine Unabhängigkeit, die ihm nicht erlaubte, irgend eine Unterstützung anzunehmen. Von seinen zahlreichen Schriften begnügen wir uns, nur die wichtigsten zu nennen. Den ersten Platz behauptet unstreitig seine Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tartares occidentaux. 5 Vol. 4. In diesem Werke, auf welches der Verf. einen unermeßlichen Fleiß wendete, und zu welchem er die Materialien aus den wichtigsten, zum Theil noch unbenutzten morgenländischen Quellen, zu denen er sich den Weg durch ein umfassendes Sprachstudium gebahnt hatte, schöpfte, findet man die nützlichsten Aufschlüsse über die Geschichte des Califats, der Kreuzzüge und überhaupt des Orients. Von Seiten des Fleißes ist kaum etwas zu wünschen übrig geblieben; dagegen vermißt man hin und wieder die gehörige Sorgfalt im Stil, einen reinen Geschmack und die nöthige Philosophie und Kritik. Die Sprache ist zum Theil nachlässig behandelt, und dieser Mangel macht die ohnehin trockene Lectüre noch beschwerlicher. Mehr Geschmack würde die Schilderungen gedrängter und überraschender, den Vortrag lebendiger und anziehender, und die eigenthümlich Orientalischen Ausdrücke kräftiger gegeben haben. Mehr Philosophie war nöthig, um aus diesen großen Ereignissen tiefe Bemerkungen zu schöpfen, die Dichtungen des Orients zu ergründen, die wahren Triebfedern zu enthüllen und die Hauptsachen zu erörtern, über welche oft zu leicht hinweggeschlüpft wird. Am meisten aber scheint die Kritik vernachlässigt zu seyn. De Guignes hat, wie Herbelot, aus einer Masse von Manuscripten geschöpft, und ist, wie dieser, in häufige Wiederholungen und zuweilen in Widersprüche verfallen. Ebenfalls von großem Werthe sind folgende Werke: Mémoire dans lequel on prouve que les Chinois sont une colonie égyptienne; ferner eine Uebersetzung des Chou-King (vom Pater Gaubil), eines der heiligen Bücher der Chinesen; L'Art militaire des Chinois, von Amiot übersetzt und von de Guignes herausgegeben, und einige andere; außerdem 29 Abhand-

lungen in den Memoiren der Akademie und verschiedene Beiträge zu den Notices et extraits de la bibliothèque royale.

Guillotine. Irriger Weise wird diese Köpfmaschine für eine während der Französischen Revolution von dem Arzte Guillotin zu Paris gemachte neue Erfindung gehalten, und eben so falsch sind die gewöhnlichen Meinungen über diesen Mann von strenger Rechtschaffenheit, der zu Saintes im J. 1738 geboren, vor der Revolution in ziemlicher Dunkelheit lebte, durch seine Bittschrift der sechs Corps aber, für die er von Seiten der Regierung verfolgt wurde, die Theilnahme des Volks, das ihn im Triumph aus dem Gerichte zurückführte, auf sich zog, und bald darauf zum Mitglied der Nationalversammlung ernannt wurde, wo er sich durch seine Charaktermilde auszeichnete, und am 1. Decbr. 1789 einen Bericht über das peinliche Gesetzbuch abstattete, in welchem der Ton der äußersten Humanität herrschte, und den er mit dem Vorschlage der unglücklichen Maschine, statt des qualvollen Stranges, schloß, die seinen Namen erhielt, und in der Folge, ganz gegen seine Absicht und Meinung, das Werkzeug zur Hinrichtung so vieler unschuldiger Schlachtopfer wurde. Er lebte noch vor kurzem in Paris als einer der geschicktesten Aerzte, und war von der Regierung mit der Direction der Kuhpockenimpfung beauftragt. Wie Pater Labrat in seinen Reisen erzählt, ist die Guillotine ursprünglich eine Persische Erfindung. Daß sie aber auch in Europa schon früh gebraucht wurde, beweisen mehrere alte Erzählungen und Denkmäler. Konradin von Schwaben wurde zu Neapel nicht durch das Schwert, sondern, allen Nachrichten zu Folge, durch eine Art von Guillotine enthauptet, die man die Welsche Falle nannte, und deren Gebrauch überhaupt in Italien nicht ungewöhnlich war. Aber auch in Deutschland, Böhmen, England und andern Ländern kannte man sie. Während der Revolution wurde am 25. April 1792 der erste Missethäter mit der Guillotine hingerichtet. Auch wurde damals eine Haußguillotine erfunden, die ganz aus Eisen und Stahl besteht, und dazu diente, zum Tode verurtheilte Patienten, die das Zimmer nicht verlassen konnten, in ihrem Hause hinzurichten.

Guinea ist im eigentlichen Sinne das große Küstenland in Westafrika, welches von Sierra Leone bis unter den Aequator reicht, und von Westen gegen Osten in die Pfeffer-, Zahn-, Gold-, und Sklavenküste eingetheilt wird, woraus sich ergibt, daß Sklaven, Goldstaub, Pfeffer und Elfenbein die vorzüglichsten Waaren sind, welche die Europäer bisher von dieser Küste bezogen. Diese Gegenstände kommen auf mehreren Handelswegen zum Theil aus dem innern Afrika, und werden gegen Tuch, andere Wollen- und Baumwollenwaaren, Leinwand, Gewehre, Schießpulver u. dgl. vertauscht. Das Klima ist sehr heiß, aber der Boden so fruchtbar, daß er eine doppelte Ernte trägt. Außer den genannten sind die wichtigsten Produkte Kupfer, Ambra, Getraide, Yams, Pisang, Melonen, Kürbisse, Ananas, Zucker, Ingwer, Tabak, Baumwolle, Indigo, Südfrüchte, Palmen, Farbehölzer u. s. w. Die Küstenbewohner sind unter mehrere kleine Negerreiche und Republiken vertheilt; das Innere des Landes aber ist uns nur höchst unvollkommen bekannt. Die Europäer haben sich an verschiedenen Orten festgesetzt. Schiffer von Dieppe kamen im J. 1364 zuerst dahin, doch ohne sich anzubauen. Dies geschah zuerst von den Portugiesen im Anfang des 15ten Jahrhunderts. Sie wurden aber nachher von den Holländern vertrieben, deren wichtigste Besitzung das Fort St. Georg della Mina war. Auch die Engländer, Franzosen und Dänen gründeten Etablissements. Im weitern Sinne begreift man unter dem Namen Guinea zu-

gleich? die meistens von den Portugiesen besetzten Küstenländer, vom Aequator bis zum Wendezirkel des Steinbocks, nämlich die kleinen Reiche Loango, Cacongo, Congo, Angola und Benguela. Zum Unterschiede nennt man sie Nieder-Guinea.

Guinee, eine englische Goldmünze, 6 Thlr. 7 Gr. in Louisd'or. Die ersten dieser Münzen wurden unter Carl II. aus dem Golde geprägt, welches die Engländer aus Guinea in Afrika holten; daher der Name.

Guischard (Carl Gottlieb). Dieser unter den Namen Quintus Icilius bekannte Liebling Friedrichs II. war im J. 1724 zu Magdeburg geboren, studirte zu Halle, Marburg, Herborn und Leyden Theologie, alte Literatur und Orientalische Sprachen, trat aber 1747 als Fähndrich in Sachsen-Hildburghausensche Militärdienste, hielt sich seit 1754 anderthalb Jahre in England auf, und kam 1757 als Freiwilliger zur alliirten Armee. König Friedrich II., der ihn kennen lernte, nahm ihn 1758 als Hauptmann in sein Gefolge, und legte ihm den Namen Quintus Icilius bei. Als Major eines Freibataillons wohnte er den Feldzügen von 1759 und 1760 bei und führte die ihm ertheilten Aufträge so geschickt aus, daß der König ihm zu Leipzig ein Freiregiment von drei Bataillonen und zugleich den Auftrag gab, noch sieben andere Freibataillone zu errichten. In den Feldzügen der Jahre 1760 und 1762 war er bei der Armee des Prinzen Heinrich, und leistete die ihm obliegenden Dienste bis an das Ende des Krieges unter großen Beschwerlichkeiten und Gefahren. Nach wieder hergestelltem Frieden ward sein Regiment 1763 am Tage des Einmarsches zu Berlin, zu seinem großen Verdrusse, aufgelöst; ihn aber behielt der König bei sich zu Potsdam und ernannte ihn 1765 zum Oberstlieutenant in der Armee. Er war einer von den wenigen Männern, welche der König seines vertrauten Umgangs würdigte. Mehrere aufbehaltene Anekdoten enthalten Beweise, mit welcher Freimüthigkeit sich Guischard gegen Friedrich äußern durfte, ohne diesen großen Monarchen, der auch bittere Wahrheiten hören konnte, dadurch zu erzürnen; wiewohl es scheint, daß er die Zuneigung des Königs durch die demselben abgedrungene Einwilligung in seine Heirath für die letzten Jahre einigermaßen erschüttert habe. Er starb den 13. Mai 1775 mit dem Ruhme eines kenntnißreichen Militärs, als welchen er sich durch seine Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains und durch seine Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'antiquités militaires bekannt gemacht hat. Er zeigt darin eine Menge Irrthümer des Chevalier Follard.

Guise ist der Name einer berühmten herzoglichen Familie in Frankreich, ein Nebenzweig des Lothringischen Hauses. Claude von Guise, der zweite Sohn des Herzogs Renatus von Lothringen, geb. um 1496., ließ sich in Frankreich nieder, und vermählte sich 1513 mit Antoinette von Bourbon. Seine Tapferkeit, sein kühner Geist, seine großen Eigenschaften erwarben ihm ein großes Ansehn, und machten ihn zum Gründer eines der ersten Häuser in Frankreich. Ihm zu Ehren wurde die Grafschaft Guise 1527 zum Herzogthum und Pairie erhoben. Bei seinem Tode 1550 hinterließ er 6 Söhne und 5 Töchter, wovon die älteste an den König von Schottland Jakob Stuart V. vermält war. Den Glanz seines Hauses hob vornehmlich sein ältester Sohn, der nächstfolgende

Guise (Franz von Lothringen, Herzog von) geb. 1519, von einer Wunde, die er 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, und die

eine bleibende Narbe auf seinem Gesichte zurückließ, le balafré (der Benarbte) genannt. Auf eine ausgezeichnete Weise bewährte sich sein Muth im J. 1553 zu Metz, das er gegen Carl V. vertheidigte und glücklich behauptete, obgleich derselbe geschworen hatte, daß er lieber umkommen, als unverrichteter Sache abziehen wolle. In der Schlacht von Renti, den 13. August 1554, that er Wunder der Tapferkeit. Mehrere andere Vortheile erfocht er in Flandern und Italien. Für so große Thaten ward er zum Lieutenant-général über alle königliche Armeen ernannt. Das Unglück Frankreichs minderte sich, sobald er an der Spitze der Truppen stand. In acht Tagen nahm er Calais und das ganze dazu gehörige Gebiet, mitten im Winter. Er entriß die Stadt für immer den Engländern, welche sie 210 Jahre besessen hatten. Bald darauf eroberte er Thionville von den Spaniern. Er bewies, daß das Glück oder Unglück ganzer Staaten oft von einem einzigen Manne abhängt. Unter Heinrich II., mit dessen Schwester er sich vermählt hatte, noch mehr aber unter Franz II., war er Herr von Frankreich. Die Verschwörung von Amboise, welche im J. 1560 von den Protestanten angesponnen wurde, um ihn zu stürzen, hatte den entgegengesetzten Erfolg. Das Parlement gab ihm den Titel eines Retters des Vaterlandes. Erst nach dem Tode Franz II. verminderte sich sein Ansehn, ohne jedoch sich ganz zu verlieren. Seit jener Zeit bildeten sich die Parteien der Condé und Guisen. Auf der Seite von diesen standen der Connetable von Montmorency und der Marschall von Saint-André; auf der Seite von jenen die Protestanten und Coligni. Der Herzog von Guise, ein eben so eifriger Katholik als Feind der Protestanten, beschloß, sie mit den Waffen in der Hand zu verfolgen. Nachdem er den 1. März 1562 bei Vassi über die Gränzen der Champagne gegangen war, fand er die Calvinisten, welche in einer Scheune die Psalmen von Marot sangen. Sein Gefolge beleidigte sie; man ward handgemein, und fast 60 dieser Unglücklichen wurden getödtet und 200 verwundet. Dieses unerwartete Ereigniß entzündete den Bürgerkrieg im ganzen Königreich. Der Herzog von Guise nahm Rouen, Bourges und gewann die Schlacht von Dreux den 19. Decbr. 1562. Am Abende nach diesem Siege blieb er ohne alles Mißtrauen in demselben Zelte mit dem Prinzen von Condé, theilte mit demselben sein Bett und schlief ruhig an der Seite seines Gegners, in welchem er jetzt nichts mehr als einen Verwandten und Freund erblickte. Damals war der Herzog auf dem Gipfel seines Glücks; er war der Erste im Staat. Er rüstete sich zur Belagerung von Orleans, welches der Mittelpunkt der protestantischen Partei und ihr Waffenplatz war, als ein Pistolenschuß von Poltrot de Méré, einem Hugenottischen Edelmann, ihn am 24. Febr. 1563 tödtete.

Guise (Heinrich von Lothringen, Herzog von), ältester Sohn des vorgenannten, war den 31. Dec. 1550 geboren. Seinen Muth bewies er zuerst in der Schlacht von Jarnac im J. 1569. Da seine edle und schöne Gestalt ihm alle Herzen gewann, so säumte er nicht, sich die Vortheile zu verschaffen, welche die allgemeine Gunst ihm darbot. Er stellte sich an die Spitze einer Armee unter dem Vorwande, den katholischen Glauben gegen die Protestanten zu vertheidigen, und rieth zu dem grausamen Blutbade in der St. Bartholomäusnacht. Um sich persönlich zu rächen, wollte er selbst die Ermordung Coligni's auf sich nehmen, den er den Mörder seines Vaters nannte. Das war der Anfang der Ligue, einer zuerst von seinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, entworfenen Verbindung. Man legte zu dem Ende den eifrig-

sten Bürgern von Paris den Plan zu einem Bündnisse vor, das angeblich die Vertheidigung der Religion, des Königs und der Freiheit des Staats zum Zweck haben sollte, wirklich aber die Unterdrückung des Königs und des Staats beabsichtigte. Der Herzog von Guise, der sich auf Frankreichs Trümmern erheben wollte, entflammte die Aufrührer, erfocht mehrere Siege über die Calvinisten, und sah sich bald im Stande, seinen Fürsten selbst Gesetze vorzuschreiben. Er zwang Heinrich III. alle Privilegien der Hugonotten zu vernichten, und ging in seinen geldsüchterischen Forderungen so weit, daß der König ihm endlich verbot, nach Paris zu kommen. Dennoch erschien er daselbst 1588, und zwang den König, die Stadt zu verlassen und Frieden mit ihm zu schließen. Aber berauscht von diesem Triumph, folgte er nicht mehr der Klugheit, sondern ließ nur zu deutlich wahrnehmen, daß er nach der höchsten Gewalt strebte. Der König, durch wiederholte Warnungen auf die herrschsüchtigen Plane des Herzogs aufmerksam gemacht, berieth sich mit d'Aumont, Rambouillet und Beauvais-Nangis, und alle drei waren der Meinung, daß, da man ihm einen förmlichen Proceß nicht machen könne, man ihn heimlich aus dem Wege räumen müsse, und daß diese Maßregel durch so offenbare Majestätsverbrechen gerechtfertigt werde. Der tapfere Crillon weigerte sich, die Ausführung zu übernehmen. Man übertrug sie daher Lognac, erstem Kammerherrn des Königs und Hauptmann der 45 Gascognischen Edelleute der neuen königlichen Garde. Dieser wählte neun der Entschlossensten aus und verbarg sie in dem Cabinet des Königs. Der Herzog wurde zwar gewarnt, und sein Bruder, der Cardinal, rieth ihm nach Paris zu gehen; allein auf den Rath des Erzbischofs von Lyon, der ihm vorstellte, daß seine Freunde den Muth verlieren müßten, wenn er die Staaten von Blois in einem so günstigen Augenblicke verließe, beschloß er, das äußerste zu wagen und zu bleiben. Den folgenden Tag, am 23. Decbr. 1588, ging er zum König. Er war ein wenig betroffen, die Wachen verstärkt zu sehen. Sobald er in den ersten Saal getreten war, verschloß man die Thür. Dennoch behielt er seine äußere Freundlichkeit, und grüßte die Umstehenden wie gewöhnlich. Als er aber in das Cabinet treten wollte, ward er von mehreren Dolchstichen durchbohrt, ehe er noch den Degen ziehen konnte, und mit den Worten: „Gott, habt Mitleid mit mir," sank er sterbend zu Boden. Er war 38 Jahre alt. Am andern Tage ward auch der Cardinal umgebracht. Aber das Feuer des Bürgerkriegs war durch diesen doppelten Mord nicht gelöscht, der den Haß der Katholiken gegen den König nur vermehren mußte. Der großmüthige Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) sagte, als er die That vernahm: „Wäre Guise in meine Hände gefallen, ich würde ihn anders behandelt haben. Warum, setzte er noch hinzu, hat er sich nicht mit mir verbunden; ganz Italien würden wir vereinigt erobert haben."

Guitarre. Dieses, in unserer Zeit wieder Mode gewordene, der Laute sehr nahe kommende, Instrument ist zwar nicht zu den Hauptinstrumenten zu rechnen, zur Begleitung kleiner Gesänge und Lieder aber vorzüglich passend. Es hat 6 Saiten, welche in die Töne G, A, d g h e gestimmt, und theils mit den Fingern gerissen, theils mit dem Daumen gestrichen werden. (J. T. Lehmanns neue Guitarrenschule.) Ein Deutscher Künstler zu London bereicherte die Guitarre an dem untern rechten Backen der Resonanzdecke mit einer Claviatur von 6 Tasten, deren Tangenten bei Berührung der Tasten aus dem Schallloch hervortreten, und die Saiten berühren, wie die Hämmer eines

Pianoforte. Daher hat diese Art den Namen der Pianofortegitarre erhalten.

Gulden, eine Deutsche Silbermünze, welche übereinkünftlich 16 Groschen oder 60 Kreuzer gilt. Es führen aber noch andere Münzen von verschiedenem Werthe in und außer Deutschland diesen Namen, und sind theils Rechnungsmünzen, theils wirkliche. So ist ein Gulden in Augsburg eine Rechnungsmünze von 20 Gr. 4 Pf.; in Basel 14 Gr. 9 Pf.; ein Gulden Wechselgeld in Basel 16 Gr. 8 Pf.; in Zürich 15 Gr. 6 Pf.; ein Gulden Wechselgeld ebendaselbst 17 Gr., Münze aber 14 Gr. 4 Pf.; ein Gulden zu St. Gallen Rechnungsmünze von 14 Gr.; ein Gulden in Genf 2 Gr.; in Brabant 11 Gr. 2 Pf.; ein Gulden Wechselgeld, ebendaselbst, 13 Gr.; in Holland 13 Gr.; in Lütich 8 Gr.; in Ostfriesland 8 Gr. 4 Pf.; ein Gulden Polnisch in Danzig 6 Gr.; ein Gulden Preußisch, in Königsberg, 7 Gr. 6. Pf.; ein Polnischer Gulden 4 Gr. (seit 1766, vorher nur 3 Gr. 4 Pf.); ein Preußischer Gulden 8 Gr. (seit 1776, vorher nur 6 Gr. 8 Pf.); ein Gulden in Riga 8 Gr.; in Triest 15 Gr. Anfänglich waren die Gulden Goldmünzen, die zuerst in Florenz im J. 1252 geschlagen wurden, und ungefähr so viel als ein Dukaten galten. Daher hat man noch jetzt alte Lübische Gulden, die 2 Thlr. 21 Gr. gelten. Eine dergleichen Münze waren die Rheinischen Gulden oder Gülden. Späterhin prägte man kleinere Goldmünzen, die den dritten und vierten Theil jener ausmachten, und nannte sie kleine Gulden. Die kleinen Gulden prägte man nachher aus Silber, und ließ ihnen den Namen, den sie bis jetzt noch führen. Die größern goldenen Gulden nannte man nunmehr zum Unterschiede Goldgulden oder Goldgülden.

Gülden, ehemals so viel als Gulden, In Meißen, Thüringen und Franken aber belegte man mit diesem Namen eine andere Rechnungsmünze, indem ein Gülden Meißnisch oder ein guter Meißnischer Gulden 21 Gr., ein Gülden in Franken aber 20 Gr. gilt. In Aachen wird eine Münze, 2 Gr. 2 2/3 Pf. an Werth, ein Gülden genannt.

Güldene Zahl wird in der Chronologie diejenige Zahl genannt, welche andeutet, das wievielte ein Jahr im Mondzirkel ist, und dient zur Berechnung des Osterfestes (s. Mondzirkel und Osterfest). Der Name soll schon von den Athenern herkommen, welche den Cyklus von 19 Jahren, den Meton erfand, um das Sonnen- und Mondjahr in Uebereinstimmung zu bringen, der aber doch noch einen Fehler von 6 Stunden hatte, so hoch schätzten, daß sie ihn mit goldenen Ziffern an einem öffentlichen Stadtgebäude anschreiben ließen.

Gummi nannte man sonst sowohl die schleimigten als auch die harzigen Säfte, welche von selbst oder durch Einschnitte aus den Gewächsen rinnen und an der Luft erhärten, daher die Ausdrücke Gummi Kopal, Gummi guttä u. s. w., die gegenwärtig, wo man nur dem trockenen Pflanzenschleim diesen Namen beilegt, nicht mehr Statt finden sollten. Obgleich der Pflanzenschleim einen vorzüglichen Theil aller Pflanzen ausmacht; so läßt er sich doch nicht aus allen gleich rein abscheiden. Einige Pflanzen und gewisse Theile derselben liefern ihn reichlicher, als andere. Ganz rein ist das Gummi weiß, durchsichtig, hart, spröde, ohne Geruch und Geschmack, im kalten Wasser leicht auflöslich. Durch Erwärmung zerfließt es nicht, sondern schwillt auf, wirft Blasen und dampft; endlich wird es kohlich, schwarz und verbrennt.

Gundling (Jakob Paul, Freiherr von), geb. 1673 zu Hersbruck, wo sein Vater Prediger war, studirte zu Altorf, Helmstädt und

Jena, reisete dann nach Holland und England, und wurde nach seiner Rückkehr Professor der Ritterakademie zu Berlin. Bald darauf spielte er eine wenig ehrenvolle Rolle an dem Hofe König Friedrich Wilhelms I. v. Preußen. Dieser Monarch, der weder Gelehrte noch Gelehrsamkeit sonderlich schätzte, hörte von Gundlings gründlichen historischen Kenntnissen, die derselbe in mehreren Schriften bewährt hatte, und glaubte in ihm einen brauchbaren Zeitungsreferenten und Historiographen zu finden, zu welchen Würden er ihn ernannte. Auch war Gundling dazu allerdings hinlänglich geschickt; allein sein Stolz, seine Pedanterie und linkische Steifheit machten ihn bald zum Gespötte des ganzen Hofes. Seine übertriebene Neigung zum Trunk und sein albernes zänkisches Betragen im Zustande der Trunkenheit machten ihn noch lächerlicher, und er sank bald zum Hofnarren herab, ohne den Titel zu führen und ohne selbst den geringsten Witz zu besitzen. Vornehme und niedere Hofleute erlaubten sich die plumpsten und entehrendsten Scherze mit ihm, welche der König zu belachen sich herabließ. Nur zum Spott erhielt er eine Menge Titel der höchsten Staats- und Hofämter; und er war einfältig genug, den Spott nicht zu fühlen und nur noch stolzer zu werden. Gundling, der zuletzt selten nüchtern ward, starb 1731 zu Potsdam, und wurde zu Bornstädt in einem Weinfasse begraben. Nicht zu verwechseln ist mit ihm sein Bruder Nikolaus Hieron. Gundling (geb. 1671. gest. 1729.), der geh. Rath und Professor zu Halle, ein seltener Polyhistor, der zu seiner Zeit zu dem Ruhme der Universität Halle nicht wenig beitrug. Seine zahlreichen Schriften tragen zwar fast alle die Spuren der Eilfertigkeit an sich, waren aber doch für ihre Zeit nicht unwirksam. Man sehe über ihn Schröckhs Lebensbeschreibung ber. Gelehrten Bd. 2.

Güsefeld (Franz Ludwig). Dieser um die Geographie durch seine Karten vielfach verdiente Mann war den 6. Decbr. 1744 zu Osterburg in der Altmark geboren, wo sein Vater Stadtrichter und Gesammtrichter der von Jagowschen Familiengüter war. Schon frühzeitig äußerte er eine starke Neigung zum Zeichnen und große Liebhaberei für Landkarten, die er nur höchst nothdürftig befriedigen konnte. Zufällige Aufnahme der Osterburger Gegend durch einen Ingenieur (im 15ten Jahre seines Alters), nachdem er bereits seinen Vater verloren hatte, und das Lesen einiger mathematischen Schriften brachte ihn auf die Idee, ein Ingenieur zu werden. Bald darauf wurde er bei einem Baumeister untergebracht, unter welchem er nach dem Hubertsburger Frieden bei der Urbarmachung der Netz- und Warte-Brüche Beschäftigung fand. Nach mehrern andern Geschäften in der Mark, ging er nach Weimar, wo er angestellt wurde, und sich, außer ökonomischen Messungen, hydrographischen und topographischen Aufnahmen, unausgesetzt mit Kartenzeichnen beschäftigte. Er starb daselbst als Forstrath den 17. Juni 1808 im 64sten Lebensjahre.

Gustav I., König von Schweden, bekannt unter dem Namen Gustav Wasa, geb. 1490, war ein Sohn Herzogs Erich Wasa von Grypsholm, und ein Sprößling der alten königlichen Familie. Er gehörte zu jenen großen Seelen, welche die Natur so selten hervorbringt, die sie aber mit allen Eigenschaften ausstattet, ein Volk zu beherrschen. Schon sein schöner Wuchs und sein edles Aeußere gewann ihm die Herzen. Seine kunstlose Beredsamkeit riß unwiderstehlich dahin; sein Genie entwarf verwegene Plane, aber sein unbesiegbarer Muth wußte sie glücklich zum Ziele zu führen. Er war unerschrocken mit Besonnenheit, voll Sanftmuth in einem noch rohen Zeitalter, und so tugend-

haft, wie das Oberhaupt einer Partei seyn kann. Als der tyrannische Christian II. von Dänemark in Gemäßheit der Calmarischen Union sich des Schwedischen Throns zu bemächtigen strebte, faßte Gustav den Entschluß, sein Vaterland aus dem Unglück und der Erniedrigung zu retten, aber die Ausführung seiner Plane wurde für einige Zeit unterbrochen, da Christian sich seiner Person bemächtigte, und ihn nebst sechs andern vornehmen Schweden als Geißel in Copenhagen gefangen hielt. Als er aber zu Ende des Jahres 151[illegible] die Erfolge Christians vernahm, der die Unterwerfung Schwedens fast vollendet hatte, da faßte ihn auch im Gefängniß der Gedanke, sein Vaterland zu befreien. Er entfloh in Bauernkleidung. Zwölf Meilen ging er am ersten Tage in einem unbekannten Lande; in Flensburg traf er Jütländische Ochsenhändler; um sich sicherer zu verbergen, nahm er Dienste bei ihnen, und kam glücklich in Lübeck an. Hier wurde er zwar erkannt, aber von dem Senat in Schutz genommen; ja man versprach ihm sogar Unterstützung zu seinem Vorhaben, das er nicht mehr verheimlichte. Darauf schiffte er sich ein und landete zu Calmar. Die Besatzung, der er sich entdeckte, weigerte sich, die Partei eines Flüchtlings zu ergreifen. Geächtet von Christian, verfolgt von den Soldaten des Tyrannen, zurückgestoßen von Freunden und Verwandten, wendet er sich nach Dalecarlien, bei den kräftigen Bewohnern dieser Provinz Hülfe zu suchen. Nur mit Mühe den ihn rings umgebenden Gefahren entgangen, findet er Aufnahme bei einem Pfarrer, der ihn mit seinem Ansehn, seinem Geld und seinem Rath unterstützt. Nachdem man die Gemüther vorbereitet, benutzte man ein Fest, zu welchem sich die Bauern des Cantons versammelt hatten. Gustav erschien unter ihnen. Seine edle, zuversichtliche Miene, sein Unglück, und der Abscheu gegen Christian, der eben den Antritt seiner Regierung durch ein schreckliches Blutbad in Stockholm bezeichnet hatte, alles lieh seinen Worten eine siegende Kraft; Ausrufungen der Wuth unterbrechen ihn; man läuft zu den Waffen; das Schloß des Gouverneurs wird erstürmt. Muthig gemacht durch diesen ersten Erfolg, versammeln sich die Dalecarlier in Haufen unter den Fahnen des Siegers, der ihren Eifer benutzt und sie zu neuen Kämpfen führt. Von diesem Augenblick an waren Gustavs Unternehmungen eine Reihe von Triumphen. An der Spitze eines selbstgeschaffenen Heeres machte er reißende Fortschritte und vollendete die Vertreibung des Feindes. Im J. 1521 hatten ihm die Stände den Titel eines Administrators ertheilt; im J. 1523 proklamirten sie ihn als König. Bei Annahme dieser Würde schien er nur mit Mühe den Wünschen der Nation nachzugeben; die Ceremonie der Krönung aber verschob er, um nicht die Aufrechthaltung der katholischen Religion und der Privilegien der Geistlichkeit beschwören zu müssen. Er fühlte, daß die Wohlfahrt des Reichs eine Kirchenverbesserung erheische; aber er fühlte auch, daß dieselbe nur durch eine gänzliche Reform herbeigeführt werden könne. Sein Kanzler, Lars Anderson, rieth ihm, sich der lutherischen Lehre zu bedienen, um seine Absicht zu erreichen. Gustav genehmigte diesen kühnen Plan, und führte ihn noch mehr durch die Ueberlegenheit seiner Politik als durch seine Macht aus. Während er insgeheim die Fortschritte des Lutherthums begünstigte, ertheilte er seinen Günstlingen die vacanten Pfründen, und legte unter dem Vorwand, das Volk zu erleichtern, der Geistlichkeit auf, für den Unterhalt der Truppen zu sorgen. Bald wagte er mehr; im J. 1527 verlangte und erhielt er von den Ständen die Abschaffung der Privilegien der Bischöfe. Die Lehre Luthers verbreitete sich indeß mit Schnelligkeit. Gu-

stav kam den Unruhen zuvor, oder unterdrückte sie; er hielt die Unzufriedenen im Zaume, schmeichelte den Ehrsüchtigen, gewann die Schwachen, und trat endlich öffentlich zu einer Religionspartei über, zu der sich bereits die Mehrzahl seiner Unterthanen bekannte. Im J. 1630 nahm ein Nationalconcilium die Augsburgische Confession als Glaubensnorm an. Nachdem Gustav, wie er sagte, sein Reich auf diese Weise zum zweiten Mal erobert hatte, blieb ihm noch übrig, seinen Kindern die Nachfolge zu sichern. Auch dies Verlangen bewilligten die Stände, indem sie 1542 das Wahlrecht abschafften, und das Gesetz der Erbfolge feststellten. Obgleich Schweden eine sehr beschränkte Monarchie war, so übte doch Gustav eine fast unbeschränkte Gewalt aus; aber dies war ihm vergönnt, weil er sie nur ausübte, um Schweden im Innern zu beglücken, seinen Feinden furchtbar und seinen Freunden achtungswerth zu machen; auch verletzte er nie die Formen der Reichsconstitution. Er vervollkommnete die Gesetzgebung, civilisirte das Volk, milderte die Sitten, ermunterte die Industrie und Gelehrsamkeit und erweiterte den Handel. Nach einer 37jährigen ruhmvollen Regierung starb er im J. 1560, in einem Alter von 70 Jahren.

Gustav II. Adolph, Schwedens größter Monarch und Deutschlands Retter, war ein Sohn Carls IX., der nach der Entsetzung Sigismunds auf den Schwedischen Thron gestiegen war, und ein Enkel Gustav Wasa's. Geboren zu Stockholm im J. 1594 empfing er, von seiner zartesten Kindheit an, die sorgfältigste Erziehung. In seinem zwölften Jahre trat er in die Armee, und schon in seinem sechzehnten leitete er die Angelegenheiten, erschien im Staatsrath und an der Spitze des Heers, gehorchte als Soldat, unterhandelte als Minister und befahl als König. Im J. 1611 ertheilten, nach Carls IX. Tode, die Stände dem 18jährigen Fürsten die Krone, und erklärten ihn, mit Verletzung der Gesetze, für mündig, da sie wohl einsahen, daß nur die kräftigsten Maßregeln das Reich vom Untergange retten könnten, eine Regentschaft aber es zu Grunde richten würde. Gustav's scharfer Blick erkannte in Axel Oxenstierna, dem jüngsten unter den damaligen Reichsräthen, den großen Staatsmann, der seines Vertrauens würdig sey, und dessen erleuchtetem Rath er in den schwierigsten Lagen folgen dürfe. Durch die innigsten Bande der Freundschaft knüpfte er ihn an sich. Dänemark, Polen und Rußland waren gegen Schweden im Kriege. Gustav sah ein, daß er dreien so mächtigen Feinden nicht zu gleicher Zeit gewachsen sey. Daher schloß er mit Dänemark 1612 einen Frieden, in welchem er sich zwar zur Zahlung von einer Million Thaler verstand, übrigens aber die ehrenvollsten Bedingungen erhielt. Rußland zwang er nach einem vortheilhaften Feldzug, in welchem er nach seinem eigenen Geständniß durch Jacob de la Gardie seine militärischen Talente ausbildete, zu einem für ihn vortheilhaften Frieden; Polen aber, wiewohl es nicht glücklicher gegen ihn gewesen war, ging selbst nach der Eroberung Liefflands durch Gustav Adolph nur einen Waffenstillstand von 6 Jahren ein, den dieser annahm, theils weil er an sich vortheilhaft war, theils weil er ihm Zeit genug ließ, um etwas Entscheidendes gegen Oestreich zu unternehmen, dessen Haupt Kaiser Ferdinand II. auf alle Weise seine Macht zu vergrößern strebte, und zugleich ein unversöhnlicher Feind der Protestanten war. Des Kaisers Absichten, sich der Ostsee zu bemeistern, und einen Angriff auf Schweden vorzubereiten, waren keinem Zweifel unterworfen. Aber ein noch mächtigeres Motiv, sich den Fortschritten seiner Waffen entgegen zu stellen, fand Gustav Adolph in dem bereits in Deutschland entglommenen Krieg zwischen den

Katholischen und Protestanten. Er, der der lutherischen Lehre mit wahrer Frömmigkeit zugethan war, sah mit der Deutschen Freiheit zugleich die Religion in der größten Gefahr, und beschloß, beide zu retten. Nachdem er den Reichsständen in einer kraftvollen Rede seinen Entschluß vorgetragen, mit Thränen in den Augen ihnen seine Tochter Christina, in dem Vorgefühl, daß er sein Vaterland nicht wieder sehen würde, als Kronerbin vorgestellt, und die Regierung, mit Ausschließung seiner übrigens zärtlich von ihm geliebten Gemahlin, einem Ausschusse von regierenden Reichsräthen anvertraut hatte, brach er 1630 nach Deutschland auf, und landete mit einem Heere von 30,000 Mann an den Küsten von Pommern. Welche Schwierigkeiten ihm zum Theil selbst Fürsten entgegensetzten, für deren Sache er recht eigentlich gekommen war; wie seine Klugheit, Edelmuth und seine Ausdauer über Wankelmuth, Mißtrauen und Schwäche siegten, welche Heldenthaten er an der Spitze seines Heeres verrichtete, und wie er als ein unbesiegter und unbefleckter Feldherr in der Schlacht bei Lützen, die er am 6. Nov. 1632 gegen Wallenstein lieferte, unfern von dem bekannten großen Stein an der Landstraße fiel, ist in dem Artikel vom dreißigjährigen Krieg erzählt worden. Die nähern Umstände seines Todes sind dunkel und ungewiß. Man erzählt sie auf eine sehr verschiedene und widersprechende Art, welches beweiset, daß die Wahrheit noch ungegründet ist. Wer die Angaben darüber vergleichen möchte, der lese die Schlacht bei Breitenfeld und die Schlacht bei Lützen von K. Curths (Leipz. und Altenb. 1814) S. 76. fgg. Des Königs blutiges Koller ward nach Wien gebracht, wo es noch aufbewahrt wird, den Leichnam aber führte der edle Bernhard, Herzog von Weimar, nach Weißenfels, um ihn dort der Königin zu überliefern. Das Herz ward hier beigesetzt, und blieb in dem Lande, für das es geblutet, der Körper aber ward Schweden wieder gegeben, das ihn hervorgebracht. — Heilig sey uns Deutschen das Andenken Gustav Adolphs, der für unseres Vaterlandes Freiheit kämpfte und starb, groß als König, unüberwunden als Held, edel und menschenfreundlich als Sieger, und fromm, rein und mild als Mensch.

Gustav III. (geb. d. 24. Jan. 1746.), Bruder des jetzigen Königs von Schweden. Dieser merkwürdige Regent Schwedens, dessen Geschichte ein wahrer Fürstenspiegel genannt werden kann, war der älteste Sohn Adolph Friedrichs, bei seiner Geburt noch Herzogs von Holstein-Gottorp, seit 1743 erwählten Thronerben von Schweden, und Ulrikens Luisens, einer Schwester Friedrichs II. Graf Tessin, dem vom fünften Jahre des Prinzen an dessen Erziehung allein übertragen war, suchte den Geist und Charakter desselben mit steter Hinsicht auf seine künftige Bestimmung zu bilden, besonders war er bemüht, den Ehrgeiz des Jünglings zu beschränken, und ihm früh schon Hochachtung für die Constitution Schwedens einzuprägen, und sein Nachfolger, der Graf Scheffer, richtete seine Bemühungen auf dasselbe Ziel. Nichts destoweniger entwickelten sich in dem feurigen Gemüthe des Jünglings die Kräfte und Bestrebungen des ungenügsamsten Ehrgeizes, der Herrschbegierde und der Eitelkeit; aber geschickt wußte er diese innersten Gefühle seines Herzens zu verbergen, bis er es wagen durfte, seinen Wünschen offen entgegen zu treten. Ein überaus geschmeidiges Wesen, gefällige Sitten und eine bezaubernde Freundlichkeit und Milde verbargen den immer heißer erglühenden Ehrgeiz und Thatendrang hinter dem Scheine des anspruchlosesten Charakters. Ritterliche Uebungen, Wissenschaften und Künste, die feinern Vergnügungen des geselligen Lebens und eine mit Geschmack vereinigte Prachtliebe schienen seine Lieblings-

gungen zu seyn, und keine andern Vorstellungen und Bestrebungen
ihm lebhaft werden zu lassen. Schweden war damals der Schau-
tz mehrerer Faktionen, unter denen die Parteien der Mützen und Hüte,
f und durch welche Rußland und Frankreich sich entgegen wirkten,
bekanntesten und zugleich wichtigsten waren. Aber wie sie auch ein-
der bekämpften, so waren sie doch darin einverstanden, die königliche
walt zu einem Schatten herabzuwürdigen. Gustavs Vater, ein ver-
ndiger, das Gute erkennender und wohlwollender Fürst, empfand zwar
Unannehmlichkeiten seiner Lage, aber es fehlte ihm an Energie und
arakterstärke, sein Mißfallen, statt der Klagen, durch Handlungen zu
ßern. Desto thätiger arbeitete der kühne Geist seines Sohnes im
rborgenen und kaum war er, nach seines Vaters Tod (d. 12. Febr.
71,) zur Regierung gelangt, als er seinem Ziel mit bewundernswür-
er Kunst entgegen schritt. Er hatte damit angefangen, einige unter-
nmende Militärs näher mit sich zu verbinden und mit seinen Absichten
annt zu machen. Diese bildeten nach und nach eine Verbindung, beson-
s der jüngern Officiere, zu Gunsten des Königs. Vorzüglich thätig
r in der Hauptstadt der Oberst Springporten; ein gleiches thaten
nissarien bei den Regimentern in den Provinzen. Indessen näherte
) der Augenblick der Ausführung. Einige bedeutende Männer —
ter andern die Grafen Hermansson und Scheffer — hatten sich mit
n König vereinigt; eine neue Constitution war entworfen und die
llen so vertheilt worden, daß die Brüder des Königs die Revolution
den Provinzen leiten sollten, während er selbst sie in der Hauptstadt
innen würde. Die Unternehmungen fingen, dem entworfenen Plane
näß, auf folgende Weise an. Der Commandant von Christianstadt,
uptmann Hellichius, einer der treusten und kühnsten Anhänger des
nigs, ließ am 12. August die Stadtthore schließen, alle Zugänge besetzen,
d in seinem und der Besatzung Namen ein Manifest publiciren, worin
n Ständen wegen ihrer Gewalthandlungen der Gehorsam aufgekündigt
rde. Der Prinz Karl erschien vor Christianstadt, und da seine Auf-
derung, den Platz zu übergeben, fruchtlos blieb, begann eine scheinbare
elagerung und Vertheidigung, wobei niemanden etwas zu Leide ge-
ah. Dies alles geschah vielleicht nur, um der öffentlichen Aufmerk-
nkeit eine unschädliche Richtung zu geben. Der König spielte indeß
der Hauptstadt die Rolle des Gleichgiltigen und Untheilnehmenden
täuschend, daß er den anfänglich entstandenen Argwohn des gehei-
n Ständeausschusses völlig zerstreute. Der Ausschuß hatte verfügt,
ß die Bürgerreiterei in der Hauptstadt patrulliren solle; bei diesen
trullen fand sich der König häufig ein, und wußte durch Freund-
hkeit den Kern dieser Mannschaft für sich zu gewinnen. Eben so be-
tzte er diese Gelegenheit, sich immer mehr Officiere zu eigen zu ma-
en. Während er den entscheidenden Moment vorbereitete, zeigte er
ne heitere unbefangene Stirn, und gab noch am Abend vor dem zur
usführung bestimmten Tag ein glänzendes Hoffest, bei dem er durch
ne frohe Laune alle Anwesenden belebte. Am folgenden Tage, den
. August 1772, begab sich der König nach einem Spaziergritt in den
eichsrath aufs Schloß, wo es zum ersten Mal zwischen ihm und ei-
gen Reichsräthen zu einem lebhaften Wortwechsel kam. Von hier aus
rfügte er sich zu Pferde nach dem Arsenal, wo er die dort aufziehen-
Wachtparade manövriren ließ. Während dessen versammelten sich,
Folge eines geheimen Befehls, die Officiere um ihn, auf die er rech-
n zu können glaubte, und begleiteten ihn nach dem Schlosse, wo eben
e Garde die Wache wechselte, und sowohl die abgehende als die auf-

ziehende gegenwärtig war. Mit dem Eintritt des Königs in das Schloß begann die Revolution. Der König versammelte in der Wachstube die Officiere um sich, eröffnete ihnen seinen Plan und foderte sie zur Unterstützung auf. Die meisten waren Jünglinge und durch den Gedanken an die Rettung des Vaterlandes augenblicklich gewonnen. Den drei ältern, die sich weigerten, ließ der König, ohne seine Fassung zu verlieren, den Degen abfodern. Alle übrige leisteten den Eid der Treue und des Gehorsams, und indem ihnen der König seine ferneren Befehle gab, band er ein weißes Tuch um den linken Arm, und bestimmte dies als das Zeichen, woran er seine Freunde erkennen würde. Des Königs Anrede an die Soldaten wurde von diesen mit beifälligem Zuruf erwidert. Hieranf ließ er die Zugänge zu dem Versammlungsaal des Reichsraths besetzen, und demselben ruhiges Verhalten befehlen, begab sich sodann unter dem Zujauchzen des Volks nach dem Arsenal, wo er sich des Artillerieregiments versicherte, und ließ durch öffentlichen Ausruf die Einwohner Stockholms zur Ruhe ermahnen, und anweisen, keinem andern als des Königs Befehle zu gehorchen. Es wurden Kanonen aufgeführt, Wachen vertheilt und mehrere Personen aus Vorsicht verhaftet. So war der entscheidende Schlag ohne gewaltsame Maßregeln geschehen, und der König begab sich nach dem Schlosse zurück, wo er die Glückwünsche der fremden Gesandten empfing, die er zur Tafel hatte einladen lassen. Am folgenden Tage leistete der Stadtmagistrat, unter dem allgemeinen Zuruf des Volks, auf dem großen Markte den Eid der Treue. Aber auch die Stände mußten die Revolution genehmigen und die neue Constitution anerkennen, durch welche die königliche Macht nicht sowohl auf Kosten der Stände als nur des Reichsraths wuchs. Sie wurden zu dem Ende auf den nächsten Tag zu einer allgemeinen Versammlung auf das Schloß beschieden, wo sie sich einzeln und ohne Gefolge einfanden. Der Schloßhof war mit zahlreichem Militär besetzt, gegen den Versammlungssaal Kanonen aufgepflanzt, und zu jeder Kanone ein Artillerist, mit einer brennenden Lunte in der Hand, gestellt. Der König erschien mit einem zahlreichen Gefolge von Officieren und in ungewöhnlichem Pomp, schilderte in einer kraftvollen Rede die Lage des Reichs, die Nothwendigkeit einer Reform, erklärte seine gemäßigten Absichten, und ließ die neue Constitution verlesen, die augenblicklich genehmigt, und durch Unterschrift und Eid bekräftigt wurde. Jetzt war alles geschehen; fast alle Staatsdiener blieben in ihren Aemtern; die Verhafteten wurden wieder in Freiheit gesetzt, und es folgte eine heitere beglückende Ruhe. Die nächsten Jahre war der König mit allem Ernste bemüht, sein Land zu beglücken; er bereisete es mehrmals, und nie ohne Belehrung für sich noch ohne Nutzen für seine Unterthanen. Nun aber ergaben sich auf dem Reichstage die Anzeichen künftiger Unruhen, die den König bewogen, ihn plötzlich aufzulösen. Ein Aufstand in Dalecarlien wurde durch Militärgewalt gedämpft. Im Herbst eben dieses Jahrs 1783 reisete Gustav durch Deutschland nach Italien, um die Bäder von Pisa zu gebrauchen, und ging im folgenden Jahre über Frankreich, wo er zugleich politische Zwecke verfolgte, nach Schweden zurück. Hier warteten seiner Unruhe und Ungemach. Eine Hungersnoth raffte Tausende seiner Unterthanen weg, die Reichsstände verwarfen fast alle seine Vorschläge und nöthigten ihn zu harten Opfern, und sein ungemäßigter Ehrgeiz verwickelte ihn in einen Krieg, der eben so verderblich für sein Land als demüthigend für seinen Stolz seyn mußte. Zwischen Rußland und der Pforte war der Krieg ausgebrochen. Gustav beschloß, einem alten Vertheidigungsbündnisse mit letzterer ge-

mäßig Rußland anzugreifen, von dessen Monarchin er sich für beleidigt hielt. Der Krieg ward erklärt, und eine beträchtliche Macht nach Finnland in Bewegung gesetzt. Als nun aber der König durch einen Angriff auf die Festung Friedrichsham seine Unternehmungen anfangen wollte, mußte er die unerwartete Kränkung erfahren, sich plötzlich von einem großen Theile seines Heeres verlassen zu sehen, welcher sich jedem Angriffskriege abgeneigt erklärte. Der König begab sich nach Haga, und von hier, Hilfe suchend, zu den Dalecarliern. Bald stand ein achtbares Heer freiwilliger Vaterlandsvertheidiger da, mit denen der König das von den Dänen bedrängte Gothenburg rettete, indeß der Aufstand bei der Finnländischen Armee, die mit den Russen einen Waffenstillstand geschlossen hatte, fortdauerte. Die dringende Lage des Reichs foderte die Zusammenberufung der Reichsstände. Um den Widersetzlichkeiten des Adels zu begegnen, ließ er einen geheimen Ausschuß erwählen, zu welchem der Adel 12, jeder der übrigen, dem Könige ergebenen, Stände 6 Mitglieder ernannte. Der Adel gab es darum nicht auf, dem Könige zu trotzen, der endlich, von den übrigen Ständen zur Anwendung aller ihm dienlich scheinenden Maßregeln aufgefodert, einen entscheidenden Schritt wagte, die Häupter des widersetzlichen Adels verhaften ließ, und die Annahme einer neuen Vereinigungs- und Sicherheitsakte erzwang, die ihm noch ausgedehntere Rechte, als bisher, einräumte. Nunmehr ward der Krieg mit höchster Anstrengung und wechselndem Glücke fortgesetzt. Blutige Schlachten wurden, besonders zur See, gewonnen und verloren; aber wie ritterlich auch Gustav die Uebermacht bekämpfte, so machte ihn doch die bedrängte Lage seines Reichs zum Frieden geneigt, der in der Ebene von Werelä am 14. August 1790 abgeschlossen ward. Statt die durch so vielfaches Unglück empfangene Lehre für die Zukunft zu benutzen, faßte er nur noch riesenhaftere Plane. In den Gang der Französischen Revolution beschloß er einzugreifen, und Ludwig XVI. gegen den Willen seiner Nation wieder auf den Thron zu setzen. Er wollte Schweden, Rußland, Preußen und Oestreich vereinigen, und sich an die Spitze dieses Bundes stellen. Zu dem Ende ging er im Frühling 1791 nach Spaa und Aachen, schloß mit Catharina einen Freundschaftsvertrag, und berief einen Reichstag in Gefle im Januar 1792, der nach 4 Wochen zur Zufriedenheit des Königs sich endigte. Aber hier war es, wo bereits ein Mordanschlag gegen ihn gefaßt und versucht worden war. Die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bielke und Pechlin, der Oberstlieutenant Liliehorn und mehrere Andere hatten sich verbunden, den König zu ermorden und die alte Aristokratie wieder herzustellen. Ankarström, der den König persönlich haßte, bot sich ihnen zum Werkzeug an. In Haga hatte ihn ein geheimes Grauen, in Gefle Mangel günstiger Gelegenheit an der Ausführung gehindert. Jetzt folgte er dem König nach Stockholm, und die Maskerade in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 wird unwiderruflich zur Ausführung des Verbrechens bestimmt. Kurz vor Anfang des Balls erhielt der König ein mit Bleistift geschriebenes Warnungsbillet, dennoch begibt er sich um eilf Uhr mit dem Grafen Essen auf die Redoute, tritt zunächst in eine Loge, und da alles ruhig bleibt, in den Saal. Hier umringt ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und indem ihm eine derselben (der Graf Horn) mit den Worten: „Gute Nacht, Maske!“ auf die Schulter klopft, wird der König von Ankarström durch einen Schuß im Rücken verwundet. Mit seltener Geistesgegenwart traf er die nöthigen Verfügungen; Ankarström mit seinen Theilnehmern wurde entdeckt. Indessen zeigte sich die Wunde

bald tödtlich, und [illegible]o verschied am 29. März, nachdem er noch mit ungetrübter Geistesheiterkeit die nöthigsten Geschäfte geordnet, und den Befehl selbst unterzeichnet hatte, seinen Sohn zum Könige auszurufen.

Gustav IV. Adolph, entsetzter König von Schweden, geboren am 1. Novbr. 1778. Nach dem traurigen Ende seines Vaters (Gustav III.) ward er am 29. März 1792 zum König proclamirt, und nachdem 4 1/2 Jahr lang sein Oheim und Vormund, der Herzog Carl von Südermannland (jetziger König von Schweden) die Regentschaft geführt hatte, trat er, bei erreichter Volljährigkeit (am 1. Nov. 1796), selbst die Regierung an; aber erst am 3. April 1800 ward er zu Norköping gekrönt und am 7. desselben Monats ihm gehuldigt. Betrachten wir die kurze Regierungsgeschichte dieses Monarchen, so drängt sich uns unwillkührlich die Bemerkung auf, welche wichtige Sache es um die Erziehung eines für den Thron bestimmten Fürsten ist, und wie bei schätzbaren Talenten, bei Verstand und Herzensgüte, Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit zum höchsten Unglücke führen. Sein Vater wollte einen beharrlichen consequenten Menschen aus ihm bilden, und man kann annehmen, daß Gustav IV. stets in dem Wahne gestanden hat, im Geiste seines Vaters zu handeln, wenn er mit eigensinniger Unbiegsamkeit alles seinem einmal angenommenen System unterordnen wollte. Er hatte zudem von seinem Vater einen Hang zum Ritterlichen geerbt, daher auch alle seine Schritte den Anstrich des Abenteuerlichen haben. Doch sehr vieles von dem Unbegreiflichen, das er that, ist seiner Abergläubigkeit zuzuschreiben, die hinlänglichen Nahrungsstoff, besonders in Jungs Schriften fand. Aus jener starren Beharrlichkeit und diesem verlockenden Wahn war des Königs Gustav IV. ganzes Wesen zusammengesetzt. Eine Folge jener sogenannten Consequenz war, daß er einst auf dem Punkt stand, einen blutigen Kampf mit Rußland zu beginnen, weil er verlangte, daß das Geländer einer Gränzbrücke auf der Russischen Seite mit Schwedens Farben angestrichen werden sollte, was ihm nicht gewährt werden konnte. Im Julius 1803 reisete er nach Deutschland, um den Kaiser und die Reichsfürsten für die damals ganz unausführbar scheinende Idee, die Bourbons an die Stelle des erblich gewordenen Consuls wieder an die Spitze der Französischen Regierung zu setzen, zu gewinnen. Es ist bekannt, wie bitter er dafür und für seine herausfodernden Aeußerungen bei Gelegenheit der Hinrichtung des Herzogs von Enghien in den französischen Amtsblättern gezüchtiget wurde. Gustav empfand diesen Hohn sehr tief, der gänzliche Bruch mit Frankreich, die Allianz mit Großbritannien und Rußland, und Spannung mit Preußen, dem er die Insignien des schwarzen Adlerordens zurückschickte, weil Napoleon sie auch erhalten habe, war die Folge seines immer heftiger aufglühenden Hasses gegen Frankreichs neuen Souverain. Ein müßiger Kopf hatte berechnet, daß in dem Namen „Napoleon Bonaparte" die Zahl 666 enthalten sey, und Gustav glaubte hierin das Thier in der Offenbarung Johannis zu erkennen, das nur eine kurze Zeit regieren würde, und zu dessen Sturze er berufen sey! Daher rührte sein Befehl an die Redakteurs der Zeitungen, den Namen des französischen Regenten „Monsieur Buonaparte" (wie man bis dahin in Schweden ihn geschrieben hatte) in „Napoleon Buonaparte" umzuändern. Jene mystische Ansicht von den Verhältnissen des Französischen Thrones trat nun förmlich an die Stelle jeder verständigen, nüchternen Ueberlegung und Beurtheilung und veranlaßte ihn zu dem sonderbarsten Betragen. Nicht genug, daß er die von Napoleon kurz vor dem Frieden von Til-

sit gemachten Friedensvorschläge verwarf, schlug er, selbst nach dem Frieden von Tilsit die von Rußland und Preußen gebotene Vermittelung aus. Durch seine Leidenschaftlichkeit, die ihn eine gleiche Sonderbarkeit in Ansehung des Russischen St. Andreas-Ordens begehen ließ, wie früher mit dem Preußischen Adler-Orden, und seine blinde Anhänglichkeit an England, stürzte er sein Volk in einen verderblichen Krieg mit Rußland, und ward aufs neue Preußens und Dänemarks Feind. Finnland ging verloren, und drohend stand eine Dänische Armee an der Gränze, die Norwegen von Schweden scheidet. Das Unglück, das auf Schwedens edler Nation lastete, brachte die Gemüther allmählig in Gährung; es bedurfte nur noch eines zündenden Funkens und die Flamme der Revolution schlug empor. Gustav selbst warf diesen Zünder, indem er in der ihn charakterisirenden Aufwallung seine Garden gegen sich erbitterte, und durch Ausschreibung einer neuen Kriegssteuer die Nation zum höchsten Unwillen reizte, welche ihre kostbarsten Kräfte in zwecklosen Anstrengungen aufreiben sah. Als er endlich sogar den einzigen Freund, der ihm bei seiner Politik noch geblieben war, England, von sich abstieß, weil diese Macht selbst ihn zu verständigern Ansichten zurückzubringen versuchte, worauf er auf alle Englische Kauffarteischiffe in den Schwedischen Häfen ein allgemeines Embargo legte; als es Jedem deutlich ward, daß er die Ruhe und Wohlfahrt seines Volkes ganz seinen Leidenschaften aufzuopfern fähig sey: da hielt sich diese Nation, groß im Charakter und stark in Willen und in der That, ihrer Pflicht gegen ihn für entbunden. Ein im tiefsten Dunkel entworfener Plan gedieh zur Reife. Die westliche Armee (nach der Norwegischen Gränze zu), versichert, daß die Dänen die Gränze nicht überschreiten würden, setzte sich in Marsch gegen Stockholm, wo unter den nächsten Umgebungen des in sich selbst schon unglücklichen Gustav's die Ersten der Verschworenen sich befanden. Eine Proclamation ward von diesen Truppen vertheilt, deren Aufnahme die allgemeine Stimmung des Volkes beurkundete. Nur noch 15 Meilen war die Armee von der Hauptstadt entfernt, als Gustav ihre Annäherung erfuhr. Von Haga aus, wo er sich mit seiner Familie befand, eilte er nach Stockholm, mit dem Vorsatz, sich dort gegen die „Empörer" zu vertheidigen. Doch er änderte diesen Plan; er wollte mit den in Stockholm befindlichen Truppen nach Linköping gehen. Die Bank sollte die Hauptstadt verlassen, zuvor aber zwei Millionen Thaler, oder doch den möglich größten Vorschuß an ihn zahlen. Die Commissarien verweigerten dies; Gustav wollte sein königliches Ansehn, seine Gewalt geltend machen; da ward gegen ihn Gewalt beschlossen; der Augenblick der Catastrophe war gekommen. So standen die Sachen am 12. März 1809 Abends. Der König arbeitete die ganze Nacht vom 12. auf den 13. März; alles war zu seiner Abreise bereit, die am 13. früh um 10 Uhr erfolgen sollte. Der Moment war da, wo er das Geld aus der Bank nehmen lassen wollte; drei Thore des Schlosses waren schon gesperrt. Alle Officiere waren, weil es gewöhnlicher Paradetag war, ohnehin bei dem Schlosse versammelt. Noch einmal wollten der Feldmarschall Klingspor und der General Adlerkreuz den Weg gütlicher Vorstellungen versuchen, doch Gustav beleidigte die Sprecher in seinem höchsten Zorn auf das empfindlichste. Er hatte sein Schicksal entschieden. Adlerkreuz holte den Hofmarschall Silfversparre und fünf Adjutanten, forderte dem Könige seinen Degen ab, und erklärte ihn zum Gefangenen im Namen der Nation. Gustav wollte den Degen gegen ihn gebrauchen; dieser ward ihm entwunden; zwei Leuchter, die er ergriff, warf er nach den Verbündeten,

und rief nach Hilfe. Da ward von einigen seiner Getreuen die verschlossene Thür erbrochen; doch von 30 hinzuströmenden andern Mitverschwornen wurden sie überwältiget. Während dieses tumultuarischen Auftritts war Gustav entflohen. Doch noch auf der Treppe ward er ergriffen; einer seiner Bedienten trug ihn zurück in sein Zimmer, wo er in bewußtlose Wuth gerieth. Alle Zugänge des Schlosses wurden nun mit Wachen besetzt. Schon nach Mittag verkündigte eine Proclamation des Herzogs Carl von Südermannland, daß er die Regierung übernommen habe. Die Thronrevolution war in diesen wenigen Stunden vollendet. Jetzt zeigte Gustav eine stille Ergebung; vielleicht war auch hier seine religiöse Schwärmerei die Quelle seines Gemüthszustandes. Nachts um 1 Uhr brachte man ihn nach Drotningholm; seine Gemahlin mußte mit ihren Kindern in Haga bleiben. Am 24. März ward er nach Gripsholm, einem seiner liebsten Aufenthaltsorte versetzt. Hier stellte er am 29. März eine förmliche Entsagungsakte aus, die endliche Bestimmung seines Schicksales von dem Reichstag erwartend, in dessen erster Sitzung (10. Mai) man ihm, als dem bisherigen Könige und Herrn, Treue und Gehorsam feierlich aufsagte und sowohl ihn, als seine leiblichen, gebornen und ungebornen Erben, der Krone und der Regierung Schwedens für jetzt und die Folgezeit verlustig erklärte. Darüber ward eine förmliche Akte ausgefertigt. In Gripsholm beschäftigte der entthronte König sich vorzüglich mit der Offenbarung Johannis; er wünschte Schweden verlassen und nach England gehen zu können. Die Reichsstände setzten ihm nun, auf des neugewählten Königs, Carl XIII., Antrag ein jährliches Einkommen für sich und seine Familie von 66,666 Thalern 32 Schillingen aus; sein eigenes Privatvermögen, das seiner Gemahlin und seines Sohnes belief sich auf 684,417 Thlr., wovon die jährlichen Zinsen 36,168 Thlr. betrugen, welche die Stände bis auf jene Summe erhöheten. Einen neuen ihm bestimmten Aufenthalt auf der Insel Wisings-Oe bezog er nicht. Von Gripsholm aus ging er nach Deutschland und der Schweiz, wo er etliche Jahre lebte. Im Jahr 1812 machte er bekannt, daß er sich (als ein Abkömmling des Herzogs Adolph von Holstein-Gottorp) in Zukunft als Graf von Gottorf unterzeichnen werde; im folgenden Jahre aber erklärte er, daß er sich künftig Herzog von Holstein-Eutin nennen werde, weil ihm der König von Dänemark die Erlaubniß versagt habe, anders als auf eine bestimmte Zeit sich in Holstein niederzulassen. Er trennte sich freiwillig von seiner Gemahlin, der Prinzessin Friederike Dorothee Wilhelmine von Baden und seinen 4 Kindern, und die Ehe wurde auf sein Verlangen aufgehoben. Im Anfange des J. 1815 verbreitete sich das Gerücht, er sey entschlossen, das gelobte Land zu besuchen. Er hatte deßhalb auch eine Ankündigung in französischer Sprache verfaßt, und darin 10 Männer als Reisegefährten eingeladen, auch Triest als den Versammlungsort bestimmt. Zwar widersprach er diesem Gerüchte in öffentlichen Blättern; dessen ungeachtet schiffte er sich, in der besagten Absicht, auf einem bewaffneten Handlungsschiffe unter spanischer Flagge ein, und kam am 19. Oct. in Corfu an. Von dort begab er sich nach Preveſa, an der Küste von Albanien, der fromme Plan einer Wallfahrt nach Jerusalem wurde aber nicht ausgeführt. Denn schon am 28. Febr. 1816 kam der Reisende wieder in Ancona an. Im April erschien er zu Augsburg, von wo er seinen Weg nach Leipzig fortsetzte. Im Juli 1816 erklärte er im Journal de Francfort, daß er seinen bisher geführten Titel, als Herzog von Holstein-Eutin, ablege, und sich künftig blos G. A. Gustafssohn unterzeichnen werde.

Zur nämlichen Zeit bezog er eine Privatwohnung zu Frankfurt am Main.

Gut, höchstes. Unter dem höchsten Gute wird ein solches verstanden, welches in Ansehung seines Werthes über alle andere Dinge, die man etwa auch als Güter betrachten möchte, erhaben ist. Es wird also nicht als Mittel für irgend einen andern Zweck, sondern als Zweck an und für sich selbst, als das letzte Ziel alles menschlichen Strebens betrachtet, und heißt daher auch der Endzweck der Vernunft. Was nun das für ein Gut eigentlich sey, darüber ist von ältern und neuern Philosophen viel gestritten worden. Einige gaben die Tugend dafür aus, andere das Vergnügen oder auch die bloße Schmerzlosigkeit; noch andre die Glückseligkeit, wobei sie aber wieder sehr uneinig waren, worin die Glückseligkeit des Menschen eigentlich bestehe. Kant wollte diesen Streit dadurch schlichten, daß er behauptete, das höchste Gut bestehe in einer solchen Verbindung der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit, daß jedem gerade so viel Glückseligkeit zu Theil werde, als er durch Sittlichkeit würdig sey. Aber auch diese Entscheidung befriedigte nicht. Denn es würde auf diese Art immer etwas Zufälliges (was vom Glück abhängt und in keines Menschen Gewalt steht) als Bestandtheil des höchsten Gutes betrachtet. So etwas aber kann nicht das letzte Ziel des menschlichen Strebens seyn. Als solches kann nur die Seligkeit betrachtet werden, die zwar, wiefern sie als vollkommene Selbstzufriedenheit gedacht wird, von dem Menschen, der sich als endliches oder beschränktes Wesen immer gewisser Unvollkommenheiten bewußt bleibt, in keinem Zeitpunkte seines Daseyns vollständig erreicht werden, der er sich aber doch immerfort mehr und mehr annähern kann, je mehr er an seiner Vervollkommnung arbeitet. Man wird also sagen müssen: Gott, das unendliche und vollkommne Wesen, ist stets im Besitze des höchsten Gutes (der Seligkeit), und eben darum heißt dieses Wesen Gott (von gut — das gute Wesen im höchsten Sinne des Worts), der Mensch aber, als ein endliches und unvollkommenes Wesen strebt blos immerfort nach dem Besitze des höchsten Gutes, indem er sich selbst ins Unendliche zu vervollkommnen sucht. Siehe Glückseligkeit. D.

Gut und Böse. Diese beiden Ausdrücke werden in zweifacher Bedeutung gebraucht. Einmal versteht man darunter, was schlechthin oder um sein selbst willen gut und böse ist. Man nennt dies auch das absolut- oder sittlich-Gute und Böse. Sodann versteht man auch darunter, was bedingungsweise oder um eines andern willen gut und böse ist. Dies nennt man auch das relativ- oder bedingt-Gute und Böse. Gut und Böse heißt also bald so viel als recht und unrecht, was durch das Sittengesetz geboten oder verboten ist; bald so viel als nützlich und schädlich, was irgend etwas Angenehmes oder Unangenehmes hervorbringt. Wenn daher menschliche Handlungen beurtheilt werden sollen, ob sie gut oder böse seyen, so muß vor allen Dingen bestimmt werden, in welcher Hinsicht?, denn anders muß das Urtheil ausfallen, wenn man fragt, ob eine Handlung recht oder unrecht, als wenn man fragt, ob sie nützlich oder schädlich sey. D.

Guthrie s. Geschichte.

Gutschmid (Christian Gotthelf Freiherr von) gehörte zu den seltenen Männern, die in ihrer öffentlichen Wirksamkeit eben so ruhmwürdig und groß, als in den einfachen Verhältnissen des Menschenlebens musterhaft und ehrwürdig sich zeigten. Sein Vater war Prediger in dem, nicht weit von Cottbus gelegenen, Dorfe Kahren; wo Gutschmid am 12. December 1721 geboren ward. Als er unter des

Vaters Aufsicht einige Zeit von Privatlehrern war unterrichtet worden, ging er 1740 auf die Universität zu Halle, um sich der Gottesgelehrtheit zu widmen, gab eine Zeitlang Unterricht in der blühenden Lehranstalt des Hallischen Waisenhauses, bemerkte aber bald, daß das Predigeramt für ihn, seiner schwachen Brust wegen, nicht angemessen sey, und faßte daher den Entschluß, sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Die drei großen Rechtslehrer, Just Henning Böhmer, Heineccius und Ludewig, leiteten seinen Fleiß und seine Fortschritte in diesem Gebiet. Als er seine Studien geendiget hatte, übte er sich bei dem damaligen Amtmann in Dahme in juristischen Arbeiten, und lebte dann einige Zeit im väterlichen Hause, bis er endlich im Jahre 1748 als Führer eines Sächsischen Edelmannes nach Leipzig ging. Hier ward er 1750 Advocat und Doktor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er eine Abhandlung schrieb, worin er die Grundsätze darlegte, welche späterhin den Staatsmann in Ansehung der Handelspolitik leiteten. Er stellte darin die Behauptung auf, daß freier Handel den Wohlstand und die Bevölkerung eines Landes erhöhe und überhaupt die Staatskräfte vermehre, und daß ein Handelsstaat auch bei öffentlicher Noth sich leichter und schneller wieder aufrichten könne, als derjenige, der keinen Handel hat. Von dieser Zeit an hielt er öffentliche Vorlesungen, und ward 1756 öffentlicher Lehrer des Lehnrechts. Seine schriftstellerischen Arbeiten empfahlen ihn den obern Landesbehörden. Er kam 1758 als Hofrath und geh. Referendar nach Dresden, und wurde in den nächsten Jahren zu verschiedenen politischen Sendungen gebraucht. 1762 ward er geheimer Archivar und zu gleicher Zeit Mitglied der Restaurations-Commission, welche die Mittel vorbereiten sollte, die Wunden zu heilen, die der Krieg dem Lande geschlagen hatte. Seine gründlichen Einsichten und seine eifrige Thätigkeit trugen viel bei, den glücklichen Erfolg dieser, alle Zweige der Staatsverwaltung umfassenden, schwierigen Bemühungen in kurzer Zeit herbeizuführen. 1763 ward er mit dem damaligen geh. Rath und nachherigen Conferenzminister von Fritsch zu den Friedensunterhandlungen nach Hubertsburg gesandt, und bald darauf gab ihm die Stadt Leipzig einen Beweis ihres Andenkens und ihrer Achtung, als sie ihm die Stelle eines Bürgermeisters übertrug. Obgleich er diese Stelle erst 1771 förmlich niederlegte, so blieb er doch nur kurze Zeit in Leipzig, da er noch vor Ende des Jahres in einen neuen einflußreichern Wirkungskreis wieder nach Dresden gerufen ward. Kurfürst Christian ernannte gleich nach seinem Regierungsantritte den verdienten Mann zum geheimen Assistenzrathe, wobei ihm zugleich der ehrenvolle Auftrag ward, dem Kurprinzen Friedrich August in der Rechtslehre und in den Staatswissenschaften Unterricht zu ertheilen. Der edle Fürst, der während seiner kurzen Regierung so eifrig für das Wohl seines Volkes sorgte, bewies ihm auch dadurch sein Vertrauen, daß er ihm den Auftrag gab, ein neues Gesetzbuch zu entwerfen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Gutschmid von dieser Zeit an bis zu seinem Tode neben andern wichtigen Staatsgeschäften diesen Auftrag nicht aus den Augen verloren habe, es läßt sich indeß nicht bestimmen, wie viel von ihm vorgearbeitet worden, da nach seinem Tod alle Schriften, die auf öffentliche Geschäfte sich bezogen, an das geheime Kabinet abgeliefert werden mußten. Bekannt aber ist es, daß er an den vielen Verbesserungen, die besonders in der Strafgesetzgebung vorgenommen wurden, den entschiedensten Antheil hatte. Im J. 1766 ward Gutschmid Vicekanzler der Landesregierung, und setzte dabei sowohl den Unterricht des Kurprinzen, als seine Arbeiten im Kabinet un-

unterbrochen fort. Zwei Jahre später entwarf er einen umfassenden Plan zu einer vereinfachten Verwaltung der Staatseinkünfte. Der jetzige König ernannte gleich nach seinem Regierungsantritte eine Commission, wozu auch Gutschmid gezogen ward; sie sollte diesen Theil der Staatsverwaltung untersuchen und die Mittel erwägen, Einnahme und Ausgabe aller Cassen in ein richtiges Verhältniß zu bringen. Auf das Gutachten der Commission ward Gutschmids Entwurf genehmigt, dem Sachsen den blühenden Zustand seiner Finanzen und seinen selbst bis jetzt noch unverminderten Kredit verdankt. Mit einer eben so eingreifenden Thätigkeit wirkte Gutschmid auf andre Zweige der Staatsverwaltung, besonders auf die Verbesserung der Rechtspflege überhaupt; und die wichtigsten Schritte, welche in dieser Hinsicht geschahen, wurden von ihm vorgeschlagen, oder doch durch seine thätige Theilnahme zur Ausführung gebracht. Während der Anwesenheit des Kaisers Joseph II. in Dresden ward Gutschmid in den Reichsfreiherrnstand erhoben und im J. 1770 ernannte der Kurfürst ihn „wegen seiner Einsicht, Gelehrsamkeit, Erfahrung und stattlichsten Begabnisse" zum Conferenzminister mit Sitz und Stimme im geheimen Consilium, und übertrug ihm bald darauf auch das Direktorium bei der Ober-Rechnungsdeputation. 1790 ward er Kabinetsminister und Staatssekretär der innern Angelegenheiten. Er erwarb sich auch in diesem umfassendern Wirkungskreise die dankbare Verehrung des Inlands und die Achtung des Auslandes. Gutschmid war ein Mann von unermüdeter Thätigkeit, und nichts fürchtete er mehr, als ein kraftloses, zu Geschäften untüchtiges Alter. Arbeiten oder Sterben! pflegte er oft zu sagen. Die Stunden, welche seine Amtsgeschäfte ihm frei ließen, widmete er den Seinigen und dem Bücherlesen. Sein edles frommes Gemüth kannte nicht Haß, noch Feindschaft. Auch an denjenigen Männern, welche in Denkart und Gesinnung ihm ganz unähnlich waren, schätzte er, wenn ihn seine Verhältnisse in nähere Verbindung mit ihnen brachten, die Vorzüge und Geschicklichkeiten, wodurch sie achtungswerth waren, und selbst gegen diejenigen, welche neidisch ihm Hindernisse entgegen setzten, verrieth er nie Unwillen, sondern erwartete, redlicher Absicht sich bewußt, seine Rechtfertigung von dem Erfolge. Die ununterbrochenen Geistesanstrengungen, welche er sich auflegte, hatten seine feste Körperkraft auch im hohen Greisenalter nicht erschöpft, und bis an sein Ende blieb ihm der volle Gebrauch seiner Sinne. Erst in den letzten Jahren seines Lebens begann seine Gesundheit zu wanken. Die angreifenden Zufälle, woran er litt, hielten ihn aber nicht ab, seine Amtsgeschäfte zu besorgen; noch sechs Tage vor seinem Tode hatte er den wöchentlichen mündlichen Vortrag in dem Kabinet, und verordnete, so matt er war, noch einmal selber die beschlossenen Ausfertigungen. Am 26. Dec. 1798 ward er vom Schlage getroffen, und kaum hatten die angewendeten Heilmittel seine Kräfte wieder aufgerichtet, als er sich schon in seinen Geschäftskreis zurückwünschte; aber vier Tage später bekam er einen neuen Anfall, der ihn völlig betäubte, und wenige Stunden nachher beschloß er sein Leben. Bei dem Eintritt in seine Laufbahn blutete Sachsen an allen Wunden des Krieges, und sein sterbendes Auge sah es im blühendsten Wohlstand. Einen solchen Zustand herbeizuführen, als treuer Rathgeber und Gehilfe seines Fürsten, war seine Lebensarbeit gewesen, und dieses Verdienst sichert ihm der Nachwelt dankbares Andenken. R.

Guttenberg (Johann). Dieser berühmte Deutsche, der als der wahre Erfinder der Buchdruckerkunst anzusehen ist, hieß eigentlich

Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch von Guttenberg, war aus ritterlichem Geschlecht um das Jahr 1400 zu Mainz geboren, und starb eben daselbst 1468. Von seiner Erfindung und deren stufenweiser Ausbildung s. Buchdruckerkunst.

Gutturalbuchstaben, Kehlbuchstaben, d. h. solche, die vorzüglich durch die Kehle ausgesprochen werden, z. B. b, ch, k.

Guy von Arrezzo oder Guido Aretin. So berühmt dieser Name in der Musik ist, eben so schwierig ist es doch, die Gründe dieser Berühmtheit genau zu erörtern. Wenn man der öffentlichen Stimme und den Versicherungen vieler Schriftsteller glauben darf, so ist Guido der Vater und Schöpfer der neuern Musik, erfand die Tonleiter, oder erweiterte sie doch, und führte die Punkte, welche noch jetzt zur Bezeichnung der Noten dienen, und die sechs Musiksylben ut, re, mi, fa, sol, la, ein, die bei dem damals eingeschränkten Gesange zur Bezeichnung der nöthigen Töne (c, d, e, f, g, a) hinreichend waren. Auch wird er als Erfinder der Musik-Schlüssel und des Monochords genannt. So wenig sich diese Angaben mit Gewißheit erörtern lassen, eben so liegen die Umstände seines Lebens in Dunkelheit. Wie es scheint, ward er gegen das Ende des 10. Jahrhunderts geboren, und trat früh in das Benediktinerkloster von Pomposa in Ferrara, wo er eine Musikschule errichtete, in welcher er sich der von ihm gemachten Erfindungen bediente, und in ungleich kürzerer Zeit, als es bei den bisherigen unvollkommenen Methoden möglich gewesen war, geschickte Schüler bildete. Er wurde darüber von seinen Collegen und Nebenbuhlern angefeindet, und sah sich genöthigt, in ein anderes Kloster überzugehn, kehrte jedoch vielleicht später dahin zurück. Papst Johannes XIX. (nach Andern XX.), bis zu welchem sein Ruf gedrungen war, lud ihn durch drei Abgeordnete zu sich. Guy erschien in Rom, machte seine Methode auch hier bekannt, und erwarb sich den Beifall des Papstes, so wie allgemeine Bewunderung. Seine Werke, welche ein großes Studium in der Tonkunst sowohl, als auch der Werke seiner Vorfahren verrathen, sind erst nach fast 800 Jahren von dem Abt Gerbert in den Klosterbibliotheken entdeckt und bekannt gemacht worden.

Guyana, ein beträchtliches Land in Südamerika, zwischen dem Ocean, dem Amazonenfluß, dem Oronoko und dem Rio-Negro, welches unter Spanien, Frankreich und Portugal getheilt ist, größtentheils aber noch von freien Indianern bewohnt wird, als Caraiben, Galiben, Ottomachen, Arowaren, Maysuren, welche sich durch Tapferkeit und Grausamkeit furchtbar machen. Die Franzosen besitzen ihren Antheil, seit 1664, und einer der Hauptplätze darin ist Cayenne (s. d. Art.) Der Spanische Antheil mit der Hauptstadt St. Thomas de Guyana ist wenig bekannt; der Portugiesische endlich ist von dem Französischen durch den Amazonenfluß getrennt, und enthält die Forts Makapa und Paru am Marannon. (Am 12. Jan. 1809 wurde Cayenne, welches damals eins der 127 Departements des französischen Reichs ausmachte, von den Engländern genommen, durch den Pariser Frieden aber wieder zurückgegeben.) Das Klima des Landes ist, neueren Nachrichten zufolge, nicht so ungesund, wie man früher geglaubt hat: es soll vielmehr gesünder, als in den übrigen Westindischen Colonien seyn. Es gibt nur zwei Jahreszeiten, die trockne (vom Juni bis September) und die Regenzeit. Das Land ist sehr fruchtbar und durch Anlegung von Gräben jetzt auch in den Niederungen urbar gemacht, wozu besonders der Gouverneur, Baron Beßner, ein Deut-

scher, viel beitrug. Die bedeutendsten Produkte sind Baumwolle, Indigo, Kaffee, Zucker, Cacao, Tabak; auch gedeihen Zimmt, Gewürznelken und Ananas. Ueberdies gibt es viel Wildpret, Fische und Vögel.

Guyton Morveau s. Räucherungen.

Gyges, ein Günstling des lydischen Königs Kandaules, welcher, um ihn von der Schönheit seiner Gemahlin durch den Augenschein zu überzeugen, ihm dieselbe einst zeigte, als sie sich entkleidet niederlegte. Diese Unverschämtheit erzürnte die Königin dermaßen, daß sie dem Gyges die Wahl ließ, entweder ihren Gemahl zu ermorden, und als ihr Gatte das Königreich zu beherrschen, oder selbst seine strafbare Neugier mit dem Tode zu bezahlen. Gyges ermordete daher, nachdem er vergebens den Entschluß der Königin bestritten hatte, den Kandaules, und ward von dem Delphischen Orakel in der Herrschaft bestätigt. Die Fabel spricht von einem Zauberringe, den Gyges als Hirt in einer unterirdischen Höhle gefunden, und welcher die Kraft gehabt habe, seinen Besitzer unsichtbar zu machen, sobald dieser den Stein desselben einwärts gekehrt. Mit Hilfe dieses Ringes soll er die Umarmungen der Königin genossen und seinen Herrn ermordet haben. Den Ring des Gyges besitzen, wurde nachher sprichwörtlich bald von wankelmüthigen, bald von boshaften und listigen, bald von glücklichen Leuten gebraucht, die alles, was sie wünschen, erlangen.

Gymnasium hieß bei den Spartanern der öffentliche Ort, wo die Jugend sich nackt (daher auch der Name, von Gymnos, nackt) im Springen, Laufen, dem Werfen mit der Wurfscheibe und der Lanze, dem Ringen und Faustkampf oder dem sogenannten Fünfkampf (Pentathlon, quinquertium) übte. Dieses Spartanische Institut wurde nachher in den meisten Städten Griechenlands und zu Rom unter den Cäsarn nachgeahmt, blieb aber nicht auf die körperlichen Uebungen eingeschränkt, sondern dehnte sich auch auf die Uebungen des Geistes aus, indem hier die Philosophen, Rhetoriker und Lehrer anderer Wissenschaften ihren Unterricht ertheilten. In Athen waren fünf Gymnasien, unter denen die Academie, das Lyceum und Kynosorges die drei berühmtesten waren. In dem ersten lehrte Platon, in dem zweiten Aristoteles, in dem dritten Antisthenes. Diese Gymnasien waren in den ältesten Zeiten blos freie, geebnete, mit einer Umfassung eingeschlossene Plätze mit Abtheilungen für die verschiedenen Spiele. Um Schatten zu erhalten, pflanzte man Reihen von Platanen. Nachher wurden die Alleen in Säulengänge verwandelt, und unter diesen verschiedene Behältnisse angelegt; endlich wurden die Gymnasien eine Menge an einander hängender Gebäude, die geräumig genug waren, mehrere Tausende zu fassen. Von der Einrichtung und Anordnung derselben hat Vitruv in seinem Werk über die Baukunst (5, 11.) eine genaue Beschreibung gegeben. Indeß enthielten manche Gymnasien bald mehr, bald weniger Theile, alle aber außerdem noch eine Menge anderer Verzierungen. Hier fand man die Statüen und Altäre des Merkur und Herkules, als der Götter, denen die Gymnasien geheiligt waren, oft auch des Theseus, als des Erfinders der Kunst zu ringen; Statüen von Helden und berühmten Männern, Gemälde und Basreliefs, Gegenstände der Religion und Geschichte darstellend. Eine gewöhnliche Verzierung der Gymnasien waren Hermen. So versammelte sich hier alles, was Jünglinge in den Künsten des Friedens und Krieges unterrichten, erheben und begeistern konnte, und der Staat, Künste und Wissenschaften erhielten sich blühend, so lange die Gymnasien gehörig

unterhalten und geschützt wurden. Mehrere Aufseher und Lehrer waren hier angestellt. Der Vorsteher hieß Gymnasiarch, die Lehrer der gymnastischen Uebungen Gymnasten, die Vorsteher dieser Uebungen Pädotriben, welche nur mit dem Praktischen zu thun hatten, während die Gymnasten die Theorie lehrten. Xystarchen hießen die, welche den Uebungen in den Xysten (Stadien) vorstanden. Bisweilen nennt man ein solches Gymnasium auch Palästra, welche eigentlich nur der Theil war, wo diejenigen, welche sich förmlich zu Athleten, d. h. zu Kämpfern in den öffentlichen Spielen bilden wollten, im Fünfkampf geübt wurden. Ignara ist der Meinung, daß zu der Zeit, wo die Philosophen u. A. hier zu lehren anfingen, ein Unterschied zwischen Gymnasium und Palästra gemacht worden sey; diese habe nun den Platz für die körperlichen Uebungen, jenes den Platz für den geistigen Unterricht bezeichnet. In diesem Sinn hat man denn auch in neueren Zeiten die öffentlichen gelehrten Schulen, in denen man die Schüler auf die Universität vorbereitet, Gymnasien genannt. In Rom hatte man zur Zeit der Republik keine Gebäude, die man mit den Griechischen Gymnasien vergleichen könnte, unter den Cäsaren aber lassen sich die öffentlichen Bäder damit vergleichen und man kann sagen, daß die Gymnasien in den Thermen untergingen. dd.

Gymnastik nennt man die Kunst, dem Körper nach den Regeln durch Uebungen Fertigkeit, Behändigkeit, Dauerhaftigkeit und Gesundheit zu verschaffen, kurz, die Kunst der Leibesbewegungen. Wort und Sache sind Griechischen Ursprungs, denn in Griechenland bildete man zuerst diese Bewegungen zur Kunst aus (s. Gymnasium). Man unterschied daselbst drei Arten von Gymnastik, die kriegerische, welche sich auf das Bedürfniß des Angriffs und der Vertheidigung bezog, die medicinische, welche die Erhaltung der Gesundheit bezweckte, und die athletische, die berühmteste unter allen, welche ihren Ursprung dem Vergnügen verdankt, und dem Verlangen, von seiner Kraft und Geschicklichkeit öffentliche Beweise abzulegen. Die erste Art bestand in Uebungen des Laufens zu Fuß, Pferd und Wagen, im Springen, Ringen, Werfen und Bogenschießen; die zweite vereinigte mit einigen der ersten Tanz, Ballspiel, Bäder und Salbungen, und der Arzt Heradikos soll sie, kurz vor Hippokrates, in die Medicin eingeführt haben; zur dritten Art gehörte alles, wessen ein Athlet bedurfte, um in den öffentlichen Spielen den Sieg zu erhalten. Diese dritte Art nennt man bald Athletik, weil die Uebung im Kämpfen bestand, bald Gymnik, weil man nakt kämpfte, bald Agonistik, weil sie Hauptgegenstand der öffentlichen Spiele war. Um diese Kunst zu üben, reichte man mit den gewöhnlichen Vorbereitungen der Gymnasien nicht aus, sondern bedurfte noch ganz anderer und schwererer in der Palästra. Durch eine eigends dazu angeordnete Lebensart wurden die Athleten zu ihrer Kunst vorbereitet. Man sieht übrigens leicht, daß diese Eintheilung mehr zufällig ist, als in dem Wesen der Kunst selbst gegründet, und daß sie keineswegs alle hier aufzuführenden Uebungen umfaßt. Abgesehen von aller Anwendung, zerfallen die Leibesbewegungen in zwei Klassen: 1) in solche, die allein durch die eigne Bewegung des Körpers vollbracht werden, und 2) solche, zu denen noch ein fremdes Bewegbares hinzukommt. Zu der ersten Klasse gehört Gehen, Balanciren, Laufen, Tanzen, Springen (Voltigiren), Klettern, Werfen, Schleudern, Ringen, Fechten, Schwimmen, zu der andern Reiten und Fahren. Sollen alle diese Uebungen wahrhaft gesetzmäßig getrieben werden, so muß die ganze Kunst der Gymnastik von einer, in den Ge-

setzen der Mechanik begründeten, Theorie ausgehen. Um eine solche hat sich die neuere Zeit Verdienste erworben, in welcher man den ungemeinen Nutzen dieser kunstmäßig betriebenen Uebungen wieder gehörig gewürdigt, und sie in mehreren pädagogischen Instituten mit Recht wieder eingeführt hat. Besondere Verdienste um die Theorie und die pädagogische Anwendung erwarb sich Guths Muths, dessen hieher gehörige Schriften vorzügliche Empfehlung verdienen. In Berlin hat der D. Jahn seit einigen Jahren angefangen, diese Uebungen wieder zu Zwecken des Staats, in einer öffentlichen dazu angelegten Schule, zu betreiben, und hat hiemit ein nachahmungswürdiges Beispiel aufgestellt. Siehe F. L. Jahn und E. Eiselen, die deutsche Turnkunst, zur Einrichtung der Turnplätze dargestellt. m. K. gr. 8. Berl. 1816. dd.

Gymnosophisten nannten die Griechen die Indischen Philosophen, weil sie, der Sage nach, unbekleidet gingen. Von ihren philosophischen Systemen haben wir sehr unvollkommene Nachrichten, und wissen nur so viel, daß sie das Wesen der Philosophie in stete Contemplation und in die strengsten ascetischen Uebungen setzten, wodurch sie die Macht der Sinnlichkeit zu bekämpfen suchten. Sie verbrannten sich oft lebendig selbst, um desto eher in einen reinen Zustand überzugehen, wie z. B. Calanus in Alexanders Gegenwart, und Zarimarus zu Athen, als August sich daselbst befand. Die Unbekanntschaft der Alten mit Indien machte übrigens, daß man viel Wunderbares von ihnen erzählte.

Gynäceum. (Gynäkeion. Gynäkonitis). Die Griechen lebten mit ihren Frauen nicht nach der Weise der Neuern in einer engen freundschaftlichen Vertraulichkeit, sondern in einer gewissen Absonderung, welche aus den frühern Zeiten der Rohheit zurückgeblieben war, wo die Weiber als Sklavinnen und Eigenthum der Männer angesehen wurden. Jene bewohnten daher auch einen abgesonderten Theil des Hauses, welcher Gynäceum (Frauengemach, Frauenzwinger) hieß, und in dem innern entlegensten Raume des Hauses, noch hinter dem Hofe, befindlich war.

Gyps oder schwefelsaurer Kalk wird fast in ganz Europa und in den übrigen Erdtheilen angetroffen, und macht häufig 20 bis 25 Lachter, manchmal aber auch nur 1 Fuß mächtige Lager in Flötzgebirgen aus, welche mit Flötzkalk, Stinkstein und Schieferthon abwechseln; ja oft macht er sogar das Tagegebirge aus; allein sie erreichen nie eine beträchtliche Höhe, und alle Gypsgebirge haben das Charakteristische, daß sie Versteinerungen aus der organischen Welt enthalten. Oryktognostisch unterscheidet man die Gypsgattung, welche überhaupt als Folge ihrer leichten Auflöslichkeit sehr krystallinisch ist, durch 5 Arten, als: 1) erdigen Gyps, auch Himmelsmehl, Gypsmehl u. s. w., von seiner bröcklichen Gestalt genannt; 2) dichten Gyps oder Alabaster; 3) fasrigen Gyps, auch Strahlgyps und Federgyps genannt; 4) körnigen Gyps, und 5) spathigen Gyps, auch Frauneis und Marienglas genannt. Der Gyps wechselt in seinen Farben mannigfaltig ab. Die weiße Farbe geht durch alle Schattirungen der grauen, rothen, gelben, braunen, aschfarbigen, rauchfarbigen und grünen, so wie bisweilen wiederum einige dieser Farben sich ins Weiße, oder aus dem Braunen ins Gelbe, Rothe u. s. w. ziehen, und oft auch mehrere dieser Farben streifen- und fleckenweise bunt unter einander laufen. In ökonomischer Hinsicht braucht man den erdigen Gyps als ein chemisches Düngmittel blos in seinem natürlichen Zustande; eben so auch die andern Arten

Gyps im letztern Zustande zu Mehl gemahlen, zur Verbesserung der Felder, Wiesen und Weideplätze, wegen seiner oben gedachten leichten Auflöslichkeit. Wenn der Gyps in reinen, dichten und festen Massen, schön gefärbt oder ganz weiß polirfähig vorkommt, so wird er Alabaster genannt, welches griechische Wort eigentlich eine Salbenbüchse bedeutet. Weil die alten Künstler vorzüglich aus dem weißen Gypse Salbenbüchsen dreheten, nannte man diesen Gyps selbst Alabaster. Sowohl die bessern als schlechtern Gypsarten braucht man in mehrern Gegenden als Mauersteine; allein wegen ihrer leichten Auflöslichkeit sind sie die schlechtesten Steine, die man anwenden kann. Der faserige und körnige Gyps werden roh pulverisirt als Streusand, zum Scheuern der messingenen und kupfernen Gefäße und zum Putzen des Silbers gebraucht, weil er den Schmutz leicht wegnimmt, ohne Risse zu verursachen. Weil der Gyps für sich unschmelzbar ist, macht man aus dem pulverisirten in Vermischung mit Formsande die zum Gießen der Metalle erfoderlichen Formen daraus. Den eisenschüssigen Gyps setzt man in Glashütten der Fritte zu, um ein gelbes Glas zu erhalten, und weißen Gyps zum grünen Glase. Den weißen, ganz von Eisentheilen reinen Gyps setzt man sowohl dem Steingut als auch dem Porcelan bei, dessen Glasur vorzüglich durch Gyps bewirkt wird. Den Gypsmörtel braucht man auch noch zu Zimmerdecken, zu den Wänden, zu den Fußböden und zu Stukkaturarbeiten; verfertiget daraus künstlichen Marmor für den innern Raum trockener Gebäude, verarbeitet ihn zu Schreibtafelblättern für Bleistifte, zu Modellen der Bildhauer, zu hohlen Statüen, Büsten, Verzierungen: er macht die gewöhnliche Grundmasse der Pastelfarben aus für Porträtmalerei; bietet das schicklichste Mittel dar, um das sogenannte Reaumürsche Porcelan aus Glas zu verfertigen u. s. w. Der verbrannte oder ausgeglühte Gyps ist ein mechanisches Gift für den thierischen Körper, weil er im Magen zu Stein gerinnt und zu Entzündungen der Eingeweide Gelegenheit gibt. Man hat sehr traurige Erfahrungen davon, weil man in Theuerungen aus Unwissenheit zuweilen Gyps unter das Mehl mischte, um den Unterhalt zu verlängern.

Gyromantie (von den griechischen Worten Gyros Kreis, und Mantia, Weißagung)- ist die Wahrsagekunst mittelst gewisser Kreise, welche der Wahrsager mit allerlei Feierlichkeiten beschreibt, und in denen er unter Hersagung von mysteriösen Zaubersprüchen und andern geheimnißvollen Gebräuchen umhergeht, wodurch seine Kunst in den Augen des Unerfahrnen, der an übernatürliche Dinge zu glauben geneigt ist, um so wunderbarer und zuverlässiger erscheint.

H.

H bezeichnet im neueren Tonsystem die siebente diatonische Klangstufe, oder die zwölfte und letzte Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter. — Auf Französischen Münzen zeigt H die Münzstadt Rochelle an.

Haag, die Residenzstadt des Königs der Niederlande, neben den Dünen der Nordsee gelegen. Die Stadt ist groß, schön, mit trefflichen Plätzen und Palästen versehen und mit Kanälen durchschnitten. Die Bevölkerung, die sonst gegen 40,000 Menschen betrug, hat in den neuesten Zeiten abgenommen. Haag war vormals nur ein unbedeuten-

des Dorf, dessen Name von dem, einen Theil der Domainen der Grafen von Holland ausmachenden, Walde Haag herrühren soll; es stieg aber in kurzem zu einer großen und prächtigen Stadt empor. Hier war der Sitz des Statthalters und der Generalstaaten; das Residenzschloß enthielt unter andern ein herrliches Kunst- und Naturalienkabinet. Als Holland zu einem eigenen Königreiche constituirt worden, hatte der König von Holland seine Residenz im Haag, bis zur Vereinigung des Landes mit Frankreich. Außer sechs großen Plätzen hat die Stadt vortrefliche Promenaden und einen schönen Thiergarten. Der Hof von Holland, wo die Generalstaaten sich versammelten, ist ein altes, wegen seiner trefflichen Malereien sehenswürdiges Gebäude. In der Nähe liegen die schönen Lustschlösser und Dörfer Scheveling, Hondslaardyk, Ryswick, t'Huys im Bosch, Sorgvliet, St. Anneland u. einige a.

Haare nennen wir die dünnen, kegelförmigen, mehr oder minder biegsamen und elastischen Fäden, welche dem Körper der mehresten Säugthiere zur Bedeckung und zum Schutz gegen Nässe, Kälte und Verletzungen dienen, wozu sie auf das zweckmäßigste eingerichtet sind. Das Haar gleicht gewissermaßen einem Zwiebelgewächs, und ist vermöge einer zwiebelartigen Wurzel in der Fetthaut befestigt. Der Nahrungssaft wird in derselben durch unendlich kleine, hohle Kanäle emporgeleitet; denn untersuchen wir das Haar unter dem Mikroscop, so finden wir, daß es aus drei besondern Theilen zusammengesetzt ist, nämlich aus dem äußern Ueberzuge, der innern Röhre und dem in derselben enthaltenen Marke. Der äußere Ueberzug von blichtgallertartiger Substanz ist durchsichtig, und gibt dem Haare die große Dauer gegen die Einwirkung der Luft und Witterung, so daß es der Verwesung nicht selten Jahrhunderte trotzt. Unter diesem Ueberzuge, der wenigstens bei dem Menschen immer durchsichtig und ungefärbt ist, liegen mehrere äußerst feine Röhren dicht neben einander, welche nicht nur unter sich, sondern auch mit diesen in Verbindung stehen, und ein aus einer flüssigen und einer weichen festen Substanz bestehendes Mark enthalten. Jene ist zäh und gibt dem Haare seine Farbe, diese dagegen ist ein zartes, unendlich feines Gewebe von glänzenden Fasern, das aus der Zwiebel seinen Ursprung nimmt. Aber zwischen den Haaren der einzelnen Thiere findet eine außerordentliche Verschiedenheit Statt, sowohl in der Länge, der Feinheit, der Farbe, der Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, als auch in der Struktur. Auch bei den Pflanzen, besonders an dem Stengel, auf den Blättern, den Kelchen, den Blumenblättern und der Frucht, finden wir gewisse, dem Haar ähnliche Fasern, an denen wir eine eben so große Verschiedenheit, wie an den Thierhaaren wahrnehmen. Einige verhärten sich zu Stacheln und gleichen den Borsten; andere sind sehr fein und weich, und noch andere gleichen der Wolle u. s. w. Auch sie sollen vermuthlich die zarte Oberfläche der Pflanze schützen, haben aber außerdem, wenigstens in vielen Fällen, noch die Bestimmung, die in der Luft enthaltenen und die Gewächse nährenden Feuchtigkeiten aufzufangen und einzusaugen.

Haarröhrchen nennt man alle sehr engen und feinen Röhrchen, wegen der Aehnlichkeit mit den feinen Kanälchen in den Haaren der Menschen und Thiere. Die Weite derselben kann sehr verschieden seyn, und selbst ein Sechstel Zoll betragen. Man verfertigt sie zum physikalischen Gebrauch am gewöhnlichsten aus Glas. Der Erfahrungssatz, daß flüssige Körper, wenn sie in ihren Theilen schwächer zusammenhängen, als mit den Theilen eines festen Körpers, in den aus letztern

gemengten Gefäßen mit einer konkaven Fläche, oder am Rande, höher stehen, als in der Mitte, findet sich auch durch die Erscheinungen mit den Haarröhrchen bestätigt. Sie sind an beiden Enden offen; stellt man ihre untere Oeffnung in eine Flüssigkeit, die auf Glas zerfließt, so steigt dieselbe in kurzer Zeit darin in die Höhe und erhebt sich über die Oberfläche der äußern Flüssigkeit, und zwar zu einer größern oder geringern Höhe nach der Enge der Röhre und der Beschaffenheit der Flüssigkeit. Ist das Haarröhrchen aber nicht offen, so verhindert die darin eingeschlossene Luft das Aufsteigen der Flüssigkeit. Diese steht in dem Röhrchen an den Seiten ebenfalls höher, als in der Mitte; aber bei der geringen Weite fließt der Ring, den sie an den Seiten bildet, zusammen. Wegen der fortwirkenden Ursachen der Cohäsion steigt die Flüssigkeit nun abermals höher, fließt wieder zusammen u. s. w., bis endlich das Gewicht der Säule der in dem Haarröhrchen aufgestiegenen Flüssigkeit im Gleichgewicht steht mit der Cohäsion, die zwischen dem Glas und der Flüssigkeit obwaltet; wodurch dem Aufsteigen ein Ende gemacht wird. Poröse Körper, welche die Flüssigkeiten in sich ziehen, z. B. Schwämme und dergl., sind als Zusammensetzungen von Haarröhrchen zu betrachten. Die Theorie der Haarröhrchen erklärt eine große Anzahl von Erscheinungen in der Natur, z. B. das Aufsteigen der Säfte in den Pflanzen, und überhaupt in jedem Naturkörper, der ein Gewebe von zarten Röhrchen bildet.

Haas (Wilhelm), Mitglied des großen Raths der Helvetischen Republik, Generalinspektor der Helvetischen Artillerie und Brigadechef, geboren zu Basel 1741. Sein Vater war ein geschickter Schriftgießer und Matrizenschneider, von Nürnberg gebürtig, der sich aber das Baseler Bürgerrecht erwarb. Der Sohn zeigte schon in früher Jugend große Talente für die väterliche Kunst, welche er in der Folge so vervollkommnete, daß seine Schriftgießerei die berühmteste, nicht nur in der Schweiz, sondern auch in ganz Deutschland wurde, indem wirklich die meisten seiner Lettern den Didotschen an Schönheit gleich kamen und einen außerordentlichen Absatz fanden. Er dehnte aber die Schriftgießerei noch weiter aus, und erfand die Kunst, Matritzen zu Landcharten zu gießen, und durch Zusammensetzen derselben sehr genaue Landcharten zu verfertigen, wofür er von der Kaiserin Catharina und dem Könige von Neapel kostbare Geschenke erhielt. Allein sein unermüdeter Geist schränkte sich nicht auf die unmittelbaren Gegenstände seiner Kunst ein; besonders excellirte er als Ingenieur und Artillerist, und trug vornehmlich zur guten Einrichtung des Baseler Zeughauses bei. Eben so zeichnete er sich durch landwirthschaftliche, und besonders forstwissenschaftliche Kenntnisse aus, und machte ausschließend zu diesem Endzweck im J. 1797 eine Reise durch Deutschland, besonders ins Brandenburgische. Bei der Revolution wurde er zum Repräsentanten des Cantons Basel in den Helvetischen großen Rath gewählt, und als ältestes Mitglied desselben führte er in der ersten Sitzung das Präsidium. Im Anfange des J. 1799 wurde er zum Generalinspektor der Helvetischen Artillerie mit dem Charakter eines Brigadechefs ernannt, und als solcher commandirte er die Artillerie der Helvetischen Elitenbataillone zu Anfang des Feldzugs jenes Jahrs, errichtete nachher in der Abtei St. Urban eine Artillerieschule und starb im J. 1800.

Habakuk, ein jüdischer Prophet, der im letzten Jahrhunderte des Reichs Juda um 600 vor Chr. Geb. lebte, hat ein Gedicht von hohem lyrischen Schwunge hinterlassen. Klagen über die schrecklichen

Verwüstungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieses Reichs, Tröstungen und frohe Aussichten auf künftige Demüthigung der Sieger und neues Glück der Juden sind der Inhalt desselben. Der Genius dieses Dichters erregt die Bewunderung Aller, die seine Schönheiten zu fassen vermögen. Bei aller Kühnheit, Gluth und Fülle seiner Einbildungskraft hat doch seine Sprache eine seltene Reinheit und sein Versbau einen Wohllaut, der auch denen, die nicht an das Hebräische Idiom gewöhnt sind, fühlbar wird. Alle seine Worte sind Charakter und Leben, es gibt nichts Furchtbareres, wo er schrecken, nichts Beißenderes, wo er spotten, nichts Erquickenderes, wo er trösten will. Vergl. Eichhorns Einleitung in das Alte Testament. Eine gelungene Uebersetzung seines Gedichts liest man im 4ten Theile der Uebersetzung des A. T. von Augusti und de Wette. C.

Habeas-Corpus-Acte. Unter die Schreckensperioden der Geschichte Englands gehört ohne Zweifel die Regierungszeit Königs Carl II., dessen willkührliche Schritte bald das Gepräge des vollendetsten Despotismus trugen, dem alles Widerstreben unterlag. Vorzüglich war die persönliche Freiheit eines Jeden, der nicht das Glück hatte, dem Hofe zu gefallen, gefährdet; und wie in Paris die Lettres de cachet, so herrschten in London die königlichen Verhaftbefehle. Schon unter Jakob I. und Carl I. hatte der Mißbrauch der willkührlichen Verhaftungen alle Gemüther empört, und um das Durchbrechen des letzten Dammes zwischen dem Thron und dem Volk zu verhüten, erschien (1628) die Petition of Right, oder Bitte um Recht, worin unter andern die Abstellung jenes Mißbrauchs verlangt und von Carl I. zugesagt wurde. Doch Carl II. verachtete die Rechte des Volks, denn dieses sollte nur Pflichten für ihn und er wollte nur Rechte über dasselbe haben; wem er oder seine Schützlinge übel wollten, der ward in den Kerker geworfen, und weder der unglückliche Gefangene, noch seine Familie oder Freunde erfuhren: warum. Da erhob sich der stolze Geist der Britten, und Carl II. sah sich genöthigt, einen Parlamentsschluß zu sanktioniren, welcher das Verfahren mit allen Verhafteten genau bestimmte. Es muß nämlich jeder Verhaftete die Ursache seiner Arretirung sogleich erfahren, oder außerdem auf der Stelle wieder losgelassen werden; sein Verhör muß binnen den ersten 24 Stunden Statt finden; wird er unschuldig befunden, so wird er ohne weiteres wieder freigelassen, und ist er kein Staatsverbrecher, so muß er auch im Falle der Schuld gegen Stellung eines Bürgen entlassen werden. Die Acte, durch welche nach so bestimmten Normen die persönliche Freiheit jedes Engländers vor aller Willkühr gesichert wird, führt von den beiden ersten Worten, mit denen sie sich anfängt, den Namen „Habeas-Corpus-Acte.“ Doch auch sie kann unter gewissen Umständen, aber nur von dem Parlamente, temporär suspendirt werden, wodurch der König sodann die Macht erhält, besonders verdächtige Personen ohne Rücksicht auf jene Acte verhaften zu lassen. Die erste Veranlassung zu einer solchen Suspension nahm man aus dem gährenden Zustande der Nation in den Jahren 1793 und 1794, wo die Begebenheiten in dem benachbarten Frankreich nicht ohne Einwirkung auf die Stimmung des Volks blieben, und man Erschütterungen der Constitution und selbst des Thrones besorgen zu müssen glaubte. Zwar erhob Sheridan, der gefeierte Nationalredner, seine Stimme, erklärte die Suspension der Habeas-Corpus-Acte für einen offenbaren Eingriff in die Rechte des Volks, und verlangte die unverzügliche Wiedereinsetzung der Acte in ihre Kraft;

allein stärker, als er, sprachen die Umstände, und später mußten die Britten sich einer Erneuerung jener Suspension unterwerfen. l.

Häberlin, geh. Justizrath und Professor der Rechte zu Helmstädt, war zu Helmstädt am 5. Aug. 1756 geboren, der Sohn des in seiner Zeit berühmten Deutschen Staatsrechts-Lehrers Franz Dominikus Häberlin. Er studirte die Rechte, und bildete sich ferner aus als Rechtsgelehrter in der Justizkanzlei zu Wolfenbüttel, einem wegen seiner strengen Gerechtigkeitsliebe und unbestechbaren Redlichkeit nicht nur im Lande selbst, sondern auch auswärts geachteten Collegio. Von Wolfenbüttel ging Häberlin als Professor des Deutschen Staatsrechts nach Erlangen, wo er die Materialien zu seinem Repertorium für Deutsches Staats- und Lehn-Recht sammelte, und mit einer Literatur dieser Wissenschaft seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete. Bald darauf erhielt er den Ruf zu einer juridischen Professur in Helmstädt. In seinem Handbuche des Deutschen Staatsrechts vereinigte er die gründlichste Forschung und Gelehrsamkeit mit edler freimüthiger Kühnheit, trat fest in Schlözers Fußstapfen, und begründete so seinen Ruhm. Er wurde oft zu öffentlichen Geschäften gebraucht, oft in wichtigen Streitpunkten, welche in sein Hauptfach schlugen, zum Schiedsrichter aufgefodert. Am berühmtesten machte ihn die Berlepsche Streitsache, denn der verfolgte, seines Amts als Hofrichter durch einen Machtspruch entsetzte Mann wählte Häberlin zu seinem Sachwalter, und dieser führte das anvertraute Amt, so lange Berlepsch seinen kühlern Rathschlägen folgte, mit edler Freimüthigkeit und thätigem Eifer. Durch seine Staats-Anzeigen, worin der Geist der Zeit nicht räsonnirend ins Wilde hin, sondern mit Beziehung auf lauter Thatsachen trefflich dargestellt war, erhob sich Häberlins Berühmtheit noch mehr, und der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand glaubte in ihm den besten Mann zu finden, den er als seinen Geschäftsträger bei der Reichsdeputation zu Raßadt anstellen müsse. Häberlin, zum geh. Justizrath ernannt, rechtfertigte ganz dieses Vertrauen, und hatte scharf beobachtend den wahren Gang der Deutschen Angelegenheiten so richtig gefaßt, daß er den unvermeidlichen Wiederausbruch des Kriegs und Deutschlands nahes schreckliches Schicksal seinem Fürsten mit Bestimmtheit voraussagte. Nach Errichtung des Königreichs Westphalen ward Häberlin zum Reichsstand und Mitglied der Gesetzcommission ernannt; aber diese Laufbahn war kurz. Von heftiger Krankheit ergriffen, mußte der treffliche Mann sich von Cassel nach Helmstädt zurückbegeben, und starb wenige Tage nach seiner Ankunft (1809) in der Mitte seiner Familie, der er stets ein sorgsamer liebevoller Gatte, Vater und Versorger gewesen. Sein mündlicher Vortrag war gründlich, aber nicht angenehm, die Talente des Redners fehlten und die Würze, welche dadurch auch einer an sich trockenen Wissenschaft gegeben werden kann; daher hat er nie ein zahlreiches Auditorium gehabt. Als Mensch, als Gatte und Hausvater, als redlicher, das Rechte und Gute innig liebender und thätig nach Kräften befördernder Geschäftsmann, als angenehmer Gesellschafter, der nie die gesellige Freude störte, verdient Häberlin einen hohen Grad von Achtung. Er hatte seine Zeit überlebt und seine Hauptwissenschaft war zur Antiquität geworden; so werden es auch bald seine meisten Schriften, doch den gründlichen Rechtsgelehrten stets von hohem historischem Werthe seyn. zz.

Habesch oder Habessinien unter dem 6ten bis 16ten Grade nördlicher Breite gelegen, ist im Norden von Nubien, im Osten vom

rothen Meer, im Süden und Westen von Adel, Ajan und Nigritien begränzt, und voll hoher Gebirge, auf denen der Nil entspringt. Eine Bevölkerung von 1,800,000 größtentheils Arabischen Bluts mit Juden, Türken und Negern vermischt, ein kriegerischer Geist und Reichthum an Produkten zum Handel gibt diesem alten Reiche im Mittelstriche von Afrika ein bedeutendes Gewicht. Der Handel ist in den Händen der Juden, Armenier und Türken. Die herrschende Religion ist die christliche, nach den Begriffen des Arabischen Hauptstammes der Einwohner eigenthümlich modificirt, so daß man die Habessinier als eine besondere Christensekte betrachten muß. Sie haben mehr als irgend eine andere vom Judenthume beibehalten, Knaben und Mädchen werden beschnitten, die mosaischen Verbote in Rücksicht der Speisen und Reinigungen beobachtet, der Sabbath wird gefeiert und die Altäre haben die Gestalt der jüdischen Bundeslade. Im Glauben folgen die Habessinier dem Monophysitischen Lehrbegriff (s. den Art. Monophysiten), beim Gottesdienst brauchen sie die Bibel und auch die apokryphischen Bücher in der Ghees Sprache, welches ihre Bücher- und Urkundensprache ist, Taufe und Abendmahl verrichten sie nach Art der Griechischen Kirche, und bedienen sich nur am Grünendonnerstage des ungesäuerten Brotes. Eigen ist es ihnen, daß die Vornehmeren größere Stücke Brot beim Abendmahl erhalten und niemand vor dem 25sten Jahre zu diesem Sacramente zugelassen wird, weil sie behaupten, daß niemand vor diesem Alter eine eigentliche Sünde begehen könne, und daher selig werde, wer früher stirbt. Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdächern bedeckten Kirchen stehen auf Hügeln von Cedern umgeben in der Nähe fließenden Wassers; inwendig hangen sie voll schlechter Gemälde. In diesen Kirchen muß, wie in den Griechischen, jedermann stehen, die Schuhe müssen vor der Thüre abgelegt und jede Unreinigkeit vermieden werden; auch wer vorbeireitet, muß absteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienst besteht nur im Vorlesen biblischer Stellen und Austheilen des Abendmahls, von Predigt und Kirchengesang weiß man nichts. Das Oberhaupt der Habessinischen Kirche heißt Abuna, und wird gewöhnlich aus Koptischen Priestern gewählt, da Habesch mit den Kopten in Kahira Gemeinschaft hält. Der Abuna ordinirt durch Anblasen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für diese Ordination und dem Ertrage einiger Ländereien. Unter ihm stehen Oberpriester, Aebte und Schriftgelehrte; der nächste im Range nach dem Abuna ist der Ithegne, das Oberhaupt des Mönchsordens der heil. Thekla im Kloster Bergamder; außer diesem gibt es noch den Mönchsorden des heil. Eustathius, dessen vorzüglichstes Kloster Mahelez Selasse ist. Diese Klöster bestehen aus Häusern um eine Kirche her, in denen die größtentheils verheiratheten Mönche mit ihren Familien leben und die Aecker bebauen, die sie als Privateigenthum besitzen. Die Habessinische Geistlichkeit hat übrigens weder ausgezeichnete Kleidung noch eigene Gerichtsbarkeit; der Negus übt auch in kirchlichen Angelegenheiten unumschränkte Gewalt aus. Eine so sonderbare Verfassung mußte die Aufmerksamkeit des Papstes, den die Habessinier nicht anerkennen, und seiner geistlichen Heere auf sich ziehen. Die Gelegenheit zu Unionsversuchen gab ein Krieg der Habessinier mit den Türken, in dem die Regentin Helena im Namen des minderjährigen Negus, David II., 1516 Hilfe bei den Portugiesen suchte. 1520 kam eine Portugiesische Flotte mit Soldaten und Geistlichen nach Habesch, und da die Türken und Gallas (ein kriegerisches Bergvolk im Süden und Westen von Ha-

besch) gegen Ende des 16. Jahrh. durch Beistand der Portugiesen gänzlich zurückgeschlagen worden waren, erhielten diese eifrigen Katholiken ein Gewicht in Habesch, welches der Papst bald zu benutzen wußte. Er sandte Jesuiten, um Habesch zur Römischen Kirche zu bekehren, und eine Portugiesische Colonie, die daselbst Fuß gefaßt hatte, unterstützte sie; der Römische Cultus wurde auch wirklich im Anfange des 17ten Jahrhunderts eingeführt, der Jesuit Alphons Mendez 1626 zum Patriarchen von Habesch eingesetzt, die Sabbatsfeier verboten und die ganze Kirchenverfassung katholisirt. Allein diese Union war, wie der Portugiesische Einfluß in Habesch, nur vorübergehend; der Negus Basilides trat 1632 seine Regierung damit an, daß er den Wünschen der größeren, dem Katholicismus immer abgeneigten Masse des Volks nachgebend, die Portugiesischen Mönche und alle Katholiken samt dem Patriarchen verjagte, die zurückgebliebenen Jesuiten aufknüpfen ließ und die alte Habessinische Religionsverfassung durchgängig wiederherstellte. Seitdem haben die Missionäre der Katholiken in Habesch ihren Eifer meist mit dem Leben büßen müßen, und die noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts fortgesetzten Versuche der Römischen Propaganda, die Habessinier zu bekehren, sind fruchtlos geblieben. Dagegen hat sich ein besonderer abhängiger Staat der Juden im Westen von Habesch auf der rauhen Bergkette von Samen am Smaragdengebirge seit den ältesten Zeiten behauptet. Sie nennen sich Falaschas, d. h. Erulanten, ihren Staat Falasjan, haben ihre eigenen Könige und ihre besondere Regierungsform, bei der sie vom Negus gegen gewisse Abgaben, die sie ihm entrichten müssen, geschützt werden. Bruce fand daselbst einen jüdischen König Gideon und eine Königin Judith, die Bevölkerung an streitbaren jüdischen Männern gibt er auf 100,000 an. Die neuesten Nachrichten über Habesch verdanken wir der Reisebeschreibung des Engländers Salt, der den Lord Georg Valentia 1802 bis 1806 begleitete und in Habesch gute Aufnahme fand. Uebrigens vergl. den Art. Abyssinien. C.

Habsburg. An den Ufern der Aar, im Gaue dieses Flusses im Helvetischen Canton Bern, erbauete Werner, Bischof von Strasburg im 11. Jahrhundert, mitten unter steilen Felsen eine starke Veste, und nannte sie Habsburg (Habichtsburg). Werner war ein Enkel von Guntram dem Reichen, Grafen von Elsaß und Breisgau, der im 10. Jahrhunderte lebte und ein Sprößling von Ethico I., Herzog von Alemannien und Elsaß, aus dem 7. Jahrhunderte, gewesen seyn soll. Kanzelin, Graf von Altenburg, Guntrams muthmaßlicher Sohn, war Werners Vater und residirte im Mittelpunkte seiner Güter, unweit Windisch, dem Hauptorte der ehemaligen Römischen Colonie Vindonissa. Radbot, Werners Bruder, besaß die Grafschaft Klettgau, und hatte Ida, Tochter Gerhards III., Grafen von Elsaß und Lothringen, zur Gemahlin; sein Sohn Otto starb 1048 ohne Erben, und so ward Werner alleiniger Besitzer der sämmtlichen Familiengüter. Er zuerst hieß Graf von Habsburg, und nannte sich selbst „Gründer des Schlosses Habsburg," wie dies die Eingangsworte der Stiftungsurkunde über die Abtei Mury beweisen, welche von ihm herrührt. Des Himmels Segen ruhete sichtbar auf diesem Hause; Heirathen, kaiserliche Schenkungen vergrößerten sein Besitzthum, und dadurch, daß die Grafen von Habsburg Anwälde, Beschützer der Abteien, Vogteien und benachbarten Cantone waren, gewannen sie auch einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Albrecht III. Werners Urenkel, besaß große Güter in

Schwaben, Elsaß, im Aargau, und erhielt die eigentliche fürstliche Würde, als er den Titel eines Landgrafen von Oberelsaß annahm. (Diesen Titel führten alle Nachkommen Albrechts III. von der Habsburgischen und Oestreichischen Linie. Elsaß war damals in die obere und niedere Landgrafschaft getheilt; jene hieß zuweilen Sundgau, die letztere Nordgau; von dem Sundgau oder Oberelsaß waren die Habsburger Landgrafen.) Sein Sohn, Rudolph, erwarb hiezu noch die Reichsstadt Lauffenburg am Rhein und andere Strecken, denn er ward Vogt von Uri, Schwyz und Unterwalden; doch wurde ihm im Gange der politischen Ereignisse dies Vogtthum zwei Mal, theils gänzlich, theils bis auf Unterwalden entrissen, aber Kaiser Friedrich II. der ihn bestimmte, jenem Vogtthum zu entsagen, gab ihm dafür die Grafschaft Rheinfelden zur Entschädigung. Seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph theilten nach ihres Vaters Tode (1252) seine Güter; auf Albrechts Antheil fielen das Schloß Habsburg und Güter im Aargau und Elsaß; Rudolph erhielt die Grafschaft Klettgau, Ländereien im Breisgau und die Grafschaften Rheinfelden und Lauffenburg, in welcher letztern Stadt er residirte; er war das Haupt der Habsburg-Lauffenburgischen Linie. Beide Brüder führten den Titel Landgrafen von Elsaß; als aber Rudolph starb, ward dieser Titel ausschließliches Erbe der Nachkommen Albrechts IV. Durch seine Gemahlin, Hedwig, Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, der von den Herzogen von Zähringen abstammte, war Albrecht IV. auch mit Kaiser Friedrich II. verwandt. Unter diesem Kaiser focht er in Italien, und nahm endlich auch, von der allgemeinen Begeisterung für die Eroberung des heiligen Grabes ergriffen, das Kreuz, und zog gen Palästina. Seinen Bruder Rudolph setzte er zum Vormund über seine Kinder, schloß Frieden mit seinen Nachbarn, und schiffte sich, von dreißig Baronen begleitet, zu Marseille ein. „Bedenkt immer," sprach er beim Abschiede zu seinen Söhnen, „daß die Grafen Habs„burg ihren hohen Ruhm nicht durch Betrug, Uebermuth und Selbst„sucht erworben haben, sondern durch Muth und Aufopferung für das „gemeine Beste. Folget ihr diesem Beispiele, so werdet ihr die Güter „und Würden eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja noch mehren!" Als er zu Accon (St. Jean d'Acre) landete, war aber schon Waffenstillstand mit den Saracenen geschlossen, und bald nachher starb er als ein Opfer des ungesunden Klimas (1240) zu Ascalon. So fand er im heiligen Lande sein Grab. Drei Söhne hinterließ Albrecht, Rudolph, Albrecht und Hartmann. Albrecht, der Kanonikus zu Basel war, und Hartmann wurden von Rudolph überlebt. Diesem Rudolph aber widmen wir einen eigenen Artikel, denn Er ward der große Stifter des Oestreichischen Hauses, das jetzt noch in der Linie von Habsburg-Oestreich-Lothringen auf Oestreichs Kaisers- und Ungarns und Böhmens Königsthrone blüht. Daher verweisen wir nun auf Rudolph von Habsburg, dessen Stammhaus, die Veste Habsburg, noch fast 150 Jahre nach Rudolphs Erhebung zum Römischen Könige ein Besitzthum des Hauses Oestreich blieb; als aber Herzog Friedrich v. Oestreich wegen seiner Anhänglichkeit an den Papst Johann XXIII., in Acht und Bann gethan wurde, und einen großen Theil seiner Besitzungen verlor, da fiel die Veste Habsburg an den Canton Bern. Noch sieht man ihre Trümmer. (S. Coxe's Reise in die Schweiz, Br. 13.)

Hackbord, der äußerste oder oberste Theil am Hintertheile eines Schiffes, der gemeiniglich aus Bildhauerarbeit oder Schnitzwerk be-

steht, und besonders die sinnbildliche Figur trägt, von der das Schiff den Namen führt. Auf dem Hackbord fahren, heißt, dicht hinter einem andern Schiffe fahren.

Hackert (Philipp), geb. zu Prenzlau in der Ukermark den 15. Septbr. 1737, gest. im April 1806 zu Florenz, einer der berühmtesten Landschaftsmaler, war der Sohn und Enkel eines Malers, und diese Kunst in seiner Familie fast erblich. Auch seine jüngeren Brüder, Johann (gest. zu Bath in England 1779), Wilhelm, Schüler von Mengs, (gestorb. 1780 in Rußland), Carl (gestorb. zu Lausanne ...) und Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst gelernt hatte, gest. den 4. Nov. 1805 zu Florenz), zeigten nicht gemeine Talente, wenn sie gleich, einige vielleicht nur durch ihren zu frühen Tod verhindert, nicht an unsern Philipp reichten. (S. Ph. Hackert. Biogr. Skizze, meist nach dessen eigenen Aufsätzen entworfen von Göthe. Tübing. 1811.) Philipps Leben war meistens glücklich, und seine außerordentliche Liebe zur Kunst durch die Umstände sehr begünstigt. Nachdem er schon als Knabe bei seinem Vater Blumenstücke nach der Natur gemalt, und seinem Vater bei kleinen Arbeiten geholfen, alsdann in Berlin bei seinem Oheim die technische Fertigkeit auf mancherlei Weise geübt hatte, entdeckte der Bildhauer Glume in ihm die Spuren eines großen Genies, und drang in ihn, seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen zu widmen. Besonders vortheilhaft für ihn war die Bekanntschaft mit le Sueur, damaligem Direktor der Akademie in Berlin, welcher ihn, nach einigen gesehenen Proben, beredete, sich ausschließend der Landschaftsmalerei zu widmen. Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien und mit vielem Verdienst ausgeführte Kopien nach Claude le Lorrain, Swaneveld, Moucheron, Berghem, Asselyn u. A., bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, zu zeichnen anfing, und allmählig zu eigenen Originalen hinaufstieg. Eine kleine, durch seinen Fleiß erworbene, Summe setzte ihn bald in den Stand, seine Hilfsstudien bequemer zu betreiben, und Sulzer ward ihm förderlich, seine Kunst in einer, dem Landschaftsmaler günstigeren, Gegend fortzusetzen, indem er ihn dem Baron Olthoff in Stralsund empfahl, durch welchen er, nachdem er die Insel Rügen und Kopenhagen kennen gelernt hatte, auch nach Paris gebracht wurde, wo er durch sein Talent sich bald Beifall und Gönner, und bereits im zweiten Jahre eine bequeme Existenz verschaffte. Nachdem er in einem Zeitraume von drei Jahren, hauptsächlich durch seine beliebten Gouache-Landschaften, seine Glücksumstände hinlänglich verbessert hatte, trat er mit seinem Bruder Johann 1768 seine Reise nach Italien an, um seine Studien der schönen Natur in diesen reizenden Gegenden fortzusetzen, und sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Beides gelang vollkommen, und ein immer größerer Beifall war der Preis seiner Bemühungen. 1770 gingen beide Brüder nach Neapel. Von da nach Rom zurückgekehrt, erhielt Philipp die große Bestellung für die Russische Kaiserin Catharina (6 Gemälde, die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend), wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde. Damit der Künstler in den Stand gesetzt würde, den Effekt eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes in der Nachbildung zu erreichen, entschloß sich Graf Orlow, ihm die

wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit, durch ein ähnliches Aufsteigen einer Russischen Fregatte, zu geben. Das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, kostbare Modell verursachte, trug nicht wenig dazu bei, den Ruhm von dieser Arbeit Hackerts mit ungemeiner Geschwindigkeit zu verbreiten. Im J. 1775 durchreiste er einen großen Theil von Italien, und benutzte jeden Ort, jede reizende Aussicht für seine Studien; 1778 durchreiste er das obere Italien und die Schweiz, und der Ruf seiner Verdienste breitete sich immer mehr aus. 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel, wo er durch den Russischen Gesandten, Grafen Rasumowsky, dem Könige bekannt ward. Sowohl durch seine Kunst, als durch das, was er als Mensch war, gewann Hackert bald die Neigung und das Vertrauen des Königs in einem so hohen Grade, daß dieser ihn nicht mehr entbehren mochte. 1786 wurden er und sein Bruder in Neapel angestellt, erhielten ihre Wohnung im königlichen Palast, und genossen vielfacher Auszeichnung. So lebten sie, bis der Revolutionskrieg aus Frankreich sich nach Neapel gezogen hatte. Die königliche Familie flüchtete sich nach Sicilien; Hackert, von den Franzosen für einen Royalisten, von den königlich Gesinnten für einen Republikaner gehalten, rettete sich, nachdem er manchen Verlust erlitten hatte, nach Florenz, wo er sich 1803 eine Villa kaufte, aber nur noch ein Jahr in völliger Thätigkeit verlebte denn gegen Ende von 1805 ward er vom Schlagfluß befallen. Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte er sich in den Ruf des ersten Landschaftsmalers seiner Zeit gesetzt, und besonders die Prospektmalerei auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß es, nach eines Kenners Ausspruch, unmöglich scheint, den realistischen Forderungen mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit, sagt Meyer, stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche, kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Freilich sind seine Gemälde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt, oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtungen gegeben hätte, daß der malerische Effekt wesentlich dadurch gefährdet würde. Auf Erfindung machen seine Werke keinen Anspruch; das Verdienst der Anordnung beweisen sie durch die Wahl der Standpunkte; in Nachbildung der Gestalt und Proportion der Gegenstände ist Hackert der vollkommenste Meister, und in Andeutung des Characters der verschiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenstände durch Gestalt und Umrisse steht er keinem nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannigfaltig, die verschiedenen Arten der Blätter und Stämme gut ausgedrückt, an den Felsen oft die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt, die ganze Kunst aber an nicht sehr entfernten Bergen gezeigt, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Was sein Colorit betrifft, so haben wenige harmonischer, keiner kräftiger gemalt; manche seiner späteren Arbeiten dürften aber wohl zu bunt seyn. In Hinsicht auf Licht und Schatten geben seine Gemälde zwar zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit, haben aber auch von dieser Seite kein vorzügliches Verdienst. In der

Kraft und Nuancirung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück. Uebrigens führte er den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft, arbeitete mit Leichtigkeit und Sicherheit, und beobachtete im Anlegen und Vollenden eine so zweckmäßige Methode, daß es ihm hiedurch möglich ward, nicht nur eine sehr große Anzahl Oelgemälde, sondern auch viele Gouachen, und beinah unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern und kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Nicht aber bloß im Malen, auch im Restauriren der Bilder hatte er besondere Einsicht. Von dem letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura 1788, übersetzt von dem Gallerieinspector Riedel in Dresden 1801. Der Aufbewahrung würdig waren allerdings auch seine von Göthe mitgetheilten theoretischen Fragmente über Landschaftsmalerei. dd.

Haddik (Andreas Graf von), kaiserl. königl. Feldmarschall, geboren zu Futak in Ungarn den 16. Oktbr. 1710, war der Sohn eines Ungarischen Rittmeisters, studirte Anfangs die Rechte, trat aber in der Folge in Militärdienste, und zeigte seine Tapferkeit zuerst gegen die Türken, dann gegen die Franzosen im Oestreichischen Successionskriege, am meisten aber gegen die Preußen im siebenjährigen Kriege, in welchem er als Feldmarschall-Lieutenant an der Spitze eines Ungarischen Husarenregiments stand. Er focht 1757 bei Görlitz mit, wo ein Preußisches Corps zu Grunde gerichtet wurde und der General Winterfeld blieb. Bald darauf überfiel er mit 4000 Mann Berlin, drang in die Stadt, und erhob in dem einen Tage, den er dort war, 200,000 Thaler Brandschatzung. Im September 1758 eroberte er Pirna und die Festung Sonnenstein, wurde darauf im December zum General der Cavallerie ernannt, erhielt nach dem Kriege das Commando in Siebenbürgen und 1768 in Galizien. Die Art, mit der er sich hier sowohl in Kriegs- als Civilsachen zu benehmen wußte, und die Einrichtungen, welche er in diesem eben an Oestreich gefallenen Lande getroffen, setzten seine Verdienste in das vorzüglichste Licht. Seit 1774 war er Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsident, übernahm 1789 trotz seines hohen Alters noch einmal das Commando über die Türken, erkrankte aber bald, und starb zu Wien den 12. März 1790. Sein Sohn hat ebenfalls mit Ruhm in den Feldzügen gegen die Franzosen bei der Oestreichischen Armee gestanden.

Hades oder Pluto, und bei den Römern Orcus, war des Kronos und der Rhea dritter Sohn, Zeus und Poseidons Bruder, dem bei der Theilung die nebelvolle Unterwelt zufiel. Seine Wohnung, in welcher er thront, ist unter der Oberfläche der Erde, wo er über die Verstorbenen herrscht. So weit unter seiner Wohnung, als der Himmel von der Erde fern ist, liegt der Tartaros, zu welchem hinab nach ihrem Tode alle Menschen müssen, und dessen Pforte der Herrscher der Unterwelt selbst bewacht. Mächtig, schrecklich, durch keine Bitten zu erweichen ist dieser finstergelockte Gott. Seine Wohnungen sind öde, schrecklich und schauervoll, und vor seinem Palaste liegt der furchtbare Cerberus. Gleich den übrigen Göttern fährt er auf einem Wagen, der von vier schwarzen Rossen gezogen wird, und lenkt sie mit goldenem Zügel. Mehr als ein Mal kämpfte Herkules mit ihm; dieser besiegte ihn und verwundete ihn einst mit einem Pfeil in der Schulter. Im Kampfe gegen die Titanen beschenkten ihn die Cyclopen mit dem unsichtbar machenden Helme; auch gegen die Giganten stand er dem Kroniden bei, und lieh seinen wunderbaren Helm dem Hermes. Seine

Gemahlin ist Proserpina, die er einst, als sie auf einer Wiese in Sicilien Blumen pflückte, raubte und in die Unterwelt entrückte. Mit ihr straft er die Verbrecher, die andere Menschen beleidigen, durch die Erinnyen, und entscheidet über jede bekannte und verborgene That. Ihm untergeordnet waren die drei Richter Aeacus, Minos und Rhadamanth, und Charon und die Erinnyen. Der Dienst des Hades oder Pluto war bei Griechen und Römern weit verbreitet. Geheiligt waren ihm die Cypresse, der Buchsbaum, die Narcisse und die Pflanze Adiantum (Frauenhaar). Alle Opfer, die gewöhnlich in Stieren und Ziegen bestanden, mußten ihm in dem Schatten der Nacht dargebracht werden. Auch die Bänder, womit der Kopf des Opferthiers geschmückt ward, waren schwarz; die Priester aber mit Cypressen bekränzt. In Abbildungen erscheint er immer mit einem dicken Bart und einer finstern Miene; oft trägt er auf seinem Haupte den ihm von den Cyklopen geschenkten unsichtbar machenden Helm, oder eine Krone von Ebenholz, oder einen Kranz von der Pflanze Adiantum, die in feuchten und tief liegenden Gegenden wächst, oder von Narcissen. In der Hand hält er den zweizackigen Scepter, oder einen Stab, oder einen Schlüssel; neben ihm ruht der Cerberus. Es sitzt entweder auf einem Throne von Ebenholz, oder fährt auf einem, mit seinen Rossen bespannten Wagen.

Hadrian (P. Aelius), Trajans Nachfolger in der Kaiserwürde. Er zeigte frühzeitig große Talente, erwarb sich in verschiedenen Künsten und Wissenschaften Fertigkeiten, und sprach schon in seinem 15ten Jahre die Griechische Sprache so vollkommen, daß man ihn nur den jungen Griechen nannte. Sein Gedächtniß soll so außerordentlich gewesen seyn, daß er ein Buch nur ein Mal zu lesen brauchte, um es auswendig zu wissen, und daß er alle seine Soldaten namentlich kannte. Dabei war er Redner, Dichter, Grammatiker, Philosoph, Mathematiker, Arzt, Maler, Musiker und sogar Astrolog. Aber diese großen Eigenschaften waren mit gleich großen Fehlern vereinigt, so daß Trajan, unter dessen Vormundschaft er nach seines Vaters frühzeitigem Tode stand, ihn nie lieb gewann. Seine Erhebung auf den Thron verdankte er eigentlich der Gemahlin Trajans, Plotina, welche aus besonderer Neigung für ihn den Tod des Kaisers so lange verheimlichte, bis sie ein erdichtetes Testament untergeschoben hatte, in welchem Hadrian vom Trajan adoptirt und zum Nachfolger ernannt wurde, und bis sie durch Bestechungen die Truppen für ihn gewonnen hatte. Erst als dies gelungen war, meldete Hadrian von Antiochien aus den Tod des Kaisers nach Rom, gab vor, daß ihm die Krone aufgedrungen worden, und versprach dem Senat eine gute Regierung, den Prätorianern aber ein doppeltes Geschenk. Nachdem er so im J. der Stadt 870 den Kaiserthron bestiegen hatte, erschien er in Rom, und fing an, sich durch milde Verfügungen die Liebe des Volks zu gewinnen. Bald aber zeigte er seinen feigen, wollüstigen und mißtrauischen Charakter. Unter andern schämte er sich nicht, den in Illyrien eingefallenen Sarmaten und Roxolanern durch einen jährlichen Tribut den Frieden abzukaufen. Im J. d. St. 875 machte er die berühmte Reise durch alle Provinzen des Römischen Reichs, und zwar, wie erzählt wird, wahrscheinlich aus einer philosophischen Sonderbarkeit, zu Fuß und in bloßem Kopfe. In Aegypten verlor er seinen geliebten Antinous (s. d. Art.), über dessen Tod er lange untröstlich war. Während seines Aufenthalts zu Athen, welcher zwei Jahre währte, hatte er auf der Stelle des zerstörten Jerusalems eine Colonie von Römischen Soldaten angelegt, auf der Stelle des Salomonischen Tempels aber einen Tempel des Jupiters Capitoli-

nus erbaut, worüber unter den Juden eine fürchterliche Empörung ausbrach, welche drittehalb Jahre dauerte. Athen verschönerte er ebenfalls mit vielen Gebäuden, und baute den 560 Jahre vorher angefangenen Tempel des olympischen Jupiters völlig aus. Seinen Reisen, welche 17 Jahre gedauert hatten, machten jetzt die Anzeigen einer sich nähernden Auszehrung ein Ende. Zu seinem Nachfolger bestimmte er, obgleich ihm würdigere Personen näher standen, den L. Cejonius Commodus Verus, einen wollüstigen Schwächling, der sich durch seine Schönheit bei ihm beliebt gemacht hatte, und nach dessen baldigem Tode den T. Antonius unter der Bedingung, daß dieser wieder den M. Annius Verus (nachher M. Aurelius genannt) und den Sohn des oben genannten Commodus adoptiren mußte. Hadrian überließ sich indeß seinem Hange zur Wollust; aber zugleich wuchs seine Grausamkeit mit seiner Krankheit, die so schmerzhaft war, daß er mehr als einmal am Selbstmorde verhindert werden mußte. Endlich machte er seinem Leben dadurch ein Ende, daß er die Vorschriften der Aerzte vorsätzlich überschritt. Er starb zu Bajä im J. der Stadt 891, im 62sten Jahre seines Alters und 21sten seiner Regierung. Hadrian gehört seiner großen Fehler ungeachtet doch nicht zu den schlechten Kaisern; besonders beförderte er die Literatur und Kunst, und stiftete auf seinen Reisen manches Gute. Sein Edictum perpetuum, seine Gesetze gegen die Verschwendung und zur Erleichterung des Sclavenhandels, sein Verbot der Menschenopfer und der für Männer und Weiber gemeinschaftlichen Bäder sind alles Lobes würdig.

Hadschi heißt bei den Türken die, allen freien Moslemin beiderlei Geschlechts im Koran zur Pflicht gemachte, Wallfahrt nach Mekka. Sie wird jedem Mohammedaner als die heiligste aber auch verdienstlichste Handlung angerechnet, und soll wenigstens Einmal von ihm vollbracht werden. Dann aber heißt auch Hadschi derjenige, der eine solche Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, so wie auch derjenige, der sie gegen Bezahlung für Andere macht, welche sie selbst nicht unternehmen mögen. Wegen der auf diesen Reisen gewöhnlichen Ausschweifungen stehen diese Hadschi selbst bei ihren Glaubensgenossen in keinem guten Rufe.

Haff, ein veraltetes Wort, welches das Meer, wie auch einen ansehnlichen Theil desselben bedeutet, und nur noch als Eigenname einiger großen Buchten der Ostsee vorkommt. Das große Haff, in welches sich die Ostsee ergießt; das frische Haff, in welches sich die Weichsel und der Pregel ergießen; das kurische Haff, in welches sich der Nogat und andere Flüsse ergießen.

Hagedorn (Friedrich von), dieser liebenswürdige Dichter, war den 23. April 1708 zu Hamburg geboren, wo sein Vater als Dänischer Resident im Niedersächsischen Kreise lebte. Vermöge des Standes und der Glücksumstände desselben genoß er einer vortrefflichen Erziehung, die seine glücklichen Anlagen frühzeitig entwickelte. Als er aber seinen Vater im 15. Jahre durch den Tod verlor, hörte die Gemächlichkeit seiner äußern Lage auf. Dennoch war seine Mutter unabläßig bemüht, die ihr noch übrigen Mittel für die Ausbildung seines Geistes und Herzens anzuwenden. Er besuchte das damals vorzüglich blühende Hamburgische Gymnasium, wo Fabricius, Wolf und Richey seine Lehrer wurden, studirte die Alten, aber auch die Neuern und Ausländer, und gewann besonders die Letztern lieb, so daß er sogar in Italienischen und Französischen Versen kleine Versuche machte. Von 1726 bis 1729 brachte er in Jena zu, um die Rechte zu studiren, und ging sodann

nach London, wo er bei dem Däniſchen Geſandten Privatſekretär ward. Hier machte er ſich mit der Sprache und Literatur des Landes bekannt, kehrte 1731 durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück, und ward endlich nach manchen drückenden Sorgen wegen ſeines Auskommens im J. 1733 als Sekretär bei dem ſogen. Engliſchen Court in Hamburg angeſtellt. Dieſe Stelle war mit einem anſtändigen Gehalt verbunden, und ließ ihm überdies hinlängliche Muße und Unabhängigkeit. Er verheirathete ſich, lebte fortan der Literatur, der Dichtkunſt, der Freundſchaft und dem geſelligen Umgange, und ſtarb den 28. Okt. 1754 in ſeinem noch nicht vollendeten 47ſten Jahre an der Waſſerſucht, die vielleicht eine Folge ſeiner wenigen Mäßigung in den Lebensgenüſſen war. Hagedorn verſuchte ſich mit Glück in der Fabel, Erzählung, dem heitern Liede, ja ſogar mit einiger Leichtigkeit in manchen poetiſchen Tändeleien, die bis dahin gewöhnlich nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden waren. Es fehlt ihm zwar an ſchöpferiſcher Kraft, dagegen aber weiß er das Fremde nicht ohne Glück ſich anzueignen. Eine Ode, ſelbſt nur eine längere Erzählung gelingen ihm nicht, denn ſeine Begeiſterung iſt dafür nicht hinreichend, und einen bedeutenden Stoff vermag er nicht zu beherrſchen. Die Reinheit und Gewandtheit ſeiner Sprache ſind ſehr zu loben, und ſein heiterer begnügter Sinn erzeugt ein angenehmes Gefühl. Nicht übergehen dürfen wir des ebengenannten Bruder, Chriſtian Ludwig von Hagedorn, der 1712 zu Hamburg geboren, im J. 1764 Kurſächſiſcher Legationsſekretär, hernach geheimer Legationsrath und Generaldirektor der Kunſtakademien zu Dresden und Leipzig war und 1780 in Dresden ſtarb. Sein Verſuch von charakteriſtiſchen Köpfen und Landſchaften, die er theils aus eigener Erfindung, theils nach andern Meiſtern in Kupfer geätzt hat, beweiſt, daß er nicht bloß Dilettant und Kenner, ſondern auch Ausüber der ſchönen Künſte war. Den meiſten Ruhm aber erwarb er ſich durch ſeine Betrachtungen über die Malerei, ein klaſſiſches Werk von unerſchöpflichem Reichthum, voll Unterricht und Kritik und mannigfaltiger Wiſſenſchaft, deſſen Verfaſſer unter uns als der Schöpfer des pittoresken Stils, als der Philoſoph der Schönheit und der Grazien betrachtet werden muß.

Hagel oder Schloßen ſind gefrorne Waſſertheilchen, welche in Eisklumpen zuſammengedrückt aus der Luft niederfallen. Die Größe der Hagelkörner iſt ſehr verſchieden; man will ſie von der Schwere eines Pfundes geſehen haben. Bekanntlich hagelt es höchſt ſelten im Winter, dagegen am häufigſten in den Monaten Mai, Junius, Julius und Auguſt. Zuweilen iſt der Hagel mit Regen vermiſcht. Bei ſchwerem Hagelwetter finden faſt immer auch ſtarke Gewitter Statt, woraus man die nicht unwahrſcheinliche Vermuthung gezogen hat, daß bei der Entſtehung des Hagels die Electricität mitwirke. Ueber die Art und Weiſe aber ſind wir im Dunkeln, und können nur ſagen, daß der Hagel wahrſcheinlich aus Regentropfen entſtehe, denen auf irgend eine Weiſe unter Mitwirkung der Electricität beim Herabfallen aus der Luft der Wärmeſtoff entzogen worden.

Hageſtolziat nannte man in ſonſtigen Zeiten das ſehr verhaßte und ſogar mit gewiſſen Nachtheilen verbundene eheloſe Leben einer Mannsperſon, welches über die in den Landesgeſetzen zur Verheirathung beſtimmte Zeit hinaus bis an den Tod dauerte. Ueber die Entſtehung des Namens hat man verſchiedene Meinungen, unter denen folgende wohl die wahrſcheinlichſte iſt. Haga hieß in der alten Deutſchen Sprache ein mit einem Zaune umgebener Haf. Stolze aber ſo viel

als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfassung der alten Deutschen erbte jedesmal der älteste Sohn den Hof seines Vaters, und die übrigen Kinder erhielten nur einen geringen Theil des Nachlasses. Weil aber die Familien gern beisammen blieben, so erbauten sich die Brüder an dem Hofe ihres Vaters kleine Wohnungen, und erhielten deswegen den Namen Hagestolze. Da sie, wegen Mangels an Gütern, meistentheils im ehelosen Stande lebten, so gab man nach und nach allen ehelos bleibenden Männern diesen Namen. Schon bei den Römern, zur Zeit der Republik, war das ehelose Leben der Männer verhaßt und die Censoren pflegten von alten Hagestolzen als Strafe ein sogenanntes Weibergeld (aes uxorium) einzufordern, da hingegen Verheirathete gewisse Vorzüge und Ehrenbezeigungen genossen. Als durch bürgerliche Kriege, während des Triumvirats, die Bevölkerung Roms sehr gelitten hatte, dachte August nach Antritt seiner Regierung auf Mittel, die Ehen zu befördern, zumal da die Römer überhaupt, theils aus Liebe zu einem ausschweifenden Leben, theils wegen des Aufwandes und der Verschwendung der Weiber, theils aber auch wegen der Geschenke und Schmeicheleien, die ihnen von Erblustigen zu Theil wurden, gern ehelos blieben. Er gab deshalb im J. Roms 763 das unter dem Namen der Lex Papia Poppaea bekannte Gesetz, durch welches den Ehemännern und besonders den Vätern von drei bis fünf Kindern (je nachdem sie in Rom, Italien oder in den Römischen Provinzen lebten) besondere Vortheile (das sog. jus trium liberorum) zugestanden, den ehelosen Männern aber verschiedene Strafen angedroht wurden, welches Gesetz auch, mit einigen Zusätzen vermehrt, bis auf die Zeiten Constantins des Großen seine Gültigkeit behielt. Bei den Deutschen, welche die Ehe liebten, bedurfte es eigentlich keiner Strafen gegen das ehelose Leben. Allein man führte doch in einigen Provinzen, besonders in der Unterpfalz und am Ober- und Nieder-Rhein das sog. Hagestolzen-Recht ein, nach welchem ein Theil von dem Vermögen eines Hagestolzen dem Landesherrn oder der Obrigkeit anheim fällt. Es mußte jedoch ein ehelofer Mann erst gewisse Jahre (gemeiniglich das funfzigste) erreicht haben, ehe er für einen Hagestolzen angesehen werden konnte. Auch erstreckte sich das Erbrecht des Fürsten oder der Obrigkeit nur auf das Allodialvermögen und dasjenige, was der Hagestolz sich wirklich erworben, nicht aber auf dasjenige, was er ererbt hatte, indem man dies den übrigen Verwandten nicht entziehen wollte. An einigen Orten bestand das Hagestolzenrecht bloß in dem Rechte, von einem Manne, der erst in gewissen Jahren sich verheirathete, ein bestimmtes Geld zu fordern. Nur an einigen Orten fanden ähnliche Verfügungen auch in Ansehung unverheiratheter Frauenspersonen Statt.

Hahnengefecht ist eine Volksbelustigung, indem man zwei mit Kunst abgerichtete, an den Füßen mit Sporen bewaffnete und wohlgefütterte Hähne vor einer Menge Zuschauer zum Kampfe zusammenläßt, von dem sie oft nicht eher ablassen, bis einer von beiden getödtet ist. Die Hahnenkämpfe sind zu Athen zuerst als öffentliche oder festliche Spiele auf Veranlassung des Themistokles angeordnet worden. Aelian nämlich erzählt, Themistokles habe, als er die Griechen wider die Perser angeführt, und diese zufällig dem Kampf von ein paar Hähnen zugesehen, sie dadurch zur Tapferkeit ermuntert, daß er ihnen gesagt, wie viel mehr sie Ursach hätten, tapfer zu seyn, da diese Thiere, die weder für Vaterland noch für Freiheit kämpften, sich bis aufs Blut vertheidigten. Nach erfochtenem Siege habe er, zum Andenken daran, verordnet, daß jährlich öffentliche Hahnenkämpfe gehalten werden sollten.

Unter den neuern Nationen lieben besonders die Engländer die Hahnenkämpfe.

Haimonskinder nennt man die vier Söhne Haimons (Heymon, Aymiont, Aymon) Herzogs von Dordonne, Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold (Alard, Richard, Guichard, Regnaut, Renault, Reinhold), die in der romantischen Poesie des Mittelalters keine unbedeutende Rolle spielen. Bei Froissart (Vol. 3. ch. 18. p. 67.) kann man über das Historische von ihnen manches finden; wir lassen dieses dahin gestellt seyn, und halten uns bloß an ihr poetisches Daseyn. Die Geschichte von ihnen gehört in den Fabelkreis Carls des Großen und seiner Pairs, und ist auf dem Titel der großen Simmerer Foliausgabe von 1535 (gedruckt durch Hieronymus Rödler, Secretarius) so bündig angegeben, daß es am besten seyn wird, diesen hier mitzutheilen. Er lautet also: „Ein schön lustig Geschicht, wie Keyser Carle der groß, vier Gebrüder, Herzog Aymont von Dordons Sune, umb das der eltest under jenen Reynhardt genant, dem Keyser seiner Neuen eynen, mit eynem Schachbret erschlug, sechzehen jarlangk bekrieget, Sie uber vilfaltigs erbieten, zu keynen Gnaden annehmen wolt, sonder ganz Frankreichs verjagt, zu letzt sie dannocht durch Krieg den Keyser bedrangten, mit inen eynen friden anzunemen, darum viel lustiger Hendel sich in der Zeit von beyden theylen begeben, vermeldet werden, kürzlich aus Französischer sprach in Teutsch transferiert." (Einen Auszug davon hat die Romanen-Bibliothek Bd. 7. S. 7. fgg.). Es ist indeß keineswegs ausgemacht, ob das Französische Original dieser Uebersetzung die einzige Quelle sey, woraus alle andere Bearbeitungen dieses Stoffes geflossen sind. Wenigstens scheint unser Deutsches Volksbuch, das den Titel führt: „Schön und lustige Historie von den vier Heymons-Kindern, samt ihrem Roß Beyart, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heyden, zu Zeiten Caroli Magni begangen haben." (ehedessen auch zu Cöln gedruckt; s. eine Bearbeitung von Dick in Pet. Lebrechts Volksmärchen, Berl. Bd. 2.) aus einer andern Quelle geflossen, und stimmt weit mehr mit dem auch noch ganzbaren niederländischen Volksbuch von den vier Hems-Kindern (Antwerpen 1619). Die merkwürdigste Deutsche Bearbeitung existirt als Handschrift in der vatikanischen Bibliothek zu Rom (N. 399.) als ein großes Gedicht unter dem Titel: Poema regis Barleti et aliorum principum, womit uns Herr Glöckle wohl bekannter machen wird. Görres vermuthet, daß alte Fränkische Sagen und Romanzen zum Grunde liegen, und daß, als das alte Frankenreich in ein Französisches und Deutsches zerfiel, jede Nation sich die poetische Verlassenschaft auf eine eigenthümliche Weise angeeignet habe. So wurde denn auch dieser Gegenstand in Französischen und Deutschen Gedichten ungbhängig bearbeitet, und durch Auflösungen jener Dichtungen in Prosa gingen daraus die Volksbücher hervor. Untersuchungen hierüber können dem historischen Forscher der romantischen Poesie um so weniger gleichgültig seyn, da dieser Stoff auch zum Theil in die romantisch-epische Poesie der Italiener übergegangen ist. Wer kennt nicht den Rinaldo und das Roß Bayart aus den Dichtungen Ariosto's, oder den Nachbildungen Nicolai's! dd.

Hain. Der Hain unterscheidet sich vom Walde durch geringeren Umfang und durch geflissentlich hervorgebrachte und nach einem besondern Zwecke modificirte Schönheit. Die Baumgruppen, aus welchen er zusammengesetzt ist, müssen so verbunden seyn, daß sie ein fortgehendes Ganzes bilden. Abwechselung und Mannigfaltigkeit, sowohl in Rücksicht ihrer Form, als auch in Beziehung auf ihre Stellung wird

Spiele mancher Art, die mannigfaltigste Mischung von Licht und Schatten hervorbringen. Die Gänge werden so angelegt seyn, daß der Herumwandelnde bald heitere Aussichten auf entfernte Gegenstände erblickt, bald aber wieder einen kühlen düstern Schatten genießen kann.

Hakim, ein Türkischer Arzt; Hakimbaschi, der kaiserliche Leibarzt.

Halbe Farbe. Die Verminderungen der stärkeren Farben, die zu den Uebergängen in Licht oder Schatten nothwendig sind, werden halbe Farben, Mezzetinten, Mitteltinten oder Mittelfarben, gebrochene Farben oder Tinten genannt. Durch sie bringt der Colorist die größesten Reize, Zauber und Täuschungen des Colorits in seinem Werke hervor.

Halber Mond ist ein Außenwerk an einer Festung, das aus zwei Facen besteht, die einen Winkel machen, dessen Spitze gegen das Feld geht. Man baut es auf das äußerste Ufer des Grabens, vor die Courtine, um das Thor, die Tenaillen und die Brücken zu decken und zu verhindern, daß die Flanken der Basteien nicht beschossen werden können, ehe die Belagerer den bedeckten Weg erobert haben.

Halberstadt, die Hauptstadt des preußischen Fürstenthums gleiches Namens, und während der westphälischen Herrschaft des Departements der Saale, liegt altmodisch und unregelmäßig erbauet, am Flüßchen Holzemme. Ueber die 1300 Wohngebäude und 16 Kirchen der Stadt, ragt majestätisch die, dem heiligen Stephan gewidmete Domkirche hervor. Noch in dieses Jahrhunderts Anfange fand man in der lutherischen Stadt, 3 Mönchs- und 2 Nonnenklöster, und aus den Zeiten des ehemals reichen Klosters Segens, schrieben sich noch her, die Dom-, die Martins- und die Johannisschule. Die Stifter übten Gerichtsbarkeit über alle auf ihrer Freiheit stehende Häuser; sogar die dort angesiedelte französische Kolonie hatte ihren eigenen Richter. In Halberstadts älteste Geschichte gehören die Fehden seiner Bischöfe mit Herzog Heinrich dem Löwen, welcher die Stadt im J. 1179 einäscherte. Doch erstand sie bald aus ihrem Schutte, wurde mit Mauren und Graben umgeben, und erhielt nach einander wegen zunehmender Bevölkerung, drey Vorstädte. Im siebenjährigen Kriege empfand sie sehr hart die französische Occupation, während welcher ihre Thore und ein Theil ihrer Mauren niedergerissen wurden. Merkwürdiger noch ist sie in der neuesten Kriegsgeschichte, durch das blutige Gefecht am 30. Julius 1809 geworden, als nämlich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Oels auf seinem Xenophontischen Rückzuge aus Böhmen nach der Weser-Mündung, mit der schwarzen Legion, das vom fünften Westphälischen Linienregimente unter des Grafen Wellingerode Commando vertheidigte Halberstadt erstürmte, und nach wüthendem Gemetzel in den Gassen der Stadt, mit geringerer Mannszahl, das ganze westphälische Regiment nebst dessen Obersten, zu Gefangenen machte. Hätte damals innerhalb Halberstadts Mauern noch der preussische Heldensänger gelebt; er würde durch ein hohes Kriegslied die ans Wunderbare grenzende Heldenthat des Welfen-Sohns, sicher besungen haben!

Das Fürstenthum, dessen Hauptstadt Halberstadt hieß, war aus dem ehemaligen Bisthum entstanden, im westphälischen Frieden dem Churhause Brandenburg zu Theil geworden. Ein schönes, an Getreide, Flachs und Heu fruchtbares, vortreffliche Vieh- und Schafzucht treibendes Ländchen, mit 13 Städten, 99 Flecken und Dörfern, und fast 200,000 Einwohnern. Es hat an der Bode, Ilse, Wigger,

ler, Selke und Holzemme nur unbedeutende Flüsse; aber der ern majestätischer Absturz beim Thalschen Kupferbergwerke, lockt tau- de von neugierigen Beschauern heran. Ein Denkmal alter Größe ähren noch die Ruinen des Regensteins, und prangend auf stol- Höhe liegt das Kloster Huys-Burg; in fruchtbarer Ebene, das ster Hammersleben, beide jetzt säkularisirt. Das Land wurde ch den Tilsiter Frieden ein Bestandtheil des Königreichs Westpha- ; 1813 kam es aber wieder unter preußische Botmäßigkeit. Die künfte betrügen vormals, als noch an keine durchgreifende Grund- er gedacht war, etwa 500,000 Rthlr., und es war zum Behuf der uer-Erhebung, in sechs Kreise getheilt. In Halberstadt war der s der Regierung, der Lehnkammer, des Consistoriums, der Kriegs- Domainen-Kammer, wie auch des Kriminal-Kollegiums, welche hältnisse nun meistens wieder hergestellt sind. Ein treffliches, durch ne Mannschaft ausgezeichnetes, Regiment, dessen Inhaber der letzte zog von Braunschweig C. W. F. war, garnisonirte in der Stadt; in auch der über elf Landinspektionen gesetzte Generalsuperinten- t der Provinz, seinen Wohnsitz hat.

Halber Ton ist auf der Tonleiter des gegenwärtigen Systems der Musik das kleinste Intervall. Die halben Töne sind zwar in n Schwebungen, d. h. in Absicht auf Höhe und Tiefe, oder die An- der in ihnen enthaltenen Comma's verschieden, allein sie werden e Rücksicht auf enharmonische Verhältnisse als gleichgeltend in die- und jenem Intervall genommen, nachdem die Beschaffenheit des s ist, aus welchem gespielt werden, und so wie die Klanggeschlechter rentheils nur fürs Auge und zu Berichtigung der Reinheit im Satze achtet und beibehalten werden, eben so gelten z. B. c und des, wel- Töne auf zwei verschiedenen Tonstufen, und c und cis, die nur einer stehen, für halbe Töne.

Halbgötter s. Heroen.

Halbkugel. Jeder größte, um eine Kugel gezogene Kreis theilt elbe nach ihrem körperlichen Inhalt und nach ihrer Oberfläche in gleiche Theile oder Halbkugeln. Die Astronomen oder Geographen en in der Vorstellung mehrere größte Kreise um den Himmel und die Erdkugel, namentlich den Aequator, den Meridian und den Ho- nt. Hiedurch nun entstehen sowohl am Himmel, als auf der Erde, der Voraussetzung, daß letztere als Kugel betrachtet werde), mehrere bkugeln. Der Aequator theilt die Erd- und Himmelskugel in die liche und südliche; der Meridian oder Mittagskreis jedes Orts in östliche und westliche, und der Horizont in die obere und untere bkugel. Alle dunkle Himmelskörper unseres Sonnensystems, d. i. dazu gehörige Planeten mit ihren Nebenplaneten und die Kometen den durch den größten Kreis, dessen Ebene auf der nach dem Mit- nkte der Sonne gezogenen Linie senkrecht steht, in die erleuchtete unerleuchtete Halbkugel getheilt. Da jedoch die Sonne einen grö- Durchmesser hat, als jeder dieser dunkeln Himmelskörper, so er- tet sie von jedem derselben nochmals mehr als die Hälfte, und der chtete Theil erstreckt sich rings um die kuglichten Körper über seine rkliche Gränze noch um die Größe des scheinbaren Halbmessers der me. Für die Erdkugel beträgt dies ungefähr 15 Minuten eines ten Kreises.

Halbkugeln (Magdeburgische). Mit diesem Namen bezeichnet zwei aus Kupfer und Messing verfertigte ziemlich große Halbku- , deren Ränder an den Oeffnungen so gearbeitet seyn müssen, daß

sie dicht auf einander passen, und woraus sodann die zwischen beiden eingeschlossene Luft mittelst der Luftpumpe herausgezogen werden kann. Otto von Guerike in Magdeburg (s. d. Art.) erfand diesen Apparat um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und bewies damit die Gewalt des Luftdrucks. Die größten seiner Halbkugeln maßen eine Elle im Durchmesser; an der einen war ein Hahn befindlich, durch welchen die Luft ausgepumpt und hernach wieder eingelassen werden konnte. An beiden waren starke Ringe befestigt, um Seile hindurch zu stecken, in welchen vorgespannte Pferde ziehen konnten. Zwischen die Ränder der offenen Halbkugeln legte Guerike einen mit Wachs und Terpentin getränkten ledernen Ring, um alles Eindringen der Luft zu verhüten. An die beiden Halbkugeln spannte er, nachdem die Luft ausgepumpt war, 24 bis 30 Pferde, welche sich vergebens bemühten, sie aus einander zu ziehen. Noch mehr Pferde trennten sie endlich mit einem starken Knall. Ließ er dagegen Luft hineintreten, so konnte sie ein Jeder leicht trennen. Wenn man die Kraft eines Pferdes im horizontalen Zuge nur zu 175 Pfund setzt, welches die gewöhnliche Berechnung ist, so kann man hieraus die Größe des Luftdrucks auf die beiden Halbkugeln leicht übersehen.

Halbmetalle nannte man ehemals diejenigen Metalle, welche die Eigenschaft der Dehnbarkeit, Zähigkeit und Biegsamkeit in einem nur geringen Grade haben, und unterschied sie demnach von den Ganzmetallen. Zu diesen rechnete man Platina, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber und Zink; zu jenen aber alle übrigen, z. B. Spießglasmetall, Nikel, Arsenik u. s. w. Da indeß die Grade der angeführten Eigenschaften so unmerklich in einander fließen, daß sich eine bestimmte Gränzlinie durchaus nicht ziehen läßt, so hat man diese Eintheilung jetzt verworfen.

Halbschatten ist derjenige Farbenton, der durch schiefe Anprallung des Lichts auf gewisse Theile eines Körpers hervorgebracht wird, wodurch also die eigenthümliche Farbe desselben nicht in ihrem vollen Glanze erscheinen kann. Der Halbschatten liegt folglich in der Mitte zwischen dem vollen Lichte und der gänzlichen Beraubung desselben und wird auch Mittelfarbe genannt.

Halicarnaß, die Hauptstadt von Karien und Residenz der Könige. Zu ihren vorzüglichsten Merkwürdigkeiten gehörte das berühmte, von der Königin Artemisia ihrem Gemahl zu Ehren erbaute Mausoleon, von dem nur einige ungewisse Spuren übrig sind. Sie war auch der Geburtsort des Herodot, des Dionysius (von Halicarnaß) und des Callimachus.

Halifax, eine Stadt in der Englischen Grafschaft York am Flusse Calder in einer gebirgigen Gegend gelegen. Sie hat gegen 9000 Einwohner. Theils an dem Orte selbst, theils in der umliegenden Gegend sind sehr beträchtliche Manufakturen von Wollenzeugen, deren Hauptmarkt Halifax ist. Eine andere Stadt gleiches Namens, die 1754 dem Grafen Halifax zu Ehren angelegt wurde, liegt in Neuschottland in Nordamerika; sie hat gegen 7000 Einwohner, meist Quäker, einen schönen Hafen, und treibt einen bedeutenden Handel.

Halle, mit dem Beinamen in Sachsen oder im Magdeburgischen, nächst Magdeburg die größte und volkreichste Stadt im Herzogthum Magdeburg, liegt am rechten Ufer der Saale, ist der Sitz einer berühmten, von Friedrich I. von Preußen gestifteten und 1694 eingeweihten Universität (daher nach ihrem Stifter Friedrichsuniversität genannt), und zählte im Jahr 1782 eine Volksmenge von 20,149 Einwoh-

nern, worunter 820 Studenten waren. Außer der Universität, die ein treffliches theologisches Seminarium, einen von dem gelehrten Sprengel wohleingerichteten botanischen Garten, eine Sternwarte, eine bedeutende Bibliothek, die in neuern Zeiten mit ansehnlichen Fonds versehen worden, und verschiedene anatomische und naturhistorische Sammlungen hat, sind die Frankischen Stiftungen in der Vorstadt Glaucha und das königliche Pädagogium für junge Adliche und Bürgerliche ebendaselbst bemerkenswerth. Ueberdies hat die Stadt zwei Gymnasien und ein freies weltliches Fräuleinstift. Berühmt ist das hiesige Salzwerk, eines der ältesten und ergiebigsten in Deutschland, welches jährlich 7 bis 8000 Lasten Salz liefert, nöthigen Falls aber halb Deutschland versorgen könnte. Außer der Universität und dem Salzwerk besteht die Hauptnahrung der Stadt in verschiedenen Gewerken und Fabriken, unter denen sonst die Stärkefabriken beträchtlich waren. Unweit Halle liegen die Ruinen des berühmten Schlosses Giebichenstein. Nach dem unglücklichen Preußisch-Französischen Kriege im Jahr 1806 und 1807 kam Halle an Westphalen und gehörte zu dem Departement der Saale. Die Stadt hat allerdings harte Drangsale überstanden. Die Universität, welche der König von Preußen gerade in den letzten Jahren zu einem hohen Flor erhoben hatte, wurde durch Mißverständnisse gleich nach dem Einrücken der Franzosen aufgelöst. Nach dem Frieden wurde sie zwar wieder hergestellt, und in ihren Privilegien und ihrer Verfassung, soweit es die Constitution erlaubte, bestätigt, allein im Jahr 1813 durch einen Befehl des französischen Kaisers neuerdings aufgelöst. Glücklicher Weise kehrte Halle nach den Siegen über die Franzosen im J. 1813 unter Preußische Herrschaft zurück, und der um Kultur der Wissenschaften hoch verdiente König von Preußen stellte das schöne Institut wieder her. Der Wohlstand der Stadt hat durch die Abnahme der Universität sehr gelitten, und die in den letzten Jahren von dem geheimen Oberbergrath Reil angelegten und dirigirten Badeanstalten haben bisher keinen vollen Ersatz dafür gewähren können, da auch Etablissements der Art in der Gegenwart nur unvollkommen gedeihen können. Daher ist denn die Einwohnerzahl auf 18,300 herabgesunken.

Halleluja: Lobet den Herrn! Man glaubte in dieser volltönenden Hebräischen Formel etwas besonders Feierliches zu finden, und behielt sie bei den Uebersetzungen der Bibel in die Landessprachen bei, worauf in sie das gottesdienstliche Ritual der Christen überging. Das Halleluja wurde seit dem 15. Jahrhundert an allen Sonn- und Festtagen beim Gottesdienste gesungen, von der Römischen Kirche aber späterhin an den Sonntagen in den Fasten, um die heilige Trauer nicht zu unterbrechen, weggelassen, und erst Ostern als ein Gesang der Freude wieder angestimmt. Eben darum wird in einigen Gegenden Deutschlands der Buchampfer oder Sukkusklee, oxalis acetosella L. auch Halleluja genannt, weil er um Ostern blüht, wo das Halleluja wieder in den Kirchen gesungen wird. Die Juden nennen den 113ten bis 117ten Psalm das große Halleluja, weil in diesen Psalmen besondere Wohlthaten Gottes gegen das Jüdische Volk gepriesen werden, und singen diesen Lobgesang beim Gottesdienst am Pascha- und Laubhüttenfeste.

Haller (Albrecht von), der Große genannt, wegen seiner seltenen Verdienste als Anatom, Physiolog, Botaniker und Dichter, war zu Bern den 16. Oct. 1708 geboren, und von vier Brüdern der jüngste. So reichlich ihn die Natur mit Geistesgaben ausgestattet hatte, so we-

nig hatte sie seiner Jugend Körperkraft verliehn. Als Knabe war er schwächlich und trübsinnig, aber nur desto mehr zum Lernen geneigt. Im 6. Jahre fieng er das Lateinische an, im 8. und 9. das Griechische und Hebräische. Schon damals pflegte er alles, was ihm merkwürdig war, niederzuschreiben und zu sammeln. Aus Bayle's und Moreri's Wörterbüchern zog er als Kind mehr als 2000 Lebensbeschreibungen aus. Die Lateinischen Dichter weckten früh sein poetisches Talent. Nach dem Tode seines Vaters setzte er auf dem Gymnasium zu Bern seine Studien auf die ihm eigenthümliche Weise fort, und ging in seinem 14. Jahre nach Biel, um von einem dortigen Arzt in die Cartesianische Philosophie eingeweiht zu werden. Nach einem Jahre wählte er, wenig schulgerecht vorbereitet, Tübingen zu seinem Aufenthalt, um sich hier aus eignem Antriebe der Arzneikunst zu widmen, und ging von da 1725 nach Leyden, wo Börhaave und Albinus seine Lehrer wurden, promovirte hier 1727, und besuchte sodann England und Frankreich, wo er die berühmtesten Aerzte und Naturforscher kennen lernte und ihren Unterricht genoß. Das Jahr darauf begab er sich nach Basel, und ward hier von dem großen Joh. Bernoulli in die höhere Analysis eingeweiht, deren Studium man für die Theorie der Medicin damals nothwendig glaubte. Da aber seine Gesundheit bei den ernsten und anhaltenden Studien litt, entschloß er sich, die vaterländischen Alpen zu bereisen. Joh. Gesner war sein Begleiter auf der Reise, und weckte damals in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde. Haller sammelte schon jetzt mit großem Fleiße dafür, machte mehrere neue Entdeckungen, und legte so den Grund zu seiner nachherigen meisterhaften Beschreibung der Schweizerpflanzen. Auf dieser Reise entstand auch sein berühmtes Lehrgedicht: die Alpen. Nach seiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr lang in Basel, arbeitete hier an einem großen Lehrgedicht unter dem Titel: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und hielt in der letzten Zeit die anatomischen Vorlesungen für Meig, der krank war; bei welcher Gelegenheit er manches für seine künftigen Arbeiten sammelte. Im J. 1729 ging er in seine Vaterstadt zurück und ließ sich als praktischer Arzt daselbst nieder. Obwohl er glücklich war und Beifall fand, so wurde ihm die Stelle eines Arztes an dem Inselspitale, um die er anhielt, hauptsächlich aus dem Grunde abgeschlagen, weil er ein Dichter sey. In der That beschäftigten ihn Poesie und Botanik ungemein. Im Sommer bereiste er jährlich die Alpen, und sammelte, trotz seiner Kurzsichtigkeit, eine so große Menge Pflanzen, daß er jetzt den Entschluß faßte, ein vollständiges Werk über die Gewächse Helvetiens herauszugeben. Im Winter wandte er seine Muße auf die Anatomie, über die er im J. 1734 unentgeltlich Vorlesungen zu halten anfing. Er brachte es dahin, daß ein anatomisches Theater angelegt wurde. Die um dieselbe Zeit in seiner Vaterstadt erledigte Professur der Beredsamkeit, um welche er sich bewarb, erhielt er ebenfalls nicht; dafür aber ward er im J. 1735 zum Aufseher der Bibliothek ernannt. Hallers Name war bereits öffentlich vortheilhaft bekannt, besonders durch treffliche botanische und anatomische Aufsätze. Er bekam daher 1736 einen Ruf als Professor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, den er annahm. Siebzehn Jahre lebte und wirkte er für Göttingen, und gab zugleich in diesem Zeitraume 86, mehrentheils anatomische, medicinische und botanische Schriften heraus. Die wichtigsten darunter sind seine Flora der Schweiz (2 Bd. Fol.), in deren zweiter Auflage er 2486 Pflanzen nach seinem eignen Systeme beschrieb, seine Boerhaavischen Vorlesungen, seine anatomischen Tafeln und seine Phy-

siologie. Auch nahm er 1745 an der Herausgabe der Göttingischen gelehrten Zeitungen Antheil, und wurde 2 Jahre darauf Direktor derselben. Der Ruf von Hallers Verdiensten war jetzt durch ganz Europa verbreitet. Die angesehensten Academien ernannten ihn zu ihrem Mitglied; im Jahr 1749 erhob ihn Kaiser Franz I. mit seiner gesammten Nachkommenschaft in den Reichsadelsstand und der König von England zu seinem Staatsrath. Auch seine Vaterstadt nahm ihn, als er sie im Jahr 1745 besuchte, als Mitglied in den großen Rath auf, und diese Auszeichnung war ihm zwiefach angenehm, da ihn der Gedanke beschäftigte, sich in seine Heimath zurückzubegeben. Die Kabalen und Feindseligkeiten seiner Collegen verbitterten ihm den Aufenthalt in Göttingen. Nachdem er noch im J. 1751 an der Stiftung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften den thätigsten Antheil genommen, und zum beständigen Präsidenten derselben ernannt worden, gab er 1753 seine Entlassung, und ging nach Bern zurück, wo er zum Amman erwählt wurde. Er behielt zugleich seine academische Pension, seine Titel, die Präsidentenstelle bei der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, und arbeitete fortwährend an den Göttinger gelehrten Zeitungen, die ihm über 12000 Recensionen verdanken. Auch seine Vaterstadt erkannte und belohnte in der Folge seine Verdienste immer mehr, und gewährte ihm ein so ruhiges Glück, daß er alle auswärtigen Anbietungen und Einladungen, so glänzend sie auch waren, ablehnte. Das Wohl seines Vaterlandes und die Gesellschaft der Musen theilten nunmehr seine Zeit und Beschäftigungen. Er verbesserte die Einrichtung der Salzwerke zu Bern und Aigle, deren Direktor er war, die Anstalten der Academie zu Lausanne, die medicinische Policeiverfassung, beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einem Waisenhause, und vermittelte die Gränzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis. Noch sein Alter brachte für die Wissenschaften die schönsten Früchte hervor. Es erschien jetzt seine botanische, chirurgische, anatomische und der Anfang seiner medicinisch-praktischen Bibliothek. Außerdem entwarf er drei politische Romane, über die despotische, monarchische und republikanische Regierungsform, und correspondirte in Deutscher, Lateinischer, Englischer, Französischer und Italienischer Sprache nach allen cultivirten Ländern von Europa. Im Jahr 1777 beehrte ihn Kaiser Joseph II. mit einem Besuch; bald darauf überfiel ihn eine Kränklichkeit, die am 12. Dec. 1777 seinem thätigen Leben im 70. Jahre ein Ende machte. Hallers Verdienste um die Naturlehre, besonders die Botanik, und um die Medicin zu würdigen, kann hier der Ort nicht seyn; sie sind ausgebreitet und unvergänglich. Seine Lehre von der Reizbarkeit ist noch jetzt als die Grundlage der dynamischen Theorien neuerer Zeiten anzusehn. Ferner suchte er die Theorie der Erzeugung durch die sorgfältigsten Beobachtungen zu gründen. Er entdeckte die erste Spur des Herzens im bebrüteten Ei in der 38sten Stunde und in der 41sten die erste Spur des Bluts. Auf gleiche Weise beobachtete er die Säugethiere. Auch als Dichter ragt er glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor. Seine frühern Versuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst, selbst in seinem berühmten Gedicht „die Alpen" ist die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmassen, die er schildert, doch die Ideen sind kühn und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth. Am höchsten und reinsten stehen seine elegischen Gedichte, unter denen wir die Elegie auf den Tod Marianens besonders auszeichnen. Finden sich übrigens in seinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Stolz und schwermüthiger Verzagtheit, so erinnere man sich, daß die höhere

Kraft, so oft der Schwäche gegenüber, sich sehr natürlich zuletzt in Unzufriedenheit selbst verletze und verwunde, bis sie endlich in jene Schwermuth versinkt, die wir bei Haller bemerken müssen.

Halley (Edmond) war zu London im J. 1656 geboren, widmete sich anfangs der Literatur und den Sprachen, nachher aber gänzlich der Astronomie, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Nachdem er in einem Alter von 19 Jahren ein sehr schwieriges Problem, durch welches er die Abstände der Planeten von der Sonne und ihre Excentricität bestimmte, aufgelöst und so einem bis dahin geführten Streit ein Ende gemacht hatte, schickte ihn die Regierung im J. 1676 nach der Insel St. Helena um die südliche Hemisphäre zu beobachten. Diese Reise wurde die Quelle mehrerer astronomischen Entdeckungen, die er in seinem Catalogus stellarum australium bekannt machte. Nach seiner Rückkehr nahmen die königliche Gesellschaft zu London und die Academie der Wissenschaften zu Paris den jungen Astronomen von 22 Jahren zu ihrem Mitglied auf, und erstere machte ihn sogar zu ihrem Secretär. Er ging in Aufträgen der Gesellschaft zu Hevelius nach Danzig und von da im Jahr 1680 nach Frankreich und Italien. Zwischen Calais und Paris nahm er den berühmten Kometen wahr, der zum zweiten Mal in jenem Jahr (auf seinem Rückwege von der Sonne) sichtbar wurde. Er beobachtete ihn auf der damals neu eingerichteten königlichen Sternwarte. Im J. 1698 unternahm er eine große Seereise, um die Theorie von der Veränderung der Magnetnadel zu gründen; passirte vier Mal die Linie, und kam erst 1702 zurück. Im folgenden Jahre wurde er Professor der Geometrie zu Oxford, und 1720 königlicher Astronom zu Greenwich an Flamsteeds Stelle. Nun bearbeitete er vorzüglich die Theorie des Mondes. Er machte im voraus auf den Durchgang der Venus durch die Sonne, welcher sich 1761 ereignete, die Astronomen aufmerksam, und lehrte sie, aus deren Beobachtungen von verschiedenen Orten der Erde, die Parallaxe der Sonne bestimmen. Die vorzüglichste Frucht seiner gelehrten Arbeiten sind seine astronomische Tafeln, die jedoch erst 1749 erschienen, nachdem er schon 1742 gestorben war. Um die Lehre von den Kometen machte er sich durch seine Synopsis astronomiae Cometarum verdient. Er sagte die Wiederkunft des Kometen von 1682 auf das J. 1759 richtig voraus. Von Newton, dessen vertrauter Freund er war, gab er mehrere Schriften heraus.

Hallijahr oder Jubeljahr heißt im alten Testamente jedes 50ste Jahr, in welchem nach der Mosaischen Verfassung (s. 3 Mos. 25, 10 bis 13) bei den alten Juden die Sklaven freigelassen, die Schulden gelöscht, die verpfändeten und verkauften Ländereien an die Familie, zu der sie gehörten, zurück gegeben wurden, daher es auch Erlaßjahr hieß. In einem solchen Jahre ruhete alle Feldarbeit, man aß, was der Boden von selbst trug, und spendete davon den Armen. Feinde mußten sich versöhnen, und um das ganze Volk, dessen Sünden als ein Abfall von Gott betrachtet wurden, auch mit Gott zu versöhnen, ging der Hohepriester in das Allerheiligste des Tempels, und wirkte dem Volke durch sein Gebet und Opfer Vergebung aus; dann herrschte überall im ganzen Jüdischen Lande Friede und Freude. Der Anfang dieses glücklichen Jahres wurde mit Hallposaunen oder Hörnern im Lande ausgeblasen und verkündiget, daher der Name Hallijahr. Vergl. den Art. Jubeljahr.

E.

Halloren, die Nachkommen eines alten Wendischen Stammes zu Halle, die sich bis jetzt unvermischt erhalten haben, und sich durch eigene Kleidung und Sprache unterscheiden. Sie sind als die eigentli-

chen Bewohner der Halle oder des Salzthals anzusehen, stehen nicht unter der Stadtobrigkeit, sondern haben ihr eigenes Thal- oder Gerichtshaus und einen Salzgrafen, der ihre Streitigkeiten entscheidet, und sind die Arbeiter in den Salzkoten.

Halsgerichtsordnung, heißt die vom Kaiser Carl V. mit Einstimmung der Stände auf dem Reichstage zu Regensburg 1532 publicirte, aus 222 Artikeln bestehende Ordnung, nach welcher die Criminalsachen untersucht, entschieden und bestraft werden sollen. Die Veranlassung zur Abfassung dieses Reichsgesetzes war die Verwirrung der einheimischen und fremden Rechte, wonach man bisher die Verbrechen richtete. Carl V. legte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1521 den Reichsständen den ersten Entwurf dazu vor, der aber verworfen wurde. Im J. 1529 kam die Sache aufs neue zur Sprache, allein da sich auch damals Hindernisse fanden, so konnte Carl V. erst 1532 seine Absichten erreichen. Es ist nicht zu läugnen, daß seine peinliche Gerichtsordnung vieles im Criminalwesen verbessert habe. Dagegen aber wäre freilich auch zu wünschen, daß die peinliche Gerichtsordnung mit größerem Fleiße und Aufmerksamkeit verfertiget und besser geordnet seyn möchte. In einigen Artikeln findet man die größte Dunkelheit, in andern aber Vermischung fremder und einheimischer Rechte. Strafen, die gar leicht hätten genau bestimmt werden können, werden nur im Allgemeinen bemerkt, da man andere Dinge bis zum Ueberfluß wiederholt. Es fehlt auch nicht an Widersprüchen. Sachen, die es nicht bedurften, erwähnt die Carolinische Halsgerichtsordnung, und übergeht dagegen vieles mit Stillschweigen, was deutlich hätte bestimmt werden sollen.

Haltung drückt in der Mälerei ursprünglich diejenige Eigenschaft eines Gemäldes oder einer Zeichnung aus, vermöge welcher jeder Theil des Werkes in derjenigen scheinbaren Nähe oder Ferne gehalten wird, in welcher sich uns derselbe Gegenstand in der Natur darstellen würde. Ein Gegenstand hält den andern näher oder weiter von dem Auge entfernt, einer steht zu dem andern, in zeichnerischer und eigentlich malerischer Rücksicht, in dem genauesten Verhältniß und Einverständniß. Von der Malerei ist dieser Begriff auch in die Sprache anderer Künste übergetragen worden, wo er in verschiedenen Beziehungen dasselbe bedeutet. Die Haltung, in welcher das Leben und die Wahrheit eines Gemäldes bestehen, hängt von der Zeichnung ab, die den Gesetzen der Perspektive gemäß seyn muß, und von der Luftperspektive, durch welche die Abstufungen der Farben und des Lichts bestimmt werden. Außer der Malerei wird das Wort Haltung besonders in der Schauspielkunst gebraucht, und hier bezeichnet es das Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen der Darstellung einer Rede, Rolle oder einzelner Theile derselben, vermöge dessen sie gerade dieses und kein anderes Ganze bilden. Declamation und Mimik haben kein angelegentlicheres Geschäft, als durch zweckmäßige Vertheilung der Stärke und Schwäche ihrer Züge in ihre Darstellungen diese Haltung zu bringen, und sie bewirken dies theils durch das Allgemeine ihres Tons, theils durch Modificationen desselben in besondern Fällen. Jeder Stand, jeder Charakter, jedes Alter u. s. w. hat im Allgemeinen seine Eigenthümlichkeiten, welche wieder durch die verschiedenen Situationen, in welche sie kommen, nuancirt werden, und sich in den Bewegungen des Körpers, in Mienen, Stimme u. s. w. ausdrücken. Sie aufzufassen, bedarf es eines scharfsinnigen Beobachters, aber sie darzustellen des Genies, daher auch die echte individuelle Charakteristik, für die besonders komische Charaktere sich eignen, selten auf den Bühnen gesehen werden.

Hamadryaden, Waldnymphen, deren jede einen eignen Baum bewohnte, mit dem sie gebaren ward und starb. Wer daher einen solchen Baum pflegte und erhielt, dem dankte die Nymphe ihr Leben, und erzeigte ihm Wohlthaten dafür. Erisichthon dagegen, der sich durch die Bitten der Hamadryade nicht hindern ließ, den ihr zur Wohnung dienenden Baum umzuhauen, mußte die Strafe erleiden, daß er aus Hunger die eigenen Glieder sich abnagte.

Hamann (Johann Georg). Dieser merkwürdige Philosoph, öfters der Magus aus Norden genannt, wurde den 27. August 1730 zu Königsberg in Preußen geboren, besuchte die dortige Domschule, wo damals unter dem sehr gelehrten Rektor Saltheniüs die Wissenschaften weit über die gewöhnlichen Schulgränzen hinaus vorgetragen wurden, und bezog 1746 die Universität, um sich der Theologie zu widmen, die er nachher mit Jurisprudenz vertauschte, ohne sowohl in dieser als jener Wissenschaft ernstliche Fortschritte zu machen. Die Bekanntschaft mit der schönen Literatur hatte ihm jedes Brotstudium verleidet. Nachdem er fünf Jahre auf der Universität zugebracht, ohne sich einen sichern Weg zu seinem Fortkommen in der Welt gebahnt zu haben, ging er nach Kurland als Lehrer in das Haus einer Baronin von Buttberg, mußte sich aber, verschiedener Mißverständnisse wegen, noch vor dem Verlauf eines halben Jahres aus demselben wegbegeben. Er nahm seine Zuflucht zu einigen Freunden in Riga und blieb daselbst bis 1753, wo er eine Hofmeisterstelle bei dem General von Witten fand. Im Jahr 1755 verließ er dieselbe wieder, und ging nach Riga zurück. Hier fand er bei einigen Kaufleuten freundschaftliche Aufnahme, und studierte die Theorie der politischen und Handlungswissenschaften, um seine fernere Subsistenz darauf zu gründen. Unterdeß folgte er einer schmeichelhaften Einladung, in das Buttbergische Haus zurückzukehren, blieb aber nicht lange daselbst, denn schon 1756 eilte er nach seiner Vaterstadt, um den Segen seiner sterbenden Mutter zu empfangen. In demselben Jahre trat er, von einem Handelshause in Riga unterstützt, eine längst gewünschte Reise an. Er besuchte Berlin, Lübeck, Holland und England. In London blieb er über ein Jahr, und würde sein ganzes übriges Leben dort zugebracht haben, wenn ihm nicht die Mittel gefehlt hätten. Auch bestimmten ihn mancherlei Schicksale, die stark auf sein Gemüth einwirkten, sich 1758 nach Riga zurück zu begeben, wo er bis 1759 blieb. Dann ging er auf seines Vaters Wunsch wieder nach Königsberg, und lebte hier bis 1762 im väterlichen Hause in einer glücklichen literarischen Muße, die er der alten Literatur und den orientalischen Sprachen widmete und nur durch eine kurze Reise nach Kur- und Liefland unterbrach. Um sich indeß für die Zukunft seinen Unterhalt zu sichern, trat er als unbesoldeter Kopist bei dem Stadtmagistrat und als Kanzellist bei der Kriegs- und Domainenkammer in Dienste, entsagte aber diesen mechanischen Geschäften 1764 wieder, die ihm den Verlust seiner Gesundheit und seines Kopfs drohten, machte eine Reise nach Deutschland, dem Elsaß und Basel, und kehrte noch in demselben Jahre zurück. Im Jahre 1765 ging er abermals als Hofmeister nach Mietau, begleitete seinen Principal auf einer Reise nach Warschau, und kam 1767 wieder nach seiner Heimath, wo er als Secretär und Translateur bei der damals neu eingerichteten Provincial-Accise- und Zolldirektion angestellt wurde. Im J. 1777 ward er Packhofverwalter bei dem königlichen Licent, und jetzt würde er mehr Muße für geistige Beschäftigungen gefunden haben, wäre nicht sein Körper durch

rgen und Anstrengungen bereits zu sehr geschwächt gewesen. Im J. 4 ward er durch das Wohlwollen eines ihm bisher Unbekannten auf unerwartetste Weise in eine sorgenfrei Lage versetzt, und er wünschte durch eine Reise nach Deutschland seine Gesundheit wiederherzu- en. Hier lebten ihm viele theure Freunde, die er zum Theil noch t persönlich kannte, und die er vor seinem Tode noch zu umarmen schte. Drei Jahre hielt er vergebens um Urlaub an, und erhielt lich 1787 bei einer Accisereform seinen Abschied mit einer anständi- Pension. Nun trat er seine Reise an, lebte abwechselnd zu Münster Düsseldorf bei Jacobi unter der beständigen Plage eines schwäch- en Körpers, und starb zu Münster den 21. Julius 1788. Als hriftsteller hatte Hamann das sonderbare Schicksal, von seinen Zeit- ossen wenig beachtet zu werden. Man war so bequem, seine Schrif- dunkel und unverständlich zu finden, und warf sie ungelesen auf Seite. Der einzige Herder deutete auf ihn hin in seinen Fragmen- über Deutsche Literatur. Dort sagte er unter andern: Der Kern er Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, en Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit; die Schale selben ist ein mühsames geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, spielungen und Wortblumen u. s. w. Aber man überhörte Herders volles Wort; ein tiefsinnig edler Geist wandelte unbeachtet unter Deutschen, und lange Zeit ruhete noch über seinem Grabe dassel- Schweigen. Da vernahm man endlich von neuem Herders Lob, n Pauls freudiges Anerkennen und Jacobi's häufiges Hindeuten auf . Man wollte jetzt selbst prüfen, aber seine Schriften waren fast chwunden und harren noch ihrer Auferstehung in einer neuen Aus- e, die der Wunsch aller Kundigen ist. Göthe, der im dritten Band er Biographie eine treffende Schilderung Hamanns entworfen hat, ht zu Erfüllung desselben neue Hofnung.

Hamburg. Diese reiche und große Stadt liegt an der Gränze Holsteinischen Provinz Stormarn an der Nordseite der Elbe, 8 ilen von der Mündung dieses Flusses, der hier so tief und breit ist, Schiffe, welche 15 Fuß Wassertiefe brauchen, mit voller Ladung zur Stadt kommen können; im Hafen selbst hat das Wasser 20 Tiefe. Die Stadt hat 2 Stunden im Umfang, und war bisher er dem Walle durch tiefe Gräben und viele Bastionen befestigt; aber J. 1804 ward beschlossen, alle diese Befestigungen zu demoliren. kleine Fluß Alster, welcher die Stadt durchschneidet und in der- en sich in die Elbe ergießt, bildet östlich vor der Stadt einen See in demselben ein Bassin, aus welchem Kanäle zwischen den Hin- eihen der Häuser zur bequemen Entladung der Kaufmannsgüter in Speicher gezogen sind. Auch fließt ein Arm der Elbe in die Stadt bildet auf der Ostseite den obern Hafen für die Flußschiffe; auf Westseite, wo er sich wieder mit dem Hauptstrome vereinigt, ist größere Niederhafen für die Seeschiffe, wozu noch der in neuern ten angelegte Rummelhafen kommt. Die Zahl der Häuser beläuft auf 8000, und die Volksmenge, die sonst noch beträchtlicher war, rsteigt noch jetzt 100,000 Seelen. Hamburg ist zwar eine alte und egelmäßig gebaute Stadt mit meist engen Straßen und Plätzen; es hat schöne öffentliche Gebäude. Dahin gehören die Michaelis- he und der alte Dom, ferner das Rathhaus, die Börse, die Bank das Zeughaus. Von öffentlichen Anstalten führen wir an: die ze Stadtbibliothek, die Commerzbibliothek, das Gymnasium, das kmäßig eingerichtete Johanneum, das Waisenhaus und die berühm-

te Armenanstalt. Die Verfassung Hamburgs war eine glücklich combinirte repräsentative Demokratie, welche nur dadurch einen Anstrich von Aristokratie erhielt, daß der aus 24 Rathsherren und 4 Bürgermeistern bestehende Rath durch Wahl und Loos aus der übrigen Bürgerschaft sich immer selbst ergänzte. Drei von den Bürgermeistern und eilf von den Senatoren waren graduirte Juristen (meist Licentiaten), die übrigen Kaufleute. Hiezu gehörten noch als berathende Personen vier Syndici mit eben so vielen Sekretären. Auswärtige Staatsgeschäfte besorgte ausschließlich der Rath, an den innern nahm die erbgesessene Bürgerschaft Antheil. Diese ward in 5 Kirchspiele getheilt, von denen jedes 36 Mitglieder zu seinem großen Ausschuß oder dem Collegium der Hundert und achtzig abgab. Der Ausschuß der Sechziger ward aus diesem Collegium gezogen, welcher außer den allgemeinen Geschäften die Kirchen- und Schulangelegenheiten besorgte, auch die Stellen vergab. Ein Auszug aus den Sechzigern war das Collegium der 15 Oberalten (drei aus jedem Kirchspiel), bei welchem die Klagen gegen den Rath angebracht wurden. Nur der Rath und sie erhielten Besoldung, alle übrigen Stellen wurden als Ehrenämter unentgeltlich verwaltet. Jedes Gesetz, jede Verfügung gelangte vom Rath an dieses Collegium, und bei wichtigen Gegenständen an die ganze Bürgerschaft, deren Einfluß jedoch nur gering war. War der Vorschlag allgemein genehmigt, dann erst erwuchs er zum Raths- und Bürgerschluß. Die Justiz besorgten: das Obergericht oder der Rath, das Admiralitäts-Nieder-Amtsgericht, und 35 Deputationen. Die öffentlichen Einkünfte waren zwar unter der Aufsicht des Raths, wurden aber von der Kämmerei verwaltet, welche dem Rathe Rechnung ablegte. Sie waren sehr beträchtlich; man schätzte sie auf 4 Millionen Thaler Banko. Seine Größe und seinen Wohlstand verdankt Hamburg dem Handel; nach dem Falle von Amsterdam war es die zweite Handelsstadt in Europa. Im J. 1802 liefen 2108 Schiffe nach Hamburg ein, von denen 209 der Stadt eigenthümlich gehörten. Alle auf den Handel Bezug habende Anstalten, wie die Assecuranzcompagnien, die Börse, die Bank u. s. w. waren in dem glänzendsten Zustand. Auch die Fabriken waren, und sind zum Theil noch von großer Wichtigkeit; dahin gehören besonders die Zuckersiedereien, die Wachsbleichen, die Tabaksfabricken, die Gerbereien, Webereien u. s. w. Was von Hamburg als ehemaliger Hansestadt hier anzuführen wäre, ist in dem Art. Hansa angedeutet worden. Als freie Reichsstadt, wofür es 1613 von der kaiserlichen Kammer erklärt wurde, erlangte es erst 1770 die ungestörte Ausübung des Sitz- und Stimmrechts auf dem Reichstage, und behauptete seine Selbstständigkeit unter manchen schwierigen Umständen, die einige Male nur durch bedeutende Geldopfer beseitigt werden konnten, selbst nach der Auflösung des Deutschen Reichsverbandes, als freie Hansestadt. Es ward jedoch nach dem Ausbruch des Preußisch-Französischen Krieges 1806 von den Franzosen zur Handhabung des Continentalsystems, das allem Handel plötzlich ein Ende machte, besetzt, bis es im J. 1810 von Napoleon dem Französischen Reich einverleibt, zum Sitz eines kaiserlichen Gerichtshofs, so wie zur Hauptstadt des Departements der Elbmündungen und zur fünften guten Stadt des Reichs gemacht wurde. Als solche theilte es die Schicksale Frankreichs und des Continents. Als aber im März 1813 bei Annäherung der Russischen Truppen die Französischen Behörden die Stadt verlassen hatten, wurde die ehemalige reichsstädtische Verfassung noch vor dem Einrücken derselben, welches am 18. März unter

m General Tettenborn erfolgte, wieder hergestellt. Leider kam durch
ie unglückliche Wendung des Kriegs Hamburg nur zu bald wieder in
anzösische Hände, und mußte seinen deutschen Patriotismus theuer
ahlen. Eine Contribution von 48 Millionen Francs ward als Stra-
ausgeschrieben, und kaum war der unmenschliche Gouverneur Da-
uß (S. d. Art.) angekommen, so folgten Verbannungen, Einker-
rungen, Einziehung des Vermögens der Entwichenen, Aushebung
n Geiseln zur Sicherheit für die unerschwinglichen Zahlungen, die
wonungslosesten Zerstörung der Besitzungen unter dem Vorwande der
efestigungsarbeiten; eine schrecklich lange Reihe von Drangsalen,
ualen und Martern aller Art. Die Bank, deren Bestände man zwi-
ben 8 bis 10 Millionen Mark Banko schätzte, wurde geplündert, und
itten im rauhesten Winter, stieß man Männer und Frauen, Greise
d Kinder von der Heimath ihrer Väter und ihrem wirthlichen Heerd
is, selbst der Kranken und Wahnsinnigen nicht schonend. Kaum
,000 Einwohner blieben zurück, deren Leben ein Athmen unter Hen-
rs Hand war. Und dieser qualvolle Zustand dauerte nah an ein Jahr,
s die Ereignisse von Paris auch Hamburg befreiten, die Franzosen
n 3. Mai 1814 ab, und dann die Russen, unter Benningsen, einzo-
n. Am 26. Mai trat die alte Regierung der Stadt, der die Ma-
rchen ihre republikanische Selbstständigkeit zuerkannt hatten, die Ver-
altungsgeschäfte wieder an, und die vorige treffliche Verfassung wur-
, mit wenigen Modificationen, hergestellt. Mit neuem Muthe be-
nnen die Bürger, in der Sonne des Friedens und der Freiheit, die
terbrochenen Handlungsgeschäfte, und sie betrieben sie bisher mit ei-
m so glücklichen Erfolge, daß es scheint, daß sich Hamburg in we-
gen Jahren von den so großen erlittenen Drangsalen erholen werde.

Hamilton (Anton Graf von), aus dem alten Schottischen Ge-
lechte dieses Namens, war in Irland geboren, und folgte Carl II.
ch Frankreich, als derselbe nach dem Tode seines Vaters hier einen
fluchtsort suchte. Nachdem dieser Fürst den Thron seiner Vorfah-
n wieder bestiegen, kehrte Hamilton nach England zurück. Damals
nte der Graf Grammont seine Schwester kennen, eine Dame von
n liebenswürdigsten Eigenschaften. Er gestand ihr seine Liebe und
rsprach sie zu heirathen. Dennoch, entweder aus Unbeständigkeit oder
is sonst einer Ursache, reisete er von London ab, ohne sein Verspre-
en zu erfüllen. Hamilton entrüstet über diese Beleidigung, folgte
m auf dem Fuß, entschlossen, ihn zum Zweikampf zu fodern, wenn er
e Erfüllung seiner Verpflichtung verweigerte. Er erreicht Grammont
nige Meilen von London. Nach den ersten Begrüßungen fragt er ihn
lt, ob er nichts in der Hauptstadt vergessen habe. „Ja" antwor-
t der Graf, der seine Absicht durchschaute, „ich habe vergessen, Ih-
Schwester zu heirathen," und kehrte um, die Heirath zu vollzie-
n. Darauf führte er seine Gemahlin nach Frankreich, und der Graf
amilton kam oft hinüber, sie zu besuchen. Als Jacob II. nach dem
erlust seiner Staaten sich in Frankreich niederließ, blieb auch er dort
id starb zu St. Germain-en-Laye 1720, im 74sten Jahre seines Al-
rs. Hamilton hatte viel Gewandheit des Geistes, eine lebhafte Phan-
sie, ein sicheres Urtheil und viel Geschmack. Wir besitzen von ihm
rschiedene geistreiche und angenehm geschriebene Werke, unter denen
h die Memoiren des Grafen von Grammont vielleicht am meisten
szeichnen, durch einen lebhaften und anziehenden Stil, zugleich aber
rch Immoralität. Seine Feenmärchen gehören zu den vorzüglichsten
dieser Art.

Hamilton (Sir William). Dieser berühmte Natur- und Alterthumsforscher war 1730 geboren, und ging 1764 als Englischer Gesandter nach Neapel. Er benutzte seinen Aufenthalt daselbst, seinen Geschmack für die Wissenschaften auszubilden und seine Kenntnisse in Kunstsachen zu erweitern. Seine Ankunft in Neapel fiel mit der Entdeckung der unterirdischen Städte Herculanum und Pompeji zusammen, zu deren zweckmäßiger Ausgrabung er viel beitrug. Besonders interessirte er sich für die Aufrollung der 800 verkohlten Papyrus-Rollen, welche man in einem unterirdischen Gange fand; er besoldete zu diesem Geschäfte eigens den Pater Antonio Piaggi. Ursprünglich hatte Hamilton nur ein mäßiges Vermögen, aber er wußte mit seiner Kunstliebe eine gewisse Industrie zu verbinden, wodurch er es ansehnlich vermehrte. Er war einer der eifrigsten Sammler von Alterthümern und Kunstsachen, und machte dabei oft großen Gewinn. Dies war besonders der Fall bei dem Verkauf seiner ersten Vasensammlung an das Brittische Museum und bei dem Absatz seiner prachtvollen Campi Phlegräi. Sein Haus bildete eine lange Reihe von Jahren hindurch in Neapel den Vereinigungspunkt aller gebildeten Reisenden aus dem nördlichen Europa. Man fand daselbst köstliche archäologische und naturhistorische Sammlungen. Er bereiste den Vesuv und Aetna, und stellte die genausten Forschungen über diese Berge an, so daß ihm die Lehre von den Vulkanen die wichtigsten Erweiterungen verdankt. Seine beiden Werke; Observations on mount Vesuvius und die Campi Phlegraei sind die rühmlichsten Denkmähler seines Forschungsgeistes. Die Kunde der alten Vasengemälde ist gleichsam von ihm geschaffen worden. Auch seinem Gesandtschaftsposten stand er mit Eifer vor. Den 12. Juli 1793 unterzeichnete er einen Allianztraktat zwischen dem Neapolitanischen und Londner Hof. Bei dem Einrücken der Franzosen in Neapel kehrte er in sein Vaterland zurück. Er nahm seine sämmtlichen Kunstschätze mit sich, hatte aber das Unglück, einen Theil seiner Vasen an den Küsten Britanniens durch Schiffbruch zu verlieren. In seinem Vaterlande beschäftigte er sich unermüdet mit seinen Handschriften, deren Herausgabe nach seinem im April 1803 erfolgten Tode durch seinen Freund Charles Townley zu erwarten ist.

Hamilton (Lady), die zweite Gemahlin des Sir William Hamilton, hat sich in mehr als einer Rücksicht merkwürdig und berühmt gemacht. Unter dem Namen Miß Harto bezauberte sie als Tänzerin das Londner Publikum, und gewann die Liebe des Ritter Hamilton, als er 1784 nach zwanzigjähriger Abwesenheit sein Vaterland wieder besuchte. Er heirathete sie, und nahm sie mit sich nach Neapel, wo ihre Schönheit und Anmuth einen gleichen Enthusiasmus für sie erregten. Dem Kunstfreunde sind ihre Attitüden bekannt, durch welche sie den Ton angab zu den später Mode gewordenen mimischen Darstellungen. Aber auch in der Politik spielte sie eine nicht unwichtige Rolle. Sie unterhielt ein genaues und vertrautes Verhältniß mit Nelson, und ihrer Verwendung dankte dieser Held die eifrige Unterstützung, die er in Sicilien fand, als er die Touloner Flotte im Mittelländischen Meer aufsuchte. Nach der Schlacht bei Abukir empfing sie den Sieger in Neapel. Sie durchreisten mit einander Deutschland, wo sie besonders in Wien und Hamburg den ausgezeichnetsten Empfang fanden, und gingen nach England. In seinem Testamente vermachte ihr Nelson seinen Stern von Brillanten, als ein Pfand seiner Freundschaft, und einen silbernen Becher, den er einst von ihr erhalten hatte. Im

J. 1815 starb die Lady, auf einer Reise, zu Calais in so großer Armuth, daß sie von eigenen Mitteln nicht begraben werden konnte.

Hamilton (Alexander), erster Sekretär der Schatzkammer in den vereinigten Staaten, war auf der Insel St. Croix im J. 1757 geboren, kam, 18 Jahr alt, nach Neu-York, und besuchte drei Jahre das Collegium von Colombia. Hier ließ er schon ahnen, was man von seinem Genie zu erwarten habe. Als sich die Streitigkeiten zwischen Großbritannien und Amerika erhoben, vertheidigte er als ein Jüngling die Rechte der Colonien gegen die Schriftsteller vom höchsten Ruf. Seine Schriften verriethen ein so großes Talent, daß sie Jay zugeschrieben wurden. Der erste Ruf zu den Waffen weckte seinen Muth, er trat unter die Artillerie, und that sich so rühmlich hervor, daß er Washington bekannt wurde, der ihn 1777 zu seinem Adjutanten ernannte und ihn mit seinem ganzen Vertrauen beehrte. Er hatte an mehreren der ausgezeichnetsten Thaten in diesem Kriege Theil, und nahm, 25 Jahr alt, seinem Abschied, um sich den Rechtswissenschaften zu widmen. Auch in dieser Laufbahn machte er sich bald bekannt. Im J. 1787 ernannte ihn Neu-York zum Mitglied der Bundesversammlung, und er hatte Theil an der Constitution dieser Provinz, die jedoch nicht ganz seinen Wünschen gemäß abgefaßt wurde. Bei der Organisation der Regierung im J. 1789 stellte ihn Washington an die Spitze der Schatzkammer, in welchem Amt er die öffentliche Schuld und den Kredit des Staats zu sichern wußte. Aber gegen das Ende seiner Verwaltung erhoben sich Uneinigkeiten zwischen ihm und dem Staatssekretär, die in offene Feindseligkeiten ausbrachen, und eine solche Verwirrung hervorbrachten, daß Washington ihnen mehrmals Mäßigung empfahl. Aber es war unmöglich, sie mit einander auszusöhnen. Zu Anfang des J. 1795, als der Bruch zwischen Frankreich und England den Freistaaten bekannt gemacht wurde, behauptete Hamilton, daß der Vertrag mit Frankreich seine Giltigkeit in dem Augenblick verloren, wo die gegenseitige Lage beider Nationen sich geändert habe, und verlangte, daß der Französische Minister nicht angenommen werde. Der Staatssekretär war der entgegengesetzten Meinung, und Washington trat derselben bei. Hamilton, der ein entschiedener Feind der Französischen Revolution war, nahm seine Entlassung; eine Klage wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder wußte er zu entkräften, aber es kam dadurch ein ehemaliges Verhältniß mit der Madame Reynolds an den Tag, das für seine Ehre besser verborgen geblieben wäre. Als 1798 die gebieterischen Foderungen Frankreichs die Aushebung einer Armee nöthig machten, übernahm Washington nur unter der Bedingung den Oberbefehl, daß Hamilton unter ihm commandire. Nach Beilegung der Streitigkeiten mit Frankreich und Entlassung der Armee kehrte Hamilton nach Neu-York zurück, wo er den Reß seiner Tage verlebte. Im Juni 1804 ward er vom Obersten Burr, Vicepräsidenten der vereinigten Staaten, wegen einiger beleidigenden Ausdrücke, die er sich gegen ihn erlaubt, gefodert, und blieb in dem Duell, welches zu Hoboken an demselben Orte Statt fand, wo sein Sohn einige Jahre zuvor einen ähnlichen Tod gefunden hatte. Hamilton war auf dem Schlachtfeld und im Kabinet gleich ausgezeichnet; seine Schriften werden die Beweise seiner großen Talente auf die Nachwelt bringen.

Hamilton. Drei Maler dieses Namens haben sich bekannt gemacht. Ferdinand und Georg lebten unter Carl VI. zu Wien, und malten besonders vierfüßige Thiere und Vögel. — Gavin Hamilton starb zu Rom 1797 vor Schrecken, als die Französische Armee sich der

Stadt bemächtigte. Er hat sich durch mehrere Gemälde, welche Scenen aus der Iliade vorstellen, und von dem berühmten Cunego zu Rom gestochen sind, vortheilhaft bekannt gemacht. Früher schon hatte er seine Schola picturae Italicae herausgegeben. Er leitete mit vielem Erfolg die Ausgrabungen der Alterthümer in Rom und den umliegenden Gegenden.

Hammerwerk heißt eine Fabrik oder Werkstätte, wo Metalle mittelst starken Feuers und großer vom Wasser getriebenen Hämmer bearbeitet werden. Nach der Verschiedenheit der Metalle, und nach der Verschiedenheit, wie sie auf diesen Werken — entweder zu Stäben und Stangen, oder zu Blechen und Platten — geschmiedet oder geschlagen werden, führen diese Hämmer auch verschiedene Namen, als Eisenhammer, wo Eisen und Stahl verarbeitet, Kupferhammer, wo Kupfer, Messinghammer, wo Messing zu Stangen oder Platten getrieben wird, und diese Hämmer selbst sind entweder Zain- (Stabhämmer) oder Blechhämmer, je nachdem das Metall zu Stangen und Stäben, oder zu Blechen und Platten geschmiedet wird.

Hanaken, ein Volk, das von dem Hana, einem kleinen Flusse in Mähren, an dessen beiden Ufern sie eigentlich ihren Sitz haben, den Namen führen soll. Sie werden für die ältesten Bewohner Mährens gehalten, und unterscheiden sich von den übrigen Einwohnern dieses Landes durch die Kleidung, durch ihre Trägheit, durch die Sprache, welche mit der Böhmischen Mundart übereinkommt, und durch ihre eignen Sitten, welche sie unverändert erhalten, da sie unvermischt bleiben und ihr Vaterland nur in Kriegsdiensten verlassen.

Hanau, an der Kinzig und am Mayn die Hauptstadt der Kurhessischen Grafschaft Hanau-Münzenberg, von 1809 bis Ende 1813 zum Großherzogthum Frankfurt gehörig, eine schöne volkreiche und wohlhabende Manufaktur- und Handelsstadt, mit einer regelmäßig gebauten Neustadt, einem schönen Residenzschlosse, einem Gymnasium u. s. w. Sie enthält 1200 Häuser und 12,000 Einwohner. Unter diesen sind viele Abkömmlinge von Wallonen und Niederländern, auch viele Juden. Die Hanauischen Manufakturen von wollenen Zeugen, Strümpfen, Kamelotten, Hüten, seidenen Zeugen, Handschuhen, Bijouterien u. s. w., die ansehnliche Fayencefabrik bringen, nebst dem Getraide-, Eisen- und Holzhandel auf dem Mayn, der Stadt ansehnlichen Vortheil. Die Tabaksfabriken haben jetzt weniger Absatz, als in den ältern Zeiten. Am 30. und 31. Okt. 1813 hatten in der Umgebung von Hanau heftige Kämpfe zwischen dem Kaiser Napoleon und der vereinigten Oesterreichisch-Baierischen Armee, unter dem General Wrede statt. Die Letztre erwies dabei große Tapferkeit, ohne jedoch den Rückzug des erstern an den Rhein hindern zu können. Die Stadt hat bei dieser Gelegenheit viel gelitten.

Händel (Georg Friedrich) war zu Halle an der Saale den 24. Febr. 1684 geboren, wo sein Vater Arzt war. Dieser hatte ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt, und begünstigte seine Neigung zur Musik nicht. Dennoch brachte er es aus eignem Triebe und ohne besondere Anweisung schon in seinem siebenten Jahre zu einer großen Fertigkeit auf dem Clavier. Damals machte er mit seinem Vater eine Reise nach Weisenfels an das herzogliche Hoflager. Hier zog er durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich, der ihn zufällig hörte, reichlich beschenkte, und durch dringende Vorstellungen den Vater bewog, ihn ganz der Musik zu widmen. Jetzt bekam er an Zachau, dem Organisten an der Domkirche zu Halle, einen geschickten Lehrer,

und machte bewundernswürdige Fortschritte. Im neunten Jahre schon fing er an, eine vollständige Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten zu componiren. Da man allgemein fand, daß er seinen Meister bereits übertroffen, ward er im J. 1698 nach Berlin gesandt, wo an dem Hofe des prachtliebenden Friedrichs I. die Oper in einem glänzenden Zustande war. Hier wurde besonders Attilio sein Lehrer. Händel erregte bald Aufsehn, nahm aber die Anerbietungen des Kurfürsten (nachmaligen Königs) nicht an, und kehrte nach Halle zurück. Da die Vermögensumstände seiner Aeltern ihm nicht die Mittel zu einer Reise nach Italien darboten, ging er zunächst nach Hamburg, wo die Oper trefflich organisirt war. Er trat ins Orchester, wurde aber bald, nach Kaisers Abgang, Direktor der Hamburger Oper, ungeachtet der Gegenwirkung eines Nebenbuhlers, dessen Rachsucht so weit ging, daß er, als sie beide zugleich aus der Oper gingen, ihm mit dem Degen einen Stoß auf die Brust gab, der glücklicher Weise von einem Notenbuche aufgefangen wurde. Händel war jetzt noch nicht 15 Jahr alt, als er als Operncomponist auftrat. Seine erste Oper war Almeria, die mit so großem Beifall aufgenommen wurde, daß sie 30 Abende hinter einander gegeben werden mußte. Auch zwei andere Opern, Florinde und Nero, machten kein geringes Glück. Dennoch verließ er Hamburg nach 5 Jahren, um seine musikalischen Studien in Italien zu vollenden, zu welchem Zwecke er sich eine Summe von 200 Dukaten erspart hatte. Er ging (1703) nach Florenz, wo er ein Jahr verweilte, und für den Großherzog und zu dessen Zufriedenheit die Oper Rodrigo componirte. Darauf begab er sich nach Venedig. Hier ließ er sich, da er eine Maskerade besuchte, auf einem Flügel hören. Der berühmte Scarletti, der zufällig dabei stand, gerieth über sein Spiel in Begeisterung, und rief aus: „Entweder ist das der Sachse oder der Teufel.“ Da man auch hier eine Oper von ihm wünschte, componirte er binnen 3 Wochen seine Agrippina, welche 27 Abende hinter einander gegeben wurde. Auch in Rom fand Händel die glänzendste Aufnahme. Die Großen dieser Stadt wetteiferten, ihm ihre Gunst zu bezeigen, besonders die Cardinäle Ottoboni, Colonna und Pamphili. Während seines dortigen Aufenthalts setzte er ein großes Oratorium, la resurezzione, und viele Cantaten und Sonaten. Von Rom ward er nach Neapel eingeladen, wo er seine berühmte Serenade, Alcide e Galatea verfertigte. Nach 6 Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, und der Kurfürst von Hannover ernannte ihn zu seinem Kapellmeister. Aber schon zu Ende des Jahres 1710 ging er von neuem auf Reisen, und setzte nach England über, wo ihm in der Folge ein glänzender Schauplatz für seine Thätigkeit zu Theil ward. Auf den allgemeinen Wunsch componirte er hier seine Oper Rinaldo, die lange ein Lieblingsstück der Englischen Nation war. Nach Verlauf eines Jahres kam er nach Hannover zurück, aber schon 1712 ging er von neuem nach England, übernahm hier, uneingedenk seiner frühern Verpflichtungen, die Aufsicht über die Oper auf dem Hay-Market-Theater mit einem Jahrgehalt von 200 Pfund, und gab ihr einen Schwung in der Neigung des Publikums und eine Gediegenheit in der innern Zusammensetzung, wie beides in England vorher unerhört gewesen. Unterdeß starb 1714 die Königin Anna, und der bisherige Kurfürst von Hannover, der über Händels Vernachlässigung seiner Dienstverhältnisse höchst unzufrieden war, bestieg als Georg I. den Brittischen Thron. Auf die Verwendung seiner Freunde ward ihm jedoch von dem Könige verziehen, und seine Pension sogar bis auf

600 Pfund erhöht, wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzessinnen in der Musik zu unterrichten. Er componirte in den Jahren 1715 bis 1720 die Opern Amadis, Theseus und il Pastor Fido. Auf dem Hay-Market-Theater wurde eine besondere Academie errichtet, wobei die Hauptabsicht war, immer eine Auswahl vorzüglicher Opern zu besitzen und möglichst vollkommen darzustellen. Händel trat an die Spitze dieses Instituts, reisete, um Sänger zu engagiren, auf das feste Land und brachte von Dresden die beiden berühmten Sänger Venesino und Duristanti mit. Nach den gehörigen Vorbereitungen führte er 1720 seine Oper Radamisto auf, die einen unglaublichen Beifall erhielt. Aber eben dieser glänzende Erfolg reitzte seine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini mit seinem Anhange stand. Man kam überein, beide sollten an derselben Oper arbeiten, jeder einen Akt, und derjenige sollte im Besitz des Hauses bleiben, der den Sieg davon trüge. Die Oper hieß Muzio Scävola. Händel setzte die Ouvertüre und den letzten Akt und gewann den Preis. Die Academie ward nun auf einen festen Fuß gesetzt, und Händel zeigte 9 Jahre hindurch, was ein großes Talent mit Beharrlichkeit auszuführen vermag. Leider entzweete er sich nach diesem Zeitraum mit seinem ersten Sänger, Venesino, dem Lieblinge des Publikums. Händel, zu stolz, um nachzugeben, entließ ihn, und verscherzte dadurch die Gunst des Hofes und der Menge. Er verband sich mit Heidegger, reisete nach Italien, wo er neue Sänger engagiren, mußte aber nach 3 Jahren das Hay-Market-Theater den Italienern überlassen, unter denen besonders Porpora als Componist und Farinelli als Sänger bewundert wurden. Händel nahm hierauf das Theater zu Lincolns-Innfields ein, verband sich dann mit Rich für das Theater zu Coventgarden, und gab hier 1733 seine Oper Ariadne zu derselben Zeit, wo die Ariadne Porpora's zu Hay-Market gegeben wurde. Aber wiewohl er diesem als Künstler und Componist überlegen war, so siegte doch Farinelli's bewunderte Stimme, und Händel suchte umsonst die Gunst des Publikums wieder zu gewinnen. Er belastete sich mit Schulden, und ward endlich durch die Noth zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber sein stets gereitzter Zustand hatte so nachtheilig auf ihn gewirkt, daß nicht nur sein Körper, sondern selbst sein Geist sich in Zerrüttung befand. Der Gebrauch der Aachner Bäder stellte ihn glücklich wieder her. Er kam im J. 1736 nach London zurück und führte jetzt sein Alexanders-Fest mit großem Beifall auf dem Coventgardener Theater auf. Das Glück kehrte zu ihm zurück. Lord Middlesex übernahm die Direktion der durch schlechte Verwaltung gesunkenen Italienischen Oper, und stellte Händeln als Compositeur an. Er setzte zu dem Ende die beiden Opern Faramond und Alexander Severus, und erhielt dafür tausend Pfund. Einige andere Opern, die er noch im Coventgardener Theater gab, fanden weniger Beifall. Sein Wunsch war, unabhängig zu leben, und deshalb fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der Oratorien, die jedoch nicht als Opern — denn man hielt dies für eine Entweihung des heiligen Stoffs — sondern als Concerte gegeben wurden. Aber dieser Umstand machte, daß selbst sein im höchsten und vollendetsten Kirchenstil geschriebener Messias anfänglich nur kaltsinnig aufgenommen wurde. Einen größern Enthusiasmus erregte er in Dublin, wo er einige Vorstellungen gab, und als er nach 9 Monaten nach London zurückkehrte, ward ihm auch hier ein allgemeiner Beifall nach Verdienst zu Theil. Der Messias ward das Lieblingsstück des Publikums, und Händel gab ihn jährlich ein Mal zum Besten des damals noch schlech-

undirten Findlingshospitals. Im J. 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf sich vergebens den schmerzhaftesten Operationen, das Uebel war unheilbar. Aber auch der Verlust des Gesichts hemmte eine Thätigkeit nicht; er setzte seine Oratorien bis acht Tage vor seinem Tode fort, welcher den 14. August 1759 erfolgte. Sein Leichnam liegt in der Westmünster-Abtei, wo ein schönes Denkmahl das Gedächtniß eines der originalsten, tiefsten und gedankenvollsten musikalischen Dichter verewigt.

Handel ist im eigentlichsten Sinne eine jede thätige Veränderung und Verwechslung seines Eigenthums an einen Andern, um Gewinn zu machen. Allein beinahe noch häufiger wird es wie das Wort Handlung gebraucht, wenn mehrere Geschäfte der Verwechslung von Waaren, sowohl von einzelnen Personen, als auch in Rücksicht ganzer Länder, Provinzen und Orte, Statt finden, z. B. Englands Handel, Pommerns Handel, Hamburgs Handel u. s. w. Handeln hingegen heißt: einen Vorrath von uns selbst entbehrlichen Erzeugnissen der Natur oder Kunst anschaffen, den Werth derselben bestimmen, und sie andern entweder mit Vortheil oder nach den Zeitumständen mit Verlust wieder abtreten. Die Absicht und Hoffnung des Gewinns durch Austausch des Bedürfnisses gegen Ueberfluß muß von Seiten des Käufers und Verkäufers zum Grunde alles Handels und aller Handlung liegen, es mag dieselbe hinterher erfüllt werden oder nicht. Ueberhaupt sind die Grundsätze des Handels die einfachsten von der Welt, und in dem beiderseitigen Gewinne liegt das ganze große Geheimniß des Handelssystems. Der Handel ist eine unerschöpfliche Quelle für das Glück und die Cultur, ja selbst für die weltbürgerliche Sittlichkeit. Denn wie er von der einen Seite die Menschen alle mit einander in Verbindung und Beziehung setzt, und wie der Mensch immer gebildeter und vielseitiger zu werden vermag, je mehr er in dem Umgang und in den engsten Verhältnissen mit allen Menschen und allen Nationen steht; eben so ist er von der andern Seite für jedes einzeln handelnde Volk ein Grund und eine Quelle zur Vermehrung der Volkszahl und des Reichthums. Hemmung und gänzlicher Mangel des Handels hingegen führen nach und nach zur Armuth, Rohheit, Empörung und Raub. Denn der Zweck des Handels geht dahin, den Consumenten oder Verbraucher in den Stand zu setzen, die Gegenstände seiner Bedürfnisse oder seines Geschmacks stets erhalten zu können. Der Handel muß daher seine größte Thätigkeit auf diejenigen Länder wenden, in welchen sich die größte Anzahl von Arbeitern in Gewerben, Fabriken und Manufakturen mit einer großen Anzahl von Verbrauchern in der engsten Verbindung befindet. Ein solches Land allein enthält die Urelemente zu seinem wichtigen Handel, dessen Seele, so wie zu allem Guten, die Freiheit ist, welche durch allgemeine Sicherheit unterstützt und in Thätigkeit gesetzt werden muß. Dies bestätigt der natürliche Gang der Dinge in der ganzen Weltgeschichte. Denn untersucht man die Erfolge gerade, welche aus der Lage des Handels für eine jede Nation hervorgingen und noch hervorgehen, so ergibt sich im Allgemeinen: a) daß solche Nationen, welche ihren Handel mit andern den wenigsten Einschränkungen unterwerfen, am meisten dabei gewinnen; b) daß der Handel einer jeden Nation nur diejenigen Vortheile abwerfen kann, welche der eigentliche Stand ihrer gesammten hervorbringenden oder erzeugenden Kräfte zum Absatze darbietet, wenn der ungehinderte Umtausch derselben verstattet wird; c) daß die wesentliche Berechnung (Calcule) bei allen Handelsunternehmungen dahin gerichtet seyn solle, den Ueberfluß

einheimischer Waaren zu den höchst möglichen Preisen abzusetzen, und die fehlenden Bedürfnisse vom Ausland auf die wohlfeilste Weise zu beziehen; d) daß endlich mit allen diesen ein wenig beschwerter Durchzug von Waaren jene Handelsvortheile noch um vieles vermehren und den Nationalreichthum bereichern hilft. Außer der nur einzig und allein wahren Gewinn hervorbringenden natürlichen, ungehinderten Handelsfreiheit befördern den Handel noch manche andere Hilfsmittel, die man in natürliche technische und in politische abtheilen kann. Die wesentlich nothwendigen und in den Handel eingreifenden Hilfsmittel sind die natürlich technischen, wozu wir nachstehende rechnen: 1) Geld (s. dies. Artikel). 2) Banken (s. dies. Artikel). 3) Wechsel und Wechselhandel (s. diesen Artikel). 4) Handelsplätze und Messen. 5) Die Schiffahrt, welche sich a) in die Seefahrt nebst der mit ihr verbundenen Averey (Haverie oder Haverey, Engl. Average), Assecuranz und Bodmerey (Engl. Bottomry), b) in die Flußfahrt und c) in die Kanalfahrt oder künstliche Schiffahrt abtheilt. 6) Die Posten und 7) gute Landstraßen. Hingegen die politischen Hilfsmittel bestehen 1) in Handelsgesetzen, die aber bisher theils gänzlich vernachlässigt, theils mangelhaft gegeben worden sind. Aus dem Inhalte der Handelsgesetze eines jeden Staates entsteht das Handelsrecht, dessen richtige oder unrichtige Anwendung in den Handelsgerichten entschieden wird, die in jedem handelnden Staate unter allerlei Benennungen vorhanden sind. Doch gibt es noch wenig Gerichte, die für alle Vorfälle der Handlung bestellt wären. 2) Handlungspolizei, worunter wir alles dasjenige verstehen, was durch die Regierungsanstalten und Verfügungen, so wie durch eine vollständige Aufsicht zu einer sichern, bequemen und ordnungsvollen Betreibung der Handlung im Innern, sowohl in Ansehung des Waaren-, Produkten-, Geldhandels und der Geldzahlungen, als auch in Ansehung kaufmännischer Rechte und bei außerordentlichen Vorfällen beigetragen werden kann. Mit der Handlungspolizei sollten in allen handelnden Staaten zur pünktlichen Besorgung der Handelsangelegenheiten und zur Beseitigung aller Hindernisse und Hemmungen des freien Umschwungs des Handels eine oder mehrere Handelskammern verbunden werden. Allein diese Handelskammern dürfen von dem Staate nicht absolut abhängig seyn, damit das Interesse einzelner Staatsgewalten dem Interesse des Handels nicht gegenüber trete und dasselbe zerstöre. Solche Handelskammern müssen von der Regierung vielmehr auf alle Weise unterstützt und aufgemuntert werden, weil das Interesse des Handels eines der Hauptinteressen des Staats ist, oder wenigstens seyn soll. Von der Handlungspolizei ist genau zu unterscheiden 3) die Handelspolitik, oder die Kunst der Regierungen, durch eine derselben zweckmäßig scheinende Leitung des Handels und Gewerbewesens ihre Macht und den Wohlstand im ganzen Staat, oder auch nur in einigen, oder einer einzigen Provinz zu befördern, zu vergrößern und zu befestigen. Hiezu gehören 4) Handelstraktate, um ein Volk mit dem andern in vortheilhafte Verbindungen zu bringen. Seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist die Handelspolitik fast immer die einzige Ursache aller Kriege, mit Ausnahme des kurzen von 1733, gewesen, so wie sie es schon in der Herrscherperiode Carthago's und Roms war. Im Ganzen ist die Handelspolitik unserer Zeit gewissermaßen als eine ganz neue Wissenschaft anzusehen, welche sich aller Kabinetter bemächtigt hat, bei welchen aber gegenwärtig leider die Han-

Delspolitik recht eigentlich de jour à jour lebt, indem sie bloß die Vortheile des Augenblicks berechnen, und keine Rücksicht darauf nehmen, daß nichts wandelbarer sey, als das Uebergewicht, das auf die Blindheit und den Mangel an Einsicht Anderer gebaut ist, deren Erwachen aber immer schrecklich für diejenigen seyn muß, welche sich dieselben vorher zinsbar zu machen die Niederträchtigkeit hatten. Nur derjenige Handelsvortheil ist fest gegründet, dessen Dauer Rechtschaffenheit und wechselseitiges, bleibendes Interesse sichert. Dadurch werden auch allein die Colonien glücklicher und sicherer an uns gefesselt. 5) Oeffentliche Handelscompagnien oder Gesellschaften, welche sich unter der Autorität und den Begünstigungen der Regenten und Obrigkeiten in der Absicht vereinigen, mit den von ihren Mitgliedern zusammengetragenen Geldkräften Handelsgeschäfte von einer bestimmten Art und Ausdehnung zu betreiben, wovon man gewöhnlich glaubt, daß sie sonst entweder gar nicht, oder doch nicht mit hinlänglich lebhaftem Betriebe von einzelnen oder wenigen sich allenfalls vereinigenden Kaufleuten in Gang gesetzt werden können. Auf diese Art sind die sonstige Ostindische Compagnie in Holland, die Englisch-Ostindische Compagnie, die Westindische Compagnie, die Gothenburgische, Indische oder eigentlich Chinesische Compagnie u. s. w. entstanden. Allein dergleichen Compagnieen sind für jeden Staat nur auf eine kurze Zeit wirklich nützlich, und werden insgesammt nach und nach demselben schädlich, wozu die Geschichte aller Handelscompagnien Beweise darbietet. Den Anfang aller Handelsarten macht 1) der reine Tauschhandel oder der in neuern Zeiten sogenannte Barattohandel, in welchem der Werth und die Güte der sich einander zu überlassenden Produkte oder Waaren von jedem Theile so abgeschätzt wird, daß jeder beim weitern Vertriebe seiner eingetauschten Produkte oder Waaren zu gewinnen glaubt. Verbleiben die Gegenstände des Handels innerhalb der Gränzen des Landes, so nennt man denselben 2) inländischen Handel. Dieser kann jedoch nur Nationen, deren Landesgränzen einen weiten Umfang haben, mit größerer Sicherheit wohlhabender machen und ihren Gewerbsfleiß vervielfältigen, als wenn ihr Wohlstand 3) auf dem ausländischen Handel beruhte, so große Vortheile er auch immer bringen mag. Hingegen kleine Staaten, wenn sie auch einige tausend Quadratmeilen Flächenraum hätten, können den ausländischen Handel nicht entbehren, sobald ihre Einwohner nicht bloße Ackerbauer sind. Die Art der Thätigkeit, womit diese beiden und noch mehrere andere Handelsarten betrieben werden, und nach ihrem Betriebe entweder Gewinn oder Verlust bringen, wird bei ersterm 4) Activ- und bei letzterm 5) Passivhandel genannt. Will man nun diesen Gewinn oder Verlust festsetzen, so muß man den Belauf des Geldwerthes der in einem Lande aus- und eingeführten Güter berechnen, und diese Berechnung wird die Handelsbilanz oder Handelsbalanz genannt, deren Bestimmung die größten Schwierigkeiten mit sich führt. Die Zollregister geben zwar das vorzüglichste, aber doch immer ungewisse Zeugniß davon. Indessen bleibt es nicht lange zweifelhaft im Ganzen, ob ein Volk in seinem Handel überhaupt, oder in einem Zweige desselben nur die Balanz für oder wider sich habe. Das Mittel, dieselbe auszugleichen, ist die Uebersendung des baaren Geldes zu dem gewinnenden Volke. Die Wechsel dienen bloß, um den Geldgewinn, den der Handel mit einem Volke gibt, zu demjenigen übergehen zu machen, gegen welches man im Handel verliert. Es ist übrigens ein Irrthum, vor welchem man sich zu hüten hat, der aber viele Regenten und Mi-

nicher zu falschen Maßregeln verführt, wenn man glaubt, daß der Activhandel immer ein Gewinnhandel, und der Passivhandel ein Verlusthandel sey. Denn es gibt der Beispiele von Völkern, die bei ihrem ganz passiven Handel sehr gewinnen, wohl so viele, als solcher, die es bei ihrem Activhandel erfahren, wenigstens in einzelnen Zweigen ihres Handels, welche sie activ betreiben. Wenn ein Volk nur mit den Erzeugnissen des Bodens, des Innern der Erde und der Gewässer handelt, so nennt man dies 6) den Produktenhandel, welcher auch den Namen Colonienhandel erhält, sobald jene Erzeugnisse entweder roh oder veredelt aus einem fremden entlegenen Lande, Colonie genannt, geholt wird, das Land mag nun dem handelnden Volke selbst, oder auch einem fremden Volke angehören. Sobald aber ein Volk mit eigenen oder fremden Produkten handelt, welche sie durch Kunst verändert, und ihnen mehr Brauchbarkeit und Vollkommenheit gegeben hat, als sie von der Natur erhielten, so heißt dies 7) der Manufaktur- und Fabrikhandel, wovon derjenige der vortheilhafteste ist, welcher aus lauter inländischen Erzeugnissen entsteht. Tritt hingegen der Fall ein, daß ein Volk zu seinem Handel die Producte, Manufactur- und Fabrikwaaren eines Landes ankauft und abholt, um sie einem andern Lande zu verkaufen und auch allenfalls selbst sie ihm zuzuführen, so nennt man in Deutschland diesen Handel 8) den Zwischenhandel, welchem die französischen Schriftsteller bisher den Namen Commerce d'Oeconomie gaben, woraus die deutschen Uebersetzer den Namen Oekonomiehandel gemacht und lange gebraucht haben. Nur Morellet brauchte dafür den schicklichern und richtigern Namen Commerce d'entrepôt. Dieser Zwischenhandel war bereits in den ältesten Zeiten der erste Handel im Großen. Weil nun alle zum Verkaufe vorhandenen Gegenstände überhaupt als Produkte der Natur und Kunst allgemein Waare genannt werden, sobald sie ein Bedürfniß vieler sind, zur Erlangung ihrer Gestalt Mühe, Fleiß und Kunst erfodern, wirklich in Jemandes Eigenthum gestanden haben und nicht zu schnell verderben und eine gewisse Zeit gehalten werden können, so hat man den Handel mit denselben 9) allgemein Waarenhandel im Gegensatze von Geldhandel, Actienhandel u. s. w. genannt. Wenn nun aus dem Waarenhandel ein Zwischenhandel geworden ist, so mischen sich noch folgende Handelsarten ein: 10) der Propre- oder Eigne Handel mit Waaren, von welchen der Handelsmann eines jeden Ortes auf eine Zeit lang völlig Eigenthümer der Waare geworden ist, aus deren Verkauf der Gewinn entstehen soll. Im eigentlichsten Sinne könnte man diese Handelsart auch bloß Zwischenhandel nennen. Nachdem zu Ende des 15ten Jahrhunderts der Landfriede entstanden, und dadurch allgemeine Sicherheit der Land- und Poststraßen, so wie auf den Gewässern hergestellt worden war, so bot diese wichtige Erleichterung des Handels dem Kaufmanne Mittel dar, seine Geschäfte in fremden Orten und Gegenden ohne persönliches Mitreisen durch seine Bekannte und Freunde in jenen Orten und Gegenden verrichten zu lassen. Der Kaufmann betrieb nun die Geschäfte seines eigenen Handels auf eine ganz veränderte Art, indem er bei jeder Handelsunternehmung für seine eigene Rechnung an fremden Orten einem daselbst wohnenden Freunde Auftrag oder Commission zu seiner eigenen Unternehmung gab, alles dasjenige bei derselben zu thun, was vormals der Kaufmann selbst verrichtete, oder durch seine in beständigem Solde stehenden Diener verrichten ließ. Diese Handelsart heißt jetzt 11) der Commissionshandel; und denjenigen, welcher ihn für die Rechnung eines Andern betreibt, nennt man den Commissionair. Wenn

schon der Commissionshandel nicht eigentlich den Namen eines Handels verdient, so kommt derselbe 12) dem Transitohandel und 13) dem Speditionshandel vollends auf keine Weise zu. Denn Transito- oder Transithandel bedeutet den durch ein Land bloß durchgehenden Handel, an welchem dieses Land keinen andern Antheil hat, als daß es seine Landstraßen und Wasserfahrten demselben öffnet, dafür Abgaben erhebt und des Verdienstes genießt, welcher sich längs dieser Wasser- und Landstraßen verbreitet. Er setzt immer den Eigenhandel anderer Nationen voraus, und ist im eigentlichsten Verstande kein Handel, sondern nur eine besondere Benennung des Eigenhandels in der erwähnten Beziehung. Der eigene Handel (s. oben Nro. 10) wählt auch oft den Weg, daß ein Kaufmann in einem fremden Handelsplatze eine Handlung unter dem Betrieb eines von ihm ausgewählten und für zuverlässig gehaltenen Mannes mit seinem Gelde und für seine Rechnung errichtet; eine solche Handelsart nennt man 14) eine Commandite. Sobald ein Handelszweig großes Vermögen erfodert, und es vereinigen mehrere einzelne Privatpersonen dazu ihre Kräfte, so entsteht daraus 15) die Gesellschaftshandlung auf bestimmte oder unbestimmte Zeit. Da der Kaufmann sehr oft seine Waaren zu Wasser absenden muß, wobei er allerlei Unglücksfällen und Gefahren ausgesetzt ist, so entstand zu seiner Erleichterung 16) der Seeversicherung- oder Assekuranzhandel. S. Assekuranz. Es ist bekannt, daß die Waaren, welche als Gegenstände der großen Handlung von Europa in entfernte Weltgegenden versandt werden, dort noch durch viele Hände gehen, welche alle ihren Gewinn daran zu machen suchen, ehe sie an den letzten Verbraucher kommen. Hiedurch wird der Preis derselben für diesen gar sehr erhöht. Es ist aber daher eine natürliche Folge, daß ein Mann, der diese Waaren in Europa kauft, mit denselben in fremde Gegenden reist und sie selbst in die Hände der Verbraucher bringt, dieselben viel wohlfeiler geben kann, und doch noch großen Gewinn dabei macht. Nun aber können die sich mit diesem Handel abgebenden Menschen, z. B. Schiffer, Matrosen u. s. w., dergleichen Geschäfte selten mit eigenem Vermögen machen, sondern müssen von Andern entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen und dafür beträchtliche Zinsen (z. B. 1/3, 1/2 des Capitals) bezahlen. Der auf diese Weise betriebene Handel hat 17) den Namen Aventura grossa, Deutsch Grosaventur-Handel, erhalten; und einen Geldvorschuß dieser Art machen, heißt, sein Geld auf Gros-Aventure geben. In der Handlung kommen oft Zeitverhältnisse und Umstände vor, wo das Bedürfniß eines größern Vorraths von einer gewissen Waare entsteht, oder doch wahrscheinlich entstehen kann, als der Kaufmann bereits in Händen hat, jedoch aber in andern Orten dergleichen Waaren auf dem Lager liegen weiß. In diesem Falle schließt derselbe 18) einen Handel auf Lieferung mit dem Besitzer dieser Waaren dergestalt ab, daß ihm derselbe die behandelte Waare zu einer bestimmten Zeit an den Ort abliefern muß, welchen er demselben vorschreibt. Aus diesem Handel auf Lieferung entsteht 19) der sogenannte Prämienhandel, welcher sich von dem eigentlichen einfachen Handel auf Lieferung durch folgende Umstände unterscheidet: a) daß der Käufer einen bestimmten Ueberschuß über den gegenwärtigen Preis der Waare dem Verkäufer voraus bezahlt; b) daß der Käufer sich die Freiheit vorbehält, die Waare nicht zu nehmen, wenn sie zur Zeit der besprochenen Lieferung ihm keinen Vortheil verspricht, der Verkäufer aber verbunden bleibt, die Waare zur beredten Zeit zu schaffen, sie

mag alsdann so hoch gestiegen seyn, als sie wolle. Man kann diesen Handel auch so schließen, daß beide Theile frei sind, wenn zur Zeit der Lieferung der eine oder der andere seine Rechnung nicht dabei gefunden hat. In diesem Falle aber wird keine Prämie voraus gegeben, sondern ein Theil bezahlt alsdann dem andern das, was durch die veränderten Preise Gewinn für den einen und Verlust für den andern im wirklichen Handel geworden seyn würde. Bei Entstehung einer oben Nro. 5 genannten öffentlichen Handelscompagnie wird zur Betreibung ihres Handelsgeschäfte ein Capital als Hauptstamm oder Fonds festgesetzt, wozu jeder Theilnehmer eine gewisse bestimmte Summe bezahlen muß, und dafür zum Beweise seines Eigenthums an dieser Summe ein schriftliches Document erhält, welches man Actie nennt (s. dies. Art.), die der Inhaber das Recht hat zu veräußern. Diese Veräußerungen der Actien hat man 2a) den Actienhandel genannt, welcher theils aus Geldmangel des Inhabers derselben, theils aus dem Entschlusse, das Geld für die Actie zu einem andern Zwecke zu benutzen, theils aus der Veränderlichkeit des von diesen Papieren zu erwartenden Gewinns oder des sogenannten Dividends entstanden ist. Bei keiner Handelsart herrscht so viel Schwindelei, als bei dieser. Auch sind die Staatsschulden, worüber die Darleiher schriftliche Documente erhalten, die man Staatspapiere, in England Stocks nennt, in den letzten Jahrhunderten ein Gegenstand des Handels geworden, wenn ihr Werth eines Steigens und Fallens fähig ist, und dieser Handel wird 2b) der Handel mit Staatsschulden, Staatspapieren und Stocks genannt, welcher die größte Klugheit und Vorsicht erfodert. X.

Handelssteuer oder Alcavala wurde unter Alfons XI. 1342 zuerst in Alt-Castilien, Leon und Galicien eingeführt, um neue Hilfsquellen zum Kriege gegen die Mauren zu schaffen, aber nach des Königs Zusage sollte sie nicht länger, als während der Dauer der Belagerung von Algezikas erhoben werden. Die Neuerung erweckte lebhaften Widerspruch, als ob die Verständigsten die Nachtheile geahnet hätten, die später daraus entstanden. Sieben Jahre später übernahmen auch die übrigen, zum Castilischen Reiche gehörigen, Landschaften die Alcavala durch einen Reichstagsbeschluß, und seitdem blieb diese Steuer für immer eingeführt. Die Alcavala mußte von allem, was verkauft oder vertauscht ward, von rohen Stoffen, wie von Fabrikaten, bei jedem Wechsel des Eigenthums, und zwar jedes Mal nach dem Verkaufspreise, bezahlt werden. In ältern Zeiten betrug sie den 21sten oder 20sten, später den 10ten Theil des Kaufgeldes. Seit 1785 ward sie sehr vermindert, blieb aber noch immer so schädlich, daß durch die Aufhebung derselben in den neuesten Zeiten auch eine von den vielen Hemmungen des Handels und Gewerbfleißes weggeräumt ward. K.

Handlung. In Beziehung auf Werke schöner Kunst gebraucht man dieses Wort in einem weitern und einem engern Sinn. Im weitern Sinne nennt man eine überraschend abwechselnde Mannigfaltigkeit von Vorstellungen, ein besonders lebhaftes Spiel der Seelenkräfte, welches sich in einem Kunstwerk ausdrückt, Handlung, und legt sie selbst einer Ode, einer Elegie und ähnlichen Werken bei; im engern Sinn aber wird sie nur Werken zugeschrieben, welche Begebenheiten in erzählender oder dramatischer Form darstellen, wie die Fabel, das Epos, der Roman, das Drama, und man versteht darunter im Allgemeinen ein Ganzes von Veränderungen eines oder mehrerer lebender Wesen.

Um aber den Stoff eines Kunstwerks abgeben zu können, muß die Handlung Einheit haben, d. h. alle ihre Veränderungen müssen aus einem gewissen Anfangspunkte bis zu einem gewissen Ziele in steter und deutlicher Folge entwickelt seyn; sie muß wahr seyn, d. h. mit den Gesetzen des Denkens und der Natur übereinstimmen, und endlich ein intellectuelles, moralisches und ästhetisches Interesse haben, d. h. dem Verstande, dem allgemeinen Sittengesetz und dem Kunstsinne gnügen. — Ueber Handlung als gleichbedeutend mit Handel s. Handel.

Handwerk ist diejenige Beschäftigung, durch welche theils ganz rohe, theils halb veredelte, theils ganz veredelte Naturprodukte nach gewissen Regeln entweder um Lohn oder für den Verkauf zu Sachen verarbeitet werden, die zur Befriedigung der Nothdurft, der Bequemlichkeit, des Vergnügens und des Wohllebens gehören. Allein das Wort Handwerk bedeutet auch oft die gemeinschaftliche Verbindung der Verarbeiter jener Naturprodukte, welche den allgemeinen Namen Handwerker erhalten haben. In den ältesten Zeiten gab es gar keine besondere Klasse von Arbeiten und Arbeitern unter dem Namen Handwerke und Handwerker, sondern die Frauenspersonen überhaupt, die Weiber aber insbesondere, und Knechte machten alle die unentbehrlichsten Sachen. Als man zu einem höhern Grade von Cultur gekommen war, bildeten sich die Handwerke aus, und bis zum 10ten Jahrhundert beschäftigten, außer Frauenspersonen und Sklaven, sich mit Betreibung der Handwerke selbst noch freigeborne Herren und Damen, dann aber fast ausschließlich nur Freigelassene, die förmlich um Lohn arbeiteten, und Mönche und Nonnen in Klöstern, die für sich und zum Verkauf Sachen verfertigten. Mit der Entstehung und Vermehrung der Städte endlich bildete sich das heutige Verhältniß der Handwerke nach und nach aus. In Rücksicht auf Zunftwesen (s. dies. Art.) theilt man die Handwerke ein in zünftige, die in Innungen eingeschlossen sind, und unzünftige; ferner in gesperrte oder geschworne, die keinen Fremden ihr Handwerk lehren, z. B. in Nürnberg die Ahlenschmiede, Bleistiftmacher, Schellenmacher ꝛc., und ungesperrte oder freie; in geschlossene, wo die Meisterzahl festgesetzt ist, und ungeschlossene; in geschenkte, deren wandernde Gesellen ein Geschenk als Reisegeld erhalten, und ungeschenkte; in Beziehung auf die zu verarbeitenden Materialien und auf die Art ihrer Verarbeitung theilt man sie endlich ab in grobe, z. B. Schmiede, Zimmerleute ꝛc., und feine, z. B. Schlosser, Drechsler ꝛc., in Feuerarbeiter, z. B. Schmiede, Schlosser ꝛc. und Nichtfeuerarbeiter ꝛc. König Heinrich war der erste, der 1231 zu Worms einen Reichstagsschluß zu Stande brachte, die Zünfte abzuschaffen, worauf bereits 1232 die ähnliche Verordnung des Kaisers Friedrich II. erfolgte. — Handwerkspolizei ist die Sorgfalt der Regierung, solche Anordnungen zu machen, daß es im Staate nicht an hinreichenden Handwerkern fehle, und Niemanden die Erlernung eines Handwerks versagt werden darf, daß das Meisterwerden als Beweis ihrer Geschicklichkeit nicht kostspielig sey, daß sie als Meister keine schlechte Waare verfertigen und verkaufen dürfen, und daß zur Verhütung schlechter Waare in jedem Handwerke Schaumeister angestellt werden. — Handwerksrecht ist der Inbegriff rechtlicher Bestimmungen, welche die Handwerker und die sie angehenden Rechtsstreitigkeiten betreffen. Die Quellen zur Erlernung desselben sind die Landesgesetze, Handwerksartikel oder Handwerksordnungen, Handwerksgebräuche, richtige Begriffe und Ansichten der Handwerksgeschäfte und die besondern einzelnen Handwerkern ertheilten Privilegien. X.

Hanf (Cannabis sativa). Diese nützliche Pflanze, die einzige ihres Geschlechts, stammt aus Ostindien, wo sie, wie auch in andern Theilen Asiens, wild wächst, und eine Höhe von 3 bis 10 Fuß erlangt. Die Geschlechter sind völlig getrennt, und eigentlich ist Hanf die männliche, Fimmel aber die weibliche Pflanze. Die Landleute kehren jedoch die Namen gerade um. Jetzt wird der Hanf in vielen Europäischen Ländern, besonders in Polen und Rußland, sehr stark gebaut. Er verlangt einen fetten und etwas feuchten Boden. Die Behandlung des Hanfs ist in der Kürze folgende. Wenn die Blüthe vorbei ist, und an den männlichen Pflanzen die Büschel zu vertrocknen anfangen, so rauft man sie aus; ungefähr 6 Wochen später werden die weiblichen Pflanzen reif, welche den Saamen tragen, den man zuvörderst ausklopft. Dann werden die getrockneten Hanfstengel männlichen und weiblichen Geschlechts wie der Flachs bearbeitet. Es wird jährlich insonderheit für das Schiffswesen zu Segeln, Tauen, Seilen, Stricken, Netzen, Sack- und Packtüchern u. dergl. eine ungeheure Menge Hanf verarbeitet. Die nördlichen Reiche, Preußen, Polen und Rußland, versehen fast ganz Europa damit. Das Werrig wird zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Den Saamen genießen viele Vögelgattungen und in Polen und Rußland auch Menschen. Das daraus gepreßte Oel dient zum Brennen, auch wohl statt des Baumöls an Speisen. Die Morgenländer bereiten aus dem Kraut ein berauschendes einschläferndes Mittel, das sie Bangue oder Maslach nennen.

Hangematte ist auf den Seeschiffen eine hängende, an beiden Enden oder an den vier Zipfeln aufgehängte grobe Leinwand, oder ein Segeltuch, rund herum mit Segeldrath benäht, welches den Menschen zur Bettstelle dienen muß. In warmen Ländern aber, namentlich in Ostindien und Amerika, hat man auch auf dem Lande Hangematten, welche besser und bequemer eingerichtet sind. Man bedient sich ihrer sowohl zu Hause als auf Reisen; dort werden sie an eigne, in den Zimmern dazu eingerichtete Pfeiler und hier an ein paar Baumäste aufgehängt und befestigt. Sie gewähren den Vortheil, daß man besonders vor dem lästigen kriechenden Ungeziefer gesichert ist. Auch lassen sich die Vornehmen in Ostindien in dergleichen Hangematten tragen.

Hangewerk heißt in der Baukunst ein hangendes Werk, d. h. eine Verbindung von Balken, Streben, Säulen, Riegeln u. s. w., welche bei Dächern, Brücken, Böden, Sälen angebracht wird, wo der untere Raum frei bleiben soll, also keine Säulen angebracht werden dürfen, die Last zu tragen, welche von oben her gehalten werden muß und also gleichsam hängt. Werden dabei Strebebänder unter den Balken angebracht, so heißt es ein Sprengewerk; ein Hange- und Sprengewerk aber, wenn beide Arten vereinigt sind.

Hannibal, ein Sohn des Hamilkar Barkas, geb. im J. 247 vor Chr., war 9 Jahr alt, als sein Vater, dem er in den Krieg nach Spanien zu folgen begehrte, ihn am Altar schwören ließ, stets ein unversöhnlicher Feind der Römer zu seyn. Hamilkar bemühte sich seitdem, ihm den tiefen Haß einzuflößen, den er selbst gegen Rom nährte. Hannibal war in Spanien Zeuge der Eroberungen seines Vaters. Als aber derselbe 9 Jahre nachher in einer Schlacht in Lusitanien geblieben, und sein Eidam Hasdrubal zu seinem Nachfolger ernannt worden war, kehrte der junge Hannibal in sein Vaterland zurück, bis er 4 Jahre später, in einem Alter von 22 Jahren auf Hasdrubals Wunsch wieder bei der Armee erschien. Die Krieger erblickten in ihm den ihnen einst so theuern Hamilkar; er machte drei Feldzüge, und gab so große

Proben seiner Talente und seiner Tapferkeit, daß ihm die Armee nach Hasdrubals Ermordung, im J. 221 v. Chr., den Oberbefehl unter den lebhaftesten Zurufungen übertrug. Treu seinem ersten Eide, ließ der 26jährige Feldherr bald merken, daß er die mit Rom geschlossenen Traktate zu brechen geneigt sey, sobald sich ihm eine Gelegenheit dazu darbieten würde. Dies geschah durch die Eroberung Sagunts, die Hannibal mit Genehmigung des Carthagischen Senats, nach einer achtmonatlichen Belagerung, in welcher alle Mittel des Angriffs und der Vertheidigung erschöpft worden waren, vollbrachte. Die Römer erschraken über das Schicksal Sagunts, und schickten Gesandte nach Carthago, um die Auslieferung Hannibals zu verlangen. Man zögerte, und sie erklärten den Krieg. Hannibal versammelte sogleich ein mächtiges Heer, und entwarf den kühnen Plan, die Pyrenäen und Alpen zu übersteigen und die Römer mitten in Italien anzugreifen. Nachdem er für die Sicherheit Afrika's gesorgt und seinen Bruder Hasdrubal mit einer Armee in Spanien zurückgelassen, brach er mit 90,000 Mann Fußvolk, 40 Elephanten und 12,000 Reitern auf, durchzog mit bewundernswürdiger Schnelligkeit mitten im Winter ganz Gallien, ohne sich weder durch feindselige Nationen, noch durch reißende Ströme aufhalten zu lassen, und langte am Fuße der Alpen an. In 9 Tagen hatte er den Gipfel derselben erstiegen. Aber von dem furchtbaren Heere, mit welchem er ausgezogen war, hatte er nur noch 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter übrig, die mehr bleichen Todtengerippen als lebenden Menschen glichen. Dennoch verlor er den Muth nicht; nur zwischen Sieg oder Tod war zu wählen. Er nahm Turin, wodurch er sich die Lebensmittel sicherte, und den cisalpinischen Galliern Muth machte, sich mit ihm zu vereinigen. Auch würden diese sich noch zahlreicher unter seine Fahnen gestellt haben, wäre nicht Publius Scipio mit einem Römischen Heere, das er bei Pisa gelandet, in Eilmärschen herangerückt. Am Fluß Ticinus traf man auf einander. Ein Angriff der Numidischen Reiterei entschied den Sieg für Hannibal. Scipio selbst ward verwundet, und nur durch die Tapferkeit seines Sohnes, der sich später den Beinamen des Afrikaners erwarb, vom Tode gerettet. Scipio vermied ein neues Gefecht, und zog sich bis über die Trebia zurück, ohne die Festung Clastidium retten zu können. Unterdeß war Sempronius mit einem zweiten Heer angelangt. Anfangs durch dasselbe in Schranken gehalten, weiß er bald den jähzornigen Gegner zum Kampfe zu reizen, legt einen Hinterhalt bei der Trebia, turnirt das Römische Heer und vernichtet es. Die Römer verloren ihr Lager und 26,000 Mann. Als Sieger über zwei Armeen nahm Hannibal jetzt Winterquartiere bei den cisalpinischen Galliern, die seine Bundesgenossen wurden. Bei Eröffnung des neuen Feldzuges sah er sich an den Ausgängen der Apenninen von zwei neuen Heeren erwartet. Er beschloß sie einzeln zu schlagen und Flaminius vor der Ankunft seines Mitconsuls aufzureiben, täuschte ihn durch falsche Märsche, rückte hinter den Apenninen vor und drang in mehreren Colonnen durch die Moräste von Clusium. Vier Tage und vier Nächte marschirten die Karthager durch Sümpfe. Ihr Anführer selbst, der den letzten noch übrigen Elephanten bestiegen hatte, rettete sich nur mit Mühe, und verlohr ein Auge durch einen Fluß, den er nicht hatte abwarten können. Kaum aber hatte er das trockene Feld wieder gewonnen, als er alle Mittel anwendete, Flaminius zu einer Schlacht zu zwingen. Er verheerte alles mit Feuer und Schwert, nahm den Schein an, als wollte er auf Rom losgehn, wandte sich aber plötzlich in ein enges,

von fast unzugänglichen Felsen im Hintergrunde geschlossenes Defilee. Flaminius folgt ihm unbesonnen nach, und wird sogleich angegriffen. Da erfolgte nah am Trasimen, jene blutige Schlacht, in welcher List und Talent über Römische Tapferkeit triumphirten. Auf allen Seiten angegriffen, wurden die Legionen der Römer niedergeschlagen, ohne sich entfalten zu können. Bereichert durch die Beute des überwundenen Feindes bewaffnete Hannibal jetzt seine Krieger nach Art der Römer, und drang in Apulien ein, allenthalben Schrecken verbreitend. Das beängstigte Rom hatte sein Heil dem Dictator Fabius Maximus anvertraut, der es versuchte, durch Zaudern die Kraft der Carthager zu erschöpfen. Er bekämpft Hannibal mit Hannibals Waffen, folgt ihm allenthalben, ohne ihn erreichen zu wollen, überzeugt, daß die Karthager ein verwüstetes Land nicht lange behaupten können. Diese werden indeß von ihrem Feldherrn in die Ebene von Capua geführt, welcher dadurch die erschrocknen Städte dem Bunde der Römer untreu zu machen und Fabius von den Berghöhen herabzuziehen hofft. Aber plötzlich fand er sich in derselben Schlinge, in welcher Flaminius untergegangen war. Eingeschlossen zwischen den Felsen von Formiä, dem Sande von Lecsternum und den dort befindlichen Seen, konnte er nur durch eine List sich retten. Er ließ tausend Rinder zusammenbringen, ihnen Feuerbrände an den Hörnern befestigen und so diese wüthenden Thiere mitten in der Nacht gegen die von den Römern bewachten Defileen treiben. Erschrocken über die Wundererscheinung verließen diese die Anhöhen, und Hannibal erzwang den Durchgang. Die Römer, unzufrieden mit Fabius und seiner Zögerung, theilten jetzt die Dictatur zwischen ihm und dem Minutius Felix, seinem Befehlshaber der Reiterei. Dieser, voll Begierde zu schlagen, fiel bei Gerunium in einen Hinterhalt und wäre ohne des Fabius großmüthigen Beistand verloren gewesen. Als dieser Feldzug beendigt war, schienen auch die andern Römischen Feldherrn nichts dem Zufall überlassen zu wollen, und zögerten nach des Fabius Beispiel. Hannibal sah mit Kummer seine Armee sich langsam aufreiben, als Terentius Varro, der neue Consul, ein unwissender und eingebildeter Mann, das Commando der Legionen übernahm. Hannibal hatte Cannä eingenommen und die Römer in die Nothwendigkeit versetzt, eine Schlacht zu liefern. Beide Heere standen einander gegenüber; Paulus Aemilius, des Varro Mitconsul, wollte die Schlacht aufschieben, wegen der Nachtheile des Terrains, Varro dagegen wählte den Tag seines Oberbefehls und gab das Zeichen zum Angriff. Ueber 60000 Römer deckten die Ebne, die sich am Aufidus und dem Flecken Cannä hinzieht; auch Aemilius war unter den Todten. Hannibal überschickte dem Carthagischen Senat ein Scheffelmaaß voll goldner Ringe, die man den auf dem Schlachtfelde gebliebenen Römischen Rittern abgezogen hatte, Aber statt auf Rom loszugehen, rückte Hannibal gegen Neapel. Sein Befehlshaber der Reiterei sagte damals: „Du weißt zu siegen, Hannibal, aber du weißt nicht, den Sieg zu benutzen!“ Das vor Schrecken betäubte Rom würde, wie es scheint, dem Sieger nicht haben widerstehen können, wenn derselbe vor seinen Thoren erschienen wäre. Statt dessen ging Hannibal nach Capua, welches ihm seine Thore öffnete. Der Aufenthalt in dieser üppigen Stadt verweichlichte seine Soldaten, jedoch verloren sie ihre Disciplin nicht. Kein Römischer Feldherr wagte seit der Schlacht bei Cannä in der Ebene vor Hannibals Heer sich zu lagern. Aber ungeachtet seiner glänzenden Siege und des hohen Ansehns seiner Partei in Carthago wußten doch Hanno und dessen Anhänger den Succurs zu verzögern,

den der Ueberwinder der Römer gefodert hatte, und Hannibals Bruder, Mago, erhielt mit Mühe 12,000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter, und mußte überdieß mit dieser schwachen Unterstützung den Weg durch Spanien nehmen. Dadurch ward Hannibal gezwungen, sich auf die Defensive zu beschränken. Capua wurde von zwei consularischen Heeren belagert und war der Uebergabe nahe. Hannibal hoffte es durch eine kühne Unternehmung zu retten, drang gegen Rom vor, und lagerte sich im Angesichte des Capitols (im J. 211 v. Chr.); aber die Römer ließen sich nicht schrecken. Capua fiel. Dieser glückliche Erfolg gab ihnen die entschiedenste Ueberlegenheit, denn fast alle Völker Italiens erklärten sich jetzt für sie. Von dem Consul Claudius Nero in sein Lager zurück geworfen, konnte Hannibal nichts versuchen, um sich mit seinem Bruder Hasdrubal zu vereinigen. Schon hatte dieser die Apenninen überstiegen, als er von demselben Nero im Jahr 207 angegriffen und getödtet wurde, welcher das blutige Haupt in das Lager des Hannibals werfen ließ. Dieser hob sein Lager auf und zog sich in das Land der Bruttier zurück. Hier von Hindernissen umringt, kämpfte er noch mit ungleichen Kräften gegen die siegreichen Heere und behauptete sich glücklich. Aber jetzt trug Scipio die Römischen Waffen nach Afrika und setzte Carthago in Schrecken, welches Hannibal zu seinem Schutze zurückrief. „Nicht Rom, sondern Carthago's Senat hat den Hannibal besiegt," rief er im tiefsten Schmerz aus, als er den Befehl las, Italien zu verlassen. Er schiffte seine Truppen ein, ließ die Bundesgenossen, die ihm zu folgen, sich weigerten, umbringen, und verließ im J. 203 das Land, das er 16 Jahre lang gegen Roms ganze Macht behauptet hatte. Er landete in dem Hafen von Leptis, zog einen Theil der Numidier an sich, und nahm sein Lager bei Adrumet. Scipio bemächtigte sich indeß mehrerer Städte, und machte die Einwohner zu Sklaven. Hannibal, von seinen Landsleuten zu einer entscheidenden Schlacht genöthigt, rückte ihm entgegen, und lagerte sich bei Zama, fünf Tagereisen von Carthago. Eine Unterredung zwischen beiden Feldherren, in welcher Hannibal Friedensvorschläge that, blieb fruchtlos. Sie trennten sich mit dem Entschluß, die Waffen entscheiden zu lassen. Diese Entscheidung fiel zu Hannibals Nachtheil aus. 20,000 Carthager blieben auf dem Platze und eben so viele wurden gefangen. Hannibal floh nach Adrumet, sammelte die Flüchtlinge, und brachte in wenigen Tagen wieder ein Heer zusammen, mit dem er sich den Fortschritten des Siegers entgegenstellen konnte. Darauf ging er nach Carthago, und erklärte dem Senat, daß die einzige Rettung im Frieden sey, und bewog ihn, sich dafür geneigt zu erklären. So endigte nach 18 Jahren dieser blutige Kampf doppelt verderblich für Carthago, das sich nicht nur seiner alten Eroberungen beraubt sah, sondern mit seiner Flotte auch die Hofnung verlor, je diesen Verlust ersetzen zu können. Hannibal blieb dessenungeachtet in vollem Ansehn, und erhielt den Oberbefehl über ein Heer im Innern von Afrika. Als aber Rom auf seine Zurückberufung drang, ertheilte man ihm das Richteramt, in welchem er nicht minder sein großes Talent entfaltete. Aber die Partei des Hanno ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, und klagte ihn bei den Römern an, daß er geheime Verbindung mit König Antiochus von Syrien unterhalte, um den Krieg aufs neue zu entzünden. Römische Abgeordnete erschienen in Carthago, um seine Auslieferung zu verlangen. Er rettete sich durch die Flucht, ging nach Cercina und von da nach Tyrus, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, und begab sich in der Folge nach Ephesus, wo Antiochus seinen Hof hielt. Er bewog diesen Für-

sten den Römern den Krieg zu erklären, und zeigte ihm, daß Italie der Schauplatz desselben seyn müsse. Antiochus genehmigte die Plän Hannibals; aber als dieser seinem Vaterland ein Bündniß anbiete ließ, siegten seine Feinde im Senat und vereitelten den glücklichen Er folg des ganzen Unternehmens. Hannibal erhielt zwar den Oberbefel über die Syrische Flotte und griff mit derselben die Rhodier, Rom Bundesgenossen, an, sah sich aber durch die Treulosigkeit eines ihm un tergeordneten Befehlshabers zum Rückzug gezwungen; und Antiochu selbst wurde durch eine Reihe von Fehlern und Unglücksfällen bewogen, m den Römern einen schimpflichen Frieden zu unterhandeln. Hannibal Auslieferung war eine von den Bedingungen desselben; er rettete sie jedoch durch die Flucht nach Creta und Armenien, und folgte von d den Einladungen des Königs Prusias von Bithynien, der gegen di Römer Krieg und Rache athmete. Er ward die Seele eines mächtige Bündnisses zwischen Prusias und verschiedenen benachbarten Fürsten g gen Eumenes, König von Pergamus, einen Bundesgenossen von Rom trat an die Spitze der Kriegsmacht, und erfocht mehrere Siege zu Lan und zur See. Aber dieser Vortheile ungeachtet zittert Asien vor de Namen Roms; und Prusias, an den der Senat Abgeordnete geschick hatte, um die Auslieferung Hannibals zu fodern, war bereit, dem Be fehl zu gehorchen; doch der unglückliche Held kam dieser Schmac durch Gift zuvor, das er stets in seinem Ringe bei sich trug. So stat er 183 Jahre vor Christus, 64 Jahre alt.

Hanno, ein Carthagischer Feldherr, der eine Reise an der westli chen Küste von Afrika machte, und davon eine Beschreibung hinterließ Die Absicht der Reise waren Entdeckungen für den Handel und Stif tung von Colonien. An der Küste von Marokko legte er sechs Colo nien an. Die äußerste von ihnen war die Insel Cerne an der Süd gränze von Marokko, von wo aus er sodann seine Entdeckungsreise noch weiter fortsetzte. Seiner Beschreibung nach kam er wahrscheinlich nicht nur bis an den Senegal und Gambia, sondern noch weiter bis an di Küste von Guinea; denn seine Schilderung von den wilden Bewohnern paßt auf die dortigen Negervölker, so wie die zwei großen Flüsse, in de nen er Crocodille und Hippopotamos fand, auf den Senegal und Gam bia passen. Hanno lebte wahrscheinlich 550 Jahre vor Chr. Geb. und verdient unter den Seefahrern der alten Welt einen ausgezeichneten Platz. Wir haben eine Griechische Uebersetzung seines Reiseberichts un ter dem Titel: Periplus des Hanno. Außer diesem Seefahrer kennen wir noch mehrere berühmte Carthager dieses Namens. Zwei Feldher ren, welche Hanno hießen, commandirten in dem ersten Punischen Krie ge nach einander in Sicilien. Ein anderer Hanno war einer der Un terbefehlshaber des Hannibal in Italien, und zeichnete sich durch ver schiedene glückliche Unternehmungen aus.

Hannover, ein zum deutschen Bunde gehöriges Königreich, das im Norden von Deutschland, zwischen der Elbe, der Ems und der Nordsee liegt. Es besteht aus den Ländern des ehemaligen Kurhauses Braunschweig-Lüneburg, nämlich den Fürstenthümern Kalenberg, Gru benhagen, Lüneburg, Verden, dem Herzogthum Bremen, den Grafschaf ten Hoya, Diepholz, Hohenstein, Bentheim ꝛc. und dem Lande Hadeln wozu 1802 noch das Hochstift Osnabrück, 1815 aber, vermöge der Stipulationen des Wiener Congresses, neben dem Titel eines Königreichs, die Fürstenthümer Hildesheim und Ostfriesland, die Stadt und das Gebiet von Goslar, die niedere Grafschaft Lingen und ein Theil des preussischen Fürstenthums Münster kamen, wogegen aber das Her-

zogthum Lauenburg, mit Ausnahme der auf dem linken Ufer der Elbe liegenden Aemter, und einige andere Parcellen abgetreten wurden. Diese Ländermasse umschreibt 680 Quadratmeilen, auf welchen 1,120,000 Menschen wohnen. Die Hauptflüsse des Landes sind die Elbe, die Weser und die Ems, durch welche die unmittelbare Verbindung mit dem Ocean statt findet. Unter die wichtigsten Producte gehören Getraide, Taback, Hopfen, Flachs, Hanf, Rübsamen, Holz, Honig und Wachs, Salz, und dann eine Menge edler und nützlicher Metalle, die das Harzgebirge liefert. Die Zucht des Hornviehs und der Schafe ist meistens in einem sehr guten Zustande. Die wichtigsten Nahrungszweige sind Garnspinnerei und Leinwandweberei; dabei beschäftigt sich aber der Kunstfleiß zugleich mit Fertigung von Taback, Kattun, Wollen-, Baumwollen- und Seidenwaaren, Tüchern, Eisen-, Kupfer-, Stahl- und Messingwaaren, Hüten, Leder, Stärke, Papier, Fayence, Spiegeln ꝛc. Auch der Handel wird lebhaft betrieben; sehr förderlich für ihn ist die Vereinigung Ostfrieslands mit dem Königreiche. Von 1803 war das Geheime Rathscollegium zu Hannover die eigentliche Landesregierung, und behauptete, weil es den abwesenden Landesherrn repräsentirte, das höchste Ansehen. Das Kirchenwesen wurde durch vier Consistorien, zu Hannover, Stade, Ratzeburg und Otterndorf, verwaltet, und die 750 Pfarrkirchen im ganzen Lande standen unter 7 General- und 43 Special-Superintendenten. Man zählte 7 reformirte Gemeinden, und die katholische Kirche ward gleichfalls geduldet. Zur Oberaufsicht und Besorgung der Justiz waren Justizkanzeleien und Hofgerichte zu Hannover, Celle, Stade, Ratzeburg und Otterndorf; aus allen Provinzen gingen die Appellationen an das 1711 zu Celle errichtete Oberappellationsgerichte, von dessen Aussprüchen keine Appellation an die Reichsgerichte Statt fand. Die Einkünfte des Landes wurden sämmtlich von der kurfürstlichen Kammer verwaltet, deren Präsident einer der Minister war. Keiner von den kleinen Deutschen Staaten hat in neueren Zeiten mehr für die Wissenschaften und den Volksunterricht gethan, als Hannover. Wir erinnern blos an Göttingens Universität, die Ritterakademie zu Lüneburg, das Georgianum zu Hannover, das Pädagogium zu Ilfeld und das vortreffliche Schullehrerseminar zu Hannover, welches dem Lande eine Menge wohlunterrichteter, ganz für ihr Amt gebildeter Landschullehrer gegeben hat. Nicht minder verdient die Anstalt zu Kloster Loccum zur Bildung künftiger Prediger Erwähnung und dankbare Erinnerung. Der Stand des Heers sollte nach der Verfassung bestehen aus 12 Reiter- und 24 Fußgänger-Regimentern, nach den Umständen von verschiedener Stärke. Die Invaliden waren in 7 Compagnien und die Landmiliz in 31 Compagnien vertheilt. Zur Handhabung der Militärjustiz war die Kriegscanzlei bestellt, welche aus 2 Mitgliedern des geheimen Rathscollegiums und 4 geheimen Kriegsräthen bestand. Die Herrscherfamilie, welche Hannover ihr wahres, rechtmäßig ererbtes, oder durch Kauf, Tausch und Versatz erworbenes Eigenthum nennen kann, stammt von dem mächtigen Markgrafen Azo ab, der Mailand, Genua und viele andere herrliche Landstriche in der alten Lombardei beherrschte. Ihr näherer Ahnherr war Heinrich der Löwe, aus dem Stamme der Welfen, dessen Nachkommen, nach der unglücklichen Sitte des Mittelalters, die ererbten Länder theilten und wieder theilten, bis endlich das wohlthätige Primogeniturgesetz im Braunschweigischen Fürstenhause dem Unheil ein Ende machte. Die Söhne Herzog Ernsts, Heinrich und Wilhelm, waren die eigentlichen Stifter der beiden, in unserer Zeit noch vorhandenen Hauptlinien des Hauses Braunschweig-Lüneburg, indem Heinrich die Dan-

nenbergische (welche nachmals die Wolfenbüttelsche genannt wurde), und Wilhelm die Celtische Linie stiftete. Georg Ludwig wurde 1708 vom Kaiser Leopold zum Kurfürsten des Deutschen Reichs erhoben, erwarb darauf die Fürstenthümer Bremen und Verden, und bestieg 1714 als Georg I. den Thron von Großbritannien. (S. Georg.) Georg III. war nicht in Hannover geboren, und kam nie dahin; sein Gesichtspunkt blieb also immer ein Englischer, und wer sollte ihn berichtigen, wer dem entfernten Herrn des Deutschen Erblandes wahre Bedürfnisse enthüllen, wer das Hannöversche Interesse ins gleiche Verhältniß mit dem Englischen Interesse stellen? Nie konnte unter Georg II., der seine Deutschen Staaten kannte und sie oft besuchte, die Aristokraten-Regierung in dem Maße, wie unter Georg III. aufkommen; nie wäre unter Georg II. eine Verordnung, wie die vom 30. Sept. 1763, daß kein Unterthan bei schwerer Strafe sich unmittelbar mit seinen Klagen oder Bitten an den König wenden solle, durchgegangen. Unter Georg III. ging sie durch, und so war die Aristokraten-Regierung in ihren Grundfesten gesichert. Die Folgen veroffenbarten sich bald in der ganzen Landesadministration; in den despotischen Versuren bei der landschaftlichen Finanz- und Steuer-Verwaltung, in der gewissenlosen Anhäufung der schon aus dem Anfange des Jahrhunderts und noch mehr aus dem siebenjährigen Kriege herstammenden Schulden, zu deren Abzahlung Kopfsteuern, Contributionen u. s. f. aufgebracht werden mußten, und von deren Hauptsumme dennoch eigentlich nur sehr wenig abbezahlt wurde! Hannover mußte alle Englische Kriege mit durchfechten helfen; Hannöversche Truppen dienten in Ostindien, in Gibraltar und Minorca; das Land aber hatte dadurch keine Erleichterung, denn es mußte immerfort auch an Licent und alten Kriegssteuern zahlen. Als nun endlich das Geheimniß der Steuerverwaltung durch den öffentlichen Schriftenwechsel zwischen Leuthe und Spittler zur Kenntniß des Publikums kam, wurde eine große Unzufriedenheit sichtbar, und die gefährliche Stimmung nahm noch zu, da unter Cüstine, im J. 1792, ein Französisches Heer auf Deutschem Boden erschien. Als Georg III., König von Großbritannien, am 4. März 1793 mit dem Kurfürsten von Hannover, also mit sich selbst, einen Tractat schloß, wodurch Hannover genöthigt war, 16,000 Mann ohne Subsidien gegen Frankreich zu stellen, wurden die Hannöverschen Lande vollends in den Strudel des Kriegs hingerissen, und ein Jahr später durch einen Regierungsbefehl sämmtliche Landregimenter den Linientruppen einverleibt; eine Maßregel, die mit des Landes Grundverfassung in offenbarem Widerspruch stand. Die Landschaften stemmten sich dagegen, und an ihrer Spitze stand der Schatzrath und Hofrichter von Berlepsch. Dieser kühne Mann empfand nun den ganzen Unwillen der Gewalthaber. Er wurde durch einen Machtspruch seines Postens als Hofrichter entsetzt, und sogar aus der Landschaft verwiesen. Darüber entstand ein Rechtsstreit beim höchsten Reichsgericht, in dessen Verfolg sich die verfassungswidrigen Anmaßungen der Hannöverschen Regierung recht documentirten. Die Schicksale der Capitäne von Mecklenburg und von Bülow, welche man wegen politischer Meinungen gleichfalls aus dem Dienste entfernte, hatten schon früher bewiesen, auf welches Ziel die Hannöversche Regierung hinsteuerte. Dunkler zeigten sich jedoch die Aspekten für die Hannöverschen Aristokraten, als Preußens Monarch nach Uebereinkunft mit Frankreich, im April 1801, 24,700 Mann ins Land sandte. Die Hannöverschen Truppen wurden nun aufgelöst und auf Urlaub entlassen, auch mußten alle Staatseinkünfte fortan für Preußische Rechnung verwaltet werden. Der Friede von Amiens

machte diesem ein Ende. Beim Wiederausbruch des Kriegs zwischen Großbritannien und Frankreich aber erscholl das politische Todesurtheil für Hannover am 25. Mai 1803. Mortier rückte gegen Hannover vor, bis auf die Suhlinger Heide, wo es zu einem unbedeutenden Scharmützel kam. Bald nachher am 3. Juni d. J. schloß er mit den Hannöverschen Deputirten die berüchtigte Capitulation, deren Resultate ein fluchtähnlicher Rückzug des Hannöverschen Militärs hinter die Elbe ins Lauenburgische und des ganzen Landes Besitznahme bis zur Elbe von den Französischen Truppen war. Der dritte Coalitionskrieg gegen Frankreich führte neue Scenen herbei. Russen und Schweden besetzten das von den Franzosen unter Bernadotte geräumte Land, und berennten Hameln, die lange erwartete Hannöversche Legion landete in der Weser, und hatte starken Zulauf; zugleich ließ Georg III. den Hannoveranern verkündigen: daß er mit königl. Huld ihre Wunden heilen, des Landes Wohlstand erneuern, und seinen Sohn, den Herzog von Cambridge, als obersten Befehlshaber des Heers senden wolle. Tausend Hoffnungen erwachten, denen plötzlich die Schlacht von Austerlitz ein trauriges Ende machte. Hannover ward nach Uebereinkunft zwischen dem Kaiser von Frankreich und dem Könige von Preußen im Anfange des Jahres 1806 von 23 Bataillons Infanterie, 25 Eskadrons und 7 Batterien Artillerie besetzt, und am 27. Januar d. J. erschien ein königlich Preußisches Patent, wodurch den Hannoveranern angezeigt ward: der König nehme das Land in Verwahrung und Administration. Dagegen erschien am 3. Februar d. J. eine Bekanntmachung des Hannöverschen Ministers, Grafen von Münster, welche die Besitznahme Hannovers durch Preußen als widerstreitend den Rechten des Königs von England verkündete, jedoch die Unterthanen aufforderte, sich keiner Widersetzlichkeit gegen die Gewalt schuldig zu machen. Der äußerst heftigen Erklärung Georg III. gegen Preußen folgten bald offenbar feindliche Angriffe; Preußen gerieth über Hannover mit England in Krieg, und sonderbar genug war das Gerücht: die Rückgabe Hannovers an Georg III. solle des einzusitzenden Friedens zwischen Frankreich und Großbritannien Basis seyn, der letzte Hebel, welcher Preußens friedliebenden Monarchen bestimmte, das Schwert gegen Napoleon zu ziehen. Die unglückliche Schlacht bei Jena veränderte nun die ganze Lage der Dinge in Norddeutschland, und der Friede von Tilsit warf einen Theil des Hannöverschen in die Masse der Länder, woraus das Königreich Westphalen gebildet ward. Das Schicksal der übrigen Provinzen blieb dunkel und ungewiß bis zum Jahr 1810. Das Land hatte durch alle diese Umstände schon unsäglich gelitten, und sank immer tiefer ins Elend; ehemals wohlhabende Familien wurden fast dem Hunger Preis gegeben, der Verzweiflung nahe kamen viele Staatsdiener, deren einzige Einkünfte die Besoldungen gewesen, und der Landmann versank, erschöpft durch den ungeheuern Druck, in fast gefühllose Dumpfheit. Die Volksmenge verringerte sich merklich! Da erscholl endlich das Gerücht: Hannovers Schicksal sey definitiv entschieden und wirklich verkündigte des Königs von Westphalen Proclamation vom 1. März 1810 die durch den Traktat vom 14. Januar d. J. geschehene Vereinigung des ganzen Hannöverschen Landes mit Westphalen! Nun ward das Land getheilt in drei Departements: nämlich das Norddepartement, mit den drei Distrikten Stade, Bremervörde und Verden, enthaltend 214,180 Bewohner; das Departement der Niederelbe, mit den drei Distrikten Lauenburg, Harburg und Salzwedel, enthaltend 218,615 Bewohner, und das Allerde-

partement, mit den 3 Distrikten von Hannover, Celle und Nienburg, enthaltend 249,158 Bewohner. Die drei Departements zusammen bildeten die vierte Militärdivision, deren Hauptplatz Hannover blieb. Das Jahr 1811 vereitelte alle Hoffnungen, die man darauf vielleicht hätte bauen können. Nur das Departement der Aller blieb bei Westphalen, die Communication mit dem Meere ward rein abgeschnitten, Hannover zerstückelt, von seinen vornehmsten Städten waren nur Hannover und Celle Westphälisch geblieben, Lüneburg, Stade und Ratzeburg wurden Französisch, und die Geschichte dieses Theils der Hannöverschen Staaten gehörte in die Geschichte des großen Kaiserreichs, bis endlich in Folge des siegreichen Feldzuges der Alliirten gegen Napoleon, zu Ende des Jahres 1813, in Deutschland die alten Verhältnisse wiederkehrten, und Hannover in seiner vorigen Gestalt an die Regentenfamilie Großbritanniens zurückfiel. Es war am 25. Octbr. 1813, als die Alliirten in der Hauptstadt einrückten, denen am 4. Nov. der Herzog von Cumberland nachfolgte; da denn sogleich die Westphälischen Behörden aufgelöst, und die Regierung des rechtmässigen Regenten wieder eingesetzt wurde. Am 15. Dec. 1814 wurde die erste Versammlung der Stände des Königreichs durch den Herzog von Cambridge eröffnet, deren Zweck aber nicht Bildung einer neuen Verfassung, sondern nur Umwandlungen waren, welche Zeit und Landesbedürfnisse foderten; wie denn die Regierung von dem Grundsatze ausging, das Alte so viel möglich zu schonen, und das Neue nur aus demselben hervorgehen zu lassen. In diesem Sinne wird das Land allmählich organisirt, und manche nützliche Einrichtung getroffen, um es die überstandenen Leiden vergessen zu machen.

Hannover, die Hauptstadt des Königreichs gleiches Namens, liegt in einer angenehmen Gegend an der Leine, welche die Altstadt von der Neustadt Hannover trennt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 21,000. In der Altstadt liegt das Schloß, woran die eine Seite nach dem Brande von 1741 prächtig wieder aufgebaut worden. Während der Westphälischen Zeit gebrauchte man dasselbe als eine Kaserne, wobei es sehr gelitten; es wird aber nun wieder in seinen vorigen Stand gesetzt. Außerdem nennen wir von öffentlichen Gebäuden die Münze, das Zeughaus, das Opernhaus, das Landschaftshaus und das Rathhaus mit einer schätzbaren Bibliothek. Reich an seltenen Büchern und kostbaren Handschriften ist die königliche Bibliothek, die in einem ansehnlichen Gebäude am Paradeplatz aufgestellt ist. Beträchtlich sind die Fabriken von Wachstuch, Spiegeln, Siegellack und Papiertapeten, so wie von Gold- und Silbertressen, Strümpfen, Wollenzeuchen und Fayence. Auch der Handel mit Landesprodukten, als Holz, Flachs, Wolle, ist von Bedeutung. In der Geschichte ist Hannover durch die Allianz von 1725 zwischen Großbritannien, Frankreich und Preußen, und durch die Convention, welche 1745 dem Dresdner Frieden vorherging, merkwürdig geworden.

Hans Folz aus Worms, lebte als Barbier zu Nürnberg in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und war ein zu seiner Zeit berühmter Meistersänger, von welchem noch mehrere poetische Erzählungen und kleinere Gedichte handschriftlich existiren. Einer der ersten führte er die dramatische Gattung in die Deutsche Literatur ein, indem er den Fastnachtsspielen eine, so weit es unter den Umständen seiner Zeit möglich war, vollkommene Gestalt gab. Wir besitzen von ihm noch 4 solche Fastnachtsspiele, Salanton, Marcolf, ein Bauerngericht, eine gar bäuerische Bauernheirath, der Arzt und der Kranke. Zum Beweise

ß sie zu ihrer Zeit sehr beliebt seyn mußten, dient, daß sie noch zu nfang des 16ten Jahrhunderts wiederholt gedruckt wurden. Hans olz interessirte sich übrigens selbst gar sehr für die neue Erfindung der uchdruckerkunst, und soll eine Privatdruckerei besessen haben. dd.

Hans Rosenblüt (Rosenplüt), genannt der Schnepperer, d. h. r Zotendichter, oder der lose Schwätzer, welchen Beinamen er ohne weifel von der ungezügelten Freiheit erhielt, womit sich sein Witz und cherz, bisweilen nicht auf die feinste Weise, ergoß, lebte in der zwei- n Hälfte des 15ten Jahrhunderts, war seines Gewerbs ein Wappen- aler, berühmter jedoch als Meistersänger. Die Eigenschaften, welche inen Beinamen veranlaßten, findet man vornehmlich in seinen Fast- chtsspielen, deren 6 ganz abgedruckt, andere im Auszug mitgetheilt id in Gottscheds nöthigem Vorrath zur Geschichte der Deutschen dra- atischen Dichtkunst (Lpz. 1757). Das ganze Interesse derselben be- ht in der kräftigen Darstellung und den kecken Spielen des Witzes; n eigentlich dramatisches Interesse haben sie nicht, und bestehen nur s locker an einander gereihten Scenen, die zu einem satyrischen Re- ltate hinführen. Wie weit die Frechheit der Fastnachtsscherze zu je- r Zeit getrieben wurde, kann man bei keinem Dichter derselben mehr nnen lernen, als bei Rosenblüt, dem man jedoch sehr unrecht thun irde, wenn man ihn bloß danach beurtheilen wollte. Ehrbar erscheint in andern Poesien, und muß überhaupt mehr nach seinen erzählenden edichten gewürdiget werden, die ihn auf einer weit höhern Stufe der ildung, als einen geistreichen Mann, einen kräftigen Sittenmaler und eister der Sprache zeigen. Die Fabliaux, komische novellenartige Er- hlungen, zu deren Darstellungen er ein entschiedenes Talent hatte, ge- ngen ihm vorzüglich. Nur einzelne davon sind bis jetzt in Canzlers d Meißners Quartalschrift, dem Bragur u. a. O. (v. Hagens und üschings Literar. Grundr. der Gesch. der Deutschen Poesie S. 367) druckt erschienen; es existiren aber noch an 40 in Handschrift, und sie rdienten wohl, daß sie jemand sammelte und herausgäbe. dd.

Hansa oder Hanseatischer Bund. Gegen die Mitte des ten Jahrhunderts war die See und das feste Land mit Räubern be- ckt. Der Deutsche Handel, ungeachtet der allenthalben verbreiteten ctoreien Ital.ens, blühte zwar selbst während des Faustrechts; allein ward allen äußern Anfällen Preis gegeben, als die Kaufleute das echt verloren, mit bewaffnetem Gefolge reisen zu dürfen, und das kö- gliche Geleite sich bloß in eine Geldabgabe verwandelte, ohne daß die ufenden ein bewaffnetes Gefolg mehr empfingen. Hamburg und Lü- k, die, nebst Bremen, schon seit den Ottonen und Kaiser Konrad III. großem Ansehen standen, hatten damals zugleich einen großen Feind Woldemar, dem Könige der Dänen, dem sie sich aber kräftig entge- nsetzten. Dieser Umstand und die Sicherstellung der den Seeräubern ls mehr ausgesetzten Elbfahrt, so wie die zunehmende Unsicherheit der ndstraßen, veranlaßten zuerst 1239 zwischen Hamburg, den damaligen ten Ditmarsen und den Hadlern einen Vertrag, und 1241 zwischen amburg und Lübeck die Errichtung eines Bündnisses, wodurch sie) gegenseitig zum Beistande gegen alle Angriffe, besonders auch gegen der Adlichen, verpflichteten. Diesem Vereine trat 1247 Braun- weig bei, welches im dortigen Gange des Land- und Flußhandels n jenen beiden Städten als Niederlage benutzt wurde, denn während alien im Besitze des Levantischen und Indischen Handels war, hatte) von da eine Handelsstraße über Deutschland, durch die Oberpfalz, anken, ostwärts am Harz weg über Braunschweig nach Ham-

burg gebildet, indem zugleich für einen Theil jener Waaren der Rhein benutzt wurde. So gehörte denn Braunschweig vorzugsweise in das Interesse der verbündeten Handelsstädte, denen sich bald eine große Anzahl beigesellte. Dieser Verein erhielt vorzugsweise den Namen „Hansa," denn dieses Wort bedeutete in der damaligen Altdeutschen Sprache an und für sich: einen zur wechselseitigen Beihilfe geschlossenen Bund. Diese Hansa zählte in kurzer Zeit so viele Mitglieder, daß schon 1260 der erste Bundesconvent zu Lübeck gehalten wurde, welche Stadt das Haupt des ganzen Bundes war, denn in ihr wurden die regelmäßigen Versammlungen aller vereinten Städte von drei zu drei Jahren, jedesmal um Pfingsten, wie auch die außerordentlichen Convente, gehalten; dort war das allgemeine Archiv des Bundes. Die Zahl der Hansestädte war nicht immer dieselbe; ihre höchste belief sich auf 85, deren Namen wir hier in alphabetischer Ordnung anführen, ohne uns auf eine kritische Untersuchung der Zeiten, in welchen sie zum Bunde traten oder wieder davon abgingen, einzulassen. Sie hießen: 1. Anclam in Pommern; 2. Andernach im Erzstifte Cöln; 3. Aschersleben im Stifte Halberstadt; 4. Berlin; 5. Bergen in Norwegen; 6. Bielefeld in Westphalen; 7. Bolswart in Friesland; 8. Brandenburg; 9. Braunsberg in Preußen; 10. Braunschweig; 11. Bremen; 12. Buxtehude im Stifte Bremen; 13. Campen in Oberyssel; 14. Colberg; 15. Cöln am Rhein; 16. Coesfeld in Münster; 17. Cracau in Polen; 18. Culm in Preußen; 19. Danzig; 20. Demmin in Pommern; 21. Deventer in Oberyssel; 22. Dorpat in Liefland; 23. Dortmund in Westphalen; 24. Duisburg in Cleve; 25. Einbeck am Harz; 26. Elbing in Preußen; 27. Elburg in Geldern; 28. Emmerich in Cleve; 29. Frankfurt an der Oder; 30. Gölnow in Pommern; 31. Goslar am Harz; 32. Göttingen; 33. Gröningen; 34. Greifswalde in Pommern; 35. Halle in Sachsen; 36. Halberstadt; 37. Hamburg; 38. Hameln im Hannöverschen; 39. Ham in Westphalen; 40. Hannover; 41. Harderwyk in Geldern; 42. Helmstädt in Braunschweig; 43. Herworden in Westphalen; 44. Hildesheim; 45. Kiel in Holstein; 46. Königsberg in Preußen; 47. Lemgow in Westphalen; 48. Lix; 49. Lübeck; 50. Lüneburg; 51. Magdeburg; 52. Münden im Hannöverschen; 53. Münster; 54. Nimwegen in Geldern; 55. Nordheim in Niedersachsen; 56. Osnabrück; 57. Osterburg in der Altmark; 58. Paderborn; 59. Quedlinburg am Harz; 60. Reval; 61. Riga; 62. Rostock; 63. Rügenwalde in Pommern; 64. Rüremonde in Geldern; 65. Salzwedel; 66. Seehausen in der Mark Brandenburg; 67. Stendal ebendaselbst; 68. Stade; 69. Stargard in Hinterpommern; 70. Stavern in Friesland; 71. Stettin; 72. Stolpe; 73. Stralsund; 74. Soest in Westphalen; 75. Thorn in Preußen; 76. Venlo in Geldern; 77. Uelzen im Lüneburgischen; 78. Unna in Westphalen; 79. Warberg in Schweden; 80. Werben in der Altmark; 81. Wesel in Cleve; 82. Wisby auf Gothland; 83. Wismar in Mecklenburg; 84. Zütphen; 85. Zwolk in Geldern. Diese Städte wurden in vier Klassen eingetheilt, von denen jede eine Haupt- oder Quartierstadt hatte. Zu der ersten Klasse gehörten die Wendischen und Ueberwendischen Städte, deren Quartierstadt Lübeck war; zu der zweiten die Clevischen, Märkischen, Westphälischen und die vier in den östlichen Provinzen der nachmals vereinigten Niederlande gelegenen Städte, mit der Quartierstadt Cöln; zu der dritten Klasse die Sächsischen und Mark-Brandenburgischen Städte, deren Quartierstadt Braunschweig war; zu der vierten Klasse endlich gehörten die Preußischen und Liefländischen Städte, die Danzig zur

Quartierstadt hatten. (Zu andern Zeiten theilten sie sich auch in drey Drittel.) Zugleich wurde die Errichtung 4 großer Comptoire oder Niederlagen im Auslande beschlossen, und sie kamen auch zu London 1250, zu Brügge 1252, zu Nowogorod 1272 und zu Bergen 1278 zu Stande. Königliche und Fürstliche Privilegia gaben dem Ganzen seine eigentliche Consistenz, und im J. 1364 wurde eine förmliche schriftliche Bundesacte zu Cöln abgefaßt. Ueberhaupt erlangte der Bund im 14ten Jahrhundert eine hohe politische Wichtigkeit, denn aus und in ihm entwikkelte sich zuerst die, in alle Verhältnisse eingreifende, Handelspolitik, von der kein Fürst damals eine Ahnung hatte. In seiner Organisation sprach die wahre Tendenz des Vereins sich nun reiner und bestimmter aus; sich selbst Gewerb und Handel gegen Räubereien zu schützen, den Handel der Verbündeten im Ausland zu schirmen, auszudehnen, wo möglich allen auswärtigen Handel ausschließlich an sich zu bringen, die Rechtsördnung in den einzelnen Bundesstädten zu handhaben, dem Unrecht durch Tagsatzungen, Bundestage und Schiedsrichteramt zu steuern, und endlich die von den Fürsten erhaltenen Rechte, Freiheiten und Privilegien zu behaupten, und wo möglich zu vermehren und zu erweitern. Zu der innern Organisation des Bundes gehörte auch, daß nach einem Matricularanschlag gewaffnete Mannschaft und Schiffe, oder statt dessen in gewissen Fällen baares Geld, sodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden mußten; der Bund übte besondere Justizgewalt, er belegte mit dem größern und kleinern Bann; verfiel ein Ort in denselben, so nannte man das verhansen; auf den Comptoiren herrschte eine fast klösterliche Disciplin, die selbst bis zur Ehelosigkeit der Faktore, Kaufgilden-Meister und Gesellen stieg. Durch ein consequentes Festhalten dieser in jene vier Hauptzwecke sich spaltenden Tendenz und ihrer innern Organisation erlangte die Hanse, ungeachtet sie weder vom Kaiser noch Reich je förmlich anerkannt worden, ein großes Ansehen, und man kann wohl sagen, daß Könige und Fürsten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen, wofür in der Geschichte desselben gar viele Belege sich finden. So genossen die Städte der Hanse in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieser Staaten erlangte je ein solches Vorrecht. Der große Zwischenhandel der Hanse war eine Hauptquelle ihres immer wachsenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelspunkt in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre, und so ward sie bald Herrscherin durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meer. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Waldemar den Dritten, war die Hanse siegreich; sie setzte den König Magnus von Schweden ab, und verlieh seine Krone dem Herzog Albrecht von Mecklenburg; sie rüstete im Jahre 1428 eine Flotte von 248 Schiffen mit 12,000 Streitern gegen Kopenhagen aus; ein Bürgermeister zu Danzig, Namens Niederhoff, durfte dem König Christian von Dänemark den Krieg erklären; mit dieser Hanse schlossen England, Dänemark und Flandern Verträge zum bessern Gedeihen ihres Seehandels; sie übernahm die Handhabung der Polizei auf der Ost- und Nordsee, wobei sie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigten Victualienbrüder oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundruhrrecht vorbaute; ihr verdankte man die Anlegung schöner Wasserstraßen und Kanäle, und die Einführung gleichen Maßes und Gewichtes im Gebiet ihrer unmittelbaren Wirksamkeit. Der blühende Zustand der Hanse war aber natürlich von der Fortdauer der Umstände abhängig,

welche ihre Errichtung veranlaßt hatten; er mußte verfallen, als nach und nach jene Umstände verschwanden. Als daher die Land- und Seestraßen nicht mehr unsicher waren, die Errichtung des Landfriedens hinlängliche Garantie für die öffentliche Sicherheit gewährte, als die Fürsten die Wichtigkeit der Handelsvortheile ihrer eigenen Staaten begreifen lernten, und auf die Herstellung einer auf eigene Schifffahrt gegründeten Seemacht ihre Sorgfalt zu verwenden anfingen, als die zum Bunde gehörigen Landstädte einsahen, daß die dominirenden Seestädte eigentlich ein von ihnen ganz abgesondertes Interesse erhalten hatten, und sie von diesen endlich mehr als Mittel benutzt wurden; als die Seestädte aufhörten, die alleinigen Meister der Ostsee zu seyn, und die Deutschen Fürsten auf den Gedanken kamen, die einzelnen Landstädte sich gänzlich zu unterwerfen, um von ihrem Handel den möglichsten Vortheil für sich selbst zu ziehen, wozu sie vorzüglich von Kaiser Carl VI., der die Handlung seiner Niederlande zu heben trachtete, und daher dem Bunde nicht wohlwollte, immer mehr gereizt wurden; als die Entdeckung von Amerika eine totale Revolution im Handel verursachte: da nahete sich stufenweise der Moment des Verfalls und der gänzlichen Auflösung des Bundes. Im J. 1630 wurde der letzte Hansetag zu Lübeck ausgeschrieben, an welchem die feierliche Lossagung der einzelnen Städte vom Bund erfolgte. Nur Hamburg, Lübeck und Bremen verbanden sich aufs neue, und in einzelnen Fällen trat auch Danzig ihnen bei, ohne jedoch unter dem Namen der Hansestädte ferner mit begriffen zu werden, welchen jene drei fortführten, bis am 13. Dec. 1810 sie dem Französischen Reiche einverleibt wurden, wodurch ihre bisherige Existenz vernichtet ward. Die Siege von 1813 und 1814 retteten diese Städte von dem französischen Joche, und die Monarchen ertheilten ihnen ihre republikanische Selbstständigkeit wieder, so daß sie nun als „freie Städte" Glieder des deutschen Bundes ausmachen.

Hänseln bezeichnet die bisher vornehmlich unter den Gesellen mehrerer Handwerker üblich gewesenen Neckereien und Scherze, welchen derjenige unterworfen war, der einen Ort, wo dieser Häuselgebrauch herrschte, zum ersten Male besuchte. Sie bestanden in manchen unsaubern und unfeinen Possen, welche, so wie der Name, sich von der Hansa herschreiben, in deren Comtoire man in alten Zeiten unter ähnlichen Kasteiungen aufgenommen wurde. Die bei dem Lossprechen der Lehrbursche üblichen Gebräuche rühren ebenfalls daher.

Hanswurst ist die Benennung eines ehemals stehenden grotesk-komischen Charakters der Deutschen Bühne. Woher er seinen Namen habe, ist ungewiß, wahrscheinlich aber eine Bemerkung Addisons auf denselben anwendbar. „Es gibt," sagt er, „eine Art von Lustigmachern, die der Pöbel in allen Ländern bewundert, und so sehr zu lieben scheint, daß er sie, nach der gemeinen Art zu reden, aufessen möchte. Ich meine jene herumziehenden Possenreißer, welche jedes Volk nach demjenigen Gericht benennt, was ihm am liebsten ist. In Holland nennt man sie Pickelhäringe, in Frankreich Jean Potage, in Italien Maccaroni, von einer Art sehr beliebter Nudeln, in England Jack Pudding." Man sieht leicht, wie sich Hanswurst in Deutschland an jene Sippschaft anreiht, und kann ihn deshalb für ein vaterländisches Original halten, ohne ihn mit Carpzov von den possenreißenden, nach Würsten riechenden, Köchen der alten Comödie, oder mit Napoli Signorelli für eine Nachahmung der Italiener zu halten. Die älteste Erwähnung desselben ist in einem Werke Luthers von 1541 gegen den Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, welches den Titel

führt: Wider Hannswurst. Er sagt darin: „dies Wort ist nicht mein, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, so klug seyn wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt.“ Hieraus erhellet, daß der Name über Luthers Zeit hinausreiche, und daß auch sein Charakter schon damals bestimmt gewesen. Aus folgender Stelle: „wohl meinen etliche, ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hanswurst, daß er von Gottes Gaben stark, fett und völliges Leibes ist,“ kann man schließen, daß man ihn gern mit einem wohlgemästeten Körper gewählt habe. Bei seiner Tölpelei also auch ein Fresser, dem es bekommt. Harlekin ist auch ein Fresser, aber dem es nicht so ansetzt, damit er schlank, leicht und geschmeidig bleibt (Lessings theatr. Nachlaß Th. 1. S. 47.). Aus diesem Umstande dürfte man vielleicht einen Schluß auch auf die Verschiedenheit des Witzes und ganzen Benehmens beider grotesker Charaktere ziehen. Indeß auch so, wie er war, blieb Hanswurst Jahrhunderte lang ein Liebling des schaulustigen Deutschen Volkes. Anfangs extemporirte er wohl bloß, wie in der Commedia dell' arte der Italiäner, und kam erst späterhin in geschriebene Stücke. Die älteste Comödie, worin er vorkommt, ist ein Fastnachtsspiel vom kranken Bauer und einem Doctor vom Jahr 1553, dessen Verfasser Peter Probst, ein Zeitgenosse und Nacheiferer Hans Sachsens war. In Georg Roll's Comödie vom Fall Adams (1573) paradirt er und Hans Han neben Gott dem Vater und dem Sohne; in einem Stück, der verlorne Sohn, von 1692, prügelt er sich mit einem Heiligen und zwei Teufeln wacker herum. Erst aber von dem Anfang des vorigen Jahrhunderts an finden wir Spuren von Schauspielern, welche diesen Charakter auch mimisch auszubilden beflissen waren. Joseph Anton Stranitzki, ein Schlesier von Geburt, trat 1708 zu Wien als Nebenbuhler der Italienischen Komiker auf, nationalisirte ihre Buffonerien, und stellte den Hanswurst als die Caricatur Harlekins in eigener Person mit großem Beifall dar. Er wählte sich den Charakter und die Tracht eines Salzburgischen Bauern, und verwandelte damit den dicken, plumpen, gefräßigen Tölpel in einen zwar einfältigen, aber dabei possirlichen Bauer. Um sich von der Art seiner Darstellungen selbst zu überzeugen, sehe man nur seine Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi (Wien, 1722) nach. (Vergl. Nicolai's Beschreib. einer Reise durch Deutschland Bd. 4. S. 566. fgg.) Nächst ihm war Gottfried Prehauser berühmt, welcher 1720 zuerst die Pritsche nahm, die er, ein Mann von nicht gemeinen komischen Talenten, nachher mit vielem Ruhm führte, bis 1769 mit ihm der Hanswurst in Wien ausstarb. Unter den übrigen berühmteren Schauspielern Deutschlands, die noch in dieser Rolle auftraten, verdienen ausgezeichnet zu werden: Schönemann und Franz Schuch. Durch den letztern reicht Hanswurst in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts herein, wo ihm von mehreren Seiten her der Krieg angekündigt wurde. In Wien verdrängte ihn der neue Theaterunternehmer, Freiherr von Pendel, in Berlin Schönemann selbst, in Leipzig die Neuberin, vornehmlich durch Gottscheds Bemühungen, und nun verschwand er gänzlich von der Bühne. Viele priesen darum die Deutsche Bühne glücklich, manche nahmen sich des Vertriebenen an. Unter die letztern gehört Lessing, welcher die Geschmacksreinigung des Hanswursts vom Theater für die größte Hanswurstiade erklärte. Man vergesse bei dieser ganzen Untersuchung nicht, daß man von dem Gesichtspunkte ausgehen

müsse, Hanswurst gehöre einer eigenen Gattung des Komischen, der Groteske, an, eben so wie Harlekin und dessen Verwandte. dd.

Harcourt (Henri de Lorraine d') war ein Sohn Carls von Lothringen, Herzogs von Elboeuf, und zeichnete sich rühmlich als Feldherr aus. Nachdem er sich 1620 in der Schlacht von Prag hervorgethan hatte, diente er als Volontair gegen die Hugonotten. Mit großem Ruhm commandirte er gegen die Spanier. Die Schlacht von Quiers (Chieri) in Piemont im J. 1639, die Eroberung Turins im J. 1640 und Coni's im Jahr 1641 bezeugen seine großen Feldherrntalente. Bei Quiers siegte er mit 8000 Mann gegen 20,000. Der Spanische General Leganes ließ ihm sagen, daß, wenn er König von Frankreich wäre, er ihm den Kopf abschlagen ließe, weil er mit ungleichen Kräften eine Schlacht gewagt hätte. „Wäre ich König von Spanien," antwortete Harcourt, so verlöre Leganes den Kopf, weil er einer um so viel schwächern Armee den Sieg überlassen." Bei der Belagerung von Turin, das er durch Aushungerung zwingen wollte, ward er selbst in seinem Lager belagert und litt großen Mangel, dennoch hob er die Belagerung nicht auf. „Ich werde abziehen," antwortete er auf die Auffoderung, „wenn meine Pferde alles Gras um Turin und meine Soldaten alle Pferde werden aufgezehrt haben." Seine Ausdauer führte ihn glücklich zum Ziele. Um ihn zu belohnen, verlieh ihm der König im J. 1642 die Statthalterschaft von Guienne, und machte ihn 1643 zum Großstallmeister von Frankreich. In demselben Jahre ging er nach England, um die obwaltenden Streitigkeiten beizulegen. Im J. 1645 ward er zum Vicekönig von Catalonien ernannt und schlug die Spanier bei Llorenz. Bald darauf nahm er Balaguer und trug andere Vortheile davon. Aber die Belagerung von Lerida 1646 war weniger glücklich für ihn; er verlor dabei sein Geschütz und Gepäck. Im J. 1649 ward er in die Niederlande geschickt, wo er Conde, Maubeuge und andere feste Plätze einnahm. Später diente er mit vieler Treue in Guienne während des Bürgerkrieges, der 1651 und 1652 diese Provinz zerrüttete. Gegen das Ende seines Lebens ward er Statthalter von Anjou, und starb 1666 in einem Alter von 66 Jahren, mit dem Ruhm eines tapfern, großmüthigen, unverzagten und glücklichen Feldherrn.

Hardenberg (Carl August Freyherr, jetzt Fürst von), seit dem 6. Juni 1810 königl. Preußischer Staatskanzler, gehört zu den größten und ausgezeichnetsten Staatsmännern der neuern Zeit, und hat auf die großen Ereignisse der Gegenwart vielfältig eingewirkt. Geboren im Hannöverschen im J. 1750, trat er nach Beendigung seiner Studien in Leipzig und Göttingen im J. 1770 in vaterländische Dienste. Der Wohlstand, in welchem er geboren war, erlaubte ihm, sich von den Fesseln seiner Berufsarbeit loszumachen, und durch Reisen und den Umgang mit der großen Welt seine mannigfaltig erworbenen Kenntnisse zu erweitern, und den Talenten, mit welchen ihn die Natur ausgerüstet, eine lebendige Bildung zu verleihen. Mit dem Titel eines Kammerraths sich vorerst begnügend, brachte er mehrere Jahre theils in Wetzlar, Regensburg, Wien und Berlin, theils in Frankreich, Holland und vorzüglich in England zu. Im J. 1778 ward er geheimer Kammerrath, doch entführte ihn ein Privatzwist mit einem Englischen Prinzen 1782 seinem Vaterlande, worauf ihn der letzte Herzog von Braunschweig als wirklichen geheimen Rath und Großvoigt in seinem Ministerium anstellte. Dieser Fürst gewann ihn bald so lieb, daß er, um ihn auszuzeichnen, 1786 ihn mit dem bei ihm niedergelegten Testament Friedrichs II. nach Berlin sandte. Er imponirte an dem prachtvollen

Hofe Friedrich Wilhelms sowohl durch seine Person, als durch sein Benehmen und seine Talente, so daß der Herzog sich seiner oft bediente, um seine Angelegenheiten am Berliner Hofe zu betreiben. Im J. 1787 wurde er zum Braunschweigischen Präsidenten des Kammercollegiums erhoben. Indeß hatte er bereits die Aufmerksamkeit des Preußischen Hofes auf sich gezogen, und als im J. 1790 der letzte Markgraf von Anspach und Baireuth von dem Könige von Preußen einen Minister für seine Fürstenthümer verlangte, empfahl dieser den Baron von Hardenberg zu dieser Stelle, nachdem er ihn sich von dem Herzog von Braunschweig erbeten hatte. Bekanntlich resignirte im Jahr 1791 der Markgraf von Anspach-Baireuth die Regierung, worauf diese Länder mit den Preußischen Staaten vereinigt wurden. Hardenberg, welcher schon an der Spitze der Verwaltungsangelegenheiten dieser Provinzen stand, ward nicht allein von der Preußischen Regierung für seine Wirkungskreise beibehalten, sondern auch zum geheimen Staats- und dirigirenden Minister ernannt, und nahm im J. 1792, da der König von Preußen förmlich die Regierung daselbst antrat, die Huldigung im Namen desselben an. Endlich, da die Verwaltung dieser Provinzen, wegen der mannigfaltigen auswärtigen Beziehungen, oft Verabredungen mit dem Kabinetsministerium erforderlich machte, fand es der König rathsam, ihn zum Kabinetsminister zu ernennen, und verlieh ihm, zum Zeichen seiner Huld, die Insignien des rothen Adlerordens. Am Ende desselben Jahres, als der Krieg gegen Frankreich begonnen hatte, berief ihn der König ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main, wo er den nächsten Winter hindurch blieb und für die Bedürfnisse der Armee sorgen half. Dann wurde er zum königlichen Commissär in politischen Angelegenheiten ernannt, und blieb in dieser Eigenschaft auch das Jahr hindurch bei der Armee am Rhein. Das Zutrauen des Königs stieg immer höher, und im Anfange des Jahrs 1795 sandte er ihn nach Basel, wo er nach dem Tode des Grafen von Golz die Friedensunterhandlungen betrieb, und durch den am 5. April 1795 abgeschlossenen Frieden dem Preußischen Staate Ruhe, sich selbst aber den Beifall seines Monarchen und zur Belohnung den schwarzen Adlerorden erwarb. Durch diese glücklichen Erfolge zu doppelter Thätigkeit beseelt, kehrte jetzt Hardenberg in die ihm untergeben gewesenen Provinzen zurück, deren Verwaltung er aufs neue übernahm. Er beschäftigte sich damit, nicht allein ihre Organisation zu vereinfachen, sondern auch vielfache Gränzstreitigkeiten mit den benachbarten Deutschen Fürsten und Reichsständen auszugleichen. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. bekam sein Wirkungskreis eine veränderte Richtung. Zu Bewirkung größerer Einheit wurden das Justiz- und geistliche Fach der Fränkischen Provinzen, von denen Hardenberg auch der Chef war, dem Preußischen Justizministerium und dem Oberconsistorium untergeordnet, und das Finanzdepartement mit dem Generaldirektorium vereinigt. Der Minister blieb zwar Chef derselben, ward aber nach Berlin versetzt, wo ihm beim Kabinetsministerium die Theilnahme in allen Fränkischen auswärtigen, Hoheits- und öffentlichen Angelegenheiten, und die Direktion dieser Geschäfte, so wie der Lehenssachen, übertragen wurde. Hardenbergs Verdienste vergrößerten das Vertrauen des Monarchen in dem Grade gegen ihn, daß er nach dem Tode des Ministers von Werder im Jahr 1800 Chef des Magdeburg-Halberstädtischen Departements ward, und nach dem Ableben des Ministers von Heinitz einstweilen das Westphälische Departement, nebst dem von Neufchatel, und endlich für immer die Curatel der Kunst- und Bauacademie erhielt. Der Berliner Hof war

um diese Zeit fast der Mittelpunkt aller Verhandlungen der verschiedenen Europäischen Mächte unter des Grafen von Haugwitz Leitung geworden, der bekanntlich für das Interesse Frankreichs gestimmt war. Als aber dieser Minister auf seinen Wunsch die Erlaubniß erhielt, sich von den Geschäften loszumachen und auf seine Güter zurückziehen zu dürfen, trat mit dem vollsten Vertrauen seines Königs Hardenberg an dessen Stelle, der bei einer natürlichen Vorliebe für das Volk, das seinem angebornen Landesherrn huldigt, sehr bald bewirkte, daß das Preußische Kabinet eine überwiegende Neigung für England annahm. Dies bewog den Grafen Haugwitz, seine förmliche Dimission zu nehmen, worauf im August 1804 Hardenberg völlig an dessen Stelle trat. Das Bestreben des Ministers scheint durchaus damals gewesen zu seyn, Preußen die Neutralität zu erhalten; erst als die Französischen Truppen das Anspachische Gebiet verletzten, änderte er sein System, die Convention von Potsdam zwischen Rußland und Preußen (am 3. Nov. 1805) ward geschlossen, und man traf Rüstungen zum Kriege, dessen Ausbruch jedoch durch die Begebenheiten von Ulm verhindert wurde. Preußen ward zu Unterhandlungen geneigt, und schloß durch Haugwitz eine Convention mit Napoleon, vermöge welcher seiner Neutralität durch die provisorische Besitznahme Hannovers eine größere und festere Basis verliehen wurde. Eine Folge dieser Uebereinkunft war, daß Hardenberg seine Stelle wieder an Haugwitz überließ, und, entfernt vom Kabinet, durch anhaltende Thätigkeit in dem übrigen Theile seines Wirkungskreises (als Chef des Magdeburgisch-Halberstädtischen Departements) den Schmerz zu unterdrücken suchte, den ihm Hannovers Besitznahme durch Preußen und dessen Entzweiung mit England verursachen mußten. Aber auch Haugwitz sollte sich seines Werks nicht lange freuen. Ereignisse, die man unerwartet fand, weil man an das Alltägliche gewöhnt war, führten Preußen 1806 dennoch zum Kriege. Hardenberg wurde zu den Conferenzen gezogen, die vor Ausbruch desselben zu Charlottenburg Statt fanden, und machte einige Reisen in Aufträgen des Hofes. Nach dem 14. Oct. begab er sich zum Könige, und übernahm, da der General von Zastrow, der an Haugwitz Stelle den auswärtigen Angelegenheiten vorstand, im Anfange des Jahres 1807 seine Entlassung wünschte, auf Alexanders Wunsch das Portefeuille wieder. Nach dem Frieden von Tilsit bat er um seine Entlassung, blieb eine Zeitlang an den Gränzen von Rußland, und kehrte dann nach der Mark Brandenburg zurück, wo er auf seinem Landgute Tempelhof bei Berlin in stiller Abgeschiedenheit lebte, bis ihn der König zu der höhern Würde eines Staatskanzlers berief. Die Verdienste, die er sich als solcher um den Staat erwarb, sind zu neu, um schon jetzt einer gehörigen Würdigung fähig zu seyn. In seinen äußern Verhältnissen suchte er Preußen seitdem möglichst eng mit Frankreich zu verbinden, allein er ergriff die entgegengesetzte Partei, als nach dem Rückzuge der Französischen Armee aus Rußland im J. 1813 ihm ein günstiger Zeitpunkt dazu gekommen zu seyn schien, und welche glückliche Resultate daraus für Preußen erwachsen sind, ist allgemein bekannt. Im Hauptquartier Paris vom 3. Juni 1814 erhob sein König ihn und seine Nachkommen in den Fürstenstand, und verband damit eine ansehnliche Dotation an liegenden Gütern, welche nach dem königlichen Befehle den Collectivnamen Neu-Hardenberg erhielten. Im Herbst 1814 begab sich der Fürst nach Wien und wohnte dem dortigen Congresse bei. Im J. 1815 begleitete er den König in dem französischen Feldzuge, und spielte dann eine Hauptrolle in den wichtigen Negotiationen, welche nach der Beendigung

deſſelben in Paris Statt hatten. Ohne allen Zweifel iſt Hardenberg ein Staatsmann von glänzenden Talenten und großen Eigenſchaften, der eine hohe Idee zu faſſen und zu realiſiren weiß, und ohne Privatrückſichten das Beſte des Monarchen redlich will, der ihn ſeines Vertrauens gewürdigt, und ſein und ſeiner Unterthanen Schickſal in ſeine Hände gelegt hat.

Hardenberg (Friedrich von), als Schriftſteller unter dem ſelbſtgewählten Namen Novalis bekannt, kurfürſtl. Sächſ. Salinenaſſeſſor und deſignirter Amtshauptmann in Thüringen, geb. zu Weißenfels 1772 geſt. 1801. Im häuslichen Kreiſe ſeiner Geſchwiſter ward er von guten vortrefflichen Aeltern zu allem Schönen und Guten erzogen. Dann verlebte er als reiſender Jüngling ein Jahr bei einem Oheim in Luclum bei Braunſchweig, und beſuchte hierauf das Gymnaſium in Eisleben, wo er beſonders Jani's Unterricht in den alten Sprachen benutzte. In Jena ſtudirte er unter Reinhold die Philoſophie, in Leipzig und Wittenberg die Jurisprudenz. Von Wittenberg kam er nach Tennſtädt, wo er zu einem juriſtiſchen Geſchäftsmann gebildet werden ſollte. Im J. 1797, als er ſich dem Salinenweſen gewidmet hatte, ſtarb ſeine erſte Geliebte, Sophie von Kühn, in der er eine Madonna verehrte. Doch erholte er ſich von dieſem Schmerz und ſchenkte ſich mit neuer Kraft dem Leben und den Wiſſenſchaften. Im December 1797 ging er nach Freyberg, wo er ſich der Bergwerkskunde widmete. Hier war es, wo Julie von Charpentier, die jetzt in Ungarn verheirathet iſt, erſt ſeine Hochachtung, dann ſeine Liebe gewann; er hoffte, ſich mit ihr durch die heiligen Bande der Ehe zu vereinigen. Im Sommer 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück, und wurde dem Direktorium der Salinen als Aſſeſſor beigeſellt. In dieſem Zeitraume gewann er die beiden Brüder Schlegel und L. Tieck zu Freunden und Geiſtesgenoſſen. Als er eben im J. 1801 die Stelle eines Amthauptmanns in Thüringen erhalten ſollte, ſchlief er am 25. März 1801 im väterlichen Hauſe zu Weißenfels unter den melodiſchen Tönen des Claviers und in den Armen ſeines Freundes F. Schlegel ein. „Im Umgang mit Fremden, oder in großen gemiſchten Geſellſchaften, ſagt ſein vieljähriger Freund, der Kreisamtmann Juſt in Tennſtädt, war er oft ſtundenlang ſtill, doch dabei aufmerkſamer Beobachter deſſen, was um ihn her vorging, aber im traulichen Zirkel deſto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er ſich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinſten Gegenſtänden wußte er ein Intereſſe zu geben. Und wie ſichtbar ward da ſeinen Freunden der Reichthum ſeiner Phantaſie, die Schärfe ſeiner Vernunft, das Innige ſeiner Herzlichkeit! Widerſpruch ertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz geſagt, ſo gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophiſten. Seine Geſtalt war lang, gut gebaut, hager, ſein Auge verrieth Geiſt, ſein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und ſchlicht, aller Putz war ihm widernatürlich.“ Gewiß war er eines der herrlichſten Gemüther, die je die Welt geſchmückt haben, ein wahrer Dichter im heiligſten Sinne dieſes Worts, welcher die ganze geiſtige und irdiſche Natur umfaſſend, indem er ſich in der ſichtbaren Welt eine unſichtbare ſchuf, das ganze Gemüth ergreift. Man kann ihn wie eine himmliſche Erſcheinung betrachten, wie einen göttlichen Jüngling, der nur auf der Erde wandelte, um ſich bald wieder zu dem geliebten Lande ſeiner Sehnſucht aufzuſchwingen. Zwar hatte er ſich die man-

nigfaltigsten Kenntnisse erworben, er war Jurist, hatte die Naturwissenschaft, die höhere Mathematik und Philosophie in allen ihren Zweigen ergriffen; doch herrschte bei ihm stets die Poesie vor, Phantasie und Gemüth spiegeln sich in allen seinen Werken, die leider mehr Fragmente, mehr Andeutungen dessen sind, was er gewollt hat. Alle sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion innig durchdrungen; dabei ist er im Geiste dieser Religion mild und tolerant, und bei der Tiefe der Gedanken zeigt sich immer eine hohe Einfachheit der Form. Es ist ein unersetzlicher Verlust für unsere Literatur, daß sein Roman Heinrich von Ofterdingen, dessen originelle Größe wir nur aus den Andeutungen seines Freundes L. Tieck ahnden können, unvollendet geblieben ist. Es war die Absicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch sechs Romane zu schreiben, in denen er seine Ansichten der Physik, von denen die Lehrlinge zu Sais den Anfang bilden, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe niederlegen wollte. Man sieht, daß er durch alle Stände, Gewerbe, Wissenschaften, durch alle Lebensverhältnisse siegend schreiten und mit dem Geiste der Poesie die ganze Welt erobern wollte. Am herrlichsten offenbart sich sein Gemüth in den Hymnen an die Nacht, mit denen er auch in Hinsicht auf die Ausführung am meisten zufrieden war. Wessen Herz haben nicht seine geistlichen Lieder in manchen trüben Stunden angesprochen! Diese Lieder waren der Anfang eines christlichen Gesangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigsten Ansichten des Christenthums schreiben wollte. Die größte Hälfte des zweiten Theils seiner Schriften (Berlin 1802 2 Theile) besteht aus Fragmenten, in welchen sich sein vielseitiger und tiefer Geist mit der gemüthlichsten Liebe ausspricht. Sie sind mehr Texte zum Denken, und er hatte den Plan zu einem eigenen encyklopädischen Werk entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten. bb.

Hardouin (Jean), einer der gelehrtesten, aber zugleich paradoxesten Männer seiner und aller Zeiten, war 1646 zu Quimper in Bretagne geboren, trat in seinem sechzehnten Jahr in den Jesuiterorden, und studirte außer der Theologie mit unermüdlichem Eifer Geschichte, Numismatik und gelehrte Sprachen. Sein ganzes Leben widmete er diesen wissenschaftlichen Beschäftigungen, und starb zu Paris den 3. Sept. 1729. Seine Gelehrsamkeit in verschiedenen Fächern war umfassend und gründlich. Um die Aufklärung der alten Numismatik hat er große Verdienste, und seine Ausgabe der Reden des Themistius, noch mehr aber seine für die damalige Zeit vortrefflich ausgestattete Ausgabe des Plinius erwarben ihm die Achtung der Gelehrten, und stehen noch jetzt in hohem Ansehn. Das merkwürdige Paradoxon, das er aufstellte und mit großem Scharfsinn in seiner Chronologia ex nummis antiquis restituta und in seinen Prolegomenis ad censuram veterum scriptorum auszuführen wußte, war die Behauptung, daß nicht nur die meisten der für alt gehaltenen Münzen neueren Ursprungs, sondern auch die Schriften sämmtlicher alten Kirchen- und Profanscribenten mit Ausnahme der Werke des Cicero, der Naturgeschichte des Plinius, der Georgika Virgils und der Satyren und Episteln des Horaz, von Mönchen im 13ten Jahrhundert verfaßt und untergeschoben seyen. Er thut dar, daß die Aeneide das Machwerk eines Benediktiners jener Zeit sey, der allegorisch die Reise St. Peters nach Rom habe beschreiben wollen, wohin übrigens nach seiner Meinung dieser Apostel nie gekom-

ten sey. Die eingeflochtene Erzählung von dem Trojanischen Brande zieht sich auf die Zerstörung Jerusalems und auf den Triumph des Christenthums über das Judenthum. Diese Behauptungen mußten ihm a große Streitigkeiten verwickeln; aber alle Einwürfe und Widerlegungen waren nicht vermögend, ihn von der Unstatthaftigkeit seiner Hypothese zu überzeugen. Einem Freunde, der ihm einst Vorstellungen darüber machte, und sich auf das Urtheil aller andern Gelehrten berief, antwortete er schnell: Glaubst du, daß ich darum mein ganzes Leben hindurch jeden Morgen um 4 Uhr aufgestanden bin, um nur zu sagen, was Andere schon vor mir gesagt haben?

Harem nennen die Mohammedaner den Theil des Hauses, wo die Frauen abgesondert von den Männern wohnen. Jeder Muselmann darf vier rechtmäßige Frauen und eine willkührliche Anzahl Beischläferinnen halten, die im Hintergebäude wohnend und von hochummauerten Gärten eingeschlossen, unter Aufsicht schwarzer Verschnittener und alter Hofweisterinnen stehen. Diese Einrichtung ist jedoch nur dem Reichen und Vornehmen möglich. Der Geringere begnügt sich in der Regel mit Einer Frau, da er mehrere nicht ernähren kann, läßt sich von ihr bei seinem Gewerbe helfen, und lebt in näherer Verbindung mit ihr. Das größte Harem ist das kaiserliche, in welchem sich 400 bis 1000 Frauen befinden. Diese sind größtentheils als Tribut oder Geschenk dem Großherrn gegebene Christensclavinnen. Sie treiben weibliche Beschäftigungen, aber niemand, außer den zu ihrer Bedienung bestellten Verschnittenen, darf es wagen, sich ihnen zu nähern. Nur an Fest- oder Freudentagen werden sie dem Kaiser im schönsten Schmucke vorgestellt; der Erkornen läßt er durch den Kislar-Aga seine Wahl bekannt machen, worauf sie von den übrigen gebadet, gesalbt und in das Schlafgemach des Kaisers geführt wird. Bei der großen Anzahl aber wird den wenigsten diese Ehre zu Theil. Die vornehmste ist diejenige, welche den ersten Prinzen geboren hat. Aber alle, die Mutter geworden sind, werden von den andern abgesondert und erhalten einen eigenen Hofstaat von Verschnittenen. Uebrigens ist das Harem nur ein Theil des Serails oder kaiserlichen Palastes.

Häresis (Griechisch), Ketzerei; davon Häretiker, Ketzer. Vergl. diese Artikel.

Harfe, eines der ältesten Saiteninstrumente, das wahrscheinlich anfangs statt der Saiten mit Thierhaaren bezogen war. Ob sie die Sambucca oder das Trigonon der Alten sey, ist schwer zu bestimmen; ihr hohes Alter aber wird unter andern auch durch den hinter den Ruinen des Aegyptischen Thebens in den vermeinten Gräbern der Thebanischen Könige entdeckten Harfenspieler in einem Frescogemälde außer Zweifel gesetzt. Es gibt verschiedene Gattungen von Harfen, von denen wir folgende anführen: 1) die ehedem sehr gewöhnliche Spitzharfe, auch Italienische Harfe genannt. Sie ist mit zwei Reihen Drathsaiten (welche durch einen doppelten Resonanzboden getrennt sind) bezogen. Die linke Seite, welche den Baß ausmacht, pflegt gelbe, die rechte oder die Discantseite aber weiße Saiten zu haben. Dieses sehr unvollkommene Instrument ist jetzt wenig mehr im Gebrauch. Bekannter und gewöhnlicher ist 2) die Doppel- oder Davidsharfe, in Form eines Triangels, mit Darmsaiten bezogen und einem Resonanzboden versehn. Ihr Umfang ist meistens von dem großen C bis zum dreigestrichenen c oder d. Die Unbequemlichkeit, daß dieses Instrument jedes Mal nach dem Haupttone, aus welchem das vorzutragende Stück geht, eingestimmt, bei vorkommenden fremdartigen Tönen aber

während des Spiels der Wirbel, womit die Saite am Ende befestigt ist, gedreht, oder diese durch den Druck des Daumens verändert werden muß (wodurch manche Passagen durchaus unausführbar bleiben), hat zu einer eigenen sinnreichen Erfindung Anlaß gegeben, nämlich 3) der Pedalharfe. Das Pedal besteht gewöhnlich aus sechs oder sieben Tritten; durch jeden derselben ist man im Stande, alle Octaven eines Tones um einen halben Ton zu erhöhen, braucht folglich beim Bezug auf keine anderen Töne, als die der gewöhnlichen Tonleiter, Rücksicht zu nehmen, und kann aus jedem Ton mit gleicher Leichtigkeit spielen, ohne zum Daumen seine Zuflucht zu nehmen, und dadurch gute Lagen zu verlieren. Die Tonstücke für dieses Instrument werden wie für das Clavier im Baß-, oder Diseant-, oder Violin-Schlüssel geschrieben. Einige schreiben diese glückliche Veränderung einem Deutschen, Namens Hochbrucker, zu, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Donauwerth, Andere einem Anspacher, Joh. Paul Vetter, der 1730 zu Nürnberg lebte. Später sind von Cousineau und Krumpholz in Paris noch Verbesserungen daran gemacht worden, besonders in Ansehung des Forte und Piano. Auch haben die Gebrüder Erard daselbst eine neue Art Pedalharfe erfunden. Von der Aeolsharfe s. den eigenen Artikel.

Harlekin. Wer kennt nicht diese dramatische Caricatur wenigstens dem Namen nach! Und doch ist vielleicht in Hinsicht seiner nichts schwerer zu erklären, als eben sein Name. Die Franzosen behaupten, er sey bei ihnen auf folgende Art entstanden. Unter der Regierung Heinrichs III. kam unter einer Gesellschaft Italienischer Schauspieler ein junger sehr munterer Mensch mit nach Paris, der in dem Hause des Herrn Harlay de Chanvalon sehr wohl gelitten war, und deswegen von seinen Kameraden aus Spott oder Neid Harlequino, d. i. der kleine Harlay, genannt wurde. Diese Meinung wird indeß dadurch widerlegt, daß der Name Harlekin schon früher vorkommt (in Raulini epist. 28 (Raulin starb 1514), als alle Harlays, die hieher gezogen werden, gelebt haben. Nach Andern soll der Name als Spottname auf Kaiser Carl V. (Charles Quint.) entstanden, nach wieder Andern von Franz von Harlay Chanvalon abgeleitet seyn, der als fünfter Erzbischof von Paris Harlay-Quint genannt wurde. Mag er seinen Namen, woher er wolle, haben, so ist doch wohl nicht zu läugnen, daß seine Familie eine uralte sey. Batteux scheint wenigstens in gewisser Hinsicht nicht Unrecht zu haben, wenn er seine Abstammung geradezu von den Satyrs des Griechischen Satyrspieles ableitet, Riccoboni indeß (Gesch. der Ital. Schaubühne) trifft um vieles näher zum Ziele. „Wenn man," sagt er, „heut zu Tage die Kleidung des Harlekins als eine neue Erfindung untersuchen wollte, so würde uns ihr Erfinder der abgeschmackteste Mensch von der Welt zu seyn scheinen. Die Kleidung des Harlekins ist niemals Mode und nirgends einer Nation eigen gewesen. Stückchen von rothem, blauem, gelbem und grünem Tuche, dreieckig geschnitten und nach der Form eines Wamses zugenäht, ein kleiner Hut, welcher den geschornen Kopf kaum bedeckt; kleine Schlurfen ohne Absätze, und eine schwarze Larve, welche keine Augen hat, sondern blos zwei kleine Löcher zum Durchsehen; was für eine närrische Erfindung!" Seine Vermuthung ist, daß die Kleidung Harlekins keine andere sey, als jene der alten Mimen, welche mit geschornem Kopfe gingen, und die man Planipedes (Barfüßler) nannte. Zu den Gründen, welche Riccoboni zur Unterstützung seiner Meinung anführt, kann man noch das lächerliche Schwert

der alten Mimen hinzufügen, welches sich bei Harlekin in eine Pritsche verwandelt hat. Ferner kommt noch hinzu, daß Harlekin und Scapin bei den besten Toskanischen Schriftstellern Zanni heißen, welches Wort wahrscheinlich von dem lateinischen Sannio abstammt, von welchem Cicero (de Oratore I. 2.) eine Beschreibung gibt, die, so vollkommen auf den Charakter Harlekins paßt, daß also auch der übereinstimmende Charakter beider die Abstammung Harlekins von jenen alten Planipeden verbürgt. Es fragt sich nun: was für einen Charakter hat Harlekin? „Der Charakter des alten Harlekins, sagt Flögel (Gesch. des Groteskekomischen, S. 38 fg.), war ein Gewebe von außerordentlichem Spiel, heftigen Bewegungen und übertriebener Possenreißerei, womit eine gewisse körperliche Behendigkeit verknüpft war, daß er fast immer in der Luft zu schweben schien, und fast den Springer spielte. Er war unverschämt, spöttisch, ein Schalksnarr, niedrig, und sonderlich sehr schmutzig in seinen Ausdrücken. Ungefähr seit 1560 veränderte sich der Charakter dieser Maske. Der neue Harlekin legte alles ab, was ihm aus dem vorigen Jahrhunderte noch anklebte. Es ist ein unwissender, im Grunde einfältiger Bedienter, der sein Möglichstes thut, um witzig zu seyn, und der diese Sucht bis zum Boshaften treibt. Er ist ein Schmarotzer, feig, treu, thätig, läßt sich aber aus Furcht oder Eigennutz in alle Arten von Schelmerei und Betrügereien ein. Er ist ein Chamäleon, das alle Farben annimmt, und wird in den Händen eines geistreichen Mannes die Hauptrolle der Bühne. Die Rede aus dem Stegreif ist sein Probirstein. Der neue Harlekin beobachtet gewisse komische Geberdenspiele und Possen, die viele Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn in dieser Rolle sich fortgepflanzt haben.“ Es versteht sich, daß hier vornehmlich von dem Italienischen Harlekin die Rede ist, denn in Italien, und zwar in der sogenannten commedia dell' arte, ist er (Arlecchino) ganz eigentlich heimisch. Kennen lernen kann man ihn daher nur mit Genauigkeit, wenn man diese Art von Schauspiel kennt, und die übrigen Seitenverwandten Harlekins von ihm gehörig unterscheidet. Ob er zu dulden sey, oder nicht, ist eine nicht unwichtige Frage. Er hat in Möser (Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskekomischen) einen trefflichen Anwald gefunden, und wer sich für Gegenstände dieser Art interessirt, wird dessen geistreiche und gehaltvolle Schrift nicht ungelesen lassen.

Harlem, eine volkreiche und nach alter Art befestigte Stadt in der Niederländischen Provinz Südholland, mit breiten und geraden Straßen und vielen Kanälen. Bemerkenswerth sind das Rathhaus, der Prinzenhof, die Stadtbibliothek, die Anatomie, der medicinische Garten, das Haus Lorenz Küsters, den die Holländer fälschlich für den Erfinder der Buchdruckerkunst ausgeben, u. s. w. Die Blumencultur war sonst hier in einem außerordentlichen Flor, hat sich jedoch in eben dem Grade vermindert, als die Blumenliebhaberei abgenommen hat (vergl. Blumenhandel im 1. Bd.). Vormals waren auch die hiesigen Sammet-, Damast-, Atlas-, und Silberstickereien, so wie die Zwirn- und Zwirnbandfabriken nebst den Garn- und Leinwandbleichen in großem Ruf; allein alle diese Anstalten sind immer mehr und mehr herabgesunken, und von den ehemaligen 2000 Seidenwirkerstühlen sind vielleicht nicht über 100 noch vorhanden. Eben so hat die Bevölkerung abgenommen. Sie betrug um das Jahr 1740 über 40,000 Menschen, war im Jahr 1785 auf 30,000, im Jahr 1796

auf 21,000 gesunken, und hat sich seitdem noch vermindert. Es befinden sich unter den Einwohnern viel Mennoniten.

Harmonia oder Hermione, eine Tochter des Mars und der Venus, die sie in ehebrecherischer Liebe erzeugten, wobei Vulkan sie ertappte. Nach ihrem Namen bezeichnete man in den ersten Zeiten den Inbegriff der ganzen Musik. Sie war mit ihrem Gemahl, dem Phönicier Cadmus, nach Griechenland gekommen, und hatte daselbst der Sage nach die Musik eingeführt. Das Fest ihres Beilagers war durch die Gegenwart der Götter verherrlicht worden, welche das junge Paar beschenkt hatten.

Harmonica, ein musikalisches Instrument, aus einer ungefähr 3/4 Zoll dicken Walze bestehend, die auf einem Fußgestell ruht, auf welcher etliche 40 halbe gläserne Hohlkugeln befestigt und so in einander geschoben sind, daß der Rand der einen immer unter dem Rande der andern etwas hervorragt, ohne sich jedoch zu berühren, und diejenige, welche den tiefsten Ton angibt, die größte, diejenige, welche den höchsten Ton hören läßt, die kleinste ist. Jede dieser Halbkugeln, welche übrigens ganz nach der Tonleiter gestimmt werden, ist in der Mitte durchbohrt und vermittelst eines Korks an der obgedachten Walze befestigt, welche in einem auf dem Gestell angebrachten Gehäuse durch ein Schwungrad, vermittelst eines unten befindlichen Fußtritts, in Bewegung gesetzt wird. Ehe man spielt, werden die Glocken mit einem in Wasser getauchten Schwamm überstrichen, und alsdann, durch Anlegung der Finger an die Ränder, aus den sich um ihre Axe drehenden Glocken die Töne gleichsam herausgezogen. Der Umfang des Instruments beträgt 3 • 4 volle Octaven. Mit Unrecht wird Franklin als der Erfinder der Harmonica angesehn; ihm gehört wahrscheinlich nur das große und allerdings der Erfindung gleich zu setzende Verdienst einer ganz neuen und bessern Einrichtung derselben. Man hatte nämlich vorher ein Glasspiel, Verrillon genannt, welches in einer Anzahl weiter Gläser bestand, die nach ihrer Größe die Töne angaben, zu welchem Ende sie auf ein mit Tuch überzogenes Bret gestellt und mit zwei an der Spitze mit Seide oder Tuch umwundenen Stäbchen gelind angeschlagen wurden. Daß eine Ausführung dieser Art nicht anders als sehr ärmlich gewesen seyn muß, ist leicht zu begreifen. In der Folge hat man noch mehr Verbesserungen damit vorzunehmen gesucht, theils um die Ansprache der Glocken zu erleichtern, theils um eine Taftatur anzubringen. Wegen der bedenklichen Meinung Verschiedener über den Einfluß auf das Nervensystem des Spielenden war man nämlich auf Versuche gefallen, die Glasglocken nicht unmittelbar mit den Fingern zu berühren, sondern, wie beim Clavier, vermittelst der Tasten zu behandeln. Den Mechanismus einer solchen Taftatur soll Röllig in Berlin, nach andern aber Hessel aus Petersburg erfunden haben; auch Nicolai zu Görlitz hat eine solche gefertigt. Man nennt sie Clavierharmonica. Allein alle diese Versuche entsprechen den Forderungen keineswegs, und es ist unmöglich, die Feinheit, das Anschwellen und Aushalten des Tons in der Vollkommenheit wie bei der erstgedachten Art hervorzubringen. Uebrigens ist wohl nicht zu läugnen, daß die Harmonica, so sehr sie sich auch durch die Feinheit und das Anhaltende ihres Tons vor allen übrigen Instrumenten auszeichnet, doch nur ein auf sanfte Empfindungen eingeschränktes Instrument bleibt, das eine Verbindung mit andern Instrumenten wenig oder gar nicht zuläßt. Als begleitend verdunkelt sie die Singstimme, als concertirend verlieren die sie begleitenden Instrumente, da sie ihr im Tone so weit

nachstehen. Sie wird daher am füglichsten allein genossen, und kann unter gewissen romantischen Verhältnissen von zauberischer Wirkung seyn.

Harmonie ist in der heutigen Musik die Vereinigung mehrerer Töne, deren gemeinschaftliche Fortschritte sich auf festgesetzte und aus der Natur und den Verhältnissen der Intervallen entlehnte Regeln gründen. Vergleicht man Harmonie und Melodie, so findet sich, daß sie einander entgegengesetzt und ähnlich sind. Entgegengesetzt sind sie, weil bei der Melodie die Fortschreitung durch einzelne Intervalle, bei der Harmonie aber durch mehrere zugleich geschieht, auch weil ein einzelner angegebener Ton nicht Melodie, hingegen ein einzelner Accord Harmonie enthält. Aehnlich sind sie, weil bei der Melodie natürliche und sangbare Intervalle, bei der Harmonie richtige und zweckmäßige Uebergänge und Ausweichungen in mehr oder weniger entfernte Tonarten vorzüglich in Betracht kommen. Die Griechen, welche Harmonie im jetzigen Sinne gar nicht, sondern nur Melodie, kannten, bezeichneten mit dem Worte Harmonie die richtige Folge der Intervallen, ihre Kunst des reinen Satzes. Nächstdem verstanden sie auch unter Harmonie eines ihrer Klanggeschlechter, nämlich das enharmonische, ferner ihre Tonarten, die Dorische, die Lydische u. s. w. auch die Verdoppelung ihrer Octaven, oder ihre Antiphonien. Marburg nimmt in Rücksicht der Fortschritte der Harmonie und ihrer allmähligen Vervollkommung sechs Perioden an. Die Frage, ob Harmonie aus Melodie, oder Melodie aus Harmonie entspringt, und welcher von beiden der Vorzug gebühre, beantwortet sich von selbst, wenn man die Melodie als das Organ betrachtet, seine Empfindungen durch Töne zu äußern, und die Harmonie als das Mittel, diesem Organ mehr Kraft in der Wirkung zu geben. Von der Musik ist das Wort Harmonie auch auf andere Künste übergegangen, namentlich auf die Malerei. Hier findet der Begriff der Harmonie eine mehrfache Anwendung. Wenn alle Gegenstände in einem Gemälde so angeordnet sind, daß sie den Stoff von seiner lichtvollsten, wirksamsten Seite darstellen, und folglich vermittelst dieser Anordnung leicht und tief in die Seele des Betrachters eindringen, so ist die Anordnung dieses Werkes harmonisch. Die Harmonie des Ausdrucks wird erlangt, wenn die sogenannten Ausdrücke darauf hinzielen, in einer leichtern Stufenleiter von den niedrigen bis zu den höhern hinauf zu leiten, wenn in der ganzen Folge dieser Ausdrücke kein einziger vorhanden ist, der die einmal angenommene leichte Reihe unterbricht, vor andern hervorschreit, oder unter ihnen zurückbleibt; wenn zwischen der Bezeichnung und dem, was bezeichnet werden soll, das innigste Einverständniß herrscht. In der Ausführung herrscht Harmonie, wenn man in allen Theilen des Gemäldes das Erzeugniß derselben Hand, desselben Geistes findet. Die Zeichnung wird dann harmonisch genannt, wenn alle Formen einer und derselben Figur sich wechselseitig mit einander vereinigen, wenn sie alle dasselbe Alter, dasselbe Temperament, dieselbe Leibesbeschaffenheit ausdrücken. Das Helldunkel hat Harmonie, wenn Schatten und Licht keinen allzu großen Contrast gegen einander bilden, und wohlabgestufte Mitteltinten leicht vom Hellen zum Dunkeln leiten. Wenn der Künstler endlich nur solche Farben in sein Gemälde bringt, deren Töne sich unter einander zu einem lieblichen, freundlichen Spiele so vereinigen, daß jede derselben immer in gewissem Verhältniß an der, welche ihr folgt oder vorangeht, Theil nimmt, daß selbst diejenigen, welche weit von ihr entfernt liegen, vermittelst der leichten, stufenweise gehenden Folgen mit der ersten in

einem genauen Verhältnisse des Grades der Färbung stehen, so hat seine Farbengebung Harmonie.

Harmonik. Unter diesem Namen verstand man ehemals die Lehre alles dessen, was Bezug auf Töne, Intervallen, Systeme, Klanggeschlechter, Tonarten, Mutationen und Melopöie hatte. Die Griechischen Schriftsteller definiren die Harmonik als eine wohlgeordnete Folge, eine Fertigkeit, die Größe der Töne in Ansehung ihrer Höhe und Tiefe zu empfinden, als eine Wissenschaft, die Natur musikalischer Töne in Beziehung auf ihre Ausübung zu untersuchen u. s. w. Die Begriffe, die man in der heutigen Musik mit Harmonik verbindet, sind größtentheils jenen noch ähnlich, und beziehen sich auf die Theorie des Klanges, die Beschaffenheit des gegenwärtigen Systems, und die in selbigem vorkommenden Verhältnisse, den richtigen Gebrauch der Töne, Tonarten, Accorde, Dissonanzen, Consonanzen und zweckmäßiges Verfahren in der Modulation u. s. w.

Harnisch (Panzer, Panzerhemd) ist für das kleine Gewehr, für Pfeile und für alles Hieb- und Stoßgewehr eine schuß- und hiebfreie Rüstung, oder metallene Bekleidung, womit sich die alten Krieger bis zur Erfindung des Pulvers vom Kopfe bis auf die Füße bedeckten. Diese Rüstung bestand aus dem Helm oder Kopfbedeckung, aus der Rücken- und Brustbedeckung, welche letztere beide jetzt allgemein Kuiraſſe genannt werden, aus der Armbedeckung oder Armschienen, und der Beinbedeckung oder Beinschienen. Solche vollständige Harnische wogen gewöhnlich mehrere hundert Pfund. Die Unterlage des Brustharnisches war entweder von Leder, oder Leinwand, oder von wollenem Filze, und die äußere Bedeckung von Metall bestand gewöhnlich aus kleinen, wie die Fischschuppen übereinander gelegten Schilderchen, und zuweilen auch aus ineinander geflochtenen Kettchen; allein die Brustharnische der alten Perser waren immer nur aus einem einzigen Stücke Eisen geschmiedet, wie der Rückenharnisch. Indessen verfertigte man den Harnisch nicht immer aus Metall, sondern man machte diese Rüstung auch aus flächsenem und hanfenem Garne, indem man dasselbe entweder webte, oder aus mehrern Garnfäden kleine Strickchen flocht, und diese dann mit einander mehrfach verband, oder auch die gewebte Leinwand in einer aus essigsaurem Wein und Salz bestehenden Flüssigkeit beitzte, und dann aus der Leinwand einen Filz bereitete, der oft zehn Mal dicker ward, als die einfache Leinwand gewesen war. Von gleicher Beschaffenheit waren auch sowohl die glatten, als auch die geschuppten Beinharnische, welche die Carier, ein Volk in Kleinasien, erfunden haben sollen. Der Helm, oder die Sturmhaube, war nach Plinius eine Erfindung der Lacedämonier, nach Herodot der Aegypter, nach Diodor der Cureter in Creta. So viel ist gewiß, daß sie im hohen Alterthume gemacht worden ist. Die Helme der Alten wurden anfangs aus Leder, wie die meisten heutigen Kaskets oder Helme, und erst späterhin aus Eisen und andern Metallen verfertigt. Gewöhnlich waren sie vorn ganz geschlossen, so daß sie das Gesicht überall bedeckten, und nur für die Augen zwei kleine runde Oeffnungen hatten. In der Folge theilte man den Vorder- oder Gesichtstheil in zwei Hälften, wovon die obere, das Visir genannt, beweglich war, und auf- und unterwärts geschoben werden konnte. Die Helme dienten zugleich auch als Kennzeichen, wodurch sich die Krieger unterschieden. In dieser Rücksicht gab man ihnen verschiedene Gestalten, worunter die Griechischen und Römischen die geschmackvollsten sind, und schmückte sie anfangs mit Pferdehaaren und dann mit Fe-

derbüschen, welche die Cartier erfunden haben sollen. Gegenwärtig noch machen die Helme in der Wappenkunst oder Heraldik ein unterscheidendes Kennzeichen aus. Der Helm der Alten war übrigens von doppelter Art; der Stechhelm und der Turnierhelm, wovon jener immer geschlossen, dieser aber offen und geschlossen war. — Harnisch (Bergbau) heißt auch ein festes Saalband, oder die Ablösung des Ganges vom Gestein mit einer festen Oberfläche, und den Ueberzug von Kies oder metallischen Körpern, welche sich auf die Flächen des Gesteins legen, daß diese Flächen das Ansehen haben, als wenn sie mit metallenen Blättchen belegt wären, so wie auch der Ueberzug jener Materialien auf Holz beim Bauwesen, nennt man ebenfalls Harnisch. — In der Weberei, wo alle großblumichte oder gezogene Zeuche auf einem Stuhle gewirkt werden, der neben seinen gewöhnlichen Theilen eine Menge schwebender Schnüre hat, wovon der eine Theil mitten in dem Stuhle an den Rahmkorden meistentheils senkrecht herunterhängt, haben diese Schnüre zusammen den Namen Harnisch. X.

Harpe (Jean François de la), Mitglied der Französischen Akademie, war zu Paris den 20. Nov. 1739 geboren. Da er sehr arm war, sich aber durch Talente auszeichnete, so erhielt er eine Freistelle im College d'Harcourt; früher hatten sich die barmherzigen Schwestern seiner angenommen. Die Correktur eines Pasquills auf einen seiner Lehrer, die er, ohne vielleicht etwas Arges dabei im Sinne zu haben, übernommen hatte, war die Ursache, daß man ihn bald nachher für den Verfasser einer andern Schmähschrift, ebenfalls auf einen seiner Lehrer, der zugleich sein Wohlthäter war, ansah. Er wurde dafür auf einige Monate in die Bastille gebracht. In der Folge erhielten mehrere seiner dichterischen Jugendversuche den Preis, und schon im J. 1762 gab er eine Sammlung von Heroiden und Gedichten heraus, die man anmuthig und elegant fand. Ein Jahr später trat er mit seinem Trauerspiel Warwick auf, welches mit vielem Beifall aufgenommen ward und sich auf dem Theater erhielt. Weniger Glück machten Timoleon und Pharamond. Ungefähr um diese Zeit ward Laharpe mit Voltaire bekannt, der ihm Beweise seines grosmüthigen Wohlwollens gab, wofür er nicht immer dankbar gewesen seyn soll. Er fing darauf an, sich um die von der Akademie ausgesetzten Preise zu bewerben, und wenige Schriftsteller sind so glücklich gewesen wie er. Unter seinen Lobreden steht die auf Heinrich IV. oben an; auch die auf Fenelon, Racine und Catinat zeichnen sich vortheilhaft aus. Nicht von gleichem Werthe sind seine Poesien, von denen das Hauptverdienst der besten eine gewiße Reinheit, Eleganz und Leichtigkeit ist. Seine Oden stehen seinen Spisteln um vieles nach. Zugleich fuhr Laharpe fort, für das Theater zu arbeiten, wiewohl unter den vielen Stücken, die er lieferte, Warwick das einzige war, das sich eines allgemeinen und dauernden Beifalls erfreute. Im J. 1776 nahm die Academie ihn zu ihrem Mitglied auf. Laharpe fuhr ununterbrochen in seinem literarischen Fleiße fort, und gab jetzt außer verschiedenen andern Werken, sein Lycée ou cours de litérature ancienne et moderne heraus, auf welchen sein Ruf besonders gegründet ist. Die Veranlassung zu dieser Arbeit war die 1786 geschehene Errichtung des Lyceums zu Paris, wo Laharpe Vorlesungen über die Literatur der Griechen, Römer und Franzosen hielt. Man findet durchaus eine geschmackvolle Behandlung und ein gesundes Urtheil, dagegen darf man tiefe Speculationen über die Elemente der Aesthetik, und überhaupt neue und große Ideen nicht darin suchen. Was seine Gesinnungen betrifft, so zeigte er sich zu Anfang der Revolution als einen eifrigen Democra-

ten, änderte aber im Gefängnisse, in welches ihn die anarchische Faktion warf, seine Grundsätze, und ward ein Anhänger der Kirche und des Königthums. Gleich in den ersten Sitzungen des Lycée des Arts hatte er den Muth, gegen die Tyrannei des Terrorismus laut und nachdrücklich zu sprechen. Am 18. Fructidor 1798 ward er zur Deportation verurtheilt, der er jedoch so glücklich war, durch die Flucht zu entgehen. Noch kurz vor seinem Tode zog er durch einige freie Aeußerungen über die Verfügungen der Regierung den Unwillen des ersten Consuls auf sich, und wurde nach Orleans verwiesen. Er erhielt jedoch bald die Erlaubniß, zurückkehren zu dürfen, und starb am 11. Febr. 1803 im 64sten Jahre seines Alters nach einer langwierigen Krankheit als ein echter eifriger Katholik.

Harpe (Amadeus Franziscus Emanuel de la) General der Französischen Republik, Herr von Yens, geboren zu Uttins im Waadtlande, im J. 1754. Als achtzehnjähriger Jüngling trat er in die Kriegsdienste der Holländer, und wurde Fähndrich bei einem Schweizerregiment, gab sie aber auf seines Vaters Wunsch in der Folge wieder auf und lebte bis 1791 zurückgezogen auf seinen Gütern. Die Französische Revolution erweckte seinen Enthusiasmus; er suchte ihre Grundsätze unter seinen Landsleuten zu verbreiten, und sie zur Eroberung ihrer Freiheit und zum Losreißen von der Bernerischen Oberherrschaft zu begeistern. Als es wirklich im Juli 1791 zu Unruhen kam, ergriff die Regierung von Bern strenge Maßregeln gegen die Urheber derselben. Laharpe machte sich flüchtig, ward proscribirt, und ein Preis von 2000 Thalern auf seinen Kopf gesetzt. Jetzt trat er als Oberst in ein Bataillon Freiwilliger in Diensten der Französischen Republik. Im J. 1792 vertheidigte er sich lange und tapfer in dem Schlosse Rodemachern, bis Luckner ihm befahl, sich nach Thionville zurückzuziehen. Hernach ward er Commandant zu Bitsch und wohnte dem Angriff auf Trier bei. Im J. 1793 war er bei der Belagerung von Toulon und eroberte hier das Fort Pharon mit Sturm. Diese tapfere That beförderte ihn zum Brigadegeneral. In Italien schlug er im J. 1794 die Oestreicher zu Gemie und Cairo, wodurch er die Communikation mit Genua eröffnete. Durch seine bei Vudo bewiesene Tapferkeit verhinderte er das Eindringen des Feindes in die Provence. Ungeachtet dieser Auszeichnungen suchte man ihn verdächtig zu machen; aber es gelang ihm, durch eine angemessene Vertheidigung die Anklage zu vernichten. Im J. 1796 ward er Divisionsgeneral und that sich unter Bonaparte in dem Treffen bei Montenetto hervor. Bei dem Uebergang über den Po schlug er ein Oestreichisches Corps in die Flucht, ward aber von einem Französischen Heerhaufen, der ihn und seine Begleiter in dem Getümmel für kaiserliche Uhlanen ansah, angegriffen und niedergeschossen.

Harpe (Friedrich Cäsar La). Dieser als Director der Helvetischen Republik in den Jahrbüchern der Schweiz berühmt gewordene Mann war zu Rolle in einer zum Adel des Waadtlandes gehörigen Familie, im J. 1754 geboren. Schon in seiner Kindheit fühlte er sich durch die patriotischen Tugenden seiner Vorfahren zur Nacheiferung begeistert. In dem Collegium zu Rolle konnte er nur einen schwachen Grund in den Wissenschaften legen, aber sein Oheim, ein trefflicher Geistlicher, machte ihn mit den unsterblichen Männern Griechenlands und Roms bekannt. Hier fand er eine ideale Welt, in der er in der Einbildung lebte und wirkte, und da er für seine Empfindungen nirgend ein übereinstimmendes Herz fand, zog er sich in die Einsamkeit zurück. Nesemanns blühendes Seminarium zu Haldenstein in Bünden

in welches der vierzehnjährige Jüngling trat, nährte und stärkte jene früh gefaßte Sehnsucht, einst für das Wohl seines Vaterlandes wirksam zu seyn, und schon hier träumte er von einer freien Verfassung der Eidgenossenschaft, von Erlösung der Unterthanschaften und ähnlichen Unternehmungen. Er kam endlich von Haldenstein zurück mit dem Rufe eines Halbwilden. In den Wissenschaften allein lebte er, unter denen er die Mathematik als die erste betrachtete. In Genf wurden Saussure und Bertrand seine Lehrer; durch sie ward er mit unauslöschlicher Liebe an diese berühmte Stadt geknüpft. Darauf studirte er zu Tübingen die Rechte, und empfing in seinem zwanzigsten Jahre den Doctorhut. Nicht ohne einen harten Kampf gelang es ihm jetzt, aus seiner Ideenwelt in die Wirklichkeit des beschränkten Geschäftslebens überzugehen. Er ward Sachwalter bei der welschen Appellationskammer in Bern; aber so glänzend und wünschenswerth auch dieser Posten war, so ward er ihm doch durch den fühlbaren Abstand verleidet, der zwischen dem geringsten Berner Bürger und einem Unterthan aus der Waadt, auch aus den edelsten Familien Statt fand. Er folgte daher gern der Einladung eines Russischen Herrn, ihn durch Italien zu begleiten, sah die Wunder dieses Landes, Malta und Sicilien, und begab sich von da, auf des Barons Grimm Vorschlag, 1782 nach Petersburg, wo er ein Jahr darauf der Lehrer des Großfürsten Alexander und dessen Bruders ward. Ein so erhabener Wirkungskreis war seines Geistes und Herzens würdig; er widmete sich ihm mit ganzer Seele. Laharpe musterte mit seinem erhabenen Zöglinge die Thaten der Lebenden und die Weisheit der Todten, und zeigte ihm, wie er in einem höhern Sinne die Schpferplane Peters und Catharinens verfolgen müsse. Inzwischen brach die Französische Revolution aus, für deren Fortgang Laharpe sich mit Enthusiasmus interessirte. Auch aus der Ferne wollte er für die Befreiung seines Vaterlandes wirken. Er verfaßte unter andern eine Bittschrift im Namen seiner Mitbürger an die Berner Regierung, worin er ehrfurchtsvoll aber freimüthig eine Zusammenberufung der Stände zu Abstellung der Mißbräuche foderte. Bald aber brachen Unruhen aus, und die Regierung, die auch ihn als einen Anstifter derselben betrachtete, setzte ihn unter die Zahl der Geächteten, und wiewohl ihm die Gunst der Kaiserin blieb, so untersagte ihm diese doch, fortan sich in die Angelegenheiten der Schweiz zu mischen. Er blieb als ein Freund der Revolution verdächtig, und so gelang es seinen Feinden, die Verlobungsfeierlichkeiten Alexanders zu seiner Entfernung zu benutzen. Aufgefodert, eine Belohnung zu fodern, bat er nur um Erlaubniß, zu Anordnung seiner Geschäfte noch einige Monate bleiben zu dürfen, und ging nach dem ehrenvollsten Abschiede vom Hofe, höchst mittelmäßig für seine zwölfjährigen Dienste belohnt, nach Genf. Er wollte in sein Vaterland zurückkehren, als er erfuhr, daß schon der Befehl gegeben sey, ihn in dem Augenblick zu verhaften, wo er das Gebiet von Bern betreten würde. Erbittert über diese, wie er glaubte, nicht verschuldete Härte, ging er im Okt. 1796 nach Paris, und übergab der Regierung ein Memoire. Wirklich wurde auf des Französischen Gesandten Verwendung in Bern allen geflüchteten Waadtländern Amnestie gewährt, jedoch mit Ausnahme derer, die durch Schriften die Unruhen im Waadtlande angestiftet hatten; und so blieb Laharpe davon ausgeschlossen. Noch mehr dadurch gereizt, ließ er neue Pamphlete im Druck erscheinen, und übergab endlich 1797 dem Französischen Direktorium eine von 22 ausgewanderten Patrioten der Waadt und Freyburgs unterzeichnete Bittschrift, worin die Ausübung der im J. 1565 durch den Traktat von

Lausanne stipulirten Garantie von Frankreich begehrt wurde. Dem zu Folge ließ das Direktorium den berüchtigten Beschluß vom 6. Nivose ergehen, welcher die Waadtländischen, die Rechte ihres Volks reclamirenden Bürger unter Frankreichs unmittelbaren Schutz stellte. Dieser Gewaltschritt rief die Revolution der Eidgenossenschaft hervor, und unter Laharpe's Mitwirkung ward die Helvetische Republik organisirt. Aber nur zu bald zeigten sich die Uebel, in welche sich die Schweiz gestürzt hatte, die unter den Bedrückungen, Plünderungen und Mißhandlungen der Französischen Commissarien erlag. Jetzt suchte Laharpe die Leiden seines Vaterlandes zu mildern, und wurde selbst der Wohlthäter seiner erklärtesten Feinde. Das bedrängte Vaterland warf seine Blicke auf ihn, und berief ihn im Juni 1798 in das Direktorium, in welchem er aber die großen Erwartungen nicht erfüllen konnte. Umsonst rieth er, Oestreichs Rüstungen durch eine Kriegserklärung zuvorzukommen; erst als die Heere desselben die Schweiz betreten hatten, faßte man Beschlüsse, deren Anwendung nun nicht mehr möglich war. Die Regierung floh nun nach Bern, und ward Freunden und Feinden ein Spott. Aber je verzweiflungsvoller die Lage der Dinge ward, desto verwegener wurden Laharpe's Vorschläge. Er wollte die ganze Schweiz zu einem Feldlager umschaffen, und die äußersten Maßregeln ergreifen. Allenthalben erhob sich die Stimme gegen ihn; man begehrte eine Veränderung in dem Direktorium, und griff es öffentlich an, indem man Rechenschaft über die aufs höchste zerrütteten Finanzen foderte, und den Tag als den letzten seines Daseyns ankündigte, wo dieselbe erscheinen würde. Laharpe's Starrsinn wuchs mit dem Widerstand, er beharrte unabänderlich bei den einmal gefaßten Grundsätzen, und trug endlich, um dem ewigen Kampfe wenigstens einstweilen ein Ende zu machen, darauf an, die Räthe, dem Gesetze gemäß, zu vertagen und unterdeß eine Verbesserung der Verfassung vorzubereiten. Dies erbitterte aufs äußerste, die schwärzesten Anklagen wurden gegen Laharpe verbreitet; umsonst schlugen die beiden Direktoren Dolder und Savary vor, daß sie sämmtlich durch freiwillige Niederlegung ihres Amts die unheilbaren Zerrüttungen enden wollten. Da klagte eine Stunde nach diesem Vorschlag der Repräsentant Kuhn das Direktorium des Hochverraths an. Laharpe eilte mit Secretan und Oberlin in den Direktorialpalast, um diesem Schlage zu begegnen; Dolder und Savary erschienen nicht, denn sie hatten eine dem Direktorium entgegengesetzte Versammlung gebildet. Wohl begriff Laharpe, daß hier nur ein Gewaltstreich retten könne, und er war bereit, an der Spitze der Truppen der Sache eine blutige Entscheidung zu geben; doch seine beiden Collegen verweigerten ihre Theilnahme. Unterdeß war ein Beschluß der gesetzgebenden Räthe wider das Direktorium erschienen, welches der Gewalt nicht länger widerstehen konnte, und mit einer feierlichen Protestation seine Sitzung schloß. Oberlin, Secretan und Laharpe gingen in ihre heimathlichen Cantone zurück, und ob man sie gleich für Staatsverbrecher erklärt hatte, und sie selbst die Mittheilung der gegen sie geführten Beschwerden foderten, so begnügte man sich doch jetzt damit, sie unter besondere Aufsicht der Ortsobrigkeiten zu setzen. Desto mehr wurden sie mit Schmähungen verfolgt; Laharpe indeß bewahrte auch nach seinem Sturze bei Freunden und Feinden den Ruf der Redlichkeit. Ungeachtet seiner Unkunde des Volks, das er regieren sollte, ungeachtet der Ueberspannung seiner Ideen, war sein Wille gut; er irrte nur in der Wahl der Mittel. Müde der steten Verfolgungen, war er in Begriff, Lausanne, wo er lebte, zu verlassen, um sich nach Paris zu begeben, als ihm der Zufall einen, mit

n Namen des General-Sekretärs Mouſſon unterzeichneten, Brief die Hände führte, in dem von einer Verſchwörung gegen den erſten ſul Bonaparte, der in Italien Melas gegenüber ſtand, die Rede ſeyn ſchien. Wahrſcheinlich war der Brief fingirt, entweder um La-pe oder die Regierung in Unannehmlichkeiten zu verwickeln; aber die nlichkeit der Handſchrift täuſchte ihn. Er übergab ihn dem Gericht, rauf die geſetzgebenden Räthe Mouſſon's und Laharpe's Verhaftung ahlen. Man verſiegelte ſeine Papiere; er ſelbſt wurde am 2. Jul. o verhaftet, um nach Bern geführt zu werden. Dieſe Schmach ien ihm unerträglich, und er entging ihr durch die Flucht, die er erwegs glücklich bewerkſtelligte. Bonaparte empfieng ihn in Paris t einem Ton, aus dem hervorleuchtete, wie ſehr er gegen ihn einge-nmen ſey; ſeine Ideen fanden nicht Eingang. Seitdem lebte er auf nem Landhauſe, Pleſſis-Piquet bei Paris, machte 1801 eine Reiſe ch Rußland, und kehrte 1802 mit Beweiſen der Achtung ſeines kai-lichen Zöglings zurück. Die Angelegenheiten der Schweiz betrachtete fortan zwar mit innigem Schmerz, aber ohne weiter daran Theil nehmen, und lehnte ſelbſt die Stelle eines Mitgliedes im ſouveränen th des Cantons Waadt ab, zu der ihn das Volk berief. Im J. 15 befand er ſich als kaiſerlich ruſſiſcher Generallieutenant auf dem ngreſſe zu Wien.

Harpeggio (Arpeggio) bedeutet eine gewiſſe Art der Ausführung n Accorden, nach welcher die in ſelbigen vorkommenden Intervalle ht zugleich, ſondern im Einzelnen, ſowohl von der Tiefe nach der he zu, als umgekehrt, vorgetragen werden. Die nächſte Veranlaſ-ng zu dieſer Art von muſikaliſcher Figur oder Setzmanier gab wahr-einlich die Harfe, von der ſie auch den Namen führt, und zwar we-n des zu baldigen Schwindens ihrer Töne bei nothwendigem langen rweilen in einerlei Accorden. In gleicher Hinſicht iſt die Anwendung Harpeggio auf dem Clavier zu betrachten, deſſen Ausführung ent-der der Tonſetzer vorſchreibt, oder der Willkühr des Spielenden über-ſt. Bei Begleitung der Recitative iſt es zuweilen nothwendig, ohne ondere Vorſchrift den Accord zu harpeggiren, theils um kleine Pau-zu füllen, theils um die richtige Intonation des Sängers zu beför-n. Doch darf dabei eine gewiſſe nothwendige Kürze nicht überſchrit-werden.

Harpokrates, der Gott des Stillſchweigens bei den Aegyptern, Sohn der Iſis und des Oſiris. Seine Bildſäule, die ihn mit auf Mund gelegtem Finger darſtellt, befindet ſich am Eingange der ſten Aegyptiſchen Tempel.

Harpun, ein, eine halbe Elle langes, dreieckiges, zackiges Eiſen, s an einem Stiel ſteckt, und an ein 500 Ellen langes und finger-kes Tau geknüpft iſt. Mit ſolchen Widerhaken verſehen, werden die allfiſche im Eismeere gefangen. (S. Wallfiſchfang.) Harpu-ren bezeichnet das Geſchäft des Arbeiters, der den Harpun auf den allfiſch wirft.

Harpyien, die Raubenden, Wegreißenden, daher Sturmgöt-nen, deren Aeltern, Namen, Anzahl und Bildung von den ältern ichtern ſo verſchieden angegeben werden, daß ſich ſchwer mit einiger ewisheit etwas darüber beſtimmen läßt. Bei Homer wohnen ſie, bſt den Erinnyen, am Okeanos vor dem Schlunde des Schattenreichs, d ſind Gottheiten der Stürme. War jemand ſo lange von ſeiner Hei-th weg, daß man nicht wußte, was aus ihm geworden und ihn für t hielt, ſo ſagte man; die Harpyien haben ihn geraubt. Noch bei

Hesiodus sind sie Jungfrauen von schöner menschlicher Bildung. Die späteren Dichter und Bildner wetteiferten in gräßlicher Mißgestaltung der Harpyien. Einige bei Hygin schenkten ihnen ein Hühnerhaupt, einen gefiederten Leib und Flügel, menschliche Arme mit Krallen, eine weiße Brust und menschliche Schenkel, die in Hühnerfüße auslaufen. Andere setzten auf einen Geierleib ein jungfräuliches Gesicht mit Bärenohren. Drei Abbildungen der Harpyien auf Münzen und Kunstwerken hat Spanheim, wo sie auf kralligen Vogelrümpfen, die erste ein rauhohriges Mädchengesicht, die zweite ein ganz weibliches Haupt und zwei Brüste, die dritte ein mit Haube und Kranz geschmücktes Antlitz darbieten. Aehnliche Darstellungen finden sich auch anderwärts.

Harrington (James) ein berühmter politischer Schriftsteller Englands, war 1611 geboren, studirte zu Oxford, und bereiste in der Folge Frankreich, Holland, Dänemark, Deutschland und Italien. Carl I, machte ihn zu seinem geheimen Kammerjunker, und in dieser Eigenschaft begleitete er den König auf seiner ersten Unternehmung nach Schottland. Nach dem Tode Carls schloß er sich in seinem Cabinet ein, und schrieb in dieser Zurückgezogenheit sein berühmtes politisches Werk Oceana, welches er Crommell, dem Protektor der Republik England, Schottland und Irland, zueignete. Es erregte großes Aufsehen, und wirkte mächtig ein auf die politische Denkart der Engländer. Harrington stellte darin in einer Allegorie das Ideal einer Republik auf, deren Güte und Dauer nach seinem Urtheile hauptsächlich von dem Gleichgewichte des Vermögens der Bürger abhing. Aber seine Grundsätze waren eben nicht nach dem Sinne Cromwells und der Anhänger desselben; es erhoben sich eine Menge von Kritiken; Harrington antwortete darauf, und diese Antworten findet man dem Werke angehängt. Seine folgenden Schriften und Verhandlungen verursachten, daß er unter der Regierung Carls II. 1661 in den Tower gesetzt, und ob er gleich des Verbrechens des Hochverraths unschuldig befunden wurde, doch in der Gefangenschaft blieb, und harte Mißhandlungen erfuhr. Darüber fiel er in Wahnsinn und starb im J. 1677.

Harris (James) wurde den 20. Jul. 1709 in Salisbury geboren, erhielt daselbst den ersten Unterricht, begab sich 16 Jahre alt, nach Oxford, und studirte hierauf die Rechtswissenschaften in Lincoln's Inn, dem berühmten Rechtscollegio zu London. Nach dem Tode seines Vaters aber vertauschte er die juristischen Studien mit denjenigen, für die er stets eine entschiedene Neigung gehegt hatte, nämlich der Griechischen und Römischen Literatur. Im J. 1744 erschien die erste Frucht seines gelehrten Fleißes unter dem Titel: Three treatises, the first concerning Art, the second concerning Music, Painting and Poetry, the third concerning Happiness, zwar dialogisirt, jedoch mehr Abhandlung als Dialog. Im J. 1751 folgte seine berühmte philosophische Sprachlehre, das erste Werk dieser Art, unter dem Titel: Hermes, or a philosophical Inquiry concerning universal grammar. Harris gestand, daß ihn zuerst die Minerva des Sanctius zu der so tiefen und genauen Erforschung der Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre gebracht habe. Neben den ernsten Wissenschaften beschäftigte er sich mit Musik, einer Kunst, in der er es selbst sehr weit brachte, und für deren Aufnahme er sich in seiner Vaterstadt sehr interessirte. Unter seiner Aufsicht wurden daselbst Concerte aufgeführt, und jährlich ein musikalisches Fest begangen, zu welchem er selbst das Beste aus den Werken Italienischer und Deutscher Tonsetzer auswählte, und denselben Text aus der Schrift oder aus Milton unterlegte, oder sie selbst verfertigte.

Im J. 1761 ward er zum Parlamentsglied für den Flecken Christ-Church gewählt, und behielt diese Stelle bis an seinen Tod. 1762 erhielt er den Posten eines Lords der Admiralität, und 1763 ernannte ihn der König zu einem Lord der Schatzkammer, welche letztere Stelle er bis 1765 behielt. Nun lebte er wieder eine Zeitlang ohne öffentliches Amt bis zum J. 1774, wo er Sekretär und Controleur der Königin wurde, ein Posten, den er bis an seinen Tod behielt. Obgleich die mit dieser Stelle verbundenen Geschäfte ihn hinderten, sich, wie vormals, ganz den Wissenschaften zu widmen, so hatte er doch Muße gefunden, seine Philosophical arrangements auszuarbeiten, welche eigentlich ein Bruchstück eines größern Werks über die peripatetische Logik sind, das er nicht beendigte. Zuletzt erschienen seine Philosophical inquiries, die eine Geschichte der Kritik und Betrachtungen über die Prosodie und Aesthetik enthalten. Er starb den 22. Dec. 1780, 72 Jahre alt. Sein Sohn, Lord Malmesbury, der 1802 die Werke seines Vaters herausgab, liefert folgende Charakteristik von ihm: Seine tiefe Kenntniß des Griechischen, welche er mit dem besten Erfolg auf die Erklärung der alten Philosophie anwandte, entstand aus einer frühen und innigen Bekanntschaft mit den vortrefflichsten Dichtern und Geschichtschreibern in dieser Sprache. Sie machten nebst den besten Schriftstellern aus dem Zeitalter des Augustus seine beständige und niemals täuschende Erholung aus. Durch seinen vertrauten Umgang mit ihnen ward er in den Stand gesetzt, die tiefern, ernstern Betrachtungen zu beleben, die man auf jeder Seite seiner Schriften findet. Aber seine Kenntnisse schränkten sich nicht auf alte Philosophie oder philologische Gelehrsamkeit ein. Er war auch mit der neuern Geschichte bekannt, besaß einen richtigen Geschmack in allen schönen Künsten, und in einer derselben, der Musik, war er Meister. Sein seltener Fleiß machte es möglich, daß er alles das lernen konnte, ohne die Pflichten zu vernachlässigen, welche er seiner Familie, seinen Freunden und seinem Vaterlande schuldig war. Außer den Proben von Arbeitsamkeit und tiefem Nachdenken, die er öffentlich gab, hat er deren eine Menge handschriftlich hinterlassen. Er hatte sich nicht nur gewöhnt, starke Auszüge aus verschiedenen Büchern, die er las, zu machen, und kritische Bemerkungen und Vermuthungen hinzuzufügen, sondern er pflegte auch regelmäßig alle Betrachtungen, die ihm während des Lesens beifielen, zu Papiere zu bringen. Aber trotz seinen ernsten Beschäftigungen war er gemeiniglich heiter und aufgeräumt, selbst bis zur Kurzweil. In seinem Betragen und seiner Unterhaltung war nichts Pedantisches; er zeigte seine Kenntnisse nie mit Selbstgefälligkeit, und war als Vater, Gatte und Herr immer gütig und nachsichtig.

Harrison (John), ein berühmter Englischer Mechanikus, der Erfinder und Verfertiger der genauen Uhren, deren man sich zu den Längenbestimmungen bedient. Er war 1693 zu Foulby in der Grafschaft York geboren, und wählte anfänglich das Gewerbe seines Vaters, der ein Zimmermann war. Im J. 1726 machte er die Erfindung seines Pendels, und wandte es bei zwei fast ganz aus Holz verfertigten Uhren an, welche dadurch einen solchen Grad von Vollkommenheit erhielten, daß sie in einem ganzen Monat kaum um eine Sekunde abwichen. 1728 begab sich Harrison mit den Zeichnungen zu einer Maschine, die Meereslängen zu bestimmen, nach London. Die Maschine selbst brachte er 1735 zu Stande, und vervollkommnete sie nach und nach in den Jahren 1739 und 1749. Endlich sah er durch eine neue Arbeit seine eigene Erwartung in einem Grad übertroffen, daß er sich

dadurch angefeuert fühlte, noch einen vierten Zeitmesser zu verfertigen, dem er die Gestalt einer Taschenuhr von etwa 6 Zoll im Durchmesser gab. Er empfieng dafür den Preis von 20,000 Pfund Sterling, welche durch eine Parlamentsakte zur Zeit der Königin Anna demjenigen zugesichert worden, der ein für die genaue Längenbestimmung geeignetes Instrument erfinden würde. In seinen letzten Jahren verfertigte Harrison nach den letzten Grundsätzen noch einen fünften Zeitmesser, der auf der Sternwarte von Richmond geprüft ward, und binnen 6 Wochen nur um 4 1/2 Sekunde abwich. Er starb 1776. Ein Jahr zuvor hatte er noch ein Werk unter dem Titel: Description containing such mechanism as will afford a true mensuration of time, herausgegeben, das man jedoch mit Rücksicht auf des Verf. hohes Alter und gänzliche Unbekanntschaft mit literarischen Gegenständen beurtheilen muß. Man findet darin zugleich die kurze Berechnung seiner neuen Tonleiter oder mechanischen Eintheilung der Octave, nach dem Verhältniß, das zwischen den Halbmessern oder dem Durchmesser eines Kreises und seiner Peripherie Statt findet. Harrison hatte ein sehr feines Ohr, und war in seiner Jugend ein Meister in der Musik gewesen.

Hart bezeichnet in geistigen Werken der Kunst dieselbe Eigenschaft, die wir in materiellen Dingen rauh nennen. Das Harte ist in den bildenden Künsten und in der Musik das Gegentheil vom Sanften und Weichen, und in den redenden Künsten vom Fließenden. Es entsteht durch plötzlich abgebrochene Uebergänge, durch öftere Unterbrechungen der geraden, leichten, natürlichen Folgen der Rede oder der Töne, der Vorstellungen, der Formen, der Farben, der Lichter und Schatten. Im Allgemeinen ist das Harte in allen Werken der Kunst ein Fehler, der um so unverzeihlicher ist, je gewisser die Wirkung aller Kunstwerke auf unsere Sinnen, unser Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, einzig und allein von der Schönheit ihrer Form und von den sanften Uebergängen derselben abhängt. Unebenheiten und Rauhigkeiten beleidigen unser moralisches Gefühl eben so sehr, als das physische, und stoßen uns von der geistigen und sinnlichen Betrachtung des harten, rauhen Gegenstandes gleich stark zurück. Aber so richtig dies ist, so gibt es doch auch Gegenstände der Kunst, deren Darstellungsart eine gewisse Härte, die jedoch immer weislich gespart seyn muß, nicht nur verträgt, sondern selbst erfodert. Dahin scheinen solche Gegenstände zu gehören, deren Charakter Kraft, Stärke, Größe u. s. f. ist.

Härte ist die Eigenschaft der Körper, nach welcher sie einer beträchtlichen, auf sie einwirkenden Kraft Widerstand leisten, bevor ihre Theile von einander getrennt werden. Absolut hart ist kein Körper; er kann jedes Mal nur in Beziehung auf einen andern hart heißen, dessen Theile eher als die seinigen durch eine einwirkende Kraft getrennt werden, da er in Rücksicht auf andere weich seyn kann. Hiemit stimmt die dynamische Lehrart überein, nach welcher Härte, der Erfahrung gemäß, bloß auf Graden beruht, über und unter welchen andere Grade bis ins Unendliche möglich sind. Nach den atomistischen Grundsätzen kommt den Grundkörpern oder Atomen eine absolute Härte zu, wovon die Erfahrung nichts lehrt.

Harvey (William), ein berühmter Englischer Arzt, wurde 1578 zu Folkstone in Kent geboren, studirte zu Cambridge und Padua, wurde Mitglied des medicinischen Collegiums zu London, dann öffentlicher Lehrer der Anatomie und Chirurgie an eben diesem Collegium, und starb 1657 als Leibarzt Carls I. Er war ein großer Praktiker und scharfsinniger Beobachter. Was ihn vorzüglich merkwürdig, ja unsterblich

macht, ist seine Lehre vom Kreislaufe des Bluts, wozu ihm die fleißigen Zergliederungen der Thiere Gelegenheit gaben. Sollte er auch nicht der allererste Entdecker seyn, wie Einige behaupten wollen, so gebührt ihm doch wenigstens das unstreitige Verdienst, daß er der erste war, welcher den Kreislauf des Blutes öffentlich und in dem systematischen Zusammenhange bewies. 1619 gab er in seinen Vorlesungen den ersten öffentlichen Vortrag über diesen Gegenstand, und 1628 wurde sein System unter dem Titel: Exercitatio anat. de motu cordis et sanguinis zu Frankfurt (nicht in London, wie es von Manchen angegeben wird) dem Druck übergeben. Eine neuere Auflage davon kam 1737 in Leyden heraus. Auch schrieb er späterhin: De circulatione sanguinis, Roterd. 1649. Das Originalmanuscript seiner Vorlesungen befindet sich in Hans Sloane's Museum. Diese Entdeckung vom Kreislaufe des Blutes vollendete den Sturz des Galenischen Systems, und gab, verbunden mit Descartes's und Newton's Philosophemen, Veranlassung zum Entstehen des bald wieder aufgegebenen jatromathematischen Systems, dessen Urheber Borelli war, welcher dadurch der Medizin die möglichste Evidenz zu verschaffen gedachte. Es konnte bei dem damaligen Zeitgeiste nicht fehlen, daß Harvey durch seine Entdeckungen sich unter den Aerzten viele Gegner und Feinde zuzog, welche sowohl ihn als seine Lehre, die jetzt ganz außer Zweifel ist, auf alle mögliche Art zu verkleinern und zu unterdrücken suchten. So gelang es ihnen, Harvey um den größten Theil seiner Praxis zu bringen. Dennoch wurde er von Jakob I. und dessen Nachfolger, Carl I. deren Leibarzt er war, mit ausgezeichneter Gunst beehrt. Nicht minder wichtig, als jene Entdeckung, ist seine Lehre von der Erzeugung organischer Körper. Harvey's Ausspruch, daß alles, was lebt, aus Eiern entsteht, wird jetzt als völlig ausgemacht angesehen, und somit die sogenannte Generatio aequivoca widerlegt, zufolge der die letzten Glieder der organischen Kette (wie z. B. Pilze, Schimmelarten u. s. w.) noch täglich ohne Eier, bloß durch den zufälligen Zusammenfluß gewisser Stoffe entstehen sollen. Harvey stützte sich bei dieser Behauptung, so wie bei der vorigen, ganz auf reine, geprüfte Erfahrung. Er schrieb über diesen Gegenstand: De generatione animalium Lond. 1651. und De ovo. Seine verschiedenen Schriften sind 1766 II. Voll. 4. von Dr. Lawrence in London zusammen herausgegeben worden. Seine Schreibart ist lebhaft und edel, wie sein Charakter. Er erwiederte die hämischen Anfeindungen seiner Gegner mit sanfter Schonung und Gelassenheit. Harvey's Leben ist beschrieben in der angeführten Ausgabe aller seiner Werke. Vergl. Haller's Biblioth. anat. Tom. I. p. 363—366; und in Ebendesselb. Bibl. med. pract. T. II. p. 552.

Harwich, der Hauptshafen der Englischen Provinz Essex, eine sehr geräumige, sichere und tiefe Bay, worin man wohl 100 Kriegsschiffe nebst vielen andern Fahrzeugen zu gleicher Zeit gesehen hat. Der Eingang ist an der Seite von Suffolk durch Landguard-Port vertheidigt. Nahe bei der Stadt, auf Beacon-Hill, ist ein schöner Leuchtthurm in einer weiten Entfernung sichtbar und, wegen der gefährlichen Küste, von großem Nutzen. Ferner ist hier ein königliches Werft zum Bauen und Ausbessern der Kriegsschiffe. In Friedenszeiten ist Harwich die Station des Packetbootes für Helvoetsluis. Es treibt bedeutenden Steinkohlenhandel.

Harz, ein hohes Waldgebirg in Niedersachsen, an der Obersächsischen Gränze, das nördlichste in Deutschland, welches sich aus dem Amte Langelsheim und der Gegend von Goslar, durch den östlichen

Theil des Fürstenthums Grubenhagen, einen Theil der Grafschaft Wernigerode und des Fürstenthums Blankenburg bis in die Grafschaften Hohenstein und Stolberg, und bis an Harzgerode im Anhaltischen, ungefähr 12 Meilen in die Länge und 4 Meilen in die Breite erstreckt. Es besteht aus vielen Bergen und Thälern, die labyrinthisch unter einander wechseln, und von 36,000 Menschen bewohnt werden. Durch den Brocken oder Blocksberg, die höchste Spitze des Harzes, wird er in den Ober- und Unterharz getheilt. Jener ist im Westen des Brockens, und das eigentliche Hochgebirge, dieser im Osten desselben, und die größere Hälfte des Ganzen. Die vorzüglichsten Berge sind der Brocken, der Rammelsberg, Bruchberg, Andreasberg, Rehberg, Burberg, Heinrichshöhe, Brand, Sonnenberg, Iberg, Winterberg u. s. w. Hier entspringen die Bude, Sieber, Ecker, Holzemme und Radau. Berühmt ist die Baumannshöhle bei Blankenburg mit merkwürdigen Tropfsteingestalten, und noch sehenswürdiger die nicht weit davon entfernte Bielshöhle (Bielsteinshöhle), welche erst in den neuern Zeiten entdeckt worden ist. Die Hauptprodukte des Harzgebirges sind Holz, das man auf 286,386 Morgen angibt, Eisen, wodurch jährlich 700,000 Thaler in Umlauf gesetzt werden, Silber, Kupfer, Blei, etwas Gold, Salz u. s. w. Beschreibungen des Harzes hat man von Schröder und Gatterer.

Harz. Im gemeinen Leben verwechselt man diese vegetabilische Substanz sehr häufig mit den Gummiarten, mit denen sie zwar oft verbunden (Gummiharz), darum aber nicht einerlei ist. Harze nennt man solche Substanzen, die von selbst aus den Pflanzen hervorquillen, an der Luft erhärten, aber nicht, wie die Gummiarten, im Wasser, sondern nur im Weingeist sich auflösen lassen, in der Wärme zergehen und flüssig werden, an der Flamme sich leicht entzünden, und mehr oder weniger Geruch und Geschmack haben. Sie sind besonders in der Wurzel, dem Holze und den Knospen der Pflanzen enthalten, und lassen sich aus diesen Theilen durch die Kunst ziehen. Im menschlichen Leben sind sie zum Theil sehr wichtig, z. B. das Harz aus den Nadelbäumen, der Terpentin, der Mastix und viele andere.

Hasenclever (Peter), einer der scharfsinnigsten und vieluntfassendsten Männer seines Standes, der seine kaufmännischen Geschäfte mit einem combinatorischen, in die großen Welthändel eingreifenden Geiste führte und von diesem höhern Gesichtspunkt aus betrachtete, wodurch er sich einen dauernden Namen erworben hat. Er war zu Remscheid im Bergischen 1716 geboren, widmete sich von Jugend auf Fabrik- und Handelsgeschäften, bereisete wiederholt die meisten Europäischen Länder, und trieb lange sehr bedeutende Geschäfte, vorzüglich in Frankreich, Lissabon, Cadix, London und Nordamerika. Ein bedeutendes Vermögen, das sein redlicher Fleiß erworben hatte, ging ihm hier durch Betrug und Ungerechtigkeit verloren, und er verließ England, für dessen Amerikanischen Eisenhandel er vortheilhaft zu wirken angefangen hatte, ohne die Früchte seiner Anstrengungen geerntet zu haben. Darauf ließ er sich zu Landshut in Schlesien nieder, machte sich hier um den Schlesischen Leinwandhandel vielfältig verdient, begründete noch in seinem Alter ein ansehnliches Etablissement, bei dessen Verwaltung er allenthalben eben so viel Einsicht als Rechtschaffenheit zeigte, und starb allgemein geachtet im J. 1793.

Hassan Bascha, Großvezier des Ottomanischen Reichs, war in Afrika geboren, und diente anfangs auf der Marine von Algier. Hier fiel er den Spaniern in die Hände, welche ihn nach Neapel schickten. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, ging er nach Constan-

tinopel. Diese sanfte und menschliche Behandlung, die ihm von den Christen während seiner Gefangenschaft zu Theil wurde, hatte ihm die günstigsten Gesinnungen für die Franken eingeflößt, die er sein ganzes Leben hindurch hegte. Sein Muth zeigte sich in der großen Schlacht von Tschesme am 5. Juli 1770, wo die Türkische Flotte von den Russen vernichtet ward. Vor der Schlacht hatte er den verzweifelten Vorschlag gethan, auf jedes Russische Schiff mit einer Caravelle loszugehn, zu entern, und beide Schiffe zugleich in die Luft zu sprengen. Alle Anführer verwarfen diesen Plan; Hassan Bascha allein führte ihn aus und rettete sich glücklich. Er ward hierauf zu dem hohen Posten des Capudan-Pascha oder Großadmirals erhoben, und wußte sich in dieser Würde eine lange Reihe von Jahren hindurch zu erhalten. Sein Ansehn stieg immer mehr durch seine Unternehmungen in Syrien, und besonders in Aegypten, wo es ihm gelang, die Rebellen durch die äusserste Strenge zu unterwerfen. Nachdem er 1775 die Ordnung in Smyrna wieder hergestellt hatte, nahm er Gaza, Jaffa und Acre, wo er den Scheik Daher enthaupten ließ. Er durchzog einen Theil Aegyptens und machte eine ungeheure Beute. Als sich die Beys von neuem empört hatten, segelte Hassan Bascha im Frühjahr 1786 von Constantinopel ab, landete zu Alexandrien, schlug die Armee der Rebellen, deren er eine große Menge niedersäbeln ließ, und marschirte auf Cairo, dessen er sich bemächtigte. Beim Ausbruche des Krieges zwischen den Russen und den Türken 1788 wurde er zum Großadmiral im schwarzen Meere und zum Generalissimus der Truppen ernannt, die auf den Küsten operiren sollten. Er lieferte unentscheidende Schlachten am 18. u. 28. Juni und am 14. Jul. Da aber vom November an das Meer einfror, und Okzakow dadurch seine Hauptvertheidigung verlor, ward diese Festung am 6. Dec. genommen, ohne daß der Admiral ihren Fall hindern konnte. Diese Unfälle führten seine Absetzung herbei, aber der Sultan, der seiner Tapferkeit Gerechtigkeit wiederfahren ließ, ernannte ihn zum Seraskier von Ismael. Er befehligte 1789 ein Corps in Bessarabien, aber that nichts Wichtiges. Die Türken waren in diesem Feldzuge auf allen Seiten unglücklich gewesen. Der Grosvezir war zu Martinesti bei Focksan durch die vereinigten Russen und Oestreicher geschlagen worden. In dieser Bedrängniß ernannte die Pforte ihn zum Großvezir; aber der Greis konnte der von ihm gehegten Erwartung nicht entsprechen, und starb 1790 in einem Alter von 87 Jahren.

Hasse (Johann Adolph), königlicher polnischer und kurfürstlich Sächsischer Obercapellmeister, einer der berühmtesten und reichhaltigsten Compositeurs Deutschlands aus den drei ersten Viertheilen des 18ten Jahrhunderts, war zu Bergedorf bei Hamburg im Jahr 1705 geboren, erlernte die ersten Elemente der Musik in seinem Geburtsort, und brachte die ersten Schuljahre in Hamburg zu. Seine außerordentlichen Talente wurden von Johann Ulrich König bemerkt, und dieser große Musikfreund, der später vom König von Polen zum Hofpoeten ernannt wurde, empfahl ihn als Tenoristen für das Hamburger Operntheater. Der berühmte Musikus Kaiser war damals Componist an demselben, und seine Meisterwerke dienten Hasse zu Mustern, der sich binnen vier Jahren als Sänger und Cembalist so trefflich ausbildete, daß ihn der Herzog von Braunschweig im J. 1722 als Hof- und Theatersänger zu sich berief. Schon im folgenden Jahre trat er mit seiner ersten Oper, Antigonus, unter vielem Beifall auf. Aber ungeachtet dieses günstigen Erfolgs fühlte Hasse, der sich bisher seinem Genie überlassen hatte, ohne sich den gründlichen Studien des Contra-

punkts zu unterwerfen, die Nachtheile dieser Vernachläßigung, und beschloß, die Kunst des Satzes in einer der berühmten Schulen Italiens gründlich zu erlernen. Er reisete im J. 1724 nach Italien, und studirte unter dem berühmten Porpora in Neapel. Scarlatti lernte ihn zufällig in Gesellschaft kennen, und gewann ihn wegen seiner Talente und Bescheidenheit so lieb, daß er ihm seinen Unterricht selbst anbot; ja die Zuneigung des würdigen Greises ging so weit, daß er ihn nicht anders als seinen Sohn nannte. Im J. 1725 bekam Hasse die erste Gelegenheit, sich als Compositeur zu zeigen, indem ein reicher Banquier ihm die Verfertigung einer Serenate auftrug. Sie wurde Ursache, daß er den ehrenvollen Auftrag bekam, die Oper in Musik zu setzen, welche nächsten Mai auf dem königlichen Theater gegeben werden sollte. Diese Arbeit gründete seinen Ruf vollständig und gewann ihm bei den Italienern den Namen il caro Sassone. Von jetzt an stritten alle große Theater Italiens um die Ehre, Hasse als Capellmeister an der Spitze ihres Orchesters zu haben. Im J. 1727 ging er nach Venedig, wo seine nachherige Gattin, Faustina Bordoni, damals in ihrer schönsten Blüthe und der Gegenstand allgemeiner Verehrung, als sie ihn einst in einer Academie auf dem Flügel spielen hörte, ihm ihre Gunst schenkte und seine gute Aufnahme beförderte. Es wurde ihm hier die Capellmeisterstelle am Conservatorio degli incurabili übertragen. Sein Ruhm, der sich jetzt auch nach Deutschland ausbreitete, verschaffte ihm den Ruf als Obercapellmeister nach Dresden mit einem Jahrgehalt von 12,000 Thalern für sich und seine Gattin. Hasse nahm dieses eben so vortheilhafte als ehrenvolle Anerbieten an, aber da man ihn gleich dringend nach Italien einlud, hielt er sich bis 1740 wechselsweise dort und in Deutschland auf. Früher hatte man ihn nach London berufen und ihm die Direktion der dortigen Oper angetragen, um bei den Zwistigkeiten mit Händel diesem einen würdigen Componisten entgegen zu stellen. Lange widerstand seine Bescheidenheit, und erst nach wiederholten Aufforderungen ging er 1733 nach England, wo er zwar mit großen Ehren empfangen wurde und seine Oper Artaxerxes unter allgemeinem Beifall aufführte, dessen ungeachtet aber nicht lange verweilte. Er kehrte nach Dresden zurück, und da sein Nebenbuhler Porpora diese Stadt verlassen hatte, so bestimmte ihn dieser Umstand, verbunden mit der günstigen Aufnahme, die er am Hofe fand, 1740 daselbst seinen festen Sitz zu wählen. In dem Feldzuge von 1745 kam am 18. Decbr. nach der Schlacht von Kesselsdorf Friedrich der Große nach Dresden. Dieser Kunstliebende Fürst, der Hasse's Talente selbst kennen zu lernen wünschte, befahl ihm, eine seiner Opern auf dem großen Theater in seiner Gegenwart aufzuführen. Hasse wählte den Armlnio, und ward von dem Könige mit 1000 Thalern und einem Diamantring dafür beschenkt. Der Verlust seiner Tenorstimme 1755 kränkte ihn bei weitem weniger, als der Verlust seiner sämmtlichen Bücher und Handschriften, welche eben zur vollständigen Ausgabe aller seiner Werke geordnet waren, und die er 1760 durch das Bombardement von Dresden einbüßte. Bei den nachherigen Veränderungen des Hofes in Pension versetzt, begab er sich 1763 nach Wien, wo er außer verschiedenen andern seine letzte Oper Ruggiero componirte, und endlich um das Jahr 1770 mit seiner ganzen Familie nach Venedig, woselbst er seine Thätigkeit noch an verschiedenen Arbeiten bewährte und 1783 sein Leben beschloß. Noch wenige Jahre vorher hatte er für seine Beerdigung ein Requiem gesetzt, welches von der Kraft seines Geistes auch im hohen Alter zeugt. Man erkennt Hasse mit Recht für den natür

lichsten, elegantesten und einsichtsvollsten Tonsetzer seiner Zeit an, der besonders die Stimme als Hauptgegenstand betrachtete, und die Instrumentalbegleitung, ohne daß ihm darum Kenntniß der Harmonie gemangelt hätte, so einfach wie möglich anbrachte. Als einem Schüler von Leo, Vinci, Porpora und Pergolese, genügte ihm das Einfache und Natürliche. Geschrieben hat er so viel, daß er selbst gestand, er würde manches seiner Stücke nicht wieder erkennen, wenn er es zu Ohren oder Gesicht bekäme. Von Metastasio hat er, außer dem Themistokles, alle Opern, und die meisten zwei und mehrmals componirt. Sein Aeußeres war angenehm, und sein Herz eben so vortrefflich als sein Talent ausgezeichnet. — Seine Gattin, Faustina, geboren zu Venedig 1700 in der Familie Bordoni, verdient als eine der größten und schönsten Sängerinnen des 18ten Jahrhunderts besondere Erwähnung. In ihrem sechzehnten Jahre betrat sie zuerst in ihrer Vaterstadt das Theater; überall, wo sie sich hören ließ, ward sie als eine neue Sirene vergöttert. Zu Florenz wurden ihr zu Ehren Denkmünzen geprägt, und ihr Ruf, durch ihre blühende Schönheit noch vermehrt, war außerordentlich. Im J. 1724 gieng sie mit 15,000 Fl. Gehalt nach Wien, und 1726 wurde sie unter noch vortheilhafteren Bedingungen nach London berufen. In Dresden, wo sie sich mit Hasse verband, sang sie 1731 zum ersten Mal, und war seitdem die treue Gefährtin ihres Gatten. Eine vortreffliche Schilderung dieser seltenen Frau hat Rochlitz geliefert in seinen Denkmalen glücklicher Stunden Bd. I.

Häßlich nennen wir diejenige Form eines Dinges, die auf unser Gefühlsvermögen eine der Schönheit entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. Häßlich ist, was unmittelbar durch seine Form Mißvergnügen erregt, auch ohne daß wir es uns in einer nähern Beziehung mit uns denken, was Mißvergnügen erregt, indem man sich bei Auffassung der Form der subjektiven Zweckwidrigkeit derselben bewußt wird, d. h. sich bewußt wird, daß diese Auffassung Verstand und Einbildungskraft in einen unnatürlichen und unbehaglichen Zustand versetzt. Widrig ist eine Sache dem Einzelnen; das Häßliche ist für Alle häßlich. Aber die Wirkung der Häßlichkeit wird vorzüglich durch Beigesellung moralischer Begriffe erhöht, oder gemildert. Ausdruck von Lastern macht uns ein Gesicht noch häßlicher, Ausdruck von Tugend siegt endlich über die physische Häßlichkeit und kann sie in unsern Augen ganz vertilgen.

Hastings (Warren), berühmt durch einen der weitläuftigsten, schwierigsten und kostspieligsten Processe, gelangte 1774 durch die Begünstigung Lord North's zu der wichtigen Stelle eines Generalgouverneurs der Englischen Besitzungen in Ostindien. Er verwaltete sein Amt unter schwierigen Umständen, vergrößerte und befestigte die Macht der Compagnie auf Kosten der Ostindischen Fürsten, was allerdings nicht ohne Bedrückungen und Ungerechtigkeiten geschehen konnte, und zeigte sich zugleich als einen Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften. Als aber Lord North im J. 1782 mit seiner Partei aus dem Ministerium verdrängt worden, waren dessen Gegner bemüht, auch seinen Anhängern und Schützlingen ein gleiches Schicksal zu bereiten. Hastings wurde auf ihren Antrieb zurückberufen, und sogleich bei seiner Ankunft in England in ein fast unübersehbares Labyrinth von Anklagen und Beschuldigungen verwickelt. Die vorzüglichsten Redner der Oppositionspartei, ein Fox, Burke, Sheridan und Andere traten wider ihn auf, fest entschlossen, die ganze Fülle ihrer Beredsamkeit zu seinem Verderben wirken zu lassen. Er ward beschuldigt

in Ostindien mit tyrannischer Willkühr gehandelt, unmäßige Geldsummen erpreßt, den Untergang mehrerer Fürsten befördert, und Räubereien und Bedrückungen aller Art ungescheut ausgeübt zu haben. Am 17 Febr. 1786 brachte Burke die Anklage gegen ihn vor das Unterhaus, und wurde damit im Mai 1787 an das Oberhaus verwiesen. Der persönlichen Haft entging Hastings durch die Leistung einer ansehnlichen Caution und durch Beibringung einiger unverwerflichen Bürgen. Die Feierlichkeiten, welche die Verhandlung einer Rechtssache vor dem Oberhause erfodert, und die Langsamkeit, welcher ein jeder Proceß vor den Parlamentern um deswillen unterworfen ist, weil er nur unter beständigen Unterbrechungen fortgeführt werden kann, verzögerte das Endurtheil mehrere Jahre lang. Das Oberhaus konnte während der kurzen Dauer seiner Sitzungen in einer so weitläuftigen Sache nie zum Ende kommen. Manche Anklagepunkte erforderten eine genaue Untersuchung und Kenntniß der Ostindischen Angelegenheiten; es mußten Zeugen abgehört werden, die zu dem Ende von Ostindien nach London berufen werden mußten. Die Reden der Ankläger waren so weitläuftig, daß für eine einzelne oft mehrere Tage erfodert wurden. Alle diese Umstände verursachten eine so große Zögerung, daß man bereits am 15. April 1794 die 220te Sitzung im Oberhause hielt, ohne zu Ende gekommen zu seyn. Das Publikum hatte sich indeß fast einstimmig für Hastings erklärt, und die Rückkehr des Lord Cornwallis aus Ostindien wirkte noch mehr zu seinen Gunsten. Dieser Mann, der in dem Lande selbst die genauesten Forschungen und Untersuchungen angestellt hatte, sprach durchaus zum Vortheil des Angeklagten, und machte auf die großen Verdienste desselben aufmerksam, Ostindien den Engländern durch seine Maßregeln zu einer Zeit erhalten zu haben, wo der Abfall der Amerikanischen Staaten für alle übrigen Colonien ein gefährliches Beispiel werden konnte. Lord Thurlow machte endlich zu Anfang des J. 1795 zur endlichen Beendigung der Sache den Vorschlag, daß jedes Mitglied des Oberhauses namentlich aufgerufen, und auf Pflicht und Gewissen sein Schuldig oder Unschuldig über Hastings aussprechen solle. Dies geschah, und so wurde Hastings am 13. April 1795 durch die Mehrheit der Stimmen von allen Anklagepunkten freigesprochen, und blos zu den Proceßkosten verurtheilt, welche 71,080 Pfund Sterling betrugen. Er hatte indeß in ländlicher Einsamkeit gelebt und seine Vertheidigung geschickten Sachwaltern überlassen. Die Ostindische Compagnie entschädigte ihn durch einige ansehnliche Geschenke: die Gunst des Königs hatte er nie verloren.

Hatscherif wird ein Befehl genannt, der unmittelbar vom Türkischen Kaiser kommt, und den dieser eigenhändig, gewöhnlich mit den Worten: „mein Befehl soll nach seiner Form und nach seinem Inhalt vollzogen werden," unterschreibt, welche Worte mit goldener Einfassung oder sonst ausgezeichnet werden. Ein also ertheilter Befehl ist unwiderruflich.

Haubitze ist ein grobes Geschütz, welches den Uebergang von Kanonen zu Mörsern macht. Aus derselben kann man nicht nur horizontal, wie mit einer Kanone, sondern auch wie mit einem Mörser im Bogen schießen, und Bomben in die Bastionen und unter die Armeen werfen. Sie hat zu dem Ende eine Kammer wie ein Mörser, nur einen etwas längern Lauf, der aber doch kürzer als bei Kammerstücken, und ungefähr nur 5 Caliber lang ist. Man wirft Kugeln von 30 Pfund, wie auch Kartätschen und Granaten daraus. Ihre Erfindung wird von Einigen den Holländern, von Andern den Engländern zuge-

schrieben: aber wahrscheinlich gehören die Haubitzen zu den Deutschen Erfindungen, weil auch Ausländer ihnen denselben Namen geben, denn bei den Engländern heißt dies Geschütz Howitzer und bei den Franzosen Obuse. Die Erfindung mag übrigens nicht neu seyn, denn beim J. 1512 werden Geschütze zu Breslau genannt, worunter auch Hafnitzen vorkommen.

Haugwitz (Christian Heinrich Carl, Graf von), königl. Preußischer erster Staats- und Kabinetsminister, wurde 1758 in Schlesien auf einem seiner väterlichen Güter geboren. Mit allen Mitteln seine geistigen und körperlichen Kräfte auszubilden, verlieh ihm die Natur eine vorzüglich empfindsame, mit einem gewissen Grad von Idealität ausgestattete Gemüthsart. Auf ein so zartes Herz machte die unbefangne stille Betriebsamkeit, die reine und offene Denkart jener frommen Brüdergemeinde in dem benachbarten Herrnhut einen tiefen Eindruck; das stille patriarchalische Leben der ehrwürdigen Vorzeit stand vor seinem Auge, und ließ ihn in den Verhältnissen der Alltagswelt nur Zerstreuungen finden, welche den Menschen hindern, sich seiner bewußt, mit sich selbst vertraut zu werden. Daher die Spuren von Resignation, von stiller, einfacher, kein Aufsehn erregender Thätigkeit; daher der Hang zum unabhängigen Leben, und die Beweise von Uneigennützigkeit, von welchen Haugwitz's Leben nur ein fortschreitendes Muster aufstellt. Er bezog die Universität Göttingen, und verweilte daselbst mehrere Jahre. Seine Denkweise befestigte sich, wie sein Gefühl und sein Geschmack für das Schöne sich freier zu bewegen begannen. Er war nicht lange in seine Heimath zurückgekehrt, als er, der Neigung seines Herzens folgend, sich mit der Tochter des berühmten Generals von Tauenzien verband und mit ihr eine Reise nach Italien antrat. Hier weidete er seinen Geist an den Schätzen der Natur und Kunst, welche dies reichbegabte Land ihm darbot; mehrere Jahre lang fesselten ihn Venedig und Toscana. Zu Florenz trat er in ein freundschaftlichres Verhältniß mit Leopold II. Familienverhältnisse riefen endlich Haugwitz nach Schlesien zurück, wo er sich in der Verschönerung seiner Besitzungen gefiel, und durch seinen anspruchlosen Eifer, nützlich zu seyn, sich Achtung und Liebe erwarb. Die Schlesischen Stände gaben ihm davon einen öffentlichen Beweis, indem sie ihn zum General-Landschaftsdirektor wählten. Indeß erwartete ihn bald ein höherer Wirkungskreis. Nach Josephs Tode hatte Leopold II. den Kaiserthron bestiegen. Dieser wünschte im Einverständniß mit Preußen gewisse weitumfassende Plane, die er entworfen hatte, auszuführen; aber seine durch den Preußischen Gesandten Jacobi-Klöst gemachten Anträge fanden in Berlin, wo Herzberg noch an der Spitze des Kabinets stand, keinen Eingang. Der Kaiser schrieb die Schuld dem Gesandten zu, und kam auf die Idee, Friedrich Wilhelm II. auf den Grafen Haugwitz aufmerksam zu machen und sich denselben zum Gesandten an seinem Hofe zu erbitten. Der König gab diesem Wunsche um so leichter nach, da die zahlreichen Widersacher Herzbergs diese Gelegenheit gern ergriffen, Haugwitz in dem günstigsten Lichte zu zeigen. So überraschte diesen sehr unerwartet der Antrag, sich als Gesandter nach Wien zu begeben; er wandte seine Unbekanntschaft und Ungeübtheit in diplomatischen Geschäften dagegen ein. Da er indeß wohl einsah, daß er durch aushartende Weigerung zwei mächtigen und erhabenen Fürsten mißfallen müsse, nahm er den Gesandtschaftsposten an, verbat sich jedoch jede Gattung der Besoldung, sich vorbehaltend, auswärtigen Mitteln die Würde seines Königs in der großen Kaiserstadt zu repräsenti-

ren. Mit Haugwitz's Ankunft am Wiener Hofe schien Leopold seinen Zweck erreicht und einen erwünschten Vermittler zwischen sich und dem Preußischen Hofe gefunden zu haben. Es ist wahrscheinlich, daß Haugwitz, noch zu wenig geübt in der Staatskunst und zu wenig vertraut mit seinem Wirkungskreise, an einer Reihe von Unterhandlungen Theil nahm, über deren Resultate er nicht zu entscheiden vermochte und welche Preußens wahrem Interesse zuwider waren. Die Reichenbacher Convention und der Pilnitzer Vertrag werden als die Grundübel angesehen, durch welche Preußens Fall vorbereitet wurde. Die Folgen jener fehlerhaften Schritte fingen bereits an durch den unglücklichen Rückzug aus der Champagne, den zwecklosen Kampf am Rhein und in Polen sichtbar zu werden, als Herzberg von der öffentlichen Laufbahn abtrat, und Friedrich Wilhelm, der ein großes Vertrauen zu Haugwitz gefaßt hatte, diesen zu sich berief und beauftragte, alle Kabinetsverhandlungen einzuleiten. Er erhielt das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, dirigirte als Präses alle Kabinetsverhandlungen, und wußte, trotz mancher kritischen Verwicklungen, Preußen in seiner Würde zu erhalten und gleichsam zum Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen zu machen. Friedrich Wilhelm II. belohnte noch kurz vor seinem Tode die Verdienste seines Ministers mit dem schwarzen Adlerorden. Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, behielt Haugwitz nicht nur seinen vollen Wirkungskreis, sondern empfing noch größere Beweise des königlichen Vertrauens. Man bemerkte in der Art, wie er die politischen Angelegenheiten leitete, ein entschiedenes Bestreben, Preußen und Frankreich einander zu nähern, und Frankreichs Machthaber wußten ihn dabei so zu begünstigen, daß er sein System mit einer Würde behaupten konnte, die selbst dem Preußischen Hause Vortheile gewährte. Preußen machte bedeutende Acquisitionen, und ward in seinem Vertrauen immer mehr befestigt. Als aber im Jahr 1803 die Französischen Truppen Hannover besetzten, erschien dieser Schritt als gefährlich für die Neutralität des nördlichen Deutschlands, welche Preußen bisher zu behaupten suchte, und der König erhielt eine andere Ansicht seiner politischen Lage. Hardenberg vor allen bewirkte diese Veränderung. Seine Bekanntschaft mit allen politischen Verhandlungen, so wie mit den wichtigsten Männern, die auf dem Schauplatze der Welthändel figurirten, seine Verbindungen und Talente gaben seiner Meinung Gewicht. Haugwitz, der aus inniger Ueberzeugung gehandelt hatte, konnte seine Grundsätze eben so wenig aufgeben, als sein friedlicher Charakter ihm Widerstand erlaubte. Unter dem Vorgeben, daß einige Unpäßlichkeit ihn veranlaßt habe, beim Könige den Urlaub nachzusuchen, sich auf seine Güter zurückziehen zu dürfen, räumte er Hardenberg seinen Platz, der, um seines Vorgängers System nicht ganz zu verdrängen, eine strenge Neutralität geltend machte. Indeß führte der Durchmarsch der Franzosen durch Anspach 1805 Differenzen herbei, die sogleich den Krieg zur Folge gehabt haben würden, wäre nicht der friedliebende König um so geneigter zur Unterhandlung gewesen, als bereits während seiner Rüstungen die Ereignisse von Ulm eingetreten waren. Aber Napoleon wollte nur mit einem Mann unterhandeln, dessen Grundsätze ihm schon eine erprobte Anhänglichkeit an seinen Ideengang verrieth; und so verließ Haugwitz die Ruhe des Landlebens, erschien in Wien, wo Napoleon sich eben zur Schlacht von Austerlitz anschickte, und war so glücklich, auch dies Mal die Würde Preußens durch eine leidliche Convention zu retten. Hannover wurde an Preußen übergeben und die Neutralität Nordeutschlands an-

erkannt. Haugwitz hatte zur Zufriedenheit seines Monarchen unterhandelt, und da sich das Berliner Cabinet wieder den Grundsätzen dieses Staatsmannes näherte, so ward ihm das vorige Vertrauen wieder zu Theil; er nahm aufs neue aus Hardenbergs Händen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Während aber die Besitznahme Hannovers Preußen mit England entzweite, dem sich Frankreich um dieselbe Zeit näherte, trübten sich die Verhältnisse zwischen Frankreich und Preußen mehr als je. Haugwitz begab sich abermals als Vermittler nach Paris, kehrte aber unverrichteter Sache zu seinem Könige zurück, den er bereits an der Spitze seines Heeres fand. Er war Zeuge der Jenaer Schlacht, zog sich nach derselben auf seine Güter in Schlesien zurück, und ging später, um dem feindlichen Heere auszuweichen, nach Wien. Er ist seitdem aus dem Privatstande nicht wieder hervorgetreten.

Hauptbuch, auch Capital-Extrakt-Auszugsbuch genannt, ist das vornehmste Handelsbuch der Kaufleute, besonders beim doppelten Buchhalten, in welchem sie, weil es ein kurzer Auszug aller Bücher ist, den ganzen Zustand ihrer Handlung leicht und schnell übersehen können.

Hauptsatz oder Thema heißt in einem Tonstücke diejenige musikalische Periode, in welche die Hauptempfindung des Ganzen gelegt ist. In Fugen hat der Hauptsatz den Beinamen Führer. So wie der Redner aus dem Hauptgedanken die Nebenideen entwikelt, auf Nebensätze, Gegensätze, Zergliederungen u. s. w. übergeht, und sich rhetorischer Figuren bedient, die alle zur Bekräftigung seines Hauptsatzes abzwecken, auf gleiche Weise verfährt der Tonsetzer in Behandlung des von ihm aufgefaßten Thema's; er bearbeitet es in Absicht auf Harmonie, Modulation, Begleitung, Wiederholung u. s. w. dergestalt, und setzt es in solche Verbindungen, daß es immer mehr an Neuheit und Interesse gewinnt, daß die besonders in der musikalischen Schreibart so nothwendigen Episoden nicht stören und der Einheit des Ganzen schaden u. s. w. Aus der Anlage eines Hauptsatzes leuchtet das Genie eines Tonkünstlers, aus der Art, selbigen zu behandeln, sein musikalischer Scharfsinn und seine Kenntniß der Harmonie. Beide müssen zu einem wahren Kunstprodukte sich vereinigen.

Hauptton oder Grundton heißt derjenige Ton, dessen diatonische Tonleiter bei Anordnung eines Tonstücks zum Grunde gelegt ist, nach welcher man die Art der Ausweichung in andere Töne, die hier Nebentöne heißen, einrichtet, d. h., selbige entweder zu harten oder weichen Tonarten macht, und endlich dessen Dreiklang sowohl am Anfange als am Ende des Tonstücks gehört wird, oder welcher das Tonstück anfängt und schließt. Es kann jeder in das gegenwärtige System eingeführte Ton zum Grundton oder zur Tonica gemacht werden, nur müssen alsdann die Nebentöne hienach geordnet und durch Vorzeichnung in die ihnen zukommenden Verhältnisse gesetzt werden. Die Intervallen der Tonleiter des Grundtones entscheiden, ob man die Tonart für die Nebentöne, oder die vom ersten und zweiten Grade der Verwandtschaft u. s. w. hart oder weich zu nehmen habe. Kommt in jener Tonleiter die Terze derselben groß vor, so nimmt man die Tonart hart, kommt sie als klein vor, so nimmt man sie weich. — In einem andern Sinne heißt auch derjenige Ton Haupt- oder Grundton, welcher in einem Accord der tiefste ist, weil gleichsam die ganze Harmonie auf ihn gegründet ist, und aus ihm sich entwickelt. Bisweilen heißt auch Hauptton derjenige, der als bezifferter in Tonstü-

ken vorkommt, zum Unterschied derjenigen Töne oder Noten, welche man durchgehend nennt.

Hausen, Russisch Beluga, ist ein zum Störgeschlechte gehöriger Fisch, der sich im Mittelländischen, Schwarzen und Kaspischen Meer aufhält, zur Laichzeit aber in die Donau, Wolga und andere große Flüsse kommt. Sein Fang ist besonders für Rußland von Wichtigkeit. Das Fleisch wird theils gesalzen, theils getrocknet genossen, der Rogen liefert den Caviar, und aus der Schwimmblase wird der unter dem Namen Hausenblase bekannte Fischleim bereitet. Die Haut endlich gebrauchen die gemeinen Russen statt der Fensterscheiben.

Hausmittel nennt man solche Mittel, welche meistens in der Haushaltung vorräthig sind, und ohne künstliche pharmaceutische Zubereitung bei Kranken angewendet werden können. Der Mißbrauch, den manche Personen mit diesen Mitteln trieben, der Schaden, welchen sie durch voreilige und unrichtige Anwendung derselben oft stifteten, hat diese unschuldigen Mittel in übeln Ruf gebracht; allein es läßt sich nicht läugnen, daß die Vorwürfe nur die voreilige und unrichtige Anwendung, nicht die Mittel selbst, treffen. In Hufelands Makrobiotik ist, nebst einem Verzeichniß von einigen Hausmitteln, auch eine kurze Anleitung zu deren Gebrauche zu finden. H.

Haut ist die äußere Umkleidung der thierischen Körper, gewissermaßen auch der Pflanzen. Sie ist von sehr verschiedener Beschaffenheit, und jedes Mal dem innern Baue des Thieres angepaßt. Wir begnügen uns, hier die Haut des Menschen etwas genauer zu beschreiben. Diese besteht aus mehrern über einander gelegten Hüllen, wovon die unterste die eigentliche Haut heißt, und ihrer Struktur nach mit einem Filze zu vergleichen ist. Sie bildet ein bald dickeres, bald dünneres mit einer Menge von Gefäßen versehenes Gewebe. In diesen Gefäßen enden die äußersten und feinsten Spitzen der Nerven und Adern. Unter ihr liegt die sogenannte Fetthaut, welche ebenfalls an einigen Stellen dicker als an andern ist, und dazu dient, die Geschmeidigkeit der Muskeln zu erhalten. Ueber der eigentlichen Haut befindet sich die Netzhaut, eine schleimichte Substanz, welche unmittelbar unter dem äußersten Häutchen oder der Epidermis liegt, zu deren Ernährung sie bestimmt zu seyn scheint. Da die oberste Haut sehr dünn und durchsichtig ist, so gibt eigentlich die Netzhaut dem Körper seine Farbe. Die Epiderme des Europäers und Negers ist einerlei; aber die Netzhaut ist bei diesem schwarz und bei jenem fleischroth. Die Epiderme läßt sich ohne Schmerz abschälen, ist schuppenartig und ebenfalls von ungleicher Dicke. Ihr Zweck ist vornehmlich, die Nervenspitzen zu beschützen, die außerdem bald abgestumpft werden würden. Da sie keine Feuchtigkeit durchläßt, so schützt sie zugleich den Körper vor dem Austrocknen. Zieht man sie von todten Körpern ab, so schrumpfen sie ein und verdorren. Auf ihrer Oberfläche entdeckt schon das bloße Auge mancherlei Unebenheiten, die sehr regelmäßig geordnet sind, wie man unter dem Vergrößerungsglase wahrnimmt. Man erblickt die Poren oder Schweißlöcher in bewundernswürdiger Regelmäßigkeit zwischen den parallellaufenden Furchen einander gegenüber gestellt, durch deren in der Mitte befindliche Oeffnungen die feinsten Flüssigkeiten in Dampfgestalt ausgeführt werden.

Hautkrankheiten, Abweichungen der Haut von ihrem gesunden Zustande, mit einer sichtbaren Veränderung in ihrer Form, Farbe und Struktur, als dem einzigen oder doch hauptsächlichsten Symptome, verbunden. Man rechnet daher gewöhnlich unter Hautkrank-

heiten, nicht die fieberhaften Ausſchläge mit, z. B. die Blattern, Maſern, den Scharlach u. ſ. w., weil hier der ganze Körper angegriffen, und, wenigſtens in praktiſcher Hinſicht, mehr das Fieber, als der Hautausſchlag, Hauptſymptom iſt; ſondern man verſteht unter Hautkrankheiten gemeiniglich blos die ſogenannten chroniſchen Ausſchläge. Will man die Urſachen aller Hautkrankheiten in Krankheiten der Säfte ſuchen, und dieſe zur Hauptſache machen, ſo iſt dies theils bei den meiſten noch unerwieſen und unerweislich, theils widerſpricht dieſem die Erfahrung, daß manche Hautkrankheiten, wie z. B. die Krätze, blos durch äußere Anſteckung ſchnell entſtehen und im Anfange blos durch äußerliche Mittel geheilt werden können. Da jedoch der organiſche Körper ein Ganzes bildet, und das Leiden des einen Syſtems ſich auf das andere fortpflanzen kann, ſo iſt nicht zu läugnen, daß die Urſache mancher Hautkrankheit in dem Leiden eines andern Syſtems liegen kann. Die Eintheilung der Hautkrankheiten könnte am füglichſten nach den verſchiedenen Theilganzen geſchehen, aus welchen das Hautorgan beſteht, alſo in Krankheiten der Lederhaut, des malpighiſchen Schleimnetzes und des Oberhäutchens; allein da die Bearbeitung dieſer Krankheiten noch nicht weit genug gediehen iſt, um einer jeden mit Beſtimmtheit ihren Platz anzuweiſen, ſo hat man ſich noch anderer Eintheilungen bedient. Die Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit der Hautkrankheiten und ihrer äußern Erſcheinungen iſt ſehr groß, daher ihre Unterſcheidung, zumal bei dem Mangel an getreuen Abbildungen, und bei der Schwierigkeit einer genauen und deutlichen Beſchreibung, ſehr ſchwer. Einige äußern ſich durch bloße Ausſchwitzung einer Feuchtigkeit, mit einigen Blätterchen, die ſich kaum von der natürlichen Hautfarbe unterſcheiden, und von unausſtehlichem Jucken dieſer Theile begleitet: das Hautjucken (prurigo, Willan.); andere erſcheinen als kleine Bläschen der Oberhaut, und enthalten etwas klare Feuchtigkeit in ſich, z. B. die verſchiedenen Arten Frieſel; andere ſtellen kleine entzündete Puſteln dar, welche ihren Sitz tiefer in der Lederhaut zu haben ſcheinen, und bis auf die Oberfläche hervorbrechen, z. B. die Krätze, das eiternde Frieſel, manche Flechtenarten; andere erſcheinen als ein ſich weit ausbreitender Ausbruch von Blätterchen, die gewöhnlich in einen kleienähnlichen Schorf übergehen, ſich abſchuppen und beſtändig erneuern, wohin gleichfalls mehrere Arten der Flechten (Lichen) gehören; andere zeigen ſich als ſchuppenartige Ausartung der Oberhaut, als trockene Schwinden; andere als bloße Ausſchwitzung einer dicken Feuchtigkeit, die einen erhabenen Schorf bildet, z. B. der Milchgrind u. ſ. w. H.

Hauteliſſe iſt eine Art künſtlicher Gewebe oder Tapeten aus Seide und Wolle, welche bisweilen auch mit Gold und Silber erhöht ſind, und allerlei Figuren von Menſchen, Thieren, Landſchaften u. ſ. w. vorſtellen. Sie wurden in Frankreich unter Ludwig XIV. durch treffliche Zeichnung verſchönert, und auch in Deutſchland, Rußland u. ſ. w. eingeführt. Man theilt ſie in Haute-liſſe und Baſſe-liſſe ein, wovon der Unterſchied jedoch blos in den horizontalen oder perpendiculären Rahmen liegt, auf welchen ſie gearbeitet werden.

Hautrelief, ſ. **Basrelief**.

Havanah (S. Chriſtoval de la), eine große Stadt mit einem Hafen auf der Nordweſtküſte der Inſel Cuba. Der Hafen, der zu den ſchönſten in der Welt gehört, faßt 1000 Schiffe, und gibt ihnen ſo vollkommenen Schutz, daß ſie nicht einmal der Anker und Taue bedürfen. Da der ſchmale Eingang nur einem einzelnen Schiff auf ein-

mal den Durchgang erlaubt, so ist es nicht nöthig, ihn mit einer Kette zu sperren. Die Stadt ist auf der Landseite mit einem Wall und Graben umgeben, nach dem Hafen zu liegt das kleine aber starke Werk el Fuerte. Der Eingang in den Hafen ist durch die Forts Morro und Puntal gedeckt. Außerdem sind in neuern Zeiten noch mehrere Castelle angelegt worden. Die schöne und regelmäßig gebaute Stadt berührt die beiden Arme des Flusses Lagida, und hat ungefähr 30,000 Einwohner, mehrere prächtige und reich ausgeschmückte Kirchen, ein Hospital für Soldaten, und eine Universität, die in den Händen der Dominikaner ist. Der Mangel an gutem Trinkwasser muß durch Cisternen ersetzt werden. Hier war der Sammelplatz der Spanischen Flotten, die aus den verschiedenen Häfen von Amerika nach Spanien zurückkehren.

Haverei, Haverie, s. Averie.

Hawkesbury (Robert Banks Jenkinson), ein Sohn des Grafen Liverpool, eines der Chefs von der Douanenverwaltung. Er wurde den 7. Juni 1770 geboren, fing seine Studien im Collegium von Chastenhouse an, wo er mit der Lateinischen und Griechischen Sprache vertraut ward, und beendigte sie in dem Christuscollegium zu Oxford, aus dem er mit den gründlichsten Handlungs-, Manufaktur- und Finanzkenntnissen trat. Als er hierauf nach Frankreich gegangen war, wurde er Augenzeuge von der Einnahme der Bastille, und überschickte dem Englischen Ministerium eine charakteristische Schilderung der berühmtesten Personen des Französischen Hofes, und derer, die sich um diese Zeit einen Namen machten. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland wurde er 1790 von dem Flecken Rye in der Grafschaft Sussex zum Mitglied des Parlaments gewählt, da er aber noch nicht 21 Jahre alt war, erst in dem folgenden Jahre im Unterhause zugelassen. In derselben Zeit ward er mit Aufträgen zu den Brüdern Ludwigs XVI. nach Coblenz geschickt. Im folgenden Jahre griff die Oppositionspartei das Ministerium wegen einer Zurüstung gegen Rußland an, und Whitbread machte den Antrag, die Minister des Mißbrauchs ihrer Gewalt schuldig zu erklären. Diesen Antrag bestritt Jenkinson mit so starken Gründen und einer so glänzenden Beredsamkeit, daß man für die Folge einen der ausgezeichnetsten Parlamentsredner in ihm vermuthen durfte. Im J. 1796 trat er durch die Wahl der Mark Rye wieder ins Parlament, und wurde Aufseher der Münze, Mitglied des königlichen Geheimenraths und einer der Lords von dem Handlungs- und Colonieausschuß. Im Febr. 1800 gestand er im Parlamente, daß der Zweck, welchen der König bei dem Kriege gegen Frankreich verfolge, nicht die Wiederherstellung der Bourbonen, sondern die Sicherheit und Vertheidigung Großbritanniens sey. Im April sprach er gegen die Entlassung des Parlaments, welche Grey vorgeschlagen, und bestritt Jones Vorschlag zum Frieden, der, wie er äußerte, sich nicht eher abschließen ließe, als bis die Beschaffenheit der Französischen Regierung Europa's Ruhe sichern könne. Im Februar 1801 war er Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten. Er nahm an den Streitigkeiten über Irland, über die innern Unruhen in England, so wie an den darauf folgenden Maßregeln, als der Vereinigung Irlands mit England und der einstweiligen Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte, Theil. Im December 1802 vertheidigte er den Wiener Hof gegen Grenville's Vorwürfe, daß er seinen Verbindlichkeiten nicht nachgekommen sey. Er entwarf mit Otto die Grundlagen des Friedens von Amiens, und erhielt hierauf das Departement der auswärtigen

Angelegenheiten. Bonaparte, als erster Consul, beschenkte ihn damals mit einem prächtigen Porcellanservice. Im September 1803 wurde er zur Würde eines Pairs von Großbritannien erhoben. Die verschiedenen Revolutionen im Englischen Ministerium änderten nichts in seiner Lage; er blieb Minister mit Addington wie mit Pitt. Gegen Ende des J. 1804 erließ er an die Gesandten der verschiedenen Europäischen Höfe am Londner Hof eine äußerst heftige Antwort auf die in den Pariser Blättern enthaltenen Anschuldigungen Frankreichs gegen das Englische Ministerium. Nach Pitts Tode wurde er zum Gouverneur der fünf Häfen ernannt, ein Posten, der bei sehr ansehnlichen Einkünften keine Verantwortlichkeit nach sich zieht, und im Mai 1807 ward er wieder Minister der innern Angelegenheiten. Vertraut mit der Gesetzgebung seines Vaterlandes und eingeweiht in die Tiefen der Diplomatik, hat er ausgezeichnete und umfassende Kenntnisse vom Handel und dem Manufakturwesen. Die Erwartungen aber, die er von seinem Rednertalent erregt hatte, sind nicht erfüllt worden.

Haydn (Joseph) war den 31. März 1732 in dem Dorfe Rohrau auf der Gränze von Ungarn und Oesterreich geboren. Sein Vater, ein armer Wagner, spielte die Harfe, und machte daraus einen Sonntagsverdienst, indem seine Mutter dazu sang. Der fünfjährige Knabe nahm seinen Platz neben seinen Aeltern, und figurirte mit einem Bretchen und einer Ruthe, als ob er die Violine spiele. Ein Schulmeister aus dem benachbarten Städtchen Haimburg, den der Zufall zu einem dieser Concerte führte, bemerkte, daß Joseph genau Takt hielt. Er erbot sich, ihn mit zu nehmen, um ihn in seiner Schule zu bilden. Hier lernte Haydn lesen und schreiben, erhielt Unterricht in dem Gesang, auf der Violine, den Pauken und andern Instrumenten. Zwei Jahre hatte er daselbst zugebracht, als der kaiserliche Capellmeister von Reuter, der zugleich die Musik in der St. Stephanskirche zu Wien dirigirte, den Dechanten von Haimburg besuchte. Letzterer empfahl ihm Haydn. Reuter ließ ihn auf der Stelle kommen, prüfte ihn, und fand das Lob des Dechanten gegründet. So ward Haydn acht Jahre Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien. Er war kaum zehn Jahre alt, als er schon so schnelle Fortschritte gemacht hatte, daß er sich in sechzehnstimmigen Compositionen versuchte. „Ich glaubte damals," sagte er in der Folge lächelnd, „daß, je schwärzer das Papier war, desto schöner die Musik seyn müßte." Ein Fieber, das ihn zur guten Stunde befiel, rettete ihn von einer Operation, der man ihn unterwerfen wollte, um ihm seinen herrlichen Sopran zu erhalten. Mit ihm verlor er in seinem sechzehnten Jahre seine bisherige Stelle. Seine Lage ward sehr drückend, und er bekam einen Vorschmack von den Schwierigkeiten, die einen Künstler ohne Vermögen und Beschützer auf seiner Laufbahn erwarten. Er gab Unterricht, und spielte im Orchester mit, wo es etwas zu verdienen gab. Seine Armuth hielt ihn von der Gesellschaft entfernt. Er beschäftigte sich eifrigst mit der Composition. „An meinem von Würmern zernagten Clavier," sagte er, „beneidete ich nicht das Schicksal der Könige." Damals fielen ihm die sechs ersten Sonaten von Emanuel Bach in die Hände. „Ich stand nicht eher vom Clavier auf, bis sie von vorn bis hinten durchgespielt waren, und wer mich genau kennt, wird gefunden haben, daß ich Emanuel Bach viel verdanke, daß ich seinen Stil gefaßt und mit Sorgfalt studirt habe; er selbst machte mir vor Zeiten ein Compliment darüber." Der berühmte Metastasio wohnte in einem Hause mit Haydn. Er ließ eine gewisse Demoiselle Martinez

bei sich erziehen. Haydn erhielt den Auftrag, ihr Unterricht im Ge
sang und auf dem Clavier zu geben, und bekam dagegen freien Tisch
bei Metastasio, wo er den alten Capellmeister Porpora kennen lernte
Er gewann viel in dem Umgang mit Porpora in Rücksicht auf Ge
sang, Composition und die Italienische Sprache. Haydn war 18 Jah
re alt, als er sein erstes Quartett componirte, das allgemeinen Beifall
erhielt und den Jüngling zu ähnlichen Arbeiten anfeuerte. Indeß fan
den die strengen Theoretiker oder vielmehr Pedanten manchen Fehler i
seinen Werken. Er ließ sie jedoch reden, ohne sich daran zu kehren
denn Ueberlegung und Erfahrung hatten ihn überzeugt, daß ein Wer
dadurch, daß man zu streng und eigensinnig den Regeln der Kunst fol
ge, an Geschmack und Ausdruck verliere; er glaubte, daß überhaup
nur das in der Musik verboten sey, was ein feines Ohr beleidig
Der Baron von Fürnberg nahm ihn mit edler Gastfreiheit auf. Bal
darauf erhielt er die Stelle eines Organisten bei den Carmelitern i
der Leopoldvorstadt. Er spielte die Orgel in der Capelle des Grafe
Haugwitz und sang in der Stephanskirche. Abends durchzog er mi
einigen seiner Gefährten die Gassen. Hier führten sie gewöhnlich etwa
von seinen Compositionen aus; und Haydn erinnerte sich, gegen da
Jahr 1753 ein Quintett zu diesem Behuf gesetzt zu haben. Eine
Abends sangen sie eine Serenade zu Ehren der Gattin eines bei de
Publikum sehr beliebten komischen Schauspielers, Namens Kurz, al
gemein bekannt unter dem Namen Bernardon. Kurz trat herau
um zu erfahren, von wem die Musik sey, und kaum hatte der neun
zehnjährige Haydn sich ihm genannt, als Kurz ihn dringend bat, ih
eine Oper in Musik zu setzen. Umsonst wandte der junge Componi
sein unreifes Alter vor; Kurz sprach ihm Muth ein, und Haydn com
ponirte wirklich den hinkenden Teufel, eine Oper, die jedoc
ihrer satyrischen Tendenz wegen nach der dritten Vorstellung verbo
ten wurde. Haydn war bereits so berühmt geworden, daß der Für
Esterhazy ihn an die Spitze seiner Hauscapelle stellte. Für diesen se
te er besonders die schönen Symphonien, eine Gattung, in welcher e
unter allen Componisten der erste ist, und den größten Theil seiner her
lichen Quartetten. Auch hat er seinem Beschützer zu Gefallen so o
für das Bariton gearbeitet, wofür derselbe eine besondere Vorliebe ha
te. Hier componirte er auch die unter dem Namen Haydn's Al
schied bekannte Symphonie, in welcher ein Instrument nach de
andern verstummte, und jeder Musiker sobald er geendigt hatte, sei
Licht auslöschte, sein Notenblatt zusammenrollte, und mit seinem In
strumente fortging. Im J. 1785 ersuchte ein Canonicus von Cad
Haydn, „die sieben Worte des Erlösers am Kreuze,“ zu compon
ren. Die Musik sollte an einem Feste, das man jährlich in der Dom
kirche zu Cadix während der Fasten feierte, ausgeführt werden. D
Aufgabe war schwierig. Jene sieben Worte wurden von dem Bisch
in Zwischenräumen ausgesprochen, und diese Pausen sollten durch In
strumentalmusik auf eine solche Weise ausgefüllt werden, daß die Zu
hörer nicht ermüdeten. Der Deutsche Text wurde erst einige Jah
später von einem Canonicus aus Passau der Musik untergelegt. A
nach einigen zwanzig Jahren der Fürst Esterhazy seinen Hofstaat ei
schränkte, und Haydn seine Entlassung erhielt, ging er nach Londo
wohin ihn die Wünsche der Musikfreunde schon seit lange gerufen ha
ten. Im J. 1794 machte er eine zweite Reise dahin. Er fand d
glänzendste Aufnahme, und die Universität Oxford ertheilte ihm d
Doctorwürde. Von England ging der Ruf Haydn's aus, der ihm

seinem Vaterland erst spät allgemein zu Theil ward; wiewohl man seine Verdienste nie verkannte. Joseph II. selbst ward erst auf seinen Reisen auf die Talente des großen Meisters aufmerksam gemacht. Bei seiner Rückkehr aus England kaufte sich Haydn in der Vorstadt von Wien ein kleines Haus mit einem Gärtchen. In diesem Heiligthume, zu dem jetzt Freunde der Kunst nicht ohne Rührung wallfahrten, componirte er die Schöpfung und die Jahreszeiten, die ihn auf den Gipfel des Ruhms erhoben. Jenes Werk, in dessen göttlichen Harmonien ein jugendliches Feuer strömt, verfaßte er in seinem fünfundsechzigsten Jahre; die Jahreszeiten waren seine letzte Arbeit, er vollendete sie in eilf Monaten. Seine zahlreichen Werke, zu denen noch ein Te deum, ein Stabat, viele Concerte, Sonaten, Märsche, Messen u. s. w. gehören, können nicht aufgezählt werden. Haydn gilt für die Instrumentalmusik als Muster. Mit ihm beginnt eine neue Epoche für dieselbe. Unerschöpflich im Erfinden und Ausführen, stets neu und originell, überraschend und befriedigend, weiß er mit schöpferischer Kraft den Zeitgeschmack zu beherrschen. Seine Symphonien, die ältesten wie die neuesten, tragen alle das Gepräge der Originalität. Durch seine Quartetten ward er gleichsam der zweite Schöpfer dieser Gattung; denn erst durch ihn erhielt sie jene Anmuth, jene kunstreiche Verflechtung, welche den Kenner entzückt. Einige Jahre vor dem Tode des würdigen Greises, der am 31. Mai 1809 erfolgte, schloß die Dilettanten-Gesellschaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der Schöpfung, zu welcher Haydn eingeladen ward. Er erschien, und schon der ausgezeichnete Empfang, der ihm zu Theil ward, machte auf den schwachen, durch die Last der Jahre gebeugten Greis den außerordentlichsten Eindruck; aber noch tiefer erschütterte ihn sein eigenes Werk, und bei der alles ergreifenden Stelle: Es ward Licht, fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er selbst geschaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Armen ausrief: Nicht von mir, von dort kommt Alles! Er unterlag den ihn bestürmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collin hat durch ein schönes Gedicht diese rührende Scene verewigt.

Haydncken hießen eine Gattung Ungarischer Soldaten zu Fuß, die aber 1741 abgeschaft wurden. Jetzt werden noch gewisse auf Ungarische Art gekleidete Trabanten großer Herren so genannt.

Hayley (William), ein nicht unberühmter Englischer Dichter, wurde 1745 zu Chichester geboren. Seinen Vater verlor er in frühester Jugend, erhielt aber von seiner Mutter eine sorgfältige Erziehung. Sie ließ ihren Sohn anfänglich eine öffentliche Schule besuchen, auf der er jedoch wegen Kränklichkeit keine besondern Fortschritte machte. Eben dies veranlaßte seine Mutter, ihn durch Privatlehrer in der klassischen Literatur unterrichten zu lassen. Nachher bezog er die Schule zu Eton, wo er sich mehr durch seine sanften Sitten, als durch vorzügliche Talente auszeichnete. In seinem sechzehnten Jahre ging er nach Cambridge. Eine Ode, welche er hier auf die Geburt des Prinzen von Wales verfertigte, verrieth einige Anlagen, wiewohl sie nur höchst mittelmäßig war. Hayley selbst überzeugte sich davon, und beschloß jetzt, durch ein ernstes Studium sich für die Dichtkunst vorzubereiten. Er las mit Fleiß und Sorgfalt die Dichter und Redner Griechenlands und Roms, so wie die Werke von Corneille, Racine, Rousseau, Voltaire, Dante und Tasso, und die vornehmsten kritischen Schriften. Zugleich machte er sich mit den Grundsätzen der Bildhauer-

Kunst und Malerei bekannt. Im J. 1769 verheirathete er sich, wohnte hierauf fünf Jahre in der Hauptstadt, und begab sich dann nach seinem Landsitze in Sussex, mit dem Vorsatze, seine Muße der Dichtkunst zu widmen. Einige seiner Arbeiten hatten in London Beifall gefunden, aber Schüchternheit hinderte ihn, sie bekannt zu machen. Endlich gab er 1773 sein Essay on Painting, ein didaktisches Gedicht, heraus, und eröffnete damit seine schriftstellerische Laufbahn. Es fand vielen Beifall, theils der Sachkenntnisse wegen, welche er darin zeigte, theils wegen der Anmuth und Schönheit der Versifikation. Sein Essay on History erschien 1789, und besteht aus drei an Gibbon gerichteten Episteln. Ihnen folgten seine Triumphs of Temper und 1792 sein Essay on Epic Poetry, welcher letztere zwar von Sachkenntniß zeugt, aber wegen zu ungleicher und nachlässiger Diction getadelt ward. Sein letztes uns bekannt gewordenes poetisches Werk ist sein Poetical essay on Sculpture. Unbedeutend sind seine dramatischen Arbeiten und seine prosaischen Schriften. Unverkennbar ist Pope das Muster, dem sich Hayley möglichst zu nähern strebt. Aber wenn er ihm auch im Wohlklang der Verse nicht unwürdig nacheifert, so ist er doch häufig zu weitschweifig, und vernichtet dadurch nicht selten die Wirkung glücklicher Ideenverbindungen. Er ist elegant ohne Kraft, und angenehm ohne Präcision; eben so wenig zeichnet er sich durch Erfindung besonders aus. Aus dem allen geht zur Gnüge hervor, daß Hayley als Dichter auf keiner hohen Stufe steht, daß aber seine Werke sich zu einer angenehmen Lektüre für geschmackvolle Leser eignen. Er lebt übrigens noch in der Eingezogenheit auf seinen Gütern, und hatte zuletzt eine Biographie des Dichters Cowper herausgegeben.

Hazardspiele oder Glücksspiele sind diejenigen Spiele mit Karten, Würfeln und Nummern (sie mögen besondere Namen haben, welche sie wollen), bei welchen der Spieler das Spiel nicht durch überlegende Anordnung und Leitung nach einem auf allgemein bekannte Regeln gegründeten Plane, wie l'Hombre, Whist u. s. w. mit gleich sich verhaltendem Vortheil, unter gleich geschickten oder gleich ungeschickten Spielern spielt, sondern wo der Ausgang des Spiels und des davon zu hoffenden Vortheils blos vom Glück und Zufall, der oft durch trügerische Künste geleitet wird, abhängt, und wobei gedachter Vortheil unverhältnißmäßig, immer aber mathematisch gewiß, auf Seiten der Bankhalter sich befindet, welche aus dergleichen Spielen ein Gewerbe machen. Hiedurch aber werden solche Spieler, die sich nicht scheuen, öffentlich das Spiel als ihren Erwerbszweig anzugeben, und außer Abenteurern und Verschwendern Leute aus den höchsten, wie aus den niedrigsten Ständen unter sich haben, die ihre Spieltische sogar bis in die Dorfschenken verbreiten, dem öffentlichen Staats-, wie dem Privateigenthume weit gefährlicher, als die Straßenräuber und Diebe. Unerschütterlich fest ist daher der Grundsatz der Moral und Polizei: man muß das Hazardspiel unter allen Bedingungen verbieten, und durch Handhabung des Verbots vertilgen. Damit aber die Polizeibehörden nicht mehr eine Unmöglichkeit vorgeben können, so wollen wir ganz kurz die ausführbaren Mittel anzeigen, wodurch die Hazardspiele in jedem Staate ausgerottet werden können, wenn man sie nur ernsthaft befolgen will. 1) Man gebe kurz abgefaßte, deutliche und strenge Verbotsgesetze gegen Hazardspiele für jeden Stand ohne Ausnahme, jedoch ohne ein Hazardspiel mit Namen zu nennen, weil die Gauner sonst dem verbotenen Spiele sogleich einen andern Namen

geben. Für den eintretenden Kriegsfall hingegen, wo die Vollziehung des Gesetzes an Unterthanen und Fremden leicht verhindert werden kann, setze man in diesen Gesetzen fest, daß an jedem Uebertreter, der Staatsunterthan ist, nach beendigtem Kriege die Untersuchung und Strafe vollzogen werden solle. Diese Verbotsgesetze muß man, wie jede andere, öffentlich bekannt machen, und alsdann aufs genauste vollziehen lassen. 2) Alle entdeckte Spielkassen der Banquiers und Croupiers werden ohne Ansehn der Person weggenommen und confiscirt. 3) Alle Banquiers und Croupiers werden ohne Ansehn der Person verhaftet, an den Pranger mit der Aufschrift: Hazardspieler, gestellt, und nach vorher öffentlich erhaltener körperlichen Ruthenzüchtigung zum ersten Mal in ein Arbeitshaus so lange gesperrt, bis sie durch Erlernung eines ehrlichen Gewerbes im Stande sind, sich zu ernähren. Im zweiten Uebertretungsfalle werden sie für ehrlos erklärt und bleiben lebenslang im Arbeitshause. 4) Man dulde an keinem Ort einen Spieler, der aus dem Spiele seinen Erwerbzweig macht, weil das Hazardspiel ein für alle Mal verboten ist. 5) Die Gehilfen der Banquiers, welche junge und alte unerfahrne Leute zu den Spielbanken und Spieltischen verleiten und führen, erhalten die Bestrafung der Banquiers und Croupiers. 6) Alle Spieler, die man bei den Banken u. s. w. antrifft, werden verhaftet ohne Ansehn der Person, auf unbestimmte Zeit, jedoch nicht unter 4 Wochen das erste Mal, in ein Arbeitshaus gebracht, und ihr beim Spiele gefundenes Geld ist confiscirt. Sind die Spieler Civilbeamte, Militärpersonen und charakterisirte Personen, so verlieren erstere überdies noch ihre Aemter (s. königl. Preuß. Gesetzbuch, Thl. II. Tit. 20. §. 1303 bis 1307), von den zweiten werden die Officiere kassirt, und die Unterofficiere und Gemeine, erhalten zur Strafe einsames Gefängniß bei Wasser und Brot, und die dritten verlieren für immer ihre Charaktere. 7) Jeder Gasthaus-, Schenk-, Bade-, Kaffee-, Weinhaus-, und jeder andere Wirth, so wie die Hausbesitzer selbst, und jeder Stubenbesitzer, wenn sie Hazardspiele dulden, werden als Hehler wie die Banquiers und Croupiers bestraft. 8) Jeder Hausbesitzer insbesondere muß so fort anzeigen, wenn in seinem Hause in Privatstuben ein Hazardspiel gespielt wird, sonst verfällt er in die Strafe der Hehler. 9) Alle öffentliche Oerter und Häuser, wo Gesellschaften sind, besonders die unter No. 7. aufgeführten, so wie jeder verdächtige Ort, müssen oft, und zwar unvermuthet, durch die Polizeidiener visitirt werden, welche von dem confiscirten Gelde 1/2 oder 1/3 als Belohnung erhalten, und das Uebrige fällt den Pils causis zu. Bei solchen Visitationen darf keine Gerichtsexemtion Statt finden, sondern die Polizei geht in alle Gerichtsbezirke, und gibt von der geschehenen Visitation blos Nachricht. 10) Keine gemachten Spielschulden können rechtlich eingeklagt werden; selbst auch nicht baares Geld, welches zum Spiele dargeliehen worden ist. 11) Alle Familienväter müssen in ihrem Hauswesen weder unter den Familiengliedern noch unter dem Dienstpersonale um keinen Preis Hazardspiele, bei Gefängnißstrafe, und sogenannte Commerzspiele aus Pflicht gegen die Tugend, auch nicht um den geringsten Preis dulden und erlauben, weil sie schädliche Zeitverschwendungen sind, welche Gehorsam, Treue, Redlichkeit und Fleiß sowohl bei den Familiengliedern, als auch bei dem Dienstpersonale verderben. Man sage nicht, daß diese Gesetze zu strenge sind; denn dieser Krebsschaden sitzt zu tief, und erfodert daher heroische Mittel, wenn er von Grund aus geheilt werden soll. X.

Hebe, die Göttin der Jugend und Mundschenkin auf dem Olym-

pus. Sie war eine Tochter des Jupiter und der Juno, und ward von dieser dem Herkules, als Belohnung seiner tapfern Thaten, zur Gattin gegeben. In Abbildungen ist sie an der Schale kenntlich, in welcher sie den Nektar darreicht. Sie erscheint gewöhnlich als junges reizendes Mädchen in einem mit Rosen geschmückten Gewande, mit einem Blumenkranze. Oft steht ihr (wie auch dem Ganymedes) der Adler zur Seite, dem sie liebkoset.

Hebel, J. P., Consistorialrath und Professor zu Carlsruhe, hat sich durch seine Allemannischen Gedichte einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß erworben. Sein Talent, sagt Göthe, neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Daseyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der andern Seite neigt er sich zum sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personifikation zu Hilfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Wenn antike oder andre durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere Naturen, als Nymphen, Dryaden u. s. w. an die Stelle der Felsen, Quellen und Bäume setzen: so verwandelt dieser Dichter hergegen diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unsrer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint. Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit, Darstellungsgabe, und neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden, der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Hat der Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung, Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und Thieren. Andere Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten, aus der er sich ei-

nen Styl gebildet hat, der zu diesem Zwecke vor unserer Bücherſprache große Vorzüge hat.

Hebel. Wenn man ſich an einem feſten unbiegſamen Körper drei Punkte denkt, an deren einem, dem Ruhepunkte, der ganze Körper ſich drehen läßt, indem an den beiden andern Punkten zwei Kräfte einander entgegen wirken, ſo heißt dieſe Verbindung ein Hebel. Ein Beiſpiel davon gibt der Wagebalken, deſſen Ruhepunkt in der Mitte liegt, während die Gewichte in beiden Wagſchalen den Balken ſelbſt nach entgegengeſetzten Richtungen umzudrehen ſtreben. Der Hebel iſt das einfachſte, aber auch das erſte und wichtigſte Rüſtzeug in der Mechanik, und ſeine Theorie liegt allen übrigen Maſchinen zum Grunde. Bei Betrachtung des Hebels und des Gleichgewichts der Kräfte abſtrahirt man von der Materie deſſelben und ihrem Gewicht, und denkt ſich die genannten drei Punkte nur durch mathematiſche Linien verbunden. Dieſe Verbindung heißt ein mathematiſcher Hebel; den Ruhepunkt nennt man auch Bewegungs- oder Umdrehungspunkt, und das, worauf der Hebel liegt, die Unterlage. In manchen Fällen wird es eine Ueberlage, oder es iſt eigentlich als ein Zapfen anzuſehen, um den ſich der Hebel dreht, ohne auf- und abwärts weichen zu können. Die Kräfte, welche an den beiden andern Punkten angebracht ſind, werden nach Verſchiedenheit ihrer Beſtimmung Kraft und Laſt genannt. Wenn der Ruhepunkt zwiſchen Kraft und Laſt liegt, ſo iſt der Hebel doppelarmig, liegen aber Kraft und Laſt auf Einer Seite des Ruhepunkts, ſo iſt er einarmig. Jener wird auch Hebel der erſten Art, dieſer Hebel der andern Art genannt. Der Hebel erſter Art kann entweder geradelinig, oder ein Winkelhebel, und ſeine Arme können gleich oder ungleich lang ſeyn. Das Produkt, welches man erhält, wenn man die Kraft mit ihrer Entfernung vom Ruhepunkt multiplicirt, wird das Moment genannt. Am geradlinigen mathematiſchen Hebel ſtehen ſenkrecht wirkende Kräfte im Gleichgewicht, wenn ſie ſich verkehrt, wie ihre Entfernungen oder Abſtände vom Ruhepunkte verhalten. Dieſes Geſetz des Gleichgewichts der Kräfte am Hebel, auf dem die ganze Statik und Maſchinenlehre beruhet, war ſchon in den älteſten Zeiten bekannt, und wird bereits aus der Lehre vom Schwerpunkte vom Archimedes bewieſen; wiewohl ein völlig ſcharfer Beweis für das Geſetz des Hebels erſt von Käſtner gegeben worden. Es gilt aber nicht bloß für den geradlinigen, ſondern auch für den Winkelhebel, und ſogar dann, wenn die Kräfte nicht ſenkrecht auf die Arme des Hebels, ſondern in ſchräger Richtung wirken. Wenn das Gewicht des Hebels ſelbſt mit in Betracht gezogen wird, wie dies in der Ausübung geſchehen muß, ſo heißt der Hebel ein phyſiſcher. Man kann ihn als ein neues Gewicht betrachten, welches im Schwerpunkte des Hebels angebracht iſt, deſſen Moment beſonders berechnet, und zu dem Momente der Seite, auf die es fällt, hinzugeſetzt werden muß. Sind die Momente beider Seiten gleich, ſo ſteht der phyſiſche Hebel im Gleichgewicht. Da faſt bei keinem andern Werkzeuge die Reibung ſo gering iſt, wie bei dem Hebel, ſo wirkt er faſt mit der nämlichen Kraft, welche die Theorie angibt. Unter den mannigfaltigen Benutzungen des Hebels für das Leben iſt der Wage bereits erwähnt worden. Aber bei tauſend Arbeiten iſt der Hebel ein unentbehrliches Rüſtzeug, zumal wo Laſten gehoben und fortgeſchafft werden ſollen. Der einfachſte aller Hebel iſt der Hebebaum, der in einer vollkommenern Geſtalt Hebläde heißt. Viele Inſtrumente, welche man, beim gemeinen Gebrauch, nicht für Hebel hält, z. B. der Geißfuß der Maurer, Ruder, Meſſer, Scheeren, Zangen, Hammer, Becher u. ſ. w. ſind einfache oder

zusammengesetzte Hebel, deren Wirkungen auf dem allgemeinen Gesetze dieses Rüstzeuges beruhen. Die Muskeln des thierischen Körpers wirken bei der Bewegung der Glieder nach den Gesetzen des Hebels. Die Natur bedient sich aber gewöhnlich des einarmigen Hebels, wobei die zu bewegende Last weiter als die Kraft entfernt ist. Hiebei muß die Kraft viel stärker als die Last seyn; dagegen wird aber auch durch eine sehr geringe Bewegung der Kraft der Last eine große Geschwindigkeit gegeben.

Heber ist der Name einer aus zwei Schenkeln bestehenden und an beiden Enden offenen Röhre, mittelst welcher man flüssige Materien aus einem Gefäße durch den Druck der Luft auslaufen lassen oder heben kann. Das Sonderbare bei der Erscheinung, welche der Heber darbietet, besteht darin, daß die Flüssigkeit in der Röhre beträchtlich in die Höhe steigt, um durch den andern Schenkel abzufließen, und daß das ganze Gefäß leer wird, sobald der in demselben befindliche Arm oder Schenkel des Hebers bis auf den Boden reicht. Der Grund davon liegt in dem Drucke der Luft; daher ein Heber in luftleerem Raum nicht heben kann. Da aber die Atmosphäre mit einem Gewicht auf das Wasser drückt, welches dem von einer 32 Fuß hohen Wassersäule gleicht, so kann das Wasser nie über diese Höhe gehoben werden. Man bedient sich des Hebers, der auf verschiedene Art eingerichtet und verschiedene Gestalten haben kann, um Flüssigkeiten aus einem Gefäße zu heben, in die Höhe zu leiten u. dgl. Im Großen hat man den Heber bei dem berühmten Kanal von Languedoc (Canal du midi) angewandt. Dieser Kanal läuft an einigen Stellen am Abhange von Gebirgen fort, und muß daher alles von diesen Bergen abfließende Wasser aufnehmen, wodurch er oft austrat und Ueberschwemmungen anrichtete. Man brachte, dies zu verhindern, große gemauerte Hebel an, deren höchster Punkt sich im Niveau des höchsten Standes, den das Wasser im Kanal erreichen sollte, befand, und deren kurzer Schenkel bis auf den Boden des Kanals, der längere aber am Abhange des Gebirges herabging. Diese Heber würden, wenn sie sich einmal gefüllt hätten, nicht eher zu fließen aufhören, als bis der ganze Kanal ausgeleert wäre, hätte man nicht die Vorsicht gebraucht, im kürzern Schenkel, im gewöhnlichen Niveau der Wasserhöhe, eine Oeffnung anzubringen. Sobald die Heber das Wasser so weit abgeführt haben, daß es bis zu dieser Höhe herabgesunken ist, tritt zu dieser Oeffnung Luft hinein, und im Augenblicke hört die Wirkung des Hebers auf.

Hebert (Jacques René), geboren zu Alençon. Dieser Mann von unruhigem Geist, glühender Phantasie, aber ohne Mittel, und vor allem ohne Kenntnisse, lebte zu Paris vor der Revolution von Intriguen. Die Stelle eines Billeteinnehmers am Théâtre des variétés verlor er wegen Veruntreuungen. Ein Arzt nahm ihn auf. Hebert ward angeklagt, denselben beraubt zu haben. Der Zeitpunkt von 1789 verschaffte ihm endlich Mittel, zu leben, und sich durch das Journal, das unter dem Titel Le père Duchesne erschien, bekannt zu machen. Die tollen Ideen, die groben Injurien, der freche Cynismus, die unflätigen, mit Flüchen und Schwüren unaufhörlich gemischten Ausdrücke dieses Journals entzückten den Pöbel. Der Verfasser ward Mitglied der Municipalität, welche den Angriff des 10. Augusts anordnete, und in der Folge zu den in den Gefängnissen verübten Mordthaten beitrug. Als Substitut des Procurators der Gemeinde bei dem Proceß Maria Antoinettens hatte er die Infamie, sie des Verbrechens der Blutschande mit ihrem Sohne anzuklagen. Die Königin antwortete mit ruhiger Würde

auf diese schändliche Beschuldigung: „Ich appellire an alle hier gegenwärtigen Mütter; wäre wohl eine von ihnen eines solchen Verbrechens fähig?“ Selbst Robespierre war über diese Anklage empört. Hebert entschuldigte seine Schändlichkeit, indem er sagte: „Ich sah, wie das Volk anfing, Mitleid mit ihr zu fühlen, und mußte, damit sie uns nicht entschlüpfte, dieses Mitleid in Abscheu verwandeln.“ Er entging indeß dem Lohne seiner Schändlichkeit nicht. Da Danton und Robespierre sahen, daß Hebert und seine Anhänger, die man nach ihm Hebertisten nannte, die Gewalt der Gemeinde von Paris über den Convent ausdehnen wollten, verbanden sie sich, ungeachtet ihres gegenseitigen Hasses, um diese gemeinschaftlichen Feinde zu verderben. Hebert und seine Genossen Ronsin, Momoro und Clootz wurden plötzlich verhaftet und am 24. März 1794 zum Tode verurtheilt. Hebert war der Hauptanstifter der unter dem Namen der Vernunftfeste bekannten Orgien, und verdient der Vergessenheit entrissen zu werden als das Haupt einer der verächtlichsten Parteien, welche Frankreich unglücklich gemacht haben, und zum Andenken an eine Zeit, wo Paris den Befehlen eines als Dieb und Gauner gebrandmarkten Logenschließers unterthänig war, und in ihm einen Vertheidiger der Freiheit verehrte. Außer dem genannten Journal schrieb er noch ein anderes unter dem Titel: Petit Carême de l'abbé Maury ou Sermons prêchés dans l'assemblée des enragés.

Hebezeug (Mechanik) heißen überhaupt alle zu Hebung einer Last erfundene Instrumente, als Hebel, Hebbade, Erdwinden, Flaschenzüge, Krahne, Räder an den Wellen, Haspeln, Radewinden, schiefe Ebenen mit ihren Anwendungen auf Keil und Schraube, die Schrauben ohne Ende u. s. w. (s. d. Art.). Unter den Griechen hat sich Archimedes (3770) in Erfindung der Hebezeuge am berühmtesten gemacht. Denn mit seinen Maschinen konnte er allein ein beladenes und mit Menschen besetztes Schiff bewegen. Wenn das Hebezeug nur aus dem Hebel und der Rolle besteht, heißt es ein einfaches, in der Zusammensetzung mehrerer der oben genannten Werkzeuge ein zusammengesetztes Hebezeug, welches zur Hebung der schwersten Körper und Lasten dient. Seine Wirkung erfolgt jedes Mal streng nach den Gesetzen der Bewegung in allen ihren Verhältnissen.

Hebräer, Ankömmlinge, Fremdlinge, heißen die Nachkommen Abrahams, der 2000 Jahre vor Chr. Geb. aus Mesopotamien jenseit des Euphrats nach Kanaan (Palästina) einwanderte. Sein Erbe ging auf seinen Sohn Isaak und dessen jüngern Sohn Jacob (Israel) und dessen 12 Söhne über. Jacob zog bei einer Theuerung in Kanaan mit 70 Kindern, Enkeln und Urenkeln nach Gosen in Aegypten, wohin ihn sein am Aegyptischen Hofe mächtiger Sohn Joseph rief. Während der 430 Jahre ihres Aufenthalts in Aegypten waren die Hebräer von 70 Seelen auf drittehalb Millionen angewachsen, worunter 600,000 streitbare Männer den Auszug unter Mosch deckten, und die Nationen, an denen ihre 40jährige Reise vorüberging, bekämpften. „Als die Hebräer endlich 1500 vor Chr. Geb. das Land, in dem die Gebeine ihrer Väter, die lang ersehnten Ströme und Berge Gottes ihrer harrten, unter Josua erreicht hatten, theilten sich 12 Stämme, nämlich: die 9 Stämme der Söhne Jacobs: Ruben, Simeon, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Asser, Issachar, Sebulon, die Stämme der beiden Söhne Josephs, Ephraim und Manasse, und der Stamm Benjamin in die Provinzen; der Stamm Levi, des dritten Sohnes Jacobs, blieb ohne Grundeigenthum unter den übrigen in 48 Städte vertheilt, zum Gottesdienste geweiht. Die 4 Jahrhunderte vom Einzuge in Kanaan bis 1100 v. Chr.

Geb. sind das Heldenalter der Hebräer. Samuel, der letzte und größte ihrer Richter (so hießen ihre Regenten und Anführer), gab ihnen endlich auf ihr unverständiges Begehren um 1100 vor Chr. Geb. den langen, aber nicht geistesgroßen Saul zum Könige. Die Verfassung wurde anfangs dadurch wenig anders, der König war ohne Hofstaat und feste Residenz kaum mehr als Heerführer, und als er sich mehrerer Mißgriffe schuldig machte und der Vormundschaft Samuels entziehen wollte, salbte dieser einen Hirtenjüngling, den mit allen Gaben des Geistes und Körpers gezierten Sohn Isais, David zum Könige. Davids glorreiche Regierung war das Blüthenalter des hebräischen Staates. Aber dieser Flor sank schon unter seinem Sohne Salomo. Seine Prachtliebe und Ueppigkeit *) vergeudete die Schätze Davids, und der weltberühmte Tempel, an den sie gewendet wurden, war kein Ersatz für die Verwöhnung und Bedrückung des Volks, das unter harten Auflagen seufzte. Mit Salomons Tode 975 vor Chr. Geb. zerfiel daher das Gebäude der Macht und des Ruhms der Hebräer, sein Sohn Rehabeam wußte die empörten Gemüther nicht zu begütigen, nur die Stämme Juda und Benjamin, aus denen das Königreich Juda entstand, blieben ihm treu, die andern 10 Stämme fielen seinem beliebteren Bruder Jerobeam zu, und bildeten das Königreich Israel. So wurde das Reich getheilt, um sich nie wieder zu der alten Größe zu erheben. In Israel herrschte eine Reihe von 19 Königen aus verschiedenen Geschlechtern, deren wenige anders, als durch Ermordung ihrer Vorgänger auf den Thron kamen. Dies Reich, obwohl stärker bevölkert und weiter ausgedehnt, als Juda, wurde doch früher, denn dieses, ein Raub Assyrischer Eroberer. Salmanassar nahm Samaria, die Hauptstadt Israels, und verpflanzte das unterjochte Volk in die Gebirge Mediens, 722 vor Chr. Geburt. Länger erhielt sich Juda; unter 20 Königen aus Davids Hause zeichnen sich Josaphat, Hiskias und Josia durch Regententugend und Eifer für den Dienst Jehovas aus, die andern wurden der Religion und Ordnung ihrer Väter mehr oder weniger ungetreu, und unfähig, den Mächten Aegyptens, Assyriens und Babylons zu widerstehen, bald dieser, bald jener zinsbar, bis endlich Nebucadnezar 588 vor Chr. Geb. Jerusalem eroberte, den Tempel plünderte und zerstörte, den letzten König Zedekia blendete, und mit dem Volke, so viel vom allgemeinen Bluthad übrig war, in die Gefangenschaft nach Babylon führte. S. den folgenden Artikel.

m. Hebräische Sprache und Literatur. Palästina, nach seinem ältesten Namen, besonders auf der Westseite des Jordans, Kanaan, nach der Nationalsage, daß der ruhige Besitz dieses Landes den Nachkommen Abrahams von Jehovah zugesichert worden, das gelobte Land, Land der Verheißung, nach Abraham, der von den alten Einwohnern ein Hebräer, d. i. ein Ankömmling aus dem Lande jenseit des Euphrats, genannt wurde, Land der Hebräer, nach Abrahams Enkel Jacob oder Israel, das Land Israel; nach Jacobs Sohne Juda Judäa oder Juda, nach den an der Seeküste wohnenden Philistern oder Palästinern Palästina genannt, erstreckte sich im Norden bis an Syrien und Phönizien, im Westen bis an das Mittelmeer, im Süden bis Aegypten, im Osten über den Jordan hinüber bis an das wüste Arabien. Dieses nicht unfruchtbare Felsenland ward

*) Um sich einen Begriff von dem Luxus der Hebräer zu machen, vergleiche man das eben so gründliche als geschmackvolle Werk des Prof. Hartmann: Die Hebräerin am Putztische.

von einem Volke bewohnt, das, obschon nur landbauend, und unbedeutend in politischer und merkantilischer Hinsicht, doch mit Recht den welthistorischen Nationen zugezählt wird, sobald man darunter solche versteht, welche auf Bildung und Gestaltung des Menschengeschlechts einen wesentlichen Einfluß geäußert haben. Zwei Umstände sind es vornehmlich, welche verursachten, daß diese kleine, bis zur Römerzeit nicht welthistorische, Nation zur Bildung der neuen Welt so viel wirkte, als keine andere Asiatische, die Literatur und Religion derselben, welche durch das Christenthum und den Mahomedismus eins der wichtigsten Vehikel zur Weltaufklärung geworden sind. Die Ueberreste der Althebräischen Literatur kann man aber aus einem doppelten Gesichtspunkt betrachten, aus dem theologischen oder dogmatischen, nach welchem sie als eine Offenbarungsurkunde erscheinen, und dem literarhistorischen, nach welchem sie nichts anders sind als die Sammlung der Hebräischen Nationalschriften. Nur in der letztern Beziehung betrachten wir sie hier, und also lediglich als menschliche Schriften. Erscheinen sie freilich da nicht mit der Glorie der Heiligkeit umgeben, wie aus dem theologischen Gesichtspunkt, so erscheinen sie doch immer als höchst merkwürdig, indem sie zu den ältesten Urkunden des menschlichen Geistes, zu den ältesten Documenten der Geschichte und Ethnographie gehören, eine Poesie enthalten, die sich schon frühzeitig zu einem hohen Grade der Vollkommenheit hinauf schwang, und überhaupt für Kenntniß des Orientalischen Alterthums in Geschichte, Politik, Religion, Wissenschaft, Kunst, Sitten und Gebräuchen ein großer, seltener Schatz sind. Nur muß man ihn mit freierem als Judengeist untersuchen und benutzen, wozu besonders seit dem letzten halben Jahrhundert von einer Reihe ausgezeichneter Gelehrten trefflich vorgearbeitet ist. Die Sammlung der wenigen Ueberreste Hebräischer Literatur, welche auf unsere Zeit gekommen sind (denn nur der kleinste Theil hat sich erhalten), theilt man in historische, poetische und prophetische Bücher. Zu den historischen gehören: 1) die Chamuschim, Pentateuchos, gewöhnlich die 5 Bücher Mosis genannt, 2) das Buch Josua, 3) das Buch der Richter oder Helden (Suffeten), 4) zwei Bücher Samuels, 5) zwei Bücher der Könige, 6) zwei Chroniken-Bücher, 7) das Buch Esra und 8) das Buch Nehemiah. Zu den poetischen gehören 1) Hiob, 2) Sepher Thehilim, die Psalmen genannt, 3) die erotischen und didaktischen Gedichte, welche dem Salomoh zugeschrieben werden, nämlich das sogenannte hohe Lied oder Lieder der Liebe, die Gnomen oder Sprüche, und der Koheleth, Versammlung der Weisen, gewöhnlich der Prediger genannt, 4) die Elegien, welche des Jeremias Namen führen, 5) der historische Roman Esther, 6) die Idylle Ruth. Die noch übrigen Werke von 16 Propheten theilt man nach ihrer Quantität in 4 große und 12 kleine, ordnet sie aber besser nach der chronologischen Folge ihrer Verfasser: 1) Jonas, 2) Joel, 3) Amos, 4) Hosea, 5) Jesaias, 6) Micha, 7) Obadia, 8) Nahum, 9) Habakuk, 10) Zephanias, 11) Jeremias, 12) Ezechiel, 13) Daniel, 14) Haggai, 15) Zacharias, 16) Malachias. Um zu erfahren, nicht bloß wie diese Werke entstanden, sondern auch welcher Geist in ihnen athmet, und warum eben dieser Geist, und warum und wodurch derselbe sich von Zeit zu Zeit anders gestaltete, ist es nothwendig, sie gleichsam in ihrem Werden zu betrachten, und zu diesem Behuf bei Betrachtung derselben nie die Hauptmomente der Geschichte der Hebräer aus dem Auge zu verlieren. Deren sind, so weit wir diese Ge-

schichte jetzt verfolgen können, sieben, nämlich, 1) das patriarchalische Zeitalter, 2) Zeitalter der Thorah oder Mosaisches, 3) heroisches Zeitalter, 4) Davidisch-Salomonisches, 5) Zeitalter der Propheten, 6) des Exils und 7) das Zeitalter nach dem Exil. In der ersten Periode finden wir den Stamm der Hebräer von Ur in Chaldäa (dem nördlichen Mesopotamien) auswandernd. Tharah zuerst wanderte nach Haran (oder Charran, vielleicht das westliche Mesopotamien), sein Sohn Abraham zog, nach dessen Tode, als Scheik einer Nomadenzuges über den Euphrat nach Kanaan. Viehzucht war die Beschäftigung dieser Nomaden, die aus ihrem ersten Vaterlande keine andern Kenntnisse mitbrachten; als Nomaden zu haben pflegen. Nicht die mindeste Spur ist vorhanden, daß sie Schreibkunst mitbrachten; selbst ihre Sprache, die zu der Familie der Semitischen *) gehörte, war wohl weder sehr reichhaltig noch ausgebildet, sondern bildete sich erst aus dem Alt-Aramäischen und Phönizischen in Kanaan. Mit Recht aber sagt Herder von dieser Sprache: „Alles rufe in ihr, ich lebe, bewege mich, wirke. Mich erschufen Sinne und Leidenschaften, nicht abstrakte Denker und Philosophen; ich bin also für den Dichter, ja ich bin selbst ganz Dichtung.“ Poesie mochte daher wohl auch diese Periode schon haben, die sich jedoch am meisten dadurch auszeichnet, daß unter Abraham neue, für die Folge sehr fruchtbare, Religionsideen aufkeimten (Josua 24, 2). Im Anfang der zweiten Periode finden wir die Abrahamiden als Colonisten in Kanaan. Abraham selbst zog eine Zeitlang nach Aegypten, wo er die Beschneidung mochte kennen lernen (Diod. S. I. 28.), die er nachher als religiöses Symbol bei seiner Colonie einführte. Weit größeren Einfluß aber gewann das, damals schon sehr hoch kultivirte, Aegypten auf diese Colonie durch Joseph, Abrahams Enkel, der sich hier vom Sklaven bis zum Vezier emporschwang, seine Familie (wie es scheint mit Zurücklassung der Stammescolonie in Kanaan) dahin zog, und ihr einen eignen Distrikt zur Colonisirung anwies. Nach der Meinung Einiger waren sie daselbst 215, nach Andern 430 Jahre ansässig gewesen, und sollen sich in dieser Zeit von 70 Personen männlichen Geschlechts bis zu 2 Millionen vermehrt haben, aus denen sie ein Heer von 600,000 Männern ziehen konnten. Schade, daß gerade über diese so wichtige Periode so großes Dunkel herrscht, denn gewiß ist sie auf die ganze Kultur des erwachsenen Volks vom entschiedensten Einfluß gewesen. Den wesentlichsten jedoch erhielt sie durch einen, aus der Mitte dieser Colonie gebornen, in Hinsicht auf seine Schicksale, seinen Geist und seine Thaten gleich ausgezeichneten Mann, durch Moseh. Er, aus einem von den Aegyptern verachteten Volk entsprungen, als neugebornes Kind schon zum Tode verurtheilt, wird auf wunderbare

*) Die Semitischen Sprachen (von Sem, Noahs Sohne, so benannt) verbreiten sich über Mittel- und Vorderasien und einen Theil von Afrika, und es gehören dazu die Chaldäische, Hebräische, Syrische, Persische, Arabische, Phönizische, Armenische und Aethiopische, über deren Geist, Bildung und Geschichte man vornehmlich nachzusehen hat Wahls allgem. Geschichte der morgenländ. Sprachen und Liter. Leipz. 1784; Hezels Geschichte der Hebr. Sprache und Literatur. Halle, 1776. Michaelis, Güte, Hezel, Pfeifer, Jahn, Wezel, Vater, Weckherlin und Hartmann haben die besten Grammatiken von der Hebräischen Sprache geliefert, und als Lexikographen verdienen ausgezeichnet zu werden Castelli, Coccejus, Simonis, Michaelis, Schulz und Gesenius.

ise gerettet, zum Sohn einer Fürstin, und zu den angesehnsten Wür-
erhoben. Aufgenommen in den Priesterorden Aegyptens (er war im
stercollegium zu On oder Heliopolis), stand er nicht bloß auf der
sten Stufe des Ranges, den man in Aegypten hatte, sondern
auch Gelegenheit, tiefere Blicke in die innere Oekonomie der
ur, in die Staatsweisheit des damals staatsweisesten Volkes, dessen
tzgebung, politische, kirchliche und häusliche Verfassung, und in die
itik der Priester zu thun, und durch dies alles sich zum Gesetzgeber,
igionsstifter und Heerführer seines Volks zu bilden, das er, trotz
r Hindernissen, aus der Sklaverei Aegyptens in das Land der Ver-
ung, zu Freiheit und Selbstständigkeit, führt, indem er sich als gött-
n Gesandten beglaubigt. Den tiefdenkenden Priester, den erhabe-
Religionsstifter, den kühnen, hochherzigen Helden, den feinen Staats-
n, den weisen Gesetzgeber, den edlen Patrioten, den großen Men-
r, den hohen Dichter, den ersten Schriftsteller der Hebräer bewun-
wir in der Person des Moseh. Wenn wir ihn aber den ersten
tsteller der Hebräer nennen, so soll er hiemit keineswegs für den
fasser des unter seinem Namen vorhandenen Pentateuchos erklärt
, ungeachtet die alte Tradition ihn in der That zum Sammler
Urkunden der Genesis und zum Verfasser der vier übrigen Bücher
ht. Um hierüber entscheiden zu können, muß man auf Sprache und
rift in dieser Periode Rücksicht nehmen. Es ist allerdings zu er-
ten, daß die Sprache der Abrahamiden in einem so langen Zeit-
ne sich mehr werde ausgebildet und erweitert haben. Mehrere Ae-
ische Wörter und Arabismen darin lassen vermuthen, daß ihr Auf-
alt in Aegypten und ihre vierzigjährige Wanderung durch Arabien
uß darauf gehabt haben, wenn sich auch nicht schon aus Analogie
ßen ließe, daß beides in der Bildungsgeschichte dieser Sprache be-
end müsse gewesen seyn. Ungeachtet der erlangten Ausbildung aber
sie doch schwerlich schon die Kultur des späteren Zeitalters gehabt
n. Buchstabenschrift hatten die Hebräer in dieser Periode, denn
ch schrieb, und seine Nation verstand das Geschriebene.
wiß aber ist, ob Moseh mit urväterlicher, oder Aegyptischer, oder
einer aus beiden gemischten Schrift schrieb. Das letztere ist nur
rscheinlich, mehr als wahrscheinlich aber ist, daß man kein anderes
reibmaterial hatte, als Stein. Da nun aber die Sprache des
ateuchos im Ganzen bei weitem mehr Uebereinstimmung mit den
ern besonders aus Davids und der nächsten Könige Zeiten hat,
man von der Entfernung so vieler Jahrhunderte erwarten darf;
da wir in dem mosaischen Zeitraum keine andere Art finden, seine
nken aufzuschreiben, als die, sie in Steine einzugraben: so muß
behutsame Kritik wohl bedenklich werden, Moses für den Verfasser
nter seinem Namen existirenden Bücher zu halten. Andere Ver-
ngsgründe kommen noch hinzu: 1) Es wird in diesen Werken
der Tod des Moseh erzählt; 2) in einem sehr langen Zeitraume
vielen Jahrhunderten nach Moses findet man keine Spur, daß je-
die Schriften, die wir jetzt die Mosaischen nennen, in dem je-
Umfang gelesen habe, wohl aber häufige Anzeigen, daß die Is-
en selbst die ihnen wichtigsten Theile derselben nicht kannten; 3)
steht in diesen Schriften, was auf spätere Verfasser deutet. Mo-
ar also Schriftsteller in einem ungleich beschränkteren Sinn, als
es gewöhnlich nimmt. Als authentisch kann man ihm bloß zu-
en: 1) die Lapidargesetze (10 Gebote); 2) die Beschreibung des
der Israeliten durch die Arabischen Steppen (4 Mos. 33, 2.);

3) solche Verordnungen des Gesetzgebers, welche wahrscheinlicher We
der unsichern Tradition nicht konnten überlassen werden (z. B. 5 Mo
27, 2.); 4) etliche Gedichte. Den Pentateuchos selbst kann man, na
den kritischen Untersuchungen unserer Zeit, für nichts anders annehme
als eine Sammlung einzelner, ursprünglich unter sich unabhängige
Aufsätze verschiedener Verfasser. Ueber die Zeit der Abfassung der ei
zelnen Aufsätze fehlt es uns gänzlich an äußern Datis, und die Fra
darnach läßt sich nur aus dem eigenen Charakter jedes Stücks, u
immer nur negativ, beantworten. Bei einigen Stücken verräth sich d
spätere Zeitalter sehr deutlich. Ueber den Urheber der Sammlung
einem Ganzen wissen wir so wenig, als über seine Quellen, und üb
das bei seiner Sammlung beobachtete Verfahren. Ungewiß ist ebenfal
die Zeit, in welcher diese Sammlung zu einem Ganzen wurde; au
hier sind die Resultate nur negativ. (Michaelis Einleitung i
die göttlichen Schriften des alten Bundes, Th. I. Abth.
§. 32. fgg. Astruc Conjectures sur les Mémoires originaux, dont
paroit, que Moyse s'est servi pour composer le livre de Genèse, 175
Ilgens Urkunde des Jerusalemischen Tempelarchiv
Halle 1797. De Wette's Beiträge zur Kritik des Alte
Test. Jena, 1806. Vaters Commentar über den Penta
teuch. Halle, 1805. Außerdem sind Semler, Eichhorn, Jahn
Fulda, Nachtigall, Bauer und Augusti nachzusehen.) Nic
nur in diese Periode ist das Gedicht Hiob gesetzt, sondern auch de
Moseh als Verfasser von Mehreren zugeschrieben worden, besonders we
es eine genauere Kenntniß mit Arabien und Aegypten, als mit Pal
stina verräth, von dessen klimatischen und nationellen Eigenthümlichke
ten keine deutliche Spur darin zu finden ist. Der geschmackvollste U
bersetzer und Beurtheiler dieses Gedichts aber, Stuhlmann (Hio
Ein religiöses Gedicht. Hamb. 1804) gesteht, daß dieser Hyp
these große Schwierigkeiten entgegenstehen, weil das Gedicht gar kei
Mosaischen Ideen enthalte. Bereits Gregorius von Nazianz, nac
her Luther, und in neuerer Zeit Spanheim, Reimarus, Stäudlin, Ric
ter und Rosenmüller setzten es ins Salomonische Zeitalter. Die Haup
gründe für diese Meinung sind folgende: 1) der nur in Salomoh
Schriften vorkommende Gebrauch gewisser Ausdrücke, Redensarte
Sentenzen, Bilder und Wendungen; 2) die Fragen und Untersuchu
gen, die im Hiob zur Sprache kommen, sind erst seit David und Sal
moh unter den Hebräern zur Sprache gekommen, und im Hiob werde
sie so sehr fast von allen möglichen Seiten betrachtet, und mit so vi
Feinheit und Kunst durchgeführt, daß man dies unmöglich für eine
der ersten Versuche halten kann, sie aufzulösen. Es ist der von S
lomoh am meisten aufgeregte und kultivirte Geist und Ton, der in di
sem Werke herrscht, und vor ihm waren die Kenntnisse, die ganze i
tellektuelle und ästhetische Kultur, welche dieses Buch voraussetzt, und
dem Hebräischen Volke noch nicht vorhanden. Augusti erklärt Sal
moh selbst geradezu für den Verfasser. Man wird jetzt nicht mehr d
ran zweifeln, daß es ein Gedicht sey. Ilgen erklärte es für ein ep
sches, andere für ein didaktisches; eigentlich ist es beides, episch-dida
tisch. Die Vortrefflichkeit desselben hat man zu allen Zeiten anerkann
über die Oekonomie desselben aber war die Kritik fast so uneinig, a
über den Verfasser. Besonders hat sie sich über den historischen Pr
log (K. 1. 2.), den Epilog (K. 42, 8.) und die Reden Elihu's (K.
— 37.) verbreitet, und untersucht, ob sie von dem Verfasser des G
dichts herrühren, oder ein viel später gemachter, fremdartiger Zus

seyen. Wie dem nun sey, so hat man doch nie bezweifelt, daß dies Gedicht, wo nicht das älteste selbst, doch ein sehr altes Produkt der Hebräischen Literatur sey. Das bleibt es aber auch, wenn man es 5 — 600 Jahre später als ein Werk des Salomohnischen Zeitalters ansetzt. In der dritten Periode eroberten die Hebräer Palästina, und vertheilten das eroberte Land unter die 12 Stämme des Volks. Nur der Stamm Levi, aus welchem Mosch gewesen war, hatte kein Grundeigenthum, sondern erhielt einzelne Städte und den Zehnten des Gewinnes, und bildete, wie die Aegyptische Priesterkaste, eine Art gelehrten Adels, aus welchem die Priester, die Richter, die Archivare und Polizeiaufseher erwählt wurden. Da sich nun hier auch eine Verfassung nach Art der Aegyptischen gebildet hatte, nämlich eine auf Ackerbau begründete demokratische Theokratie, deren unsichtbarer König der Nationalgott Jehovah war; so handelten die Leviten in dessen Namen. Und da das Oberhaupt derselben, der Oberpriester, mit Jehovah in unmittelbarem Umgang gedacht ward, so war er gleichsam sichtbares Oberhaupt des unsichtbaren Regenten, und unter ihm standen, selbst in späterer Zeit, die Könige. Natürlich, daß sich von jetzt an die Religion Jehovahs immer mehr befestigte, denn sie war zugleich Staatsangelegenheit, und alle bürgerlichen Gesetze wurden als Religionsvorschriften sanktionirt. In diese Periode nun fällt eins der wichtigsten Institute für Geist und Bildung der Nation, der von oder kurz vor Samuel gestiftete Prophetenorden, oder Akademien, deren Vorsteher die hoffnungsvollsten Köpfe der Nation um sich versammelten, und aus deren Mitte wahrscheinlich alle jene Männer hervorgingen, die sich, nach Jahrhunderten der Verwilderung, von jetzt an so sehr durch höhere Bildung auszeichneten. Viel trugen sie zur Befestigung der Mosaischen Constitution bei, indem sie als einen Grundsatz aufstellten, das Glück der Nation sey abhängig von der treuen Anhänglichkeit an eben diese Constitution. Auch war Empfehlung und Einschärfung derselben ihr Hauptgeschäft, nicht aber Ankündigung künftiger Begebenheiten. Hiedurch erhielten sie auch einen wichtigen politischen Einfluß, welchen schon die Zeit ihres Auftritts zu erkennen gibt, welche in die Periode fällt, wo die theokratische Republik der Hebräer sich in eine theokratische Monarchie verwandelte. Mit den Königen traten die Propheten auf und ab. Man beschäftigte sich zu dem genannten Zwecke in den Prophetenschulen 1) mit Absingen schon vorhandener, besonders religiöser, Lieder, welche die Idee, daß die Israeliten Jehovahs Eigenthumsvolk wären, lebhaft darstellten, und solcher Lieder, welche den Nationalruhm der Israeliten verherrlichten; 2) mit dem Spiel musikalischer Instrumente, womit man jene Gesänge begleitete; 3) mit Umarbeitung alter Gesänge in neuere Volkssprache; 4) mit Verfertigung neuer, besonders historischer Lieder. Durch alles dies mußte sich in einer Versammlung mit höheren Geistesgaben und Enthusiasmus ausgestatteter Männer jener poetische Geist, jene höhere, religiöse Stimmung, jener Nationalstolz, jene stürmische Begeisterung, und jene feurige, kräftige, kühne Darstellung bilden, welche charakteristisch bei diesen Propheten sind und ihnen Bewunderung verdienen. Kein Zweifel ist es, daß sich durch diese Umstände auch die Sprache ungemein ausbilden mußte, denn dies zeigt ihre Beschaffenheit in Davids Gesängen, der in dieser Schule seine Bildung erhielt. Dagegen mag bezweifelt werden, ob auch schon Literatur entstanden sey. Folgende Gründe sprechen dagegen: 1) dies heroische Zeitalter und die Zeit der politischen Stürme waren nicht geeignet, Literatur entstehen zu lassen; 2) noch unter David

waren die Israeliten in allen übrigen Arten des Kunstfleißes sehr zurück, und Literatur war vor Samuel bei allen Nationen etwas Seltenes. Indeß muß man Samuels Zeitraum als die Periode der Vorbereitung zu eigentlich schriftstellerischen Arbeiten ansehen. Wahrscheinlich beschäftigte man sich erst in der etwas ruhigeren Periode nach Sauls Tod in den Prophetenschulen mit Uebungen im Schreiben und mit Aufzeichnen theils der durch die Tradition erhaltenen Ueberreste der Vorwelt, Lieder, Gesetze, Geschlechtsregister, theils der neu verfertigten Gesänge. Und hieraus folgt denn, daß die sogenannten Bücher Josua (Hasse's Aussichten zu künftigen Aufklärungen über das A. Test. Jena, 1785), der Richter (Schophthim, Suffeten ein temporärer Kriegsmagistrat im Heldenalter der Nation, s. Zieglers Bemerkungen über d. B. der Richter im Geist des Heldenalters in dessen theol. Abhandl. I, 275.) und Ruth (Dereser, das Büchlein Ruth, ein Gemälde häuslicher Tugend. Frankf. am Main, 1806. Dalbergs Grundsätze der Aesthetik, S. 110.), die man in diese Periode zu setzen pflegte, von späterer Entstehung seyn müssen. Die Davidische Periode würde also wohl die erste der eigentlichen Schriftstellerei unter den Israeliten seyn. Nicht unwahrscheinlich setzt Nachtigall in diese Periode der allmähligen Bildung 1) die Sammlung alter Lieder; 2) mehrere Davidische Gesänge, Sammlung von Liedern Asaphs, Hemans, Nathans, Gad, Jeduthun u. A.; 3) Sammlungen einiger Gesetze und gottesdienstlicher Anordnungen; 4) Sammlung historischer Nachrichten, und zwar zum Theil sehr abweichender Sammlungen, welche nachmals bei den sogenannten Büchern Samuels, der Könige und der Chronik zum Grunde gelegt wurden. Von Poesie ging also auch hier die Literatur und Bildung der Nation aus. Und wenn irgend eine Nation, so hatte die Hebräische viele Veranlassung zur Poesie. Erst in Canaan das Hirtenleben, in Aegypten Moseh's Beispiel, nachher der stehende Dichterorden, der allgemeine Eifer für Musik, der Gebrauch beider bei einem feierlichen Gottesdienst, die wundervolle Geschichte der Nation und die schöne Natur des Landes, alles dies wirkte mächtig zusammen, den poetischen Enthusiasmus zu wecken und zu beleben. Urtheilen über die Natur der ältesten Poesie können wir indeß nicht, wir wissen nur, daß die Poesie hier sehr alt ist. Im Heldenzeitalter athmete sie Heldenmuth, und brauste kühn und wild einher, in den Prophetenschulen stimmte der Geist sich sanfter, blieb aber immer kräftig, männlich, und meistens erhaben. Besonders erreichte die lyrische Poesie im Zeitalter Davids ihren Gipfel; es war ihr goldenes Zeitalter. Gleich glücklich in Lied und Elegie war David; in der didaktischen Ode zeichnete sich Asaph aus; Nathans Fabel gehört zu den vortrefflichen; Empfindung und Geist, Leben und Kraft athmen die Gesänge mehrerer ungenannten Dichter aus dieser Periode, in welcher besonders die Tempelpoesie so vorzüglich gehoben wurde. Eben dies aber war vielleicht ein Grund, warum andere Gattungen der Poesie nicht die gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichten. Idyllen und kleinere epische Gedichte finden wir zwar, nicht aber Heldengedichte, Dramen und Sinngedichte. Um so reicher ist die didaktische Poesie. (Lowth de sacra Poesi Hebraeorum. Gött. 1770. Herders Geist der Hebr. Poesie. Dessau, 1782. 2 Bde.) Man hütte sich indeß, den sogenannten Psalter, wie er auf uns gekommen ist, für eine Sammlung aus jener Periode zu halten. Er ist weder von Einem Dichter noch aus Einem Zeitalter, und man vergleicht ihn mit Recht der Griechischen An-

thologie. Da Psalm 90 als ein Gebet von Mosch angesehen wird, Psalm 126 aber unläugbar vom Babylonischen Exil handelt, so umfaßt diese Sammlung einen Zeitraum von beinah 1000 Jahren. Spricht man, und mit Recht, dem Mosch jenen Psalm ab, so bleibt immer noch eine Zeit von 500 Jahren. Merkwürdig in vieler Hinsicht ist diese Sammlung doch vorzüglich durch den eigenen religiösen Sinn, der sich in ihr ausspricht, und der es verbürgt, daß wohl kaum in einer Periode für das Gesetz Jehovahs mehr gewirkt worden sey, als in dieser. David traf zugleich Anstalten, das Heiligthum der Israeliten, die Lade des Gesetzes, auf das feierlichste nach Zion zu bringen, wo er ein Gezelt für das Heiligthum aufschlagen ließ, und das ganze Volk zu einem religiösen Nationalverein berief, der gewiß auch in politischer Hinsicht sehr wichtig war. Salomoh, unter welchem die Nation durch Handel und Völkerverkehr in den höchsten Flor kam, erbaute zwar den von seinem Vater gelobten Tempel, allein vergebens erwartet man von ihm eine besondere Rücksicht auf die Sinaitische Gesetzgebung, Anhänglichkeit an Tempelkultus und theokratische Tendenz. Vielmehr findet wir in den Schriften, welche Salomohs Namen führen, einen über Religion und Weisheit philosophirenden Geist, wie er sich von einem kosmopolitischen König erwarten ließ, der, allem Israelitismus entgegen, alle Religionen in seinem Reiche duldete, und einen gewissen religiösen Indifferentismus, wie ihn ein gekrönter Philosoph haben mußte, der selbst im späteren Alter sich dem polytheistischen Kultus überließ. Unter seinem Namen existiren 3 Schriften: 1) Meschalim, Gnomen, Sentenzen (übers. von Döderlein und Ziegler); 2) Koheleth, Prediger, Versammlung der Weisen (übersetzt von Mendelssohn, Friedländer, Kleuker, Döderlein, Schmidt und Nachtigall, und Bemerkungen darüber von Paulus, Zirkel, Berg u. A.); 3) Schir Haschschirim, hohes Lied, Lieder der Liebe (übers. von Döderlein, Herder, Hezel, Hufnagel, Veltheusen, Ammon und Paulus, und Bemerkungen darüber noch von Beyer, Anton, Stäudlin u. A.). Nach den wiederholten Untersuchungen der Kritik sind sie weder von Salomoh selbst, noch aus seinem Zeitalter. Nichts destoweniger aber muß man doch zugeben, daß der oder die Verfasser sich gleich gut in Salomohs Lage und Geist zu versetzen gewußt haben. Vielleicht wäre unter ihm der Jehovismus zu Grunde gegangen, wenn er ihm nicht aus Prachtliebe in dem neu erbauten Tempel eine kräftige Stütze gegeben hätte. Leider erschöpfte er dadurch seinen Schatz und die Nation, die nach seinem Tode laut über die Menge der Abgaben murrte. Da sein Sohn Rehabeam unter der Bedingung einer Erleichterung der aufgelegten Lasten die Regierung nicht übernehmen wollte, so blieben ihm nur zwei Stämme treu, und Trennung des Reichs war eine natürliche Folge der glänzenden Regierung Salomohs. Das Reich zertheilte sich in 2 Reiche, Juda und Israel, eine Trennung, die in politischer und religiöser Hinsicht gleich gefährlich war, indem das getheilte Reich sich selbst schwächte, und Israel durch Politik dem Jehovismus untreu wurde. Die nächstfolgende Periode, für die Nation in bürgerlicher und religiöser Hinsicht traurig, war deshalb auch für die Fortschritte der Wissenschaften und moralischen Kultur sehr arm und dürftig. Und dennoch waren es nur Religion und Literatur, welche die Kraft der Nation noch erhielten. Seit durch David und Salomoh Wissenschaften und Künste geweckt und genährt worden waren, verlor sich die Neigung zur Literatur nie wieder ganz bei diesem Volke, und somit auch nicht die Liebe zu ihrer Verfas-

sung, und, bei aller Abgötterei, nie der Stolz auf ihren Mosch. Diesen weckten und belebten nun die nicht erloschenen Propheten, aus deren Instituten in Juda und Israel (s. Propheten) Männer hervorgingen, mit Geist und Kraft zur Belehrung ihrer Nation gerüstet. Nachdrücklich warnten sie vor Abgötterei, gaben den Verfall des Jehovahdienstes als Ursache von dem traurigen Zustande der Nation an, und führten die Mosaischen Verordnungen so weit fort, daß sie behaupteten, Opfer und Brandopfer gefielen Gott nicht, Besserung des Herzens, Veredlung der Denkungsart, Rückkehr zum Kultus des einzigwahren Gottes verschafften allein seine Liebe. Da aber immer der Glaube an Unsterblichkeit den Hebräern unbekannt war, so mußten auch die frohen oder traurigen Aussichten, welche die Propheten vorzeichneten, ihre Belohnungen oder Drohungen, immer nur auf dieses Leben beschränkt seyn. Indeß kein Feuereifer der patriotischen Sittenlehrer und Dichter vermochte die getrennte Nation von dem Abgrunde zurückzubringen, an den sie gekommen war. Unaufhörliche Uneinigkeiten zwischen beiden Reichen bewirkten nach und nach ihren Untergang. Durch das kriegerische Volk der Chaldäer war Assyrien ein neuer Geist eingehaucht, und durch einen ihrer Könige wurden die Hebräer besiegt, und ein Theil gefangen in seine Länder geführt. Mehrmals versuchten es die Zurückgebliebenen, sich zu befreien, jedesmal mißlang der Versuch, und jedesmal wurden mehrere Hebräer nach Chaldäa oder Babylonien abgeführt, Palästina aber mit Syrern oder Aramäern colonisirt. Besonders Chutäer aus Persien wurden als Colonisten nach Israel geschickt, die, von den Leviten unterrichtet, Stammväter der Samariter wurden. Ein Theil der Hebräer, und unter ihnen Jeremias, flohen nach Aegypten, und diese Flüchtlinge legten den Grund zu der Colonie der sogenannten Aegyptischen Hellenisten, die man mit denen in Kleinasien nicht verwechseln darf. So folgte denn, 600 Jahre vor Chr., die Periode des babylonischen Exils, die nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die verpflanzte Nation bleiben konnte. Zunächst zeigt sie sich in verlorner Reinigkeit der Sprache, die weder in der Nachbarschaft ausländischer Colonien, noch weniger im Ausland selber, sich erhalten konnte; Chaldäismen und andere Barbarismen schlichen sich ein, und die Verunstaltung wuchs mehr und mehr. Weit größer noch aber war die Verwandlung, welche die Denkart der Nation erlitt, und wäre vielleicht noch größer gewesen, wenn nicht auch die Propheten, diese Orakel der Nation, ihr ins Exil gefolgt wären. Die Einflüsse des Chaldäismus auf die Denkart der Nation zeigen sich vornehmlich in folgenden Punkten: 1) Allmählich verloren sich die Nationalunterschiede zwischen Israeliten und Juden, und der ganze Nationalcharakter verschmolz sich mit Eigenheiten der herrschenden Nation; 2) sie wichen mehr und mehr vom alten Mosaismus ab, und veränderten ihre Religionslehre in sehr wesentlichen Punkten nach der Zoroastrischen, welche gerade um die Zeit ihres Exils in Medien blühte, und von da durch die Perser zu den Babyloniern übergegangen war. Ihre alten Vorstellungen nach dem Parsismus umbildend, verehrten sie jetzt Einen Gott, den Gott des Lichts, dem sie ein unzähliges Heer von Dienern im Lichtglanze zugaben. 3) Bei Annahme manches Aberglaubens aus der Philosophie der Babylonischen Priesterkaste aber konnten sie sich noch nicht zu einem wahren Gefühle menschlicher Würde erheben. Der Mensch blieb in ihrer Vorstellungsart immer Maschine, welche Jehovah und seine Diener zum Guten, Dämonen zum Bösen trieben; 4) der erste Keim zu den spätern Kasteiungen des Körpers und zu Extasen durch Abhär-

tungen entwickelte sich hier, und führte nach und nach zur Ahndung der Selbstmacht, die sich unter den Gebildeten findet; 5) zuerst bildete sich hier der Glaube an Unsterblichkeit der Seele; 6) hauptsächlich aber ist es Eine Idee, die durch Nationalstolz und Nationalelend immer mehr sich erzeugte, die Idee von einem Retter aus dem Elend, einem Völkerbeherrscher, gesalbten Juden, Messias, den man als den idealisirten David leicht erkennt. Dieser sollte in politischer Hinsicht ihren Staat wieder herstellen, zu einem blühenden Zustand erheben, und von der Gottheit autorisirt in dem Sinn ihr Repräsentant seyn, wie David es gewesen war, in religiöser Hinsicht aber den Fürsten der Finsterniß stürzen, sein Reich zerstören, und die Menschen von seinem Einfluß und seiner Gewalt erlösen. Zu diesem allen trugen die Propheten nicht wenig bei. Jeremias war unter den Aegyptischen, Ezechiel und Daniel waren unter den Babylonischen Exulanten. Sie erhielten die Erinnerung an die Zeiten des Nationalbestandes lebhaft, belebten immer neu den Patriotismus, erregten die Sehnsucht nach dem verlornen Vaterland, erweckten die Hoffnung zur Rückkehr dahin, zur Wiederherstellung der alten Verfassung, lenkten den Blick aus bedrängter Gegenwart in schönere Zukunft, die sie mit blendenden Farben bis ins Detail ausmalten. Sie verkündigten den Fall ihrer Bedränger, und gaben die Mittel an, ihn zu beschleunigen. Propheten mußten allerdings dem Moseh gleich gestellt werden. Die Schriften, die wir unter ihren Namen haben (so viele davon in diese Periode gehören), sind aber später gemachte Sammlungen ihrer Begebenheiten, Reden und Orakel (Hartmanns allgem. Geschichte der Poesie 1, 420 fgg.). Nach 70 verflossenen Jahren endlich erhielten die in Medien, Assyrien und Babylonien zerstreut gewesenen Hebräer (536 vor Chr. Geb.) von Kyros die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland. Nicht alle Exulanten aber machten davon Gebrauch, die meisten blieben in ihrer gegenwärtigen Heimath, die ihnen schon ein zweites Vaterland geworden war. Meist Judäer zogen an den Jordan, und deshalb hießen auch die neuen Einwohner von Palästina nicht mehr Hebräer, sondern Juden. Diese erbauten einen neuen Tempel, und stellten die Mosaische Constitution wieder her, so weit sie wieder herzustellen war. Eine wichtige Stütze derselben war die Sammlung der Werke Hebräischer Literatur, welche unter Esra (468 vor Chr. Geb.) veranstaltet ward. Das Collegium von 120 Gelehrten, welches Esra zur Wiederherstellung der alten Literatur in Jerusalem errichtete, hieß die große Synagoge. Nehemias legte (444 vor Chr. Geb.) entweder eine neue Sammlung an, oder vermehrte die schon vorhandene, und richtete sie als Tempelbibliothek ein. Aber auch diese noch muß man nicht als ein geschlossenes Ganzes betrachten, denn die Vollendung und Schließung desselben fällt wohl erst in die Periode, wo die Syrischen Verfolgungen aufhörten. Gewiß ist indeß, daß schon geraume Zeit vor der christlichen Epoche der jüdische Kanon nach Anzahl und Ordnung der Bücher eben so normirt war, wie wir ihn jetzt besitzen. Die große Synagoge vervollständigte, prüfte, sonderte, ordnete die bereits in den vorigen Perioden gemachten Sammlungen der literarischen Ueberreste der Vorwelt, verarbeitete einzelne Materialien in ein Ganzes, überarbeitete sie deshalb in Hinsicht auf Sprache und Zeitrechnung, kürzte ab, und setzte hinzu, wo es dienlich schien. Anordnung und Zusammenstellung der meisten Bücher des A. T., außer dem schon geordneten Pentateuchos, gehört demnach in diese Periode, und es ist möglich, daß man manches nach dem jetzt geltenden System modificirte, indem man zur Absicht hatte, in der

veranstalteten Sammlung zugleich einen Religionskanon aufzustellen. Alles dies aber konnte nicht hindern, daß nicht fortan der religiöse Charakter eine große Veränderung erlitten hätte; vielmehr war es wohl eben das Verharren der neuen Staats- und Religionsbegründer bei dem Mosaismus, welches jene Veränderung nur um so schneller herbeiführte. Vergebens hat man sich stets gegen die Gewalt des Zeitgeistes gesträubt, wenn durch alle Umstände eine Veränderung der Dinge reif war. Unter den jetzt obwaltenden Conjuncturen kam man aber weder in politischer noch in religiöser Hinsicht mit dem alten Mosaismus aus, der jetzt nur Veranlassung zu mangelhaften Einrichtungen und Dogmen werden konnte, welche bald genug politische Vernichtung der Nation und Trennung derselben in intellektueller Hinsicht zur Folge hatte. Nachdem das Persische Reich, wovon Palästina eine Satrapie ausgemacht hatte, durch Alexander gefallen, und die Juden seinem großen Reich einverleibt waren, das nach seinem Tode wieder in mehrere zerfiel, erführen sie bedeutende Veränderungen. Eine große Anzahl derselben wurde schon unter Alexander nach Alexandria gezogen, um die neue Hauptstadt schnell bevölkern zu helfen. Nach des Eroberers Tode fiel (322—167 vor Chr. Geb.) Judäa abwechselnd unter die Macedonischen Beherrscher von Aegypten und Syrien, die Ptolemäer und Seleuciden, und wurde durch seine Lage zwischen Syrien und Aegypten fast immer der Schauplatz der Kriege, die zwischen den Beherrschern beider Länder geführt wurden, bis es endlich ganz unter Syrien fiel. Da die Seleuciden die Juden in Religion und Sitte ganz gräcisiren wollten, diese aber widerstrebten, so kam es von der einen Seite zu gewaltigen Verfolgungen, von der andern zu blutigem Kampf für Religion und Freiheit, und unter der Heldenfamilie der Priester, die wir Makkabäer nennen, endlich zu errungenem Sieg. Als aber nach 50 Jahren der Freiheit die Römer zu Schiedsrichtern der Uneinigkeit in der Regentenfamilie gerufen wurden, schlichtete die große Nation den Streit nach Römersitte, d. h. sie selber gab dem Volke Könige, abhängig von Rom, und zum noch größeren Schmerz für die Juden, nicht einmal aus dem Volke Jehovahs. Aufs höchste spannte dies des Volkes messianische Hoffnungen. So viele auf einander folgende Verbindungen, in welche die Nation mit andern Nationen kam, konnten unmöglich ohne bleibende Spuren auch in intellektueller Hinsicht vorübergehen. Schon durch den Einfluß des Parsismus hatte der wiederhergestellte Mosaismus nicht ganz unverändert bleiben können; eben so wenig vermochten die Juden nachher den Einfluß der Ptolemäer, Seleuciden und Römer, und das Eindringen griechischer Philosopheme abzuwehren. Unter Esra und Nehemia bereits verhallte die Stimme der Propheten; an diese Stelle der Lehrer traten nun Gelehrte; Studium und Speculation begann; Volksglaube und Philosophie trennten sich, und die Philosophen selbst theilten sich in mehrere Secten. Den orthodoxen Pharisäern standen gegenüber die heterodoxen Sadducäer und Essäer; und kein Hoherpriester, der an der Spitze des Volks stand, kein Sanhedrin vermochte zu verhindern, daß sich nicht auch das Volk, das sich schon in den Samaritanern eine Religionspartei gegenüber sah, in diese Parteien getheilt hätte. Nicht unwahrscheinlich setzt man in diese Zeit auch den Ursprung des, neben der Rabbinen-Philosophie bestehenden und von den feinsten Köpfen der Nation ausgebildeten, Kabbalismus; jüngern Ursprungs ist nur der Philonismus, welchem die Therapeuten den Weg bahnten. Von besonders wichtigem Einfluß war Aegypten. Schon 600 Jahre vor Christi Geburt war eine Colonie dorthin ausgewandert;

Alexander, um seine neue Hauptstadt zu bevölkern, hatte 336 J. vor Chr. Geb. wiederum eine große Colonie dahin gezogen; Ptolemäus Lagi führte 320 J. v. Chr. Geb. hunderttausend gefangene Juden dahin, und ließ acht Jahre darauf noch eine ansehnliche Colonie folgen, die sich so stark vermehrte, daß unter Augusts Regierung an eine Million Juden sich in Aegypten befand. Hier nun, in Alexandria, mischte sich der Aegyptische und jüdische Nationalcharakter, und eine höhere, Aegyptisch-Griechische, Kultur begann. Hier, wo Pythagoräischer Aberglaube und Platonische Philosophie mit Orientalism verschmolzen waren, entwickelte sich der Keim zur Schwärmerei, Mysticismus und Mönchsgeist, der in der hellenistischen Philosophie, d. i. einer Griechischen, durch Vermischung sehr verunstalteten, sich ausbildete. Aus diesen Veränderungen im Geiste der Juden erfolgte noch eine in ihrer Sprache, die durch ihre Folgen von nicht geringer Erheblichkeit ist. Die in Aegypten gräcisirten Juden entfernten sich, außer andern Punkten, von den Palästinischen Juden auch in dem, daß sie die heiligen Schriften ihrer Nation in Griechischer Sprache, als der ihnen geläufigeren, verlangten. So entstand die Alexandrinische Uebersetzung, die Uebersetzung der 70 Dolmetscher (Septuaginta), die nicht nur in Aegypten, sondern auch in andern Provinzen und selbst in Palästina so allgemeinen Beifall fand, daß sie gewiß zur Verbreitung der Griechischen Sprache und Literatur in diesem Lande das meiste beigetragen, und am meisten gewirkt hat, den Grundtext größtentheils zu verdrängen. Zwar gab es unter den eifrigen Juden von jeher Gegner des Griechischen Gesetzes, allein ihre Sprache konnten sie nicht retten, und ihrem Kanon nicht den Vorzug sichern. Mehr und mehr hatten die Palästinischen Juden unter den Seleuciden ihre Mundart in den Syrochaldäischen Dialekt umgebildet, so daß das alte Hebräische ganz erstarb, und man es schon geraume Zeit vor Christus als gelehrte Sprache anzusehn hatte. Der vorzulesende Text mußte Syrochaldäisch erklärt oder durch die Griechische Uebersetzung erläutert werden, und späterhin entartete die Sprache immer mehr. Nach Christus entstand das sogenannte Targum, und nach Zerstreuung der Nation das Gemisch, welches wir Rabbinisch nennen. Kein Wunder, wenn die Septuaginta auch in Palästina ihr Ansehn behauptete, und im apostolischen Zeitalter den Grundtext schon größtentheils verdrängt hatte; ein Umstand, der, so geringfügig er scheinen mag, doch für Jahrhunderte von nicht zu berechnenden Folgen gewesen ist. dd.

Hebriden (oder Western Islands), eine an der Westseite von Schottland gelegene Gruppe von ungefähr 300 Inseln. Bewohnt sind jedoch nur etliche 40 derselben, deren gesammte Volksmenge auf 60,000 Seelen gerechnet wird. Die vornehmsten sind Sky mit 15,000, Ila mit 8000 und Mull mit 5000 Einwohnern. Sie liefern Metalle, Marmor, allerlei andere Steinarten, Thon u. s. w., und sind zur Schafzucht und Fischerei bequem. Auch Vögel von mancherlei Art haben ihre Herberge in den schwer ersteiglichen Klippen der Inseln, unter welchen sich viele Adler und Solangänse finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgesucht werden. Der Getraidebau gedeihet nur an wenig Orten, besser die Viehzucht. Aus dem Seegras bereitet man viele Sode zum Gebrauch der Englischen Glasfabriken. Die Lage der Einwohner ist sehr unglücklich, denn der größte Theil des Bodens ist das Eigenthum Schottischer Stammhäupter, deren Pachter den armen Landmann auf das äußerste bedrücken. Er muß schwere Frohndienste thun, kann nach Willkühr vertrieben wer-

den, und lebt fast ohne Eigenthum mit dem wenigen Vieh, das er zum Landbau unumgänglich nöthig hat. Nur die persönliche Freiheit bleibt ihm, und diese ist von vielen Wohlhabendern zu Auswanderungen nach Amerika benutzt worden. Von einigen Gutsherren aber, welche selbst auf ihren Gütern leben, ist diese Härte gemildert worden. — Die neuen Hebriden sind eine Gruppe von 12 großen und vielen kleinen Inseln in Australien.

Hecate, eine Tochter des Tartarus, nach Andern der Nacht; noch Andere nennen Jupiter als ihren Vater, der sie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit der Asteria, bald mit der Phoëba, einer Tochter des Aeolus, gezeugt haben soll. Sie war eine unterirdische und der Magie vorstehende Göttin. Von der Juno den Nymphen zur Erziehung übergeben, entwandte sie die Schminkbüchse der Götterkönigin, und gab sie der Europa, der Tochter des Phönix. Als Juno sie dafür bestrafen wollte, flüchtete sie zuerst zu einer Gebärenden, und dann in das Gefolg eines Leichenzuges. Die dadurch Verunreinigte ließ Jupiter durch die Kabiren am acherusischen Pfuhle reinigen, und seitdem ward sie eine unterirdische Göttin. Andere erzählen andere Geschichten von ihr. Hesiod sagt: ihre Macht erstreckte sich über die Erde und das Meer; sie hatte unter den Gestirnen einen Platz und genoß vorzüglicher Ehre unter den Unsterblichen. Ehren und Güter verleiht sie dem, den sie begünstigt. Den Kriegern gibt sie den Sieg, sitzt dem Richter zur Seite, ist dem Processeführenden hilfreich, so wie den Wettkämpfern, segnet den Fischer mit reichlichem Fang, den Hirten mit Heerden, und befördert das Gedeihen und Wachsthum der Jugend. Alle Zauberkräfte der Natur stehen ihr zu Gebote. Späterhin ward sie das Symbol des Mondes, und war dann mit Diana einerlei. Aber ihre Macht erstreckte sich bis über die Unterwelt, und daher heißt sie auch unterirdische Diana. Ueberhaupt nennt man sie als unterirdische Göttin Hecate, im Himmel Selene, und auf der Erde Artemis oder Diana. Die Zauberer und Hexen flehten vor allen ihren Beistand an, und suchten sie bei ihren Beschwörungen sich geneigt zu machen. Man opferte ihr auf Scheidewegen, und vorzüglich Hunde. In Aegina wurden ihr jährlich geheimnißvolle Feste gefeiert. Ihre Gestalt war furchtbar; sie hatte Schlangenfüße, und Schlangen zischten um ihren Hals und ihre Schultern. In Rücksicht auf ihre dreifache Beziehung wurde sie mit drei Gesichtern oder Köpfen gebildet; daher hieß sie auch die Dreigestaltete. In den schönern Zeiten der Kunst bildete man sie nur mit drei Gesichtern der jungfräulichen Diana; auf Gemmen findet man verschiedene Abbildungen.

Hecatombe, bei den Griechen ursprünglich ein Opfer von hundert Stieren, dann aber überhaupt von hundert Thieren. Einige erklären die Entstehung des Namens aus einer tropischen Figur bei Dichtern, so daß er nur im Allgemeinen ein Opfer von vielen Thieren bedeuten soll, und führen an, daß man in gleicher Bedeutung Chiliomben, Opfer von tausend Thieren, gehabt habe.

Hecla, ein feuerspeiender Berg auf Island. Er ist 5600 Fuß hoch, und theilt sich in drei Spitzen, von denen die mittlere die höchste ist. Die Einwohner nennen ihn in ihrer Sprache Heclu Fiall. Sein letzter Ausbruch war im J. 1766, und dauerte vom 5. April bis zum 7. September.

Hector, des Priamus und der Hecuba Sohn, der tapferste im Heere der Trojaner, dessen Oberbefehlshaber er war. Seine Gemahlin war des Cilicischen Königs Eetion Tochter, Andromache, mit der er

den Astyanax oder Scamander, nach Andern auch den Laodamas und Amphinous zeugte. Seine tapfern Thaten besingt Homer in der Ilias. In der Schlacht bekämpft er die Helden der Griechen, und drängt sie oft hart; sein Wort und Beispiel ermuthigt die Trojaner aufs neue, so oft ihre Kraft zu erschlaffen beginnt; im Rath empfiehlt er Ausdauer, Einigkeit und Verachtung der Gefahr. Troja ist unüberwindlich durch ihn. Als er aber Patroclus, des Achilles Freund, erlegt hatte, und dieser, des Haders mit Agamemnon uneingedenk, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genossen zu rächen, da erreichte ihn selbst das dunkle Verhängniß. Er fiel von Achilles durchbohrt; sein Leichnam ward von dem Sieger geschleift, und sodann für ein Lösegeld dem Priamus überlassen, der ihn feierlich bestatten ließ. Unstreitig ist Hector der trefflichste Held in der Ilias. An Tapferkeit keinem weichend, erliegt er dem Achilles nicht, weil ihn derselbe an Muth übertrifft, sondern weil er, von langen Kämpfen und Wunden ermattet, einen Zweikampf eingeht, in welchem er des Deiphobus Hilfe vertraut, in dessen erlogener Gestalt Minerva ihn täuscht und verläßt. An Menschlichkeit aber übertrifft Hector alle; zu den schönsten Episoden der Iliade gehört sein Abschied von der Andromache, in welchem er die reinsten und schönsten Gefühle als Fürst, Gemahl und Vater ausdrückt.

Hecuba, eine Tochter des Thracischen Königs Dymas, nach Andern des Eisens, oder des Flusses Sangarius, und der Metope. Sie war die zweite rechtmäßige Gemahlin des Priamus, Königs von Troja, dem sie zuerst den Hector, sodann den Paris gebar. Als sie mit letzterm schwanger ging, träumte ihr, daß sie eine Fackel zur Welt brächte, welche ganz Troja verzehrte. Die darüber befragten Wahrsager deuteten den Traum dahin, daß der Sohn, den sie in ihrem Schooße trage, den Untergang des Reichs herbeiführen werde. Er ward deshalb ausgesetzt, aber auf eine wunderbare Weise gerettet. Hecuba gebar darauf noch die Creusa, Laodice, Polyxena und Cassandra, desgleichen den Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polidorus und Troilus. Nach der Eroberung Troja's fiel die unglückliche Fürstin dem Ulysses als Beute anheim. Voll Verzweiflung über ihr Mißgeschick, sich zur Sklavin erniedrigt zu sehen, reizte sie den Zorn der Griechen durch Schmähungen, und ward von ihnen gesteinigt. Statt ihres Leichnams aber fand man unter den Steinen einen Hund. Nach Andern stürzte sie sich ins Meer, und ward in einen Hund verwandelt. Die alten Tragiker haben sie vielfältig auf die Bühne gebracht, und schildern sie als eine edle Fürstin, zärtliche Mutter und tugendhafte Gattin, an der das ewige Verhängniß seine unwandelbare Allmacht bewährte.

Heer (stehendes). Man hat mit diesem Namen in der neuern Periode der Kriegsgeschichte nur diejenigen Truppenmassen belegt, welche auch in Friedenszeiten zur innern und äussern Sicherheit des Staats unter den Waffen erhalten, zum Kriegsdienste gebildet, und für diesen Dienste vom Staate besoldet werden (daher Soldaten im eigentlichen Sinne); es mögen diese Truppen übrigens zum Kriegsdienste gesetzlich verpflichtet, oder nicht verpflichtet seyn, und im letztern Fall aus Inländern oder Ausländern bestehen. Stehende Heere in diesem Sinne finden wir erst in den Monarchien der neuern Zeit, als durch die Erfindung des Schießpulvers und durch den allgemeinern Gebrauch des Feuergewehrs der Krieg allmählich eine ganz neue Gestalt gewann und

zu einer Kunst erhoben wurde, bei welcher im Allgemeinen weniger die persönliche Tapferkeit, als eine besondere Gewandtheit und mechanische Fertigkeit gilt, welche durch fortdauernde Uebung erworben werden muß. Die ersten stehenden Truppen waren Söldner, und neben ihnen diente die Lehnmiliz, welche in Kriegszeiten aufgeboten wurde (auch in Deutschland); einige Zeit noch fort, verfiel aber immer mehr, je mehr sich Kriegskunst und Kriegsdisciplin durch die stehenden Truppen ausbildeten. Theils die Kosten der Söldner aber, welche mit der Vermehrung der Truppen stiegen, theils die Sicherheit des Staats, welche nicht lediglich gedungenen Truppen überlassen seyn darf, machten es nothwendig, daß ein durch Bevölkerung, Größe, geographische und politische Lage, endlich auch durch Cultur des Staats bestimmter, und daher nicht immer gleich großer Theil waffenfähiger Bürger fortdauernd unter die Waffen treten mußte, und in Verbindung mit jenen auf Kosten des Staats besoldet wurde; und dieses werden im eigentlichen Sinne stehende Truppen genannt. Gewöhnlich versetzt man die Einführung der stehenden Heere unter die Regierung Carls VII., Königs von Frankreich (reg. 1423 bis 1461), welcher durch dieses Institut seine empörerischen Vasallen im Zaume hielt, und die königliche Macht nicht wenig vergrößerte. Schon König Philip August führte zu diesem Zweck, und zum Besten der innern und äußern Sicherheit, während ein großer Theil seiner Vasallen sich an die Kreuzfahrer angeschlossen, und dadurch die Krone hilflos gelassen hatte, um 1215 die Gemeindetruppen (troupes des communes, communiae; communitates parochiarum, Communitäten) ein, welche aus den Bewohnern der Städte und Dörfer ausgehoben wurden, und deren eine Stadt nicht über 4 bis 500 stellte. Diese dienten auf Kosten der Städte, und nur in einer bestimmten Entfernung von ihrem Orte, neben den Lehenstruppen; durch sie wuchs die Macht der Städte, so daß die Bürger sich neben der Ritterschaft und im Gegensatze derselben zu einem besondern Stand, auch im Kriege geschieden, ausbildeten. Uebrigens wurden diese Gemeindetruppen, wie die Lehnstruppen, nur zur Zeit der Noth aufgeboten. So bestanden nun die Truppen Philipps und seiner Nachfolger aus Lehnsmiliz, Gemeindetruppen, und allerhand irregulären Truppen, welche in Sold genommen wurden (daher soldats, soudoyers), und gewisse Gesellschaften (compagnies) bildeten. Die Mangelhaftigkeit der erstern, welche sich oft gegenseitig befehdeten und dem Aufgebote wenig Folge leisteten, und die Räubereien der letztern, welche dem Staate so lästig wurden, daß schon Carl V. darauf denken mußte, sich ihrer zu entledigen, bewogen Carl VII., der Stifter einer bessern Kriegsdisciplin zu werden. Zu dieser legte er nach weisen Berathungen mit vielen Großen seines Reichs im Jahre 1445 den Grund. Er erwählte nämlich 15 Hauptleute (capitains). Diesen befahl er, aus allen vorhandenen Truppen die bravsten Leute auszuwählen, um aus ihnen eben so viele Compagnien zu bilden. Diese Compagnien erhielten den, vielleicht schon früher zur Auszeichnung einiger königlichen Truppen gebrauchten Namen compagnies d'ordonnances, und sollten in Kriegs- und Friedenszeiten auf Kosten der Bürger und Bauern erhalten werden. Anfangs bestand jede dieser Compagnien aus 600 Mann Reitern (gensdarmes), die Volontairs abgerechnet, welche sich bald in großer Menge an dieselben anschlossen, und wurden in die Städte vertheilt. Von jetzt an kam das Ritterwesen immer mehr in Verfall, und die Vasallen stellten ihre Truppen nur in außerordentlichen Nothfällen zum Dienste, doch wurde die Lehnsmiliz

erst im 15ten Jahrhunderte von den Söldnern ganz verdrängt. Im J. 1448 errichtete er auch eine angemessene Infanterie, aus Scharfschützen (francarchers) bestehend, welche, verbunden mit erstern, bald ein ansehnliches Heer bildeten. Hier in Frankreich bildete sich also auch zuerst der Kriegsdienst und die Kriegsdisciplin aus (s. über diesen Gegenstand Daniel histoire de la milice françoise etc.), und ging von da auf andere Länder in Europa über. Mit Vermehrung der stehenden Truppen in Frankreich und mit dem Wachsthum des Geldreichthums vermehrten sich auch die stehenden Heere anderer Staaten, namentlich Hollands, Englands und Deutschlands. Ist diese Vermehrung auf dem höchsten Punkt gestiegen, so daß die Entscheidung der Kriege wiederum von den Massen abhängig gemacht werden muß, so verbreitet sich die Verpflichtung zum Kriegsdienst allmählich auch über die übrigen Theile der Bürger, und es wird ein nach Culturstufe, Bevölkerung und Bedürfniß eines Staats modificirtes Conscriptionssystem eingeführt; wodurch eine nach Jahren bestimmte Klasse waffenfähiger Bürger auf eine größere oder geringere Reihe von Jahren zum Kriegsdienste gerufen werden. Dadurch werden die stehenden Heere und der Kriegerstand als ein besonderer Stand allmählig wieder aufgehoben, indem mit wenigen Ausnahmen alle waffenfähige Bürger zur Sicherheit ihres Staats zum Kriegsdienste geübt und zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet, die Truppenzahl selbst aber dem natürlichen Verhältnisse der Staaten gegen einander dadurch angemessener, die Kriegsdisciplin freier und edler wird. T.

Heerbann, das Aufgebot, welches im Mittelalter der Lehnsherr bei bevorstehendem Krieg an seine Vasallen ergehen ließ, und vermöge dessen sie sich nebst ihren Leuten bewaffnet bei ihm einfinden mußten. Die Begleitung selbst, die sie ihrem Lehnsherrn im Kriege leisten mußten, hieß die Heeresfolge. Wiewohl diese Begriffe seit Einführung der stehenden Heere geruhet haben, so erinnern doch die neuesten Kriege, in denen die Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, in Anspruch genommen wird, wieder daran, und wir sehen sie somit aufs neue im möglichst größten Umfang in Ausübung gebracht.

Heergeräth bedeutet eigentlich die nöthigsten Geräthschaften eines ins Feld ziehenden Kriegers. Bei unsern Vorfahren folgten die Söhne nicht allein in die Lehen, sondern auch in die Allodien (s. dies. Art.) als Erben; und da zugleich die Waffen ein Zubehör der Aecker waren, so gehörten auch diese zu der bloß männlichen Verlassenschaft. Daher ist noch jetzt hin und wieder das Heergeräth ein gewisser Theil der Verlassenschaft, der bloß auf die nächsten Agnaten männlichen Geschlechts (Schwertmagen genannt) vererbt werden kann. Was dazu gerechnet wird, hängt von jedes Orts besondern Statuten ab; nach Sächsischem Rechte gehört dazu das beste Pferd, gesattelt und gezäumt, Harnisch, Schwert, tägliche Kleidung des Verstorbenen, Heergefühl, zwei Leilachen oder Betttücher, Tischtuch, zwei Becken, ein Fischkessel, ein Handtuch und ein Schüsselring oder Dreifuß. Geistliche hatten keinen Antheil am Heergeräthe, sondern an der Gerade (s. d. Art.)

Heermeister, s. Johanniterorden.

Hegira (Hedschra) heißt im Arabischen die Flucht. Vorzugsweise bezeichnen die Muhammedaner damit die Flucht Muhameds, ihres Propheten, von Mecca nach Jatreb, welcher Ort in der Folge den Namen Medina al Nabi, d. h. Prophetenstadt, erhielt. Von dieser Flucht, welche sie auf den 16. Juli des 621sten Jahrs nach Christi

Geburt setzen, fängt ihre Zeitrechnung an. Will man die Jahre der Hedschra auf die christliche Zeitrechnung reduciren, ohne daß dabei eine strenge Genauigkeit beabsichtigt wird, so geschieht dies auf folgende Weise. Da das muhammedanische Jahr ein Mondjahr von 354 Tagen ist, so betragen 33 muhamedanische Jahre nur 32 christliche oder Sonnenjahre. Man zieht daher von der mahommedanischen Jahrzahl für jede 33 Jahre eins ab, und rechnet 622 hinzu. So ist z. B. das Jahr 1000 der muhammedanischen Zeitrechnung ungefähr gleich dem J. 1589 der unsrigen. Wem es auf größere Genauigkeit ankommt, der bediene sich der Tabellen, welche Wahl u. A. geliefert haben.

Heidegger (Johann Jacob), Oberaufseher der öffentlichen Vergnügungen zu London unter der Regierung Georg II., war der Sohn eines Geistlichen und um das J. 1660 zu Zürich geboren. Die Geschichte verschweigt seine frühern Schicksale, sagt aber von ihm, daß er schon verheirathet wegen einer Liebesintrigue sein Vaterland verließ. In der demüthigen Gestalt eines Bedienten sah er die vornehmsten Städte Europa's, und bildete auf diesen Reisen seinen Geschmack für alle Gegenstände des feinen Lebensgenusses. Vierzig bis fünfzig Jahre alt ging er nach England, wo ihm seine Gewandtheit und Jovialität in der vornehmen Welt bald Freunde erwarben. Man nannte ihn nur den Schweizergrafen. Die einsichtsvollen Bemerkungen, die er über verschiedene Mängel in der damaligen Aufführung der Opern machte, und seine Anweisungen, um die Belustigungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen, brachten ihn bald in den Ruf eines guten Kunstrichters. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige prächtige und geschmackvolle Decorationen, die nach seiner Angabe auf der Schaubühne angebracht wurden, gefielen dem König, der die Oper liebte, so wohl, daß er ihm bald darauf die Oberaufsicht über das Opernhaus ertheilte. Er machte sich hierauf an die Verschönerung der Maskeraden, an welchen der König nicht weniger Gefallen hatte, und führte auch über diese auf dem königlichen Theater die Aufsicht. Endlich ward er zum Oberaufseher aller öffentlichen Vergnügungen ernannt. Sein Kredit war so allgemein, daß kein glänzendes Gastmahl ohne seinen Rath und seine Anordnung gegeben wurde. Die verschiedenen Aemter verschafften ihm ein jährliches Einkommen von 5000 Pfund, die er mit einer fast beispiellosen Freigebigkeit verbrauchte, so daß er nie etwas übrig hatte. Er war wohl gewachsen, aber von einer so auffallend häßlichen Gesichtsbildung, daß er gegen den Grafen Chesterfield eine Wette gewann, daß kein häßlicheres Gesicht, als das seine, in London zu finden sey. Er starb im J. 1749 in dem hohen Alter von 90 Jahren.

Heidelberg, eine schön gelegene Stadt am Neckar, einst die Residenz der Kurfürsten von der Pfalz, gehört seit 1802 dem Großherzog von Baden. Sie hat gegenwärtig 11,000 Einwohner, war aber vormals viel bedeutender. Die dasige Universität, welche 1386 gestiftet wurde, ist nach Prag die erste und älteste in Deutschland; sie war überaus besucht, verlor jedoch sehr durch den dreißigjährigen Krieg, der hier heftig wüthete. Zu Folge der neuen Einrichtung, welche sie 1803 erhalten hat, betragen ihre jährlichen Einkünfte 50,000 Gulden; die theologische Facultät erhielt 9 Lehrer für Katholiken, Lutheraner und Reformirte, die juristische 5; die medicinische 6 und die philosophische 4 Lehrer für die allgemeine Sektion. Rector magnificus ist der Großherzog selbst. Außer andern zweckmäßigen Anstalten, welche eingerichtet worden, ist der Schloßgarten in einen ökonomischen Garten und Forst-

plantage verwandelt worden. Die ehemalige Heidelberger Bibliothek, welche Scaliger der Vaticanischen vorzog, wurde, nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly 1622, vom Herzog Maximilian von Bayern dem Papst Gregor XV, geschenkt, welcher sie im folgenden Jahre nach Rom abholen ließ, wo Urban VIII. ein eigenes großes Zimmer für dieselbe in der Vaticanischen Bibliothek anwies. Aus dieser Bibliothek hatten die Franzosen 38 griechische und lateinische Schriftsteller, in handschriftlichen Exemplaren, nach Paris geschleppt, welche der Professor Wilken, aus Auftrag der Badischen Regierung, im J. 1815. reclamirte, und auch glücklicher Weise mit zurückbrachte. Diese Reclamation veranlaßte eine zweyte an den Pabst, daß er auch die in der Vaticanischen Sammlung noch befindlichen 847 Manuscripte und Werke aus der Bibliotheca palatina zurückgeben möchte, und man war, durch die Verwendung des Oesterreichischen Hofes so glücklich, auch hier eine willfährige Antwort zu erhalten; Professor Wilken reiste hierauf nach Rom, und im Jul. 1816 kam er mit diesen literarischen Schätzen wieder in Heidelberg an. Es befinden sich unter denselben sehr viele schätzbare deutsche Manuscripte, unter denen man aber gerade die bedeutendsten, Oderich und die Niebelungen vermißt. Nach dem im dreißigjährigen Kriege ausgeführten Raube, wurde in Heidelberg eine neue Bibliothek angelegt, von welcher des berühmten Johann Georg Grävius Büchersammlung die Grundlage ausmacht. Sie besteht aus mehr als 30,000 Bänden. Im Jahr 1784 wurde die sogenannte Cameral hohe Schule von Lautern nebst der kurfürstlichen ökonomischen Gesellschaft hieher verlegt, und erstere gewissermaßen mit der Universität vereinigt. Die Stadt hat bedeutende Fabriken in Kattun, seidenen Strümpfen, Papier- und Wollentapeten u. s. w. Das alte Schloß ist theils in den Jahren 1689 und 1693 von den Franzosen, theils 1764 durch den Blitzstrahl zerstört worden. Das bekannte Heidelberger Faß hält gegen 250 Fuder. Es wurde 1751 neu erbaut, ist aber wieder schadhaft.

Heiden. Ungläubige heißen in der heiligen Schrift und dem Sprachgebrauche der christlichen Kirche bis in das Mittelalter alle Menschen, die weder Juden noch Christen sind, daher zu den Zeiten der Kreuzzüge auch die Türken noch unter die Heiden gerechnet wurden; jetzt, da man den Muhamedanern die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, sie, wie die Bekenner des Christenthums und des Judenthums, zu den Verehrern des wahren, einigen Gottes zu zählen, versteht die Umgangssprache unter Heiden alle, die sich nicht zu diesen drey vorzüglichsten Religionen bekennen. Dieser, wie erhellt, nur negative Begriff ward von jeher unter Juden und Christen um des Gegensatzes willen häufig gebraucht; was man als gottlos, bös und lasterhaft schildern wollte, nannte man mit einem Worte heidnisch, und der heil. Augustinus will auch die Tugenden der Heiden nur für glänzende Laster gelten lassen. Uebrigens hat der Ausdruck „Heiden" historischen Grund. Als sich das Christenthum im Römischen Reiche verbreitete, faßte es zuerst in den Städten Fuß, auf dem flachen Land, in den Dörfern erhielt sich die Volksreligion der Griechen und Römer noch lange, nachdem das Christenthum im Römischen Reiche schon herrschend geworden war, daher die Verehrer der alten Götter von den christlichen Städten pagani, d. h. Landbewohner genannt wurden. Eben so verhielt es sich in Deutschland. Das Christenthum fand auch zuerst in den Städten Eingang, in Wäldern und Heiden dienten die Landbewohner (nach dem Altdeutschen Ausdrucke „Heiden") den alten Göttern

noch lange, weshalb Heide oder Götzendiener bei uns gleichbedeutend ist. Unter dem Ausdrucke: Heidenthum, werden die gesammten Volksreligionen oder Völker verstanden, die es außer dem Gebiete des Christenthums, des Judenthums und des Islamismus auf Erden gibt.

Heilig nennen wir, was vom Gemeinen abgesondert und dem höchsten Wesen entweder eigen oder vorzugsweise gewidmet ist. Die Ideen der Wahrheit und Tugend, die Gefühle einer reinen Liebe und Freundschaft sind heilig, denn sie erheben über das Gemeine und führen zu Gott. Der Inbegriff heiliger Gedanken und Empfindungen ist die Religion, und daher alles heilig, was durch eine ausschließlich religiöse Bestimmung ausgezeichnet und vor jeder Vermischung mit dem Gemeinen bewahrt, oder wegen seiner religiösen Bedeutung und Würde vorzüglich geehrt und für unverletzlich gehalten wird. Heiligthümer, heil. Oerter, Symbole, Palladien hat jedes Volk, das der ersten Wildheit entwachsen ist; in der Achtung gegen etwas Heiliges erkennen wir die erste Spur der Menschlichkeit. Menschen, denen nichts heilig ist, haben sich entweder noch nicht über den Zustand thierischer Roheit erhoben, oder ihre Humanität durch Verwilderung und Entartung aufgegeben. Wird der Begriff des Heiligen in irgend einem Wesen personificirt gedacht, so muß er schon eine sittliche Bedeutung erhalten haben. Der Sprachgebrauch der ersten beiden Jahrhunderte zeichnete fromme Personen und insbesondere Bischöfe noch bei ihrem Leben durch den Ehrennamen Heilige aus, ohne dadurch etwas anders sagen zu wollen, als was wir unter dem Prädicat: „Ehrwürdige, dem Dienste Gottes geheiligte," zu verstehen pflegen. Sehr entfernt hat sich indeß von dieser einfachen Vorstellungsart der künstliche Begriff, den sich die christliche Kirche seit dem 4ten Jahrhunderte von den Heiligen gebildet und zu einer der wirksamsten Glaubenslehren gemacht hat. Und dazu trugen die in den heidnischen Volksreligionen schon vorhandenen Vorstellungen von Heroen, Halbgöttern, vergötterten Menschen und die Idealе der Philosophen von menschlicher Größe nicht wenig bei. Die Märtyrer des christlichen Glaubens, die unter den Verfolgungen der ersten Jahrhunderte Hab und Gut, Freiheit und Leben um ihrem Bekenntnisse treu zu bleiben, heldenmüthig hingaben, wurden die Heroen der Christenheit, aber edlere, an Sinn und Wandel bei weitem reinere Heilige. Die Kirche war ihres Ruhmes voll, sie wurden bald Trabanten und Diener, bald Freunde und Vertraute Gottes, bald Beschützer des menschlichen Geschlechts genannt, an Rang nicht selten über die Engel gesetzt, und nach dem fast einstimmigen Zeugnisse der angesehensten Kirchenväter des 4ten und 5ten Jahrhunderts in öffentlichen Reden und Predigten als mächtige Fürbitter bei Gott, als Helfer in allen Nöthen gepriesen und angerufen; ja von ihrem vereinigten Gebete hoffte man die Aufhebung der Sünden ganzer Völker, und von der wunderthätigen Kraft ihrer Gebeine und Gräber kamen erstaunenswürdige Erzählungen und noch stärkere Versicherungen des Schutzes in allen Gefahren, den ihre Reliquien jedem Gläubigen leisten würden, in Umlauf. Glücklich war die Gegend des Grabes eines Heiligen, ihre Bewohner konnten ihm alle ihre Angelegenheiten anvertrauen, er wurde ihr Schutzheiliger. Aber jede Provinz, jede Stadt und Gemeinde begehrte eben so ihren eigenen Schutzheiligen, wie sie im Heidenthume ihren Schutzgott gehabt. Weil es nun unter christlichen Kaisern und Königen an Gelegenheit fehlte, die Märtyrerkrone zu verdienen, wurde das im 4ten Jahrhunderte entstandene Mönchswesen die ergiebigste Pflanzschule neuer Heiligen. Eine gewaltsame Un-

verdrückung der natürlichen Triebe, ein geflissentliches Aufreiben und Abmergeln des Körpers durch die seltsamsten Bußungen und Peinigungen, auf die nur die ausschweifendste Phantasie fallen und in deren Erduldung nur der finsterste Aberglaube ein Werk der Frömmigkeit und Gottesverehrung finden konnte, vor allen die Stiftung geistlicher Orden, deren Regel alle diese Uebungen mit sich brachte, wurde nun ein sicherer Weg zu der Ehre, den älteren Märtyrern gleichgestellt und von der Kirche unter die Heiligen erhoben zu werden. Zwar wurden auch vorzügliche Verdienste um die Kirche mit dieser Auszeichnung belohnt, allein die meisten der in Calendern und Legenden prangenden Heiligen sind es entweder nicht viel mehr als dem Namen nach, oder doch nur solche, die der gemeine Sprachgebrauch die wunderlichen nennt. Es konnte auch nicht fehlen, daß mancher Unwürdige zu dieser Ehre kam, da das Recht, heilig zu sprechen, von jedem Bischof in seinem Sprengel ausgeübt und oft zu leicht genommen wurde. Die Synode zu Frankfurth am Main im Jahr 794 verbot zwar die Anrufung neuer Heiligen, und Carl der Große schärfte ihren Beschluß 805 wieder ein; aber dies heilte den Clerus und das Volk immer nicht von der einmal eingerissenen Sucht, neue Heilige zu creiren. Daher übernahm es endlich der Papst selbst, Ordnung in diese wichtige kirchliche Angelegenheit zu bringen. Johann der XV. gab 993 das erste Beispiel einer päpstlichen und darum für die ganze katholische Christenheit gültigen Heiligsprechung, da es früher der Willkühr überlassen gewesen war, ob die in einem Sprengel ernannten Heiligen auch in andern verehrt werden sollten, und Alexander III. erklärte das Heiligsprechen 1170 für ein ausschließliches Recht des päpstlichen Stuhles. Er nannte die Heiligsprechung zuerst Canonisation, weil der Name des neuen Heiligen dabei in den Canon der Messe, d. h. in die Gebete der Abendmahlsliturgie eingetragen wurde. Dieser Act erfolgte oft lange Jahre nach der Beatification, vermöge welcher die durch heiligen Wandel und gewirkte Wunder empfohlnen Frommen bald nach ihrem Tode die Anwartschaft zur Canonisation erhielten. Mancher blieb selig, ohne heilig gesprochen zu werden; daher man die Heiligen von den bloß Seligen unterscheiden muß. Laien konnten höchst selten und nur durch die ausgezeichnetste Pietät und Ergebenheit gegen die Kirche zur Ehre der Canonisation gelangen, und es darf nicht befremden, daß unter den Heiligen nur wenige Fürsten sind. Sie mußten entweder, wie Wladimir der Große (der heil. Basilius) von Rußland, Knut von Dänemark, Olav von Norwegen, Stephan von Ungarn sich durch Einführung und Beförderung des Christenthums in ihren Reichen, oder durch große Aufopferungen und Thaten, wie die Kaiser Carl der Große und Heinrich II., und ein exemplarisches Leben, wie die Prinzen Casimir von Polen und Wenzel von Böhmen, um die Kirche verdient gemacht, oder ihren Tod im Dienste derselben gefunden haben, wie Eduard I. von England und Ludwig IX. von Frankreich. Doch immer leichter, als die durch den Verkehr mit der Welt zu sehr gestörten Fürsten und Edlen, kamen ihre Frauen und Töchter in den Geruch der Heiligkeit, und selbst unter den Päpsten wurden wohl die aus den ersten Jahrhunderten als Märtyrer bekannten, aber von den durch politische und kirchliche Verdienste ausgezeichneten Nachfolgern des heil. Petrus in späteren Zeiten nur wenige, wie Leo und Gregor, die Großen, und nach einem Zwischenraume von beinahe 1000 Jahren erst wieder Pius V. 1712 heilig gesprochen, ob sie gleich alle das Prädikat Heiligkeit führten. Ueberhaupt fingen sie seit der Wiederbelebung der Wissenschaf-

ten im Abendlande an, sparsamer mit den Heiligsprechungen zu werden, da die philosophische Kritik den frommen Aberglauben vor ihren Richterstuhl zu ziehen, und mancher Fürst an der Unfehlbarkeit päpstlicher Ansprüche zu zweifeln wagte. Die Anerkennung der Canonisation Gregors VII. konnte Benedikt XIII. 1728 in Frankreich, Neapel und den Staaten des Deutschen Kaisers nicht erlangen; unbedenklicher war im folgenden Jahre die Apotheose (so nennt es eine Römische Münze) des Prager Brückenheiligen Johann von Nepomuk. Die neuesten Heiligen verdankt die katholische Kirche dem sechsten und siebenten Pius, welcher letztere noch 1803 den Card. J. M. Tommasi (Theatiner) canonisirte. Die Griechische Kirche erkennt die seit ihrer Trennung von der Lateinischen zu Rom creirten Heiligen freilich nicht an, dagegen hat sie mehrere eigne National- und Kirchenheilige, welche der katholischen Kirche aus Mangel an Nationalinteresse gleichgiltig und wegen abweichender Lehrmeinungen verhaßt sind. In dem Eifer für Heiligenverehrung überhaupt sind aber beide Kirchen sich gleich, und wer, der menschlicher Tugend Werth zu achten weiß und Gefühl für die Dankbarkeit hat, die man großen Verdiensten schuldig ist, möchte sich weigern, der kirchlichen Ansicht beizutreten, wenn sie es bei einem dankbaren Andenken an tugendhafte und verdiente Verstorbene hätte bewenden lassen. Denn mehr war die Heiligverehrung des zweiten und dritten Jahrhunderts nicht. Allein wie schwer es ist, im Gefühle für Gegenstände der Liebe und Achtung Maß zu halten, zumal wenn die Hoffnung eines eigenen Vortheils davon sich einmischt, zeigt der Uebergang jener einfachen und herzlichen Aeußerungen der Pietät gegen die Heiligen zum förmlichen Heiligendienst. Zwar hat die katholische und Griechische Kirche in ihren öffentlichen Bekenntnißschriften und durch ihre vorzüglichsten Lehrer zu allen Zeiten behauptet, daß unter Anrufung der Heiligen nichts anders als die Bitte um ihre Fürsprache bei Gott zu verstehen und ihre Verehrung eigentlich nur die Verehrung des wahren Gottes sey, dem man für ihre Tugenden und Verdienste zu danken habe; allein wenige denken bei der Verehrung der Heiligen an etwas anderes, als an einen Cultus, durch den man sie verherrliche, um sie günstig und die Erhörung der Gebete, die man an sie richtet, desto gewisser zu machen. Allgemeine und besondere Unfälle werden der Vernachlässigung dieses Dienstes und dem Zorne der Heiligen zugeschrieben, so wie glückliche Ereignisse ihrer Gunst und Wunder ihrer Kraft. Viele glauben, auf keinem andern Wege etwas von dem, der alles wirkt, erhalten zu können, als durch diese Vermittler, und mancher verläßt sich mehr auf sie, als auf Gott. Die Stadt, das Land, wo ein Heiliger gelebt hat, hält sich ihm besonders verpflichtet und seiner vorzüglichen Obhut gewärtig. So hat Palermo seine Rosalie, Neapel seinen Januar, Frankreich seine Dionys, Ungarn seinen Stephan, Rußland seinen Nicolaus, Andreas u. s. w. zum Schutzheiligen. Auch die verschiedenen Stände und Gewerbe der menschlichen Gesellschaft denken sich gewisse Heilige, die während ihres Lebens in irgend einem Bezuge mit ihnen gestanden als ihre Beschützer, wenig anders, als ihnen die Griechische und Römische Mythe ihre besondern Schutzgötter zutheilte, und wenn Mars in dem heil. Ritter Georg wieder auflebte, hat die Muse der Tonkunst an der heil. Cecilie eine würdige Nachfolgerin. Ja jene Schutzgeister und Genien, deren nach alter Mythe und Philosophie jeder Mensch einen hat, erscheinen in den Heiligen wieder, da jeder eifrige Katholik oder Grieche sich den Heiligen seines Namens zum Patron wählt, ihm vor andern dient und alles

durch ihn erwartet. Daher werden die Namen der Heiligen, wie sie jeglicher auf den Tag, der vom Papste oder den Patriarchen zu seiner festlichen Verehrung angewiesen worden, im Römischen und Russischen Calender stehen, unter diesen Glaubensverwandten häufig gefunden und die Feier des Namenstages hat für sie eine religiöse Bedeutung. Ein vorzügliches Beförderungsmittel dieser vielseitigen Verbreitung und Anwendung des Heiligendienstes waren die Heiligenbilder. Erst in den Vorhöfen und vor den Thüren der Kirchen zur Erinnerung an die Heiligen aufgestellt, wurden sie seit dem fünften Jahrhunderte nach und nach in das Innere der Kirchen versetzt und aus Erweckungsmitteln bald Gegenstände der Andacht. Wie stark auch Fürsten und Kirchenlehrer gegen den Bilderdienst eiferten (vergl. den Art. Bilderstürmer), sie konnten nur auf kurze Zeit dem Volke nehmen, was ihm einmal theuer geworden, und die bildende Kunst ließ sich nicht von einem Gebiete vertreiben, das seit dem Sturze der alten Götter ihre einzige Zuflucht war.

Heilkunst ist die Kunst, den kranken Zustand des Menschen zu entfernen. Der Arzt muß sich eine Idee bilden, sowohl von dem wiederherzustellenden gesunden Zustand, als von der Möglichkeit und den Mitteln, solche Idee bei dem gegenwärtigen kranken Zustande zu realisiren. Da diese Idee zuerst gebildet, und dann erst, und zwar nicht durch den Begriff selbst, sondern durch fremden Stoff realisirt wird; so tritt eben dadurch die Medicin in die Reihe der Künste, folglich auch der Arzt in die Reihe der Künstler. (Arzt und Heilkünstler können daher für synonym gehalten werden.) Von der Heilkunst unterscheidet sich die Heilkunde oder die Kenntniß, den kranken Zustand des Menschen zu entfernen. Beide unterscheiden sich wie der theoretische und praktische Theil eines Ganzen. H.

Heilmethode, auch Kurmethode genannt, heißt die Art, eine Kur, oder eigentlicher einen Kurplan auszuführen. Kurplan ist aber der Plan, den der Arzt zur methodischen Ausführung des Heilungsprocesses (so nennen wir die in einer gewissen Zeit, schneller oder langsamer erfolgenden Veränderungen, die die zur Bewirkung einer Kur angeordneten Heilmittel in dem kranken Körper hervorbringen) entwirft. Die Heilmethoden werden eingetheilt in allgemeine, generelle und specielle, je nachdem sie sich auf einen allgemeinen, oder generellen, oder speciellen krankhaften Zustand des Menschen richten. So ist die Methode gegen sthenische oder asthenische Krankheiten überhaupt, eine ganz allgemeine; in sofern wir sie den verschiedenen Krankheitsstämmen als Gattungen, z. E. Fiebern, Entzündungen, Ausschlägen anpassen, wird sie generell; speciell aber, wenn wir sie nach einzelnen bestimmten Krankheiten, z. E. dem Scharlach, den Pocken, der Hundswuth, einrichten. Eigentlich verlangt eine jede Krankheit eines jeden Individuums ihre eigene Heilmethode, indem keine Krankheit mit einer andern völlig gleich, fast eine jede mit mehrern oder wenigern Zeichen anderer Krankheiten verbunden ist. Es zeugt von wahrer Kunst des Arztes, eine der Krankheit völlig anpassende Heilmethode zu erfinden. Von jeher sind auch bei ähnlichen Krankheiten nach der Verschiedenheit der Aerzte und der Zeiten immer verschiedene Heilmethoden angewendet worden, was von den verschiedenen Ansichten der Aerzte und der verschiedenen herrschenden Systeme abhing, die wiederum durch den Zeitgeist, und namentlich durch den Standpunkt der Philosophie modificirt wurden. Hippokrates kannte noch keine andere Methode als die der Beobachtung und Erfahrung; und eine Sammlung von Beobachtungen und

daraus gezogenen Regeln war sein System. Daher nennt man noch bis auf den heutigen Tag Aerzte, die mit ihm gleiches Sinnes sind, Hippocratische Aerzte. Nach der Zeit des Hippocrates gerieth die Medicin auf eine Weile unter die Hände speculativer Philosophen, die sie mit den Kleidern ihrer Systeme herauspußten und — verunstalteten. Die Aerzte aus ihren Schulen, welche auf künstliche Abstraktionen und Speculationen künstliche Heilmethoden baueten, hießen Dogmatiker. Als man sich satt dogmatisirt hatte, erhielt die Beobachtung wieder ihren alten Werth, und nun wollte man eine Zeitlang nichts mehr von Reflexion und Combination wissen; man probirte blind hin, und die Anhänger dieser Methode hießen Empiriker. Da man so nicht bestehen konnte, wandte man sich wieder an die Abstraktion und erschuf Heilmethoden a priori; und die dies thaten, würden vorzugsweise Methodiker genannt. Auch die Zeit dieser ging vorüber, und man erkannte endlich einmal, daß alle Extreme nichts taugen: man bemühte sich alles zu prüfen und das Gute zu behalten; und so entstand die Methode der Eklektiker, welche Beobachtung nicht ohne Verstand, und diesen nicht ohne jene wissen mochten. Aretäus steht hier, nach dem Hippocrates, einzig als Muster in der alten Geschichte da. Allein vor diesem schönen Wege zog nicht bloß die Zeitgenossen, sondern auch die spätе Nachwelt fast bis auf unsere Zeiten ein glänzender, aber despotischer Geist, Galenus, ab. Durch die Eklektiker gewöhnt, alles zu prüfen, sammelte er allen Stoff der Empirie und Speculation, und schmolz diese widerstrebende Masse durch die Kraft seines Genies zu einer neuen ungeheuern Form um, welche unter dem Schein von Einfachheit die Künstlichkeit der Methode aufs höchste trieb. Sein Gebäude war die höchste und letzte Anstrengung der alten Zeit, und fast anderthalb tausend Jahre haben darin die Kinder des Aesculap wie in einem Zauberschlosse gefangen gesessen. Zerstörung war das erste Losungswort der neuen Zeit, und aus der Gährung, die Paracelsus, Helmont und Silvius angeregt hatten, ging die chemische Heilmethode hervor, die, nach Harvey's Entdeckung des Blutumlaufs, den man sich nur nach hydraulischen Gesetzen erklären konnte, der mechanischen Platz machen mußte, deren Motto war, homo est machina hydraulica! Aus dieser Erstarrung rettete Sydenham die Kunst, indem er sie von neuem mit Hippocratischem Geiste belebte. Ihm folgten Huxham und Baglivi, glücklich, ohne Methode. Jedoch Boerhaave rächte die verschmähte Methode an ihnen Allen, und ward der Galen neuerer Zeit. Doch indem er noch rief: seht auf die kranken Säfte! klang es schon von der Seite F. Hoffmann's und Stahls her: seht auf die Nerven! Dies geschah, bis John Brown die Methode der Erregung zu Tage förderte, welche aber nun durch die Einschläferungsmethode entbehrlich zu werden scheint. ff.

Hein (Peter Petersen), von unbekannter Abkunft, schwang sich durch seine Tapferkeit zur Würde eines Holländischen Großadmirals empor. Er war im J. 1577 geboren, stieg nach und nach bis zum Vice-Admiral der Ostindischen Flotte und übernahm drei Jahre nachher den Oberbefehl. Er schlug die Spanier im J. 1626 an den Küsten von Brasilien, nahm mehrere Schiffe und führte eine reiche Beute nach Holland. Das Jahr darauf nahm er die Spanische Silberflotte, deren Werth auf 72 Millionen betrug, die kostbaren Waaren, welche sie führte, nicht mitgerechnet. Zur Belohnung so großer Thaten ward er 1629 zum Großadmiral ernannt; einige Zeit darauf ward er

in einem Gefecht mit zweien von Dünkirchen ausgelaufnen Schiffen getödtet.

Heineccius (Johann Gottlieb), ein berühmter humanistischer Jurist, geb. den 11. Sept. 1680 zu Eisenberg im Altenburgischen, studirte anfangs zu Goslar und Leipzig Theologie, dann in Halle die Rechte, wurde daselbst 1715 Professor der Philosophie und 1721 der Rechte, ging 1723 in dieser Eigenschaft nach Franecker, und nach drei Jahren nach Frankfurt an der Oder, von da aber 1733 nochmals als Geheimerath und Professor der Rechte und der Philosophie nach Halle, wo er den 21. Aug. 1741 starb. Er besaß eine tiefe Einsicht in alle Theile der Rechtswissenschaft, vornehmlich aber in die Römischen und Deutschen Rechte, zu denen er sich durch ein ernsthaftes Studium der Philosophie vorbereitet hatte, und womit er eine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Völkergeschichte verband. Von vorzüglicher Brauchbarkeit sind noch immer sein Syntagma antiquitatum romanarum. jurispr. illustr.; seine hist. jur. civ. rom., sein Dictionarium jurid. und verschiedene andere Schriften. Ein klassisches Ansehen behaupteten ehemals und zum Theil noch jetzt seine zahlreichen juristischen Lehrbücher, die sich unter andern durch logische Ordnung und eine reine Latinität auszeichnen. Sein Sohn, Johann Christian Gottlieb, der Herausgeber mehrerer Schriften seines Vaters und einiger anderer Rechtslehrer, war 1718 zu Halle geboren, stand lange als Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz, legte einige Jahre vor seinem Tode die Professur nieder und starb zu Sagan im August 1791. — Johann Michael Heineccius, geb. zu Eisenberg im J. 1674 ist Verfasser mehrerer antiquarischen und historischen Schriften, und starb 1722 als Consistorialrath und Inspector des Saalkreises zu Halle.

Heinecke (Christian Heinrich), ein berühmtes Wunderkind, geboren zu Lübeck 1721 und gestorben 1725. Zehn Monate alt sprach es bereits, wußte mit einem Jahre die Hauptbegebenheiten des Pentateuch, mit dreizehn Monaten des ganzen alten, und mit vierzehn Monaten auch des neuen Testaments. Drittehalb Jahr alt beantwortete es die Hauptfragen aus der alten und neuen Geschichte und Geographie. Bald nachher sprach es Lateinisch und Französisch mit ziemlicher Fertigkeit. Vor seinem vierten Jahre kannte es die Genealogien der vorzüglichsten Fürstenhäuser von Europa. In Dänemark legte es vor dem Könige und dem ganzen Hofe Proben seiner mannigfaltigen Kenntnisse ab. Aber bald nach dieser Reise, als es schreiben lernte, ward es krank und starb. Der Körperbau dieses Kindes, das die Welt nach einem so kurzen Aufenthalt wieder verließ, war zu zart, als daß ihn die ungewöhnliche Geistesthätigkeit nicht hätte zerstören müssen. Fast bis an seinen Tod nahm es keine andere Nahrung als die Milch seiner Amme. Martini hat im J. 1730 eine Abhandlung über dies Kind herausgegeben, worin er die außerordentlichen Fähigkeiten desselben durch natürliche Ursachen zu erklären sucht.

Heinicke (Samuel), Direktor des Taubstummeninstituts zu Leipzig, dem der Ruhm gebührt, im nördlichen Deutschland zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bedauernswürdige Klasse der Taubstummen rege gemacht zu haben, und für ihren Unterricht thätig gewesen zu seyn, war zu Nautschütz bei Weißenfels im J. 1725 geboren. Nachdem er bei seinen Aeltern bis in sein 24stes Jahr den Landbau getrieben hatte, kam er unter die kurfürstliche Leibgarde nach Dresden, wo er sich zugleich einige wissenschaftliche Kenntnisse erwarb, die

er nachher, als er 1757 den Soldatenstand verließ, auf der Universität Jena erweiterte. Hierauf war er zehn Jahre lang Hofmeister im gräfl. Schimmelmannischen Hause zu Hamburg und erhielt sodann die Cantorstelle in Eppendorf. Er hatte schon vorher über den Unterricht der Taubstummen nachgedacht, und da er in Eppendorf gerade einen solchen fand, so gab ihm dies Gelegenheit, eine bessere Methode, als man bisher angewandt hatte, in Ausübung zu bringen. Der Ruf davon verbreitete sich, man schickte ihm aus verschiedenen Gegenden dergleichen Unglückliche zu, und im J. 1778 erhielt er vom Kurfürsten von Sachsen einen Ruf, ein Taubstummeninstitut in Leipzig zu errichten. Er soll sehr glückliche Proben von seinem Talent, Taubstumme zu unterrichten, abgelegt haben; nur schien er seine Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln, wie denn überhaupt sein Betragen das Gepräge seiner früheren Schicksale und einer erst spät erhaltenen literarischen Bildung an sich trug. Zugleich hat er sich als einen rüstigen Schriftsteller gezeigt.

Heinitz (Friedrich Anton, Freiherr von), starb den 25. Mai 1802 im 77sten Jahre seines Alters als königlich preußischer geheimer Staats-, Kriegs- und dirigirender Minister bei dem Generaldirektorium, Ritter des schwarzen und rothen Adlerordens, Chef des Bergwerks-, Hütten-, wie auch des Münzdepartements, Curator der Akademie der Künste und der Bauakademie u. s. w. Nachdem er mehrere Jahre bei dem Bergwesen in Kursachsen gedient hatte, rief ihn Friedrich der Große in die Preußischen Staaten, denen er 25 Jahre hindurch mit unermüdeter Thätigkeit nützlich geworden. Er verband mit dieser Thätigkeit eine große Mannigfaltigkeit von Kenntnissen, ächte Religiosität, Wohlwollen und feines Zartgefühl. Ein dankbares Andenken hat er sich bei den Meistern und Zöglingen der schönen Künste durch seine Fürsorge und Unterstützung gestiftet.

Heinrich. Mehrere europäische Staaten haben Regenten des Namens Heinrich gehabt. Deutschland hatte 7 Kaiser, Frankreich 4, England 8 Könige dieses Namens, und mehrere Fürsten und Helden aus dem Baierischen, Braunschweigischen, Preußischen und Portugiesischen Hause haben ihn merkwürdig in der Geschichte gemacht. Heinrich der Reiche, der entweder von dem Kaiser Friedrich I. oder dessen Sohn Heinrich VI. den größten Theil des heutigen Voigtlandes mit dem Rechte erhielt, dasselbe auf seine Söhne zu vererben, soll zu Ehren Heinrichs VI. das Familiengesetz gegeben haben, daß seine Nachkommen für immer den einzigen Taufnamen Heinrich führen sollten; wenigstens ist dies der einzige Taufname derselben seit diesen Zeiten. S. Reuß. — Von den wichtigsten der Heinriche handeln die nächstfolgenden Artikel.

Heinrich I., der Vogelfänger, ein Beiname, den ihm seine leidenschaftliche Liebe zu Ergötzungen dieser Art zuwege brachte, vorheriger Herzog der Sachsen, und seit 919 bis 936 König der Deutschen, ohne daß er die römische Kaiserkrone getragen hätte. Die Gesandten, welche ihm nach Conrads I. Tode von Fritzlar aus die Insignien der königlichen Würde überbrachten, trafen ihn sitzend beim Vogelheerd an. Rühmlich stand er dem Reiche vor, denn nach Beilegung der streitigen Sache wegen des Lothringischen Reichs ließ er es sich besonders angelegen seyn, das Joch, das die Ungarn dem Deutschen Reiche aufgelegt hatten, zu zerbrechen. Die Kaiser Ludwig IV. und Conrad I. hatten sie nicht anders als durch einen ihnen zu entrichtenden jährlichen Tribut von Deutschlands Gränzen abzuhalten gewußt. Auch beim Regierungs-

antritt Heinrichs I. betrieben die Ungarn die Erneurung des Tributs, und brachen nach der Verweigerung desselben, aufs neue verheerend in Deutschland ein, dem sie aber gleich nachher einen neunjährigen Frieden zusicherten, nachdem Heinrich die Leistung des vorigen jährlichen Tributs wieder übernommen hatte. Diese Zeit benutzte indessen Heinrich zur Wiederbelebung des überall in Deutschland erschlafften kriegerischen Geistes, zur Erbauung befestigter, mit Ringmauern eingeschlossener Städte, wozu mit dem regsten Eifer der Anfang gemacht wurde, da alles noch die Gestalt der Dörfer hatte. Er richtete einen beständigen Militärstand ein, zu dessen Aufrichtung das platte Land den neunten Mann stellen, und zu dessen Erhaltung es den dritten Theil seiner Früchte beitragen mußte. Diesen Deutschen Städten, deren Ursprung in den Regierungsjahren dieses Königs zu suchen ist, verlieh Heinrich Privilegien, und veranstaltete Waffenübungen unter ihren Bürgern, daß sie zu kriegerischen Unternehmungen geschickter wurden. Nach diesen Vorkehrungen gelang es ihm, die Ungarn, denen nach Ablauf des Waffenstillstandes der Tribut aufgesagt, und statt desselben ein halbgeschorner räudiger Hund angeboten ward, aus Deutschland zu verjagen, welches sie aufs neue mit einem Heer von 300,000 Mann verheerend bis Merseburg betraten. In Verbindung mit dem Grafen von Sondershausen griff sie Heinrich I., ungeachtet er damals unpäßlich war, so nachdrücklich an, daß sie alle gemachte Beute wieder fahren lassen, und nach dem Verluste des größten Theils des Heers schnell retiriren mußten. Dies Glück begleitete ihn auch in dem Kriege wider die an der Ostsee wohnenden Wenden, die, schon von Carl dem Großen unter die Deutsche Botmäßigkeit gebracht, durch fortdauernde Rebellionen und Ermordung der Statthalter, und durch Einfälle in die Deutschen Provinzen das Joch abzuschütteln suchten. Heinrich unternahm gegen sie im strengsten Winter eine Expedition, zwang einen Theil derselben durch die Belagerung der Stadt Brandenburg, einen andern, und namentlich der Soarwenden, durch die Belagerung der Stadt Grünow zur Uebergabe, und demüthigte auf gleiche Weise die im Mecklenburgischen wohnenden Obotritischen Wenden. Auch die Dänen, die unter dem Namen der Normänner überall sich geltend machten, die Dalmatier, die Sklavonischen Völker, die Böhmen, deren Hauptstadt erobert, und deren Herzog Wenzeslav überwunden wurde, so daß er die Deutsche Oberherrschaft wieder anerkennen mußte, fühlten seine Superiorität. Um den kriegerischen Geist, der so große Wunder that, unter den Deutschen zu erhalten und zu vermehren, stiftete Heinrich auf einem Reichstage zu Göttingen, gleich nach dem über die Ungarn erfochtenen Siege, und zum immerwährenden Gedächtnisse desselben das ritterliche Turnierspiel, und war unermüdet in der Stiftung solcher Anstalten, die dem Deutschen Reiche Sicherheit gewährten. Zu diesem Endzwecke richtete er Grenzfestungen auf, die mit dem herumliegenden Land einem Markgrafen zu Lehen gegeben wurden. Dergleichen dem Reiche zur Vormauer dienenden, Markgrafschaften wurden in der Stadt Schleswig gegen die Dänen, in der Stadt Brandenburg gegen die Wenden, in der Stadt Meißen und in der Lausitz gegen die Böhmen, in dem Landdistrikt Oestreich gegen die Ungarn errichtet. Nach solchen in Deutschland getroffenen Anstalten richtete er seine Augen auf das unruhige Italien, welches er dem Deutschen Reiche wieder zu inkorporiren dachte. Doch der Tod raubte zu früh den ruhmwürdigen König. Ihn traf ein Schlagfluß, an dem er einige Zeit nachher im sechzigsten Jahre seines Alters und im achtzehnten seiner Regierung starb. In dem

Stifte Quedlinburg, das er erbaute, und in dem seine Tochter Mathilde die erste Aebtissin war, ruht seine Asche. Unter seiner Regierung wurden die Reichskleinodien mit dem heiligen Speer, welches Heinrich nach einigen Aufopferungen vom Burgundischen Könige Rudolph überkam, vermehrt, und die Bergwerke in Deutschland eingerichtet, mit welchen zu Goslar der Anfang gemacht wurde. Gh.

Heinrich II., Großenkel des vorigen, Herzog von Baiern, ein Seitensprößling des sächsischen Kaiserhauses, wurde geboren 972. Ueber mehrere Mitbewerber um die Deutsche Kaiserkrone siegte er, obschon nicht sogleich alle Deutsche Völkerschaften ihn anerkannten, und regierte als Kaiser von 1002 — 1024. Da er sein Herzogthum Baiern dem Bruder seiner Gemahlin, Heinrich von Luxemburg überlassen hatte; so ward er mit dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt in Unruhen verwickelt, die beinahe seine ganze Regierung hindurch dauerten. Dies benutzte der Herzog Boleslav von Polen zu Einfällen in das nördliche Deutschland, und zur vorübergehenden Eroberung Böhmens. Der Friede von Bautzen machte 1018 diesem Kampf ein Ende. Italien erhielt Heinrich durch drei Römerzüge (1004 — 1013) gegen den ihm entgegengestellten Markgrafen von Ivrea, Harduin, und 1021 gegen die sich frei ausbreitenden Byzantiner in Gehorsam und Abhängigkeit. Wichtig für Deutschlands Vergrößerung war der unter ihm eingeleitete Besitz des Königreichs Burgund, indem Rudoph III. Heinrichen, wegen der gegen seine Vasallen ihm geleisteten Hülfe, (1016) zu seinem Nachfolger erklärte. Seine Lieblingsschöpfung, das neugestiftete Bisthum Bamberg (1007) begünstigte er auf ausgezeichnete Weise. Mit seinem unbeerbten Tode endete das sächsische Kaiserhaus.

Heinrich III., Sohn Konrads II. aus dem Hause der salischen Franken, wurde geboren 1017 und erhielt nach seinem Vater, als zweiter Nachfolger Heinrichs II., die Deutsche Kaiserwürde (1039 bis 1056). Ihm hatte die Natur die Talente, und die Erziehung den Charakter zu einem Alles fest zusammenhaltenden Regenten gegeben. Die Kirche in allen ihren Theilen mußte ihre Abhängigkeit von ihm erkennen. Sein erster Zug über die Alpen (1046) setzte drei Päpste ab und einen neuen ein (Clemens II.), und gründete seine Mitwirkung zu der Wahl des römischen Bischofs so fest, daß, so lang er lebte, die Römer ihren Bischofsstuhl nur nach seinem Willen besetzten. Die übrige Geistlichkeit stand immer unter seiner strengen, aber gerechten Oberaufsicht. In allen Theilen seines Deutschen, Italischen und Burgundischen Reiches durfte ohne Rücksprache mit ihm kein geistliches Amt von Bedeutung vergeben, oder über Kirchengut eigenmächtig geschaltet werden. Den weltlichen Herrenstand hielt er nicht blos männlich in Abhängigkeit, sondern sogar förmlich unterjocht. Die Herzogthümer, und Grafschaften besetzte er und ließ sie unbesetzt, wie es ihm beliebte; nach und nach sollten die Deutschen von der Vorstellung entwöhnt werden, daß Herzoge zur Regierung Deutschlands nöthig wären, damit sich endlich ohne Anstoß das ganze Reich in eine von dem König allein abhängige Monarchie verwandeln ließe. Man war unzufrieden, aber schwieg und rechnete auf günstigere Zeiten, die nur zu bald kamen. Heinrich starb d. 5. Okt. 1056 zu Bothfeld, nachdem er 3 Jahre vorher seinen Sohn zum Nachfolger hatte wählen lassen. Dieser Sohn war

Heinrich IV., in dem Zeitraume 1056 bis 1106 Kaiser der Deutschen, nach Ableben seines Vaters noch ein Kind von fünf Jahren. Er stand zuerst unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes, der er aber bald durch die List des Erzbischofs Hanno von Cöln ent-

rissen wurde, welcher sich in Verbindung mit dem Erzbischöfen von Mainz und Bremen der Reichsadministration bemächtigte. Vogtbar erklärt auf dem Reichstage zu Goslar im funfzehnten Jahre, übernahm er selbst die Regierungsgeschäfte, fiel aber in die Hände des Erzbischofs Adelbert von Bremen, der Leichtsinn und den Hang zu allen Ausschweifungen in seine Seele pflanzte, jedoch sein Ministerium wieder an Hanno abtreten mußte, unter dem das Reich besser verwaltet wurde. Die Spannung zwischen Heinrich und den Sachsen, die durch verschiedene ihnen von den Ottonen verliehene wichtige Privilegien gegen die kaiserliche Willkühr geschützt waren, ward für ihn die Quelle großer Widerwärtigkeiten und der tiefsten Erniedrigung der kaiserlichen Würde. Heinrich, der damit umging, diese Privilegien zu unterdrükken und die Sachsen unter das Joch einer unbeschränkten Botmäßigkeit zu bringen, baute unter dem Vorwande der Abstellung der überhandnehmenden Räubereien, auf allen wohlgelegenen Bergen Schlösser, in welche Garnisonen gelegt wurden. Die Sächsischen Fürsten und Bischöfe hingegen, die die Absicht dieser Anstalten bald errieth, und die Vollendung der Festungsbauten nicht abwarten wollten, griffen mit den Thüringern zu den Waffen, belagerten den Kaiser auf dem Schlosse Hartensburg, und verheerten, nachdem sie sich noch fester an einander geschlossen hatten, verschiedene kaiserliche Schlösser, auf deren einem (Asseburg) sie sogar die Kaiserin gefangen bekamen. Ein Jahr war unter vergeblichen Traktaten zwischen beiden Theilen verstrichen, als der Kaiser die Sachsen bei Neustadt an der Unstrut in einer förmlichen Schlacht besiegte, ihr Land verheerte, und sie zur Auslieferung der Fürsten, Bischöfe und Ritter zwang, von denen die Rebellion ausgegangen war. Die unerwartet harte Behandlung der Ausgelieferten, die hin und wieder in gefänglichen Verwahrsam gebracht waren, veranlaßte die Sachsen, ihre Angelegenheiten der Entscheidung Gregors VII., ehemaligen Cardinals Hildebrand, zu übergeben. Gregor ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, die ihm die Verherrlichung der päpstlichen Glorie versprach, und beschied den Kaiser vor sein Tribunal nach Rom. Erbittert über die päpstliche Anmaßung, dekretirte Heinrich eine Synode zu Worms, auf welcher Gregor der greulichsten Laster angeklagt und der päpstlichen Würde entsetzt wurde. Nach wenig Monaten aber sind die Bischöfe und ihr König in dem Bann, die Unterthanen von dem Eid der Treue losgesprochen, und er ist seines Throns in Deutschland und Italien verlustig erklärt. In dieser schrecklichen Verlegenheit reisete er mit seiner Gemahlin und Kindern mitten im Winter über die Alpen nach der Toscanischen Festung Canossa, wohin sich der Papst auf den Rath und in Gesellschaft seiner Geliebten, der Herzogin von Toskana, Mathilde, begeben hatte. Gregor benutzte sein jetziges großes Uebergewicht über den bedrängten Kaiser, und verhieß ihm die Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche, wenn er in der förmlichen Gestalt eines büßenden Sünders sich vor ihm einstellte. Nach hartem Kampfe entschloß sich Heinrich zu diesem Schritt, hielt in einem leinenen Bußgewand, mit bloßen Füßen, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, in den Mauern der Festung Canossa Quarantaine, und bat unter Heulen und Wehklagen Gott und den Papst um Verzeihung. Lange genug hatte sich Gregor an diesem Schauspiele geweidet, als er dem Kaiser unter der Bedingung, daß er keine Rache nehmen, der Reichsadministration bis nach ausgemachter Sache sich enthalten, und dem päpstlichen Ausspruche sich unterwerfen wolle, [illegible] am andern Tage durch die Ausspendung d[illegible]

Der allgemeine Unwille der Italiener über diese Verspannung vom

Gleichen gab der Sache eine andere Wendung; mit freudigem Danke nahm Heinrich den Beistand an, den ihm die Bischöfe und Stände von der Lombardei zur Bestrafung der ihm vom Papste zugeführten Schmach und der Bezähmung der Deutschen Fürsten anboten. Der Papst indessen wußte zu bewirken, daß die Deutschen Fürsten an seiner Stelle den Herzog Rudolf von Schwaben (1077) zum König wählten. Rudolf kam schon 1080 ums Leben, und auch Hermann von Luxenburg und andere Könige, die man ihm entgegenstellte, behaupteten sich nicht lange. Ja Heinrich hatte sogar noch das Vergnügen, seinen Feind Gregor abgesetzt zu sehen; was ihm indeß nur wenig half, da die von ihm erhobnen Päpste auch bald vertrieben wurden. Urban II. bestieg den päpstlichen Thron, und reizte Heinrichs ältesten Sohn Konrad zur Empörung gegen den Vater. Urban und Konrad starben; aber der neue Papst Paschalis II. verleitete auch Heinrichs zweiten Sohn zum Abfall von seinem aufs neue excommunicirten Vater. Der unnatürliche Sohn, der Falschheit mit Ehrgeiz verband, entnahm dem Vater mehrere Städte, zog von dessen Seite durch Hinterlist die treuesten Allirten, bemächtigte sich zu Speier des kaiserlichen Schatzes, und schrieb einen Reichstag nach Mainz aus, auf dem auch der Vater erscheinen sollte. Aus Besorgniß aber, daß das Mitleiden der Stände für den Vater erwachen möchte, ging er unter dem Schein der Reue und des Gesuchs der Aussöhnung zu ihm nach Coblenz, und bewog ihn, in seiner Gesellschaft nach Mainz zu gehen. Auf der Hinreise gelang es dem Sohn, den Vater in ein benachbartes festes Schloß zu locken, wo er sogleich verhaftet wurde. Dem Sohne wurde es auf dem Reichstage leicht, die Absetzung des Vaters zu bewirken. Die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, und der Bischof von Worms begaben sich zu dem gefangenen Kaiser, beraubten ihn ungeachtet seiner rührenden Gegenvorstellungen, mit Gewalt der kaiserlichen Insignien, und ließen den Unglücklichen nach Ingelheim abführen, wo er förmlich das Reich seinem Sohn abtrat. Hier litt er einen solchen Mangel, daß er bei dem Bischof zu Speier um ein Canonicat in der einst von ihm selbst erbauten und dotirten Kirche anhielt, welches ihm als einem Verbannten abgeschlagen ward. Noch ein Mal blühte sein Glück auf, als er nach seiner Entweichung aus der Haft Freunde in der Noth fand, die sich seiner annahmen. In Cöln wurde er wieder als Kaiser aufgenommen; von da begab er sich nach Lüttich, wo er sich in die Hände des dasigen Bischofs, des Herzogs von Lothringen, des Königs von Frankreich und anderer Mächte warf. Der verbrecherische Sohn stellte gegen den Herzog von Lothringen ein Heer auf, und belagerte Cöln. Gram und Unmuth stürzten den Vater ins Grab, nachdem er kurz vorher Schwert und Ring dem ungetreuen Sohne zugeschickt hatte. Nach seinem Tode wurde er zu Lüttich zur Erde bestattet; aber auch aus dieser ließ sein Sohn ihn als einen Verbannten wieder ausgraben, und zu Speier über der Erde in ein Gewölbe setzen, wo er 5 Jahre stehen blieb, bis endlich die Absolution von Rom erfolgte, nach der er erst zur Erde bestattet wurde. Gh.

Heinrich V., war der Sohn des vorigen, geb. 1081 und Kaiser von 1106 — 1125. So einverstanden er mit dem Papst vor seiner Thronbesteigung war, so wenig war er es nachher. Gleich zwei Jahre darauf brach der Investiturstreit wieder aus. Es kam bis zur Arretirung des Papstes und seiner Kardinäle (1110): der Arrest drang jenem den Vergleich ab, daß der König jeden Erzbischof und Bischof mit Stab beleihnen solle. Auf einer Synode

im Lateran aber erklärte die eifrige Partei der Kirche ihn für erzwungen, und erklärte Heinrich in den Bann. Dabei wurde Deutschland fürchterlicher als je zerrüttet, und in Italien brach der Kampf um die Besitzungen der Gräfin Matildis von Toskana los, die sie der Kirche vermacht hatte, Heinrich aber als Reichslehn einziehen wollte. Endlich gab der Reichstag zu Würzburg im J. 1121 einen allgemeinen Landfrieden, und sorgte auch dafür, die Quellen aller Unruhen, durch die Beendigung der Investiturstreitigkeiten, auf einem allgemeinen Concilium zu verstopfen. Heinrich starb 1125 ohne männliche Nachkommen, und mit ihm endete der fränkische Kaiserstamm.

Heinrich VI., oder der Ernsthafte, geb. 1165, war ein Sohn Friedrichs I. und folgte seinem Vater auf dem Deutschen Kaiserthrone (1190 — 1197). Nur die stolze Vergrößerungs- und Bereicherungssucht, nicht aber seine Tugenden hatte er von dem Vater ererbt. Seine kurze Regierung bezeichnen ein Krieg gegen Heinrich den Löwen (s. diesen); eine willkührliche Gefangenhaltung des Königs Richard Löwenherz von England (s. diesen), und die Uebernahme der reichen sicilischen Erbschaft. In Neapel und Sicilien verfuhr er mit einer Grausamkeit, die seinen Namen eben so in der Geschichte schändet, als sie seine neuen Unterthanen gegen ihn erbitterte. Die Neapolitaner hatten ihre Krone Tankreden übertragen, dessen Sohn Wilhelm von Heinrich geblendet wurde. Sein Plan, die Erblichkeit des Deutschen Throns bei seiner Familie zu begründen, wurde vereitelt. Er starb zu Messina d. 28. Sept. 1197, wahrscheinlich durch Gift von seiner eigenen Gemalin. S. Wolfg. Jägers Gesch. Kaiser Heinr. VI. Nürnb. 1793.

Heinrich VII., ein Graf von Luxemburg, wurde nach dem Tode Albrechts I. 1309, auf Empfehlung des Papstes Clemens V., zum Deutschen Kaiser erwählt. Es gelang ihm, seinen Sohn Johann mit der letzten Erbin des wendischen Stammes in Böhmen zu vermählen, und den Herzog Heinrich von Kärnthen zu verdrängen, wodurch das Luxemburgische Haus ein blühendes und bedeutendes Königreich erwarb. Thätig und muthvoll wie er war, hatte er sich in Deutschland bald genug befestigt, um einen Zug nach Italien unternehmen zu können, der die Ausgleichung der Guelfen und Gibellinen zum Zwecke hatte. Er erhielt die lombardische zur Kaiserkrone, sah aber Deutschland nicht wieder, sondern starb d. 24. Aug. 1313, wahrscheinlich an erhaltenem Gifte, als er eben gerüstet war, dem Könige Robert von Neapel Unteritalien zu entreißen.

Heinrich I., König von Frankreich, ein Sohn Roberts, und Enkel Hugo Capets, bestieg 1031 in seinem 27. Jahre den Thron, nachdem er schon bei Lebzeiten seines Vaters zu Rheims gesalbt und gekrönt warden. Da seine Mutter ihrem Sohne Robert die Regierung zuwenden wollte, kam es zwischen beiden Brüdern zum Kriege, welcher durch Hülfe Herzog Roberts von der Normandie glücklich für Heinrich beendigt wurde. Sein Bruder Robert erhielt das Herzogthum Burgund, und das Haus dieses Namens nahm mit ihm seinen Anfang. Heinrich vermälte sich mit Anna, einer Tochter des Joradislav, Herzogs von Rußland, mit welcher er 3 Söhne zeugte, deren ältester, Philipp I. sein Nachfolger wurde. Er starb zu Vitry in Champagne, 56 Jahre alt. Thätig und tapfer wie er war, wußte er dgs Ansehen seiner Würde zu behaupten und auszudehnen, und seinen Vasallen mit Vortheil das Gleichgewicht zu halten; nur seine Unternehmungen gegen Wilhelm den Bastard, Herzog von der Normandie, den Sohn seines

Beschützers Robert, waren seiner Ehre und seinem Interesse gleich nachtheilig. Dadurch legte er den Grund zu den blutigen Fehden zwischen den Königen von Frankreich und den normännischen Fürsten, nachdem diese Herren von England geworden waren.

Heinrich II., König von Frankreich, ein Sohn Franz I., wurde geboren den 31. März 1519, und folgte seinem Vater auf dem Thron 1547. Ohne Genie, Charakter und Willen, der Herzogin von Valentinois fast sklavisch unterthan, war er auf keine Weise den großen Ereignissen seiner Zeit gewachsen. Da seiner Maitresse die confiscirten Güter der Protestanten anheim fielen, so drang diese immer mehr auf häufige Hinrichtungen, die den König täglich verhaßter machten. Dadurch entstanden Zwistigkeiten und Parteien, und der Ehrgeiz der Guisen war so bereit, als ihre Klugheit geschickt, sie zu benutzen. Alles kündigte die Erschütterungen an, welche der Staat bald erleiden sollte. Heinrich erlebte den Tod seines mächtigen Gegners Karls V., verstand aber auch diesen nicht zu benutzen; seine Maitresse und der Connetable verkauften im schimpflichen Frieden zu Cambray das Interesse der Nation. Im J. 1559 wurde er auf einem Turnier von dem Grafen von Montgomery verwundet, und starb an dieser Wunde. Seine Gemahlin war Katharina von Medici, die zu Frankreichs Nachtheil so großen Einfluß in die folgenden Regierungen ihrer Söhne hatte.

Heinrich III., geb. den 19. Sept.. 1511, war ein Sohn des vorigen, ein schwacher, wollüstiger und bigotter Fürst. Im Jahr 1573 wurde er, vorzüglich auf Betrieb seiner Mutter, zum König von Polen gewählt, verließ aber schon 4 Monate nach seiner Krönung dieses Reich wieder, weil in Frankreich sein Bruder Karl XI. gestorben war, dem er in der Regierung folgte. Am 1. Aug. 1589 wurde er von dem Dominikanermönch Jakob Clemens zu St. Cloud ermordet. Seine weitere Geschichte ist zugleich im folgenden Artikel mit enthalten.

Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon, Herzogs von Vendome, und der Johanna d'Albret, Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, wurde 1553 am 4. Dec. zu Pau geboren. Nach dem Willen seines Großvaters mütterlicher Seite gab man dem jungen Heinrich eine für jene Zeiten sehr zweckmäßige Erziehung, gewöhnte ihn an alle Arten von Strapazen, übte ihn früh in ritterlichen Beschäftigungen, und stärkte dadurch seinen Geist zu künftigen Großthaten. Nach seines Vaters Tode verließ Johanna den französischen Hof, wo sie vor den rachsüchtigen Planen der Königin Catharina nicht sicher war, zog nach Bearn in ihr Erbfürstenthum zurück, erklärte sich dort öffentlich für die Partei der Hugonotten, und gab ihrem Sohn einen trefflichen Erzieher in der Person des berühmten la Gaucherie. Nach dieses Mannes Tode wurde Florent Chrestien, ein sehr eifriger Protestant, Heinrichs Lehrer. Eilf Jahre alt, war der Prinz genöthigt, wieder am Französischen Hofe zu erscheinen. Ein schändliches Projekt der Guisen, welche, einverstanden mit Philipp II. von Spanien, Nieder-Navarra erobern und den jungen Heinrich in des Spanischen Tyrannen Gewalt liefern wollten, wurde von der schlauen Königin Elisabeth von England entdeckt und vereitelt. Noch nicht 16 Jahre alt, stellte nun die heldenmüthige Johanna ihren Sohn an die Spitze der geschlagenen Hugonottischen Armee, und der Jüngling leistete feierlich den Eid, seine Religion und die gemeinschaftliche Sache der Gewissensfreiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das dadurch ermuthigte, von Coligny befehligte Heer rief den jungen Heinrich zum Generalissimus aus, und unerachtet der neuen Niederlage bei Montcontour, erhielten die Hugo-

rotten einen vortheilhaften Frieden. Heinrich bereitete seine Staaten, unterrichtete sich von den wahren Bedürfnissen seiner Unterthanen, faßt ihre Leiden in der Nähe, und faßte den edeln Vorsatz, solche mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu mildern, um den Namen eines guten Fürsten rechtmäßig zu verdienen. Heldenmuth, großherzige, über jede kleinliche Beleidigung erhabene und von aller Rachsucht weit entfernte Gesinnungen, ein sanftes theilnehmendes Herz, verbunden mit vorzüglicher Neigung zum schönen Geschlechte, und einem feurigen, doch lenkbaren Temperament, bemerkte man schon damals als Hauptzüge seines Charakters; dieser schöne Charakter wurde in der Schule früher Leiden schnell ausgebildet zum festen männlichen Sinne. Der scheußliche Plan, alle Hugonotten in Frankreich mit einem Schlage zu zerschmettern, war bereits von der blutdürstigen Catharina entworfen, und dem Geiste ihres schwachen Sohnes, Carl IX., eingeimpft worden. Das Projekt konnte aber nicht anders ausgeführt werden, als wenn sämmtliche Häupter der Hugonottischen Partei in Paris versammelt wurden. Dazu ward die Vermählung des achtzehnjährigen Heinrichs mit Margarethen von Valois, jüngster Schwester Carls IX. der Königin Johanna angetragen, und gern angenommen. Während der Vorbereitung zum glänzenden Vermählungsfeste starb Heinrichs Mutter zu Paris, wohin sie sich begeben, nicht ohne gegründeten Verdacht der Vergiftung. Heinrich nahm jetzt den Titel eines Königs von Navarra an; seine Vermählung wurde am 18. August 1572 vollzogen, und Heinrich, wie ausbedungen, für seine Person der Beobachtung aller in der katholischen Kirche üblichen Ceremonien überhoben. Nun aber brach, da sämmtliche Schlachtopfer versammelt waren, das ungeheure Verbrechen los, von welchem der Artikel Bluthochzeit handelt. Heinrich und Condé mußten, um sich zu retten, sich äußerlich zum katholischen Glauben bekennen; aber der blutgierigen Furie, Catharinen, war Heinrichs Rettung höchlich zuwider. Sie suchte, um ihn mit Sicherheit zu verderben, seine Ehe mit Margarethen zu trennen. Als dies mißlang, dachte sie nur darauf, des Jünglings edle Seele im Schlamme der Vergnügungen eines üppigen Hofes zu ersticken, und Heinrich wurde wirklich ein ausschweifender Jüngling, dessen Liebschaften fast täglich wechselten. Aber der Grund seines Herzens war zu rein. Nie konnte das Laster ihn beflecken. Im Jahr 1576 benutzte er eine Jagd, um vom Hofe zu entfliehen, an die Spitze der Hugonotten zu treten, und sich öffentlich wieder zum Protestantism zu bekennen. Die Königin Catharina, welche nach Carls IX. Tode auch für Heinrich III. herrschte, hielt es daher für gerathen, mit den Hugonotten einen Frieden zu schließen, der ihnen freie Religionsübung sicherte (1576). Dadurch erbittert, stifteten die eifrigen Katholiken (1585) jene berüchtigte Ligue, die der König bestätigen mußte, und an deren Spitze der Herzog von Guise stand. Bald darauf brach die Religionsfehde in neuer Wuth los, und Heinrich schlug 1587 mit geringer Macht das prächtige Heer der Ligue bei Coutras. Auch König Heinrich III. war jetzt der mächtigen Liguistenpartei verdächtig geworden, und die zu Blois versammelten Stände hatten, im Dienste der Guisen, das königliche Ansehn mit einer Frechheit ohne Gleichen beschränkt. Die Sorbonne erließ sogar ein Dekret, welches Heinrichs III. Unterthanen vom Eide der Treue lossprach, so daß (selbst nach dem Rath der sterbenden Catharina) dem schwachen und schlecht geleiteten Monarchen zu seiner Rettung nichts als Aussöhnung und Freundschaft mit Heinrich von Navarra übrig blieb. Vereinigt, erhielten beide bald das Uebergewicht gegen die Liguisten, und Heinrich III. rückte vor Paris, um die aufrührerische Stadt zu züchtigen, fand aber im Lager zu

St. Cloud seinen Tod. Seine letzten Befehle an den versammelten Adel waren: Heinrich von Navarra als rechtmäßigen Nachfolger auf Frankreichs Thron anzuerkennen und treu sein Recht zu behaupten. Heinrich IV., jetzt rechtmäßiger König von Frankreich, fand indessen unzählige Schwierigkeiten, sein Recht geltend zu machen. Daß er zum Protestantism sich bekannte, war ein Haupthinderniß, und dieses wurde von allen, die nach dem glänzenden Ziele strebten, benutzt, um die Herzen der Katholiken von ihm abwendig zu machen. An der Spitze der Gegenpartei stand der Herzog von Mayenne; aber auch Philipp II. von Spanien trachtete nach der Französischen Krone, und sandte den Liguisten ein beträchtliches Hülfs-Heer. Heinrich IV. schlug seine Feinde zuerst in der merkwürdigen Schlacht bei Arques, und vervollständigte ihre Niederlage durch die berühmte Schlacht bei Ivri. Folge dieser Siege war die Blocade von Paris, und schon stand Heinrich IV. auf dem Punkte, die fanatischen Pariser durch den fürchterlichsten Hunger zur Ergebung zu zwingen, als der Herzog von Parma durch geschickte Manövres ihn nöthigte, die Blocade der Hauptstadt aufzuheben. Immer stärker überzeugt, daß es ihm ohne Annahme des katholischen Kirchenglaubens nie gelingen werde, zum ruhigen Besitze des Französischen Thrones zu gelangen, gab Heinrich endlich den Bitten seiner Getreuen so weit nach, daß er erklärte, sich in den Dogmen der Römischen Kirche unterrichten lassen zu wollen, und am 25. Juli 1593 legte er in der Kirche zu St. Denis das katholische Glaubensbekenntniß wirklich ab. Ob nun gleich die Liguisten ihm schon damals meuchelmörderisch nach dem Leben trachteten, wurde er dennoch zu Chartres feierlich zum Könige gesalbt, und hielt unter Zujauchzen des Volks seinen Einzug in des Reichs Hauptstadt, aus welcher die Spanischen Truppen schimpflich entweichen mußten. Nun legten sich auch die erbittertsten Liguisten zur Ziele. Um Spaniens Stolz und Uebermacht zu demüthigen, schloß jetzt Heinrich mit England und Holland ein Angriffsbündniß, und um seines eigenen Reichs tiefe Wunden zu heilen, wurden zu Rouen die Notabeln versammelt. Dem ungeheuern Deficit in den Finanzen Ziel zu setzen, war Hauptabsicht der Versammlung; doch that Sully's finanzielle Klugheit weit mehr zur Heilung des krebsartigen Schadens, als der Notabeln Vorschläge. Heinrichs Ehe mit Margarethen von Valois wurde durch Sully's Vermittlung getrennt; der Papst gab seine Zustimmung, und der König schloß ein neues Ehebündniß mit Marien von Medicis, der Nichte des damaligen Großherzogs von Toscana. Häusliche Leiden aller Art entsprossten aus dieser unglücklichen Verbindung. Falsch, hinterlistig, herrsch- und eifersüchtig, verbitterte Marie fortan Heinrichs Leben so unaufhörlich, daß er mehr als ein Mal den von Sully wieder vereitelten Entschluß faßte, sich auch von Marien scheiden zu lassen. Die Geburt eines Thronerbens (des nachmals berüchtigten Ludwigs XIII.) versöhnte ihn jedoch auf einige Zeit mit der herrsch- und ränkesüchtigen Gemahlin. Andere Leiden drückten zugleich sein sanftes, stets zur Milde gestimmtes Herz, am meisten die Verschwörung seines ehemaligen Freundes und Waffengefährten, des Marschalls von Biron, den er gern retten wollte, aber wegen rasender Verstocktheit, womit der Verbrecher seine Untreue stets abläugnete, vom Tode durch Henkers Hand nicht retten konnte. Nicht weniger schmerzhaft waren dem guten Könige die Verschwörungen des Grafen von Auvergne, des Marschalls von Bouillon und seiner eigenen Geliebten, der hinterlistigen Entragues. Denn er mußte strafen, wo er so gern nur königliche Gnade hätte walten lassen. In der Geschichte Frankreichs und der Menschheit ist Heinrich IV. durch das Edikt von Nantes, welches

den Protestanten eine gemäßigte Religionsfreiheit zusicherte, und durch das Projekt zum ewigen Frieden, unsterblich geworden. (S. Ewiger Friede.) Um jenes Projekt zu realisiren, bedurfte es vor allem rascher Demüthigung der nach Universalmonarchie strebenden Oestreichisch-Spanischen Uebermacht. Der Jülich-Cleveſche Erbschaftsstreit gab ihm dazu erwünschte Gelegenheit. Ein treffliches Heer war auf den Beinen; Heinrich ließ die Truppen gegen die Gränzen rücken, und übergab, ehe er selbst ins Feld zog, die Regentschaft Frankreichs seiner herrschsüchtigen Gemahlin, der er jedoch einen aus den ersten Staatsbeamten und Pairs von Frankreich gebildeten Rath zur Hülfe (oder eigentlich zur nothwendigen Controlle) beiordnete. Allein Maria verlangte durchaus vor des Gemahls Abreise gekrönt, auch öffentlich zur Regentin ausgerufen zu werden, und die Ceremonie ward auf den 13. Mai 1610 angesetzt. Heinrich schien eine Vorahnung des ihm bereiteten Schicksals zu haben, sein Mißmuth nahm zu, je näher der Tag des Festes heranrückte, und gegen seine Lieblinge äußerte er mehrere Male: nicht lebend werde er Paris verlassen. An gedachtem Tage vier Uhr Nachmittags stieg er in eine Kutsche, um nach dem Arsenal zu fahren. In der Gasse de la Feronnerie wurde die Kutsche durch zwei in einander gefahrene Karren aufgehalten, und diesen Augenblick benutzte Ravaillac, um das längst vorbereitete ungeheure Verbrechen auszuführen, indem er in den Wagentritt stieg und mit einem langen zweischneidigen Messer Heinrichen zwei Stöße ins Herz versetzte, die den besten König, welchen Frankreich je hatte, auf der Stelle tödteten. Ravaillac entfloh nicht nach der gräßlichen That, wie er wohl gekonnt hätte. Man ergriff ihn, und das Parlament verdammte den fanatischen Bösewicht zu einer schrecklichen Todesstrafe: er wurde von vier Pferden, die an seine Arme und Beine gespannt waren, zerrissen. Keine Marter vermochte ihm zwar das Geständniß auszupressen, daß er Mitschuldige gehabt, doch machten alle Nebenumstände klar, daß der Streich vom Spanischen Hofe her, und wahrscheinlich nicht ohne Mitwissenschaft der herrschsüchtigen Gemahlin des guten Heinrichs, geführt worden war. Heinrich hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Seine erste Gemahlin hatte ihm keine Erben geschenkt, aber von Marien waren zwei Söhne und drei Töchter vorhanden. Seine Maitressen: Gabrielle d'Estrées, Henriette de Bolzac, Gräfin von Entraigues; Jacqueline, Gräfin von Moret; Charlotte des Essarts und Marie Henriette de Bourbon, Aebtissin von Chelles, hatten ihm zahlreiche Vaterfreuden gewährt. Gern übersah das Französische Volk diese Schwächen eines zu zärtlichen Temperaments; sein edler humaner Sinn, seine väterliche Liebe gegen alle Unterthanen, seine wahrhaften Großthaten, sein königlich jeder freimüthig gesagten Wahrheit, und betraf sie auch seine eigenen Fehler, offenes Herz, erhielten sein Andenken im Segen bei der Nation, wie nie eines Königs vor oder nach ihm, und sein Wahlspruch: je veux que chaque paysan mette tous les dimanches une poule dans son pot, pflanzte sich fort auf Kindeskinder, die den guten König mit dankbaren Thränen segneten. Selbst im Sturme der Revolution blieb dieses Gefühl dem Volke, das seine ersten Freiheitsfeste bei dem Standbilde des guten Heinrichs feierte, dessen Andenken jetzt, bei Wiederherstellung der alten Herrscher Frankreichs, von neuem gesegnet wird. zz.

Heinrich I., König von England, s. England, und die treffliche Schilderung desselben von Woltmann in dessen Geschichte Großbritanniens Bd. I. S. 219 fgg.

Heinrich II., König von England, war ein Sohn des Grafen

Gottfried Plantagenet von Anjou und Mathildens, der Tochter Heinrichs I. Früh reiften unter der Bildung des gelehrten und verständigen Robert von Gloceſter ſeine herrlichen Anlagen. Er wurde Herzog von der Normandie, beim Tode ſeines Vaters Herr der Grafſchaften Anjou, Touraine und Maine und, durch ſeine Vermählung mit Eleonore, des Herzogthums Guienne und Poitou, und vereinigte ſo in ſeinen Händen eine Macht, welche ſeine gegründeten Anſprüche auf die Krone Englands und ſeinen unternehmenden Geiſt hinlänglich unterſtützt haben würde, wenn nicht ein Vertrag zu Stande gekommen wäre, nach welchem Stephan von Blois ihm die Krone nach ſeinem Tode zuſicherte. Im J. 1154 kam er auf den Thron Englands, den er durch Gerechtigkeit ehrwürdig machte. Er vertheilte England in 6 Diſtricte, über die er ſo viele Richter verordnete, welche ſie zu beſtimmten Zeiten durchreiſen, und alle Sprüche, welche Unwiſſenheit oder Leidenſchaft niedern Gerichten eingegeben, reformiren ſollten. Er begünſtigte die Städte, Kunſtfleiß und Handel; ſchon wurde die Londner Meſſe von vielen Fremden beſucht. 60,000 Mann zu Fuß, 20,000 Reiter waren die Miliz; Carliſle, Montgomery und andre Grenzburgen hielten die alten Britten im Lande Wales von Einfällen ab. Zu Cheſter, Pembroke, Durham und Hurham wachten Pfalzgrafen über plötzliche Unruhen. Irland, ein Kampfplatz vieler Parteien, wurde für ihn eine leichte Eroberung. Nicht leicht würde ein Fürſt glücklicher geweſen ſeyn als Heinrich, wäre nicht der, vornehmlich durch Thomas Becket (ſ. dieſen) erregte Krieg mit der Kirche geweſen, den er hartnäckiger führen mußte als ſeine Vorgänger. Ein zweites Unglück führte ſeine hochfahrende, ränkevolle und eiferſüchtige Gemahlin herbei, welche ihm ſeine Untreue nicht verzeihen konnte. Mochte er immerhin durch ein Gebäude mit labyrinthiſchen Gängen, welches er für die ſchöne Roſamunde von Kliſford zu Woodſtock hatte aufführen laſſen, ſeiner Geliebten Mittel verliehen haben, ſich vor einem Ueberfall der wüthenden Eleonore zu retten; dem konnte er nicht begegnen, daß dieſe den Samen der Zwietracht in die Herzen ſeiner Söhne ſtreute, und ſein Leben mit Trauer überzog. Eine Verſchwörung ſeiner Söhne kam zum Ausbruch, und die Ränke des franzöſiſchen Hofes unterhielten einen abſcheulichen Krieg. Dieſen zwar endigte Heinrich ſiegreich, allein nicht lange, ſo brach er von neuem los, und Heinrichs ganzes Leben war fortan eine Kette von Leiden. Als er endlich entdeckte, daß auch ſein einziger treu geglaubter und von ihm innig geliebter Sohn Johann abtrünnig geworden, fluchte er dem Tage ſeiner Geburt, dem Himmel, ſeinen Söhnen. Ein Fieber warf ihn aufs Krankenlager, von welchem er nicht wieder aufſtand. Sein Sohn Gottfried, Roſamundens Kind, war hier ſeine einzige Labung. Er ſtarb im J. 1189.

Heinrich III., König von England, Sohn Johanns ohne Land, beſtieg den Thron nach ſeinem Vater den 28. Oct. 1218. Um die verlorne Normandie wieder zu erobern, führte er mit Frankreich lange aber unglückliche Kriege, die ſich endlich 1259 ſchmählich genug mit der Abtretung der Normandie, Anjou, Maine, Poitou und Touraine gegen eine Summe Geldes endigten. Nicht glücklicher war er in England ſelbſt, denn mit vielen Tugenden eines Privatmanns geziert, hatte er doch weder Geiſt noch Kraft genug, den aufſtrebenden Geiſt der Barone in Schranken zu halten, und ſeine leichtſinnige Verſchwendung brachte die mit Abgaben überhäufte Nation auf. Der Adel nöthigte den König zu einer Parlamentsverſammlung, wodurch endlich jener bürgerliche Krieg herbeigeführt wurde, in welchem durch die Schlacht

bei Lewes 1264, der König, sein Bruder Richard und der Kronprinz Eduard in die Gefangenschaft der Aristokraten geriethen. Indeß kamen sie auf Kapitulation bald in Freiheit, und der Prinz Eduard machte der Baronenaristokratie durch die Schlacht bei Evesham 1265 ein Ende, worauf alles auf den vorigen Fuß nach dem großen Freiheitsbrief eingerichtet wurde. Heinrich starb im Frieden zu London den 15. November 1272.

Heinrich IV., Sohn Johanns von Genth, welcher Eduards dritter Prinz gewesen war, bestieg den Thron von England den 20. Dec. 1399 nicht in dem Rechte seines Vaters; Eduard Mortimer, Graf de la Marche, wäre näher gewesen; er leitete sein Recht von seiner Mutter, durch sie von Eduard Lancaster her, welcher Sohn Königs Heinrich III. älter als Eduard I. gewesen seyn sollte. Daraus entsprang ein mehr als achtzigjähriger, bald im Stillen gährender, bald wüthender Kampf zwischen den Häusern Lancaster und York, welche durch die weiße und rothe Rose ihrer Wappen unterschieden wurden, und dem königlichen Hause und beinah allem hohen Adel den Untergang brachten. Heinrich IV. saß deshalb unter lauter Verschwörungen gegen seine Person auf dem Throne, die er aber alle glücklich vernichtete. Er starb den 20. März 1413.

Heinrich V., Sohn Heinrichs IV., aus dem Hause Lancaster, bewies in seiner Jugend als Kronprinz große Tapferkeit, besonders in der entscheidenden Schlacht gegen die Rebellen unter Percy Mortimer; machte sich aber auch in Verbindung mit den liederlichsten Vagabunden der größten, seine hohe Würde gänzlich schändenden Ausschweifungen schuldig, wobei er sich einmal so sehr vergaß, daß der erste Richter des Reichs, Wilhelm Gascoigne, ihn gefänglich verwahren ließ. Ein Urtheil, dem sich jedoch der zur Besinnung gekommene Jüngling ohne Widersetzlichkeit unterwarf. Nach seines Vaters Tode bestieg er im J. 1413 den Thron, und nun schien eine Verwandlung mit seinem ganzen Wesen vorgegangen zu seyn. Er entfernte alle ehemaligen Ausschweifungsgenossen, schenkte dem strengen Richter, Wilhelm Gascoigne, seine ganze Achtung, und hörte fortan nur die Stimme der erfahrnen Räthe seines Vaters. Frankreich wurde damals durch die entsetzlichsten Unruhen zerrüttet, einen großen Theil des Reichs hatten schon früher die Engländer erobert, und Heinrich hielt es, um auch seines in Faktionen zertheilten Volkes Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu lenken, für nöthig, selbst mit einem Heer von 30,000 Mann nach Frankreich überzusetzen. Krankheiten der fürchterlichsten Art rissen jedoch bald unter dem Englischen Heere dergestalt ein, daß es bis auf ein Viertheil zusammenschmolz, und Heinrich zog sich in dieser traurigen Lage so eilig als möglich auf Calais zurück. Inzwischen hatte das Französische ungleich stärkere Heer dem seinigen bereits den Rückzug abgeschnitten, und sich in der Ebene von Azincourt (in der ehemaligen Normandie) dergestalt postirt, daß die bis auf 7000 Mann geschmolzene, an allen Mund- und Kriegsbedürfnissen höchsten Mangel leidende Englische Armee einer, unter solchen Umständen für sie fürchterlichen, Schlacht nicht mehr ausweichen konnte. Heinrich bot Frieden und Ersatz für allen angerichteten Schaden, wenn man ihn ruhig ziehen ließe; allein die Franzosen, an deren Spitze der Dauphin und der Connetable des Reichs standen, waren ihres Sieges so gewiß, daß sie unbedingte Ergebung forderten. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, schrien alle Engländer, sie wollten siegen oder sterben; König Heinrich und der Herzog von York, diese Stimmung benutzend, stellten nun das Englische Heer so,

daß es auf beiden Flanken durch Waldungen geschützt nicht umgangen werden konnte, und thaten durch ihre trefflich geübten Bogenschützen selbst den Angriff auf die Französischen Schaaren. Diese, durch eine solche Kühnheit überrascht, und noch nicht gehörig geordnet, geriethen bald in Unordnung, der stolze Adel warf sich in der Flucht auf das Fußvolk und riß es mit fort; der größte, ja fast ein unglaublicher Sieg ward dadurch von den Engländern in wenigen Stunden erfochten. Sie selbst hatten nur 40 Mann im Gefecht verloren, dagegen 10,000 Feinde getödtet und 14,000 zu Gefangenen gemacht, von denen nach der barbarischen Sitte jener Zeit ein großer Theil niedergehauen wurde, weil die Engländer sich zu schwach fühlten, so viele Gefangene zu bewachen. Dieser berühmte Sieg bei Azincourt (im J. 1314) führte Heinrich V. zum Besitz der Französischen Krone, die damals auf dem Haupte des halbverrückten Carls VI. schon lange gewankt hatte. Ein Vertrag ward geschlossen, dahin: Heinrich solle Carls Tochter, Catharina, zur Gemahlin, ihr Vater, so lange er lebte, noch die königliche Würde, und Heinrich sogleich das Regiment erhalten. Nach des verrückten Carls Tode solle dann Frankreich und England auf immer unter einem Scepter vereinigt, jedoch ein jedes Reich nach seinen eigenthümlichen Rechten und Gewohnheiten regiert werden. Nun schlug Heinrich seinen königlichen Sitz in Paris auf, und die Zeit des höchsten Glanzes der Engländer in Frankreich war gekommen, denn Catharina gebar ihrem Gemahl einen Sohn. Aber die ganze Herrlichkeit dauerte nicht lange; Heinrich starb nach einer zehnjährigen Regierung im 34sten Jahr an einem schlecht behandelten Fistelschaden zu Bois de Vincenne 1322. Die Zeit seiner Regierung in England ward noch dadurch ausgezeichnet, daß während derselben die Wiclefitische Ketzerei, oder die Lehre der Lollards, unter dem Schutze Johann Oldcastles, feste Wurzeln schlug, und sich, allen blutigen Verfolgungen zum Trotze, unaufhaltsam ausbreitete. zz

Heinrich VI. war 9 Monate alt, als er durch den Tod seines Vaters Heinrich V. König wurde. Mit seiner Regierung erbfnete sich eine 64jährige Reihe großer, innerer Unruhen. Der Verlust der schönsten Besitzungen auf dem festen Lande war das geringste Uebel. Alle weitere Entwickelung der Constitution wurde aufgehalten, aller Patriotismus verwandelte sich in Parteigeist, und die Sitten des höheren Theils der Nation arteten in kriegerische Wildheit aus. Allein die Bauern gewannen dabei; die Leibeigenschaft nahm ab, denn die Fälle kamen gar zu häufig, daß der Adel seine Landleute und Hörige bewaffnen mußte. Das entscheidendste Unglück des schwachen Heinrichs VI. war seine Vermählung mit Margaretha von Anjou, Tochter des Titularkönigs von Neapel, Sicilien und Jerusalem. Schon vorher hatte Wilhelm de la Pole, Graf von Suffolk, ein elender verrätherischer Minister, der mehr für Frankreichs als für Englands Nutzen sorgte, den König völlig beherrscht, jetzt, da auch die Königin seine Partei nahm, schien seine Herrschaft ganz gegründet. Der muthvolle Herzog Richard von York, der den Grundfehler der ganzen Regierung in des Königs Schwäche suchte, faßte den kühnen Entschluß, sich selbst auf den Thron zu setzen. Suffolk mußte sterben; der Herzog von York ließ sich zum Protektor erklären, und, obschon er in der Schlacht bei Wakefield blieb, so gingen doch alle seine Hoffnungen auf seinen Sohn Eduard über. Den 4. März 1461 wurde dieser zu London feierlich als König anerkannt. Heinrich VI. war so unbedeutend, daß Eduard (IV.) vorerst nicht nothwendig fand, ihm das Leben zu nehmen. Auf eine kurze Zeit gelang es einer Partei, mit französischer Hülfe den entsetzten

Heinrich wieder auf den Thron zu bringen, durch den Herzog von Gloceſter aber wurde er den 14. April 1471 ermordet.

Heinrich VII., Stifter des Hauſes Tudor, ward geboren im J. 1456. Nachdem er den Uſurpator Richard III. bei Bosworth geſchlagen und getödtet hatte (1485), beſtieg er den Thron von England, ohne ein genealogiſches Recht an denſelben zu haben. Verſchiedene Verſuche wurden gemacht, durch falſche Eduarde und Richarde, wozu man einen Bäckerjungen und einen jüdiſchen Proſelyten gebrauchte, ſeinen Thron wanken zu machen, allein gegen einen ſo planmäßigen, ſchlauen und entſchloſſenen König als er war, konnte kein Prätendent aufkommen. Heinrich bekümmerte ſich wenig um die großen Bewegungen, die während ſeiner Regierung auf dem feſten Lande vorgiengen. Er ſuchte mit Schottland Frieden zu haben, und ſchloß ſich an Spanien an, um Frankreich in Furcht zu halten; ſeine ganze Aufmerkſamkeit ging auf die innere Regierung ſeines Reichs. Dieſes erhielt nun Ruhe, die Sittenroheit fing ſich an zu verlieren, das Parlament dachte auf Verbeſſerung der Geſetze, das Recht der Freiſtätten in den Kirchen wurde beſchränkt, der Ackerbau beſchützt, und der Handel fing wieder an zu blühen. Noch mehr hätte geſchehen können, wäre Heinrich weniger beſorgt geweſen, Schätze zu ſammeln. Er war der erſte König von England, der eine Garde hatte. Die Britten ſetzen ihn in die Reihe ihrer großen Monarchen, und haben ihn den Salomo von England genannt. Er ſtarb den 21. April 1509.

Heinrich VIII. folgte (1509) als achtzehnjähriger Jüngling ſeinem ſtaatsklugen Vater, Heinrich VII., der ihm eine ſchlagfertige Armee von 50,000 Mann, und beträchtliche Schätze hinterließ. Darum trat er ruhmſüchtig der Allianz Pabſts Julius II. und Ferdinands von Arragonien gegen Ludwig XII. von Frankreich bei, und fiel in Frankreich ein; verließ es aber nach einem zwar glänzenden, doch fruchtloſen Feldzuge, indem er ſich mit Ludwig wieder ausſöhnte. Wollüſtig, herrſchſüchtig und zu jeder Grauſamkeit geneigt, die ſeinen wilden Leidenſchaften freie Bahn machen konnte, überließ er ſich jetzt ganz der Leitung ſeines intriganten Günſtlings, des Cardinals Wolſey. Dieſer ſchmeichelte allen ſeinen Lüſten, und ſchaffte durch die gröbſten Erpreſſungen, die dazu nöthigen Summen herbei, wovon der beſte Theil in ſeinen Seckel fiel. Der Tyrann wollte nun auch als Gelehrter und Theolog glänzen. Als daher Luthers großes Unternehmen begann, wirkte Heinrich ſich vom Papſte die Erlaubniß aus, Luthers bei Strafe des Kirchenbannes verbotene Schriften zu leſen, und eine gewaltige Streitſchrift gegen Luthers Ketzereien erſchien unter des Königs Namen, obwohl Wolſey der eigentliche Verfaſſer derſelben ſeyn mochte. Sie wurde vom Papſte mit großer Freude aufgenommen, und dem gelehrten, frommen Könige dafür der Ehrentitel: Beſchützer des Glaubens, ertheilt. Aber der kühne Luther kehrte ſich daran wenig, indem er den königlichen Schriftheldeu ziemlich unſanft zurechtwies. Die Römiſche Curie hatte ſelbſt nicht lange Urſach, ſich des hochgeprieſenen Beſchützers des Glaubens zu erfreuen; denn er wurde bald ihr gefährlichſter Feind, weil ſie ſeinen wilden Leidenſchaften nicht blindlings fröhnen wollte. Heinrich verliebte ſich nämlich mit raſender Leidenſchaft in Anna Boullen, und als dieſe dem Wollüſtling nur Befriedigung ſeiner Lüſte im Ehebette zugeſtehen wollte, begehrte Heinrich vom Papſte Clemens VII. nicht nur Aufhebung der Ehe mit Catharinen, ſondern ſogar Widerruf der Bulle, wodurch der vorige Papſt die Ehe mit des Bruders Wittwe erlaubt hatte. Der Papſt, der weder

die päpstliche Unfehlbarkeit ins Gedränge bringen, noch Kaiser Carl V., Catharinens nächsten Blutsverwandten, beleidigen mochte, zauderte. Heinrich wandte sich hierauf an seinen Günstling Wolsey, dieser wollte als Cardinal den Papst nicht beleidigen, berief sich auf des päpstlichen Legaten Ausspruch, und Catharina protestirte gegen die päpstlich-königliche Untersuchungscommission. Nun griff Heinrich, der an Cranmer, Erzbischof von Canterbury, den rechten Mann gefunden hatte, durch, ließ von diesem mit Beistimmung des eingeschüchterten Parlaments seine Ehe mit Catharinen trennen, und heirathete die schöne Anna. Heinrich ließ darauf die Mönche verjagen und die Klöster aufheben. 60 Millionen Pf. Sterling fielen dadurch in des Königs und seiner Günstlinge Tasche. Bald nachher erschien das berüchtigte Blutstatut, wodurch jedermann vorgeschrieben war, was er glauben sollte. Päpstler und Protestanten wurden nun gleich heftig verfolgt, überall dampften Scheiterhaufen, und der edle Kanzler Thomas Morus, nebst dem frommen Bischof Fisher, wurden enthauptet, weil sie den neuen wollüstigen Leidenschaften des Tyrannen zu fröhnen sich weigerten. Er war nämlich seiner geliebten Anna überdrüssig geworden, wilde Leidenschaft entflammte ihn neuerdings gegen Johanna Seymour. Also wurde Anna des Ehebruchs und der Lutherischen Ketzerei angeklagt. Ihre wohlgegründete Vertheidigung hörten die bestochenen Richter nicht, sondern Anna's Haupt fiel auf dem Schaffot durch den Scharfrichter von Calais, den man wegen seiner Geschicklichkeit dazu eigends geholt hatte. Johanna Seymour wurde nun des Unmenschen dritte Gemahlin, und Annas Tochter, die nachmals hochberühmte Elisabeth, sollte nach seinem Plane für ein ehebrecherisch erzeugtes Kind vom Parlament erklärt werden. Doch dies unterblieb, und da Johanna Seymour im ersten Wochenbette starb, erhob Heinrich die Prinzessin Anna von Cleve zu seiner vierten Gemahlin. Ihrer wurde der Wollüstling gleichfalls bald überdrüssig, denn Catharina Howart hatte seine Begierden wieder entflammt. Anna von Cleve ward daher unter dem Vorwande: der König habe häßliche Leibesgebrechen an ihr entdeckt, verstoßen, und Catharina auf den Thron und in des Ungeheuers blutiges Bette geführt. Sie war es, die auf Anstiften ihres Oheims, des Herzogs von Norfolk, des Königs Günstling, Thomas Cronwell, stürzte, und ihn aufs Blutgerüst brachte. Doch bald nachher selbst des Ehebruchs und der liederlichsten Ausschweifungen angeklagt, der letztern jedoch nur vor ihrer Vermählung mit Heinrich überwiesen, ließ dieser sie im Tower enthaupten, und schritt zur sechsten Ehe mit einer Wittwe Catharina Parr, die wenigstens eines natürlichen Todes starb. Mit zunehmenden Jahren nahm auch Heinrichs Wuth und Grausamkeit zu. Die ewige Nemesis erreichte indessen den königlichen Verbrecher schon im irdischen Leben. Ein unheilbarer, offener und höchst schmerzhafter Schaden am Beine, verbunden mit unnatürlicher Corpulenz, die fast jede Bewegung unmöglich machte, peinigte ihn während der letzten vier Jahre seines Lebens, und die beständigen Schmerzen machten ihn einem wilden reißenden Thiere gleich. Er wüthete gegen jeden, der ihm zu nahe kam, seine Befehle waren nur Bluturtheile, und als schon der Tod an seine morsche Hülle klopfte, wagte es noch niemand, ihm die Gefahr, worin er schwebte, zu entdecken. Als dies Wagstück endlich Anton Denny unternahm, erschrak der elende Tyrann heftig, sandte Eilboten zum Erzbischofe von Canterbury, und jedermann sahe, daß er die heftigsten Foltern des erwachten Gewissens empfand. Als Cranmer erschien, war die Sprache schon verloren, nur

trostlose Blicke flehten um Vergebung der unsäglichen Blutschuld, der Priester sicherte ihm diese zu, und so starb der elende Wüterich im J. 1547, nachdem er 56 Jahre gelebt und 37 Jahre mit blutiger Tyrannei über sein Volk geherrscht hatte.

Heinrich der Löwe, ein Sohn Heinrichs des Großmüthigen, Herzogs der Sachsen, und mütterlicher Seits ein Enkel des Deutschen Königs Lothar, ist unstreitig der merkwürdigste Deutsche Fürst des zwölften Jahrhunderts. Sein Vater starb 1139 an beigebrachtem Gift. Der unmündige 1129 geborne Sohn erbte eine Menge raubsüchtig erbitterter Stammfeinde und fast unzählige Veranlassungen zu künftigen Fehden. Während seiner Minderjährigkeit führten seine Mutter Gertrud und seine Großmutter Richenza, das Regiment im Herzogthum Sachsen. Die Bairischen Erblehen wurden von Oheim Welf VI. verwaltet; denn Grafen und Herzoge erschienen jetzt als Fürsten. Die mächtigsten Feinde den jungen Heinrichs waren in Sachsen Albrecht der Bär, welcher auf das Herzogthum Ansprüche machte, und der Bremer Erzbischof Adelbert. Heinrich trat indessen schon im J. 1146 die Regierung selbst an; kam bald zum ungestörten Besitz des Herzogthums Sachsen, da Albrecht den Titel aufgab und sich mit der Markgrafschaft Brandenburg abfinden ließ. Auf dem Fürstentage zu Frankfurt 1147 erschien der junge Held zuerst in seiner ganzen Würde, und foderte vom Kaiser Konrad sehr ernstlich sein Bairisches Eigenthum zurück. Conrad suchte Ausflüchte, aber Heinrich stärkte seine Macht durch die Vermählung mit Clementinen, einer Tochter des mächtigen Herzogs von Zähringen, der ein Stammfeind der Hohenstaufen war, und schaffte sich früh Kriegsruhm durch glückliche Züge gegen die Wenden. Als nun Conrad seine Ansprüche auf Baiern nicht erfüllen wollte, griff er in Verbindung mit dem Oheim Welf zu den Waffen, um selbst sein Recht zu erfechten. Conrad zog nach Goslar, willens von dort aus Braunschweig zu überfallen; aber Heinrich vereitelte durch List das Unternehmen, focht auch im folgenden Jahre glücklich gegen die Wenden, bestätigte durch Gewalt der Waffen den König Knut gegen den Prätendenten Swen auf Dänemarks Thron, und erstieg nun, da sein Vetter Friedrich von Hohenstaufen als Kaiser Friedrich I., die Ansprüche auf Baiern bestätigte, die höchste Stufe der Macht, welche damals nächst dem Kaiserthron ein Deutscher Fürst erringen konnte. Von der Nord- und Ost-See bis zum Adriatischen Meer erstreckten sich seine Besitzungen. Ost- und Westphalen nebst Engern, das wahre Grosherzogthum Sachsen vom Rheine bis zur Elbe, folgte seinem Heeresbann. Der größte Theil von Baiern und Oestreich war als Lehen sein Eigenthum, und für die Welfischen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vasallen ihm nicht nur am 24. Oktober 1154 den Lehnseid leisten, sondern auch 400 Mark Silbers zahlen. Baiern liebte Heinrich jedoch weit weniger, als sein Geburtsland Sachsen. Des erstern Verwaltung überließ er daher dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, in Sachsen aber nahm er Heinrich den Finkler ganz zum Vorbilde, und dem Maßstab seiner Rechte nach der großherzogl. Gewalt, die jener Heinrich und Otto der Erlauchte ehemals handhabten. Dazu gehörte vor allem, daß der herzogliche Heerschild nicht mehr unter den bischöflichen erniedrigt wurde, und daß in den eroberten Landen die Bischöfe vor dem Herzoge sich zur Investitur mit Ring und Stab stellen mußten. Dies griff dem Pfaffenstolz ans Leben. Schwer war jedoch dem gewaltigen Manne beizukommen. In-

zwischen hatten ums Jahr 1164 des Herzogs Feinde, an deren Spitze der Bremer Erzbischof Hartwich stand, sich näher vereinigt, und schlossen im J. 1166 zu Merseburg ein Bündniß, dem viele Vasallen des Herzogs beitrgten. Bald gesellten sich auch zu ihnen die geistlichen Herren von Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, nebst den Markgrafen von Thüringen und Brandenburg. Heinrich, die Gefahr ersehend, kam schnell von seinem Zuge gegen die aufrührerischen Wenden zurück, nachdem er zur Sicherung jenes Gebiets die Feste Schwerin erbaut, und ließ nun, um seinen Feinden zu zeigen, was sie von ihm zu erwarten, vor der Burg Tanquanderode in Braunschweig einen aus Erz gegossenen Löwen mit weitgeöffnetem Rachen aufrichten. Bald fühlten auch seine Feinde die Krallen des Löwen. Bremen ward erobert, Oldenburg mit Sturm genommen, und selbst die Felsenfeste Dosenburg, durch Abgrabung des Wassers, in Heinrichs Gewalt gebracht. Als Kaiser Friedrich jetzt aus Italien zurückkehrte, hielt er auf dem Reichstage zu Bamberg Gericht, welches sehr zu Heinrichs Vortheil ausfiel. Eben um diese Zeit trennte sich Heinrich wegen Gewissensskrupel von seiner ersten Gemalin, Clementine, und verehlichte sich mit Heinrichs I., des Königs von England Tochter, Mathilde. Während der ersten Schwangerschaft Mathildens unternahm Heinrich, ergriffen von dem Geiste des Zeitalters, einen Zug nach Palästina. Er litt Schiffbruch auf der Donau und dem schwarzen Meere, ward von Servischen Räubern überfallen, die er tapfer heimschickte, und fand nicht nur zu Constantinopel, sondern selbst beim Sultan Asar Eddin freundschaftliche Aufnahme. Nachdem das Gelübde gelöset, kehrte er heim zum geliebten Weibe nach Braunschweig. Dort aber fand er viele bedenkliche Anzeigen. Seine Feinde hatten sich nicht nur alle gerührt, sondern selbst der kaiserliche Vetter Friedrich schnell das Gerücht von Heinrichs Tode genutzt, um Sachsens feste Plätze in seine Gewalt zu bekommen. Sogar der Wolfenbüttelsche Eckbert war mit ins Complott gezogen worden. In Heinrichs Seele faßte jetzt unbesiegbares Mißtrauen Wurzel. Darum wollte er dem Oheim Welf die für seine Bairischen und Italienischen Besitzungen geforderte Summe nicht zahlen; aber Friedrich zahlte sie bereitwillig und nahm die Italienischen Länder in Besitz. Zwar folgte nun Heinrich dem Kaiser mit zahlreicher Mannschaft auf dem fünften Zuge nach Italien, verließ ihn jedoch bei Mailands langwieriger Belagerung, obgleich Friedrich fußfällig bat, zu bleiben. Heinrich verlangte Goslar, das mochte Friedrich nicht geben. Der Haß gegen den übermüthigen Herzog war nun in des Kaisers Herzen entschieden. Kaum merkten dies Heinrichs von alter Hand erbitterte Feinde, so brachen sie von allen Seiten los. Heinrich ließ zwar das Schwert nicht ruhen, verklagte aber doch auf dem Reichstage zu Speier 1178 bei dem aus Italien heimgekehrten Kaiser die Ruhestörer. Friedrich zeigte hier seinen bösen Willen in voller Kraft, und muthiger erhoben nun alle Gegner Heinrichs ihr Haupt. Der angefeindete Herzog ward zur Verantwortung nach Magdeburg, wo nur seine Feinde Gericht hielten, beschieden. Er erschien weder auf die erste noch auf die zweite Ladung, vorgebend: er könne als Schwäbischer Fürst nur in Schwaben und nach Schwäbischem Rechte gerichtet werden. Er wußte, was ihm von den Sächsischen Großen bevorstand. Man hörte ihn nicht, und als er, auch zum dritten Male nach Goslar geladen, dort nicht erschien, sprach Friedrich über ihn des Reichs Acht, und entsetzte ihn

seiner Reichswürden. Zu Gelnhausen ward im J. 1180 der Spruch bestätigt. Nun fiel alles zu, um sich ins Habe des Löwen zu theilen! Baiern ging zuerst verloren, denn Otto von Wittelsbach nahm es in Besitz. Engern ergriff Bernhard von Askanien. Westphalen erschlich der schlaue Erzbischof von Cöln. Das eigentliche Ostphalen war aber Allodium Heinrichs, und konnte ihm durch Reichsspruch nicht genommen werden. Da er sahe, daß Gewalt mehr als Recht galt, sendete auch er seine Getreuen, schlug bei Hallerfelde die Cölnischen Heerhaufen, trieb die Angreifer aus Ostphalen, nahm den wüthenden Halberstädter Bischof Ulrich gefangen, und hätte er nicht aus Eigensinn dem Grafen Adolph von Holstein die bei Halberfelde gemachten Gefangenen verweigert, möchte er sich siegreich aller seiner Feinde erwehrt haben. Als aber Adolph ihn verließ, ging alles den Krebsgang. Der Kaiser kam mit dem Reichsheere nach Sachsen, und den treugebliebenen Vasallen Heinrichs ward eine peremtorische Frist gesetzt, binnen welcher sie die Fahnen des Geächteten verlassen, oder selbst als Geächtete behandelt werden sollten. Heinrich mußte flüchten nach Lübeck; Braunschweig allein hielt fest an der gelobten Treue, und vergeblich ward es vom Cölner Erzbischof belagert. Doch sahe nun Heinrich, daß er sich demüthigen müsse, wollte er nicht alles verlieren. So erschien er zu Erfurt 1182, bat fußfällig den Kaiser um Gnade, und gewann dennoch nichts mehr, als die Zusicherung, daß seine Allodien unangetastet bleiben sollten, würde er sich freiwillig drei Jahre aus Deutschland entfernen. Er zog in der Gestalt eines Verbannten zum königl. Schwiegervater nach England; dort wurde ihm sein Sohn Wilhelm, der nachmaligen Herzoge von Braunschweig Stammvater, geboren. Heinrich Leo, vom Erzbischof Philipp zu Cöln, der mit dem Kaiser sich überworfen, zurückgerufen, erschien wieder auf heimischer Erde, im J. 1184, fand die ganze Verfassung gesprengt, alles durcheinander geworfen und die Prälaten im Kampf mit den weltlichen Großen. Hätte er jetzt selbst wieder zu den Waffen gegriffen, wäre alles noch krauser durch einander gegangen. Er lebte also wie ein Privatmann still zu Braunschweig. Doch trauete dem gereizten Löwen der laurende Friedrich nicht, sondern verlangte, er solle ihm nach Palästina folgen, oder nochmals drey Jahre nach England gehen. Heinrich wählte das Letzte. Während seiner Abwesenheit starb zu Braunschweig die treue Mathilde, und bald erfuhr er auch, daß keineswegs gehalten werde das Versprechen: seine Allodien nicht anzutasten! Da hielt auch er sich seines Versprechens ledig, kam im J. 1189 nach Stade, ward von dem ehemaligen Feinde, dem Bremer Erzbischof, der jetzt seiner bedurfte, mit offenen Armen aufgenommen, und schlug bald, da die treuen Vasallen von Wölpe, Schwerin und Ratzeburg sich wieder zu ihm sammleten, die Dänen und Dietmarsen in die Flucht. Als Hamburg, Ploen und Itzehoe wieder erobert waren, foderte er Unterwerfung von Bardewick, der blühendsten Handelsstadt jener Gegend. Aber stolz verweigerten die Bardewicker Gehorsam. Da wurden die Stadtmauern erstürmt, niedergehauen die meisten Einwohner, der Erde gleich gemacht, bis auf den Dom, die Wohnungen, und an des Doms Mauern das schreckende Bild des rächenden Löwen mit der Inschrift: Vestigia Leonis, gesetzt, die noch jetzt dort zu lesen ist. Nach Bardewicks Zerstörung ergaben sich Lübeck und Lüneburg, aber in der nächsten Schlacht gegen Adolph von Daffel, den Statthalter Holsteins, war Heinrich unglücklich. Viele seiner Vasallen blieben auf dem Wahl-

platze, die andern verließen ihn. Die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt belagerten darauf in Gemeinschaft mit dem jungen König Heinrich, den Friedrich I. als Reichsverweser in Deutschland gelassen, Braunschweig, mußten aber auch dies Mal unverrichteter Sache abziehen. Darauf kam im J. 1190 durch Vermittelung der Erzbischöfe von Mainz und Cöln ein Vergleich zu Stande, worin Heinrich versprach, seine Söhne, Lothar und Heinrich, dem König als Geißeln zu stellen. Allein auch dieser Vergleich dauerte nicht lange, doch ward auf andere Weise die alte Feindschaft ausgeglichen. Des Löwen Sohn, Heinrich, hatte sich heimlich mit Agnes, der Erbtochter Pfalzgraf Conrads am Rhein, vermählt. Diese heimliche Liebe eines Welfen mit einer Hohenstaufen schien endlich die alte Fehde zu enden. Heinrich beredete seinen Vater zu einer Versöhnung mit dem Kaiser. Diese erfolgte endlich, und Heinrich der Löwe, gedrückt von der Last so mancher Unglücksfälle, lebte nun ruhig zu Braunschweig, bis er in einem Alter von 66 Jahren 1195 daselbst starb und im dortigen Dome, wo noch sein Grabmal zu sehen, beigesetzt wurde. Heinrich der Löwe war ein Held, tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch starrsinnig, hochfahrenden Wesens und leidenschaftlich gestimmt; dabei fromm, aber kein Frömmler. Durch sein ganzes Leben hatte er mit den Pfaffen, die seine erbittertsten Feinde waren, zu streiten. Ueber sein Zeitalter ragt er hervor durch seine unermüdeten Bemühungen, Handel, Industrie, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit, wie er sie kannte, zu befördern. Er unterlag nie seinem harten Schicksale, sondern kämpfte ihm rastlos entgegen. zz.

Heinrich der jüngere, Sohn Heinrichs des ältern, Herzogs von Braunschweig, geb. im J. 1498, ein Mann feurigen Geistes, unruhig, herrschsüchtig, oft hinterlistig, aber von festem männlichen Sinne, wie sein Ahnherr, der entschiedenste Gegner der Reformation. Sein erster merkwürdiger Krieg war die berühmte Hildesheimische Stiftsfehde, worin zwar Heinrich in der mörderischen Schlacht bei Soltau am 29. Jun. 1519 entscheidend geschlagen und zur Flucht genöthigt wurde, doch nachmals durch seine Gunst bei Kaiser Carl V. so glücklich war, daß ihm und dem Vetter Erich fast sämmtliche Hildesheimische Stiftslande zugesprochen wurden. Vermehrt hatte er dadurch um ein Drittheil seine Erblande, aber sich auch in eine Abhängigkeit vom Spanischen Carl gesetzt, die ihn nachmals hart drückte. Als Thomas Münzers fanatisch begeisterte Horden in Thüringen verheerend hauseten, zog Heinrich dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Sachsen zu Hilfe. Bei Frankenhausen wurden 1525 die Rasenden in mörderischer Schlacht überwunden, und obschon ihrer 7000 todt den Wahlplatz bedeckten, ließ Heinrich doch noch fort morden, und den gefangenen Th. Münzer martervoll hinrichten, während er ihm das katholische Glaubensbekenntniß vorbrüllte. Nie ruhig, brach er mit neuer Fehde los gegen Goslar und belagerte die Stadt, doch bald rief ihn sein Freund Carl V. ab, zur Unterstützung gegen den Papst und das stolze Venedig. Heinrich zog nach Italien mit 1000 trefflich bewehrten Reitern; allein das Heer ward die Beute ansteckender Seuchen, und der Herzog selbst entkam mit genauer Noth, als gemeiner Knecht verkleidet, den überall auflaurenden Feinden. Von seinen stattlichen Reitern kehrten nicht mehr als 16 nach Wolfenbüttel zurück. Daheim fand er neuen Aerger, weil die Kirchenrefor-

mation in seinem Erblande reißend schnelle Fortschritte gemacht. Zwar hörte er auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 der Protestanten Glaubensbekenntniß, blieb aber dennoch der alten Lehre und des Kaisers Interesse ergeben; denn eben auf diesem Reichstage ward er nebst dem Vetter Erich feierlich mit den gewonnenen Hildesheimischen Gütern belehnt. Bald nachher gelang es ihm, seinen Bruder Wilhelm durch zwölfjährige Gefangenschaft zu jenem Vertrage zu nöthigen, wodurch das Recht der Erstgeburt und Alleinregierung im fürstl. Hause gesetzlich eingeführt wurde. Nachdem die protestantischen Fürsten den Bund zu Schmalkalden geschlossen (1537), trat Heinrich nicht nur in den Gegenbund, an dessen Spitze der Kaiser selbst stand, sondern ließ sich sogar zum obersten Feldherrn des Bundes erklären. Beide Parteien rüsteten sich; Heinrich bedrohte Goslar und Braunschweig; diese riefen die Schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hilfe, und sie erschienen unter Anführung des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen mit 15000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern. Heinrich flüchtete vor der Uebermacht; sein Erbland, sogar das feste Wolfenbüttel ward bald erobert. Indessen hatte Heinrich 32 Fahnen Fußvolk und 3000 Reiter zusammengebracht. Damit zog er dem Feind entgegen, und beim Kloster Höckelem kam es zum scharfen Treffen. Heinrichs Haufen wurden aber von der Uebermacht umzingelt, er mußte mit seinem ältesten Sohne Victor sich zum Gefangenen ergeben. Ihn befreiete die für die protestantische Partei unglückliche Schlacht bei Mühlberg (1547). Mit bitterm Groll im Herzen kam er nun in sein Erbland zurück; Braunschweig vorzüglich sollte entgelten, was es zur Unterstützung der Feinde des Herzogs gethan. Doch hatte die Belagerung der Stadt nicht den gewünschten Erfolg. Ein Vertrag wurde geschlossen, denn neue schrecklichere Fehde rief den Herzog ab, da Graf Volradt von Mansfeld plündernd und mordend in die Wolfenbüttelschen Länder gefallen war. Heinrich zog ihm mit seinen beiden ältesten Söhnen in Verbindung mit Kurfürst Moritz von Sachsen, entgegen. Bei Sieversh a u s e n trafen am 9. Jul. 1553 die Heere auf einander, die mörderische Schlacht erfolgte, der Sieg war Heinrichs, aber seine beiden Söhne lagen todt auf dem Wahlplatze, sein Bundesgenoß Moritz starb zwei Tage nach der Schlacht an den empfangenen Wunden. Noch einmal traf des racheschnaubenden Heinrichs Heer den Feind zwischen Steterburg und Geitelda, und zwang ihn zur Flucht; aber der Tod der ältern, ritterlichen Söhne schlug Heinrichs Herzen die tiefste Wunde. Nun blieb ihm nur der stille, verdachsene, sogar der lutherischen Ketzerei zugethane Julius über. Doch als es ihm fehl schlug, den Bastard Eitel Heinrich vom Kaiser legitimiren zu lassen, mußte er freilich Julius das Erbrecht zugestehen. Ruhiger im Alter, versöhnte der stürmische Heinrich sich auch mit seinem sonst gehaßten Sohne, und ließ sogar seine Abneigung gegen die neue Lehre fahren. Er starb im J. 1568, auch in der Romanenwelt bekannt durch seine Liebe mit Eva von Trott, von der erzählt wird, daß sie scheinbar zu Gandersheim auf Heinrichs Befehl gestorben und beerdigt sey, dann aber im tiefsten Geheimniß auf die feste Staufenburg geführt worden, wo Heinrich mit ihr in süßer Minne gelebt und sieben Kinder (wovon jener Eitel Heinrich das älteste) gezeugt habe. Noch jetzt wird auf der verfallenen Staufenburg die Stelle gezeigt, wo einer von Evas Brüdern, der sie aufzuspüren gekommen, auf Heinrichs Geheiß den Tod fand.

zz.

Heinrich der Seefahrer, war der dritte Sohn des Königs Johann des ersten von Portugal. Schon früh gab der großherzige Jüngling glänzende Beweise seines Muthes, aber mehr, als die Waffen, liebte er die Wissenschaften, besonders Mathematik, Sternkunde und Schifffahrtskunst, die er in Portugal einheimisch zu machen suchte. Bei der Eroberung von Ceuta hatte Heinrich sich sehr ausgezeichnet, und sich die Ritterwürde erworben, die sein Vater ihm ertheilte. Nach seines Vaters Tode wählte er die Stadt Tomar in Algarbien zu seinem Aufenthalt und setzte den Krieg gegen die Mauren in Afrika rüstig fort. Er beunruhigte ihre Küsten durch seine Schiffe, und seine Seeleute kamen auf diesen Zügen in Gegenden des Weltmeeres, welche die unkundigen Schifffahrer jener Zeit lange für unzugänglich gehalten hatten. Aber Heinrichs Entwürfe gingen auf etwas Größeres. Die Erwartung aber, daß die Männer, in deren Händen die öffentliche Verwaltung war, seinen kühnen Unternehmungen wenig geneigt seyn, die Unzulänglichkeit der Hilfsmittel des kleinen Landes vorschützen würden, bewog ihn zu dem Entschlusse, seine Eroberungen auf eigne Kosten zu machen, und dazu einen Theil der Einkünfte des Christordens zu verwenden, dessen Großmeister er war. Die Entdeckung unbekannter Erdgegenden war das Ziel, wohin er strebte. Bekannt mit den Fortschritten, welche die Erdkunde bis dahin gemacht hatte, versäumte er während seiner Feldzüge in Afrika keine Gelegenheit, durch die Mauren Kenntnisse von den Ländern zu erlangen, die an Aegypten und die Arabischen Staaten gränzten, und nachzuforschen, ob man um die Westküste von Afrika einen Weg zu den Schätzen Indiens finden könnte. Die Araber, weit gekommen in der Kenntniß des innern Afrika, hatten bis zu den Entdeckungsreisen der Portugiesen die einzige Kunde von diesem Erdtheile. Aus dieser Quelle schöpfte Heinrich umständlichere Nachrichten von dem innern Afrika, von der Küste von Guinea und andern großen Küstenländern. Er besprach sich mit kundigen Männern, und als er ihr Zeugniß mit den eingezogenen Nachrichten einstimmig fand, entschloß er sich, Hand ans Werk zu legen. Um ganz der Ausführung seines großen Gedankens zu leben, wohnte er, vom Hofe zurückgezogen, auf einem Lustschlosse in Algarbien, an einem Meerbusen in der Nähe des Vorgebirges St. Vincent. Da übersah er Afrika's Küsten und das weitgedehnte Atlantische Meer, in dessen verschleierten Fernen er unbesuchte Inseln und Länder ahnete, umgab sich mit einer Pflanzschule edler Jünglinge, welche, von gleicher Neigung beseelt, durch ihn zu Seefahrern erzogen wurden, und ließ von hier aus seine Seefahrer absegeln. Die Umschiffung des Vorgebirges Non und die Entdeckung der Küste jenseit desselben, war die erste große Aufgabe, die er zu lösen beschloß. Alle Jahre sandte er zwei bis drei Schiffe dahin ab; aber sie kamen stets zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Johann Gonsalvez Zarco und Tristan Vaz, zwei Ritter im Dienste des Infanten, die sich durch ihre Tapferkeit die Achtung desselben erworben hatten, waren Männer, wie er sie verlangte. Als Heinrich zu Entdeckungsfahrten an den Küsten der Barbarei und Guinea's neue Schiffe ausrüsten ließ, baten ihn beide, sie zu dem ehrenvollen Unternehmen zu brauchen. Er gewährte ihre Bitte, und befahl ihnen, längs der Küste hinzusegeln, das Cap Bojador, das bisherige Ziel der Entdeckungsfahrer, zu umschiffen, und das gefundene Küstenland zu untersuchen. Die beiden Seefahrer entdeckten, durch Stürme verschlagen, auf dieser Reise 1418 die Insel Puerto Santo. Heinrich empfing die Rückkehrenden freudig über

den glücklichen Anfang, und sandte sie im folgenden Jahre mit einem andern kühnen Seefahrer, Bartholomäus Perestrella, auf neue Entdeckungen aus. Auf dieser Fahrt wurde das große Eiland Madeira entdeckt. Heinrich's erste Sorge war nun, die neu entdeckten Eilande mit Ansiedlern zu besetzen und den üppig fruchtbaren Boden anzubauen. Auf Madeira hatten die Ansiedler, um schnell einen guten Boden für neue Anpflanzungen zu gewinnen, die dichten Wälder angezündet. Heinrich, der den künftigen Holzmangel voraussah, gab Befehl zu neuen Waldpflanzungen, und um den Zucker nicht mehr von den Arabern kaufen zu müssen, ließ er aus Sicilien Zuckerrohr kommen, das in dem feuchten Boden bald so vortrefflich gedieh, daß ein Flächenraum von drei Meilen 60.000 Arroben eintrug. Nach Entdeckung von Madeira waren Heinrichs Gedanken auf die goldreiche Guinea-Küste gerichtet. Nur sein beharrlicher Muth konnte die großen Schwierigkeiten überwinden, die der Unternehmung entgegen standen. Das Vorgebirge Non, sagte man, wäre das Ziel, welches Gott der Menschen kühner Ehrsucht gesetzt hätte. Heinrich hörte alle Aeußerungen der Kurzsichtigkeit, wie allen Tadel, mit ruhigem Gleichmuth an, und seine Beharrlichkeit ward dadurch nicht einen Augenblick erschüttert. Gilianez, einer von seinen Seefahrern, Zeuge seiner Ungeduld, bot ihm seine Dienste an, um die Umsegelung der furchtbaren Vorgebirge und die Entdeckung von Guinea zu unternehmen. Er ging 1433 unter Segel, umschiffte glücklich das Vorgebirge Bojador, und nahm Besitz von der Küste durch Errichtung eines Kreuzes, worauf, wie gewöhnlich geschah, Heinrichs Wahlspruch: Talent de bien faire, geschrieben ward. Lobsprüche und Geschenke belohnten den kühnen Entdecker. Im folgenden Jahre ward ein größeres Schiff ausgesandt, das 80 Meilen über Bojador hinaus kam. Bei diesen glücklichen Erfolgen verstummte allmählich der Tadel, und Heinrich fand mehr Unterstützung. Besonders günstig war es für seine Unternehmungen, daß sein Bruder Pedro während Alfonso's V Minderjährigkeit die Regierung führte; Pedro, mit Heinrichs Entwürfen einverstanden, leistete ihm kräftigen Beistand, und bestätigte die Schenkung der Inseln Puerto Santo und Madeira, die Heinrich schon von dem verstorbenen König erhalten hatte. Der Papst, Martin V., dem Heinrich Nachricht von seinen Entdeckungen und Hoffnungen gab, bekräftigte nicht nur die Schenkung der beiden Inseln, sondern sprach zugleich den Portugiesen alle Länder, welche sie längs der Afrikanischen Küste bis Indien entdecken würden, als Eigenthum zu. Um dieselbe Zeit, 1440 kamen Antonio Gonzalez und Nuno Tristan bis zum weißen Vorgebirge, und dieser neue glückliche Erfolg machte einen günstigen Eindruck auf das Volk. Von allen Seiten eilten muthvolle Jünglinge herbei, und zeigten desto lebhaftern Eifer, an den Entdeckungsreisen Theil zu nehmen, da jetzt schon der Goldstaub auch die Habsucht reizen konnte. Heinrich hatte bisher alle Kosten allein bestritten, jetzt bildeten sich Gesellschaften unternehmender Männer, die unter seiner Leitung Entdeckungsreisen wagen wollten, und es wurde bald die Angelegenheit des ganzen Volkes, was bisher nur die Sache eines einzigen Mannes gewesen war. Schneller stieg nun das Entdeckungsglück, als vereinte Kräfte das rühmliche Werk förderten. 1446 umschiffte Nuno Tristan das grüne Vorgebirg, und 2 Jahre später entdeckte Gonzalez Vallo 3 von den Azorischen Inseln, gegen 200 Meilen von der Küste entfernt. Einige ungünstige Umstände machten einen Stillstand in den Entdeckungsreisen, und lähmten zuweilen Heinrichs

thätigen Eifer. Kaum aber waren diese Störungen entfernt, als der Infant wieder rüstig an seine Lebensarbeit ging, die er bis zu seinem Tode mit aller Kraft eines, von einem großen Gedanken begeisterten, Gemüths umfaßte. Er starb 1463, 67 Jahre alt, und hatte noch die Freude, die Entdeckung der Küste Sierra Leona zu erleben, und auf dem Throne seines Vaterlandes einen Fürsten, Johann den Zweiten, zu sehen, dem es Ernst war, eifrig zu fördern, was mit so günstigen Vorbedeutungen begonnen war. Die wichtigen Folgen, welche die Erweiterung der Schifffahrt und die dadurch vorbereitete Entdeckung des Seewegs zu Indiens Handelsschätzen auf die ganze Welt hatte, sichern ihm einen unsterblichen Namen in der Geschichte, und seinen edeln Bemühungen den Ruhm, seinen bedeutungsvollen Wahlspruch würdig erfüllt zu haben.

Heinrich (Prinz) von Preußen, s. Friedrich Heinrich Ludwig.

Heinse (Wilhelm) war 1749 zu Langenwiesen, einem Dorfe bei Ilmenau in Thüringen, geboren. Ein Jüngling von feinem Sinn und ausgerüstet mit herrlichen Fähigkeiten, um mehr als eine schöne Kunst zu erfassen und auszuüben. Kräftig von Körper, das Gedächtniß treu, die Phantasie höchst entzündbar, schwelgerisch, üppig, bildete er sich mehr in der Welt, als in der Schule. Nachdem er seine juristischen Studien in Jena wohl oder übel vollendet hatte, ging er nach Erfurt. Hier erhielt er seine poetische Richtung durch Wieland. Mit der Uebersetzung des Petron begann er seine literarische Laufbahn; Laidion, oder die Eleusinischen Geheimnisse folgten. Möge man auch das Talent des Verfassers, das sich in beiden Werken darthut, anerkennen, so darf man sich doch nicht verbergen, daß sie in unserer Literatur zu den wenigen erotischen Schriften gehören, die eine gefährliche Wollust athmen. Selbst Wieland nahm an dem kecken Muthwillen seines Zöglings ein Aergerniß. In Düsseldorf, wohin ihn Jacobi als Theilnehmer an der Iris von Halberstadt 1776 berief, ward durch den Besuch der herrlichen Bildersammlung sein Kunstsinn aufgeregt, genährt und verfeinert. Von da ging er 1780 in das heiß gewünschte Italien. Hier schwelgte er in Lust und Freude drei Jahre lang. Aber befremden muß es, daß damals Heinse das befreite Jerusalem und den Orlando, aufgelöst in Prosa, aus dem Lande der Musik nach Deutschland hinüber wandern ließ, und seinen Landsleuten zumuthete, daß sie aus dieser Nachbildung begreifen sollten, „wie die herrlichsten Menschen seit einigen Jahrhunderten von Ariosts Gedichten bezaubert worden wären.“ In Mainz fand der Heimgekehrte zugleich mit J. Müller ein ruhiges Plätzchen. Er wurde Lektor des Kurfürsten, und nachher Hofrath und Bibliothekar. Dort schrieb er Ardinghello und Hildegard. Was er von Bildnerei und Musik, die er beide schwärmerisch liebte, in seinem Leben empfunden, geahnet, und enträthselt hatte, legte er in seinen Werken nieder, deren stürmischer baechantischer Taumel zwar den Leser gewaltsam ergreift und dahinrafft, ein edles Gemüth aber nicht erheitern kann. Er starb den 22sten Jun. 1803, 54 Jahre alt. Höchst interessante Briefe von ihm finden sich in der Sammlung von Briefen zwischen Gleim, Heinse und Müller. Die 1805 unter seinem Namen erschienenen Musikalischen Dialogen sind nicht von ihm.

Heinsius (Daniel und Nicolaus), Vater und Sohn, zwei berühmte Kritiker. Der Vater, geboren zu Gent 1582, war ein Schüler und Verehrer Joseph Scaligers, wurde Professor der Politik und Geschichte in Leyden, auch Historiograph von Holland, und starb 1655.

Seine vielseitigen Verdienste als Philolog und Historiker, die schönen Verse, welche er in Griechischer und Lateinischer Sprache dichtete, und sein guter Geschmack erhoben ihn zu einer hohen Stufe des Ruhms. Unter den Alten hat er besonders den Horaz, den Maximus Tyrius, Terenz u. s. w. bearbeitet; auch sind seine Arbeiten für das Neue Testament schätzbar. Seine historischen Schriften, so wie die Reden, empfehlen sich durch eine vortreffliche kräftige Sprache. — Nikolaus, geboren zu Leyden im J. 1628, machte viele Reisen nach England, Frankreich, Schweden, besonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Christina von Schweden auf ihre Kosten sandte. In der Folge bekleidete er die Stelle eines Niederländischen Residenten zu Stockholm, brachte aber die letzten zehn Jahre seines Lebens in seinem Vaterlande zu, und starb 1681 im Haag. Er liebte vornehmlich die Römischen Dichter, und war in kritischer Behandlung derselben so glücklich, daß er der Wiederhersteller des Ovid, Silius Italicus, Valerius Flaccus u. A. genannt zu werden verdient. Außer diesen Dichtern gab er auch den Virgil, Claudian, Prudentius u. s. w. heraus. Zerstreute Anmerkungen über mehrere Römische Schriftsteller findet man in seinen Adversarien, die erst 1742 erschienen. Er war selbst ein guter Lateinischer Dichter.

Heinsius, Großpensionär von Holland, war lange das Oberhaupt und Triebrad aller wichtigen Verhandlungen der Republik. Als der Günstling und Vertraute des Prinzen Wilhelm von Oranien, folgte er demselben zwar nicht in seiner Würde, aber in seinem Ansehn. Dieser Prinz hatte ihn nach dem Nymweger Frieden nach Paris gesandt, um hier seine Rechte auf das Fürstenthum Oranien geltend zu machen. Heinsius sprach so lebhaft für das Interesse seines Herrn und für die Oranischen Calviniſten, daß Louvois sich unterfing, ihn mit der Bastille zu bedrohen. Seitdem war er Frankreichs abgesagter Feind, und gab sich besonders während des Spanischen Successionskrieges nicht vergeblich Mühe, Ludwig XIV. zu demüthigen. Aber sein Widerstand gegen die Abschließung des Friedens zog der Republik eine große Schuldenlast zu, und nachdem er 30 Jahre lang als Rathspensionär unumschränkt geherrscht hatte, verlor er seine Stelle und starb 1720 im Haag, 87 Jahre alt.

Hela, s. Nordische Mythologie.

Heldenbuch, ein berühmtes Altdeutsches Gedicht, enthaltend die Thaten und Abenteuer des Lombardischen Königs Otnit, Elberichs, Hugdietrichs, Wolfdietrichs, König Giebichs von Worms, Dietrichs von Berne, des Königs Laurin, die Geschichte von dem berühmten Rosengarten zu Worms u. s. w. Dieses Heldenlied beschäftigt ungemein die Phantasie durch Vorführung bald der abenteuerlichsten, bald der lieblichsten Erscheinungen, mit großer Naivetät erzählt, und ist sehr interessant für die Sittengeschichte des Mittelalters. Als Hauptverfasser wird Heinrich v. Ofterdingen zu Eisenach im 13ten Jahrhunderte genannt. Zuerst ward es 1509 gedruckt. Allein so wird es schwerlich von Ofterdingen gekommen seyn, vielmehr scheint das Gedruckte nur eine freie Bearbeitung jenes alten Ofterdingenschen zu seyn, von dem man bis jetzt nur Bruchstücke entdeckt hat. Zuletzt hat H. v. d. Hagen, der patriotische Beförderer unserer alten Nationalliteratur, jene Heldenlieder herausgegeben. K.

Heldengedicht, auch Epopöie genannt, ist eine besondere Art aus der Gattung der epischen Poesie (des Epos). So geringfügig diese Bemerkung scheint, so wichtig ist sie doch; denn hält man

sie nicht fest, so kann es nicht fehlen, man wird das viele Einseitige und Willkührliche, was über diese Dichtungsart bereits behauptet worden ist, nur vermehren oder bestätigen. Das Einseitige und Willkührliche dieser Behauptungen hat aber seinen Grund darin, daß man das Heldengedicht als die Gattung selbst nahm, und aus den Gedichten Homers, wie sie dem Aristoteles erschienen waren, und Virgils, als Mustern für diese Gattung, die Regeln derselben ableitete und für alle ähnliche Werke festsetzte. Indem man nun Epos und Heldengedicht nicht unterschied, drang man auch jenem die Regeln auf, welche höchstens für dieses gelten konnten. Höchstens, sage ich, denn es gab darunter auch solche, welche keineswegs in dem Wesen des Heldengedichts gegründet waren, sondern nur aus falscher Ansicht jener Muster entstanden seyn konnten. Von allem und jedem Epos verlangte man einen großen Umfang der Dichtung, in der Anlage eine tragische Verwicklung, Vollständigkeit und Abgeschlossenheit der Handlung, in den Charakteren Idealität, in Ausdruck und Vers Pracht und Würde, und vor allen Dingen in der Erfindung das heroisch Wunderbare, zu dessen Darstellung auch eine Einmischung überirdischer Wesen für nothwendig erachtet ward. Nun sehe man nur, wie besonders die moderne Praxis, durch solche Regeln verleitet, alle Kunstgriffe aufbot, den darzustellenden Gegenstand zu vergrößern, wie sie dadurch aus allem epischen Charakter völlig heraustrat, und bald durch entfremdete Mythologie, bald durch selbst erfundene kalte Allegorie alles innere Leben erkältete und allen Glauben an die Darstellung ertödtete. Selbst in den gelungensten Werken dieser Art hat man noch oft genug Ursache, diese Mißgriffe zu bedauern. Seitdem man über die Entstehung der Gedichte Homers die richtige Ansicht gewonnen hatte, mußte man nothwendig auch von jenen, auf die irrige Ansicht jener Gedichte gegründeten, theoretischen Verirrungen in Ansehn des Epos zurückkommen, und so wurden denn Wolfs kritische Untersuchungen über Homer auch für die Aesthetik fruchtbar. A. W. Schlegel war es vornehmlich, der, nach der berichtigten Ansicht von Homers Rhapsodien, eine dem Homer und der Natur gemäßere Theorie des Epos aufstellte, nachdem bereits früher mehrere Stimmen gegen die Gesetzkräftigkeit blos temporeller und lokaler Einrichtungen sich erklärt, und also vom Zufälligen mehr auf das Wesentliche hingewiesen hatten. Besaß man nun aber gleich eine richtigere Theorie des Epos überhaupt, so hatte man darum doch noch keine eben so richtige Theorie des Heldengedichts; ja es schien, als wollte man jetzt in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und nun dem Heldengedicht keine andern Gesetze zugestehen, als die des Epos überhaupt, und nach keinem andern Muster, als nach Homers Rhapsodien, zu welchem Behufe mitunter das Ansehn Virgils gar sehr verunglimpft wurde. Wer möchte behaupten, daß der neue Irrthum nicht auch ein Irrthum sey! Das Heldengedicht als episches wird zwar allerdings unter den Gesetzen des Epos stehen, als eine besondere Art in der Gattung, aber auch Eigenthümlichkeiten haben müssen, durch die es sich von jedem Epos, das kein Heldengedicht ist, auszeichnet. Geht man nun von dem Grundsatz aus, daß die Form eines Kunstwerks bedingt sey durch den Stoff, und daß beide mit einander in der innigsten Harmonie stehen müssen, so wird man nicht umhin können, zu gestehen, daß unter den vielen Erklärungen vom Heldengedichte die von Heydenreich gegebene noch am meisten zum Ziele treffe. Er erklärt es als die: Darstellung einer Handlung, welche durch ihre Wichtigkeit für die ganze Menschheit oder einen großen Theil der-

selben, durch die Charaktere, welche an ihr Theil nehmen, und die Art ihrer Entwickelung, das Gefühl des Erhabenen erregt, in der Form der höchsten, durch Sprache darstellbaren Schönheit. Wenn der Urheber jener Definition die Darstellung einer Handlung fodert, so scheint er dem Heldengedicht Gesetze der Tragödie vorzuschreiben, denn in dem Begriff der Handlung sind die Anfoderungen der Einheit, Vollständigkeit u. s. w. mit eingeschlossen. Schwerlich würde man ein Heldengedicht darum tadeln, weil es diese Anfoderungen befriedigte; man kann aber freilich auch nicht, als auf eine absolute Nothwendigkeit, darauf dringen. Hier gelten die allgemeinen Gesetze des Epos. Streng hat dagegen der Sänger eines Heldengedichts über Einheit des Tons zu wachen, weil er, wenn er diese verletzte, die Wirkung seines Gedichts selbst vernichten würde. Als diese Wirkung nennt Heydenreich das Gefühl des Erhabenen, welches jedoch nur mit Einschränkung dafür kann angenommen werden. Es gibt nämlich drei verschiedene Klassen von Heldengedichten, und bei jeder ist die Wirkung verschieden. Diese drei Klassen kann man bezeichnen als das ernste, das komische und das romantische Heldengedicht. Was bisher von dem Heldengedicht überhaupt gesagt worden ist, kann man als von dem ernsten gesagt annehmen. Die Wirkung desselben soll allerdings Gefühl des Erhabenen seyn; gerade die entgegengesetzte aber hat das komische Heldengedicht zum Zweck. Dieses ist hervorgegangen aus der Parodie des ernsten Heldengedichts, d. h. aus der scherzhaften Anwendung der ernsten Form desselben auf einen mit ihr contrastirenden Stoff, wobei der Contrast hauptsächlich dient, das Gefühl des Lächerlichen zu erregen. Hier ist deshalb manches von sehr guter Wirkung, was im ernsten Heldengedichte geradezu seinen Zweck verfehlt, namentlich die ganze allegorische Maschinerie. Das romantische Heldengedicht kann man den vorigen eigentlich nicht entgegensetzen, indem es ernst seyn kann, wie bei Tasso, Trissino, Camoens u. A., oder komisch, wie bei Ariosto. Da es jedoch mit der Zeit zu einer Mischung von Ernst und Scherz wurde, indem die Dichter es nicht verhehlten, daß sie mit ihrem Stoffe nur spielten, so kann man füglich das romantische Heldengedicht als eine eigene Klasse neben jene stellen. Der Geist einer scherzenden Ironie waltet darin vor. Wie der Scherz überall mehr Freiheit hat als der Ernst, so ist auch diese Klasse von Heldengedichten ungebundener, und der lose Geist Capriccio treibt bisweilen darin mit den Regeln ein loses Spiel. Hierüber indeß mehr, wo wir von der romantischen Poesie überhaupt zu sprechen haben. dk.

Helena, eine Tochter der Leda und des Spartanischen Königs Tyndarus (der Fabel nach des Jupiters, der in der Gestalt eines Schwans Leda geschwängert hatte), war in ihrem achtzehnten Jahre von so unbeschreiblicher Schönheit, daß Tyndarus, aus Furcht, derjenige, dessen Gemahlin sie würde, möchte von allen andern aus Neid verfolgt werden, fast alle Griechischen Fürsten, die sich um ihre Hand bewarben, einen Eid schwören ließ, durch welchen sie sich verpflichteten, mit ihrer ganzen Macht demjenigen beizustehen, den sie zum Gemahl erwählen würde, im Fall er ihretwegen angefochten würde. Diesem gemäß foderte ihr Gemahl Menelaus, als sie ihm von Paris, dem Sohne des trojanischen Königs Priamus, entführt worden war, alle Griechischen Fürsten zur Bestrafung dieses erlittnen Schimpfs auf, und dies war die Veranlassung zu dem trojanischen Kriege. (S. diesen.) Aus dem Besitz des Paris, der im letzten Belagerungsjahre fiel, kam Helena in die Hände dessen Bruders Deiphobus, und nach Trojas Eroberung

nahm sie derselben Gemahl Menelaus, den sie durch ihre Liebkosungen wieder zu gewinnen wußte, mit zurück nach Sparta. Hermione hieß ihre mit Menelaus erzeugte Tochter. Gh.

Helenenfeuer (auch St. Helms- oder Eliasfeuer), die Benennung einer Lufterscheinung, welche von brennbaren Dünsten in der Luft herrührt, in Gestalt einer Flamme sichtbar wird, und sich oft auf Schiffen an den Masten und Rahen sehen läßt. Erscheinen zwei Flammen (Castor und Pollux), so gilt dies den Schiffern für eine gute Vorbedeutung, eine einzelne Flamme hingegen, die auch nur die Helene heißt, betrachten sie als ein böses Zeichen.

Helgoland, eine Insel an der Westküste von Schleswig, in der Nordsee, nördlich von den Mündungen der Elbe und der Weser, welche aus der Felseninsel und der Düne besteht. Letztere ist weiß und unbewohnt. Die Felseninsel (das Land bei den Eingebohrnen genannt), wird eingetheilt ins Oberland oder die Klippe und ins Unterland, das von Jahr zu Jahr anwächst. Im J. 1800 betrug der Umfang der ganzen Insel 4600 Schritte. Die höchste Höhe des Felsens rechnet man 216, die niedrigste 84 Fuß. Am Felsen befinden sich zwei Häfen, der Nord- und Südhafen. Die Düne hat eine gute Rhede für größere Schiffe. Helgoland ist für die Kaperei sehr günstig gelegen; außerdem ist der Felsen wegen des Leuchtthurms von äußerster Wichtigkeit für die Schifffahrt, da das Meer umher voll gefährlicher Sandbänke und Untiefen ist. Die Einwohner leisten als Lootsen treffliche Dienste; man rechnet ihrer 350. Die gesammte Bevölkerung aber mag über 2000 Seelen betragen. Diese Insel war bisher im Dänischen Besitze; in dem Vertrage vom 14. Jan. 1814 aber hat sie der König von Dänemark an Großbritannien abgetreten.

Heliaden (Heliadae) waren die sieben Söhne des Sonnengottes Helios, welche erzeugt wurden, als Helios heiße Strahlen alle Feuchtigkeit auf der Insel Rhodus austrockneten. Ihre einzige Schwester Electryone starb als Jungfrau und ward von den Rhodiern als Halbgöttin verehrt. Die Brüder zeichneten sich alle durch Verstand und Kenntnisse aus, beschäftigten sich mit der Astronomie, verbesserten die Schiffsbaukunst und theilten die Tage in Stunden ab. Besonders that es Thenages seinen Brüdern an Scharfsinn zuvor, welche ihm deshalb das Leben nahmen. Als aber diese Mordthat bekannt wurde, entflohen sie von Rhodus bis auf zwei, die sich nicht mit dem Blute befleckt hatten. Auch führt die Fabel Heliaden (Heliades) als Töchter des Helios und der Nymphe Merope oder Klymene an. Den Tod ihres Bruders Phaëton beweinten sie so lange an den Ufern des Eridanus, bis sie in Pappelbäume verwandelt wurden.

Helicon, ein berühmter Berg im Westen von Böotien, wohin die Griechen den Sitz der Musen verlegten. Sie hatten hier nebst dem Apoll Tempel und Bildsäulen. Hier waren die berühmten Musenquellen Aganippe und Hippokrene. Die Gegend umher war überaus fruchtbar, und nach der Versicherung der Landleute waren die Pflanzen so gesund, daß selbst die Schlangen nach dem Genuß derselben ihr Gift verloren.

Heliocentrisch heißt in der Astronomie, was sich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht, oder was, nach der Vorstellung, aus dem Mittelpunkt der Sonne betrachtet wird. So bestimmt z. B. die heliocentrische Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derselbe, aus der Mitte der Sonne betrachtet, einnimmt. Der Gegensatz ist geocentrisch.

Heliometer, der Sonnenmesser, ein an einem Fernrohr angerachtes Werkzeug, um den scheinbaren Durchmesser der Sonne oder es Mondes zu messen.

Heliopt, ein von Sornay erfundenes Werkzeug, die Meereslänge zu messen.

Heliopolis in Cölesyrien, s. **Balbeck**.

Helios, der Sonnengott in der Griechischen Mythologie, war in Sohn Hyperions und der Theia, ein Bruder der Eos (Morgenröthe) und Selene (Mond). Im Oceanus hinter Colchis wohnt er ammt der begleitenden Eos. Aus dem Morgenthore fährt er auf der Dunstluft in schräger Krümmung zu dem Abendthore, und nachdem er ein Gespann im Ocean gekühlt, lenkt er in ein Hephästisches Fahrzeug on schwebendem Golde, welches ihn mit wunderbarer Geschwindigkeit ings dem nördlichen Gestade des Oceanus nach Colchis zurückträgt, o er die Rosse im Sonnenteiche badet und die Nacht bis zur Morenröthe bei den Seinigen ruht. Spätere geben ihm auch am westlichen Ende einen Palast, wo er sich und sein Gespann vor der Umschiffung des Nordgestades mit ambrosischer Nahrung erquickte. Aus der Geschichte des Helios führen die Dichter an, daß er mit Neptun einst m die korinthische Landenge stritt, daß er die heimliche Umarmung es Mars und der Venus verrieth, auch der Ceres den Räuber ihrer Tochter nannte. In Sicilien war ihm eine Heerde Rinder heilig, welche daselbst ungehütet weideten, und deren Anblick ihn erfreute, wenn r am Himmel daher fuhr. Schwer traf seine Rache des Ulysses Gefährten, die einige derselben schlachteten. Er drohte dem Jupiter, in en Orcus hinabzusteigen und den Todten zu leuchten, wenn er die Frevler nicht bestrafte, und der Donnerer zerschmetterte das Schiff der Verbrecher, und versenkte sie in den Wellen. Da er aus dem Geschlechte der Titanen abstammte, führte er auch oft den Namen Titan. Sein Dienst war sehr ausgebreitet und er hatte viele Tempel und Bildsäulen, z. B. in Korinth, Argos, Trözene, Elis, besonders aber auf Rhodus, wo ihm jährlich ein Viergespann geopfert ward, das man ins Meer stürzte. Sonst opferte man ihm weiße Lämmer. Von Thieren waren ihm die Pferde, Wölfe, Hähne und Adler geheiligt. Abgebildet ward er als ein größtentheils bekleideter Jüngling, das Haupt mit Strahlen umgeben. Bisweilen fährt er auf seinem mit vier Rossen bespannten Wagen.

Helioscop oder Sonnenglas ist ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein astronomisches oder Holländisches Fernrohr wird etwas weiter auseinander gezogen, als es, um dadurch zu sehen, nöthig ist. So wird es gegen die Sonne gerichtet und das dadurch entstehende Bild in einem dunklen Ort aufgefangen. In dieser Absicht wird entweder ein Zimmer verfinstert, oder man steckt das Fernrohr in ein dunkles, trichterförmiges Behältniß, dessen Boden mit geöltem Papier überspannt, oder mit einem matt geschliffenen Glase verschlossen ist, worauf sich die Sonne abbildet. Auf diesem Papier oder Glase wird ein Kreis beschrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere concentrische Kreise in die gewöhnlichen zwölf Zolle getheilt wird. Mit einem solchen Heliascop kann man das Bild der Sonne mit ihren Flecken, so wie Sonnenfinsternisse, ohne Nachtheil für die Augen beobachten. Doch thut jedes Stück Glas, das man über die Lampe schwarz anlaufen läßt, denselben Dienst.

Hellas, Hellenen, Hellenismus. Hellas im engeren

Sinne war Mittelgriechenland mit seinen acht Landschaften, im weiteren Sinne versteht man das ganze dreifache Griechenland mit den Inseln und Colonien darunter, und befaßt unter dem Namen der Hellenen die Griechen überhaupt. Ihren Namen haben sie angeblich von Hellen, einem Sohne Deukalions, einem der Entwilderer der früheſten Bewohner Griechenlands, welche den Namen der Pelasger führten. Hellenen stehen daher auch häufig im Gegensatz von den Pelasgern, und dann versteht man unter ihnen den cultivirten Menschenstamm, der die Bewohner Griechenlands zu Griechen machte. Durch die Promethiden verbreitete sich der erste Schimmer der Cultur über die pelasgischen Wilden, und diese Cultur, die einen Theil der Pelasger hellenisirte, ging von Thessalien aus. Man darf sich daher nicht verwundern, wenn an den Namen der Hellenen sich der Nebenbegriff von Cultur, feinerer Lebensſitte, höherer geistiger Kraft, kurz von dem anknüpfte, was wir in dem Artikel von der Griechischen Kunſt den Griechischen Genius nannten. Eine Frage, deren Beantwortung uns dort zu sehr seitabwärts geführt haben würde, steht hier an ihrer rechten Stelle, die Frage nämlich: wie und wodurch gelangten die einſt so rohen Horden der Bewohner Griechenlands zu diesem auszeichnenden Charakter der Hellenen? Als bewirkende Ursachen hievon hat man angegeben: 1) den Einfluß eines günstigen Himmelsstrichs. In einem Lande von mannigfaltig abwechselnden Naturschönheiten, unter einem Klima, das weder durch Hitze erschlaffend, noch durch Kälte zusammendrückend iſt, konnte sich natürlich die geistige Anlage reger entwickeln. 2) Ursprünglich glücklichere Organisation der Griechen. (S. Garve's Versuche über Gegenſt. d. Moral u. Liter. Bd. 2. S. 94. fgg.) 3) Dadurch entſtandene natürliche Regſamkeit, Lebhaftigkeit und Neugier der Nation, bewegliche Phantaſie, naives Gefühl, Sinn fürs Schöne und Rechte im Wissen und in der Kunſt. Neugier ward die Mutter des Wissens. Bei dem Zusammenfluß so vieler Stämme, öfteren Wanderungen, Seefahrten, baldiger Verbindung mit polizirten Völkern fand sich zu ihrer Befriedigung viel Gelegenheit. 4) Politiſche Freiheit und eigenthümliche Staatsverfaſſungen in dem, in viele kleine Freiſtaaten zerſpaltenen, Griechenland. Hiedurch wurde ungehinderte und ungeſtörte Entwickelung jedes Talentes nach der beliebigen Aeußerung ſeiner natürlichen Anlagen möglich. 5) Lage des Landes und häufiger Verkehr der Nation mit andern, durch eben diese Lage begünstigt und befördert. (S. Herders Ideen zur Philoſ. d. Geſch. d. Menſchheit. Bd. 3. S. 139. fgg.) 6) Gemächlichkeit und Wohlleben, Geiſt der Geſelligkeit. Diese Lage des Landes, die freie Verfaſſung, Entfernung von Druck, ſchweren Auflagen, Frohndienſten an den Staat, wie ſie von despotiſchen Regierungen unzertrennlich ſind, vermehrte hier die Anzahl der Wohlhabenden, die ſich in Hinſicht auf ihre Bedürfniſſe, bei einfacher Lebensart, in einem Zuſtande von Gemächlichkeit befanden, welcher den Geiſt der beſſeren Vergnügungen weckte, in Geſelligkeit den Witz belebte, und den Verſtand nährte. 7) Erziehungsart der Griechen, nach welcher der Menſch keine bloße Staatsmaſchiene wurde, und ſeine Anlagen allſeitig und harmoniſch ſich entwickeln konnten. 8) Geiſt der Freiheit im Denken, Mangel nöthigender Auctorität, beſonders einer Prieſterkaſte, mithin auch zwangloſe, und eben deshalb ſo phantaſiereiche, Religion. Ihre Religion gab zwar Cultur, aber nicht Zwang, hatte weniger Myſtik als Plaſtik, und wurde ausgebildet durch Poeſie. Daher das Phantaſiereiche und Lachende ihrer Götterbegriffe und Geſchichten, woraus nachher die bildende Kunſt die Götterideale ſchuf. Wenn

daher die Griechen auch Ausländisches bekamen und aufnahmen, so wurde es doch hier zu Griechischem. Aus unförmlichen Fetischen bildeten die Griechen zuerst menschenähnliche Bilder, und erhielten aus ihren Stammsagen ein vermenschlichtes Göttergeschlecht. 9) Dadurch beförderte Richtung auf das, was den Menschen eigentlich zum Menschen macht. Zuerst entwickelte häufiger Menschenverkehr eine praktische Menschenkenntniß, und diese entwickelte etwas aus den Griechen, was man bei Untersuchungen über ihre Bildung stets zu wenig in Anschlag gebracht hat, und was doch ungemein wichtig ist, den psychologischen Beobachtungsgeist, durch welchen sich ihre Dichter, Philosophen und Redner so ungemein auszeichnen. Schon die frühere Form der politischen Verfassungen, wo alles öffentlich verhandelt wurde, gab ihnen viel Spielraum. Woher sonst schon in früher Zeit jene treffende Menschencharakteristik, jener Reichthum an Menschenkenntniß, jener Geist der Ideenentwicklung, jene treffende und pathetische Darstellung der Sprache? Dies ist also ein Hauptmoment für Griechische Bildung und Verfeinerung, ein Erklärungsgrund der schönsten Phänomene des Griechischen Genius, der eben in Zurückführung auf das echt Menschliche jenes richtige Maaß fand, ohne welches keine Darstellung gefällt. 10) Einzelne große Genies, welche durch Gunst des Schicksals in dieser Nation aufblühten. Wo freier psychologischer Beobachtungsgeist mit einem naiven Gefühl und reger Imagination sich vereinigt, da ist Anlage zu Poesie und Kunst, die aber freilich nur durch eine besondere Gunst der Natur den Gipfel der Vollendung erreichten. Das poetische und Kunstgenie, wo es sich zeigt, ist immer eine Art von Wunder, indem es einen Theil seiner Schöpfungen bewußtlos vollbringt. Auch diese Wunderschöpfungen sollten Griechenland nicht fehlen. Hervorragende Geister, echt Griechisch gebildet, traten auf, und welche Wirkungen sie durch ihre Darstellungen hervorgebracht haben, liegt am Tage. Unter einem so seltenen Verein begünstigender Umstände entwickelte sich also der Griechische Genius, der die Bewohner des alten Griechenlandes als Hellenen zeigt, und was Wunder nun, wenn man bei dem Hellenischen an etwas in Literatur und Kunst Vorzügliches, mit zartem Schönheitssinn Ausgebildetes, mit reiner Naturwahrheit Dargestelltes, kurz an etwas Klassisches denkt. Manche Aesthetiker vornehmlich gebrauchen auch in der That den Ausdruck Hellenisch für gleichbedeutend mit Klassisch, andere mit Antik-Klassisch, und dann wohl auch mit Antik überhaupt, inwiefern man den Begriff des Klassischen schon in dem des Antiken mitenthalten denkt. Alle diese drei Bedeutungen des Hellenischen ermangeln jedoch der hinlänglichen Bestimmtheit, denn man kann Hellenisch eigentlich nur das nennen, was in der Darstellung nach Stoff und Form Griechischen Genius zeigt. (S. Griechische Kunst.) Wie Recht man nun habe, das Hellenische dem Modernen entgegen zu setzen, läßt sich hieraus leicht beurtheilen. Mit größerem Rechte setzt man den Hellenismus der Romantik entgegen, d. h. den Geist in Poesie und Kunst, wie er bei den Griechen waltet, jenem, der aus der romantischen Poesie und Kunst der Neueren uns anspricht. dd.

Helldunkel. Dieses Wort, welches Hagedorn zuerst dem Italienischen Chiaroscuro und dem aus diesem entsprungenen Französischen Clair-obscur nachbildete, wird in den zeichnenden Künsten in einem doppelten Sinn gebraucht. Einmal bedeutet es die Haltung durch die Vertheilung des Lichts und des Schattens. Dann aber beschränken wir, da es in den zeichnenden Künsten ein eigenes Helldunkel gibt, des-

sen Reize uns zuerst Correggio kennen lehrte, und welches von der Vertheilung des Lichts und des Schattens, die von gewissen Gesetzen abhängt, sehr verschieden ist, seine Bedeutung auf diejenige Eigenschaft eines Gemäldes, wenn der Künstler mit weiser Wahl und in der Absicht, eine bessere Wirkung der in aller Wahrheit gefärbten und beleuchteten Gegenstände hervorzubringen, je nachdem es nothwendig ist, eine hellere oder dunklere willkührliche Farbe oder einen Gegenstand von hellerer oder dunklerer eigenthümlicher Farbe wählt. Dieses Helldunkel lehrte Rubens seine Schüler auch durch die Kupferstecherkunst hervorzubringen.

Helle, die Schwester des Phryxus und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehn, nahm sie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug sie auf den Wink der Götter über Land und Meer nach dem fernen Kolchis. Aber nur Phryxus langte hier an, denn die unglückliche Helle stürzte in das Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhielt.

Hellebarde oder Helleparte ist eine alte Gattung von Kriegsgewehr, ein Spieß mit einer Barte oder einem Beile, welches zum Stechen und Hauen diente. Sie war ursprünglich eine Waffe der Deutschen und Schweizer; von diesen kam sie um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts zu den Franzosen. Jetzt wird sie etwa noch von den Fußtrabanten der Fürsten geführt.

Hellespont ist die berühmte erste Meerenge zwischen Europa und Asien, welche jetzt die Straße der Dardanellen heißt. Ueber die Entstehung des Namens s. Helle. Die Ufer waren mit anmuthigen Hügeln, Städten und Dörfern besetzt. Hier sah man im Alterthum die Stadt Lampsacus mit ihren schönen Weinbergen, die Mündung des Aegos Potamos, durch Lysanders Sieg über die Athenische Flotte verewigt, und die Städte Sestos und Abydos; das erstere in Europa, das letztere in Asien, beide durch das Gedicht des Musäus von der Liebe der Hero und des Leander berühmt. Hier war die Meerenge nur sieben Stadien breit, und Xerres ging an dieser Stelle auf einer doppelten Brücke aus Asien nach Griechenland über.

Helm (Technologie) Hut, Blasenkopf, ist der hohe und hohle kupferne hutförmige Deckel einer Branntweinblase mit einem gewölbten Bogen oder einer gewölbten Decke, aus welcher unterwärts am Helm eine hohle Röhre schräg herausgeht, die mit ihrer Mündung beim Brennen auf die Mündung der Schlange des Kühlfasses ganz dicht aufgesetzt wird. Wenn der Branntweinbrenner recht viel und recht guten Branntwein brennen will, so muß der Helm in einem gerechten Verhältniß zur Blase stehen. Helm und Helmröhre werden inwendig mit dem reinsten englischen Zinne verzinnt, und dies muß so oft geschehen, als die Verzinnung schadhaft wird. (S. Neuenhahn über die Helme der Branntweinblasen. Erfurt, 1795. 8.) In der Probirkunst ist der Helm ein gläserner oder kupferner Hut mit einem langen Schnabel. Der Hut wird auf den Kolben gesetzt, der Schnabel aber in die Vorlage gesteckt. Man gebraucht ihn sowohl zur Sublimation, als auch zur Destillation. Zuweilen befindet sich oben auf demselben ein gläserner Stöpsel. Ist er mit keinem Schnabel versehen, so heißt er ein blinder Helm. X.

Helmintholithen, versteinerte Wurmgehäuse; Helminthiasis, die Wurmkrankheit, welche von Eingeweidewürmern herrührt; Helminthologie, die Lehre von den Würmern.

Helmont (Johann Baptist van), Herr von Merode, Royenborch u. s. w., war 1577 zu Brüssel geboren und studirte vorzüglich Naturlehre, Naturgeschichte und Medicin, worin er so schnelle und bedeutende Fortschritte machte, daß er schon in seinem 17. Jahre zu Löwen öffentlichen Unterricht in der Chirurgie gab. Mit besonderer Vorliebe verweilte er bei der Chemie, verfiel aber dabei auf allerlei Schwärmereien, die ihn in den Verdacht der Magie brachten. Er wurde gefänglich eingezogen, ging, nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, nach Wien und starb daselbst 1624. Dem Paracelsus in seinen Grundsätzen ähnlich, aber mit mehr Scharfblick in die menschliche Natur, durchspähte er sowohl die thierische als die leblose Natur, und förderte besonders die Chemie. Noch ungleich mehr würde er geleistet haben, wenn er nicht die Mystik eingemischt hätte. Mit dieser Stimmung seines Geistes aber schadete er der Aufnahme der gesunden Chemie und medicinischen Theorie vielleicht eben so sehr und noch mehr, als er ihr nutzte. Die Benennung Gas führte er zuerst in die Chemie ein.

Heloise. Diese durch ihren Geist, noch mehr aber durch ihre Liebe zu Abelard berühmt gewordene Frau, wurde zuerst Priorin des Klosters zu Argenteuil, widmete sich aber mehr den Studien, als der Leitung ihrer Untergebenen, die sich einer solchen Zügellosigkeit ergaben, daß sie 1129 vertrieben wurden. Sie folgte hierauf der Einladung Abelards und bezog mit einigen ihrer Nonnen das Bethaus Paraclet, wo sie ein neues Kloster stiftete. Hier lebte sie in musterhafter Frömmigkeit; die Bischöfe liebten sie wie ihre Tochter, die Aebte wie ihre Schwester und die Laien wie ihre Mutter. Abelard schrieb auf ihren Wunsch diesem Kloster eine Regel vor, welche Innozens II. bestätigte. Sie starb im Jahr 1163. Die gleichzeitigen Schriftsteller sprechen sehr vortheilhaft von Heloisens Geist. Sie verstand Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, kannte die Alten, und war in die Tiefen der Philosophie und Theologie eingedrungen. Unter Abelards Briefen finden sich drei von ihr, voll Feuer, Geist und Phantasie; sie sind in Sprache und Empfindungen ein wunderbares Gemisch von Zärtlichkeit und Tugend. (Vergl. Abelard.)

Heloten hießen die Leibeigenen in Sparta. Man leitet den Namen gewöhnlich von der Stadt Helos her, deren Einwohner ungefähr 1000 Jahre vor Chr. Geb. von den Herakliden in die Sklaverei geführt wurden. Sie unterscheiden sich von den übrigen Griechischen Sklaven darin, daß sie nicht Einem Herrn, sondern dem ganzen Staat angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu gebieten hatte. Sie machten eine eigene Klasse der Einwohner Laconiens aus, und ihr Schicksal war dem Loose der leibeigenen Bauern in manchen Europäischen Ländern ähnlich. Der Staat, dem sie angehörten, theilte sie gewissen Bürgern zu. Diese konnten sie für sich arbeiten lassen, jedoch nicht ausschließend, weil der Staat ihnen auch Geschäfte gab. Der Ackerbau, so wie alle Künste und Handwerke waren in den Händen der Heloten, da Lykurgs Gesetz dem freien Spartaner jedes erwerbende Geschäft untersagte. Für den Staat aber waren die Heloten verbunden, nöthigenfalls die Waffen zu führen. Die grausame Behandlung, der sie ausgesetzt waren, veranlaßte sie zu häufigen Empörungen, doch wurden sie jedesmal überwunden. Ihre Kleidung, durch welche sie sich von den übrigen freien Spartanern schimpflich unterschieden, bestand in einem Katzenfell und einer besonders gestalteten ledernen Mütze. Verdienste, zuweilen auch Geld, verschafften ihnen manchmal die Freiheit.

Helsingör, eine Stadt auf der Dänischen Insel Seeland, mit

einem kleinen und nicht tiefen Hafen. Sie liegt am Sunde, wo dieser am schmalsten ist. Ihren Haupterwerb nehmen die Einwohner, deren Anzahl ungefähr 6000 beträgt, aus dem Verkauf von mancherlei Bedürfnissen für die durch den Sund gehenden Schiffe. Diese haben hier einen Zoll zu entrichten, den Dänemark allein zieht, und zu dessen Schutz das feste Schloß Cronenburg angelegt ist. Aber auch außerdem ist der Handel lebhaft. Auch hat die Stadt eine Gewehrfabrik.

Helst (Bartholomäus van der), ein berühmter Maler, geboren zu Harlem 1613. Ohne die großen Meister der Italienischen Schule kennen gelernt zu haben, erlangte er als Portraitmaler eine hohe Stufe in der Kunst. „Ehe ich die Werke dieses Malers gesehen hatte, sagt Falconet, kostete es mir Mühe, denen Glauben beizumessen, die ihn über Rembrand, van Dyk und ähnliche Meister erhoben. Ich habe sie gesehen, genau gesehn und oft gesehn, und ich glaube, daß, wenn man jedem Vorurtheil entsagt, man finden wird, daß Helst in gewissen Rücksichten jenen großen Malern überlegen ist, denn er ist wahrer u. s. w." In allen seinen Werken herrscht eine große Manier; nichts Frostiges, nichts Gelecktes. Seine Draperien sind voll, seine Figuren schön gezeichnet; im Nebenwerk ahmt er die Natur auf eine bewundernswürdige Art nach. Sein Todesjahr ist unbekannt; man weiß nur, daß er zu Amsterdam lebte, und daß auch sein Sohn ein guter Portraitmaler war.

Helvetien, Helvetier und Helvetische Republik. Zwischen dem Rhodanus und Rhein, den Gebirgen des Jura und den Rhätischen Alpen wohnten die Helvetier, ein Volk Germanischen Ursprungs, zahlreich und kriegerischer als alle übrige Völkerschaften Galliens, an dessen östlicher Gränze es sehr früh sein Vaterland gefunden hatte; seine Weiber und Kinder fochten mit in den Phalangen, deren Besiegung zu Cäsars ruhmvollsten Thaten gerechnet wird. Dieser Feldherr Roms traf auf die Helvetier, als er eben im Begriffe war, die ihm übertragene Statthalterschaft in Gallien anzutreten, und zwar in dem Augenblicke, wo sie eine Auswanderung nach dem westlichen Theile jenes Landes vornehmen wollten, wovon er sie aber nach mehrern blutigen Schlachten abbrachte und in ihre ursprünglichen Gränzen zurückwarf. Aus Cäsars Schilderung dieses Volkes und den Nachrichten, die Strabo, Dio Cassius und Plinius uns von ihm hinterlassen haben, ersieht man, daß dasselbe eine demokratische Verfassung hatte und jeden Gedanken an Monarchie haßte, daß es reich war, einen nicht unbedeutenden Grad der Cultur erreicht hatte, beim Schreiben sich der Griechischen Buchstaben bediente und in mehrern mechanischen Künsten Fertigkeit besaß. Nicht ganz zuverlässig sind die statistischen Notizen, die man von dem alten Helvetien hat. Nach Cäsar hatte es eine Ausdehnung von 48 geographischen Meilen in der Länge und 36 in der Breite, und war in vier Cantons eingetheilt, von denen der Feldherr zwei den Pagus urbigenus und Tigurinus, namentlich anführt, aus Plutarch und Eutrop will man den dritten, Pagus ambronicus, und aus Strabo den vierten, Tugenus, errathen haben. Auf diesem Flächenraum gibt Cäsar 12 Städte, 400 Flecken und eine Bevölkerung von 263,000 Einwohnern an (so viel nämlich er deren bei ihrer beabsichtigten Auswanderung hatte schätzen können). Anfänglich ein Theil des Celtischen Galliens, wurde es in der Folge zum Belgischen und endlich zu der Provincia maxima Sequanorum geschlagen. Vergleicht man jenes Land nach den, theils uns von den Alten bestimmt bezeichneten, theils nach höchst wahrscheinlichen Gränzen, mit der heutigen Schweiz,

so umfaßte es (die Cantone Basel und Schafhausen ausgenommen) die Eidgenossenschaft, die Schweizerischen Unterthanen an den Deutschen und Französischen Gränzen, das Gebiet St. Gallen, das Französische Ländchen Gex, nebst dem Genfer Bezirke diesseits der Rhone, das Fürstenthum Neuenburg, das Bieler Gebiet ꝛc. Helvetien ward durch die Uebermacht Roms eine Provinz dieses Reichs und blieb es bis zum Ende der Römerherrschaft im Occidente (467 n. Chr.): allein es hatte durch die Römer auch einen bedeutenden Grad von Cultur erlangt. Außer den Römischen Gesetzen, Sprache, Münzen, Sitten und Künsten war auch im vierten Jahrhunderte die christliche Religion dorthin verpflanzt worden. Klöster und Bisthümer gediehen in großer Zahl in Helvetiens schönen Cantonen, nachdem es ein integrirender Theil des großen Frankreichs unter dem Eroberer Chlodwig geworden war. Früher durch die allgemeine Völkerwanderung im Süden und Westen von den Burgundern und im östlichen und nördlichen Theile von den Alemannen überströmt, zerfiel es bei Carls des Großen Theilung in zwei Antheile (843), von denen der Burgundische an Lothar und der Alemannische an Ludwig den Deutschen kam, welcher letztere endlich aber auch jenen Antheil mit seinen Staaten vereinigte. Allein die kraftlosen Nachkommen des großen Carl konnten es nicht verhindern, daß ein eigenes Königreich unter dem kühnen Rudolph von Stretlingen in Kleinburgund sich bildete, wovon der südliche und westliche Theil Helvetiens eingeschlossen war, während nur das Alemannische Helvetien bei Deutschland verblieb, bis nach dem Verlöschen des Rudolphischen Stammes (1032) unter Conrad II., dem Salier, der Staat der Könige von Burgund wieder zerfiel, und das sogenannte Cis- und Transjuranische Burgund (welche außer Helvetien auch Provence, Dauphiné, Franche-Comté, Mömpelgard und Savoyen in sich begriffen) Deutschland einverleibt wurden. Doch die Deutschen Könige verkannten den Werth einer Provinz, welcher vorzüglich in der Seelenstärke des edeln Volkes, das sie bewohnte, bestand. Reichsvoigte versahen das Schutzamt, während es dem Adel und der Geistlichkeit überlassen war, in ihren Bezirken zu herrschen, nach eigner Willkühr, die ihre natürlichen Schranken im Freiheit-athmenden Volksgeiste fand, dem selbst die königlichen Voigte bei ihrer Einsetzung die Aufrechthaltung der Helvetischen Privilegien geloben mußten. Vorzüglich erhoben sich zu einem mächtigen Ansehen die Grafenhäuser von Zähringen, Kyburg, Savoyen und Habsburg, durch deren Größe Wohlstand verbreitet wurde. Freyburg, Bern, Lausanne, Genf, Basel und Zürich zeichneten unter den Städten sich hauptsächlich aus, und nachdem Habsburg, durch das Zähringische und Kyburgische Erbe, nächst Savoyen zur machtvollsten Dynastie emporgewachsen war, wurde, während des großen Zwischenreichs in Deutschland, Rudolph, Graf von Habsburg, zum allgemeinen Schutzherrn des Landes erkoren und endlich (1273) mit der Deutschen Kaiserkrone geschmückt. Leicht konnte nun auch Helvetien, so wie Tyrol, eine bleibende Domaine der neuen Kaiserdynastie werden, allein die rücksichtlosen Schritte Albrechts, Rudolphs Sohnes, die Despotie seiner Landvoigte Geßler und Landenberg, erweckten die schlummernde Kraft der hochherzigen Helvetier. Auch der friedlichste Sennenhirt vertauschte seinen Stab mit einer Waffe, als der ernste Bund der drei Männer Werner von Stauffacher aus Schwyz, Walther Fürst aus Uri und Arnold von Melchthal aus Unterwalden, geschlossen in jener denkwürdigen Nacht des 17. Novembers 1307 an den Ufern des Vierwaldstädter Sees, und Wilhelm Tells (Walther

Fürst's Schwiegersohns) kühne Rache an dem Quäler Geßler, das tiefbeleidigte Hochgefühl des Volkes zur allgemeinen Empörung gegen die gewagten Versuche des Kaisers, es ganz in seine Fesseln zu schlagen, ermuthigte. Am 1. Jan. 1308 begann das große Werk der Befreiung. Des Kaisers raubgierige Landvoigte wurden verjagt, ihre Schlösser geschleift und die Schweizer (so wurden die Bewohner Helvetiens von den Oestreichern, wegen des ihnen zunächst liegenden Cantons Schwyz, genannt) erlangten, als den Kaiser die Rache von der Hand seines Neffen, des unglücklichen Johann von Schwaben erreicht hatte, von seinem Nachfolger Heinrich VII. die feierliche Bestätigung ihrer Freiheiten auf dem Reichstag zu Speier. Noch einmal versuchte Oestreich seine Kraft gegen das kleine Heldenvolk. Kaiser Friedrich von Oestreich sendete seinen Bruder, Herzog Leopold, mit einem Heere gegen sie; doch er ward bei Morgarten geschlagen (6. Dez. 1315) und der ewige Bund, die Eidgenossenschaft, zwischen Schwyz, Uri und Unterwalden, ward geschlossen, welchem 1332 Lucern, 1351 Zürich, 1352 Glarus und Zug und 1353 Bern auch beitraten. Zwar setzte Oestreich den Kampf noch fort — Zürich ward dreimal belagert — aber doch kam der Friede (1358) zu Stande, der jedoch von nicht länger Dauer war, da neue Anmaßungen der Landvoigte die Schweizer veranlaßten, gegen diese mit den Schwäbischen Reichsstädten gemeine Sache zu machen. Nach den Schlachten von Sempach, wo Arnold von Winkelried seinen Namen unsterblich machte (9. Juli 1386), von Näfels, Granse (s. Wärz), Murten (22. Juni 1476) und Nancy (12. Januar 1477), wo Herzog Carl der Kühne von Burgund seinen Angriff auf die Schweizer mit Gut, Blut und Leben büßen mußte, gediehen die Unterhandlungen endlich zum ewigen Verein (Union) zwischen Oestreich und Helvetien. Diese glücklichen Erfolge vergrößerten auch den Umfang der Eidgenossenschaft, denn 1481 traten Freyburg und Solothurn, 1498 Graubündten, und nach der kräftigen Zurückweisung Kaisers Maximilian I., der sie dem Schwäbischen Bund einverleiben und dem Reichskammergericht unterwerfen wollte (1499), auch Basel und Schafhausen (1501) und Appenzell (1513) ihr bei. So war die Eidgenossenschaft nun 13 Cantone stark und in ihr ein Staat entstanden, dessen einzelne Theile durch ein allmählich sich ausgebildetes Föderativsystem zusammengehalten wurden. Ihr Antheil an den Kriegen Frankreichs wider Mailand hatte ihr auch die Italienischen Aemter Lugano, Locarno, Vedrisse und Val-Maggia, auch das Veltlin und Cläven zugebracht, so wie später, bei Gelegenheit der durch die Reformation entstandenen Unruhen — wo Zürich, Bern, Schafhausen und Basel für das reformirte, Lucern, Freyburg, Solothurn, Uri, Schweiz und Unterwalden für das katholische Glaubensbekenntniß sich erklärten, Glarus und Appenzell aber beide Statt finden lassen wollten — Genf als frei Republik und das Waadtland, erobert vom Canton Bern (1531), hinzukamen, auch Wallis ein Schutzland wurde. Helvetiens Truppen, unbeschäftiget nach dem einmal errungenen ruhigen Besitz einer ehrenvollen Unabhängigkeit, dienten jetzt bald dieser, bald jener Macht um ansehnlichen Sold. Bei gänzlichem Mangel an höherer politischer Tendenz und beschränkt auf das Bestreben, das mit theuerm Blute errungene Kleinod Freiheit sich zu erhalten, war die Schweiz so glücklich, während des furchtbaren dreißigjährigen Krieges neutral bleiben und doch an den Segnungen des Westphälischen Friedens (1648) Theil nehmen zu können, worin ihr völlige Freiheit und Unabhängigkeit vom Deutschen Reiche zugestanden wurde. Auch die wegen der Religionsstreitig-

keiten im Innern noch fortdauernden Kämpfe wurden endlich (1717) ganz beseitiget. Jetzt aber fiel Helvetien auf eine lange Zeit in eine gewisse politische Nichtigkeit. Es war außer dem Interesse aller übrigen Staaten, und nur Frankreich übte im Stillen den Einfluß, dem die Republik fast unwillkührlich sich hingab. Frankreich aber war es auch, welches durch die Erschütterungen in seinem eigenen Innern, die zunächst bis an die Ufer des Genfersees sich fortpflanzten, Helvetien aus dem glücklichsten Traume weckte. Treu anhängend dem Bündnisse mit Frankreich (1777), und ihm fest vertrauend, ertrugen die Schweizer sogar die Aufopferung ihrer Regimenter an dem schrecklichen 10. August 1792 zu Paris standhaft. Allein unter ihnen selbst hatte sich eine democratische Partei gebildet, von deren Wirksamkeit zuerst in Genf deutliche Spuren sich zeigten (im Sept. 1792). Helvetiens Revolution war beschlossen; es sollte seine Staatsform auch umändern, wie die Niederlande, wie Frankreich selbst sie umgeändert hatten. Die ersten Schritte geschahen, als Bruntrut (der größte Theil von Basel), das schon 1793 mit Frankreich vereiniget worden war, diesem im Frieden von Campo Formio zugesichert und später (1797) das Veltlin, und Cläven und Bormio der neuerrichteten Cisalpinischen Republik einverleibt wurden; bis des damaligen republikanischen Generals Bonaparte Reise durch die Schweiz nach Rastadt das Signal zu einer größern politischen Reformation ward. Diese totale Revolution, welche Zschocke, „das Werk der schlauen Gewalt des Auslandes und der unversöhnlichen Zwietracht der Bürger, das tragische Seitenstück zum Ende Griechenlands durch Roms barbarische Staatskunst" nennt, war allerdings nach und nach schon seit 1781, durch die Gährungen der Faktionen, die ihr Haupt seit jener Zeit erhoben, genugsam vorbereitet worden. Die nach dem Aufruhr im Canton Freiburg (1781) nach Frankreich ausgewanderten Freyburger Insurgenten suchten 1789 von Paris aus auf eine Reform ihrer vaterländischen Staatsverfassung hinzuarbeiten; die unruhigen Bewegungen und theilweisen Abänderungen der Verfassung im Waadtlande, Bern, Solothurn, Genf, Chur in Graubündten, in Zürich und im St. Gallischen Lande bezeugten nur zu sehr, wie das vereinigte Band der alten Eidgenossenschaft immer lockerer werde. Die Anerkennung der Fränkischen Republik (im Mai 1796), das Nachgeben in deren Foderung, „die Emigranten von Helvetischem Gebiete zu verweisen," führte Helvetien allmählich in die Arme des mächtigen sogenannten Freistaates und dessen ersten Feldherrn. Frankreichs Interesse für das Waadtland (1797—1798) gibt Veranlassung zum Einmarsch Französischer Truppen; Waadtland wird zur Lemanischen Republik erklärt; die Franzosen siegen unter Brune und Schauenburg (im März 1798), besetzen Bern, dessen Regierung ihre Staatsgewalt niederlegt, proclamiren die Helvetische Eine untheilbare demokratisch-repräsentative Republik, und ihr General Schauenburg hebt zwischen den widerspenstigen Cantonen, welche die neue Constitution und Staatsform nicht anerkennen wollen, und der Helvetischen Republik, welche aus den Cantonen Aargau, Basel, Bern, Freyburg, Lucern, Leman, Oberland, Schafhausen, Solothurn und Zürich erst besteht, allen Verkehr auf, indem zugleich Genf mit Frankreich vereinigt wird. Dauert nun zwar der Kampf einzelner Cantone gegen die fremden Freiheitsbringer und ihre Anhänger im Lande noch fort, so werden doch Schwyz und Stanz besiegt, der constitutionelle Bürgereid wird geleistet, zwischen der Französischen und Helvetischen Republik ein Of- und Defensivbündniß geschlossen (am 27. Au-

gust 1798), und diese macht sich verbindlich, ein Hülfscorps von 18,000 Mann an Frankreich zu stellen; ein neues Abgabensystem wird promulgirt, die militärische Conscription eingeführt, alle Feudallasten werden aufgehoben, Grundzinsen und Großzehnden loskäuflich erklärt. Unterdessen aber haben 16 Bataillone Oestreicher das immer noch anarchische Graubündten besetzt. So stand es mit dem Beginn des wichtigen Jahres 1799, wo die arme Schweiz der blutgedüngte Schauplatz des großen Kampfes zwischen Frankreich, Oestreich und Rußland war, bis an dessen letztem Tage unter dem schon beginnenden Einflusse des neugeschaffenen Consulates eine außerordentliche Commission von zehn Männern zur Berathung über die zweckmäßigsten Mittel zur Rettung der Republik niedergesetzt wurde, wovon das Resultat die Auflösung des bisherigen Vollziehungsdirektoriums, und an dessen Stelle die Einsetzung eines provisorischen Vollziehungsausschusses von sieben Mitgliedern war, worüber man in Paris sich sehr zufrieden bezeigte. Ungeachtet der Französische erste Consul nun Helvetien von seinem Offensivbündniß mit Frankreich lossprach und eine heilende Neutralität zusicherte: so ließen es doch die Kämpfe der beiden Faktionen für die alte und neue Verfassung noch lange nicht zur Ruhe kommen. Nach einem Constitutionsentwurfe vom 29. Mai 1801 sollten die 17 Cantone der Republik ein Ganzes bilden, Bern zur Hauptstadt haben, und durch die Centralbehörde eines aus 23, auf 5 Jahre gewählten, Mitgliedern bestehenden Senats, und zwar auf 10 Jahre gewählter Landammänner, durch eine allgemeine Tagsatzung von 77, auf 4 Jahre gewählten, Mitgliedern und durch Präfekte in jedem einzelnen Canton regiert werden. Doch nach wenigen Monaten ward diese Organisation unter dem Einflusse des, dem alten System ergebenen, ersten Landammanns Aloys Reding wieder wesentlichen Abänderungen unterworfen; jeder der Cantone sollte seine besondere Verwaltung haben, die gemeinsame Regierungsbehörde aber aus einer Tagsatzung von 52 Mitgliedern und der Senat aus 2 Landammännern, 2 Statthaltern und 26 Räthen bestehen. Doch unter des Regierungsraths Kuhn (Mitglieds des kleinen Raths) gewichtvoller Leitung ward auch dieser Entwurf wieder verniehtet, Reding vom kleinen Rathe seiner Stelle entlassen, und eine Versammlung Notabeln eröffnet (am 30. April) ihre Sitzung zu einer nochmaligen neuen Staatsverfassung. Am 20. Mai war die Arbeit der Notabeln beendigt, und der neue Senat von 24 Mitgliedern, außer dem noch ein Vollziehungsrath oder Direktorium aus 1 Landammann (Dolder) und 2 Statthaltern (Rüttimann und Füeßli) bestehen sollte, hielt am 3. Juli seine erste Sitzung. Aber noch hatte für die unglückliche Schweiz die Stunde des Friedens nicht geschlagen. Die Cantone konnten unter einander sich nicht vereinigen; noch immer waren sie dem Faktionsgeiste Preis gegeben. Schwyz, Uri und Unterwalden zeigten (am 6. August 1802) der Regierung an, daß sie die alte Verfassung angenommen hätten, auch Graubündten richtete die alte Verfassung der drei Bünde wieder auf, die Tagsatzung der Republik Wallis nahm (am 30. Aug. 1802) eine neue Verfassung für sich an, und eine allgemeine Insurrektion der Landleute in Zug, Aargau und Basel erhebt sich, als General Andermatt an der Spitze eines Truppencorps gegen die Cantone zieht, und ihre Widersetzlichkeit an Zürich rächt. Nur noch die Cantone Leman, Freyburg und Tessin waren bis zum 27. Septbr. 1802 der Regierung treu verblieben; alle übrigen waren insurgirt. Doch schon hatte der Senat einen Schritt gethan, der ihm allein noch übrig schien, um die Ordnung wiederherzustellen; er hatte nämlich (am 2. Sept. 1802) die

Vermittlung des ersten Consuls von Frankreich angerufen. Aber ehe noch dieser Schritt die gewünschten Folgen haben konnte, sah die Regierung (zu Bern seßhaft) sich genöthigt (am 19. Sept.), mit dem Insurgentengeneral Erlach zu capituliren und nach Lausanne zu ziehen, wo sie am 24. Sept. ihre erste Sitzung hielt, und von wo aus sie (am 4. Oct.) die Wiedereinsetzung der verfassungsmäßigen Behörden in allen Cantonen proclamirte. Zwei Tage hierauf (am 6. Oct. 1802) überbrachte ihr der Französische General Rapp ein Schreiben des ersten Consuls an die 18 Cantone der Helvetischen Republik, welches die Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Regierung und Versammlung einer Helvetischen Consulta befahl. Von diesem Augenblick an griff nun auch der Vermittler mit starker Hand in die Angelegenheiten des Schutzstaates ein; eine von der unter Reding gehaltenen Tagsatzung von Schwyz beim Consul eingereichte Reclamation des Rechts der Cantone, sich selbst eine Verfassung geben zu können, hatte keine andere Folge, als daß unter Ney Französische Truppen in Helvetien einrückten, alle Cantone entwaffnet, mehrere Häupter der Insurrektion als Gefangene nach Aarburg abgeführt wurden, zur Unterhaltung der Franzosen eine Kriegssteuer von 625,000 Franken ausgeschrieben ward, und die Helvetische, in Paris versammelte, Consulta, welche aus 36 Abgeordneten von der Partei des neuen und 15 von der Partei des alten Systems bestand, ihre Sitzungen (am 10. Dec. 1802) eröffnete. Aus diesen Mitgliedern der Consulta erhielten 10 von beiden Parteien, und mit ihnen die bekannten Senatoren Röderer, Barthelemy, Demeunier und Fouché die nöthigen Aufträge vom ersten Consul am 10. Dec. 1802. Am 19. Febr. 1803 schon überreichte der Vermittler in einer feierlichen Audienz, dem Bürger d'Affry von Freyburg als Landamman der Schweiz die Vermittlungsurkunde als einzige und letzte Bedingung zur Erhaltung der Selbstständigkeit Helvetiens. Die Urkunde selbst führt die Ueberschrift: „Acte der vom ersten Consul der Französischen Republik gestifteten Vermittlung unter den Parteien in der Schweiz." Die Verfassungen der 19 Cantone, in welche Helvetien nun getheilt war, die Bundesverfassung an und für sich und die Art der Einführung sind die Hauptgegenstände der Vermittlung. In 19 Capiteln waren die Verfassungen der Cantone bestimmt, von denen 13 eine aristokratische und 6 (nämlich Appenzell, Glarus, Schwyz, Unterwalden, Uri und Zug) eine democratische Verfassung hatten. Diese 19 Cantone, durch die Bundesacte mit einander verbündet, stellten gemeinschaftlich 15,203 Mann zur Vollziehung der gegenseitigen Garantie. Alle Unterthanenlande, alle Vorrechte des Ortes, der Geburt und der Familien sind aufgehoben; jeder Schweizer kann nach Gefallen in einem Canton sich niederlassen, aber nicht in zweien politische Rechte haben; Abzugsrechte, Eingangs- und Durchfuhrzölle sind im Innern für immer aufgehoben, und nur die bleiben, welche zu Straßenbau und deren Unterhaltung bestimmt sind; Einführung einerlei Münze; kein Canton darf über 200 Mann Truppen halten, und jede Allianz eines Cantons mit einem andern, oder mit einer auswärtigen Macht, ist untersagt: die Cantone sollen übrigens alle Rechte genießen, die nicht ausdrücklich der Bundesbehörde vorbehalten sind. Die Tagsatzung versammelt sich von einem Jahre zum andern abwechselnd in Freyburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Lucern, die nach der Reihe (vom 1. Jan. 1803 an) dirigirende Cantons werden, so daß der Landamman des dirigirenden Cantons sich zugleich Landamman der Schweiz nennt und den

Titel Excellenz führt: dieser besorgt die diplomatischen Geschäfte; ohne sein Vorwissen darf kein Canton über 500 Mann Miliz in Bewegung setzen; wenn die Umstände es nöthig machen sollten, läßt er von einem Canton zum andern Truppen marschiren, allein nur auf Verlangen des großen oder kleinen Rathes des hülfebedürfenden Cantons; Zwistigkeiten der Cantone unter sich sucht er zu vermitteln, oder verweist sie an die Tagsatzung; er hat auch die Oberpolizeiaufsicht. Zur Tagsatzung schickt jeder Canton 1 Deputirten, welche zusammen 25 Stimmen haben, denn jeder der Cantone, die mehr als 100,000 Einw. zählen (Bern, Zürch, Waadt, St. Gallen, Aargau und Graubündten) hat 2 Stimmen; sie versammelt sich den ersten Montag im Juli, und ihre Sitzung darf nicht über einen Monat dauern; auf Verlangen eines Cantons, einer angränzenden Macht, oder des Landammanns können auch außerordentliche Tagsatzungen gehalten werden; von den Tagsatzungen gehen Kriegserklärungen, Friedens- oder Allianzverträge aus, wenn vorher die Genehmigung solcher Acten von 3/4 der Cantone ausgegangen ist; so schließt sie allein Handelsverträge, Capitulationen für den auswärtigen Dienst, und autorisirt einzelne Cantons zu besondern Unterhandlungen mit einer fremden Macht; sie allein gestattet Werbungen, bestimmt die Contingente, und ernennt den commandirenden General; sie entscheidet die Zwistigkeiten der Cantons, und bildet sich zu dieser Absicht am Schlusse ihrer ordentlichen Sitzungen zu einem Syndicate. — In Gegenwart des Marschalls Ney, des Italienischen und Spanischen Ministers, des Grafen Panin und Anderer wurde am 4. Juni zu Freyburg die erste Helvetische Tagsatzung eröffnet und als eines der wichtigsten Resultate ihrer Berathschlagungen eine Defensivallianz und Militärcapitulation mit Frankreich entworfen, worüber den 27. Septbr. die Traktate von Beiden unterzeichnet wurden; 16,000 Mann Schweizer traten hienach in Frankreichs Sold, welches unter diesen Bedingungen die Schweiz als eine unabhängige Macht anerkannte und ihre Verfassung garantirte. Nun verließen auch (1804) die Französ. Truppen das mit sich selbst versöhnte Land. Ein Traktat vom 28. März 1812 verminderte die an Frankreich überlassene Truppenzahl auf 12,000 Mann, in dem Feldzuge dieser Macht gegen Rußland in jenem Jahre fochten Schweizer an den Ufern der Düna. Eben dieser Feldzug aber führte eine neue Katastrophe für die Schweiz herbei: denn als im Jahre 1813 die Heere der Verbündeten Napoleons Macht bei Leipzig gebrochen und seine Heere über den Rhein getrieben hatten, galt es zum Angriff Frankreichs auch durch die Schweiz vorzurücken. Die Schweizer sträubten sich aus allen Kräften, um ihr Land nicht zum Schauplatz des Krieges werden zu lassen, und bestanden auf der Behauptung der Neutralität. Die alliirten Mächte aber erklärten, daß sie diese Neutralität nur dann anerkennen könnten, wenn die Cantone von ihrer bisherigen Abhängigkeit von Frankreich befreyt, in eine Lage versetzt seyn werden, die es ihnen möglich mache, die Grundlagen ihres Föderativsystems, in einer von ihnen selbst zu wählenden Form, ohne alle Rücksicht auf fremden Einfluß anzuordnen. Die Heere rückten sonach in das Land ein, und operirten durch dasselbe in das Innere von Frankreich. Indem die Schweizer sich dem Gesetze der Nothwendigkeit unterwarfen, nahmen sie das Geschenk der Freyheit von den Monarchen an, vernichteten die Napoleonische Vermittlungsacte, und riefen ihre Krieger aus dem französischen Solde zurück; auch ließen sie sich die Zusage wohl gefallen, daß die Verbündeten die Waffen nicht niederlegen werden, es sey ihnen denn der Wiederbesitz der von den Franzosen der Eidgnos-

senschaft entrissenen Länder gesichert. Dagegen thaten sie auch nicht das Mindeste für die allgemeine Sache; sie wollten wohl die Früchte des Siegs mitgenießen, nicht aber sich in seine Gefahren und in seinen Ruhm theilen. Indessen arbeiteten sie thätig, aber auch unter mannigfaltigem Widerstreite der Meinungen, an der neuen Bildung ihres Vereins; aber erst am 8. Sept. 1814 wurde der Bundes-Vertrag, von der großen Mehrheit der Stände, in der Tagsatzung ratificirt. Nach und nach traten auch die noch widersprechenden Cantone, bis auf einige wenige Gemeinden, allmählich bei, und so konnte am 10. Aug. 1815 der neue Bund von den Gesandten aller Orte, in der großen Münsterkirche zu Zürich feierlich beschworen werden. Die Hauptbestimmungen des Bundesvertrags sind folgende: Sämtliche Cantone vereinigen sich zur Behauptung ihrer Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit, und gewährleisten sich ihre Verfassungen und ihre Gebiete. Zur Handhabung dieser Gewährleistung und zur Behauptung der Neutralität der Schweiz wird nach dem Verhältnisse von 2 Mann auf 100 Seelen Bevölkerung ein Contingent gebildet, und eine gemeineidgenössische Kriegskasse errichtet. Im Falle äusserer oder innerer Gefahr hat jeder Canton das Recht die Mitstände zu getreuem Aufsehen aufzufordern. Alle Verfügungen zur Sicherheit der Eidgenossenschaft liegen der Tagsatzung ob, welche der Vorort versammelt. Alle Ansprüche und Streitigkeiten zwischen den Cantonen über Gegenstände, die nicht durch den Bundestag gewährleistet sind, werden an das eidgenössische Recht verwiesen, dessen Gang in dem Vertrage bestimmt ist, und das jede gewaltsame Maßregel ausschließt. Unter den einzelnen Cantonen können keine dem allgemeinen Bunde oder den Rechten anderer Cantone nachtheilige Verbindungen geschlossen werden. Es giebt kein Unterthanenland mehr in der Schweiz; auch kann der Genuß politischer Rechte nie das ausschließliche Privilegium einer Klasse der Bürger seyn. Die Tagsatzung besorgt die Angelegenheiten des Bundes; sie besteht aus den Gesandten der Cantone; jeder Canton hat eine Stimme; ordentlicher Weise versammelt sie sich alle Jahre am ersten Montage im Heumonate, in der Hauptstadt des jeweiligen Vororts, dessen Bürgermeister den Vorsitz führt. Sie erklärt Krieg und schließt Frieden, errichtet Bündnisse mit auswärtigen Staaten, (in welchen beiden Fällen drei Viertheile der Stimmen erforderlich sind, während sonst immer die Mehrheit entscheidet,) schließt Handelsverträge, ernennt Gesandte, bestimmt die Organisation der Contingentstruppen, verfügt über deren Aufstellung und Gebrauch, und ernennt den General, den Generalstaab und die eidgenössischen Obersten. Die Tagsatzung hat Befugniß, dem Vororte besondere Vollmachten zu ertheilen; auch kann sie dem Vororte eidgenössische Repräsentanten beiordnen. Das Vorort wechselt unter Zürich, Bern und Lucern, je zu zwei Jahren; ihm ist eine eidgenössische Kanzlei beigeordnet. Für Lebensmittel, Landeserzeugnisse und Kaufmannswaaren ist der freye Kauf, und für diese Gegenstände, so wie für das Vieh, die ungehinderte Aus- und Durchfuhr von einem Canton zum andern gesichert. Die Abzugsrechte von Canton zu Canton sind abgeschafft. Der Fortbestand der Klöster und Capitel ist gewährleistet; ihr Vermögen ist den Steuern und Abgaben unterworfen. Die Helvetische Nationalschuld, deren Betrag am 1. Novemb. 1804 auf 31218. 36 Fr. gesetzt worden, bleibt anerkannt. Alle frühere eidgenössische Verträge erhalten, in so ferne sie dem gegenwärtigen nicht widersprechen, ihre Gültigkeit. — Die verbündeten Mächte erfüllten auch ihr Versprechen, indem nicht nur alle abgerissene Landestheile wieder ge-

bracht, sondern auch von Frankreich eine beträchtliche Territorialabtretung an Genf gemacht wurde. Auch fügte der König von Preußen das Land Neufchatel wieder dem Bunde bei, ob er sich gleich die unmittelbare Herrschaft (domination immediate) darüber vorbehielt. Jedoch blieb die Stadt Mühlhausen vermöge ihrer geographischen Lage, in französischen Händen; auch gab der Kaiser von Oesterreich die schon 1797 mit der damaligen cisalpinischen Republik vereinigten Ländchen Veltelin, Cleven und Worms nicht mehr zurück. So besteht nun die helvetische Eidgenossenschaft aus folgenden 22 Cantonen: 1) Zürich, 2) Bern, 3) Lucern, 4) Ury, 5) Schwyz, 6) Unterwalden, 7) Glarus, 8) Zug, 9) Freyburg, 10) Solothurn, 11) Basel, 12) Schafhausen, 13) Appenzell, 14) St. Gallen, 15) Graubündten, 16) Aargau, 17) Thurgau, 18) Tessin, 19) Waadt, 20) Wallis, 21) Neuenburg, 22) Genf. In dem Kriege von 1815 haben die Schweizer durch Aufstellung ihrer militärischen Macht, thätig mitgewirkt; die in demselben von den verbündeten Monarchen beschlossene Schleifung von Hüningen war für die Sicherheit ihrer Gränze, besonders für den Stand Basel, ein sehr großer Vortheil. — Ueber die geographischen Verhältnisse von Helvetien sehe man unter dem Art. Schweiz.

Helvetius (Claude-Adrien), geb. zu Paris 1715, empfing eine sorgfältige Erziehung, welche früh seine schönen Anlagen entwickelte. Als Kind fesselten ihn La Fontaine's anmuthige Erzählungen und als Knabe wählte er Homer und Curtius zu seiner Lieblingslektüre. Auf dem Collegium Ludwigs des Großen, wo er studirte, flößte ihm Locke's Versuch über den menschlichen Verstand besondere Liebe zur Philosophie ein, und er blieb dieser Neigung treu, als er sich nach beendigten juristischen Studien auf den Willen seines Vaters nach Caen begab, um sich daselbst practische Kenntnisse im Finanzfache zu erwerben. Erst 23 Jahr alt erhielt er durch Vermittelung der Königin die eben so ansehnliche als einträgliche Stelle eines Generalpächters. Aber so empfänglich er auch für alle Lebensgenüsse war, die sich ihm gleichsam von selbst darboten, so ließ er sich doch dadurch von den Musen nicht abwenden. Er setzte seine schon früher mit verschiedenen geistreichen Männern angeknüpften Bekanntschaften fort, und unterstützte mit edler Freigebigkeit junge talentvolle Männer. Als Generalpächter unterschied er sich durch Milde und Schonung sehr vortheilhaft von seinen Collegen, deren nichtswürdige Handlungsweise ihn so sehr mit Widerwillen erfüllte, daß er, um gar nichts mit ihnen gemein zu haben, sein Amt niederlegte und sich die Stelle eines Haushofmeisters der Königin kaufte. Im J. 1751 verheirathete er sich mit dem eben so schönen als geistreichen Fräulein Ligneville, und begab sich auf sein Landgut Vore, wo er sich ganz dem Wohl seiner Unterthanen, den häuslichen Freuden und den Wissenschaften widmete. Im J. 1758 gab er sein Buch de l'esprit heraus, dessen allerdings sehr materielle Ansichten ihm die Anfeindungen der Theologen zuzogen. Aber so wenig auch viele Paradoxen dieses Werks eine nähere Prüfung ertragen, so unleugbar gewährt es doch die mannigfaltigste Belehrung. Den Unannehmlichkeiten auszuweichen, die ihm von allen Seiten her bereitet wurden, ging er 1764 nach England und das Jahr darauf nach Deutschland, wo Friedrich der Große und andre Deutsche Fürsten ihn mit vielen Beweisen von Hochschätzung aufnahmen. Nach der Rückkehr in sein Vaterland gab er sein Werk de l'homme heraus, das als eine Fortsetzung jenes frühern zu betrachten ist, und zum Theil eine nähere Entwickelung der in jenem vorgetrags-

nen Sätze enthält, zugleich aber auch viele neue, vorzüglich die Erziehung betreffende Gegenstände abhandelt. Helvetius starb 1771 auf seinem Gute Vore. Außer den genannten Werken ist er der Verfasser mehrerer poetischer Episteln und eines allegorischen Gedichts, Le bonheur betitelt. Es gibt mehrere vollständige Ausgaben seiner Schriften. Seine Gattin, eine Tochter des Grafen Ligneville, war 1719 geboren, und gehörte zu den trefflichsten Frauen ihrer Zeit. Nicht zufrieden, die Pflichten gegen ihren Gemahl im weitesten Umfange zu erfüllen, war sie eine Mutter der Armen und Kranken. Nach dem Tod ihres Gatten zog sie sich nach Auteuil zurück, wo ihr Haus, wie das Haus der Madame Geoffrin, der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler ward. La Roche, Cabanis, Gallois drückten ihr die Augen zu. Franklin besuchte sie täglich; der Abbe Morellet verlebte zehn Jahre hindurch wöchentlich drei Tage bei ihr. Turgot liebte sie zärtlich, und Champfort fand in ihrer Unterhaltung den angenehmsten Genuß. Sie starb zu Auteuil, und ist dort in ihrem Garten begraben. Vous ne savez pas, sagte sie einst zu Napoleon, combien on peut trouver de bonheur dans trois arpens de terre.

Helvoetsluys, ein befestigtes Fischerdorf mit 1200 Einwohnern in Südholland, auf einer Insel an der Mündung der Maas. Wichtig sind der Hafen und die Rhede, so wie die ansehnlichen Magazine und Zimmerwerfte zu Ausbesserung der Kriegsschiffe. In Friedenszeiten geht alle Mittwoch und Sonnabend ein Packetboot von hier nach Harwich und wieder zurück. Bei gutem Winde geschieht die Ueberfahrt in 15 bis 18 Stunden. Im J. 1804 wurde das große Bassin vollendet, an welchem man viele Jahre gearbeitet hatte.

Hemerodromen, eine Art Läufer bei den Griechen, welche wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit berühmt waren, und vom Staat als Boten gebraucht wurden. Man bediente sich ihrer nicht blos zum Briefetragen in Friedenszeiten, sondern auch als Kundschafter und Ueberbringer von Verhaltungsbefehlen im Kriege. Von ihrer großen Schnelligkeit führen die Alten mehrere Beispiele an.

Hemikranie oder Hermigräne. S. Kopfschmerz.

Hemisphäre. s. Halbkugel.

Hemsterhuis (Tiberius), Vater des Philosophen Franz Hemsterhuis, ein wegen seiner unermeßlichen Gelehrsamkeit, besonders in der Griechischen und Römischen Sprache, und wegen der Schule, die von ihm ausgieng, berühmter Holländischer Philolog, geb. zu Gröningen am 1. Febr. 1685, gest. zu Leiden am 7. April 1766 als Professor der Griechischen Sprache und der Geschichte daselbst. Sein Vater war ein sehr gelehrter und geschätzter Arzt in Gröningen, von welchem er auch den ersten Unterricht erhielt, so daß er bereits im 14. Jahre die Universität seiner Vaterstadt besuchen konnte, wo Johann Bernoulli sein Lehrer in der Mathematik und Philosophie ward. Einige Jahre darauf gieng er nach Leiden, wo er von den Curatoren der dasigen Universität den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Handschriften der daszigen Universitätsbibliothek zu ordnen. Er war noch nicht 20 Jahre alt als er einem Rufe nach Amsterdam zur Professur der Mathematik und Philosophie folgte. Hier ward er von Janus Brouckhuysen und Ludolph Küster auf die philologische Bahn geleitet. Hemsterhuis übernahm jetzt die Herausgabe des Lexikographen Julius Pollux, und kam dadurch in Verbindung mit dem großen Richard Bentley, dessen zwar freundliche, doch überlegene Kritik einiger Stellen, besonders in Beziehung auf Metrik, den Jüngling auf kurze Zeit niederschlug. Doch war

dies zu seinem Heile. Er studirte nun desto eifriger alle Griechische Autoren nach der Zeitfolge mit solchem Nutzen, daß man wohl behaupten kann, er sei unter seinen Zeitgenossen der gründlichste Kenner der Griechischen Sprache gewesen, und daß man ihm den Vorzug vor den frühern großen Gelehrten, selbst vor Casaubon und Saumaise, zugestehen muß. Er war im vollendetsten Sinne des Wortes Grammatiker und Kritiker zugleich: dabei befaß er die umfassendsten Sachkenntnisse, die mit seinem Studium nur in einiger Verbindung standen. Ein eigenes Verdienst erwarb er sich um die Analogie der Griechischen Sprache, der er zuerst ein wissenschaftliches Fundament gab, nachdem schon Joseph Scaliger und Saumaise dazu vorgearbeitet hatten. Diese Analogie, wie er sie begründete, brachte helleres Licht in den Ursprung und in die Bedeutungen der Wörter, zeigte die Verwandtschaft einzelner Wörter mit ähnlichen und mit der Römischen Sprache selbst, die er oft auf den äolischen Dialekt zurückführte. Dadurch befruchtete er das Studium der Griechischen und Lateinischen Sprache; doch ist auch nicht zu läugnen, daß sie schon durch seinen Schüler Lennep etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit verlor, noch mehr aber von Scheidius verunstaltet, und seitdem oft willkührlich gemißbraucht worden ist. Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß Hemsterhuis ein eben so vollkommener Kenner der Lateinischen Sprache gewesen ist, wiewohl es seinem Ausdruck an der leichten Anmuth fehlt, wie wir z. B. im Ruhnkenius finden. Dieser und Valkenaer sind seine berühmtesten Schüler; auch hatte er einen bedeutenden Einfluß auf Wesselings kritische Bildung; wie denn aus Allem hervorgeht, daß ihn seine Schüler mit einer Art von Abgötterei verehren. Und dies mit Recht. Denn wenn man unter der Kritik die zur Fertigkeit gewordene Kunst versteht, mit besonnenem Gebrauch die Handschriften und, bei vollendeter Bekanntschaft mit seinem Autor, und mit allen gleichzeitigen oder nachahmenden Schriftstellern, zurückgesetzten Lesarten in Schutz zu nehmen, neue mit Scharfsinn und erfinderischer oder combinirender Geistesskraft an die Stelle falscher zu setzen, Glosseme und Verfälschungen auszuspüren, Lücken auszufüllen, Einzelnes zu versetzen, und dabei auf Interpunction, übliche Form und Schreibart eine stete Rücksicht zu nehmen; so darf man wol sagen, daß Hemsterhuis diese Kunst im vollkommensten Grade besessen und ausgeübt habe. Beweise davon liefern seine Werke. Sie sind: die bereits erwähnte Ausgabe des Onomastikon von Julius Pollux, Lucians auserwählte Gespräche, der Plutus des Aristophanes, der erste Band der Werke Lucians. Dazu kommt noch eine Menge der ausgesuchtesten Anmerkungen und Verbesserungen zu verschiedenen Autoren. Sein Charakter war im hohen Grade sanft und bescheiden. Er vermied ganz den harten absprechenden Ton, in welchem sich manche Holländische Philologen so sehr gefallen haben. Der Umgang mit Hemsterhuis hatte bei allem seinem Ernst viel Reizendes, und sein dankbarer Freund und Schüler Ruhnkenius, unser Landsmann, theilt uns in dem klassischen Denkmale, welches er ihm zu Ehren gesetzt hat, einen schönen Charakterzug mit. Als ihn einst einige Freunde auf zwei Tage besuchten, erhielt er eben Nachrichten vom Tode eines hoffnungsvollen Sohnes. Er gewann aber die Kraft über sich, den väterlichen Schmerz zu verbergen und seinen Freunden den Genuß dieser zwei Tage nicht zu verkümmern. bd.

Hemsterhuis (Franz), der würdige Sohn des vorigen. Mit klassischer Bildung, als einem väterlichen Erbtheil, ausgestattet, widmete er seinen Geist vorzüglich dem Studium der Philosophie, namen-

lich der sokratischen. Jene ist es daher, die man auch in seinen Darstellungen überall wiederfindet, Platons Geist, der ihm als hohes Muster vorschwebte. Daher bediente er sich auch vorzüglich der lebendigen Form des Dialogs, der systematischen Darstellung weniger fähig und geneigt. Nicht ohne Wahrheit sagt Johann Forster von ihm (Ansichten vom Niederrhein, ꝛc. 2 Th. S. 397.): „Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geschmackes, verbunden mit Fertigkeit und den subtilen Stacheln des echten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philosophie und dem Dichterschmuck einer alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdscholle gebunden sind, so würde wenigstens ein Mann, wie dieser, beweisen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeschlossen ist, wo die edelsten Kräfte und die zartesten Empfänglichkeiten der menschlichen Natur den höchsten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reifsten Früchte bringen können. Der Geist, der in diesem schwachen Körper wohnt, ist so empfindlich für Harmonie aller Art, und leidet so im eigentlichen Verstande bei jedem Mißverhältniß in der sinnlichen, wie in der sittlichen Natur, daß er sich sogar seiner vaterländischen Mundart nicht zum Vehikel seiner Gedanken bedienen konnte, sondern alle seine (gedruckten) Werke Französisch schrieb, und auch diese Sprache zu seinen Zwecken umbildete, indem er ihr seinen eigenen Styl aufdrang. Seine Schriften sind unter uns weniger bekannt, als sie es verdienen; allein man muß sie in der Ursprache lesen (eine Uebersetzung erschien in 3 Th. Lpz. 1782, 1797. 8). wenn man von ihrer attischen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch ist, nichts verlieren will." Der vorzüglich durch Locke verbreitete Sensualismus lag auch der Philosophie des Hemsterhuis zum Grunde, wurde aber von ihm mit großem Scharfsinn weiter ausgebildet, und mit eigenen Erfahrungen durchwebt, lebendig und geschmackvoll dargestellt. Selbst die Einseitigkeiten seiner Ansicht verbirgt oft die Lebendigkeit des Geistes, der sich über seine Untersuchungen verbreitet, und eine geniale Ansicht der Natur dämmert in mehreren seiner Schriften. Dieses alles, verbunden mit einem höchst liebenswürdigen Charakter, einem natürlichen Schönheitssinn und reichen Kunst-Kenntnissen, erwarb unserm Denker, der sonst ein sehr einfaches wissenschaftliches Leben führte, die ausgezeichnete Achtung und den vertrauten Umgang mehrerer bedeutender Personen, z. B. der Prinzessin Gallitzin, welcher er mehrere seiner Schriften unter dem Namen Diotima zueignete, und des Grafen von Fürstenberg, in deren beider Gesellschaft er auch eine Reise durch Deutschland machte, auf welcher er einen reichen Schatz von Kunsterfahrungen sammelte, die er in einem in holländischer Sprache geschriebenen und aus dieser in die Französische übersetzten Briefe an seinen Freund und Collegen Smeth mittheilte. Zu viel aber sagt Forster von ihm, wenn er ihn „den Plato, nicht etwa nur der hiesigen akademischen Schattengänge, sondern unsres (des achtzehnten) Jahrhunderts" nennt. Denn an Tiefe des philosophischen Geistes und wenigstens systematischer Gründlichkeit übertraf ihn Kant weit, wenn auch dieser ihm wiederum in lebendiger Anschauung des Schönen nachstand. Seine Ansicht über Philosophie überhaupt hat er vorzüglich in dem Dialog Sophyle ou de la philosophie ausgesprochen. Eine zweite Klasse seiner Schriften bezieht sich auf Kunstphilosophie und Archäologie, vorzüglich gehört hieher die lettre sur la sculpture (1769), worin er von dem Zwecke der schönen Künste und insbesondere der Bildhauerei und ihren verschiedenen

Perioden handelt. Der Religionsphilosophie ist der Dialog Aristeé ou de la divinité (zuerst gedruckt 1779) gewidmet und die bekannte lettre de Diocles à Diotime sur l'Athéisme (1785), welche durch seinen Freund F. J. Jacobi (Schrift über die Lehre des Spinoza) zuerst dem deutschen Publikum bekannt gemacht, und von ihm beantwortet wurde. Die noch übrigen Schriften sind ein Dialog Alexis, ou de l'age d'or (1787) und die meisterhafte description philosophique du Caractère du feu Mr. Fr. Fagel 1773. Alle diese Schriften sind gesammelt und von Jansen zuerst 1792, dann in der zweiten Ausgabe 1809 (Paris b. Hausmann 8.), in zwei Theilen herausgegeben worden unter dem Titel Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis etc. Einige Vignetten dieser Ausgabe zeigen ihn auch als geschmackvollen und sinnigen Zeichner. Von seinen Lebensumständen ist uns nichts weiter bekannt geworden, als daß er 1720 geboren war, früher sich zu Leiden aufhielt, dann zu Haag privatisirte, außerdem die Stelle eines ersten Commis bei der Staatskanzlei der vereinigten Niederlande einige Zeit verwaltete, auch zu dem Directorium der Zeichnungsakademie zu Amsterdam gehörte. Er starb von seinen Schülern und Freunden betrauert zu Haag im Junius 1790. T.

Hendekasyllaben ist der Name eines eilfsylbigen Verses, dessen sich unter den Alten besonders Catull bediente, und der für kleine Tändeleien eine recht angemessene Form ist.

Hendel-Schütz, s. Schütz.

Henil, Henile, war eine Art Fetisch oder Götzenbild der alten Wenden. Er bestand aus einem Stabe, woran oben eine Hand befestigt war, die einen Ring hielt. Dies Götzenbild ward vor den Thüren herumgetragen und man opferte ihm, um sich seines Schutzes zu versichern.

Henke (Heinrich Philipp Conrad) Dr. d. Phil. und Theol., Vicepräsident des Wolfenbüttelschen Consistoriums, Abt des Klosters Königslutter, Gen. Super., erster Prof. d. Theol. zu Helmstädt und Director des dortigen Predigerseminars, war der Sohn eines Predigers zu Braunschweig an der St. Aegidienkirche. Er wurde am 3. Jul. 1752 zu Hehlen, im Weserdistrikte, geboren, wo sein Vater damals als Prediger stand. Da derselbe frühe starb, und die Seinigen in der hilflosesten Lage zurück ließ, so sah sich die Wittwe genöthigt, diesen ihren jüngsten Sohn dem Waisenhause zu Braunschweig zu übergeben. Früh zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß und hervorstechende Talente aus. Er wollte sich erst ausschließlich dem philologischen Studio widmen, und dieses führte ihn zur Weihe des klassischen Alterthums. Ein glückliches Gedächtniß kam seinem Fleiße zu Hülfe, eine lebhafte Einbildungskraft ließ ihn treu und fest die großen Gedanken und kühnen Worte der alten Klassiker nicht nur bewahren, sondern ihren Geist sich ganz aneignen. Sein Lieblingsschriftsteller war der Redner Quintilian. Er übersetzte ihn und brach damit seine litterarische Laufbahn als Schriftsteller. Unter der Leitung Schirachs, der damals noch in Helmstädt als Professor lebte, nahm Henke Theil an der Herausgabe der bekannten kateinischen Zeitung, und promovirte in der philosophischen Fakultät. Schon war er entschlossen, eine Lehrstelle am Martinsgymnasium zu Braunschweig anzunehmen, als durch Verwendung seiner Gönner ihm eine außerordentliche Professur der Theologie zu Helmstädt anvertraut ward. Sein lebhafter, freier, durch körnigte Rede gewürzter mündlicher Vortrag verschaffte ihm schnell ein zahlreiches Auditorium, und er war gleich beim Antritte seines akademischen

Lehramts der Lieblingsdocent aller Theologie Studirenden. Den ersten Grund seines literarischen Ruhms legte seine Kirchengeschichte, von welcher der erste Band im J. 1788 erschien und die nachmals mehrere Auflagen erlebt hat. Dieses Buch enthält einen Schatz von historischer Gelehrsamkeit, und gibt den redendsten Beweis der viel umfassenden Belesenheit und freien Ansicht des Verfassers. Man hat gesagt, die Zusammenstellung der Thatsachen im seynsollenden pragmatischen Zusammenhange sey darin offenbar erkünstelt, und erinnere den Kenner an die Zusammenstellung der Ovidischen Metamorphosen. Wenn nun gleich nicht zu läugnen ist, daß das Bestreben des Verfassers, die verschiedenen Facta in eine Causalverbindung zu bringen, hier und dort etwas Gesuchtes hervorgebracht habe, so kann doch das Wesen des pragmatisch-philosophischen Vortrags in diesem Werke nicht verkannt werden, indem die Gründe der einzelnen Begebenheiten, und die Fortgänge und Einwirkungen derselben auf das Wohl und Wehe der Menschheit meistens sehr glücklich verdeutlicht, und das Geschehene scharfsinnig zur Andeutung dessen, was noch geschehen muß, benützt ist. Dabei muß man jedoch einräumen, daß das Werk, in so ferne es ein akademisches Hand- und Lehrbuch zu Vorlesungen seyn soll, seinem Zwecke durchaus nicht entspreche. — Henke war ein geschworner Feind des, zum Glaubenszwang oder zur Einschüchterung freier Forschung führenden Dogmatismus, ein Protestant im edelsten und eigentlichsten Sinne des Worts. Als daher das berühmte Preußische Religionsedikt erschien, und fast das ganze protestantische Deutschland dabei ein furchtsames Schweigen beobachtete, übernahm er es zuerst, als Recensent aller über jenes Edikt erschienenen Schriften in der allgemeinen Deutschen Bibliothek, den Götzen zu bekämpfen, und sich bald darauf öffentlich und ohne Scheu als Verfasser jener Recensionen zu nennen. Ueber die Besorgnisse, welche viele für ihn wegen dieser Freimüthigkeit hegten, war er hinaus, denn er wußte seines Landesherrn Meinung, und wie viel er wagen dürfe, wenn nur der Herzog nicht unweise compromittirt werde! Im Vaterlande selbst hatte er, bei Gelegenheit der projektirten Einführung einer neuen Liturgie, durch die Herausgabe der Zeitschrift Eusebia, ärgerliche Streitigkeiten mit einigen wortklaubenden steifsinnigen Juristen, welche ihre Buchstabenweisheit gegen ihn geltend machen wollten. Allein an der Bitterkeit des Tons, womit damals jene Streitigkeiten geführt wurden, hatte Henke einigermaßen selbst Schuld. Auch gedieh das wohlthätige Werk auf diesem Wege nicht; man sah zwar den Neuerern durch die Finger, aber es blieb gesetzlich bei der alten Kirchenagende. Henke nahm bald darauf Theil an der projektirten Verlegung der Universität Helmstädt nach Braunschweig, und war wohl sicherlich das thätigste Mitglied der dazu niedergesetzten Commission, aber auch dieses Werk kam nicht zu Stande, weil man noch andere Rücksichten zur Entschädigung Helmstädts nehmen zu müssen glaubte, als nachmals bey öffentlicher Aufhebung der Universität genommen wurden. Seine Dogmatik ist in klassischem Latein geschrieben, und wiederum ein schöner Beweis seiner weitumfassenden theologisch-historischen Gelehrsamkeit; aber als Lehrbuch möchte sie, obwohl ungleich vorsichtiger schon geschrieben, eben so wenig als seine Kirchengeschichte zu empfehlen seyn. Durch die Herausgabe des Magazins für die Religionsphilosophie und des Museums für Kirchengeschichte hat er sich in seinen letztern Lebensjahren noch dauernde Verdienste um die theologische Aufklärung erworben. Man möchte ihn mit Recht einen starken, kräftigen Redner nennen;

auf den Titel eines angenehmen, durch Rührung dem Herzen wohlgefälligen Redners durfte er nicht Anspruch machen. Seine Predigten hatten oft etwas Steifes, denn er disponirte und arbeitete weder schnell noch leicht, aber gründlich, logisch richtig und stets die ruhige Ueberzeugung des Verstandes in Anspruch nehmend. Seines Lieblingsschriftstellers Axiom: pectus est quod disertum facit, fand bei ihm eine eigenthümliche Anwendung. Als Mensch war Henke wirklich liebenswürdig durch seine hingebende Heiterkeit, seine reine Stimmung für wahre Menschenfreude, seine frohe Laune und seinen feinen, doch nie schmerzlich verwundenden Witz. Sein Aeußeres hatte Würde, selbst der zuweilen gracibse Ton seiner Rede schreckte nicht zurück. Wer ihn näher kannte, mußte ihn achten und lieben. Merkwürdig bleibt es, daß dieser Mann, der seine Jugend fast in Dürftigkeit und größtentheils unter Büchern verlebte, fast gar keinen Anstrich von steifem Pedantismus annahm, daß, als er Zutritt an Höfen erlangte, er sich mit Würde und Anstand zu benehmen wußte, so, daß er weder durch Nachlässigkeit, noch durch Gleisnerei anstieß. Er hatte sehr ausgebreitete Bekanntschaften zu Paris, London, Petersburg, Wien, Berlin und besonders auf allen Deutschen Universitäten. In Deutschland war er den Aufgeklärten aller Religionsparteien lieb und oft ihr Rathgeber. Er hatte in seinem frühern Leben sich das Glück gewünscht, sich durch Reisen bilden zu können, im Alter erlebte er es, als es für ihn kein Glück mehr war; denn er sah und erfuhr, was er nie zu sehen gewünscht. Dieser Kummer nagte mit an seiner Lebenskraft, und verzehrte sie schneller, als sonst geschehen seyn würde. Er ging als Deputirter für das Braunschweigische Land nach Paris zur Huldigung des Königs von Westphalen; dann nach Cassel als Reichsstand. Den Keim des Todes brachte er mit, sein Arzt, der bekannte Hofrath Beireis konnte ihn nicht retten, sondern folgte selbst bald (1809) dem verehrten Henke, dem guten Menschen, dem zärtlichen Gatten und treuen Vater geliebter und ihn liebender Kinder. Er starb am 2. Mai 1809. zz.

Henrici (Christian Friedrich), der unter dem Namen Picander, als Dichter auftrat, war 1700 zu Stolpen im Meißnischen Kreise von Sachsen gebohren, und studirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechtswissenschaften. Eine besondere Neigung aber führte ihn zur Dichtkunst, durch welche es ihm auch gelang, sein Glück zu machen. Im J. 1727 wurde er Actuarius bei dem Oberpostamte zu Leipzig, sodann Postsekretär und endlich Oberpostcommissarius. Dazu wurde ihm 1740 noch die Kreis- Landfeuer- und die Stadt- Trankfteuereinnahme zu Leipzig nebst der Weininspektion ertheilt. Zu allen diesen Aemtern verhalf ihm die Dichtkunst. Er starb 1764. Den Namen Picander soll er deswegen angenommen haben, weil er im J. 1722 auf dem Dorfe Niederglaucha bei Düben nach einer Elster geschossen, bei verfehltem Schusse aber einen Landmann, der auf einem Eichbaume ein Elsternest ausnehmen wollte, getroffen und stark verwundet hatte. Seine Gedichte zeichnen sich durch derben Witz und glückliche Leichtigkeit vortheilhaft aus, nur ist ihr unsittlicher Ton oft anstößig.

Hephästion. Wir kennen im Alterthum mehrere Männer dieses Namens. Der eine war aus Alexandrien gebürtig, lebte unter Trajan, und schrieb ein mythologisches Werk, von dem wir noch einige summarische Auszüge haben; ein anderer, ein Grammatiker, eben daher gebürtig, war unter des Kaisers Verus Lehrern, und schrieb über die Metra; ein dritter lebte zu Constantins des Großen Zeiten,

war aus Theben, und schrieb verschiedene astrologische Werke. Auch ein Freund Alexanders führte den Namen Hephästion. Er begleitete den König auf seinen Heereszügen, und starb zu Ecbatana. Alexander, den sein Verlust sehr schmerzte, ließ ihm ein prachtvolles Grabmal erbauen.

Hephästos, s. Vulcan.

Heptachord heißt in der Tonkunst die Septime, d. h. der siebente Ton von den heraufsteigenden Tönen einer Octave.

Herakliden, die Nachkommen des Hercules, welche, gestützt auf das von ihrem Ahnherrn ihnen vererbte Recht auf den Peloponnes, in Verbindung mit den Doriern, die größten Anstrengungen zur Eroberung desselben machten. Zwei Mal waren ihre Angriffe abgeschlagen worden, als sie 80 Jahre nach der Eroberung Troja's aufs neue erschienen. Auch diesmal erging es ihnen anfänglich sehr widerwärtig. Aristodem, einer ihrer Hauptanführer, fand unter den Zurüstungen seinen Tod; ein großer Theil des Heeres wurde von einer Hungersnoth weggerafft. In dieser Bedrängniß fragten sie das Delphische Orakel um Rath, und erhielten die Antwort, daß sie sich der Führung eines dreiäugigen Feldherrn überlassen sollten. Diesen fanden sie in dem Aetolier Oxylus, welcher ihnen auf einem einäugigen Maulthiere begegnete. Von ihm, den sie sogleich zu ihrem Befehlshaber machten, geführt, drangen sie von mehreren Seiten in den Peloponnes ein, eroberten in kurzem fast die ganze Halbinsel, und vertheilten das Land unter ihre Anführer. Temenus bekam Argos mit Mycenä und Sicyon, Kresphontes Messenien, und die Söhne des Aristodemus, Prokles und Eurysthenes, Lacedämon, wo sie gemeinschaftlich regierten.

Heraclit, ein berühmter Griechischer Philosoph, aus der Stadt Ephesus in Kleinasien gebürtig, lebte um die 69ste Olympiade. Statt die höchsten obrigkeitlichen Würden in seiner Vaterstadt anzunehmen, widmete er sich der Philosophie, und studirte dieselbe unter Xenophanes und dem Pythagoräer Hippasus. Alsdann bereisete er verschiedene Länder; vorzüglich Afrika. Sein von Natur finsteres und melancholisches Gemüth, das sich auch in seiner Philosophie ausdrückte, ließ ihn bald den Umgang der Menschen ihrer Laster wegen fliehen. Er begab sich in ein einsames Gebirg, um hier von Wurzeln und Kräutern zu leben. Aber diese Diät bekam ihm so übel, daß er von einer unheilbaren Hautkrankheit befallen wurde, welche ihn nöthigte, nach der Stadt zurückzukehren, wo er bald darauf starb. Er hinterließ ein Werk über die Natur der Dinge, worin er auch vom Gottesdienst und der Staatsverwaltung handelte. Es war in einem dunkeln und bildlichen Stil abgefaßt, welcher Ursach ward, daß es bald aus der Acht kam, und endlich ganz verloren ging. Aus dem Wenigen, was von seiner Philosophie auf uns gekommen ist, geht hervor, daß er das Feuer zum Grundwesen erhob, woraus alle übrigen Wesen entstanden wären. Wahrscheinlich aber verstand er darunter nicht das gemeine Feuer, sondern ein ätherisches Feuerwesen, womit sich die abweichende Nachricht vereinigen ließe, daß er die reine heitere Luft, oder die bloße Ausdünstung für das Urelement gehalten habe. Die Entstehung der Dinge aus dem Feuer erklärt er so: Es gibt zwei thätige Grundkräfte in der Natur, Streit und Einigkeit. Sie sind der Materie wesentlich und von Ewigkeit her in Bewegung. Der Streit scheidet aus dem Feuer die andern Elemente, Luft, Wasser und Erde, und aus diesen alle Dinge. Die Einigkeit hingegen zerstört alle Dinge, und löset sie wieder in das Urelement des Feuers auf. Die Erde bringt durch ihre

Ausdünstung Wasser, dieses wieder Luft, und diese Feuer hervor. Ist alles in reines Feuer aufgelöst, so hat die Welt ihr Ende. Das Wie dieser Verwandlungen erklärt er so, daß erstlich das reine Feuer nach und nach erlösche, und so die andern Elemente absetze, dann aber nach und nach wieder belebt werde, und die gröberen Elemente in sein Urwesen auflöse. Streit und Einigkeit, sagte er ferner, sind unaufhörlich wirksam in der Natur; daher ist alles, was da ist, in einem beständigen Fluß und ununterbrochenen Wechsel. Kein Gegenstand bleibt in zwei auf einander folgenden Augenblicken derselbe. Der Untergang der Welt ist eine Weltverbrennung, und muß in einer bestimmten Periode erfolgen. Vermöge der ewigen Thätigkeit der Grundkräfte aber muß auch sogleich wieder eine neue Welt sich zu bilden anfangen. Die Welt ist weder Gottes noch der Menschen Werk, sondern ein ewig lebendiges Feuer, das nach unveränderlichen Gesetzen entbrennt und erlischt. Von der uns umgebenden Natur bildete er sich folgende Begriffe. Es gibt zwei Arten von Ausdünstungen, feurige und helle aus der Erde, und feuchte vom Wasser. Erstere erfüllen die Räume des Himmels, letztere mit einem Zusatz von den erstern den uns umgebenden Dunstkreis. Die feurigen Dünste sammeln sich in gewissen ausgehöhlten Gefäßen oder Trichtern, bilden so Klumpen und erscheinen als Sterne. In der Sonne brenne das reinste Feuer, sie wälze sich im reinsten Himmelsraume herum; die andern Gestirne seyen weiter, als sie, von der Erde entfernt, der Mond ihr aber am nächsten. Sonnen- und Mondfinsternisse entstehen, wenn die Trichter dieser Weltkörper oder Feuerklumpen umgekehrt würden. Die Sonne ging ihm mit jedem Morgen nicht auf, sondern entstand von neuem, und des Abends nicht unter, sondern verschwand gänzlich. Es ward also Tag, wenn genug Feuertheile sich gesammelt hatten, um eine Sonnenmasse zu bilden, und Nacht, wenn die wäßrigen Ausdünstungen die Oberhand hatten. Auf ähnliche Weise erklärte er den Wechsel der Jahreszeiten. Von den geistigen Wesen hatte er folgende Meinung. Es gibt eine allgemeine Weltseele; diese ist das Urelement des Feuers selbst, von dem alles Leben, Empfinden und Denken abhängt. Je mehr eine Substanz von dieser Weltseele enthält, und je reiner das Feuer in ihr ist, desto vollkommener ist sie. Daher sein Satz: die trockenste Seele ist die vollkommenste. Bei dem Menschen ist es die Vernunft allein, die aus dem reinen Feuer abstammt; die übrige thierische Seele ist mit gröberer Materie verbunden und durch sie verunreinigt. Das Seelenwesen wird von Menschen und Thieren mit der Luft eingeathmet; auch dringt es durch die Sinnenorgane in den Menschen ein. Im Schlafe wird die Verbindung der Sinne mit der äußern Natur aufgehoben, daher haben wir in diesem Zustande keine Vernunft und Erinnerungskraft, sondern nur noch das thierische Leben vermittelst des Athemholens. Wie aber nach und nach die Sinnorgane ihre Empfänglichkeit wieder bekommen, fangen wir an zu träumen und erwachen endlich. Der Hauptsitz der Seele, so weit sie mehr thierisch ist, ist im Blute. Die Vernunft und das Denken ist nur ein Vermögen dieser Seele, und muß durch die Einwirkung des reinen Feuers von außen erst in Thätigkeit gebracht und genährt werden. Nach dem Tode des Körpers dauert die Seele fort, und wird zuletzt bei der allgemeinen Weltverbrennung mit der Weltseele vereinigt. Der Seele, als einem feurigen Wesen, ist nichts mehr entgegen, als das Wasser, d. h. vermuthlich das Materielle, Grobsinnliche, Thierische, Lasterhafte. Da er einen ewigen und ununterbrochenen Wechsel aller Dinge annahm, so mußte er auch der Ein-

nenerkenntniß alle Gewißheit absprechen. Die denkende Vernunft war ihm die einzige giltige Richterin alles Wahren, doch nicht die Vernunft des Einzelnen, da diese auf verschiedene Weise mit grober Materie gemischt ist, sondern die allgemeine Menschenvernunft. Was alle Menschen für wahr erkennen, ist wahr, und wird von der reinen Weltseele selbst dafür erkannt. In Ansehung der herrschenden Volksreligion dachte er übereinstimmend mit der ionischen und pythagoräischen Philosophie. Eigentliche Nachfolger hatte Heraklit nicht. Hippokrates bekannte sich größtentheils zu seinen cosmophysischen Meinungen.

Heraldik, s. Wappenkunde.

Herbarium (auch Herbarium vivum), ein Kräuterbuch, eine Sammlung lebendiger Pflanzen in getrocknetem Zustande, um ihre Merkmale und Beschaffenheit daran zu studiren. Da hiezu die Staubgefäße wesentlich nöthig sind, so sammelt man nur Pflanzen mit voller und unverletzter Blüte. Dergleichen Sammlungen haben jedoch immer viel Mangelhaftes, da es unvermeidlich ist, daß eine getrocknete Pflanze nicht einige Veränderung erleidet, zusammenschrumpft, erbleicht und auf mancherlei Weise leidet. Der Botaniker thut daher wohl, wenn er neben den getrockneten Pflanzen sich zugleich genauer Zeichnungen bedient.

Herbelot (Barthelemi d'), ein gelehrter Orientalist, geboren zu Paris 1625, studirte von seiner ersten Jugend an die morgenländische Literatur, erweiterte seine Einsichten durch mehrere Reisen nach Rom, und starb 1695 als Professor der Syrischen Sprache zu Paris. Viele Aufklärungen verdankt die morgenländische Geschichte und Literatur seiner noch immer sehr brauchbaren, wiewohl vieler Verbesserungen bedürftigen, Bibliothèque orientale.

Herbst, eine von den vier Jahrszeiten, welche in der nördlichen gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, wenn die Sonne bei ihrem scheinbaren Niedersteigen nach der südlichen Halbkugel den Aequator berührt. Das Ende des Herbstes fällt auf den Zeitpunkt, an welchem die Sonne ihre kleinste Mittagshöhe zeigt, oder wenn sie jenseit des Aequators auf der südlichen Hemisphäre den Wendekreis des Steinbocks erreicht hat. Nach unserer gewöhnlichen Zeitrechnung fällt der Anfang des Herbstes um den 23. Sept., wenn zum zweiten Mal im Jahre Tag und Nacht gleich sind, und das Ende desselben um den 21. Dec., wo wir den kürzesten Tag haben. Die Bewohner der südlichen gemäßigten Zone haben den Herbst zu entgegengesetzten Zeiten, also wenn bei uns Frühling ist. Verschieden von diesem astronomischen Herbst ist der meteorologische oder die herbstliche Witterung, die gewöhnlich erst um die Mitte oder das Ende Octobers eintritt. — Herbstpunkt ist derjenige Durchschnittspunkt des Aequators mit der Ekliptik, in welchen die Sonne bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlauf um den 23. Sept. oder zu Anfang des Herbstes tritt, indem sie aus der nördlichen Halbkugel in die südliche steigt. Er ist der Anfangspunkt des Zeichens der Wage, obgleich das Sternbild der Wage diesen Ort verlassen hat, und der Herbstpunkt jetzt nahe bei den Sternen auf der linken Schulter der Jungfrau steht. Er ist dem Frühlingspunkt entgegengesetzt, daher beträgt seine Aufsteigung 180 Grad, und seine Länge eben so viel, oder sechs Zeichen; seine Abweichung und Breite aber sind = 0.

Herculanum, eine Stadt in Neapel, 11,000 Schritte von Neapolis selbst entfernt, ward unter der Regierung des Cäsar Titus bei einem Ausbruch des Vesuv von einem Lavastrom so gänzlich bedeckt, daß man auch ihre Stätte nicht mehr sah. Ein gleiches Schicksal hat-

ten Pompeji, eine andere, unweit jener, am Flusse Sarnus gelegene, Stadt, eine der gewerb- und volkreichsten dieser Küste, und Stabiä, welche an der Stätte des heutigen Gragnano lag. Schon früher hatte man Nachgrabungen veranstaltet, allein diese waren gänzlich wieder im Andenken der Menschen erloschen, als man im J. 1711 bei Gelegenheit eines Brunnens, welchen der Prinz Elboeuf zu Portici, einem auf der Stelle des alten Herculanum gelegenen Dorfe, graben ließ, drei weibliche bekleidete Statuen fand (die jetzt im Antikenkabinet zu Dresden stehen). Dem Prinzen wurde nach dieser Entdeckung das weitere Nachgraben untersagt, allein man dachte auch in mehr als dreißig Jahren nicht wieder daran, bis der König von Spanien, Carl, Vater Ferdinands IV., zum Besitz des eroberten Neapels gelangte, und Portici zu seinem Frühlingsaufenthalte wählte. Jetzt grub man (1738) in jenem Brunnen tiefer hinab, bis man Spuren von Gebäuden fand. Das Theater von Herculanum war die erste Entdeckung, die man machte. Leider war die Aufsicht über diese Nachgrabungen bei dem Spanischen Ingenieur Rocco Giachino Alcubierre nicht in den besten Händen; seine Unerfahrenheit hat Schuld an vielem Schaden und dem Verlust vieles Schönen. Erst als ein Schweizerischer Ingenieur, Carl Weber, die Aufsicht erhielt, wurden bessere Maßregeln genommen, und diesem verständigen Manne, dem la Vega gleich rühmlich folgte, verdankt man alle die guten Anstalten, die nachher gemacht wurden. Nachdem man zu Herculanum glückliche Entdeckungen gemacht, suchte man auch Stabiä und Pompeji auf, an welchem letzteren Orte man die großen Ueberreste eines Amphitheaters entdeckte. In dem Keller eines Landhauses fand man auch, nah einer Thür, 27 weibliche Gerippe, und den Abdruck der Brust einer dieser Unglücklichen in einst feuchter, dann verhärteter Aschenmasse, nebst dabei befindlichem Hals- und Armschmuck. Hier war's auch, wo man, am untern Eingang des Landhauses, zwei Skelette ausgrub, deren eins in den Knochen der einen Hand noch einen Schlüssel, in der andern einen Beutel mit Münzen und Kameen hielt. Nahe bei beiden fließ man auf Gefäße von Silber und Bronze, so daß man vermuthet, der eine sey der Herr, der andere sein Sklav gewesen, die beide, vergeblich den Ausgang suchend, unter der Aschenmasse erstickt hingesunken. Uebrigens ist wahrscheinlich, daß die meisten Einwohner dieser Städte sich durch die Flucht zu retten, noch Zeit fanden. Wenn Winkelmann's Prophezeiung, daß bei der Schläfrigkeit, mit welcher die Nachgrabungen betrieben wurden, noch für die Nachkommen im vierten Gliede zu graben und zu finden übrig bleiben werde, nur zu richtig eingetroffen ist, so war dies weniger Schuld der Aufseher, als der Regierungen. Doch ging man von Zeit zu Zeit mit etwas mehr Eifer an das Werk, welches für den Antiquar und Archäologen Ausbeute gab, wie kaum ein anderes. Unmittelbar vor unsern Augen schien das längst abgestorbene Alterthum wieder aufzuleben, so daß jeder, für den Gegenstände dieser Art nicht alles Interesse's ermangeln, die Empfindungen theilen muß, die unser Schiller in einem eigenen Gedichte (Pompeji und Herculanum) so schön ausgedrückt hat. Die alten Straßen, die alten Gebäude öffneten sich wieder, und das häusliche Leben der Alten wurde uns hier befreundeter. Die Einrichtung und Beschaffenheit der Häuser der Alten hatte man vorher nie so kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und eine Menge aufgefundener Geräthschaften vergegenwärtigte das Leben in diesen Häusern. Besonders wichtig wurden aber diese Entdeckungen auch für Literatur und Kunst, denn man fand es

den großen Schatz von Handschriften und Kunstwerken. Die große Erwartung der gelehrten Welt von diesen literarischen Schätzen ist zwar noch nicht erfüllt worden, indem man auch hier nur allzusaumselig zu Werke gegangen ist; allein schon das ist etwas werth, daß man das Materielle der alten Handschriften näher kennen lernte; und vielleicht gelingt es dem eifrigen Bemühen doch noch, durch das sehr mühsame Geschäft der Entwickelung dieser Schriftrollen ein Werk von Bedeutung zu Tage zu fördern. Es war am 3. Nov. 1753, als man in einer jetzt wieder verschütteten Villa des alten Herculanum an 1700 Papyrusrollen entdeckte, welche verkohlten Cylinder fast ganz das Ansehen von Tabaksrollen haben. P. Antonio Piaggio erfand eine einfache, aber sinnreiche Maschine, wo man mittelst Seidenfäden die, vorher mit Goldschlägerhäutchen befestigten, Streifen der Handschrift allmählich abrollt. Schon Winkelmann hat sie beschrieben; die klärste Vorstellung bekommt man aber von ihr durch die in Bartels Briefen über Calabrien gegebene Abbildung und Erläuterung. Die Schriftsteller, von denen man bisher Werke entdeckt hat, sind Epikuros, Philodemos, Demetrios, Polystratos, Kolotes, Phädros, Phanias. Erschienen sind: Herculanensium Voluminum quae supersunt Tom. I. Neap. 1793. Fol. Dissertationis isagogicae ad Herculanens. Voll. explanationum Pars I. Neap. 1797. Leider ist das abgedruckte vierte Buch des Philodemos über die Musik nichts weiter, als eine höchst unfruchtbare Declamation gegen den Nutzen der Musik. Der zweite Band enthält die Physik Epikurs. Scotti und Carlo Rosini sind mit der Aufzeichnung und Herausgabe dieser Werke beschäftigt. Mehr als die Literatur hat durch die hier gemachten Entdeckungen die Kenntniß der alten Kunst gewonnen. Wie viele Bildsäulen, Basreliefs und andere Werke der bildenden Kunst sind nicht in diesen verschütteten Städten gefunden worden! Von vorzüglicher Wichtigkeit sind jedoch, mag man nun auf Inhalt oder Composition, Zeichnung oder Farbengebung sehen, die hier entdeckten Mauergemälde. Diese Gemälde, unter dem Namen der Herculanischen allgemein bekannt, sind mit der Mauer, die den Grund derselben macht, zugleich von den Gebäuden ausgeschnitten worden, in dem Museum von Portici in 16 Zimmern unter Glas und Rahmen aufgestellt, und jedes mit einem der Zeichen P. E. St. versehen, um anzuzeigen, ob sie in Pompeii, Herculanum oder Stabiä gefunden sind. Abgebildet sind die in diesen verschütteten Städten entdeckten Antiken in dem großen Werke Le Antichità d' Ercolano. Nap. 1757 u. f., welches mit dem (ziemlich unkritischen) Catalogo degli antichi Monumenti d' Ercolano, verfaßt von dem Prälaten Baiardi (1755), aus 10 Foliobänden besteht. Bis auf einige spät gefundene sind jene Mauergemälde in den 6 ersten Bänden dieses kostbaren Werks dargestellt (con qualche spiegazioni di Pasquale Carcani), und von diesen hat man wohlfeilere Nachstiche in Frankreich von David, in Deutschland von Kilian, mit Erklärungen von Murr (Augsb. 1777 — 1783. 5 Bde.). Unter der Regierung des Königes Joachim wurden die Nachgrabungen weit thätiger und planmäßiger betrieben, als unter der vorigen. In den Jahren 1790 — 1806 arbeiteten in der Regel 5 — 15, nachher oft 300 Mann an der Abräumung des Schuttes. Die Herrn Rosini, Scotti und Paletti zu Neapel beschäftigten sich unermüdet mit dem Aufrollen und Entziffern der Herculanischen Manuscripte, und verschiedene sehr schätzbare literarische Monumente aus dem römischen und griechischen Alterthum, wurden durch sie theils ganz, theils fragmentarisch hergestellt. Die Aufgra-

hungen hatten besonders über den Trümmern von Pompeji und auf der von Neapel nach Pompeji führenden Consularstraße statt, sie gewährten eine Menge höchst interessanter Entdeckungen aller Art, und versprachen noch immer mehr bei Fortsetzung der Arbeit. Ein Theil der schönen Decken und Fußböden von Marmor, die man gefunden hat, sind in den Gallerien des Museums, andere in dem Saale der Zeichenakademie zum Studium der Künstler aufgestellt worden. Die politischen Ereignisse, die im J. 1815 in Neapel statt hatten, unterbrachen natürlich das Geschäfte. Durch ein Decret vom 22. Febr. 1816 versprach aber der jetzige König die Fortsetzung desselben.

Hercules, bei den Griechen Herakles, ist einer der berühmtesten Heroen der Griechischen Fabelwelt, in welchem die Poesie das Ideal menschlicher Vollkommenheit im Sinne des heroischen Zeitalters, d. i. höchste Körperkraft mit allen Vorzügen des Geistes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkennt, darstellte, und zwar so darstellte, daß dieses Ideal von Vollkommenheit sich dem Heile der Menschen weiht. Ein solcher Held ist ein Mensch; aber jenes Große und Herrliche in ihm ist göttlichen Ursprungs; Hercules ist demnach der Sohn des Königs der Götter von einer sterblichen Mutter. Seine Natur strebt nach dem Göttlichen, aber als Menschennatur, d. h. ringend und kämpfend; sein Leben ist deshalb eine ununterbrochene Kette von Anstrengungen und Kraftäußerungen. Seine unermüdete Beharrlichkeit bringt ihm den Sieg, und dieser Sieg zeigt uns den Triumph des Göttlichen in dem Menschen über sein Irdisches; sein Tod bringt ihm Unsterblichkeit und den Ehrensitz unter den Göttern. Welcher Mythus konnte nun wohl für Menschen anziehender und belehrender zugleich seyn, als dieser von Hercules, durch und durch von moralischer Tendenz und allegorischer Einkleidung, worin man das irdische Leben mit seinen Schicksalen, seinen Kämpfen, seinen Hoffnungen und Aussichten so treulich wiedererkennt! Kein Wunder daher, wenn eben dieser Mythus ein Lieblingsgegenstand von Sängern, Schauspieldichtern und Künstlern aller Art wurde, wodurch sich denn aber auch die Thaten des Hercules, und zwar über die Dauer eines Menschenalters hinaus, am Ende selbst planlos, häuften. Das hindert jedoch nicht, die eigentliche Einheit des Mythus durch alle späteren Zusätze hindurch zu erkennen, und wir wollen denselben zuvörderst, gemäß dieser Einheit, mittheilen. — Hercules war ein Sohn von Jupiter und Alkmene, der Gemahlin des Tirinthischen Königs Amphitryon, in dessen Gestalt der Vater der Götter die schöne Königin überlistet hatte. Nie war Juno eifersüchtiger auf ihren Gemahl gewesen, als diesmal; nie aber war sie freilich auch so gereizt worden, indem Jupiter den Genuß einer Sterblichen noch nie so reizend gefunden, daß er die Nacht desselben ums Dreifache verlängert hätte. Des Sohnes dieser Nacht erbitterte Feindin war daher Juno schon, bevor er noch geboren war. Jupiter hatte einen Eid geschworen, daß der an diesem Tage Geborne alle Umwohnenden aus seinem Heldengeschlecht beherrschen solle, und Juno wußte zu bewirken, daß die Geburtsgöttinnen die Geburt der Alkmene hemmten, und dagegen die der Gemahlin des Sthenelos, die ihr Kind erst im siebenten Monat trug, beschleunigten. Eurysthens hieß dieser Knabe, in dessen Dienst nun der noch ungeborne Hercules kommen mußte. Alkmene kam endlich auch, und zwar mit Zwillingen, nieder, wovon Hercules des Jupiter, Iphikles Amphitryons Sohn war. Hercules legitimirte sich schon in der Wiege als Sohn eines Gottes, indem er wahrende Schlangen, vor denen sein Bruder schreiend zurück-

fuhr, ergriff, lachte, als sie züngelnd die Köpfe gegen ihn erhuben, und sie erwürgte. Durch Amphitryons Sorge ward der junge Götterſohn in allen jenen Künſten, durch welche die Helden jener Zeit ſich auszeichneten, von den größten Meiſtern ſeiner Zeit unterwieſen. In allen waren ſeine Fortſchritte groß, nur für die Lyra ſchien ſeine Hand nicht gebildet, und als ihm einſt ſein Lehrer darin, Linos, einen Schlag gab, koſtete ihm dieſer das Leben. Amphitryon entfernte ihn deshalb von ſich auf das Land, wo er die Heerden weidete. Hier blieb er bis zu ſeinem achtzehnten Jahre, in welche Zeit die Scene der Dichtung fällt, die dem Sophiſten Prodikos gehört. An einem Scheideweg, erzählte dieſer, ſtand Hercules, und zwei Göttinnen begegneten ihm. Die eine derſelben, in üppigen Reizen prangend, lüſtern ſich an den Jüngling anſchmiegend, bot ihm Entfernung von allen Mühſeligkeiten und Gefahren, und jede Freude und Wonnegenuß, wenn er ihrer Leitung ſich überlaſſen wollte. Es war die verführeriſche Wolluſt. Die andere, nicht minder ſchön, als jene, aber ernſt, beſcheiden und voll Würde, verſprach ihm Unſterblichkeit und einen Sitz in den Hallen des Olymps, wenn er unter ihrem Beiſtand allen Gefahren und Mühſeligkeiten des Lebens kühn die männliche Bruſt entgegenſtellen wollte. Hercules, deſſen Herz die weichen, verführeriſchen Töne des Laſters nicht anſprachen, empfand tief die Worte der Göttin der Tugend; und ſeines hohen Urſprungs, ſeiner Beſtimmung und der Kraft, mit welcher er ausgerüſtet war, eingedenk, reichte er ihr die Hand, und wählte ſie zur beſtändigen Gefährtin ſeines Lebens. Nur denke niemand hiebei an unſere chriſtliche Tugend! Die Tugend des Heroenalters war hohe, kraftvolle Männlichkeit, die kühn jeder Gefahr trotzt, mit Keule oder Schwert das wilde Thier oder den freveln Räuber erſchlägt, mit gleicher Macht dem einbrechenden Feind und dem einbrechenden Strome Halt gebeut, es aber auch nicht eben allzugenau nimmt, wenn ſie aus Luſt an einem gefährlichen Abenteuer etwa einmal zu weit geht. Tapferkeit und Großherzigkeit zeigt jene Tugend ſtets, Gerechtigkeit und Billigkeit nicht immer. In Erlegung verwüſtender, gefährlicher Ungeheuer und räuberiſcher Unholde, welche die Gegenden unſicher machten, in Austrocknung von Sümpfen, Ableitung von Gewäſſern, Beförderung des Verkehrs der Menſchen unter einander, Anlegung von Colonien, durch welches alles das Wohl der Menſchen vielfach befördert wurde, konnte die Tugend eines Helden jener Zeit ſich wohlthätig für ſein Geſchlecht bewähren, und ſo bewährte ſich auch des Hercules Tugend. Zur Vertilgung von Ungeheuern waren aber auch wenige ſo von der Natur gemacht, als er, deſſen kraftvoller gewaltiger Körper eine Höhe von 4 Ellen hatte, und ein Maß der Glieder, welche das Rieſenmäßige der Statur verdoppelte; denn ſeine Arme und Beine waren noch eins ſo ſtark, als bei gewöhnlichen Menſchen, und ſeine Bruſt von einer ungeheuern Breite. Mit dieſer Größe und Stärke nun zugleich die ſeltenſte körperliche Geſchicklichkeit verbindend, trat er auf den Schauplatz. Ein wüthender Löwe, der am Kithäron umhertobte, ward der erſte Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit. Der König Thespios, deſſen Staaten durch dieſes Ungeheuer verheert wurden, nahm den kühnen Jäger gaſtfreundlich auf, der, bis das Ungeheuer ſeiner Kraft erlag, in den Armen der 50 ſchönen Töchter des Thespios ruhte, die ihm eine zahlreiche Nachkommenſchaft gebaren. Auch die phyſiſche Kraft der Zeugung mußte ja der Held in einem hohen Grade beſitzen, da ein großes Geſchlecht zu den Dingen gehörte, auf welche die Menſchen jener Zeit ſtolz ſeyn durften. Als er hierauf nach ſeiner Geburtsſtadt

Theben zurückgekehrt war, befreite er dieselbe nicht nur von der Schmach eines Tributs, den sie an die Orchomenier hatte zahlen müssen, sondern zwang auch diese, den zuvor empfangenen Tribut hinführo selbst zu zahlen. Kreon, der König von Theben, gab ihm dafür seine Tochter Megara zur Gemahlin. Juno's Haß aber wuchs nun auch in demselben Grade, als des Helden rasch aufschießende Größe; und ein Werk jenes Hasses war, daß Eurystheus jetzt den Hercules zu sich entbot, und ihm befahl, Abenteuer, die er ihm auftragen würde, zu bestehen. Hercules, unwillig ihm zu dienen, ging nach Delphi, das Orakel deshalb zu befragen, das ihm zur Antwort gab: zwölf von Eurystheus gebotene Abenteuer müsse er bestehen, dann aber gelange er zur Unsterblichkeit. Dieser Ausspruch stürzte den Helden, der einem Schlechtern zu dienen seiner unwürdig hielt, in Schwermuth, welche von Juno zu wirklicher Raserei erhöht ward, deren Opfer seine eigenen, mit Megara erzeugten, Kinder wurden, die er für seine Feinde ansah und erlegte. Nachher von seiner Raserei befreit und seinen Irrthum erkennend, ergriff ihn ein ungeheurer Schmerz, der ihn den menschlichen Anblick und Umgang fliehen machte. Endlich geheilt von der Zeit, mit den Göttern und sich selbst versöhnt, und von der Blutschuld gereinigt, begab er sich zu Eurystheus, und unterzog sich den berühmten Abenteuern, bekannt unter dem Namen der zwölf Arbeiten des Hercules. 1) Erlegte er den Nemeischen Löwen, der in den Wäldern von Nemea und Kleone hausete, und von keinem Geschoß eines Sterblichen verwundet werden konnte. Hercules zerschlug mit der Faust dessen Nacken, und zog ihm dann das undurchdringliche Fell ab, welches ihn fortan gleich einem Harnisch umgab, indeß der Kopf, wie ein Helm, den seinigen deckte. 2) Erlegte er, mit Jolaos Beistand, die lernäische Hydra, die Verderben aus 100 Köpfen drohte, deren einer unsterblich war, und der, statt jedes abgehauenen Kopfes, auf der Stelle zwei neue wuchsen. 3) Fing er die Hindin der Diana, gleich sehr durch ihre Schnelligkeit, als durch ihr goldenes Geweih und ihre ehernen Füße ausgezeichnet. Da sie lebendig eingefangen werden mußte, so galt es, daß der Held, wie vorher Kraft und List, so jetzo Schnelligkeit bewies. 4) Fing er den erymantischen Eber, der die Gegend um den Berg Erymanthus verheerte, ein, und brachte ihn lebendig auf seinen Schultern zu Eurystheus, der darüber so sehr erschrack, daß er sich in ein Gefäß verkroch, und fortan nicht wagte, dem Hercules seine Befehle selbst zu geben, sondern ihm dieselben, außerhalb der Mauern, durch Kopreus, Sohn des Pelops, ertheilen ließ. 5) Reinigte er in Einem Tage die Ställe des Augeas, worin dieser König von Elis 3000 Rinder seit langer Zeit hatte stehen gehabt, dadurch, daß er die vereinigten Flüsse Alpheus und Peneus hindurch leitete. 6) Tödtete er die Stymphaliden, ungeheure Raubvögel mit ehernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, welche die Gegend um den dichtumwaldeten See Stymphalis in Arkadien verheerten. 7) Fing er den Stier aus Kreta, den, ausgezeichnet durch Schönheit und Kraft, Neptun einst auf des Minos Flehen aus den Fluthen hatte aufsteigen lassen, um durch dies Wunder dem Flehenden das Reich zu verschaffen. Statt, wie er gesollt, den Stier dem Gotte zu opfern, hatte Minos ihn, gereizt von dessen Schönheit, unter seine Heerden gebracht, was er zu bereuen nur zu sehr Ursache fand. Denn nicht nur stürmte jetzt der Stier mit nicht zu bändigender Kraft verheerend durch das Eiland, sondern Pasiphae faßte auch jene unnatürliche Leidenschaft für ihn, de-

n Frucht Minotaurus war. Als Hercules mit ihm auf den Schul-
en zu Eurystheus kam, ließ dieser ihn wieder frei, worauf der Stier
ch ein Mal, unter dem Namen des marathonischen, in den
agen von Theseus vorkommt. 8) Brachte er die menschenfres-
nden Rosse des Thrazischen Königs Diomedes, der ih-
n alle Fremdlinge, die sein Gebiet betraten, vorwarf, nach Mykene;
welchem Abenteuer ihn freiwillig viele Helden begleiteten. Eben so
dem folgenden, als er 9) das Wehrgehäng der Amazo-
en-Königin Hippolyte für des Eurystheus Tochter Admete
lte. 10) Die Rinder des dreigestaltigen Geryones, be-
acht von dem zweiköpfigen Hund Orthros und dem Riesen Eurytion,
us Erytheia, einer Insel im westlichen Ocean, unfern von Spanien,
e nachher Gadeira (Gades) hieß, zu holen, wurde nun ihm auser-
gt; und hätte er bei dem vorigen Zuge nach dem damals fernsten
esten wandern müssen, so wanderte er bei diesem nach dem fernsten
Westen, wobei es denn, wie sich fast von selbst versteht, an Neben-
benteuern nicht mangelte. Waren aber bereits die bisherigen Wande-
ungen mühsam und gefahrvoll gewesen, so übertrafen doch die folgen-
en sie weit an mühevoller Gefährlichkeit. Zunächst ward ihm aufge-
agen, 11) die goldenen Aepfel aus den Gärten der Hes-
periden zu holen. Schon darum war dies Abenteuer um vieles
chwerlicher, weil Hercules eigentlich nicht einmal wußte, wo diese Ae-
fel zu suchen wären. Getrost indeß, wiederum mancherlei Fehden und
Kämpfe bestehend, wanderte er so lange zu Land und Wasser, bis er
en Ort erreicht. Atlas zwar holte eigentlich dann die goldenen Ae-
fel, Hercules aber trug einstweilen statt seiner das Himmelsgewölbe.
Das letzte der von Eurystheus gebotenen Abenteuer bestand in nichts
Geringerem, als 12) den Cerberus aus der Unterwelt her-
auf zu holen. Kein Wunder, wenn der Held ein solches Abenteuer
nicht ohne Vorbereitung bestand. Der Herrscher der Unterwelt verhieß
dem Allgefürchteten den Cerberus unter der Bedingung, sich seiner ohne
Waffen zu bemächtigen. Schnell ergriff nun der Held das Unge-
heuer, drückte dessen drei Köpfe zwischen seine Beine, und fesselte es,
trotz der wüthenden Angriffe, die der Drache, in welchen Cerberus en-
digte, von hinten auf ihn machte. Er brachte er das Thier auf die
Oberwelt und zu Eurystheus, der es ihn wieder in die Unterwelt brin-
gen hieß. Auch das that er, und war nun, nach des Schicksals Wil-
len, frei von der schimpflichen Knechtschaft, die ihm der Zorn einer
strengen Göttin aufgelastet hatte. Während es aber diese 12 Abenteuer
auf Befehl zu bestehen, die Welt durchzog, war er auch nicht lässig,
für seine eigene Rechnung zu wirken, sondern verrichtete vielmehr hie
und da, wie sich ihm Gelegenheit darbot, weit mehr Thaten, als jene
gebotenen. Man pflegt diese seine Nebenthaten (Paerga) zu nen-
nen, unter denen sein Kampf mit den Centauren, seine Theil-
nahme am Zuge der Argonauten, seine Befreiung der
Hesione, die von ihrem Vater einem Meerungeheuer ausgesetzt war,
um den Zorn der Götter zu versöhnen; die Errichtung der sogenann-
ten Säulen des Hercules, sein Rückzug von Spanien nach
Argos, den er mit bleibenden Spuren seines Daseyns bezeichnete,
die Erlegung des Alcyoneus, seine Kämpfe mit Anteus
und Cygnus (Kyknos), die Befreiung des an den Kaukasus
geschmiedeten Prometheus, und des Theseus aus der Unter-
welt, die denkwürdigsten sind. Nachdem er alle diese Thaten voll-
bracht, kehrte er zurück nach Theben, und vermählte seine Gemahlin

am Jolaos. Er selbst wollte sich indessen auch wieder vermählen; und da er vernahm, daß Eurytos, der König von Oechalia, seine Tochter Jole dem, der ihn und seine Söhne im Bogenschießen übertreffen würde, als Kampfpreis ausgesetzt hatte: so ging er nach Oechalia, besiegte alle, erhielt aber die Gemahlin nicht, weil man einen neuen Anfall seines Wahnsinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieser bald darauf — nachdem er in der Zwischenzeit die Alceste aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemahls gebracht hatte — noch ein Mal, und in diesem Anfall stürzte er Iphitos, der Jole ältesten Bruder, seinen treuen Freund, von den Mauern Tiryns herab. Ungeachtet er von diesem Morde gereinigt wurde, verfiel er doch darüber in eine schwere Krankheit, wegen deren er das Delphische Orakel zu befragen ging. Da ihm die Pythia Antwort versagte, plünderte er den Tempel, raubte den Dreifuß, und kämpfte selbst mit dem Apollo. Endlich erhielt er denn doch das verlangte Orakel, welches also lautete: Von seiner Krankheit werde er genesen, wofern er auf drei Jahre sich zum Sklaven verkaufe und dem Eurytos den Kaufpreis als Sühngeld gebe. Diesem Orakelspruch zu Folge verkaufte Merkur den Herkules an Omphale, der Lydier Königin. Während dieser Dienstschaft war er aber keineswegs blos mit seiner unwürdig, weiblicher Arbeit und weichlicher Liebe beschäftigt, sondern bezwang auch manchen Straßenräuber, und strafte manchen plagenden Unhold, wie den Sylus, der die wandernden Fremdlinge zu graben zwang. Nach Vollendung seiner Dienstzeit strafte er manche Ungerechtigkeit, die man in früherer Zeit gegen ihn selbst begangen, und Wortbrüchigkeiten, deren man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte. So zog er mit einem Heer gen Troja, um Laomedon, der Hesione Vater, zu bestrafen, und mit einem andern gegen Augeas, welche beide ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatten. Zu Kalzilon hatte er inzwischen um des Oeneus Tochter Deianira geworben, und um deren Besitz mit Achelous gekämpft. Mit dieser Gemahlin begab er sich nach Trachin. Am Fluß Evenus angelangt, traf er auf den Centauren Nessus, der die Wanderer um Lohn übersetzte. Hercules ging durch den Fluß, Deianiren aber trug Nessus um den bedungenen Lohn hinüber. Während dieses Tragens widerstand der Centauer seinen Lüsten nicht: Deianira schrie, Hercules sah es, und schoß dem Centauren, so wie er ans Ufer trat, den in das Gift der Hydra getauchten Pfeil durchs Herz. Im Verscheiden sagte er zu Deianiren, sie solle, wenn sie einen Liebestrank für Herkules haben wolle, seinen verschütteten Samen mit seinem Blute mischen. Dies that sie auch, und bewahrte die Mischung. Deianira hatte in ihrer Ehe öftere Einsamkeit, denn Hercules hatte auch jetzt noch mancherlei Züge zu thun, welche einzeln namhaft zu machen zu weitläufig seyn würde. Nur eines einzigen müssen wir, seiner wichtigen Folgen halber, gedenken. Unter den an ihm verübten Ungerechtigkeiten hatte er auch die des Eurytos zu bestrafen, der ihm die wohlverdiente Jole verweigert hatte. Deshalb zog er jetzt auch gegen Oechalia. Eurytos und seine Kinder blieben, die Stadt ward genommen, geplündert, und Jole als Gefangene weggeführt. Von da zog er nach Kenäos auf Euböa, und errichtete auf dem Vorgebirge dem Jupiter einen Altar. Um hier feierlich zu opfern, sandte er nach Trachin um ein weißes Gewand. Deianira befragt den Boten wegen Jole's, und da sie fürchtet, ihr Gemahl werde diese mehr lieben, als sie, so nimmt sie des Nessus vermeintes Liebestrank und bestreicht damit das Gewand. Hercules bekleidet sich damit; kaum aber ist er erwärmt, so greift das Gift den

Körper an. Er reißt das Gewand vom Leibe, und mit ihm sein Fleisch herab. In solchem Zustand brachte man ihn zu Schiffe nach Trachin, wo Deianira, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, sich erhing. Hercules selbst begab sich nun auf den Berg Oeta, errichtete da einen Holzstoß, bestieg ihn, und befahl, ihn anzuzünden. Wie der Holzstoß aufloderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel auftrug. Dort der Unsterblichkeit theilhaftig und versöhnt mit Juno, ward er mit Hebe vermählt, der Göttin ewiger Jugend, der blühenden Mundschenkin des Olympus. Auch mit ihr noch zeugte er zwei Söhne; deren, die er im irdischen Leben, theils in, theils außer der Ehe zeugte, könnte man leicht gegen Hundert zählen. Einige seiner Nachkommen sind in der Geschichte unter dem Namen der Herakliden bekannt. Gewöhnlich zweifeln die historischen Erklärer an der wirklichen Existenz des Hercules nicht, bezweifeln aber die Möglichkeit, daß Ein Mensch in seinem Leben so viel und in der Art ausgeführt habe, wie es erzählt wird, zu geschweige der Anachronismen, die in dieser Geschichte nicht selten sind. Dies hat die meisten bewogen, mehrere Heroen dieses Namens anzunehmen, wozu es an Zeugnissen der Alten nicht fehlt. Varro hat deren nicht weniger als 44 aufgezählt, Cicero nimmt deren nur 6, Diodor nur 3 an. Darunter finden wir einen Indischen, Aegyptischen, Tyrischen oder Phönicischen und Thebanischen Hercules, und namentlich diesen letztern als Erben aller auch von den übrigen verrichteten Thaten. Untersuchen wir das Wesen der Orientalischen Gottheiten, welche die Griechen mit des Hercules Namen belegen, so können wir in der That kaum zweifeln, daß sie ursprünglich nichts anders als astronomische Symbole waren. Der Aegyptische Hercules, der eigentlich Chom oder Dson heißt, gehört nach Herodot und Diodor zu den 12 großen himmlischen Göttern, die 17,000 Jahre vor Amasis aus den 8 Göttern entstanden. Da nun sowohl die 8, als die 12 Götter der Aegypter astronomisch zu verstehen sind, so ist leicht ausgemittelt, daß Hercules hier eigentlich nichts ist, als das Produkt des Sonnenlaufs durch die 12 himmlischen Zeichen, d. i. ein Jahreskreis; und die Sage, daß er vor 17,000 Jahren schon existirt hat, besagt, daß man seit dieser Zeit astronomische Berechnung hatte. Der Phönizische Hercules, dessen eigentlicher Name Melcarthos ist, gibt einen ähnlichen Ursprung schon durch seine Mutter Asteria (Sternhimmel) zu erkennen. Daß man auch in dem Thebanischen oder Griechischen Hercules noch mannigfaltige Erinnerungen an die orientalisch-astronomische Uridee findet, kann nicht bezweifelt werden. Die 12 Arbeiten sind dieser Idee zufolge nichts anders als die Wanderung der Sonne durch die 12 Zeichen des Thierkreises, durch die plastische Poesie der Griechen zur Sage geworden, vielleicht durch den Cultus, welcher diese 12 Arbeiten der Sonne symbolisch dramatisirte. Seine Vermählung mit Hebe haben schon von den Alten welche dahin gedeutet, daß, nachdem er seinen Kreis durchlaufen, er wieder jugendlich dasteht. Besonders aber darf man bei dem Griechischen Hercules nicht vergessen, daß er von dem Phönizischen unmittelbar abstammt, denn seine Geburtsstadt Theben war eine Phönizische Colonie. Der Phönizische Hercules als der Schutzgott und das Symbol des Phönizischen Völkerstammes, wanderte überall mit hin, wo diese Britten der alten Welt mit ihrem Handel und ihren Colonien sich verbreiteten, und dadurch erscheinen seine Züge als eine allegorische Erzählung der Verbreitung dieses Volks durch Handel und Schifahrt, und der Civilisation der Völker, die davon eine Folge war. Es könnte demnach sehr leicht seyn, daß niemals ein Hercules

als Person existirt, und es gleichwohl Heraklides gegeben hätte, Abkömmlinge nämlich einer Phönizisch-Griechischen Colonie aus Theben. Indeß wollen wir damit die Persönlichkeit eines Thebanischen Hercules nicht gänzlich läugnen, am allerwenigsten darum, weil eine alte Ueberlieferung von ihm sagt, daß er ursprünglich nicht Hercules, sondern Alkäos geheißen, und jenen Namen erst von dem Gott Hercules überkommen habe (Sext. Empir. adv. Phys. p. 557. ed. Fabric.). Wie dem nun sey, auf diesen Thebanischen Alkäos-Hercules wurde alles das übergetragen, was man von den übrigen berichtet hatte, und diese Berichte verwandelten sich im Munde der so eigenthümlich anthroposmorphosirenden Griechen in Sagen, wie sie die Griechen liebten. Der ganze Mythus erhielt, nach solcher Zusammenschmelzung, andere Tendenz und Gestalt. Der Mythus des Griechischen Hercules stellt uns nämlich die Geschichte der frühesten Cultur oder die Entwilderungsgeschichte Griechenlands dar. Dieses Entwildern wurde auf drei Wegen bewirkt: physisch durch Urbarmachung des Bodens, Austrocknung von Seen und Sümpfen, Grabung von Kanälen, Ausrottung von Wäldern und der in ihnen hausenden wilden Thiere; merkantilisch, durch Schifffahrt und Handelsverkehr mit entfernten Gegenden; politisch-religiös, durch Stiftung heiliger Spiele, Satzungen u. s. w. Alles dies bewirkte der Phönizisch-Thebanische Hercules, auf welchen eine Menge von Städten, Phönizische Pflanzungen, ihren Ursprung zurückführten. Alle sie feierten ihm zu Ehren Feste, und an diesen Festen sang man von seinen Thaten. Unstreitig flossen darin astronomische Ideen, Wundersagen von den merkantilischen Zügen, und Thaten eines oder mehrerer Griechischer Helden in einander. Auf diese Weise entstanden nach und nach Herakleen, d. i. Gedichte von größerem Umfang, deren Inhalt das Leben und die Thaten des Hercules waren. Ohne Zweifel gab es deren bereits in einfacherer Gestalt vor Homer. Endlich kamen auch die dramatischen Dichter, welche, besonders in den Satyrhandlungen, einen travestirten Hercules darzustellen liebten, wodurch eine Menge Farcen in die Sagen des Hercules kamen. Dahin gehört wohl ohne Zweifel, was man von Hercules dem Fresser, dem Säufer, von Hercules bei Omphale am Spinnrocken, wo das Ideal männlicher Kraft und Tapferkeit dem gebietenden Pantoffel Preis gegeben ist, u. dergl. m. hin und wieder berichtet findet. Wie es demnach mit der Uridee des Hercules mag beschaffen seyn, so ist kein Zweifel, daß die Idee des Griechischen Hercules als eines Heros ihre Ausbildung der Poesie verdankt, weshalb man ihn in gewisser Hinsicht als ein bloß poetisches Wesen betrachten kann. Das poetische Ideal wurde nachher von der bildenden Kunst sichtbar dargestellt. Hercules erscheint in der Reihe der Idealfiguren Griechischer Plastik als die nervigste und untersetzteste. Außerordentlich starke und breite Schultern, ein kurzer, dicker Hals, eine große, gewölbte Brust bei einem verhältnißmäßig kleinen Kopfe zeichnen ihn aus. Der Kopf ist geistreich, gutmüthig; nur selten erscheint er mit einem Ausdruck von Wildheit. Sein Bart ist kraus, sein Haar kurz. Im gewöhnlichen Costüme erscheint er nackt, mit Löwenhaut und Keule; in älteren Werken führt er Bogen und Pfeile. Die von ihm noch vorhandene Hauptstatue ist der sogenannte Farnesische Herkules, ein Werk des Atheners Glykon. Uebrigens läßt sich leicht erachten, daß man in mancherlei Bildwerken ihn in verschiedenen Attitüden, wozu die reichen Scenen seiner Geschichte von selbst aufforderten, werde dargestellt haben. Man findet ihn als Kind, Jüngling und Mann, ringend und kämpfend, leidend und genießend, in vie-

der Anstrengung und in Ruhe. Eine vorzüglich merkwürdige Darstellung ist der sogenannte Torso di Michel Angelo, also genannt, weil dieser große Künstler 7 Jahre lang an diesem Bruchstück einer Hercules-Statue studirte. Aus der Anatomie zu schließen, soll die Statue vorwärts gebückt, mit aufgerichtetem Kopf, auf die Keule gelehnt. Die Löwenhaut ist über den Sitz geworfen. Was den Hercules sonst auszeichnet, Brust und Schultern, sind in hohem Grade schön, die starken Muskeln aber nicht ausgedrückt; der Künstler — Apollonius, Nestors Sohn von Athen — stellte nicht mehr den kämpfenden Helden dar, sondern den Gott, der jetzt die Thaten überdenkt, die ihm Unsterblichkeit gaben. Zu den denkwürdigen Darstellungen gehört noch Hercules als Musenführer, Musagetes, zu welcher Ehre er durch seine eigenen Musenkünste wohl schwerlich gelangt seyn kann, denn dem Linos wußte er den Unterricht nicht sonderlich Dank. Indeß wurde er doch in dieser Beziehung mit der Lyra dargestellt. Die Vorstellung ist Römisch. Fulvius Nobiliar erbaute dem Hercules einen Tempel, in welchem er die von ihm zu Ambracia eroberten Musen aufstellte; und es scheint in der That, er habe seinen Landsleuten dadurch eine Warnung geben wollen, die kriegerische Tapferkeit nicht für unvereinbar mit den Musenkünsten zu halten. dd.

Hercules Schild, s. Hesiodus.

Herder (Johann Gottfried von), einer der originellsten, geistreichsten Schriftsteller der Deutschen, wurde am 26. Aug. 1744 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Ostpreußen, geboren, wo sein Vater unterster Schullehrer war. Nicht begünstigt durch Erziehung und äußere Umstände, entwickelte sich die schöne Natur des jungen Herder nur durch eigene Kraft. Nur die Lektüre von Bibel und Gesangbuch verstattete ihm sein Vater, ein unsättlicher Wissensdurst aber trieb den Sohn nach andern Quellen hin. Alle die Bücher jedoch, die er sich zu verschaffen wußte, mußte er verstohlen lesen. Dürftigkeit hatte ihn bald in eine ihm eben so unangenehme, als seinen Talenten unangemessene Laufbahn genöthigt. Der Prediger Trescho bediente sich des angehenden Jünglings, welcher schön schrieb, als Schreibers. Da er indeß bald Gelegenheit hatte, auch des Jünglings seltene Geistes- und Herzensanlagen zu entdecken, so entschloß er sich, diesen größere Entwickelung zu verschaffen, und ließ ihn Theil an den Lehrstunden nehmen, die er seinen eigenen Söhnen im Griechischen und Lateinischen gab. Herder, bei seinem großen, durch kein Hinderniß besiegbaren, Eifer machte darin ungemeine Fortschritte. Um diese Zeit befiel ihn eine Augenkrankheit, die ihn in nähere Bekanntschaft mit einem Russischen Wundarzt brachte, der damals in Trescho's Hause wohnte. Da diesem des Jünglings schöne Bildung und edler Anstand gefielen, so erbot er sich, ihn mit sich nach Petersburg zu nehmen, und dort unentgeldlich die Chirurgie lehren zu lassen. Herder, der keine Aussicht hatte, seinen Lieblingsstudien leben zu können, verließ demnach 1762 seine Vaterstadt, entschlossen, diesen Vorschlag anzunehmen. In Königsberg aber ward er Männern bekannt, die zu würdigen verstanden, was in ihm lag, und sich beeiferten, ihm eine seinen Neigungen und Talenten mehr entsprechende Laufbahn zu eröffnen. Man verschaffte ihm eine Stelle im Friedrichscollegium, wo er erst Aufseher einiger Pensionärs, dann Lehrer in der ersten philosophischen und zweiten Lateinischen Klasse wurde, wobei es ihm an Zeit und Gelegenheit zu eignem Studiren nicht mangelte. Er entschied sich für die Theologie, studirte diese aber in jenem hohen Sinn und Geist, durch welchen es ihm späterhin gelang auch hier als Refor-

mator aufzutreten. Von dem edelsten Triebe für Wissenschaft und Kunst beseelt, strebte er, seinen Kreis immer mehr zu erweitern. Deshalb versenkte er sich mit dem regsten Eifer zugleich in die Tiefen der Philosophie und Naturwissenschaft, und ermüdete nicht, die unermeßlichen Gebiete der Geschichte, Staats-, Völker- und Sprachkunde zu durchwandern. Wie eine Biene von Blume zu Blume, so eilte er von Wissenschaft zu Wissenschaft, und nahm den reinsten Honig zur Ausbeute mit. Im Jahr 1765 erhielt er den Ruf als Rector der Domschule nach Riga, mit welcher Stelle zugleich ein Predigtamt verbunden war. In diesem doppelten Beruf begleitete ihn der Segen der schönsten Wirksamkeit; seine Zöglinge und Zuhörer hingen enthusiastisch ihm an. Die Art, wie er als Lehrer die Studien behandelte, weckte, belebte, ermunterte den Geist; als geistlicher Redner sprach er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeschminkter Wahrheit so evangelisch lauter, daß er sich aller Herzen bemächtigte, und hatte so großen Beifall, daß man sich sogar entschloß, für ihn eine geräumigere Kirche zu bauen. Im Jahr 1768 trug man ihm von Petersburg aus das Inspektorat der dortigen St. Petrischule an, allein er lehnte nicht nur diesen Ruf ab, sondern legte selbst seine Stellen in Riga nieder, weil es ihn drängte, die Welt in der Welt, die Menschen auf der großen Bühne des Lebens, die Kunst an der Quelle zu studiren. Alle diese Neigungen zu befriedigen, bot sich ihm eine erwünschte Gelegenheit dar, indem er zum Begleiter des Prinzen von Holstein-Eutin durch Frankreich und Italien auserwählt ward. Leider konnte er von diesem glücklichen Ereigniß nicht alle die Vortheile ziehen, die sich sein Geist davon versprochen hatte. Sein Augenübel, das weit gefährlicher wiedergekehrt war, hielt ihn in Strasburg fest, wo er mit Göthe bekannt und befreundet ward, und auf ihn einen so bedeutenden Einfluß gewann, daß dessen Wirkungen in unserer Literatur und unserm Leben noch immer fortdauern (s. den Art. Göthe.) Herder hatte damals auch schon als Schriftsteller einen bedeutenden Ruf gewonnen, und sich durch seine Fragmente, seine kritischen Wälder und andere Schriften unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt. Obschon er nun für die Theologie noch nichts von Bedeutung geliefert hatte, so erhielt er doch in Strasburg (1770) den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath nach Bückeburg. In dieser Stelle machte er sich bald auch in der Reihe berühmter Theologen einen bedeutenden Namen, und erhielt 1775 einen Ruf als theologischer Professor nach Göttingen, wohin er aber nur abging, um in eine peinliche Verlegenheit zu gerathen. Er sah nämlich bei seiner Ankunft durchaus keine Anstalt zu seiner Anstellung. Nicht nur hatte der König seine Berufung nicht bestätigt, sondern man verlangte auch, gegen alle Gewohnheit, daß er sich zu einem Colloquium stellen solle. Wie unerwartet unangenehm ihm alles dies, was einer Chikane nur allzu ähnlich sieht, auch seyn mußte, so blieb ihm, der sich in Bückeburg mit einer eben so geistreichen als liebenswürdigen Gattin verbunden hatte, doch keine Wahl. Der Tag zum prüfenden Gespräch war da, aber auch sein guter Genius nicht fern; denn an dem Mittage desselben Tages erhielt er über Tische (eine Folge seiner Freundschaft mit Göthe) den Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberkonsistorialrath nach Weimar. War irgend ein Ort der Welt, wo der geniale Herder seinen ganzen Geistesreichthum entfalten, und nicht bloß ungestört, sondern auch befördert und vielfach angeregt, die schönste Wirksamkeit äußern konnte, so war es unstreitig Weimar, unter Amalia's und Carl August's Regierung. Die schönsten Früchte seines rei-

chen Geistes reiften hier, und Weimar wird sich noch lange erfreuend und dankbar dessen erinnern, was er als geistlicher Redner, als Aufseher der Schulen, als Beförderer der Talente, als Stifter mancher trefflichen Einrichtung segenreich gewirkt hat. Galt Weimar für das Deutsche Athen, so hat auch Er seinen Antheil daran, denn auch Er glänzte als ein Stern erster Größe an diesem Himmel. Geliebt und geehrt von einem der edelsten, würdigsten Fürstenhäuser, erhielt er auch manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste und seines Werthes, denn 1789 wurde er Vicepräsident, und 1801 Präsident des Oberconsistoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher gewesen war. Erst nachdem er dies geworden, wurde er von dem Kurfürst von Baiern in den Adelstand erhoben, eine Gnade, welche ihm aus Familienrücksichten angenehm seyn mußte. So lebte und wirkte Herder, bis am 18. Dec. 1803 der Genius mit der umgekehrten Fackel, der ihm so befreundete, die schöne Wirksamkeit seines Lebens unterbrach. Doch hörte er darum nicht auf, unter uns zu leben, zu wirken; der große Mann, der edle Geist lebt über das Grab hinaus. Ein schönes Vermächtniß hat er uns in seinen Schriften hinterlassen, und mit ihnen sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Die neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (bei Cotta in Tübingen, seit 1805) ist mit Recht in mehrere Klassen abgetheilt, in Schriften zur schönen Kunst und Literatur, Schriften zur Religion und Theologie, und Schriften zur Philosophie und Geschichte gehörig, denn man erkennt dadurch beim ersten Anblick gleich die Vielseitigkeit des Mannes, der als Philosoph, Geschichtschreiber, Theolog, Philolog, Archäolog, Aesthetiker, Dichter und Uebersetzer mehr als 40 Jahre lang mit rastlosem Eifer unter uns gewirkt hat. Als Theolog beförderte er der heiligen Urkunden historische, klimatische Interpretation; als Philosoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterläßt er einen theuern Schatz bewährter Natur-, Menschen-, Welt-Beobachtungen; als Erklärer des klassischen Alterthums bewirkte er harmonische Bildung des Menschen durch Studium der klassischen Alten; zur Belebung des Naturstudiums trug er sehr vieles bei; läuterte und machte allseitig unsern Geschmack; erhob uns durch Anschauung und richtige Würdigung der schönen Kunst zu reiner Menschheit; stimmte fast in allem, was er schrieb, zur Begeisterung, weckte rührend zu dem Guten, hauchte unsern Seelen edle Gefühle ein, entflammte sie zu Enthusiasmus für alles wahrhaft Schöne und Große. Das Hauptwerk Herders sind seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Riga, 1784 — 91. 4 Bde.), in welchen alle Strahlen seines Geistes, wie alle Radien eines Zirkels in dem Mittelpunkte sich vereinigen. „Schon in ziemlich frühen Jahren, sagt er, da die Auen der Wissenschaften noch in alle dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsers Lebens so viel entziehet, kam mir oft der Gedanke ein, ob denn, da alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten.“ Und so suchte Herder schon von jener Zeit an nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo er nur suchen konnte. Deswegen zeigt sich auch wirklich in allem, was er jemals schrieb, diese Tendenz, aus welcher seine Tugenden wie seine Fehler hervorgehn. Den

Punkt zu finden, wo Alles in Eins fällt, wo aus Einem Alles hervorgeht, war sein heißes Streben, und zwar nicht durch metaphysische Speculation, sondern durch Beobachtung. So ging er denn den langen Weg von Erfahrungen und Analogien der Natur, den nicht kürzeren Weg der Geschichte und alle Zweige menschlicher Cultur durch, Religion, Philosophie, Gesetzgebung, Heilkunde, Poesie und Kunst, um endlich, wie ein kühner Alexander, im Mittelpunkt von allen zu thronen. Von seinem Standpunkt aus liegt Welt und Menschenleben, Vergangenheit und Zukunft wie ein großes Panorama vor dem erstaunten Blick, alle Verwirrung löst sich, und erhabne Ruhe bemeistert sich des Herzens. Ausgerüstet mit Kenntniß der Menschennatur im Allgemeinen, führt uns der Historiker der Menschheit unter alle Zonen, in alle Zeiten hin, um ruhig mit uns zu beobachten, wie sie unter solchen und solchen Bedingungen sich entwickeln, und welche Erfolge jedesmal eine solche oder solche Entwickelung haben müsse. Dabei entdeckt er das große Gesetz, das Ziel und den Endpunkt dieser Menschennatur und alles ihres Strebens in der Humanität. Diese Humanität ward Herders Göttin; auf sie bezog er alles; für sie wirkte er mit rastlosem Eifer. Er war ein vollherziger, kräftiger Mensch, und Mensch im schönen Streben und Wirken zu seyn, darauf war all sein Bemühen gerichtet, so daß man mit Einem, freilich oft entweihten, Worte sein ganzes Wesen bezeichnen kann. Er war Humanist, und spricht uns als solcher in dem unvergänglichen Monument seines Geistes, in seinen Ideen, schön, rührend und erhaben an. Was auch im Einzelnen gegen dieses Werk, aus welchem Galls Lehre hervorging, sich sagen läßt, es bleibt im Ganzen ein klassisches Werk, das in dem Strom der Vergessenheit so leicht nicht untergehen, und hellere Gedanken in den Seelen der Nachlebenden erwecken wird. (Charakteristik J. G. v. Herders, von Danz und Gruber, herausgeg. von J. G. Gruber. Leipzig 1805.) dd.

Here, s. Juno.

Hermandad. Als in Castilien die Städte zu Ansehen gelangten, und durch die Begünstigungen der Könige, welche die Macht derselben gegen den übermüthigen Adel brauchten, ein Gefühl ihrer Wichtigkeit erhielten, schlossen sie mehrmals mächtige Verbindungen, welche ihren Zweck, gegen die Anmaßungen und die Raubsucht des unbändigen Lehnadels zu schützen, unverhohlen aussprachen. Am auffallendsten verkündigte diesen Zweck die, im Jahre 1295 von den Stadtgemeinden der Reiche Castilien und Leon geschlossene, Verbrüderung (hermandad), welche die Verbündeten berechtigte, jedem Adeligen, der einen Bundesgenossen beraubt oder gekränkt hatte, und nicht Genugthuung leisten, oder Bürgschaft für die Beobachtung des Rechts stellen wollte, seine Häuser zu zerstören, seine Weinberge und Gärten zu verwüsten, ja sogar, wenn ein Adeliger ein Mitglied des Bundes nur herausgefodert oder bedroht hatte, und nicht Bürgschaft geben wollte, dem Bedrohten erlaubte, ihn zu tödten, und jenem ihren Schutz versprach. Dieser frühern Verbrüderungen müssten wir hier erwähnen, weil sie das Vorbild der spätern Hermandad der Stadtgemeinden waren, welche unter Ferdinands und Isabella's Regierung in Castilien sich ausbildete. Sie wurde zuerst im Jahre 1476 mit des Königs Genehmigung errichtet, zu einer Zeit, wo der Adel die Friedensgebote des Königs nicht achtete, in Fehden sich aufrieb, die wehrlosen Bewohner friedlicher Dörfer und gewerbfleißiger Städte beraubte und die Heerstraßen unsicher machte. Die Stadtgemeinden warben ein Heer und ernannten Richter

in verschiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgesucht, vor die Richter geführt und bestraft. Den Verbrecher gegen die öffentliche Ruhe schützten nicht Rang und Stand, und selbst in Kirchen konnte er nicht sichere Zuflucht finden. Der Adel, der durch diese Anstalt seine unruhige Fehdelust gebändigt und seine Richtergewalt beschränkt sah, lehnte sich vergebens dagegen auf, denn der König beschützte die Hermandad als ein kräftiges Mittel zur Sicherung des Landfriedens, und zugleich als ein wirksames Hülfsmittel, der königlichen Gewalt Kraft und Ausdehnung zu geben, da die Kriegsmacht der Stadtgemeinden einen Theil des stehenden Heeres ausmachte, ohne daß sie vom Hofe besoldet zu werden brauchte. Auch in Aragon ward 1488 die Hermandad eingeführt. Die Hermandad, die heilige genannt, (welche Benennung Veranlassung geworden, daß man diese Anstalt mit der Inquisition verwechselt, oder für eine, von dieser abhängige Anstalt gehalten hat), hatte gleich der frühern Anstalt, deren Fortsetzung sie war, die Bestimmung, die innere Sicherheit zu schützen und Ruhestörer und Straßenräuber zu greifen, setzte sich aber nicht eher in Bewegung, bis die strafende That geschehen war. Sie bestand nur aus einer Compagnie von bewaffneten Polizeiwächtern, die bloß in die verschiedenen Bezirke des Königreichs Castilien vertheilt war, und für die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachen mußte. Eine ihrer strengsten Vorschriften ging dahin, ihre Gewalt nicht innerhalb der Mauren der Städte auszuüben. Sie stand unter dem Rathe von Castilien. Die Hauptabtheilungen der ganzen Compagnie hatten zu Toledo, zu Ciudad-Rodrigo und zu Talavera ihre bleibenden Sitze. R.

Hermann, s. Arminius.

Hermann von Thüringen. Wenn man, wie gewöhnlich geschieht, jenen Hermann von Wirzenburg, welcher nach Ludwig dem Springer eine kurze Zeit Landgraf von Thüringen war, von Lothar II. aber im Jahr 1129 der landgräflichen Würde beraubt ward, unter den Landgrafen Thüringens, die aus der Familie Ludwigs des Bärtigen stammen, nicht mitzählt, so hat man Recht, unsern Hermann mit dem Beinamen des Ersten zu bezeichnen. Ein Sohn Ludwigs IV. oder Eisernen, Enkel Ludwigs III., welchen Lothar statt jenes Hermanns 1130 zum Land- und Erbgrafen von Thüringen einsetzte, kam unser Hermann im Jahr 1192 zur Regierung, nachdem sein älterer Bruder, Ludwig V. oder Fromme, kinderlos verstorben war. Die Landgrafen Thüringens waren als kaiserliche Statthalter und Oberrichter den Grafen des Landes vorgesetzt, welche die Beisitzer des Landgerichts waren, und dem Aufgebote des Landgrafen folgen mußten. Unter ihrer Regierung erhob sich Thüringen zu einer der blühendsten Provinzen Deutschlands, und die Landgrafen selbst erhoben sich zu solch einem Ansehn, daß einer der Söhne Hermanns, Heinrich Raspe, zum Gegenkaiser Friedrichs II. erwählt ward. Unter Hermann wurde 1198 das Thüringische Landgericht in 4 sogenannte Dingstühle eingetheilt. Der Sitz des erstern war zu Gotha, und unter ihn gehörte die Grafschaft Gleichen und der Synodalbezirk Ohrdruf; der zweite war zu Thomasbrücken; der dritte, der sich über die Grafschaft Beichlingen und den Synodalbezirk Bibra erstreckte, zu Weißensee; der vierte, aus der Grafschaft Käfernburg und dem Synodalbezirk Erfurt bestehend, zu Buttelstädt. Alle 4 Dingstühle waren dem Landgericht zu Mittelhausen unterworfen, wo der Landgraf selbst zu Gerichte saß. Drei Mal im Jahr versammelte sich das Gericht auf dem Ried bei Mittelhausen, wo man eine auf den Seiten und

hinten, in Bretern in halber Mannshöhe eingefaßte Gerichtsbühne erbaute, deren gegen Morgen gerichteter Eingang offen und nur mit einem Schlagbaum verwahrt war. Hier saß am erhabensten Orte der Bühne der Landgraf, zum Symbol des Richteramtes einen weißen Stab in der Hand, vor ihm der Herold, zu beiden Seiten Schöppen und Beisitzer; ein Freibote war der Diener des Gerichts. Nicht aber bloß nach innen ungemein thätig und wirksam, spielte Hermann auch in politischer Hinsicht eine wichtige Rolle. Gegen Kaiser Heinrich VI., welcher Thüringen selbst in Beiß zu nehmen Lust hatte, ergriff er solche Maaßregeln, daß alle Versuche Heinrichs fruchtlos blieben. Mit gleicher Entschlossenheit und Glück widersetzte er sich den Anmaßungen des Erzbischofs von Mainz, der Thüringen so gern mit ihm getheilt, und des Abtes von Fulda, der ihm einige seiner Lehngüter so gern entzogen hätte. Nur in den unseligen Kriegen, welche nach des sechsten Heinrichs Tode Deutschland verheerten, schwankte Hermanns Politik oder Interesse zu sehr zwischen den beiden Prätendenten der Deutschen Königskrone, Philipp aus dem Hause Hohenstaufen, und Otto v. Braunschweig (1198 — 1208), und er zog durch seine bald mit diesem, bald mit jenem eingegangenen Bündnisse seinem Lande so ungeheure Verwüstungen zu, daß der Erwerb von Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, des Schlosses Ranis und des Bezirks an der Orla, die noch überdies mit Gewalt genöthigt werden mußten, seine Oberherrschaft anzuerkennen, nicht für Ersatz gerechnet werden konnten. Nachdem Otto, nach langen Kämpfen, allein zum Kaiser der Deutschen gekrönt war, den Wünschen des Papstes Innocenz aber nicht nach Hoffnung entsprach, brachte dieser mit Hülfe Frankreichs, welchem Otto's wachsendes Glück bedenklich war, eine Versammlung Deutscher Fürsten zu Stande, auf welcher Otto's Absetzung und des Sicilischen Friedrichs Wahl vorgeschlagen wurde. Hermann versammelte zu diesem Behuf eine Anzahl von Fürsten und Grafen in Naumburg, wo man jenen Vorschlag zum förmlichen Beschluß erhob. Sehr theuer würde dieses ihm zu stehen gekommen seyn, denn die Sachsen bemächtigten sich hierauf der Städte Nordhausen und Mühlhausen, viele Thüringische Herren wurden ihrem Landgrafen untreu, und Otto rückte mit einem Heer in sein Land, wenn nicht zum Glück für ihn Friedrichs Ankunft in Deutschland diese Truppen weggerufen, und Otto seinem Gegner hätte weichen müssen. Wie viel sich Friedrich von Hermanns Unterstützung versprach, erkennt man daraus, daß er diesem, als er sich auf dem zu Frankfurt 1213 gehaltenen Hoftag einfand, mit 500 Pferden entgegen ritt. Hermann seinerseits versäumte aber auch nicht, diesem Vertrauen zu entsprechen, denn er reisete in Deutschland umher, eifrig bemüht, Otto's noch übrige Anhänger dem neuen Kaiser zu unterwerfen. Er sah sein Unternehmen gelungen; ein Jahr vor seinem Tode (1215) wurde Friedrich (II.) zum Deutschen Kaiser gekrönt. Mitten unter so vielen Beschäftigungen vernachläßigte Hermann die Künste des Friedens nicht, und verdient auch in dieser Hinsicht eine besondere Beachtung. Sein Leben fällt in die Zeit der Schwäbischen Kaiser, dieses goldene Zeitalter der Deutschen Poesie. Hermanns Name steht selbst mit in der Reihe der Minnesinger, die er gern, als eine besondere Zierde, an seinem Hof aufnahm. Schon zu der Zeit, als sein Bruder noch regierte und er Pfalzgraf von Sachsen war, hatte er, auf seinem Wohnsitz zu Neuenburg in der Unstrut, deren mehrere um sich versammelt, und ihre poetischen Wettkämpfe verschönerten seine Einsamkeit. Als er zur Regierung gelangt, seinen Sitz auf die berühmte Wartburg bei Eisenach verlegte,

folgten ihm seine Sänger auch hieher. Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Osterdingen, Biterolf, Reimar von Zweter, Klingsor und Andere der berühmtesten waren hier, und haben sein Andenken auf mehr denn eine Weise verewigt. Die sechzehnreimige Strophe, deren sie sich bedienten, heißt des Fürsten von Thüringen oder der Thüringer Herren Ton. Der eine ihrer poetischen Zweikämpfe vom Jahr 1207 ist uns noch übrig, und bekannt unter dem Namen des Krieges auf der Wartburg. Wie vielfach übrigens Hermann auf die Poesie seiner Zeit wirkte, erhellt aus mehreren Beweisen. Er ermunterte Veldeck zur Beendigung seiner Aeneide, Albrechten von Halberstadt zur Bearbeitung der Metamorphosen Ovids, und sein Beispiel wirkte auf seine Nachkommen fort. Hermanns Söhne und Töchter waren Freunde der Poesie, und beschäftigten sich mit ihr. Heinrich Raspe ließ die Bibel in Deutsche Verse übersetzen, und seine Schwester Irmengard trug den Geschmack an Deutscher Poesie an den Anhältischen Hof über. Von Heinrich dem Erlauchten, Hermanns Enkel, haben wir noch einige Lieder in der Sammlung der Minnesinger. Mit Hermann theilte die Liebe zu den Musenkünsten sein jüngerer Bruder Friedrich, und Heinrich von Veldeck rühmt deshalb beide. Daß auch spätere Dichter ein Fürstenhaus, worin die Poesie geehrt und gepflegt worden war, nicht sobald vergaßen, davon sprechen das Lobgedicht auf Ludwig den Heiligen, Hermanns Sohn (s. Gottscheds Büchersaal X. 264.), und das Leben der heiligen Elisabeth, der Gemahlin dieses Ludwig, einmal durch Conrad von Marburg, und einmal durch Johannes Rote. In dem letztern ist auch der Ruhm unsers Hermann nicht vergessen, und von dem Krieg auf der Wartburg die ausführlichste Nachricht gegeben.

dd.

Hermannstadt, Ungarisch Szeben, die erste von den Sächsischen Städten und Hauptstadt in Siebenbürgen, am Fluß Szeben. Sie ist groß, nach alter Art befestigt, wird in die Ober- und Unterstadt eingetheilt, und ist fast rings mit großen Teichen umgeben, mittelst welcher sie auf einigen Seiten unter Wasser gesetzt werden kann. Im J. 1786 zählte man über 13,000 Einwohner, welche größtentheils die evangelische Religion bekennen. Zu bemerken sind das lutherische und katholische Gymnasium, das Landhaus, Rathhaus, Zeughaus, Waisenhaus und die von dem Freiherrn von Bruckenthal angelegte Bibliothek, nebst einem Münzkabinet und einer Bildergallerie. Die Stadt ist der Sitz des Militärgubernators, des königlichen Grafen der Sächsischen Nation und des Hauptpostamts. Die Landtage werden gleichfalls hier gehalten. Der Handel nach der Walachei und nach Wien ist nicht unbedeutend; auch hat die Stadt Manufakturen von feinen Hüten, Leder, Musselinen, guten Weinbau, und in der Nähe eine Pulvermühle und einen Kupferhammer.

Hermaphroditos (auch Atlantius genannt, von seinem Großvater Atlas) war ein Sohn des Hermes und der Aphrodite, deren beider Namen in dem seinigen vereinigt sind, wie er der Sage nach auch beider Aeltern Schönheit in sich vereinigte. Die Nymphen in den Idäischen Höhlen zogen ihn auf. Als er aber sein funfzehntes Jahr erreicht hatte, verließ er die väterlichen Berge, zog in den benachbarten Ländern umher und kam auch nach Carien, wo er, an dem klaren Quell der schönen Nymphe Salmacis stehend, von dieser kaum gesehen, auch schon geliebt ward. Der spröde Knabe erhörte die schöne Nymphe nicht, die ihn aber liebend umfaßte, als er in ihrer Fluth sich ba-

bete. Doch auch jetzt versagte er der Liebenden Gegenliebe. Da flehte diese zu den Göttern, daß nie ein Tag sie von ihm, noch ihn von ihr trenne, und ward erhört. Beider Körper vereinigten sich in Einen, der nicht mehr Mann, nicht mehr Weib war, und doch beides schien. Der also Verwandelte erflehte von seinen Aeltern im Schmerz, jeglicher, der in diese Fluthen hinabstiege, möge wie er als Halbmann herausgehen.

Hermen nennt man alle viereckigen, steinernen Pfeiler, oben mit einem Kopf. Ihren Namen scheinen sie von Hermes oder Mercur erhalten zu haben, dessen Bild anfänglich am häufigsten auf diese Art verfertigt und an den Wegen aufgestellt wurde. Nachher gebrauchte man dieses Wort zur Bezeichnung jeder Bildsäule dieser Art, und deutete auch bloß etwas Viereckiges überhaupt damit an. Verband man mit dem Kopfe des Hermes eine Athene oder Minerva, einen Hercules, Eros oder Amor, oder setzte auch wohl nur den Kopf einer Athene, eines Hercules, eines Eros auf solch einen viereckigen steinernen Pfeiler, so nannte man dergleichen Hermen: Hermathenä, Hermeraklä, Hermerotes. Bildsäulen dieser Art waren ursprünglich die ersten Versuche der noch rohen Kunst, welche erst bloß viereckige Pfeiler und nachher abgerundete Köpfe darauf als Götterbilder aufstellte. In der Folgezeit wurde diese Form, selbst in der blühendsten Kunstepoche, beibehalten und verschönert. Zu Athen standen dergleichen vor allen Häusern, auf allen öffentlichen Plätzen und Straßen, wo sie mit Kränzen geschmückt wurden. Wer sich an ihnen vergriff, wurde wie ein Schänder des Heiligen bestraft. Bei den Römern hießen diese Hermen termini, von dem Gränzgott Terminus, weil sie an den Landstraßen standen, die Pfeiler gewöhnlich mit Aufschriften versehen, um den zweifelnden Wanderer über den richtigen Weg zu belehren. Nicht aber bloß Köpfe von Göttern und Helden, sondern auch von Staatsmännern, Philosophen, Dichtern, Rednern und andern Gelehrten und Künstlern stellte man auf dergleichen Pfeiler, je nach dem Bedarf des Ortes, wo man sie anbrachte. Bald wurde nur der Kopf, bald zugleich die Brust und ein Theil des Leibes ausgearbeitet, gewöhnlich nackt, selten bekleidet, und meist ohne Attribute. dd.

Hermeneutik kommt von einem Griechischen Worte her, welches auslegen, erklären bedeutet, und bezeichnet die Wissenschaft, welche die Grundsätze der Auslegungskunst aufstellt. Gewöhnlich indeß wird der Gebrauch dieses Wortes auf die Wissenschaft beschränkt, welche die heilige Schrift verstehen lehrt. Die Hermeneutik verhält sich zu der Interpretation und Exegese wie die Theorie zu der Praxis. N.

Hermes s. Merkur.

Hermes Trismegistus, ein historischer Name, über den es uns durchaus an zuverlässigen Angaben fehlt. Die Aegypter und Phönizier vergötterten unter demselben den Erfinder der Buchstabenschrift und aller andern nützlichen Kenntnisse und Wissenschaften. Die Aegypter nannten ihn auch Thot, Taaut, Thoyt oder Theut, und setzten ihn als eine wohlthätige Gottheit dem Osiris und der Isis zur Seite, deren Zeitgenosse er gewesen seyn soll. Nach Diodor war er des großen Osiris Freund und Rathgeber, der ihn seiner Talente wegen hochschätzte, bildete die Sprache der Aegypter, und erfand die ersten Schriftzüchen, die Grammatik, Astronomie, Rechenkunst, Meßkunst, Tonkunst, Medizin; war ihr erster Gesetzgeber, der Anordner ihrer gottesdienstlichen Gebräuche, der erste Anbauer des Oelbaums, der Lehrer der gymnastischen Uebungen und der das Leben erfreuenden Tänze. Auch Sanchuniaton, Manetho und Plutarch erzählen auf ähnliche

Weise von seiner Weisheit. Aber alle diese Angaben sind so unsicher und schwankend, daß weder Zeit und Ort, wann und wo er gelebt, noch ob er überhaupt existirt habe, mit einigem Grunde bestimmt werden kann. Um seine Wissenschaft auf die Nachwelt zu bringen, soll er sie in steinerne Säulen gegraben und diesen Säulen sollen Pythagoras und Plato ihre Kenntniße zu danken gehabt haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derselben in ein eigenes Buch, und später entstanden unzählige Bücher, die Hermes Namen trugen. Besonders schob ihm die Alexandrinische Schule alles unter, was sie über Magie, Theosophie, Alchymie und andere übermenschliche Wissenschaften träumte, und so ist er auch wohl noch von neuern Schwärmern als eine Quelle geheimer Weisheit betrachtet worden. Wem um die richtige Deutung dieser Sagen zu thun ist, der lese Dornedens Aufsatz: Ueber die Erfindungen des Thoyth in dessen Neuer Theorie der griechischen Mythologie, und Grubers mythologisches Wörterbuch.

Hermes (Johann Timotheus), bekannt als ein aufgeklärter, helldenkender Theolog, Kenner mehrerer Sprachen, populärer Philosoph und warmer Freund alles Guten und Schönen, wurde 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern geboren. Seine erste Bildung erhielt er von seinem gelehrten Vater und seiner in jeder Rücksicht vortrefflichen Mutter. Die Fähigkeiten seines Geistes entwickelten sich ungewöhnlich schnell. Dann wurde er von einem Hauslehrer und endlich auf dem Gymnasium zu Stargard unterrichtet. Auf der Reise zur See nach Königsberg, wohin er, Theologie zu studiren, ging, bekam er in einem fürchterlichen Sturm eine Quetschung der Brust, welche einen fast tödtlichen Blutsturz zur Folge hatte. Von allem entblößt kam er in Königsberg an, würde aber, da er die vorausgeschickten Gelder nicht vorfand, und seine Noth nicht entdecken wollte, zu Grunde gegangen seyn, wenn ihm nicht theils seine Bücherkunde, theils edle Menschen zu Hülfe gekommen wären. Seine Kenntniß der Französischen Sprache öffnete ihm die besten Häuser der Stadt. Kant und Arnold wurden seine Lehrer, und letzterer, der sich besonders verdient um ihn machte, erkannte schon damals mit Scharfblick einen Deutschen Richardson in ihm. Zu jener Zeit (1759) fing Hermes an, die ganze Moral des Weibes in der Form selbstgemachter Erfahrungen nieder zu schreiben, um sie künftig in einer Reihe von Bänden nach und nach herauszugeben. Dabei wollte er große Reisen machen, erst spät ins Predigtamt treten u. s. w. Diese Plane aber wurden zum Theil vereitelt. Von Königsberg ging er nach Danzig, und von da nach Berlin, wo er geraume Zeit, mit nicht geringem Vortheil für seine Geistesbildung, lebte. Hier schrieb er seine Fanny Wilkes, um zu erfahren, welche Aufnahme er für Sophiens Reise einst zu erwarten habe. Nachdem er hierauf als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schlesien, und als fürstl. Anhaltischer Hof- und Schloßprediger zu Pleß gelebt hatte, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verschiedene geistliche Aemter bekleidete, und seit 1808 Superintendent der Kirchen und Schulen im Fürstenthume Breslau, Pastor primarius zu St. Elisabeth und Prof. primarius der Theologie ist, welche Stelle er aber jetzt nicht mehr bekleidet. 1816 erhielt er von der protestantisch-theologischen Fakultät die Doktorwürde. Auch feierte er in diesem Jahre sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Seine bekanntesten Werke sind die schon genannten beiden Romane, die bei ihrer Erscheinung viel Aufsehn machten, und denen, wenn sie jetzt auch bei ihrer

unkünstlerischen Tendenz veraltet sind, doch die Ehre bleibt, die Reihe unserer lesbaren psychologischen Romane eröffnet und ein besseres Muster der Menschendarstellung in dieser Gattung gegeben zu haben.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaus und der Helena. Sie war von dem Vater dem Pyrrhus oder Neoptolemus, Achills Sohne, versprochen, ward aber des Orestes Gemahlin und gebar ihm den Tisamenus. Nachher soll sie sich mit dem Diomedes vermählt haben, und mit ihm unsterblich geworden seyn. Außerdem s. Harmonia.

Hermode, nach der Scandinavischen Mythologie der allgemeine Botschafter der Götter, ein Sohn des Odin. Er heißt der Schnelle und ging immer mit Helm und Panzer bewaffnet, womit ihn sein Vater beschenkt hatte. Er und Braga gingen auf Odins Befehl den gebliebenen Helden entgegen, wenn sie nach Walhalla kamen, und dieser begrüßte sie mit dem Gruße Walhalla's: „Genieße Einheriarfrieden und trinke Meth mit den Göttern."

Hernia, s. Bruch.

Hero, eine Priesterin der Venus zu Sestos auf der thracischen Küste, deren Liebesabenteuer mit Leander, einem Jüngling aus dem auf der Gegenseite des Hellespont gelegenen Abydus, in einem schönen Gedicht erzählt wird, das wir unter Musäus Namen besitzen. An einem feierlichen Feste zu Sestos, der Venus und dem Adonis zu Ehren, zu welchem auch die Einwohner von Abydus herübergekommen waren, sahen sich Hero und Leander, und entbrannten gegenseitig von der feurigsten Liebe. Begünstigt von dem Dunkel der einbrechenden Nacht, schlich Leander sich in den Tempel und gestand der erröthenden Jungfrau seine unbesiegbare Leidenschaft. Er fand Gegenliebe, aber ihrer Verbindung stellten sich Hero's priesterlicher Stand und der Wille ihrer Aeltern entgegen. Den liebenden Jüngling schreckten diese Schwierigkeiten nicht. Er redete mit Hero ab, daß er mit einbrechender Nacht über den Hellespont schwimmen wolle; eine von ihr auf dem Thurm aufgesteckte Fackel solle ihm zum Wegweiser dienen. So eilte er allnächtlich in die Arme seiner Geliebten, und, von dem verschwiegenen Dunkel beschirmt, genossen beide der süßesten Freuden. Aber der Winter erschien und brausende Stürme regten das Meer auf. Leander stürzt sich auch jetzt in die Fluthen, aber seine Kräfte erliegen dem empörten Element, und entseelt schleudern ihn die Wellen an den Fuß des Thurmes, wo Hero, von Angst gefoltert, seiner harrt. Sie, vom Schmerz überwältiget bei diesem Anblick, stürzt sich von der Höhe auf den theuern Leichnam hinab und stirbt, ihn mit ihren Armen umschließend.

Herodes ist der Name von vier Jüdischen Regenten, unter welchen derjenige der merkwürdigste ist, welcher der Große genannt wird. Sein Vater war Antipater, der Edomiter. Geboren zu Ascalon im J. 72 vor Chr., erlangte er in seinem 25sten Jahr die Regierung über Judäa durch Betrug und Grausamkeit. Staatsklugheit, Tapferkeit, Liebe zu den schönen Künsten und ein feiner Geschmack in denselben zeichnen ihn vor den übrigen Jüdischen Königen eben so sehr aus, als seine argwöhnische Grausamkeit und sein Blutdurst. Bei einigem Schein der Güte und Religiosität war doch sein Herz nie von wahrem Religionsgefühl und Menschenliebe durchdrungen, und seine Regierung durchaus willkührlich. Nach Laune setzte er Hohepriester ein und ab, verkleidet behorchte er seine Unterthanen, und brauchte die niedrigsten Werkzeuge des Despotismus, selbst ein niedriger Sklav der Römischen Oberherren. Zum Theil wurde er verführt von seiner Schwester Salo-

me. Seine Gemahlin Mariane, Aristobul, sein Schwager, Alexandra, dessen Mutter, der alte Fürst Hyrkan, und drei von seinen eigenen Söhnen wurden von ihm hingerichtet. Er erhielt sich auf dem Throne ungeachtet des Hasses der Juden und der Gefahr, in die ihn die Parteien in dem Römischen Bürgerkriege brachten, durch knechtische Unterwerfung unter den Willen des jedesmaligen Oberhaupts der siegenden Partei. August vermehrte seine Staaten mit Trachonitis, Auranitis, Batanäa und Zenodors Gebiet. Unter seiner Regierung wurde Christus geboren. Herodes baute den Tempel von Jerusalem prächtiger, als er vorher war, zierte seine Hauptstadt mit vielen schönen Gebäuden und vermehrte die Zahl der Städte. Auch als Krieger und Eroberer machte er sich berühmt. Er schlug die Araber und ihren Anführer Aretas, besiegte die Syrisch-Arabischen Räuber. Er starb nach einer Regierung von 34 oder 37 Jahren, fünf Tage nach der Ermordung seines Sohns.

Herodian, ein bekannter Geschichtschreiber, von dessen Lebensumständen wir nicht viel mehr wissen, als daß er in Rom öffentliche Ehrenämter bekleidete und über das Jahr 238 nach Chr. hinaus gelebt haben muß, da er seine in Griechischer Sprache abgefaßte Geschichte, welche von dem Tode Antonius anhebt, mit diesem Jahre schließt. Sie besteht aus acht Büchern, und ist zwar ohne chronologische Angaben, aber mit Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe in einem reinen und würdevollen Stil geschrieben.

Herodot, zu Halicarnaß in Carien im ersten Jahre der 74sten Olympiade (844 J. vor Chr.) geboren, der älteste Griechische Geschichtschreiber. Er unternahm es zuerst, eine allgemeine Völkergeschichte einer ordentlichen Verbindung zu schreiben, die einen Zeitraum von 240 Jahren umfaßt. Um den Stoff für sein Werk zu sammeln, bereiste er verschiedene Länder selbst, z. B. Griechenland, Macedonien bis über den Ister und Borysthenes hinaus, einen großen Theil Asiens, und sogar Aegypten, Lybien und Cyrene. Nach den gesammelten Materialien bearbeitete er hierauf im 44sten Jahre seines Alters die Geschichte, welche aus 9 Büchern besteht, die er nach den 9 Musen benannte. Er erzählt darin die Kriege der Perser mit den Griechen, als Episoden aber flicht er die Geschichten der andern Nationen ein; er schrieb in einer noch durchaus bildlichen, durch Würde und Einfachheit ausgezeichneten Sprache und in dem Dialekt Joniens; Charakterschilderungen sind ihm fremd; handelnd und redend führt er seine Personen ein. Er selbst erscheint allenthalben von der religiösen Weltansicht durchdrungen. Bei den Olympischen Spielen und nachher in den Athenischen Volksversammlungen, wo er sein Werk vorlas, belohnte ihn der lauteste Beifall. Zuletzt mußte er sein Vaterland verlassen, das durch Parteien zerrüttet ward, und ging mit einer Athenischen Colonie nach Thurium in Großgriechenland; daher er auch den Beinamen Thurius hat. Wo und wann er starb, ist unbekannt. Man legt ihm auch eine Lebensbeschreibung Homers bei, jedoch ohne völlige Gewißheit. Seine Glaubwürdigkeit ist nur insofern in Zweifel zu ziehn, als er vielleicht hin und wieder selbst durch falsche Nachrichten getäuscht worden. Ohne den Sagenschatz seines Werks würden wir die älteste Geschichte fast gar nicht kennen. Uebersetzungen besitzen wir von Degen und Jacobi.

Heroen, Helden, Starke, hießen dem Griechen alle vor andern durch Tapferkeit, Muth, Kraft und Wissenschaft ausgezeichnete Männer der frühen Vorzeit. Er erkannte in ihnen übermenschliche Wesen und reihte sie zunächst an die Götter, zwischen welchen und den Menschen sie eine Mittelstufe bildeten. Sie waren ihm Halbgötter, an de-

nen nur das Sterbliche untergegangen, das Göttliche aber nach dem Tode zu den Göttern übergegangen war. Helden dieser Art, halbgöttlicher Natur, pflegen in der Mythensprache vorzugsweise Heroen zu heißen. In der Griechischen Heroenwelt, welche mit dem Einfall der Herakliden in den Peloponnes (1190 vor Chr.) endet, und den Uebergang vom ehernen zum eisernen Zeitalter macht, treten folgende Stämme in verschiedenen Geschlechtern auf: 1) die Prometheiden von Prometheus, oder Deukalioniden, von Deukalion; 2) die Inachiden, von Inachus; 3) die Agenoriden, von Agenor; 4) die Danaïden, von Danaus; 5) die Pelopiden oder Tantaliden, von Pelops oder Tantalus; 6) die Cekropiden, von Cekrops. Einzelne Geschlechter, z. B. die Aeakiden, Persiden, Atriden, Herakliden, gehören unter den einen oder den andern jener größern Stämme. Die Epoche dieser Helden ist die Zeit des romantischen Heroismus, der Abenteuer und menschlichen Wunderthaten. Nach zwei vor andern der Auszeichnung würdigen Unternehmungen kann man diese Zeit in zwei Perioden abtheilen, und in diesen die Heroen vor dem Argonautenzug und die Heroen nach demselben unterscheiden. Unter letztern sind die Helden des Trojanischen Krieges die vorzüglichsten. Die früheren Heroen ragen über die späteren hervor, die, wenigstens ihrer Zeit, nicht gleich als das erschienen, was die Folgezeit in ihnen sah. Bei der Ferne war der Antheil, den die Einbildungskraft an der Sage hatte, wenig beschränkt, die Nähe hob ihn fast ganz auf; weshalb auch die Heroenwelt eigentlich da aufhört, wo die poetische Sage der Geschichte weicht. Als auch diese späteren Heroen, von der Zeit in weitere Ferne gerückt, in der Poesie fortlebten, standen sie ebenfalls als göttergleichere Gestalten da; jedoch kaum einer gelangte zu der allgemeinen Verehrung, die man den früheren weihte. Weder diesen noch jenen wurden, wie den olympischen Göttern, größere Opfer gebracht, sondern man weihte ihnen nur geheiligte Haine und brachte Libationen auf ihren Grabhügeln. Nach Plutarch verehrten die Griechen am Tage des Neumonds ihre Götter, am darauf folgenden ihre Heroen, denen auch stets der zweite Becher gemischt wurde. Ihr Aufenthalt nach dem Tode wird verschieden angegeben. Einige, wie Bacchus, Hercules, Pollux u. a., gingen zur Burg der ewig waltenden Götter ein; andere wohnten auf den Inseln der Seligen; noch andere schimmerten am Sternenhimmel. Aber auch an diesen Vorstellungen änderte die folgende Zeit vieles. Uebrigens waren die Heroen der Griechen die Laren der Römer.

Heroide nennt man ein lyrisches Gedicht in Briefform, worin irgend ein Held oder eine Heldin (daher der Name, von Heros) der Fabel oder Geschichte einer andern Person ihre Empfindungen in einer merkwürdigen Situation des Lebens mittheilen. Sie können deshalb als feierliche Monologen in entscheidenden Lagen des Lebens betrachtet werden. Ovid wird als der Urheber dieser Dichtungsart genannt, und nach seinen Mustern haben einige Theoretiker behaupten wollen, die Heroide gehöre zur Elegie. Obschon sie aber öfters dem Gegenstand und der Person nach das weichere elegische Gefühl athmen kann, so hindert sie doch auch nichts, sich in höherem tragischen Ton auszusprechen, und Pope hat Heloisen an Abälard diesen Ton anstimmen lassen. Wollte man Pope verurtheilen, daß er nicht Ovid sey, so wäre das um nichts besser, als wenn man Ovideu tadeln wollte, daß er nicht wie Pope dargestellt habe. Der Streit, ob die Heroide zur höheren oder niederen lyrischen Poesie gehöre, scheint ganz nichtig, weil doch alles von der bald mehr tragischen, bald mehr elegischen Situation abhängt. Wollte

man aber gar die Heroide für unstatthaft erklären, weil sie sich nicht über den Leisten einer Theorie schlagen läßt, so wäre dies noch thörichter. Diejenigen, die den poetischen Brief verwerfen, sollen wenigstens noch den ersten vernünftigen Grund darüber vorbringen. Mit ihm besteht denn auch die Heroide als ein lyrischer Brief. Keine Nation hat mehrere aufzuweisen, als die Französische, wo Colardeau, Blin de St. Myré, Dorat besondere Beachtung verdienen; unter uns Deutschen sind Wielands Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde, (wenn man sie wirklich hieher zählen kann), auch jetzt noch das Vorzüglichste in dieser Art. dd.

Heroïsch bezeichnet jene Energie des Willens, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus besteht demnach in Handlungen. Gesinnungen kann man nur insofern heroïsch nennen, als sie zu heroïschen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroïschen ist Erhabenheit und dieses Gefühl müssen diejenigen Werke der Kunst (namentlich der Poesie und Musik) erwecken, die auf den Namen heroïscher Anspruch machen.

Herold. Das Amt eines Heroldes ist so alt, als das der Priester; es findet sich bei allen Völkern der alten und neuen Welt, wo man die militärischen Herolde, unter der Benennung „Parlementair's," recht eigentlich wieder findet. Ueberall hatten und haben sie den Charakter der Unverletzlichkeit, wie Gesandte noch höheren Ranges, und wurden und werden noch bei gewissen Feierlichkeiten durch Kleidung und eigene Attribute ausgezeichnet. — Bei den Römern unterschied man drei Klassen derselben, Friedensherolde (Caduceatores), welche die Griechen (unter dem Namen κηρυξ) mit diesen gemein hatten, Kriegs- und Friedensherolde (Fetiales) und Herolde obrigkeitlicher Behörden (Praecones). Der eigentliche Friedensherold der Römer (Caduceator) trug gewisse Kräuter (Verbena, z. B. Myrten, Oelbaum, Rosmarin ꝛc.), als symbolisches Zeichen seines Amtes und dessen Bedeutung und zu seiner Sicherheit in der Hand vor sich her; bei den Griechen aber einen Lorbeer- oder Olivenstab (Caduceus), um welchen sich zwei Schlangen wanden, welche die Köpfe einander zukehrten und den Kamm sich sträubten. (M. vergl. Merkur.) Der Friedensherold der Athener trug statt dieses Schlangenstabes einen mit Wolle umwundenen und mit allerlei Früchten geschmückten Friedenszweig (εἰρεσιώνη); er mußte oft auch noch andern Beschäftigungen (sogar denen der Köche und Mundschenken) sich unterziehen; die Griechische Benennung Kerykes war, von Keryx (dem Sohne Merkurs und des Cecrops Tochter Pandrosus) abgeleitet, von welchem vornehmlich die Athenischen Herolde abstammen, dagegen die Lacedämonischen Nachkommen des Talthybius, des in einem Tempel zu Sparta göttlich verehrten Herolds des Agamemnon, seyn mußten. — Die Fetialen, ein von Numa eingesetztes Collegium von 20 Mitgliedern, hatten zugleich einen rein diplomatischen Charakter, denn ihre Geschäfte erstreckten sich über alles, was auf Kriegserklärungen und Unterhandlungen Bezug nahm. War ein Krieg beschlossen; so wurde er durch sie jedesmal vorher feierlich erklärt. Glaubte Rom sich von einem andern Volke beleidigt, so wurde durch einen Fetialen Genugthuung gefodert; erfolgte diese binnen 33 Tagen nicht, so begab der Herold sich abermals an die feindliche Gränze, warf einen blutigen Speer mit angebranntem Schafte hinüber und erklärte durch eine feierliche Formel (Clarigatio) den Krieg. Als Roms Gränzen sich immer mehr erweitert hatten, ward diese Ceremonie auf

einem Felde vor der Stadt (agur hastilis) vorgenommen. Auch die Fetialen trugen jene heiligen Kräuter (verbena), aber als Kranz, um die Schläfe; diesen wurde noch ein Kieselstein, den sie bei sich führten, beigefügt, wenn sie zum Abschluß eines Friedenstraktates abgesendet wurden. Die Prăcones endlich wurden zu allen Proclamationen an das Volk, bei dem Gottesdienste, in den Comitien, bei öffentlichen Auctionen, bei gerichtlichen Verhören, im Senat, bei Verkündigung der Gesetze, die sie vorlesen mußten, bei feierlichen Leichenbegängnissen, bei Schau- und Fechterspielen, bei der Armee, wenn ein General diese haranguiren wollte, dann auch bei Hinrichtungen und überhaupt allen übrigen öffentlichen Versammlungen. Die Herolde aller andern Nationen alter und neuer Zeit haben mit den Caduceatoren, Kerykен und Fetialen der Römer und Griechen mehr oder weniger Verwandtschaft; ihr Costume, die Feierlichkeiten bei Ausübung ihrer Functionen waren und sind überall anders. Brittische Wappenkönige sah man zuweilen in Deutschland bei gewissen Veranlassungen; den letzten bis jetzt, als Herzog Ernst II. von Gotha den Orden des blauen Hosenbandes empfing. In der neuesten Zeit ist der Herold merkwürdig, der am 20. Dec. 1806 in Dresden, mit Beobachtung des alten Herkommens in Costume und Form, die Königswürde Friedrich Augusts proclamirte. Ein eben so costumirter Herold hatte am 1. Jan. 1806 die baierische Königswürde in München ausgerufen. Es ist bemerkt worden, daß der Dresdner Herold bei seiner Proclamation genau dieselben Worte gebrauchte, deren sich ein Jahr zuvor sein College in München bedient hatte.

Heronsball, eine kleine hydraulische Maschine, die ihren Namen von ihrem angeblichen Erfinder, dem Mechaniker Hero aus Alexandrien, hat und aus einer kupfernen Kugel besteht, in welcher eine fast bis auf den Boden gehende Röhre senkrecht eingekittet ist, die dicht über der Oberfläche der Kugel mit einem Hahne muß verschlossen werden können. Leert man nun so gut wie möglich diese Kugel von aller Luft, was durch Aussaugen geschehen kann, dreht hierauf den Hahn zu, taucht alsdann die Kugel unter Wasser und öffnet in diesem den Hahn, so wird durch den Druck der äußern Luft so viel Wasser in die Kugel getrieben, bis die noch in ihr zurückgebliebene Luft gleiche Dichtheit mit der äußern hat. Wenn man nun (mit dem Munde oder auf andere Weise) noch mehr Luft in die Kugel drängt und den Hahn noch einmal und so lange verschließt, bis die Röhre wieder in die Höhe gerichtet worden ist, so treibt die übermäßig hineingepreßte Luft das Wasser in einem Strahle so lange heraus und empor, bis die innere Luft der äußern wieder gleich ist. Die Erscheinungen des Heronsbrunnens haben gleichen Grund.

Herostratus. Ein Bürger von Ephesus, den die Wuth, sich berühmt machen und seinen Namen auf die Nachwelt bringen zu wollen, zu dem höchst seltsamen Entschluß trieb, den prächtigen Dianentempel zwischen der Stadt und dem Hafen von Ephesus in Brand zu stecken. Nur die vier Mauern und einige Säulen blieben von diesem Prachtgebäude stehen, von dem hauptsächlich das Dach und die innern Verzierungen des Schiffes zerstört worden waren. Der Brandanstifter büßte die Unthat durch einen martervollen Tod. Auch decretirte der Reichstag der Jonier, daß sein Name einer ewigen Vergessenheit übergeben werden solle; doch eben diese Verordnung mußte sein Gedächtniß bewahren, so wie der Historiograph Theopompus in seiner Geschichte Griechenlands den Wunsch des Herostratus zur Erfüllung gebracht hat.

Die Nacht des Jahres 3628, in welcher jener Brand geschah, war zufällig dieselbe, in welcher Alexander der Große geboren wurde.

Herrenbank. Bei verschiedenen Gerichtshöfen (z. B. den Schöppenstühlen und beim sonstigen Reichshofrath) führt diesen Namen diejenige Abtheilung oder Bank der Beisitzer, auf welcher die Herren und Ritter sich befinden, dagegen diejenige Bank, auf welcher die bürgerlichen oder gelehrten Mitglieder sitzen, die Gelehrtenbank genannt wird. Auch versteht man zuweilen unter jener Benennung die Herren und Ritter selbst.

Herrera (Hernando de), ein berühmter spanischer Dichter, aus Sevilla, lebte im 16ten Jahrhundert. Auffallend ist es, daß man durchaus nichts mehr von den Lebensumständen dieses Mannes weiß, dessen Dichterwerth schon seine Zeitgenossen so sehr fühlten, daß sie ihn vorzugsweise divino nannten; ein Beiname, der um so ehrenvoller für Herrera war, als er in einem Zeitraum lebte, wo die vorzüglichsten Köpfe in der Poesie mit ihm wetteiferten. Gebildet durch das Studium der Griechen, Römer und Italiener, umfaßte er zugleich alles Wissenswürdige, so daß sogar seine Einsichten in der Mathematik gerühmt werden. Viele seiner Gedichte sind erotischen Inhalts und ziehen durch sanfte Gefühle an; dagegen waltet in seinen Oden oft eine hohe Begeisterung. Mehrere seiner poetischen Arbeiten, deren seine Zeitgenossen erwähnen, sind nie erschienen und scheinen verloren gegangen zu seyn. Außerdem war Herrera der Verfasser einiger historischen Werke.

Herrmann, s. Arminius.

Herrnhut und Herrnhuter. Herrnhut ist ein offner Ort mit 90 Häusern und 1200 Einwohnern zwischen Löbau und Zittau in der Oberlausitz am südlichen Abhange des Hutberges auf dem Grunde und Boden des nördlich im Thale gelegenen Rittergutes Berthelsdorf. Die feinen und dauerhaften Arbeiten der hier wohnenden Handwerker, Fabrikanten und Künstler werden überall geschätzt, besonders die Lackirwaaren, Lederarbeiten und Lichte. Die Wohnungen sind nett und freundlich, die Menschen harmlos und zufrieden und auch bei dem Aermsten herrscht Ordnung und Reinlichkeit. Die Lage des Ortes ist sehr angenehm und man bemerkt, daß er mit Bedacht zum Asyle einer heitern Frömmigkeit gewählt ward. Vor dem J. 1722 war er noch wüste. In diesem Jahre aber siedelten sich Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten Mährischen Brüder unter der Begünstigung des Grafen von Zinzendorf, damaligen Besitzers von Berthelsdorf, an der Mittagsseite des Hutberges an, und noch bezeichnet ein Stein, unweit dem Städtchen Herrnhut, auf der Straße nach Zittau die Stelle, wo im genannten Jahre der erste Baum zu der Erbauung des Ortes gefällt wurde. Ueber die Eigenthümlichkeiten dieses Ortes, und der Gemeinde, die ihn bewohnt, s. Brüdergemeinde. K.

Herschel (Wilhelm). Dieser um die Astronomie unsterblich verdiente Gelehrte wurde zu Hannover den 15. Nov. 1738 geboren. Sein Vater, ein unbegüterter Musikus, der eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte, konnte ihm nur eine unvollkommene Erziehung geben lassen. Glücklicherweise aber fand der junge Herschel einen würdigen Lehrer, der seine Fähigkeiten erkannte, und ihn mit Eifer in seinen Lieblingswissenschaften, der Logik, Ethik und Metaphysik, unterrichtete. Dadurch wurde des Jünglings Lernbegierde auf das lebhafteste gereizt, und er arbeitete mit ununterbrochenem Fleiß daran, seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Diese, ein musikalisches Instrument und einige geschriebene Notenbücher waren alles, womit sein Va-

ter ihn ausstatten konnte. Nach dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges kamen im J. 1759 Vater und Sohn mit einigen Hannöverschen Truppen, zu deren Musikcorps sie gehörten, nach London. Jener kehrte nach Deutschland zurück, der Sohn aber blieb dort, um in England sein Glück zu versuchen. Seine Lage in einem fremden Lande und ohne Freunde war gewiß sehr drückend; aber mit Standhaftigkeit ertrug er alle Widerwärtigkeiten, und fuhr beharrlich fort, sich in einer Beschäftigung zu üben, die ihm so wenig versprach. Er hoffte, in der Provinz mehr Verdienst zu finden und verließ daher London. Nachdem er mehrere Städte im Norden von England besucht hatte, führte ihn das Glück nach Halifax, wo eben die Stelle eines Organisten erledigt war. Er meldete sich dazu und erhielt sie. Seine Lust zu lernen aber erwachte jetzt, da er der drückendsten Sorgen überhoben war, nur noch lebhafter; er studirte das Italienische, Lateinische und Griechische, welches letztere er aber bald wieder aufgab, ferner die Theorie der Harmonie, die ihn dergestalt anzog, daß er sich nach und nach auch mit den übrigen mathematischen Wissenschaften bekannt machte. Im Jahr 1766 trat er in einen ungleich größern Wirkungskreis, indem er zum Organisten in Bath erwählt wurde. Er hatte als solcher zugleich die Direction des Theaters, der Oratorien, der öffentlichen und Privatconcerte, und außerdem eine Menge Zöglinge zu unterrichten. Aber unter allen diesen Geschäften und Zerstreuungen fand er Zeit, seine mathematischen Studien fortzusetzen. Er widmete ihnen nach einem arbeitsvollen Tage die Stunden der Nacht. In dem Ladies Diary von 1780 erschien von ihm die Beantwortung einer Preisaufgabe über die Schwingungen der Saite, wenn sie in der Mitte mit einem kleinen Gewichte beschwert ist. Schon früher waren seine Studien vorzüglich auf Optik und Astronomie gerichtet. Das Vergnügen, mit welchem er den Himmel durch ein zweifüßiges Gregorianisches Teleskop betrachtet hatte, erweckte den Wunsch in ihm, einen vollständigen astronomischen Apparat zu besitzen. Er trug einem Freund in London auf, ihm ein noch größeres Teleskop zu kaufen, und beschloß auf dessen Anzeige von dem unerwartet hohen Preise, der dafür gefodert wurde, selbst ein solches zu verfertigen. Lange arbeitete er vergeblich, bis endlich ein glücklicher Erfolg seine Beharrlichkeit krönte, und er im J. 1774 die Genugthuung hatte, den Himmel durch einen selbst verfertigten fünffüßigen Newtonianischen Reflector zu betrachten. Nicht zufrieden damit, ging er weiter, und beschloß Instrumente von größerm Umfang zu verfertigen, als man bisher noch gekannt hatte. Nachdem er dergleichen von 7 und 10 Fuß zu Stande gebracht hatte, unternahm er die Verfertigung eines 20füßigen. Sein Fleiß und seine Anhaltsamkeit bei diesen Arbeiten waren unglaublich; keine Schwierigkeiten vermochten ihn zu erschüttern. Er genoß dafür die Belohnung, in der Nacht des 13ten März 1781 einen neuen, zu unserm Sternsystem gehörigen Planeten zu entdecken, den er Georgium sidus nannte, der aber jetzt den Namen Uranus führt. Für diese große Entdeckung ernannte ihn die königliche Gesellschaft zu ihrem Mitglied. Im folgenden Jahre nahm ihn der König unter seinen unmittelbaren Schutz. Herschel verließ Bath und seine musikalischen Instrumente und zog nach Slough bei Windsor, wo ein Haus und eine Sternwarte für ihn eingerichtet waren. Hier, in einer glücklichen Unabhängigkeit, sah er sich in den Stand gesetzt, seine Plane weiter zu verfolgen. Schon zu Bath fing er damit an, ein 30füßiges Teleskop zu verfertigen; jetzt brachte er ein 40füßiges zu Stande. Allein die Schwierigkeiten, einem Instrumente von solchem Umfange die gehörige

Vollkommenheit zu geben, sind fast unübersteiglich, und so ist bis jetzt dieses Teleskop mehr ein Gegenstand der Bewunderung als der Brauchbarkeit gewesen. Herschel hat keine seiner wichtigen Entdeckungen demselben zu verdanken. Im J. 1783 entdeckte er einen Vulkan im Monde, und im J. 1787 noch zwei andere; am Uranus aber entdeckte er, daß er mit einem Ring umgeben sey und sechs Trabanten habe. Für diese wichtigen Erweiterungen der Sternkunde ernannte ihn die Universität Oxford zum Doctor der Rechte, eine Würde, mit welcher sie, zumal gegen Fremde, nicht freigebig ist. Wir bemerken noch, daß Herschel in seiner kenntnißreichen Schwester Caroline eine thätige Gehülfin bei seinen Arbeiten hatte. Auch sie hat mehrere wichtige Entdeckungen gemacht, und der königlichen Gesellschaft in geistreichen Abhandlungen vorgelegt. Uebrigens war er ein Mann von bescheidenen Sitten, im Umgang offen, mittheilend und heiter.

Hertha, Jord, Joard (die Gba, Tellus, Titäa, Cibele der Römer und Griechen), die Erde, eine Göttin der Scandinavischen Mythologie, die heilige, erhabene Schöpferin, Mutter, Erhalterin, gemeinschaftlich verehrt von den Astiern, Longobarden, Reudignern, Amionen, Angeln, Warnern und noch andern Germanischen Völkerstämmen, welche jenseits der Elbe in der Gegend der Warne und an den Ufern der Ostsee wohnten. Hertha war die Tochter der Nacht und des Anar, Schwester des Dagur oder des Tages von mütterlicher Seite, Gemahlin des Odin, und Mutter des Thor oder Donnergottes genannt, und ist ohne Zweifel ganz eine und dieselbe mit Frigga (man s. d. Art.). Der Grund ihrer Verehrung war vorzüglich der beruhigende Glaube, daß sie Antheil an den Angelegenheiten der Menschen nehme, sie leite, und diese sogar zu gewissen Zeiten besuche. In einem heiligen Hain auf einer Insel des östlichen Oceans befand sich das Heiligthum der Göttin. In den dunkelsten Schatten stand ein der Hertha geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt; er durfte nur von dem eingeweihten Priester berührt werden. Nur diesem ward es wissend, wenn die Göttin den Thron ihres Gemahls verließ und im Innern des Wagens sich befand. Nun spannte Hertha's Diener zwei junge Kühe vor das Heiligthum, und geleitete so die Erhabene durch das Land. Da begannen die Feste. Alle Fehden hörten auf — die Waffen entfielen den Kämpfern und wurden sogar verschlossen, und so lange Hertha's Wagenräder rollten (aber auch nicht länger), war eine allgemeine Versöhnung, tiefe Ruhe unter den Völkern, die sie anbeteten. Der Augenblick, wo die Göttin nach einer himmlischen Heimath zurück verlangte, wurde dann dem geleitenden Priester kund, der sie hernach in den heiligen Hain zurückbrachte. Der Wagen nebst Teppich und der Göttin selbst wurde nun in den heiligen, im Haine befindlichen See hinabgelassen und von Sclaven darin abgewaschen, die aber sogleich nach vollbrachter Arbeit von den geheimnißvollen Fluthen verschlungen wurden. Mit heimlichem Ergrauen ward das Volk erfüllt, das ehrfurchtsvoll kaum eine Vorstellung von den Dingen sich erlaubte, welche die Unglücklichen in dem Wasser sahen, und deren Anschauen sie mit dem Tode bezahlen mußten. Die Insel Rügen hält man für jenes Eiland, welches das Heiligthum der Göttin trug. Auch sieht man dort noch in einem großen Buchenhain einen runden Platz von hohen, uralten Buchen umgeben, kühl und düster, und in dessen Mitte einen kleinen See mit stehendem, beinahe schwarzem Wasser. Dieser Platz liegt in der sogenannten Stubnitz, und wird von den Einwohnern der Burgwall und Burgsee genannt. S. Kosegartens Rhapsodien Bd. 2. L.

Herz. Dieses mit dem Blutumlauf unzertrennlich verbundene Eingeweide ist als der muskulöseste Umfang der Arterien und als das muskulöseste Ende der Venen anzusehen. Es steht nur mit den großen Blutgefäßen, an denen es gleichsam als ein blinder dicker Fortsatz rechts hinter dem Brustbeine befestigt ist, in Verbindung, und wird durch einen Beutel in seine bestimmte Lage eingeschränkt. Die Gestalt des Herzens ist kegelförmig. Gewöhnlich liegt es beim Menschen mit seiner Achse so, daß es die Spitze links unterwärts und etwas vorwärts, die Basis hingegen rechts hinterwärts richtet. Daß es in zwei Kammern getheilt ist, bemerkt man schon von außen an der Kerbe auf der obern, und an einem Streifen auf der untern Fläche. Das mit seinem Beutel aus dem Körper eines erwachsenen Menschen herausgelöste Herz wiegt 10 bis 20 Unzen, und besteht aus 4 Stücken, der Lungenarterienkammer, der Aortenkammer, dem Lungenvenensack und dem Hohlvenensack. Alle diese Stücke hangen unzertrennlich zusammen, und sind nur in der Mitte durch eine gemeinschaftliche Scheidewand von einander abgesondert. Außer den vier allgemeinen Blutgefäßen, der Lungenarterie, der Aorte, der Lungenvene und der Hohlvene, hat das Herz auch seine eigenen Gefäße, die es versorgen. Dies sind die ersten Zweige aus der Aorte, oder die rechte und linke Kreuzarterie. Nerven hat es weniger, und Einige sprechen ihm das Empfindungsvermögen ganz ab. Die Bewegung des Herzens, die nur mit dem Tod aufhört, besteht in einer wechselsweisen Zusammenziehung und Erweiterung, worüber der Artikel Blutumlauf nachzusehen ist.

Herzberg (Ewald Friedrich Graf von), königlich Preußischer Kabinetsminister und Curator der königlichen Akademie zu Berlin, geb. am 2. Sept. 1725 zu Collin bei Neu-Stettin, als Sohn des ehemahligen königl. Sardinischen Majors von Herzberg; in den Grafenstand erhoben vom Könige Friedrich Wilhelm II., und gestorben am 27. Mai 1795, im 70sten Jahre, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert lang mit Geist und Kraft seinem Vaterlande gedient hatte. Graf Herzberg war einer der größten Diplomatiker, die nicht nur Preußen, sondern überhaupt Deutschland je besessen; und der in der glänzendsten Periode seiner gefahrvollen Laufbahn einen bedeutenden Einfluß auf die Gesinnungen und Entschlüsse der Fürsten, mit denen er in nähere Berührung kam, und dadurch auf das Schicksal der Nation ausübte. Frühzeitig schon begann in ihm das Talent für die Laufbahn, die ihm so vielen Ruhm brachte, sich zu entwickeln. In seinem 17ten Jahre bereits, nach einem dreijährigen Aufenthalt auf dem akademischen Gymnasium zu Alt-Stettin, arbeitete er eine historisch-genealogische, aus den Quellen geschöpfte, Geschichte der Oestreichischen Kaiser in Lateinischer Sprache aus, und beurkundete seinen natürlichen Beruf in einer umständlichen Abhandlung über das Brandenburgische Staatsrecht, als er nach drei Jahren Halle verließ, wo er unter Böhmer, von Ludwig, Schmauß und Wolf dem Studium des Deutschen Staatsrechts und der dahin einschlagenden Wissenschaften eifrig sich gewidmet hatte. Da das Berliner Kabinet den Druck dieser Schrift nicht gestattete, so wählte er zum Gegenstande der Streitschrift, die er öffentlich ohne Vorsitzer vertheidigen wollte, die Geschichte der Kurfürsten-Vereine. Bald hierauf wurde er beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, zum Personale der Kurbrandenburgischen Gesandtschaft zur Kaiserwahl als Legationssecretair gezogen, und hierauf (1742) Legationsrath, als er Friedrichs des Großen Aufmerksamkeit durch seinen Fleiß und sein unablässiges Arbeiten im Archiv auf sich geheftet hatte. Dies ver-

schaffte ihm (1750) auch den Auftrag, das seit dem Kriege von 1745 eingepackt gewesene geheime Staats- und Kabinetsarchiv wieder auszupacken und neu zu ordnen, durch welche Beschäftigung er nur um so mehr für sein künftiges geschäftliches Leben sich vorbereitete. Seine, von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte, Abhandlung über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg hatte die Folge, daß er zum Mitgliede der Akademie und zum geheimen Legationsrath ernannt wurde; in diesem Character erhielt er später die Besorgung eines Theils der geheimen Expeditionen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wo er nun den gewöhnlichen Conferenzen beiwohnen durfte. Zu jener Zeit schrieb er die höchst schätzbare „Historie der ehemaligen Brandenburgischen Seemacht Kurfürst Friedrich Wilhelm des Großen und der Afrikanischen Compagnie, wie auch der Brandenburgischen Besitzungen auf der Küste von Afrika, welche König Friedrich Wilhelm 1720 an die Holländer verkauft hat. Sein in drei Sprachen (Lateinisch, Deutsch und Französisch) binnen 8 Tagen (1756) ausgearbeitetes berühmtes „Memoire raisonné sur la conduite des Cours de Vienne et de Saxe et sur leurs desseins dangereux contre le Roi de Prusse, avec les pièces originales et justificatives, qui en fournissent les preuves" verrieth dem Könige überzeugend das große Talent der Aneignung und die Darstellungsgabe Herzbergs, der zugleich immer mehr in die Mysterien der Diplomatie eingeweiht wurde. Bald ward er erster Geheimrath oder Staatssecretair beim auswärtigen Departement, und leistete während des Krieges dem Könige große Dienste. Der Friedenstractat mit Rußland und Schweden (1762) war sein Werk, und nun erschien auch der wichtige Augenblick, wo die Abschließung des Hubertsburger Vertrags ihm jenen denkwürdigen Lobspruch aus dem Munde seines Königs: (Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs) und den Posten eines zweiten Staats- und Cabinetsministers (oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten) erwarb. Die erste Theilung von Polen sollte geschehen; sie wäre vollbracht worden, auch ohne Preußens Theilnahme; das fühlte Herzberg, wie Friedrich selbst, und da in solchem Falle Westpreußen wesentlich nothwendig ward für Preußens Vertheidigungsstand, so war auch Niemand thätiger, als Herzberg, um Friedrichs nächstes Recht auf jene (durch den Vertrag von Thorn 1466 von Preußen losgetrennte) Provinz unumstößlich zu deduciren und durch die feinsten Rathschläge das Gelingen seiner Absichten zu befördern. Seine nächste Arbeit hierauf war die Entwerfung des Teschner Friedensvertrags, wie er denn auch bei den Zwistigkeiten zwischen Berlin und Wien wegen Baiern nicht minder thätig war. Es ist bekannt, daß die Absichten Oestreichs auf Baiern die unmittelbare Veranlassung zu Friedrichs erhabenstem Werke, zur Errichtung des Fürstenbundes, gaben, wobei außer dem Könige selbst und dem damaligen Kronprinzen, dem Minister Herzberg der größte Theil des Ruhms gebührt. (S. Bd. 2. der von Herzberg unter dem Titel: „Recueil des Deductions, Manifestes, Declarations, Traités et autres Actes, qui ont été rédigés et publiés pour la conv de Prusse," herausgegebenen Sammlung von Staatsschriften. Die Beilegung der Unruhen in Holland, die Wiedereinsetzung des Statthalters in seine Rechte, die Beschränkung Frankreichs in jenen Provinzen beschäftigten ihn zu gleicher Zeit sehr. Herzberg war es, durch den Friedrich bei Gelegenheit der bekannten Reise der Erbstatthalterin Genugthuung von Frankreich fodern ließ, (s. Posselts Annalen 1787. St. 2.) — Da nahete Friedrichs

des Einzigen letzte Stunde; — „nur Herzberg trug's," den großen Sterbenden zu sehen, dem er so viel war. In der ganzen letzten Krankheit des Königs hatte dieser ihn, den vertrauten Freund, den eingeweihten Mitarbeiter an seinen erhabenen Entwürfen und gelungenen Ausführungen, nicht von seiner Seite gelassen. Herzberg konnte erwarten, mit dem Tode seines königlichen Freundes in eine politische Dunkelheit zurückgehen zu müssen, welches ihm damals gewiß weniger Kampf gekostet haben würde, als in der Folge, wo er, nach erneueter Spannkraft, von der Bühne abtrat, auf welcher er nun so ganz heimisch geworden war. Friedrichs Nachfolger aber gab ihm in kurzer Zeit mehrere Zeichen seiner Gnade und seines Vertrauens. Er schmückte ihn mit dem schwarzen Adlerorden, wählte ihn zu seinem Begleiter bei der Huldigungsannahme in Preußen und Schlesien, erhob ihn in den Grafenstand, beauftragte ihn, die Huldigung in Pommern und der Neumark für den König zu empfangen, übertrug ihm die auswärtigen Geschäfte und ernannte ihn zum Curator der Akademie. — Herzberg erwarb sich unter der neuen Regierung auch neue Verdienste. Außer den Stillung der neuen Unruhen in Holland beschäftigte ihn die Erhaltung des politischen Gleichgewichts, im Geiste der Grundsätze, welche den Character des Fürstenbundes ausmachen, vorzüglich. Ein Resultat hievon war die denkwürdige Reichenbacher Convention (1790), welche aber durch des Königs von Preußen Nachgiebigkeit für England und Holland auf eine ganz andere Basis abgeschlossen wurde, als Herzberg früher gewollt hatte. Da er nicht durchdringen konnte, lieh er doch seine Feder zu der berühmten Generaldeklaration an Oestreich, welche Kaiser Leopold II. die Bedingungen vorschrieb, unter welchen Preußen und die Seemächte wollten, daß er Friede mit der Pforte schließen solle. Doch ließ jenes Mißlingen eines Planes, den er selbst für sein Meisterstück hielt, einen Stachel in Herzbergs Brust zurück, der durch mehrere, seiner einmal gereizten Empfindlichkeit schmerzlich fallende, Umstände, worunter die Anstellung zweier neuer Minister gehörte, immer mehr geschärft wurde, so daß er endlich (im Mai 1791) seine Entlassung begehrte, die ihm aber nur in Ansehung der Theilnahme an den auswärtigen Angelegenheiten ertheilt wurde; er selbst reducirte demnach allmählig seinen Wirkungskreis bloß auf die Curatel der Akademie und die Aufsicht über den Preußischen Seidenbau, woneben ihn seine eigene ländliche Oekonomie lebhaft beschäftigte und die Geschichte des großen Friedrichs, wozu er das geheime Archiv benutzen durfte, die er aber nicht vollendet hat. Das Gefühl dankbarer freundschaftlicher Anhänglichkeit an den verklärten König war überhaupt das herrschende, welches ihn in die Geschäftsruhe begleitete; so brachte er ein Denkmal auf Friedrich, mit einer eigenen Aufopferung von 1000 Thalern, zu Stande; es bestand aus einer marmornen Bildsäule von Schadow, die er selbst durch eine Rede (am 10. Octbr. 1793) einweihte. Die zweite Theilung Polens (1793) und Preußens politisches Verhältniß, das durch dessen Theilnahme an der Coalition gegen Frankreich in eine gewiße Crisis gerathen war, brachte ihn zu dem Entschlusse, dem Könige seine Dienste wieder anzubieten. Er that dies in drei Schreiben an Friedrich Wilhelm II. (im Juli 1794), welche nur Patriotismus, Weisheit und edles Selbstgefühl athmen. Vielleicht war es dieses Letztere, um deswillen der König, falsche Maaßregeln vorziehend, ihn bitter zurückwies. Der Schmerz über verfehlte Wünsche und unbefriedigte Erwartungen mußten nothwendig ein Gemüth, wie das Herzbergs war, an den zartesten Nerven angreifen. Eilf

Monate nach des Königs förmlicher, bitterer Zurückweisung nahm ihn das Grab, dieser sichere, rettende Hafen vor allen Stürmen des Lebens, in sich auf. — Herzbergs Verdienste um die Akademie der Wissenschaften sind nicht minder groß, in deren Interesse er die vorzüglichsten Gelehrten Preußens zu ziehen wußte. Besonders lag ihm Deutsche Literatur, die Cultur der Deutschen Sprache am Herzen; sein Plan zu einer Verbesserung derselben nach Leibnitz setzte die besten Köpfe, die gründlichsten Gelehrten (Gedike, Zöllner, Teller, Meierotto, Ramler, Moritz) in Bewegung, und er widmete diesen Arbeiten und der Ausführung vieler Vorlesungen, die er in der Akademie hielt, den größten Theil der Muße, welche ihm die Zurückgezogenheit von den Geschäften gewährte. Mit bedeutenden Aufopferungen ließ er auch die Verbesserungen des vaterländischen Schulwesens sich angelegen seyn; er suchte das Loos der armen Landschullehrer besonders dadurch zu erleichtern, daß er ihnen, bei seinen großen Bemühungen um die Cultur des Seidenbaues in Preußen hierin einen Nebenverdienst verschaffte. Er selbst legte auf dieses Product der vaterländischen Industrie einen so hohen Werth, daß er einst (1784) seinem verehrten Souverain an dessen Geburtstage nichts angenehmeres zu erweisen wußte, als daß er, der immer durch die höchste Einfachheit im Aeußern sich auszeichnete, an jenem Tage in einem prächtigen Sammetkleide erschien, das von selbstgewonnener Seide in Preußen gefertigt worden war. So wie hierin, wirkte Herzberg auch im Allgemeinen noch für die Verbesserung der Landwirthschaft, worin er auf seinem eigenen Gute Britz überall mit gutem Beispiele voranging. In seinem bürgerlichen Leben war Herzberg, dessen ausdrucksvolle Physiognomie in reinen Zügen den gebildeten Denker auf den ersten Blick verkündete, anspruchlos, schlicht, patriarchalisch; er sah wenig Gesellschaft bei sich, und meistens nur Gelehrte, die ihm wegen seiner unendlichen Verdienste, schätzbaren Kenntnisse und um seines staatsschriftstellerischen Charakters willen viele Verehrung und Anhänglichkeit zollten. Seine Offenheit und Geradheit wurde ihm als Diplomatiker oft zur Last gelegt; so liebenswürdig ihn jene schöne Eigenschaften machten, so glaubte man doch, daß er in Beziehung auf seine Geschäfte, deren Natur freilich mehr Verschlossenheit (die allerdings zuweilen in Geheimnißkrämerei ausarten mag) bedurfte, nicht hinlängliche Vorsicht und Klugheit beobachte. Vielleicht lag hierin ein Grund, daß man das Allerheiligste des Kabinets zuletzt ganz vor ihm verschloß, ja sogar seine Correspondenz in Geheim controllirte. Allein eine Geneigtheit für Publicität überhaupt war ein wesentlicher Grundzug seines Charakters. In diesem Geiste sprach er einst in einer Vorlesung, die er am Tage der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. in der Akademie hielt, die, in dem Munde eines so alten ausgebildeten Diplomatikers um so sinnvolleren, Worte: „jeder Staat, der seine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn sie durch jene Publicität in's helle Licht vor's Publikum gesetzt werden, die nur denjenigen Regierungen gefährlich ist, die dunkele und versteckte Schleichwege lieben;“ — in diesem Geiste schrieb er einst an Angelo Fabroni zu Pisa: — „recte faciendo neminem timeas!“ —

L.

Herzog bedeutet ursprünglich den Anführer eines Heeres (oder einer größern Abtheilung desselben), welcher vor demselben herzog, und zugleich denjenigen, welcher in wichtigen Rechtshändeln, wo die Grafen als Unterrichter nicht entscheiden durften, entschieden, im

Allgemeinen aber in Zeiten des Friedens die höchſte Gewalt mittelbar, oder unmittelbar, als Vorgeſetzter einer Landſchaft, ausübte. Eine ſolche Landſchaft erhielt den Namen Herzogthum; die Herzoge wurden Regenten, Beſitzer des Landes ſelbſt, und in dieſer Bedeutung verſteht man das Wort vorzüglich und jezt ausſchließlich. Die älteſten Herzoge waren in Baiern, Sachſen, Schwaben und Franken. Nach und nach wurde die herzogliche Würde erblich und geht der gemein-fürſtlichen vor. In Deutſchland (wo man im vierten Jahrhunderte [unter Conſtantin dem Großen] die erſte Spur davon verfindet) hatten die Herzoge, ſo lange die alte Reichsverfaſſung dauerte, den Rang unmittelbar nach den Kurfürſten. — Der Titel Erzherzog bedeutet den vornehmſten Herzog eines Reiches; die Herzöge von Lothringen und Brabant führten ihn; jezt haben ihn vorzugsweiſe die Prinzen von Oeſtreich. Höher ſtand von jeher der Großherzog, als ſolcher, der mehrere Herzöge und Fürſten unter ſich haben ſoll; in der neuern Zeit führten die Regenten von Toskana dieſen Titel, den, mit königlichem Range, zur Zeit Napoleons mehrere Deutſche Fürſten als Mitglieder des Rheiniſchen Bundes erhielten.

Heſiodus, einer der älteſten Dichter Griechenlands, von welchem noch Werke auf unſere Zeit gekommen ſind, war aus Kumä in der kleinaſiatiſchen Provinz Aeolien gebürtig, verließ aber als Jüngling ſeinen Geburtsort, und lebte fortan in Askra, einem Flecken in Böotien, am Fuſſe des Helikon. Hievon heißt er der Askräer. Nach Einigen ſoll er bei den Akarnanern die Wahrſagerkunſt ausgeübt haben, die, zumal in Böotien, mit der Poeſie in nahem Zuſammenhange ſtand. War er, wie Andere berichten, ein Prieſter im Tempel der Muſen auf dem Helikon; ſo konnte er leicht Poeſie und Prophetenkunſt gemeinſchaftlich üben. In ſeinem Alter wohnte er zu Lokris, und ſoll von zwei Lokriern, die ihn im Verdacht eines unerlaubten Umgangs mit ihrer Schweſter hatten, ermordet worden ſeyn. Seinen Leib warfen ſie ins Meer, Delphine aber brachten ihn ans Ufer; die Mörder wurden entdeckt und beſtraft. So lautet wenigſtens die gewöhnliche Sage; genau betrachtet wiſſen wir von ihm ſehr wenig Gewiſſes. Gleich über ſein Zeitalter iſt man ungewiß. Nach einer bekannten Sage hatte er einſt zu Chalkis einen Wettſtreit mit Homer, und erhielt den Preis. Demnach wäre er ein, wenn auch jüngerer, Zeitgenoſſe Homers. Herodot erklärt beide für gleichzeitig, und ſezt ſie 400 Jahre vor ſich, alſo ungefähr 900 Jahre vor Chriſtus. Heſiodus ſelbſt erklärt ſich (Tage und Werke 172) dem nächſten Zeitalter nach dem Troiſchen Kriege angehörig, aber freilich in einer Stelle, die der Kritik verdächtig iſt. Ueberhaupt hat dieſe mehrere Gründe für ein ſpäteres Zeitalter des Heſiodus: 1) Er habe einen geſchmückteren und gewälteren Ausdruck, als Homer; 2) unhomeriſche Wörter (auch in der Geographie, z. B. Neilos ſtatt Aegyptos); 3) weiche in der Quantität mehrerer Sylben von Homer ab; 4) lege einem und demſelben Volke ganz andere Sitten und Gebräuche bei, als Homer; 5) habe neuere Sitten und Kenntniſſe der Erde und Mythologie, wodurch er um 200 Jahre jünger erſcheine als Homer. Die vier erſten Gründe hat indeß bereits Robinſon in ſeiner Abhandlung über des Heſiodus Leben und Schriften als unhaltbar dargeſtellt; gegen den lezten oder Voßiſchen (Mythol. Briefe 2, 95.) läßt ſich ſagen, daß er nur auf undeutliche Fragmente und unſichere Auszüge der Scholiaſten gegründet ſey. Geſezt aber, ſie wären ſelbſt auf die noch übrigen Werke des Heſiodus gegründet, ſo würde der Beweis doch noch nicht vollgiltig ſeyn, weil zuvor die Aechtheit

dieſer Werke, als Heſiodiſcher, erwieſen ſeyn müßte. Dieſe zu erweiſen, iſt aber der Kritik ſo wenig gelungen, daß ſie im Gegentheil durch die ſorgfältigſten Prüfungen zu der Ueberzeugung gelangt iſt, es ſey bei dem Namen Heſiod, ſo wie bei dem Namen Homers, nur an einen Collectivnamen zu denken, unter welchem man die verſchiedenen Dichtungen einer Askräiſch-Böotiſchen Sängerſchule zuſammenfaßte, weil an ihrer Spitze Heſiodus, wie an der Spitze der Joniſchen Sängerſchule Homer, ſtand. Auch dieſe Werke wurden anfangs durch Rhapſoden fortgepflanzt, und zur Zeit der Piſiſtratiden geſammelt und überarbeitet. Man veranſtaltete aber eine zweifache Sammlung, eine didaktiſche und eine mythiſche. Bei der öfters künſtlichen Zuſammenfügung wurden ſie zum Theil mit fremden Stücken vermehrt, und ſo iſt denn ihre Echtheit in ihrer jetzigen Geſtalt ſo zweifelhaft, als bei Homer. Johann Tzetzes berichtet, daß 16 Werke den Namen Heſiods geführt haben. Von 13 wiſſen wir bloß die Titel noch, und können daher nur von dreien noch übrigen urtheilen. Dieſe ſind 1) die Theogonie, eine Sammlung der älteſten Mythen, hier zu einem Ganzen geordnet. An ſie ſchloß ſich vermuthlich der Katalog der Frauen an, aus deſſen viertem Geſang, die großen Eöen genannt, das Bruchſtück 2) Schild des Hercules ſeyn ſoll, welches jedoch offenbar aus zwei verſchiedenen Bruchſtücken an einander gereihet iſt, die ſchwerlich von demſelbigen Verfaſſer ſeyn können. (Ueberſ. von J. D. Hartmann Lemgo 1794. Ausgabe von C. F. Heinrich. Bresl. 1802. Schlichtegrolls Archäol. Unterſuchung darüber. Jena 1790.). Der Stoff der Theogonie iſt aus früheren Kosmogenien und Theogonien entlehnt, woraus ſich ſo manches Auffallende in Inhalt und Verbindung erklärt, denn man findet Verſchiedenheit der Mythen, die bald roher und unentwickelter, bald feiner und gebildeter ſind; und Verſchiedenheit der Erzählung, die bald kurz und ſchmucklos, bald weitläufiger und verſchönert iſt. Aus mehrmaliger Wiederholung des nämlichen Mythus nach Verſchiedenen entſtand öfterer Widerſpruch; die Zuſätze und Einſchiebſel von Neueren zu den alten Dichtungen ſtörten die Harmonie des Tons. Kein Gedicht konnte aber auch leichter Erweiterungen und Einſchiebſel in ſich aufnehmen; jeder Rhapſode hatte alle Augenblicke Gelegenheit und Veranlaſſung zu ergänzen und zu verändern, und darum iſt auch, allen kritiſchen Anzeigen nach, keines entſtellter und verfälſchter auf uns gekommen, als dieſes. Der Faden des Ganzen verlor ſich in Interpolationen aller Art (Heyne de Theogonia ab Hesiodo condita in den Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. 2. 1779. Ausgabe von Wolf. Halle 1783). Aus der didaktiſchen Sammlung iſt ein Werk auf uns gekommen, welches den Titel führt: 3) Werke und Tage (Hauslehren: Heſiods moral. und ökonom. Vorſchriften. Griechiſch und Deutſch von J. D. Hartmann mit Anmerk. von L. Wachler. Lemgo 1792), ein didaktiſches Gedicht über Landwirthſchaft, Tagewahl, untermiſcht mit Vorſchriften der Lebensklugheit für Erziehung, Hauswirthſchaft, Schiffahrt u. ſ. w. Deutlicher und dem Inhalt entſprechender iſt die Ueberſchrift, welche Tzetzes wählte. Ethiſche und ökonomiſche Vorſchriften. In dieſem Werke, welches, nach Pauſanias (9, 31.), die Böotier allein für echt Heſiodiſch anerkannten (bis auf die erſten 10 Verſe), erfahren wir von Heſiodus ſelbſt das Meiſte. Er und ſein Bruder Perſes lebten mit ihrem Vater zu Askra, und nährten ſich von Ackerbau und Viehzucht. Nach des Vaters Tode wurde das Vermögen unter beide Brüder getheilt, unge-

rechte Richter aber brachten den Dichter um die Hälfte seines Eigenthums, und sprachen es seinem gleich habsüchtigen als verschwenderischen Bruder zu. Ihm blieb nichts übrig, als seinen Rest klug zu bewirthschaften, und das gelang ihm so gut, daß er nichts schien eingebüßt zu haben. Seines Bruders Habe hingegen verminderten Trägheit und Vernachlässigung der Wirthschaft, und verleiteten ihn zu Rechtshändeln und Bestechungen. Alle diese Umstände veranlaßten gegenwärtiges Gedicht. Wer unsern Dichter in seiner ganzen Liebenswürdigkeit will kennen lernen, der lese die gemüthliche Entwickelung dieses Gedichts in J. G. Müllers Reliquien, Bd. 1. S. 10—32. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß bei Anordnung desselben sich mancherlei Wiederholungen finden, aus denen einige auf die Einfalt des Hesiodischen Zeitalters, andere auf eine spätere Zusammensetzung des ursprünglich nicht ganzen Gedichtes schließen lassen. Vernachlässigung der Uebergänge deutet ebenfalls darauf hin. Nach allem diesem ergibt sich nun aber ohne Erinnerung, daß, den poetischen Charakter des Hesiodus anzugeben, so leicht nicht sey. Wenn aber Dionysius von Halikarnaß von ihm sagt: Anmuth sey sein Ziel, in der Wahl der Worte suche er Weichheit, in der beifallswürdigen Wortstellung Flüssigkeit; wenn Vellejus ihn als einen Mann von sehr feinem Geiste rühmt, der durch die weiche Süßigkeit der Gesänge merkwürdig sey, und Quintilian ihm den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks zuerkennt: so wird schwerlich jemand diesen Urtheilen widersprechen. Hält man ihn vergleichend an Homer, so findet man, daß Hesiodus von dem Jonischen Sänger sich unterscheide durch Mangel an schöner epischer Entfaltung, durch Zusammendrängen des Mannigfaltigen, durch Tendenz zum Didaktischen; weshalb der Gedanke die Dichtung überwiegt, welche häufig kälter und matter ist, als die Homerische. Sieht man auf die Poesie beider, wiefern sie ein Denkmal der sittlichen Cultur und Ausbildung ihres Zeitalters ist, so findet man, daß die Hesiodische Weltansicht sich an die Homerische anschließt. Beide sind in Absicht der Schätzung der Tugenden und Laster größtentheils einander gleich, beide dringen gleich stark auf Ausübung der Gerechtigkeit, auf Heiligkeit des Eides, der Rechte der Gastfreundschaft, auf Versöhnlichkeit, aber nur unter der Bedingung hinlänglicher Genugthuung, aus Furcht vor Strafe des Zeus. Doch deuten bei Hesiodus die immer wiederkehrenden Klagen über die geschenkefressenden Könige und ihre falschen Richtersprüche, nebst den bittern Ausfällen auf das weibliche Geschlecht, auf einen nachhomerischen Zustand der bürgerlichen Verfassung und Sitten, auf einen Mittelzustand, wie er in dem gährenden Uebergange zwischen der Herrschaft heroischer Könige und dem Republikanismus Statt finden konnte, von dem sich schon bestimmtere Spuren zeigen. — Die vorzüglichsten Ausgaben dieses Dichters sind von Dan. Heinsius 1603. 4.; von Robinson, Oxf. 1737. 4.; Löbner, Leipzig, 1787. Uebersetzungen der sämmtlichen Gedichte besitzen wir von Chr. Heinr. Schütze, Hamb. 1797, und J. H. Voß, Heidelb. 1806. — Man sehe übrigens: Ueb. d. Gedichte des Hesiodus, ihren Ursprung und Zusammenhang mit denen des Homer, von Fr. Thiersch. (Denkschr. d. kön. Ak. d. Wiss. zu München, v. J. 1813.) ad.

Hesperiden. Als Jupiter und Juno den Olympischen Torus besteigen wollten, da wurden ihnen von der huldigenden Götterwelt Gaben mancherlei Art dargebracht. Auch Titäa (die Erde) blieb nicht zurück, und ließ einen, goldene Aepfel tragenden, Baum an sich hervorwachsen. Gütig nahmen die Neuvermählten das Opfer auf, und

übertrugen die Bewachung derselben sieben Jungfrauen, Töchtern des Atlas und der Hesperis, nach ihrem Vater Atlantiden, nach ihrer Mutter Hesperiden genannt. Die Nymphen konnten das Naschen nicht lassen, und mußten es sich gefallen lassen, daß die Götterkönigin einen feuersprühenden hundertköpfigen Drachen zum Hüter der köstlichen Früchte bestellte. Allein auch dieser furchtbare Wächter mußte der Kraft des gefeierten Alciden unterliegen, als dieser auf Eurystheus Befehl die goldenen Aepfel der Hesperiden holen wollte, welches ihm auch gelang; doch Eurystheus gab die geraubten Früchte dem Hercules zurück, dieser überließ sie der Minerva, und diese gab sie den Hesperiden wieder. Nach einer andern Erzählung hatte Busiris, Tyrann von Hispanien, die Hesperiden, deren Ruf von wundervoller Schönheit und Klugheit seine Begierden gereizt hatte, wollen entführen lassen; auf dem Wege nach den Hesperiden-Gärten sey er so glücklich gewesen, sie zu befreien, und habe dafür von ihrem Vater die gewünschten Aepfel zum Geschenk erhalten. Jedoch hier ist kein Punkt, worin die Mythologen einig wären. Bald sollen die Hesperiden Töchter des Atlas und der Hesperis seyn (wie wir selbst schon angenommen haben mit Diodor), bald des Zeus und der Themis, bald der Keto und des Phorcys seyn; Hesiod nennt sie Kinder der Nacht, und setzt sie den Gorgonen gegenüber, als deren Schwestern. Den mithütenden Drachen (nach Apollodor des Typhon und der Echidna Sohn, nach Pisander Sohn der Gäa, und nach Eratosthenes unter die Sterne versetzt) nennt Hesiod Ladon und der Jungfrauen mißgestalteten Bruder. Ihre Namen sind auch sehr verschieden angegeben, nirgends aber findet man weniger als drei und mehr als vier genannt. Den Garten mit seinen Wunderäpfeln, deren Bewachung ihnen anvertraut war, will Hesiod auf eine Insel des westlichen Oceans versetzen, allein Pherecydes an den Fuß des Hyperboreischen Atlas, Apollonius nach Lybien, Andere nach Kyrenaika oder in Westafrika unter den Atlas. Die Untersuchungen über die Frage, welche Bewandniß es denn nun eigentlich mit diesen goldenen Aepfeln habe, haben zu eben so verschiedenen Auslegungen Anlaß gegeben. Die Variante, daß Atlas dem Alciden einige schöne Schaafe geschenkt habe, und der Umstand, daß das Griechische „το μῆλον" ein Schaaf, und zugleich auch einen Apfel bedeutet, hat auf die Vermuthung geführt, daß unter den goldenen Aepfeln vorzüglich schöne Schaafe zu verstehen seyen, die von den Hesperiden gehütet worden wären, und von einem Hirten, welcher Draco (Drache) geheißen habe; (Paläphatus) dagegen der gelehrte Bochart auch aus dem Phönizischen „μηλον" und Griechischen „μηλον" beweisen will, daß unter den goldenen Aepfeln des Atlas Reichthümer überhaupt verstanden werden müssen. Das wahrscheinlichste überhaupt ist wohl, daß diese goldenen Aepfel wirklich goldfarbige Früchte gewesen. Athenäus nennt sie citrische Aepfel; diese wären unsere Pomeranzen, die Hercules aus Afrika nach Griechenland gebracht haben soll. Die letzte Erklärung ist, daß die von den Meisten genannten drei Hesperiden drei Gnomone für die drei in Aegypten, in Griechenland und im westlichen Europa oder Afrika bekannten Jahreszeiten gewesen seyn sollen, folglich Wächterinnen des Jahres, des Jahrscyklus und deren Feiern; der Drache wäre dann der in einer Schlange bekanntlich symbolisirte Kreislauf des Jahres. I.

Hesperus, ein Sohn oder Bruder des Atlas, und großer Freund der Sternkunde, der, als er einst den Atlas bestiegen hatte, um die Gestirne zu beobachten, von einem Sturmwind gefaßt und hinabgeschleu-

dert wurde, so daß sein Körper nicht wieder aufgefunden werden konnte. Das Volk verehrte ihn darauf göttlich, und benannte nach ihm den schönsten Stern am westlichen Himmel. Nach Andern war er ein Sohn der Venus und des Cephalus, und wurde wegen seiner Schönheit auch mit dem Namen seiner Mutter bezeichnet.

Heß (Ludwig), ein Landschaftsmaler in Zürich, welcher seine vaterländische Natur mit einer so hinreißenden Wahrheit darzustellen wußte, daß ihm fast dieselbe Genugthuung ward, welche einst Zeuxis um seiner Trauben willen empfing; denn noch hatte Heß das vierzehnte Jahr nicht erfüllt, als bei einer seiner Zeichnungen ein Appenzeller Aelpler verwunderungsvoll in die Worte ausbrach: „schau! schau! ordetli häter d' Berg abgeschriebe." Heß, geb. 1760, war der Sohn eines Fleischers und für das Handwerk des Vaters erzogen. Doch sehr früh, wovon die eben erzählte Anekdote den Beweis führt, entwickelte sich in ihm das Talent für eine Kunst, für die er eigentlich geboren war; er ward mit Geßner bekannt, und der Umgang mit demselben wirkte entschieden günstig auf den beginnenden Künstler, der die Natur mit dem Pinsel kopirte, während sein liebenswürdiger Freund und Lehrer in seinen Dichtungen sowohl, als auch selbst mit dem Pinsel ihm musterhaft voranging. Selbst seine ursprüngliche Bestimmung zum väterlichen Gewerbe gab ihm vielfache Veranlassung, die Natur zu studiren, und er that dies auch, vertieft in ihr Anschauen, begeistert von dem in seinem Innern aufglimmenden Funken, auf seinen Wanderungen beim Viehhandel. Doch bald gab er sich bloß der Kunst hin, und in kurzer Zeit hatte Heß im Vaterland, wie im Ausland, einen Namen sich erworben. Noch hatte er seinen Wunsch, Italien zu sehen, nicht befriedigen können; im September 1794 war es ihm endlich möglich; nach zwei Monaten war er in die geliebte Heimath zurückgekehrt, welcher der Sturm sich schon nahete, der die sichere Ruhe Helvetiens bedrohete und vernichtete. Heß war genöthigt, um des täglichen Unterhalts willen, den größten Theil seiner Zeit auf das Kupferätzen zu verwenden; das damit verbundene anhaltende Sitzen, im Verein mit der leidenschaftlichen Heftigkeit, mit welcher er diese neue Beschäftigung ergriff, zerstörten seine Gesundheit; sein Körper konnte einem damals dort herrschenden Gallenfieber nicht widerstehen; er starb am 13. April 1800, und hinterließ eine trostlose Gattin, die an Gemüth und Kunstsinn ihm gleich war. Vorzüglich waren die Alpenmassen die Gegenstände seines Studiums und seines Fleißes; aber auch andere Gegenden nahm er auf, doch in der Regel nur solche, die nicht schon einmal dargestellt worden waren. Treue, fleißige Darstellung, Harmonie, herrliches Colorit, gefällige Kühnheit des Pinsels charakterisiren seine Bilder, deren sehr viele fast durch ganz Europa zerstreut sind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von seinen Meisterstücken nennen wir nur den Montblanc, den Alpenmorgen, den Abend am Lago maggiore, den Alpsee des Glarnerischen Murgthales; den Grutli und Tells Capelle in der holen Gasse.

Hessen. Der Ursprung der Hessen, einer der achtbarsten Deutschen Völkerschaften, verliert sich in die älteste Kunde von den Germanen, wo sie unter dem Namen Katten dargestellt werden; doch waren von der frühesten Zeit an im Allgemeinen schon die uns als Hessen bekannten Landstriche ihre Wohnsitze; aber es wanderte aus ihnen schon vor Christus ein Theil in die Niederlande, wo sie Bataver hießen. Die zuverlässigere Geschichte erwähnt ihrer unter dem Kaiser August; Germanicus, des Drusus Sohn, besiegte sie, verbrannte ihre

Hauptstadt Mattium (Marburg) und führte eine Kattische Fürstentochter mit einem ihrer Priester in seinem Triumphzug auf. In der Folge gehörten sie zu dem großen Frankenreiche. Noch vor Carl dem Großen wurden unter den Auspicien des Mainzischen Erzbischofs Bonifacius die Kirchen zu Hersfeld, Fritzlar und Amöneburg gegründet. Nach dem Vertrage von Verdün, durch den Deutschland von Frankreich getrennt wurde, ward Hessen von Fränkischen Herzögen regiert, bis es unter die unmittelbare Regierung der Deutschen Könige kam. Bis fast in die Mitte des 13. Jahrhunderts war die Geschichte Hessens mit der Thüringens verschmolzen, und erst nachdem Heinrich der Erste (das Kind) von Brabant, [Sohn von Sophia, Tochter des Thüringischen Landgrafen Ludwig IV., die Hessen als Allodium ererbt hatte, und Herzog Heinrich II. von Brabant] nach einem heftigen Kampfe mit dem Hause Meisen zum ruhigen Besitz Hessens gelangt war (1263), wurde dieses vom König Adolph von Nassau zu einem lehnbaren Reichsfürstenthum erklärt (11. Mai 1292) und sein Regent sammt dessen Nachkommen zu Reichsfürsten. Cassel ward des Landgrafen Heinrichs I. Residenz; er erbaute sich dort ein Schloß. Sein Tod veranlaßte die Theilung seiner Staaten unter seine beiden Söhne Otto und Johann, in Ober- und Niederhessen; der letztere starb (1311) ohne Erben und Otto war nun alleiniger Herr der gesammten Hessischen Lande. Sein Sohn Heinrich II. (der Eiserne genannt) (1328) erwarb Treffurt, einen Theil der Herrschaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden und mehrere bedeutende Güter. Nachdem er länger als hundert Jahre gelebt hatte, ward sein Neffe Hermann, den er nach dem Tode seines Sohnes (Otto der Schütz genannt) zu seinem Mitregenten erklärt hatte, sein Nachfolger; wegen seiner zu Paris und Prag zur frühern Bestimmung als Geistlicher getriebenen Studien, hieß er der Gelehrte; doch hatte er wenige Freunde unter der zahlreichen Ritterschaft seines Landes; mehrere Conföderationen bildeten sich wider ihn; der Bund der Sternritter, der Gesellen der alten Manne, der Falkner, der Hörner, der Ritter vom grimmigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm viel zu schaffen; die damaligen Streitigkeiten in Rom wegen Mainz zogen ihm zwar einen ernstlichen Kampf mit Adolph von Nassau zu, verschafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er käuflich die Hälfte der Grafschaft Lisberg und die Herrschaft Wolkersdorf. Sein Sohn, Ludwig I., folgte ihm, nachdem dessen drei ältere Brüder gestorben waren; er vereinigte mit seinen Staaten Ziegenhayn und Nidda, erhielt die Advokatie über die Herrschaft Corvey und die Lehnherrlichkeit über Waldeck. Zwei seiner vier Söhne, Ludwig II. und Heinrich III., theilten das väterliche Erbe; der erstere erhielt Niederhessen mit Cassel, der letztere Oberhessen mit Marburg. Ein zwischen ihnen wegen dieser Theilung entstandener Krieg endigte sich damit, daß Ziegenhain mit Oberhessen vereinigt wurde. Als Ludwig II. gestorben war (1471), übernahm der Oheim seiner beiden Söhne, Wilhelm I. und II. die vormundschaftliche Regierung, bis der erstere, nach des Oheims (Heinrich III.) Tode (der durch Heirath die Grafschaft Katzenellenbogen an Hessen gebracht hatte) die Regierung in Niederhessen und Wilhelm II. die in seinem Antheil antrat. Jener aber wurde auf der Rückkehr aus Palästina blödsinnig und Heinrichs III., Sohn Wilhelm III. (der Mittlere) brach den Hals und so sah sich Wilhelm II. im Jahre 1500 im alleinigen Besitz der nun wieder vereinigten gesammten Hessischen Lande, welche er (1509) seinem fünfjährigen Sohne Philipp (in der Folge der Großmüthige genannt) hin-

rließ. Während seiner Minderjährigkeit ward Hessen zuerst von einem aus dem Adel gebildeten Landregimente und sodann, nach vergeblichen Versuchen des noch lebenden blödsinnigen Wilhelms I. und des Kurfürsten Friedrich von Sachsen sich der Regierung zu bemächtigen, von der Landgräfin Mutter in Verbindung mit den Landständen regiert. Die damaligen Unruhen in Deutschland veranlaßten den Kaiser Maximilian, den jungen Landgrafen in seinem vierzehnten Jahre für volljährig zu erklären (1518), da dieser dort schon verrieth, was seine Kraft einst leisten würde. Dem Unwesen des bekannten Franz von Sickingen machte Philipp bald ein Ende (1523), warf sich im Bauernkriege den Aufrührern entgegen und vernichtete sie (1526), war aber zugleich der eifrigste Beförderer der Reformation, die er (nebst einer neuen Kirchenordnung) in Hessen einführte. Die Klöster hob er auf und stiftete aus Klostergütern die Universität Marburg und vier große Hospitäler. So auch veranstaltete er das berühmte Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli, in der Absicht sie zu vereinigen (1529), und übernahm mit Sachsen die Direction des Schmalkaldischen Bundes. Die Schlacht bei Mühlberg, die den Kaiser Carl V. so übermächtig machte, war von dem bedeutendsten Einfluß auch auf Philipps Schicksal. Als Gefangener des Kaisers mußte er 5 Jahre lang sich in Carls Gefolg herumführen lassen, während welcher Zeit Hessen unendlich viel litt. Nach seiner Loslassung regierte er mit dem friedfertigsten Sinn und theilte seine Lande durch ein Testament (1562) in vier Theile unter seine Söhne, Wilhelm IV., Ludwig III., Philipp und Georg; der erstere erhielt die Hälfte des Länderbestandes mit Cassel, der zweite ein Viertheil mit Marburg, Philipp ein Achttheil mit Rheinfels und Georg ein Achttheil mit Darmstadt. Aber Philipp starb 1585, Ludwig III. starb 1604, jeder ohne Erben, und so verblieben nur die Linien von Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt. Da wir von Darmstadt das Nöthige unter diesem besondern Artikel schon gesagt haben, begnügen wir uns damit, von Hessen-Cassel anzuführen, daß es unter den, dem Stifter dieser Linie Wilhelm IV., gefolgten Regenten, nämlich Moriz (1592), Wilhelm V. (1632), Wilhelm VI. (1637), Wilhelm VII. (1663), Carl (1670), Friedrich (König von Schweden), der durch seinen Bruder Wilhelm VIII. (1730) regieren ließ, bis dieser nach Friedrichs Tode (1751) selbst zur Herrschaft gelangte, Friedrich II. (1760) und Wilhelm IX., zwar in mancherlei Streitigkeiten mehr und minder wichtig verflochten gewesen, aber an innerer Stärke und Cultur, durch weise Einrichtungen, Herstellung bedeutender Bildungsanstalten und Beförderung des Kunstfleißes und jeder Wissenschaft und Kunst einer der interessantesten Staaten Deutschlands geworden ist. Der lebhafte Antheil, den sein letzter Regent Wilhelm IX. am Französischen Revolutionskriege nahm, verschaffte demselben zwar 1803 durch den Reichsdeputationsschluß die kürfürstliche Würde und Entschädigungen für die jenseits des Rheines verlornen Ländertheile, verwickelte ihn aber durch den unvermeidlichen Zusammenhang der Begebenheiten im Jahre 1806 in das Schicksal Preußens. Er ward aller seiner Länder verlustig erklärt und genöthiget, einen Zufluchtsort in einem fremden Staate zu suchen. Er lebte seitdem in Prag von seinem Privatvermögen; seine Gemahlin aber bei ihrer Tochter, der regierenden Herzogin von Gotha. Hessen-Cassel, mit Ausnahme des Gebiets von Hanau, Schmalkalden und Katzenellenbogen am Rheine, wurde zur Folge eines französischen kaiserlichen Decrets vom 18. Aug. 1807 ein Bestandtheil des neuen Königreichs Westphalen un-

der Regierung des Königs Hieronymus Napoleon. Die Westphä-
e Herrschaft dauerte bis zum 28. Octbr. 1813, da ein Corps von
Blücherischen Armee in Kassel einzog, dem am 30. Oct. der Kur-
az und später der Kurfürst nachfolgte. Die bisherigen Formen der
rwaltung wurden abgeschafft, im Dienstpersonale große Verände-
gen vorgenommen, und die Administration aufs Neue organisirt.
das Verdienst, das sich im Kampfe für Deutschlands Freiheit er-
sen, zu belohnen, wurde der Orden vom eisernen Helm gestiftet.
r Regent behielt den alten deutschen Titel eines „Kurfürsten" bei,
dem jedoch das Prädicat „königl. Hoheit" verbunden werden sollte.
Armee wurde bis auf 31 Bataillons und 10 Escadrons, die zu-
mmen gegen 30,000 Mann betrugen, erhöht. Es vernahm auch der
rfürst die Stände seines Landes über die öffentlichen Angelegenhei-
, und ihre Verhandlungen hatten mehrere wichtige und wohlthätige
rfügungen, besonders in Ansehung des Schulden- und Steuerwesens
Folge. Indessen sind zur Zeit noch nicht alle Hoffnungen der ver-
edenen Klassen der Staatsbürger erfüllt, weßwegen die Regierung
viele Widersprüche und mannigfaltigen Tadel gefallen lassen mußte.
dem deutschen Territorialausgleichungsgeschäfte trat der Kurfürst
Niedere Grafschaft Katzenellenbogen (zum Arrangement mit Nassau),
Herrschaft Plesse, die Aemter Neuen-Gleichen, Uchte, Auburg und
udenberg und die Probstey Göllingen (zum Austausch mit Hanno-
) an Preussen, die Aemter Frauensee, Volkershausen, Vach, nebst
em Theile der Vogtei Kreuzberg und des Amtes Friedewald aber an
chsen-Weimar ab, wogegen er den grössern Theil des Fürsten-
ms Fulda und einige ritterschaftliche Gerichte erhielt, von welcher
verbung er den Titel eines Großherzogs von Fulda annahm. Die
imtlichen Kurhessischen Staaten betrugen im J. 1806 250 Quadrat-
len mit 520,000 Einwohner, und 21/2 Millionen Thaler Staats-
künfte, welcher Bestand durch die neuesten Territorial-Veränderun-
keinen sehr beträchtlichen Zuwachs erhalten hat. Das Land hat
zige, sandige und waldreiche Gegenden, aber dennoch zum Theil gu-
Ackerland und fette Wiesen, und an vielen Orten gutes Weinbau.
rächtlich ist die Vieh- und Schafzucht, bei gehöriger Ermunterung
n Wohlhabenheit, Fleiß und Kunstfertigkeit wohl besser gedeihen als
dem der Fall war. — Uebrigens ist zu bemerken, daß Hessens Haupt-
en sich von jeher noch in verschiedene Nebenlinien verzweigten, von
en mehrere, z. B. Marburg und Eschwege, erloschen sind. Noch
iren aber Hessen-Homburg (das 1816 die Souverainität erhalten
Mitglied des deutschen Bundes geworden ist), Hessen-Philippsthal
Hessen-Rheinfels-Rothenburg. I.

Hesychasten, d. h. Ruhende, Stille, war der Name einer
tei unter den Mönchen auf dem Berge Athos, welche sich im 14.
rhundert durch eine der seltsamsten Schwärmereien hervorthat. Den
el hielten sie für den Sitz der Seelenkräfte und folglich auch für
Gegenstand der Intuition. Sie glaubten im Gebet das Kinn auf
Brust liegend und die Augen unverwandt auf den Nabel gerichtet,
langem Beharren endlich das göttliche Licht sinnlich zu sehen und
Wonne des Anschauens Gottes genießen zu können. Dies Licht,
m die Gottheit wohnt und das aus ihr fließt, erklärten sie für
schaffen und doch von dem Wesen der Gottheit unterschieden. In
n Streit über die Natur dieses Lichtes, wo der Calabrische Mönch
Barlaam gegen sie auftrat, gewannen sie unter dem Schutze des
chischen Kaisers Andronikus Paläologus des jüngern und durch

den Eifer ihres Vertheidigers Palamas, Erzbischofs von Thessalonich, auf einer Synode zu Constantinopel 1341 die Oberhand. Eine Regierungsveränderung entriß den Nabelbeschauern späterhin diesen Sieg wieder, und andere Streitfragen der Kirche brachten einen Wahn in Vergessenheit, der an den Quietismus des 17. Jahrhunderts erinnert und physiologische Aufklärungen über die Möglichkeit seines Entstehens vielleicht durch den Magnetismus des 19ten erhalten kann. K.

Hesychius, berühmt als Verfasser eines nur verstümmelt und mit Zusätzen verfälscht auf uns gekommenen Griechischen Glossariums, das er theils aus den ältern Sprachlehren sammelte, theils aber auch mit vielen Wörtern und Beispielen aus Homer, den dramatischen und lyrischen Dichtern, Rednern, Aerzten und Geschichtschreibern vermehrte und erläuterte, war aus Alexandrien gebürtig, und lebte nach Einigen gegen das Ende des 3., nach Andern im 5. oder 6. Jahrhundert nach Chr. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt. Die beste Ausgabe seines Glossars ist von Alberti und Rhunken.

Hetären (von ἑταῖρα, die Freundin) nannten die Griechen, im Gegensatze der Hausfrauen, ihre Buhlerinnen, Concubinen, Maitressen, Courtisanen. Ja selbst Venus wurde unter dem Beinamen Hetäre (die buhlende) an einigen Orten verehrt, und ihre Priesterinnen Hetären genannt. Hetären hießen also Priesterinnen der Venus im eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Letztere waren gemeiniglich fremd; ja an den Orten, wo man stolz auf angebornes Bürgerrecht war, z. B. in Athen, wurden die fremden Frauen von den eingebornen meist verachtet und durch die Gesetze zurückgestellt; daher mit dem Namen einer Fremden eine üble Bedeutung allgemein verbunden war. Der Hetären gab es zwar verschiedene Klassen; jedoch verbietet bei den Griechen angeborne Schönheitssinn, und die natürliche Grazie, welche unter ihnen gleich einem äußern Gesetze herrschend war, und sich daher auch über den freien Umgang der Geschlechter erstreckte, sie mit den Buhldirnen der Neuern zu vergleichen. Denn nicht nur daß der Genuß weniger öffentlich und feil war, so kennen wir auch unter diesem Namen mehrere Frauen und Mädchen, welche durch ihren Geist, durch ihre mannigfaltigen politischen und andere Kenntnisse, und durch die höchste Feinheit ihres Umgangs die gebildetsten Statsmänner und Philosophen (Perikles, Alcibiades, Platon, ja sogar einen Sokrates) um sich versammelten, und wegen dieser seltenen Verbindung von Geist und Anmuth in der Culturgeschichte dieses Volks berühmt geworden sind. Zu diesen gehört die bekannte Aspasia, deren politischer Einfluß eben so bekannt ist, als daß sie des Perikles und Sokrates Lehrmeisterin in der Beredsamkeit genannt wird, Leontium, Theodota u. a. Mehr durch buhlerische Künste bekannt sind Cratina, Lais, Phryne u. a. Aus dem angegebenen Grunde wurden sie auch durch die bildenden Künste ausgezeichnet. Der große Bildner Praxiteles bildete die letztere in einem marmornen und goldnen Bilde; auch war sie ihm Model bei seinen Venusbildern. Sein Sohn Cephissodor machte sich, wie mehrere andere Künstler, durch Hetärenstatuen bekannt. Eine anschauliche Vorstellung von dem Leben der Hetären erlangt man durch Wielands Menander und Glycerion und Aristipp; hiemit vergl. Jakobs Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts im Att. Museum III., 1. S. 24 und 49 und Rahmdor in seiner Venus Urania. B. III. Th. I. S. 125 ff. 417 ff.

Heterodox und Heterodoxie kommt von zwei Griechischen Worten her, welche anders meinen und glauben bedeuten.

Vorzugsweise aber wird eine solche Meinung **heterodox** genannt, welche dem öffentlich angenommenen Lehrbegriff einer Kirche widerstreitet, und, nach den Grundsätzen dieses Lehrbegriffs beurtheilt, Irrlehre ist. In der katholischen Kirche pflegt man diejenigen, welche sich vom dem öffentlichen durch die Auctorität der Concilien und die Aussprüche der Päpste bestätigten Lehrbegriffe entfernen, **Häretiker** zu nennen, da man sich hingegen in der protestantischen Kirche des mildern Ausdrucks **Heterodoxen**, anders **Meinende und Lehrende**, bedient hat. Das Gegentheil der Heterodoxie ist die **Orthodoxie**, die Rechtgläubigkeit, die Uebereinstimmung des Glaubens und der Lehre mit den in einer Kirche eingeführten Symbolen. Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrere Theologen in der protestantischen Kirche auftraten, welche den Lehrbegriff bald in diesen, bald in jenen Theilen verändern wollten, so entstanden dadurch vielfältige Streitigkeiten zwischen den Neuerern und den Vertheidigern der alten Lehre und die Namen **Orthodoxie** und **Heterodoxie**, **Orthodox** und **Heterodox** waren an der Tagesordnung. Allmählig indeß ward manche dieser Streitigkeiten ausgeglichen, und unverkennbar sind die streitenden Parteien einander näher gerückt, indem man von der einen Seite manches Unhaltbare aufgab und von der andern Seite einsah, daß man in vielen Stücken zu weit gegangen sey und Lehren in Anspruch genommen habe, welche in der Vernunft wie in der Schrift hinreichend begründet sind. N.

Heterogen und **Homogen**. Unter heterogenen Dingen versteht man überhaupt solche, welche verschiedener Gattung oder Natur sind, im Gegensatz von Homogen, womit man Dinge gleicher Gattung, von gleichen Bestandtheilen bezeichnet. Eine besondere Anwendung macht man von beiden Begriffen in der Musik, wo man sie den Bedeutungen von diatonisch und enharmonisch gegenüber stellt, indem man unter homogenen Tönen solche annimmt, welche in Rücksicht auf Schreibart mit der Tonleiter eines angenommenen Grundtones näher verwandt und verbunden sind, als andere, nämlich die heterogenen Töne. So wird z. B. der Ton Fis mit der harten Tonart von G homogen (diatonisch), dagegen der Ton Ges heterogen (enharmonisch) seyn, da Ges mit jener Tonart entferntere Beziehungen als Fis hat.

Heteronomie, s. **Autonomie**. **Imperativ**.

Heteroscii (Verschiedenschattige), nannten die Alten die Bewohner der gemäßigten nördlichen Zone gegen Norden und die Bewohner der gemäßigten südlichen Zone gegen Süden, deren Mittags-Schatten sich stets nur nach einem der beiden Pole hin neigen.

Hettmann oder **Attaman**, ist der Titel des Oberhauptes (Feldherrn) der Kosaken. Dieser Titel wird von dem altdeutschen Worte Het oder Haupt abgeleitet; Fahne, Siegel und Commandostab zeichnen ihn aus. Er wird von den Kosaken selbst gewählt. Dem Hettmann der **Ukrainischen** Kosaken wurde in der Unterwerfungsacte dieser russischen Völkerschaft vom 17. Febr. 1654 ein jährlicher Gehalt von tausend Ducaten und die Einkünfte der Stadt Tschigirin angewiesen. Jeder erwählte neue Hettmann muß dem Zaar angezeigt werden, der ihn bestätiget. Zwar verloren sie unter Peter dem Großen das Wahlrecht, doch Peter II. stellte es wieder her; allein noch einmal ging es verloren, bis Elisabeth die alte Verfassung wieder erneuerte. Aber Catharina die Große hob die Ukrainische Hettmannswürde gänzlich auf und verordnete dafür eine Regierung von acht Mitgliedern. Die Donischen Kosaken haben ihren Hettmann immer behalten; zwar ist seine

ehemalige große Gewalt ziemlich beschränkt worden, allein er ist im Frieden immer noch mehr Regent, als bloßer Feldherr und Gouverneur. Die Zeichen seiner Würde sind eine roth überzogene Standarte und ein Commandostab (Bulawa), die ihm beständig nachgetragen werden und im Gefecht, wie im Lager, ihn bezeichnen. Der jetzige Hettmann der Donischen Kosaken ist der General der Cavallerie, Matthei Iwanitsch Platow, Ritter der ersten Russischen und Preußischen Orden und wegen seiner großen Verdienste in dem Feldzuge von 1812 gegen die Franzosen in den Fürstenstand erhoben. Er war vor seiner Erwählung zum Hettmann ein gemeiner Kosak. (Man vgl. d. Art. Kosaken.) J.

Hexameter, eine von den Griechen erfundene Versart, die ihren Namen von den sechs Füßen oder Gliedern hat, aus welchen sie besteht. Die vier ersten Glieder sind Daktylen oder Spondeen, im Deutschen wohl auch Trochäen, das fünfte ein Daktylus, das sechste ein Spondeus oder Trochäus. Diese Versart, die dem Dichter weniger Zwang anlegt, als die meisten andern, verlangt dennoch mehr Sorgfalt, als mancher glaubt, denn es ist nicht genug, die Wörter nach jenem Maße zu fügen: der Wohlklang verlangt noch mehrere Rücksichten. Wie schlecht würde z. B. folgender Hexameter klingen: Fernhin hauchten tausend Blumen liebliche Düfte? Aber man befördert den Wohllaut theils dadurch, daß durch die Glieder die einzelnen Wörter aneinander geschlungen werden, z. B. Flechte das Blumengewind in der blonden Locken Geringel! — theils dadurch, daß ungefähr in der Mitte des Verses sich beim Lesen ein Ruhepunkt darbietet. Dieser findet Statt, wenn die erste Sylbe des dritten Gliedes ein Wort endigt, wie vorhin die Sylbe wind'; oder man bringt das Gleichgewicht dadurch hervor, daß die erste Sylbe des zweiten und vierten Fußes Ruhepunkte werden, z. B.: Ob in dem Hain auch sauste der Sturm: doch waren sie fröhlich. Durch den Wechsel jener Anschlingungen, dieser Ruhepunkte und der Daktylen, Spondeen und Trochäen gewinnen die Hexameter so viel Abwechselung, daß sie auch in langen Gedichten nicht ermüdend werden. Im Hexameter herrscht ein steter Wechsel von leichter und schwersteigender, von schwebender und abgestoßener, von sanft gesenkter und stürmisch vollendender Bewegung, nachdem der Gedanke vielfachen Ausdruck nothwendig macht. Der Hexameter heißt auch der heroische oder epische Vers, weil die alten Epiker, wie Homer, Virgil u. s. w. ihn zu ihrem Versmaß wählten. Seine Erfindung wird in der Griechischen Anthologie dem Orpheus zugeschrieben; andere leiten ihn vom orakelgebenden Apollo ab, und Herodot will den ältesten auf einem Dreifuß in einem Tempel des Apollo bei Theben in Phönizischer Sprache gefunden haben. Gewiß ist es, daß die Orakel in Hexametern gegeben wurden. Am besten läßt er sich wohl vom ältesten Tanz ableiten. Zuweilen findet sich im 5ten Fuße nur ein Spondeus. Hexameter mit sogenannten Vorschlagssylben, wie in Kleists Frühling, sind schon zu lang. Der Hexameter bedienten sich die ältesten Griechischen Dichter, z. B. Homer, Hesiod; unter den Römern bildete Virgil sie am schönsten; im Mittelalter schrieb man Lateinische Hexameter, die sich in der Mitte und am Ende reimten oder Leoninische. Jetzt sind die Hexameter in vielen neuen Sprachen versucht worden und endlich am besten im Deutschen gelungen. Die ältesten deutschen, aber zufälligen, finden sich in dem Heldengedicht Titurel aus dem dreizehnten Jahrhundert, und in Luthers Bibelübersetzung, z. B. Thue den Frommen Gutes, so wird dirs reichlich vergolten. Absichtlich, doch zuerst gereimt, versuchten sie im sechzehnten Jahrhundert J. Fischart,

F. G. Heraus, C. Gesner u. a. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden sie vorzüglich von Uz, Klopstock und Kleist empfohlen und gebraucht. Aber freilich mußte man sich statt des Römischen Spondeus im Deutschen oft den Trochäus erlauben. Doch hat A. W. Schlegel in seiner Elegie: Rom, und Apel in mehreren Gedichten gezeigt, daß man diesen auch vermeiden könne. Wohllautender als jene wußte sie J. F. Schmid, (schon 1789 in seinen Gedichten) zu bilden, und als Meister in der Kunst ist J. H. Voß anzuerkennen. Italienische versuchte Annib. Caro, Französische Baif, beide im sechzehnten Jahrhunderte. Englische Stanyhorst und Sydney, Schwedische Adlerbeth in seinem Virgil, Holländische Meermann und neuerlich auch Ungrische Barot und Döbrentei. T.

Hexapla, eine in 6 Sprachen verfaßte, vorzugsweise die von dem Griechischen Bischof Origines zusammengetragene Bibel, welche den Hebräischen Text sowohl mit Hebräischen, als auch mit Griechischen Buchstaben, die Uebersetzung der 70 Dolmetscher (Septuaginta) und noch 3 andere Uebersetzungen enthält.

Hexe und Hexerei. Im eigentlichen Sinne bedeutet Hexe eine Zauberin, welche durch Hülfe des Teufels und der bösen Geister außerordentliche Wirkungen hervorbringt, und Hexerei ist daher Zauberei durch Hülfe des Teufels und der bösen Geister. Im uneigentlichen oder figürlichen Sinn ist Hexe eine listige, verschlagene Weibsperson, und wird diesem Worte das Beiwort alt vorangesetzt, so ist es ein Schimpfname. Ueber den Ursprung des Wortes sind die Meinungen der Sprachforscher getheilt, indem es einige von dem Lateinischen Saga, Zauberin, andere von dem altdeutschen Worte Hag, Haug, Hug, welches Nachdenken, Gemüth bedeutet, herleiten, so daß eine Hexe ursprünglich eine kluge Frau bezeichnet habe. Der Glaube an Zauberei ging aus dem Heidenthum in die christliche Welt über und erhielt hier durch die Verbindung, in welche er mit dem Glauben an den Einfluß des Teufels auf die menschlichen Dinge gesetzt ward, eine neue eigenthümliche Gestalt. Es sey, wähnte man, dem Menschen möglich, mit dem Teufel und den bösen Geistern in nähere Verbindung zu treten und durch Hülfe der finstern Höllenmächte sich selbst zeitliche Vortheile, andern aber, zur Befriedigung seines Hasses, Schaden und Verderben zu bereiten. Je finsterer es im Mittelalter ward und je weniger man sich daher von dem Alltäglichen abweichende Erscheinungen aus den Gesetzen der Natur zu erklären wußte, desto mehr Eingang mußte dieser Wahn finden. An allen Orten trug man sich mit den seltsamsten Erzählungen von den unter vielfacher Gestalt erscheinenden bösen Geistern, von den künstlichen Nachstellungen, durch welche der Teufel die Menschen in seine Netze zu ziehen trachte, und von den schädlichen Wirkungen, welche die mit ihnen verbundenen Hexen und Zauberer an Menschen und Thieren hervorbrächten. Nicht bloß der Pöbel, das ganze Zeitalter ward von diesem Wahne beherrscht. Da, wer mit dem Teufel in Verbindung trat, von Gott abfallen mußte, und nur ein Mensch von böser Gesinnung und verderbtem Herzen dem ewigen Heil um zeitlichen Gewinnstes willen entsagen konnte, auch die schwarze Kunst dem Leben, der Gesundheit und dem Wohlstand andrer Menschen unablässig Gefahr drohete, so ward die Hexerei als das schwärzeste Verbrechen betrachtet und eben so wie die Ketzerei mit dem Scheiterhaufen bestraft. Unzählige Unglückliche sind das Opfer dieses traurigen Wahnes geworden. Im J. 1484 ward der Hexenproceß durch eine Bulle des Papstes Innocentius VIII. förmlich in Deutschland eingeführt, und eine im Jahr

unter dem Titel mallens malleicarum (Hexenhammer) unter öffentlicher Autorität erschienene Schrift schrieb das bei diesen Processen beobachtende Verfahren vor. Weder durch die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15ten und 16ten Jahrhunderte, noch durch die Reformation wurden die einmal tief eingewurzelten Meinungen von der Hexerei und dem Einflusse der bösen Geister auf die Natur und auf Menschen ausgetilgt, vielmehr dauerten sie unter den Protestanten unter den Katholiken fort, und noch im J. 1780 ward zu Glarus der katholischen Schweiz eine Hexe hingerichtet. Zwei Männer besonders, Balthasar Becker und Christian Thomasius, haben sich durch die Bestreitung der in ihrem Zeitalter noch allgemein herrschenden Meinungen über Hexerei und Teufelsbesitzungen ein großes Verdienst erworben und den allmählig erfolgten endlichen Untergang dieses Aberglaubens vorbereitet.

Heydenreich (Carl Heinrich), Professor der Philosophie zu Leipzig, wurde geboren den 19. Februar 1764 zu Stolpen im Meißnischen Kreise, wo sein Vater damals Oberpfarrer war, und erzogen zu Dahme, wohin sein Vater 1770 als Superintendent berufen wurde. Schon als Knabe gab er Beweise nicht gewöhnlicher Anlagen, und durch seine Schnelligkeit im Denken und Fassen, durch seine starke Einbildungskraft, durch die vorzügliche Aufmerksamkeit seines Lehrers auf sich, welche bewirkte, daß er bereits im vierzehnten Jahre von dem strengen Fischer würdig befunden ward, in die erste Klasse der Thomasschule zu Leipzig aufgenommen zu werden. Hier legte er einen festen Grund in den philologischen Studien, die er auch nachher als Student noch emsig fortsetzte. Zugleich umfaßte er da noch Geschichte, Poesie und Philosophie. Kaum benutzte er aber die Geschichte zu etwas anderem, als zu Plänen für Tragödien, denn es schien ihm ausgemacht, daß die Natur ihn vornemlich zum Dichter bestimmt habe. Obgleich nun dies eine im jugendlichen Alter nicht ungewöhnliche Selbsttäuschung gewesen seyn mag, so ist doch nicht zu läugnen, daß er in der That nicht alltägliche poetische Talente besaß. Mit diesen vereinigte sich aber in ihm ein höchst reger Forschungsgeist, ein seltner Scharfsinn, eine zur Speculation geneigte, umfassende Vernunft, alle Bedingungen also, die dem Philosophen eignen. Auch äußerte sich mächtig in ihm das lebhafteste Interesse für die großen Gegenstände der Philosophie, Gott, Natur und Menschenleben. Das Dunkel hinwegzuziehen, welches über dem Leben hing, das Räthsel des menschlichen Daseyns zu lösen, war für seinen forschenden Geist eine zu wichtige Aufgabe, als nicht immer zu ihr zurückzukehren. Viele Philosophen studirte er, Genüge aber leistete ihm nur einer, Spinoza, in dessen Geist er alles sah und dachte, bis späterhin die Kritiken Kant's eine große Revolution in seinem Kopfe bewirkten, und er nun entschieden sich für die Kantische Philosophie erklärte, durch welche allein er Spinoza für widerlegbar hielt. Daß er zur größern Verständniß und Verbreitung der Kantischen Philosophie nicht wenig beigetragen hat, wird niemand läugnen, der nur einigermaßen mit seinen Schriften bekannt ist. Nichts desto weniger ward er kein sclavischer Nachbeter des Königsbergischen Weisen, sondern behandelte die Gegenstände seiner Betrachtung auch da, wo er aus Ueberzeugung sich in den Gesichtspunkt Kants gestellt hatte, mit eignem, freien Geiste. Unter den Schriften, die aus der Kantischen Schule hervorgingen, zeichneten sich deshalb die seinigen auch in der Darstellung gar sehr zu ihrem Vortheil aus. Und wie hätte dies auch bei einem Geiste, der sich selbst zu poetischen Darstellungen berufen glaubte und mit den vorzüg-

lichsten poetischen Geistern der gebildetsten Nationen der Vor- und Mitwelt in vertrautem Umgang lebte, anders seyn können! Bei allem Interesse für philosophische Speculation verließ ihn doch auch nie seine Liebe zur Poesie, und er versuchte gern, sein poetisch angeregtes Gefühl in angemessenem Ausdruck auszusprechen. Mag er sich nun auch keinen Platz unter den Dichtern ersten Ranges erworben haben, so muß doch der durchaus von allem Gefühl der Billigkeit und Gerechtigkeit verlassen seyn, der ihm nicht wenigstens zugesteht, er habe nicht ein einziges ganz verwerfliches Gedicht, und einige von bleibendem Werth und ächtem Gehalt uns hinterlassen. Aber auch nur als Dilettant in der Poesie betrachtet, hat er doch damit höchst vortheilhaft gewirkt, einmal dadurch, daß er zu einer Zeit, wo Barbarei des philosophischen Stils mit Macht hereinzubrechen drohte, auf eine Weise auch über philosophische Gegenstände schrieb, vor welcher sich die Grazien nicht entsetzten, und dann daß er selbst hiedurch zu tieferer Erforschung des Wesens der Poesie, der Künste und der Schönheit veranlaßt wurde. Schönheitsgefühl und Geschmack wirkten lebendig in ihm, und diese, verbunden mit seinem philosophischen Geist, eigneten ihn vorzüglich zu einem Aesthetiker. Dankbar wird noch die Nachwelt anerkennen, daß sie durch Heydenreich mit in zwei Punkten der philosophischen Forschung nicht unbedeutende Schritte vorwärts gethan, in der philosophischen Theologie und der Aesthetik. Die eine dieser Forschungen war Folge seines Studiums des Spinoza, die andere seines eigenen ästhetischen Wesens. Haben inhumane Beurtheiler wegen seiner Vorliebe für Gegenstände der Religionsphilosophie ihn, dem jede Heuchelei ein Greuel war, der Pfäfferei zu beschuldigen sich nicht gescheut, so glaubten sie durch das, was als Folge seines ästhetischen Wesens in seinem Leben zur Erscheinung kam, ihn zu verunglimpfen ein besonderes Recht erhalten zu haben. Eben diese schiefen Urtheile, die er theils kannte, theils ahnete, verbunden mit den Bedrängnissen seiner ökonomischen Lage, verleideten ihm oft seine Existenz so sehr, daß er nur in der Vergessenheit, die er aus dem Genusse des Weins zog, das Leben erträglich fühlen konnte. Als er nachher ein weibliches Wesen fand, fähig seinen Geist zu fassen und jedes zarteste Gefühl zu erwiedern, ein Wesen, wie es im dichterischen Traume von einer schönen Zukunft vor seiner Seele gestanden hatte, und er in jeder Rücksicht dieses Wesen, und mit ihm das Glück des Lebens für sich verloren geben mußte, da bemächtigte sich seiner eine Art von Verzweiflung. Gleichwol mußte er, in dieser schrecklichen Verstimmung seines Wesens anstrengenden Geistesarbeiten sich unterziehen, um durch schriftstellerische Thätigkeit seinen Unterhalt zu erwerben. Man kann leicht urtheilen, ob dies ihm leicht geworden sey. Da er nun sein Werk über den Aberglauben, eben keine Arbeit der leichteren Art, nicht so schnell vollendete, als es in dem Wechsel, auf welchen er einen Geldvorschuß erhalten hatte, bestimmt war; so fand es der Verleger desselben gerathen, ihm Wechselarrest geben zu lassen. Dieser, vier Wochen lang dauernde, Arrest verwundete ihn tief, und von dieser Zeit an war ihm der Aufenthalt in Leipzig verhaßt; er konnte in einer Stadt, wo er so empfindliche Demüthigungen erfahren hatte, nicht länger leben. Er entschloß sich daher, seine Stelle niederzulegen, und auf dem Lande, in ungestörter Ruhe und ohne großen Kostenaufwand, sich selbst zu leben, wobei er sich einen Plan entworfen hatte, wie er in wenigen Jahren seine Schulden bezahlt haben wollte. Burgwerben, ein in der Nähe von Weißenfels gelegenes Dorf, war der Ort, den er zu seinem künftigen Aufenthalte wählte. Seine Blüthe aber war ertödtet, seine Kraft

gelähmt, und leider hatte er bei seinem Plan nicht mit in Anschlag gebracht, daß er nicht mehr der Mann von dem rüstigen und ungebeugten Geiste war, wie vor 10 Jahren. Er bedurfte der Reizmittel. Wein und Opium, den er zuerst in einer Krankheit hatte kennen gelernt, hatten die Wirksamkeit eines solchen bei ihm verloren, und er nahm nun, wozu ihn auch seine Dürftigkeit nöthigte, zu Branntwein seine Zuflucht, unter dessen Genuß auch seine geistigen Kräfte litten. Deshalb war er in dieser Periode seines Lebens nur noch ein Schatten von dem, was er ehemals gewesen, und mit Wehmuth sah man eine schöne Natur auf eine unwürdige Weise zu Grunde gehen. Zum Glück für ihn säumte der Tod nicht, ihn zu befreien. Ein Nervenschlag entnahm ihn plötzlich und unerwartet am 26. April 1801 einer traurigen Gegenwart und vielleicht noch traurigern Zukunft. Er war in so großer Dürftigkeit gestorben, daß er auf Kosten theilnehmender Freunde begraben werden mußte. Mancher Beweis von Achtung und Liebe, deren der Unglückliche so würdig gewesen war, ward ihm noch an seinem Grabe erzeigt, wo er, seit wenigstens zwölf Jahren, zum ersten Male Ruhe fand. Bedenkt man sein schmerz-, leiden-, und unruhvolles, mühseliges Leben, so muß man wahrlich erstaunen über die Kraft seines Geistes, die unter den ungünstigsten Verhältnissen so viel zu leisten im Stande war, als er geleistet hat. Freilich war er genöthigt, mehr zu übernehmen, und bisweilen schneller auszuführen, als für seinen Ruhm vortheilhaft war; allein er führte in dieser Zeit doch einige Werke aus, die sein Andenken gewiß rühmlich erhalten werden, und zeigt sich in den übrigen, wenn auch nicht als vollendeten, doch als einen guten Philosophen, der überall die richtige, gesunde Ansicht der Dinge faßt, als einen bebenden, mit seinem Stoffe frei schaltenden, mit einem nicht gemeinen Fonds von Menschenkenntniß ausgerüsteten Geist, als einen geist- und geschmackvollen Darsteller, so daß man keins seiner Werke aus der Hand legen wird, ohne mannigfaltige Belehrung und schöne Unterhaltung daraus gezogen zu haben. Man kann seine Werke in eigentlich philosophische, populär-philosophische, ästhetische und poetische eintheilen, durch welche alle er sehr wirksam in seine Zeit eingegriffen hat. Einer nähern Charakteristik derselben können wir uns um so mehr überheben, da Heydenreichs unglücklicher Freund Schelle eine solche in seiner musterhaften Charakteristik Heydenreichs als Menschen und Schriftstellers (Lpz. 1802), einem Werke, das in vielfacher Beziehung empfohlen zu werden verdient, geliefert hat. dd.

Heyne (Christian Gottlob). Dieser berühmte Humanist ward den 25. Sept. 1729 zu Chemnitz in Sachsen geboren, wohin sein Vater, ein armer Leinweber aus Gravenschütz in Schlesien, zu flüchten sich genöthigt sah. Die drückendsten Umstände und Schicksale, unter welchen er aufwuchs, und die ihn bis ins Mannesalter verfolgten, vermochten nicht, seinen für edlere Bildung empfänglichen Sinn und das ihm angeborne Zartgefühl zu unterdrücken, sondern wiesen ihn an sich selbst zurück, und lehrten ihn der eignen Kraft vertrauen, ohne Stolz und Anmaßung. Kaum fand er die geringe Unterstützung, welche nöthig war, seinen frühen Wunsch, in der Lateinischen Sprache unterrichtet zu werden, zu befriedigen. Von 1741 bis 1747 besuchte er die dasige Stadtschule unter dem bekannten Rector Hager. Des Konrector Krebs bessere Anleitung zur Philologie konnte er nur sehr kurze Zeit benutzen. Beide erkannten sein ungemeines Talent und rastlosen Fleiß, durch welchen er sich, ungeachtet er sich von allen literarischen Hülfsmitteln fast entblößt sah, eine ausgezeichnete Fertigkeit in den alten Sprachen er-

worden hatte. In der kummervollsten Lage bezog er 1748 die Universität Leipzig. Dort zog ihn vorzüglich Ernesti's lebendiger und gründlicher Vortrag an, welcher ihn mit den Grundsätzen der Erklärungskunst bekannt machte, und des Prof. Christ's archäologische und antiquarische Vorlesungen erweiterten seine Kenntniß des classischen Alterthums, wie seine Kenntniß der Literatur überhaupt durch fleißige Lectüre mehrerer Bücher, welche sich ihm hier darboten, und durch fast übermäßiges Nachtarbeiten schnell erweitert wurde. Nach damaliger Sitte trieb er neben diesen Studien noch ein Brodstudium — das Recht, und hörte mit vorzüglichem Nutzen die Geschichte des Römischen Rechts, mit Rücksicht auf alte Literatur und Geschichte, durch den berühmten Bach vortragen, welches ihn späterhin in den Stand setzte, Römische Alterthümer besonders für Juristen zu lesen. Auch schrieb er nachher (1752) eine Magisterdisputation juristischen Inhalts. Eine Lateinische Elegie, welche die reformirte Gemeinde zu Leipzig auf den Tod ihres Predigers Lacoste durch Heyne verfertigen und sehr splendid drucken ließ, ließ ihn dem Staatsminister Grafen von Brühl bekannt werden. Da nun der Ertrag der Informationen, welche er von Zeit zu Zeit übernahm, nicht hinreichte, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, so entschloß er sich auf Anrathen seiner Freunde, nach Dresden zu reisen, um sich diesem persönlich zu empfehlen. Seine Erwartungen blieben jedoch unbefriedigt; eine Hofmeisterstelle, welche er daselbst anzunehmen genöthigt war, reichte nicht hin, die Schulden, welche er wegen dieser Reise gemacht hatte, zu decken. Erst nach wiederholtem Gesuch wurde er (1753) Copist der gräfl. Brühlschen Bibliothek, mit 100 Rthlr. Gehalt. Der einzige Nutzen, welchen er aus dieser Anstellung zog, war die wachsende Bekanntschaft mit den Werken, besonders der alten Literatur, für welche seine Richtung nun immer bestimmter wurde. Zuerst trieb ihn die Noth, mehrere Uebersetzungen zu übernehmen. Der erste Klassiker, zu dessen Bearbeitung ihn mehr der Drang des Gefühls und eine Gleichheit der Empfindung hinzog, war der Dichter Tibull (welchen er zum ersten Male 1755 herausgab). Verwandtschaft der Gesinnung führte ihn bald zu dem Stoiker Epictet, dessen Grundsätze ihn stärkten, (erste Ausgabe 1756). Beide Arbeiten gründeten seinen Ruhm im Ausland. Um dieselbe Zeit traf er auch mit Winkelmann auf der genannten Bibliothek zusammen, doch entstand erst späterhin, als Winkelmann schon in Italien war, unter beiden ein genaueres Verhältniß durch Briefwechsel. Der eintretende siebenjährige Krieg beraubte Heyne nicht nur seines Gehaltes und Wirkungskreises, sondern auch seiner übrigen Erwerbsquellen. Auf den Gipfel der Noth gebracht, fand er 1757 durch Rabeners Empfehlung in dem Hause der Frau von Echdberg eine günstige Unterstützung, deren Bruder er, als Hofmeister, 1759 nach Wittenberg begleitete, wo er Gelegenheit fand, durch den berühmten Ritter tiefer in das Heiligthum der Geschichte eingeführet zu werden. Der Kriegsriß ihn wiederum aus seinen Studien heraus, und setzte ihn in die verschiedensten, ja in die drückendsten Lagen, durch welche das Talent des Geschäftemannes in ihm nicht wenig entwickelt wurde. In diese Zeit fällt die Ausarbeitung des Lateinischen Textes zum dritten Tausend der Lippertschen Daktyliothek, welche ihn mit diesem Gebiete der Archäologie immer vertrauter machte. Durch Ruhnken's Empfehlung erhielt er 1763 den Ruf an des verstorbenen Geßners Stelle in Göttingen als Professor der Beredsamkeit. Die mannigfaltigsten Arbeiten waren nöthig, diesen Posten zu behaupten. Sehr naiv sagt er von sich selbst: „Erst als

Professor erlernte ich die Kunst, die ich lehren sollte.“ Aber bald war er in diesem Kreise ganz einheimisch. Seine zahlreichen und wahrhaft klassischen Programme, welche sich über die interessantesten Gegenstände des Alterthums verbreiten und den Umfang seiner Kenntnisse bewundern lassen, (Opusc. acad. 6 Thle.) zeigen, daß er Lateinisch dachte und arbeitete, und sich nicht blos correct, sondern auch leicht und geschmackvoll auszudrücken wußte. Eben so zeigte er in seinen mündlichen Vorträgen eine seltene Verbindung ächter Gelehrsamkeit mit Geist und Geschmack. Seine Collegien aber, die er mit dem pünktlichsten Eifer las, bildeten allmählig einen besondern Kreis des Interessantesten und Wissenswürdigsten, was ihm das Studium der Alten darbot, und standen mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit wiederum in der engsten Berührung. Durch diese Vorlesungen, wie durch seine fünfzigjährige Theilnahme an der von Haller gestifteten ehrwürdigen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, deren fleißigstes Mitglied er war, ferner durch seinen unermüdlichen Antheil an den Göttinger (wahrhaft gelehrten) Anzeigen, welche sich das Verdienst, Deutschland mit den wichtigsten und seltensten Werken und Forschungen der Engländer und Franzosen bekannt zu machen, vorzüglich unter seiner seit 1770 42 Jahr lang geführten Direction und Redaction, erworben haben; endlich und vor allen aber durch die Direction des philologischen Seminars zu Göttingen, welches unter seiner Leitung eine wahre Pflanzstätte ächter Philologie wurde und Deutschlands Culturanstalten eine unzählige Menge wackerer Lehrer gegeben hat, in Verbindung mit seinen weltbekannten Ausgaben und Erklärungen klassischer Schriftsteller, — durch alles dieses wird Heyne als einer der ersten und würdigsten Lehrer und Gelehrten Deutschlands, ja der ganzen gebildeten Welt, in unvertilgbarem Andenken bleiben. Der Mittelpunkt seines ganzen Wirkens aber, mit welchem alles Uebrige in fast systematischer Verbindung stand, war die klassische Literatur, namentlich die poetische, welche er auch frei von den engherzigen Ansichten, welche vor und zu seiner Zeit unter den Philologen vom Fache herrschend waren, um ihrer selbst willen, und mit poetischer Ansicht umfaßte. Die Alterthumskunde und die klassische Literatur aus dem Schulstaube zu erheben und in die Kreise der gebildeten Welt einzuführen, war sein eigenthümliches Verdienst. Er wollte ganz Humanist seyn, und „achtete daher zwar das Studium der Sprache, der Grammatik und Metrik, als Grundlage des weitern Studiums der klassischen Literatur, jedoch hielt er es nirgends für Zweck.“ Dieses bezeugen seine Ausgaben der Dichter, welche ihm den ausgebreitetsten Ruhm erwarben, des Tibull, und vorzüglich des Virgil. Auch für den schwersten der alten Dichter, der noch am wenigsten bearbeitet war, für den Pindar hat er vieles geleistet, ihn lesbar zu machen, und ihn zuerst in den Lehrkreis eingeführt. Die größte seiner Arbeiten aber, welche ihn 18 Jahre hindurch beschäftigte, war seine große Ausgabe des Homer, in welcher Fülle der Kenntnisse, Geschmack und Schärfe der Kritik gleiche Bewunderung verdienen. Von der Bearbeitung der Dichter ausgehend, trat er in das Gebiet der Mythologie, in welcher er zuerst ein Licht anfteckte. Wie durch seine Ausgabe des Apollodor für Mythologie, so wirkte er durch seine antiquarischen Schriften wohlthätig für die Archäologie. In Wechselwirkung standen mit diesen archäologischen und antiquarischen Untersuchungen seine historischen Arbeiten, namentlich die Bearbeitung der Griechischen und Römischen An-

quitäten und seine ausgebreitete Kenntniß der innern Geschichte, Verfassung und Gesetzgebung der Staaten des Alterthums, welche er mit seinem tief und politischem Blick auf die Begebenheiten seiner Zeit anzuwenden wußte, für die er sich auf mannigfaltige Weise interessirte. Aber auch als Geschäftsmann und Mensch war Heyne verehrungswürdig, weshalb ihm auch die ehrenvollsten Aemter und Geschäfte von allen Seiten anvertraut wurden, und er selbst von den wechselnden Curatoren seiner Universität nicht selten in Betreff derselben zu Rathe gezogen wurde. Durch ihn wurde die Bibliothek in den vollkommnen Zustand gebracht, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, so daß sie von Kennern für die erste gehalten wird, in welcher alle Fächer gleichmäßig besetzt sind, wobei Heyne's Ueberblick über alle Fächer der Wissenschaft mit Recht zu bewundern ist. In derselben Blüthe hinterließ er die übrigen Institute, welche seiner Aufsicht unterworfen waren. Der Ruf seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit war es nicht allein, sondern auch die Festigkeit seines Charakters und die Feinheit seines Benehmens, was die gebildetsten und bedeutendsten Menschen seiner Zeit in seinen Kreis zog, und zum Theil mit seiner Familie verknüpfte. Zu den letzteren müssen auch ein Georg Forster (seit 1775) Huber und Heeren, seine Schwiegersöhne, gerechnet werden. Immer jedoch blieb der Mittelpunkt seines Geschäftslebens die Universität, welcher er sich gewidmet hatte, und die er mit kindlicher Pietät und uneigennütziger Sorge liebte. In gefahrvollen Zeiten diente das ehrwürdige Ansehen, welches er sich überall erworben, und seine erprobte Rechtlichkeit und Klugheit jener literarischen Anstalt zur Stütze, weshalb auch seine Lebensgeschichte mit der Geschichte dieser Universität so eng verflochten ist. Durch seine Mitwirkung blieb vorzüglich bei der Französischen Occupation von Hannover (1803—1805) die Universität und Stadt Göttingen von Einquartirung verschont. In dieser Zeit wurden seine Geschäfte und Sorgen vielfach vermehrt, ja er selbst zum Mitglied der ständischen Commission ernannt. Als das Königreich Westphalen errichtet wurde, war er nicht weniger thätig, und hatte auch hier das Vergnügen, seine Wirksamkeit gelingen und seine Verdienste anerkannt zu sehen. Bald, nachdem er seinen nochmals überarbeiteten Schriften den möglichen Grad der Vollendung gegeben hatte, und fast in der Mitte seines Berufs, endete der liebenswürdige Greis durch einen plötzlichen Schlagfluß den 14. Juli 1812 sein thatenreiches Leben. S. Christian Gottlob Heyne. Biographisch dargestellt v. Arn. Hermann Ludw. Heeren. Gött. 1813. 8. und desselben Memoria Heynii commendata. Göttingen, 1811.

Hiatus. Hierunter versteht man überhaupt etwas Lückenhaftes; in der Prosodie z. B. wenn das eine Wort mit einem Vocal sich endiget und das nächstfolgende mit einem Vocal sich wieder anfängt; so daß im Aussprechen eine dem Gähnen ähnliche Oeffnung der Lippen entsteht. Auch nennt man (mit poetischer Licenz) oft eine willkührliche Lücke in der Folge der Verse einen „Hiatus.“ Lücken in Stammbäumen bezeichnet man ebenfalls mit diesem Worte.

Hibernien. Der alte Name Irland's, zuerst so von Julius Cäsar, von Pomponius Mela Juverna, von Ptolemäus Juvernia (von andern auch Overnia, Bernia, Iris) genannt. Aristoteles erwähnt dieser Insel unter dem Namen Jerna, indem er von Albion spricht; doch früher schon führt Orpheus in seiner Argonautik das Eiland Jernis an. Die Bewohner Britanniens erzählten dem Cäsar, daß Hibernien im Westen ihrer großen Insel liege und nur

halb so groß sey, wie diese. Strabo wollte aber behaupten, daß dieß Eiland nördlich über Britannien liege und gegen Norden die Gränze alles bewohnten Landes sey. Auch Mela nahm Strabo's Meinung an. Doch unter Claudius und seinem Nachfolger kam man der Wahrheit fast ganz nahe. Ptolemäus, von den dorthin gereisten Kaufleuten besser noch unterrichtet, fehlte in seinen Angaben über Größe, Gestalt und Lage nur wenig; durch jene Mittheilungen sah er sich daher auch im Stande, eine Karte von Hibernien zu fertigen und ziemlich genaue Notizen von ihrer Küste, ihren Vorgebirgen, Flüssen und Bewohnern zu hinterlassen. Agricola traf alle Vorbereitungen zu einer Expedition dahin, doch sie unterblieb und so kam Hibernien nie unter die Gewalt der Römer. (Vgl. England und Irland.)

Hibridisch, auch hibrisch. Was von zweierlei Gattungen oder Geschlechtern abstammt, wie z. B. ein Maulthier. Hibridische Pflanzen nennt man solche, die aus der Begattung zwei verschiedener Arten; hibridische Wörter (Zwitterwörter), welche aus zwei verschiedenen Sprachen zusammengesetzt sind.

Hidalgo. In der Entstehungsart der neuchristlichen Spanischen Staaten, die aus einem Bunde tapferer Krieger gegen gemeinsame Feinde sich gebildet hatten, war ein Rangunterschied unter dem Adel gegründet, der schon früh sich dort fand. Die Ricos Hombres und Grandes (vergl. d. Art. Grandes) bildeten den hohen, die Hidalgos oder Infanzones mit den Rittern den niedern Adel. Die Hidalgos — nach einer sehr wahrscheinlichen Ableitung hijos de algo, d. i. Söhne von Vermögen, Söhne eines Vermögenden — besaßen ihre Vorrechte theils vermöge ihrer Herkunft, als Edelgebürtige (hidalgos de naturaleza), theils kraft königlicher Gnadenbriefe, da die Könige, wie sie die höhern Adelswürden ertheilten, auch einen Einzelnen, oder ganze Geschlechter, ja sogar die Bewohner eines Ortes zu Hidalgos erhoben. So besaßen die achtbaren Bürger der Stadt Zaragossa, d. h. solche, die zu stetem Gebrauch ein eigenes Reitthier hatten und nicht von Handarbeit lebten, schon seit dem Jahre 1115 alle Vorrechte geborner Hidalgos. In frühern Zeiten hießen die Hidalgos auch Infanzones, ein Name, dessen Ableitung ungewiß ist, der aber wahrscheinlich von den Anführern des Fußvolks (infantes), das zur Vertheidigung fester Burgen gegen die Mauren gebraucht ward, abstammt. Die Nachkommen behielten die Benennung der Völker, und endlich ward sie allgemein für den ganzen Adel. — Nur Hidalgos allein, sie mochten edelbürtig, oder durch königliche Gnadenbriefe erhoben seyn, hatten Anspruch auf die Ritterwürde, und so strenge war dieses Gesetz, daß der Rico Hombre, welcher einem Ungadeligen die Ritterwürde ertheilte, zur Strafe auf die nächste Rangstufe herabgesetzt, und der Ritter, welcher das Gesetz brach, seiner Würde verlustig und unter das abgabenpflichtige Volk gestoßen ward. Wer bei dem Empfange der Ritterwürde edelbürtig war, hieß Ritter vom goldenen Sporn. Weniger geachtet waren die nicht edelbürtigen Ritter, welche in spätern Zeiten ihre Würde nur durch königliche Gnadenbriefe erhielten (unreine Ritter oder Briefritter genannt), und der Mißbrauch solcher Begnadigungen ward den Steuerpflichtigen so nachtheilig, daß die Reichsstände in Aragon um die Mitte des 15. Jahrhunderts verordneten, der König sollte keinen zum Ritter machen, der nicht Infanzon wäre, ausgenommen einen Tapfern auf dem Schlachtfelde. Der Hidalgo mußte, um die Ritterwürde zu erlangen, seine adelige Herkunft, wenn sie nicht landkundig war, beweisen, und um

den Ritterschlag bitten. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen, Waffenwache und Gebete, fragte darauf der Ritter drei Mal: Wollte Ihr den Orden der Ritterschaft empfangen? Und drei Mal gab der Edle zur Antwort: Herr, ich will's. Jener fuhr fort: Wollet Ihr, wie sich's gebührt, die Pflichten der Ritterschaft, und alles, wozu Ihr verbunden seyd, erfüllen? — Ich will's erfüllen, war die Antwort. Darauf befahl der Ritter, dem Neulinge die goldenen Spornen anzulegen, und wenn die Pathen dies gethan hatten, umgürtete er ihn mit dem Schwerte, gab ihm drei Streiche mit demselben und legte es ihm dann in die Hand. Während der Edle das Schwert hielt, fuhr der Ritter fort: Um die Ritterwürde zu erlangen, müßt Ihr versprechen, drei Dinge zu erfüllen, erstens für Euren Glauben, zweitens für den König, Euern Herrn, und drittens für Euer Vaterland zu sterben, auch das Ihr Wittwen und Waisen vertheidigen und beschützen wollet. Wenn dies versprochen war, hob der Ritter wieder an: Kraft der Gewalt, welche mir verliehen ist, und nach den Gesetzen dieses Reichs mir zusteht, mache ich Euch zum Ritter und befördere Euch als solchen zu allen Ehren und Würden der Ritterschaft. Darauf reichte er ihm die Hand, und fuhr fort: Gott und die Heiligen, Sankt Jakob und Sankt Georg, mögen Euch zu einem wackern Ritter machen, und Euch Kraft geben, das Versprochene zu erfüllen! Das wichtigste Vorrecht, das die Hidalgos mit dem übrigen Adel theilten, und durch alle Zeiträume der Spanischen Geschichte standhaft behaupteten, war die Abgabenfreiheit. Das „Kleinod seines Standes" nannte der Adel dies Vorrecht, als er es gegen Carls des Ersten (V.) Versuche verfocht. Die Hidalgos waren nur den Provinzialsteuern unterworfen, bezahlten aber keine allgemeine Steuern. R.

Hierarchie ist ein Griechisches Wort, welches heiliges, geistliches Regiment bedeutet. Es wird in einem doppelten Sinne, theils von der Regierung der Kirche durch sich selbst, theils von der Herrschaft der Kirche über den Staat gebraucht. Die Hierarchie im ersten Sinne entstand mit der christlichen Kirche als einer für sich bestehenden Gesellschaft. Obgleich Aelteste, Presbyter genannt, den frühesten christlichen Gemeinden vorstanden, so war doch ihre Verfassung demokratisch, indem alle einzelne Gemeindeglieder an den Angelegenheiten ihrer Gesellschaft Theil nahmen, und ihre Stimme gaben, wenn Aelteste gewählt, oder Fehlende von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, oder Büßende wieder in ihre Mitte aufgenommen werden sollten. Allmählich aber neigte sich diese demokratische Verfassung zu der Aristokratie, indem die Regierung der Gemeinden immer mehr in die Hände ihrer Vorsteher kam, wie dies denn auch, nachdem die Gemeinden Gesellschaften von großem Umfange geworden waren, nicht anders seyn konnte. Seit dem 2. Jahrhunderte schon erhoben sich die Bischöfe über die Aeltesten, und wurden die obersten Vorsteher der Gemeinden, obgleich auch die Presbyter, und in manchen Fällen die sämmtlichen Gemeindeglieder, noch einigen Antheil an der Kirchenregierung behielten. Vor den Bischöfen auf dem Lande und in Kleinen Städten wurden bald die Bischöfe in den Hauptstädten der Provinzen, Metropoliten genannt, ausgezeichnet und zu Aufsehern der übrigen Bischöfe bestellt; über diese erhoben sich wieder die Bischöfe in den ersten Städten des Römischen Reichs, zu Constantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, und erhielten den Titel Patriarchen, und durch alle diese Unterordnungen entstand eine feste, ausgebildete aristokratische Verfassung. In der griechischen Kirche dauerte diese fort. Im Abendlande

aber ging die Aristokratie in den spätern Jahrhunderten in eine Monarchie über. Hier nämlich erlangte der Römische Bischof den Primat über alle übrigen, und nachdem die Meinung herrschend geworden war, der Apostel Petrus habe die Römische Gemeinde gegründet, und der Bischof dieser Gemeinde sey sein Nachfolger, und er seit dem Ende des 8. Jahrhunderts durch die Freigebigkeit Pipin's des Kleinen einen ansehnlichen Landstrich in Italien zum bleibenden, wenn auch anfangs nicht unabhängigen, Besitz erhalten hatte, stieg sein Ansehn immer höher. So geschah es, daß der Römische Bischof nach und nach das monarchische Oberhaupt der abendländischen Christenheit ward. Oefter jedoch wird das Wort Hierarchie im zweiten Sinne, nämlich von dem Verhältnisse der Kirche zu dem Staate gebraucht, nach welchem die Kirche nicht nur unabhängig von dem Staat ist, sondern auch den Primat behauptet, und Unterordnung seines Zwecks unter ihren Zweck fodert. In diesem Sinne nimmt man das Wort, wenn man das hierarchische System von dem Territorialsysteme, nach welchem das entgegengesetzte Verhältniß zwischen Staat und Kirche Statt findet, und von dem Collegialsysteme, nach welchem Staat und Kirche als unabhängig von einander betrachtet werden, unterscheidet. Folgendes sind die wichtigsten Punkte aus der Geschichte der Hierarchie. In den 3. Jahrhunderten stand die Kirche in gar keiner Verbindung mit dem Staate. Sie suchte keinen Einfluß auf den Staat zu erlangen, und der Staat mischte sich nicht in ihre Angelegenheiten, ob er sie gleich, weil sie der bestehenden öffentlichen Religion den Untergang drohete, zuweilen hart verfolgte. Als die Kirche seit Constantin dem Großen in eine Gesellschaft mit dem Staate zusammenfloß, erhielt sie zwar dadurch große Vortheile, ward aber auch abhängig von den Regenten, welche das Recht behaupteten, die allgemeinen Synoden (Kirchenversammlungen) zusammenzurufen und die Bischöfe der Hauptstädte zu bestellen, oft auch in die innern Angelegenheiten der Kirche, in ihre disciplinarischen Anstalten und in ihre Verhandlungen über die Bestimmung des Glaubens, sich mischten. Eben so war es in den Reichen der Gothen, der Longobarden und der Franken, welche auf die Trümmer der Römischen Monarchie gegründet wurden. Auch die Könige der Germanischen Reiche, und namentlich Carl der Große, übten die Hoheitsrechte über die Kirche aus, welche die Römischen Kaiser behauptet hatten, und da in den Germanischen Reichen das Lehenssystem entstanden war, so trugen die Bischöfe ihre Güter als von den Fürsten empfangene Lehen, und selbst der Römische Bischof stand als weltlicher Herr im Lehnsnexus zu dem Beherrscher der Fränkischen Monarchie. Die Keime indeß, aus welchen das hierarchische System sich entwickelte, waren schon in diesen Zeiten vorhanden, und lagen in der Idee der Kirche, als einer fortwährend durch den göttlichen Geist erleuchteten Gesellschaft, in der aus dem Judenthum auf die christlichen Lehren übergetragenen Idee eines von Gott selbst eingesetzten Priesterthums, durch welches der Geistliche eine, alle weltliche Hoheit übertreffende, Würde und eine nicht von dem Staate, sondern von Gott selbst kommende Gewalt erhalte, und endlich in der Ueberlegenheit, welche die Geistlichen dadurch über die Laien erlangten, daß sie, indem der Adel nur mit Kriegsthaten sich beschäftigte, und ein Bürgerstand noch nicht existirte, die einzigen Bewahrer wissenschaftlicher Kenntnisse wurden. Erst dann aber konnte sich aus diesem Keime das hierarchische System vollständig entwickeln, als der Römische Bischof den unbestrittenen Primat erlangt hatte, und allgemein als das Oberhaupt

der Abendländischen Christenheit galt; denn nun erst kam Einheit und feste Haltung in die Bestrebungen der kirchlichen Gewalt. Mehrere Jahrhunderte hindurch war das Ansehn dieses Bischofs fortwährend gestiegen, und eine Ursache seiner erhöhten Macht ward die im 9ten Jahrhundert entstandene Pseudoisidorische Sammlung theils erdichteter, theils verfälschter Kirchengesetze, deren Hauptzweck es war, die kirchliche Gewalt über die weltliche zu erheben. Denn da diese Sammlung bald als echt angenommen ward, und öffentliche Auctorität erhielt, so wurden die der Hierarchie günstigen Grundsätze immer mehr in den Gemüthern der Menschheit befestigt, und die Päpste konnten sich nunmehr bei allen ihren Ansprüchen auf schon vorhandene gesetzliche Bestimmungen berufen. Daher ward denn im 9. und 10. Jahrhunderte die Bestrebung der Kirche, sich nicht nur von den Staatsgewalten unabhängiger zu machen, sondern auch eine Superiorität über den Staat zu behaupten, immer sichtbarer. Mit dem kühnsten Muthe und dem lebhaftesten Eifer strebte namentlich Gregor VII. im 11. Jahrhunderte, die Ansprüche der Hierarchie durchzusetzen, und suchte seinen Zweck hauptsächlich dadurch zu erreichen, daß er den Fürsten das Investiturrecht, d. h. das Recht, die Bischöfe zu belehnen, zu entreißen trachtete. Auch hing die Einführung des Cölibates mit seinem Plane zusammen (s. Gregor VII.). Gregor indeß erreichte seinen Zweck nicht vollständig. Seine Nachfolger aber verfolgten seinen Plan mit Glück und Beharrlichkeit, und die seit dem Ende des 11. Jahrhunderts unternommenen und 2 Jahrhunderte lang erneuerten Kreuzzüge begünstigten ihre Bestrebungen. Denn theils beförderten diese Kriege eine Stimmung, welche den Ansprüchen der Kirche nicht anders als günstig seyn konnte, theils boten sie, da sie als Religionskriege betrachtet wurden, den Päbsten mannigfaltige Veranlassungen dar, an den allgemeinen Angelegenheiten der Europäischen Völker Theil zu nehmen, und die Unternehmungen der Fürsten zu leiten. Auch bildete sich unter diesen Kriegen die Idee eines Vereins der christlichen Völker, an dessen Spitze der Statthalter Christi stehe, völlig aus. So kam nun vom Ende des 11. bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts die Idee der Hierarchie ihrer Ausführung am nächsten. Die Kirche galt als ein über den Staat erhabenes Institut, und ihr mit übernatürlicher Gnadenfülle ausgerüstetes Oberhaupt stand in der öffentlichen Meinung über den weltlichen Fürsten. Die höchsten Autoritäten der Europäischen Welt waren das Pontificat und das Kaiserthum; die päbstliche Tiare aber war die Sonne, die Kaiserkrone der Mond. Dies war die Zeit, wo die Päpste aus den Streitigkeiten mit den Fürsten meist siegreich davon giengen, und besonders wußten Urban II., Paschalis II., Innocenzius III. und IV. die Würde ihres Stuhls und ihre Superiorität über die Fürsten zu behaupten und ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der Europäischen Völker geltend zu machen. Die Hierarchie ging nothwendig aus dem Geist und den Verhältnissen der Zeit hervor, und die Päpste waren nicht herrschsüchtiger, als die Fürsten, und handelten ihrem Charakter und ihrem Verhältnisse gemäß, wenn sie die Kirche unabhängig von der politischen Gewalt zu machen und sie über den Staat zu erheben strebten. Da die Hierarchie auf der öffentlichen Meinung beruhte, so mußte sie diese Meinung auf jede Weise zu erhalten, und was sie zu verändern drohte, zu unterdrücken trachten, und sie hat daher allerdings verderblich gewirkt, indem sie um dieses Zwecks willen die Geistesfreiheit beschränkte und Ketzergerichte anordnete. Auf der andern Seite aber hat sie auch wohlthätig gewirkt.

Denn sie war der Vereinigungspunkt der Europäischen Völker, hielt der militärisch-politischen Gewalt das Gegengewicht, schlichtete oft die Streitigkeiten der Fürsten, wehrte dem Ausbruch des Krieges, und verschaffte der Religion Einfluß auf die rohen Völker des Mittelalters. Seit dem 13. Jahrhundert, in welchem das Pontificat culminirt hatte, neigte es sich wieder, obwohl nur allmählig, und mit ihm die Hierarchie. Das beweisen die Streitigkeiten der Päbste mit Philipp dem Schönen und Ludwig dem Baier im 14. Jahrhundert, welche jetzt nicht mehr, wie vormals, zu ihrem Vortheile sich endigten. Dazu kam die Wanderung der Päpste nach Avignon, und das große Schisma, welches die Synoden zu Pisa (1409), zu Costnitz (1414) und zu Basel (1431) zur Folge hatte, wo die Päpste als Partheien vor einem höhern Richter erschienen, und der Grundsatz, daß das Concilium über dem Papste sey, ausgesprochen ward. Was aber noch wichtiger war, die allgemeine Meinung fing allmählich an, sich zu ändern, und an vielen Orten fanden die von Wiklef und Huß erregten Zweifel Eingang. Indeß bestand das Pontificat und mit ihm das hierarchische System in seinen äußern Formen unverschrt bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit aber ward das schon wankend gewordene Gebäude durch die Reformation mächtig erschüttert. In dem Theile der abendländischen Christenheit, welcher sich von Rom trennte, hörte die Hierarchie gänzlich auf. In den Ländern, wo Luthers Lehre eingeführt ward, trat an die Stelle des hierarchischen Systems das Territorialsystem, indeß in den Ländern, welche die reformirte Lehre annahmen, ein dem Collegialsysteme sich näherndes Verhältniß zwischen Staat und Kirche entstand. Die katholische Kirche fuhr zwar auch nach der Reformation fort, ihre hierarchischen Ansprüche zu behaupten, allein sie mußte einem ihrer Rechte nach dem andern entsagen, das Pontificat sank immer mehr, und endlich ist auch sie in eine völlige Abhängigkeit von den Staatsgewalten gekommen. N.

Hieres und Hierische Inseln. Hieres ist eine Stadt an der Küste von Provence, im Departement des Var, Bezirk Toulon, 2 Meilen von Toulon, an den steilen Felsen eines Meerbusens gelegen, bekannt wegen der herrlichen, immer blühenden Natur und unermüdlich üppigen Vegetation, deren Genuß jedoch durch die, wegen bedeutender Sümpfe, ungesunde Luft sehr verleidet wird. Sie hat etwa 6500 Einwohner und beträchtliche Salzwerke in ihren nahen Umgebungen. Ihr gegenüber, im mittelländischen Meere, liegen die, noch reizendern und der Größe nach in der That niedlichen, Hierischen Inseln, 4 an der Zahl, genannt Porquerolles, Bagueaux, Porto Cros und Levant (Titau), von denen jedoch nur 2 bewohnt und mit kleinen Vesten besetzt sind. Pomeranzen, Citronen, Granaten gedeihen hier in der Heimath ewigen Frühlings.

Hieroglyphe ist nach der Etymologie (von den Griechischen Wörtern Hieron und Glypto) heiliges Bildwerk, der Bedeutung nach: Allegorische Bilderschrift. Es sind die, bei den Aegyptern gebräuchlichen, Hieroglyphen in Reihen und Zeilen, nach Art der Buchstaben gestellte, ganze, obwohl verkleinerte, bisweilen abgekürzte, und nur mit einigen andern Zeichen vermischte, Abbildungen natürlicher und artistischer sinnlicher Gegenstände, die eine allegorische oder symbolische Bedeutung haben, um unsichtbare Gegenstände, Begriffe, die an und für sich nicht abgebildet werden können, darzustellen.

Eine Stufenfolge ihrer Fortbildung und Bedeutung, und Veränderung ihres Gebrauchs lassen sich historisch erweisen. Zoega unterscheidet 5 Klassen derselben: 1) Kyriologika, vollständige Bilder von Gegenständen der Natur und Kunst, welche diese Gegenstände selbst andeuten sollen; 2) Kyriologumena, nur in Umrissen und nach der gemeinen Ansicht ausgedrückte Bilder sinnlicher Gegenstände, z. B. ein Kreis als Bild der Sonne; 3) Tropische Bilder sichtbarer Gegenstände, wegen irgend einer deutlichen Verbindung oder Verwandtschaft übergetragen auf unsichtbare Gegenstände, Begriffe, z. B. Hund, zur Andeutung der Wachsamkeit; 4) Aenigmatische, bei denen das Bild von dem bezeichneten Gegenstand weit entfernt, und folglich die weit her zu leitende Verbindung zwischen beiden nicht so sichtbar ist, z. B. ein Käfer als Symbol der Sonne; 5) Phonatische, oder Worthieroglyphen, wo das Bild der Bedeutung, die an sich das Wort hat, mit welchem der abgebildete Gegenstand bezeichnet ist, oder der Aehnlichkeit des Lautes entspricht, z. B. Baieth, Habicht, die im Herzen wohnende Seele (Lebenskraft), nach Bai, Seele, und Eth, Herz. Zoega hat 958 Charaktere aus den noch übrigen Denkmalen der Aegypter zusammengebracht, und theilt diese in 7 Klassen: 1) vertikale und horizontale, krumme und wellenförmige Linien, auf verschiedene Weise verbunden, Dreiecke, Vierecke, Kugeln, Halbkugeln, Kreise, Sterne; 2) Bilder künstlicher Produkte, Werkzeuge, Waffen, Gebäude, Schiffe; 3) Bilder von Vegetabilien; 4) von Gliedern der Thierkörper, besonders des menschlichen Körpers; 5) von vierfüßigen, kriechenden und andern Thieren, besonders Vögeln; 6) von menschlichen Figuren in verschiedenen Stellungen, auch Mumien; 7) monströse Figuren, zusammengesetzt aus Mensch und Thier. Diese, von der Malerei ausgehende, hieroglyphische Schrift erfuhr mancherlei Veränderungen, und Zoega setzt 6 Epochen derselben fest. 1) Vor Erfindung der alphabetischen Schrift, wo die Aegypter sich nur der Hieroglyphen bedienten, und in ihrem Gebrauche von der natürlichen zur symbolischen und änigmatischen Darstellung fortgiengen. 2) Nach Erfindung der alphabetischen Schrift, wo Hieroglyphen nur auf öffentlichen und heiligen Denkmalen und Mumienbinden, auch einigen Priesterschriften gebraucht wurden, im gemeinen Leben aber die Buchstabenschrift, und eine zierlichere und weniger verständliche Art derselben auf manchen Denkmalen und in Büchern von den Priestern, die hieratische Schrift. 3) Von Psammetich bis zur Besitznahme Aegyptens von den Griechen, da die Priester, ihrer Herrschaft meist beraubt, anfingen, Geheimnisse zu bilden und die hieroglyphische Schrift mit räthselhaften Bildern vermehrten. 4) Unter den Ptolomäern, wo man die Hieroglyphen nur noch auf Denkmalen, die den Göttern und vergötterten Königen geweiht waren, und einigen Mumien brauchte, die hieroglyphischen Charaktere auch zur Bezeichnung neuer, von den Griechen eingeführten, Ideen anwandte, und den alten Monumenten neue Erklärungen gab. 5) Als Griechische und Aegyptische Religion vermischt, das alte Priesterinstitut fast vernichtet war, und die richtige Kenntniß der Hieroglyphen verschwand, fuhr man doch fort, theils die alten Hieroglyphen zu gebrauchen auf Stein, Mumienbinden und Büchern, welche die Mysterien angingen, theils neue zu erfinden. 6) Im 3ten und 4ten Jahrhundert wandte man die hieroglyphischen Charaktere zu den theurgischen, magischen, gnostischen, chemischen und astrologischen Träumereien an, wodurch ihre alte und ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit gerieth. Ihre Entstehung ist zu erklären aus dem Nil-

lender und der Verzeichnung der hiezu nöthigen astronomischen Beobachtungen und Berechnungen. Ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit ulber wurden sie für heilig geachtet, und nach Dornedden entwickelte h aus ihnen der Aegyptische Thierdienst, der eigentlich nichts war, s Schriftdienst. Die eigentliche Bedeutung war Priestergeheimniß, nd sie bedurften eines Schlüssels in der Priesterauslegung. Daraus ntstanden die, eine Verschiedenheit der Volks- und Priesterreligion anutenden, Mysterien. Leider haben wir den Schlüssel zu diesen Geeimnissen so gut wie verloren. Das Werk von Horapollo darüber ist hr unkritisch, das von Athanas. Kircher zu willkührlich; die größten Verdienste darum hat der gelehrte Dänische Archäolog Zoega in seinen iden Werken über die Aegyptischen Münzen und Obelisken. dd.

Hieronymus, der Heilige, einer der gelehrtesten und fruchtarsten Schriftsteller der alten Lateinischen Kirche wurde 331 in Dalmatien von bemittelten Aeltern geboren, mit Sorgfalt für gelehrte Studien erzogen und zu Rom unter dem Grammatiker Donatus mit den römischen und Griechischen Klassikern vertraut. Nebenbei ließ ihn auch das üppige Leben der Hauptstadt nicht unberührt, und er bekennt selbst, als Jüngling in der Liebe ausgeschweift zu haben. Gleichwohl neigte er sich bald zum Christenthum: die Katakomben und Gräber der Märtyrer gaben seiner Andacht die erste Nahrung. Reisen am Rhein und in Gallien brachten ihn mit mehreren christlichen Lehrern in Berührung, und noch vor seinem 40sten Jahre wurde er zu Rom getauft. Nach einem längeren Aufenthalte zu Aquileja begab er sich 373 nach Antiochien in Syrien, wo sich seine Neigung für das ascetische Leben entschied. 374 ging er in die Wüste von Chalcis, und brachte darin unter den härtesten Kasteiungen und fleißigen exegetischen Studien 4 Jahre als Einsiedler zu. Die Weihe als Presbyter zu Antiochien zog ihn wieder aus seiner Einsamkeit hervor. Ohne sich jedoch auf die Verwaltung dieses Amtes zu beschränken, ging er bald hierauf nach Constantinopel, um den Unterricht Gregors von Nazianz zu genießen. In Rom, wohin ihn sein Freund, der Bischof Damasus, zog, trat er 383 selbst als Lehrer auf. Seine Auslegungen der heiligen Schrift fanden Beifall bei den Römerinnen, und obgleich niemand die Sitten der damaligen feinen Welt mehr züchtigte, als er, so folgten doch mehrere vornehme Matronen mit ihren Töchtern seinen Anleitungen zum ascetischen Leben und wurden Nonnen. Marcella und Paula, die Heiligen, sind durch die gelehrten und geistreichen theologischen Briefe, die er ihnen schrieb, wie durch ihre seltene klösterliche Frömmigkeit berühmt. Paula begleitete ihn, da er 386 nach Palästina ging und bei Bethlehem von ihren Reichthümern und in ihrer Gesellschaft ein Kloster gründete, in dem er bis zu seinem 420 erfolgten Tode blieb. Der Einfluß, den er auf die theologische Denkart seiner Zeit gewann, verewigt ihn nicht weniger, als die Menge und der Werth seiner Schriften. Man erkennt ihn daraus als einen thätigen Theilnehmer an den Meletianischen, Origenistischen und Pelegianischen Streitigkeiten; überall verfocht er das rechtgläubige System der Kirche mit Eifer und Geschicklichkeit, obwohl seine eigenen Schriften nicht frei von Spuren der Ansicht und Denkart dieser abweichenden Parteien sind. Seine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, die er in den Ursprachen las, hatte ihn oft auf Resultate geführt, die er später mit der Kirche bestritt, und die Manier seiner Schriftauslegung streift nahe an die allegorischen Deutungen des von ihm geachteten, benutzten und angefochtenen Origenes. Uebrigens ist sein Verdienst um die Bibel bedeu-

wend, seine Lateinische Uebersetzung des A. Testaments aus der Grundsprache liegt der Vulgata zum Grunde, und seine Commentare gaben dem Studium der heil. Schrift neuen Schwung. Im Streite mit Jovinian und Vigilantius, den freimüthigen Gegnern der ascetischen Frömmelei, verleitete ihn sein ungemeßner Eifer für das Mönchsleben, der allerdings viel zur Beförderung dieses damals noch neuen Instituts beitrug, zu Schmähschriften, die mehr von Stärke und Feuer der Empfindung, als von Reife des Urtheils zeugen. Ueberhaupt besaß er bei einer glühenden Einbildungskraft, die seine Diction lebhaft und anziehend machte, ungeachtet seiner ausgebreiteten Sprachkenntniße, doch weniger philosophischen Geist, als sein berühmter Zeitgenosse Augustinus.

Hieronymus von Prag, aus dem Geschlechte von Faulfisch, gebildet auf den Universitäten zu Prag, Paris, Cöln und Heidelberg, 1309 der freien Künste Magister und Baccalaur der Theologie, auch Ritter am Hofe des Böhmischen Königs Wenzel, war in Lehren und Leiden der treue Gefährte des berühmten Johannes Huß, den er an wissenschaftlicher Bildung und Beredsamkeit noch übertraf, und beim Wirken für den kühnen Reformationsversuch des 15ten Jahrhunderts nur an Mäßigung und Besonnenheit nachstand. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war so bedeutend, daß Wladislav II. von Polen ihn 1410 zur Organisation der Universität zu Krakau brauchte, und Sigmund von Ungarn ihn in Ofen vor sich predigen ließ. Die Wiklefschen Lehren, die er hier eingemischt hatte, zogen ihm bei der Universität zu Wien eine kurze Gefangenschaft zu, aus der ihn die Prager befreiten. Mit ganzer Seele nahm er nun zu Prag an dem Kampfe seines Freundes Huß gegen die Mißbräuche der Hierarchie und den sittenlosen Clerus Antheil, und schritt nicht selten zu Gewaltthätigkeiten. Er eiferte heftig gegen den Reliquiendienst, trat sie mit Füßen, und ließ Mönche, die sich ihm widersetzten, verhaften, ja einen in die Mulde werfen. Die Kreuzbulle wider Ladislaw von Neapel und die päpstlichen Ablaßbriefe verbrannte er 1411 öffentlich. Als Huß in Costnitz verhaftet ward, konnte er daher nicht unthätig bleiben, und eilte zu seiner Vertheidigung. Allein ein offener Brief, in dem er das Concilium von Ueberlingen aus um sicheres Geleit gebeten hatte, wurde ihm nicht befriedigend beantwortet, und da er nach Prag zurückreisen wollte, ließ ihn der Herzog von Sulzbach den 24. April 1415 in Hirsau festhalten und in Ketten nach Costnitz bringen, noch ehe die Frist der Ladung des Conciliums an ihn abgelaufen war. Hier mußte er im Kerker das schreckliche Schicksal seines Freundes erfahren, und nach mehreren Verhören, wo man ihn nicht zu widerlegen vermochte, hatte eine halbjährige Gefangenschaft ihn so abgemattet, daß er der Gewalt endlich nachgab, und sich den 11. Septbr. 1416 zum Widerruf der ihm und Huß angeschuldigten Ketzereien entschloß. Doch befreite dieser Verrath an der guten Sache ihn nicht, und nachdem er ein Jahr ohne sehen oder lesen zu können in der Finsterniß des Kerkers geschmachtet hatte, erwachte sein alter Muth in einem Verhöre am 26. Mai 1416. Hier nahm er seinen Widerruf feierlich zurück, bekannte, daß ihn keine seiner Sünden mehr betrübe, als jene Untreue, und erklärte sich für die Grundsätze Hussens und Wiklefs mit einer Freimüthigkeit, Kraft und Beredsamkeit, die seinen Gegnern Bewunderung abnöthigte, aber nichts desto weniger seinen Untergang beschleunigte. Am 30. Mai wurde er auf Befehl der Kirchenversammlung verbrannt. Er ging unter Absingung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und geistlicher Lieder ge-

rost zum Scheiterhaufen, und gab unter lautem Gebet seinen Geist auf. Seine Asche streute man in den Rhein, um sein Andenken auf immer zu verwischen, aber die Nachwelt hat ihn gerechtfertigt und Unzählige verehren in ihm einen Märtyrer der Wahrheit, der unermüdet wirksam im Leben und wahrhaft groß im Tode sich um die Vorbereitung der Kirchenreformation unsterbliche Verdienste erwarb. Seine eigenthümlichen Ansichten und Behauptungen stimmen nahe mit den Hussitischen überein, s. deshalb Huß. K.

Hieronymus Napoleon, König von Westphalen, aus der Familie Bonaparte, wurde den 15. Novbr. 1784 zu Montpellier geboren. Er widmete sich anfangs der Marine, und machte mehrere Züge im Mittelländischen Meer und nach Amerika, wo er als Schiffscapitain später zu Baltimore, Boston und Washington lebte, auch am 27. Decbr. 1803 mit Elisabeth Patterson, ältester Tochter des Negocianten Patterson zu Baltimore, sich vermälte. Seinen ruhmvollsten Seezug machte er vom 13. Decbr. 1805 bis zum 26. August 1806. Er hatte zuerst die Englischen Flotten, welche nach Indien und Amerika bestimmt waren, genöthigt, in die Irländischen Häfen zu flüchten. Dann ging er nach der Höhe von St. Helena und zerstörte auf dieser Fahrt mehrere Englische Schiffe. Von da begab er sich nach St. Salvador in Brasilien, wo er seinen Kranken Erfrischungen verschaffte. An der südamerikanischen Küste vernichtete er mehrere Englische Kaper, zeigte sich vor den Antillen, und nöthigte Cochranes Geschwader, nach Barbados zu flüchten. Ein Sturm trennte ihn vom Admiral Saumarez im Meerbusen von Florida; darauf kehrte er nach Europa zurück. Auf dem Rückwege nahm oder verbrannte er von der mit Masten und Schiffsbauholz beladenen Quebeckflotte 6 Schiffe. Die gefangenen Engländer gaben ihm das Zeugniß der gütigsten und humansten Behandlung. An dem Tage gerade, wo Hieronymus mit dem schlecht segelnden Linienschiffe Veteran von 74 Kanonen sich der Küste von Bretagne näherte, waren zwar die vor L'Orient stationirten Englischen Kriegsschiffe durch eine Jagd auf andere Französischen Schiffe entfernt, doch wurde Hieronymus Schiff von dem Engl. Linienschiff Gibraltar, welches 80 Kanonen führte, entdeckt, und weil er Gibraltar besser segelte, eingeholt. Allein ein Kanonenschuß vom Hinterdecke des Veterans zerschmetterte des Gibraltars Vordermast, die Jagd mußte eingestellt werden, und Hieronymus langte glücklich in der Bay von Concarnau an, von wo er sich bald nach Paris begab. Er wurde zum Französischen Prinzen erhoben, auch ward Einleitung zur Ehe mit einer Deutschen Prinzessin getroffen. Der merkwürdige Krieg im Jahr 1806 schob dieselbe auf. In Verbindung mit dem General Jandamme commandirte der Prinz das 10te Corps in Schlesien, und hielt am 6. Januar 1807 seinen feierlichen Einzug in das eroberte Breslau. Im März desselben Jahres wurde er, der schon bei der Marine die Würde eines Contreadmirals erhalten hatte, zum Divisionsgeneral der Französischen Landmacht ernannt, und seine letzte Waffenthat in Schlesien war die Eroberung der Festung Glaz am 25. Juni 1807. Der Friede zu Tilsit machte damals dem Kampfe ein Ende, und hob den Prinzen Hieronymus Napoleon auf den Thron des durch das Dekret von 18. August 1807 neu geschaffenen Königreichs Westphalen. Im ersten Tage des Jahres 1808 ward Hieronymus Napoleon I. als König von Westphalen mit großem Pomp zu Cassel gehuldigt. Seine Gemahlin wurde Catharina Friederika Sophia Dorothea, königliche Prinzessin von Würtemberg, mit welcher er am 22. Aug. 1807 sich vermählte. Die Organisation des neuen Königreichs begann mit ra-

chem Eifer i. J. 1808. Das folgende Jahr führte neue Stürme herbei; Schill brach ins Elb- und Oferdepartement, plünderte die öffentlichen Kassen, raubte Königliche Gelder und fand nicht unbeträchtlichen Anhang. Im Fuldadepartement und an der Werra, unmittelbar vor den Thoren der Hauptstadt, erregte Dörenberg Aufruhr, und die Kriegsscenen in Sachsen riefen den König Hieronymus selbst mit einem beträchtlichen Theile seines Heeres nach Leipzig und Dresden. Bald nachher brach Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels aus Böhmens Wäldern durch Sachsen in Westphalen, und machte wie ein reißender Waldstrom mit seinen Schwarzen sich Bahn bis zu den Küsten des Deutschen Meeres. Zwar stellte der Wiener Friede die Ruhe wieder her; aber die Finanzen waren völlig durch die lange Unruhe, durch den unentbehrlichen Aufwand des Krieges, durch die oftmaligen Plünderungen der Staatskassen zerrüttet worden. Große Resultate wurden von dem bereits am Schlusse des Jahres 1809 zusammenberufenen, zweiten Reichstag erwartet, blieben aber, ohne Schuld des Königs, unerfüllt, weil überall Napoleon dazwischentrat. Die Finanzen waren wieder der Berathung Hauptgegenstand. Das Jahr 1812 führte den ungeheuern Kampf im Norden herbei. Mit einer schönen, trefflich gerüsteten und bekleideten Armee zog der König selbst nach der Weichsel; sein Hauptquartier war zu Warschau. Allein er kehrte — sein Heer zurücklassend — in die Residenz, ehe die entscheidenden Kriegsereignisse begannen. Die bedrängtesten Zeitpunkte für Westphalen führten nun die ungeheuren Resultate des Rückzugs des großen Französischen Heeres aus Rußland herbei. Am 28. Sept. 1813 nahte Czernitscheff mit seinem Streifkorps sich Cassel, nöthigte den König zur Flucht, und nahm am 30sten die Hauptstadt. Zwar kehrte der König den 17. Octbr. noch einmal nach Cassel zurück, aber nur um es noch einmal und zum letzten Male zu verlassen, denn seines Bruders Macht war inzwischen bei Leipzig gebrochen. In welcher Situation er sich damals befand, zeigen die von ihm aufgefangenen Briefe. Er floh über den Rhein, wohin ihm sein Bruder mit dem Ueberrest seiner Heere bald folgte. Durch die entscheidende Schlacht von Paris verloren beide Brüder den Thron. Hieronymus behielt den Titel eines Prinzen und sein Privatvermögen. Eine Zeit lang hielt er sich in der Schweiz, dann zu Grätz in Steiermark auf, von wo er im August 1814 nach Triest verwiesen wurde. Als die Unruhen des Jahres 1815 ausbrachen, begab er sich erst in das Hauptquartier des Königs Joachim, nachher aber nach Frankreich, wo er, in Gesellschaft der Madam Lätitia und des Cardinals Fesch, am Ende des Mai ankam. In der Schlacht bei la belle Alliance befand er sich an der Seite Napoleons. Die Verfügungen, welche die Alliirten über die sämmtlichen Mitglieder der Familie Bonaparte eintreten zu lassen für gut fanden, trafen auch ihn, und so lebte er seitdem, unter Aufsicht, auf dem Schlosse Ellwangen, im Königreiche Würtemberg. Im August 1816 verließ er Ellwangen, um mit dem Titel eines Prinzen von Montfort, seinen künftigen Aufenthalt in den Oesterreichischen Staaten zu nehmen, wo seine Gemahlin, treu und edel, sein Schicksal mit ihm theilt. Ueber seinen Charakter und sein Wirken richtig zu urtheilen, dürfte jetzt, wo die Stimme der Leidenschaft sich noch zu laut erhebt, noch nicht Zeit seyn. Indessen ist seine Gutmüthigkeit und Humanität allgemein anerkannt; so wie auch jedermann einräumt, daß der Druck, der während seiner Regierung so viele Beschwerden verursachte, nicht sowohl seiner Person als seinen ausländischen Umgebungen

der Härte zur Last zu legen ist, mit der Napoleon die Kräfte von
stphalen für sich in Anspruch nahm. zz.

Hierophant, war der erste Priester oder Vorsteher der Eleusi-
ı, und durfte nur aus dem Geschlechte der Eumolpiden gewählt
den, deren Urahn für den Stifter dieser Mysterien und ersten Hie-
banten gehalten wurde. Sein Aeußeres, in Gestalt und Kleidung,
ßte ganz dem erhabenen Posten entsprechen, den er bekleidete. Er
ßte das erste männliche Alter zurückgelegt haben, und wo nicht schön,
h ohne sichtliche Gebrechen seyn, und ein ausgezeichnet angenehmes
gan besitzen. Seine Stirn war mit einem Diadem geschmückt und
Haare rollten in einfachster Natur über den Nacken und die Schul-
ı herab. Sein Wandel mußte ohne Flecken seyn, eine Glorie der
ligkeit ihn in des Volkes Augen umgeben. Nach seiner Wahl
r ihm das Verheirathen untersagt, und um alle sinnliche Begierden
der Geburt zu ersticken, mußte er (nebst allen übrigen Priestern der
bele) sich mit Schierlingssafte waschen, den man für das beste Däm-
ngsmittel hielt; ja nach andern Angaben haben diese Priester solchen
ift sogar getrunken. (Doch wird auch behauptet, daß nur die zweite
irath ihnen untersagt gewesen sey, und daß ihre Weiber an gewissen
schäftigungen, z. B. Schmücken der Bildsäulen u. s. w. hätten Theil
men dürfen.) Den Hierophanten (und den Eumolpiden überhaupt)
es ob, die ungeschriebenen Gesetze zu bewahren und zu deuten, nach
ıen die Lästerer der Gottheit und Schänder ihrer Feier bestraft wur-
ı. Bei den kleinen Mysterien hatte er die Einzuweihenden in den
eusinischen Tempel einzuführen, und die, welche die letzten Prüfungen
tanden hatten, in die letzten und großen Geheimnisse einzuweihen.
i den Mysterien selbst repäsentirte er den Demiurg, Weltschöpfer,
leidet mit den darauf sich beziehenden Attributen; er erklärte den
nzuweihenden die verschiedenen ihnen vorkommenden Erscheinungen
t tönender, durchdringender Stimme; bei den großen Mysterien war
auch der einzige Ausleger der im Innersten des Allerheiligsten ru-
ıden Geheimnisse, nämlich des geheimen Unterrichtes, der eigentlich
Hauptzweck der ganzen Anstalt war. Daher nannte man ihn auch
pstagog, oder auch Prophet, und keinem war es erlaubt, seinen Na-
n in Gegenwart eines Ungeweihten auszusprechen. Bei öffentlichen
erlichkeiten gehörte es auch zu ihrem Amte, die Bildsäulen der Göt-
zu schmücken und selbst sie zu tragen.

Highwaymen heißen solche Straßenräuber, welche in England
er selbstgewählten Masken die Reisenden überfallen. Sie sind jeder-
beritten, und dünken sich über die Räuber, die zu Fuß ihr Hand-
k treiben (footpad), weit erhaben.

Hildburghausen. Eines der Sächsischen Herzogthümer, das
einem Theile des Herzogthums Coburg und der Grafschaft Henne-
g zusammengesetzt ist, und den Namen von seiner Hauptstadt erhal-
hat, deren Erbauer der Fränkische König Childebert, Chlodwigs
hn, seyn soll. Diese Stadt, ehedem zu Coburg gehörig, kam nebst
dburg (als dessen Erbauer auch König Childebert genannt wird),
feld und Königsberg durch Heirath an den Burggrafen von Nürn-
g, und von diesem in der Folge, auch durch Heirath, an Sachsen.
Ernst der Fromme gestorben war, erhielt dessen sechster Sohn,
nst, diese Besitzungen zu seinem Antheile; von nun an wurden sie
besonderes Fürstenthum, wovon er 1678 Besitz nahm; auch Amt
Stadt Königsberg, bisher ein Besitzthum seines Bruders Heinrich
Römhild, erhielt er 1683 durch Vergleich mit seinem Bruder Frie-

drich von Gotha. Er nahm nun seine Residenz, die vorher in Heldburg war, zu Hildburghausen, und erbaute hier sich ein Schloß, (1685). Noch erhielt er als ein für sich günstiges Resultat des Coburgischen Successionsstreites das Amt Sonnefeld, von dem Römhildischen Antheile, die Kellerei Behrungen, die Elsterischen Lehne und den Hof Milz. Nach dem Beispiele seines Bruders in Gotha hatte er das Recht der Erstgeburt auch in der von ihm gestifteten Seitenlinie eingeführt; sein ältester Sohn Ernst Friedrich I. folgte ihm (am 17. Octbr. 1715) daher; dieser legte die Neustadt-Hildburghausen an, hinterließ aber die Finanzen nicht in dem glänzendsten Stande. Am 9. März 1724 ward sein Sohn Ernst Friedrich II. sein Nachfolger unter der Vormundschaft seiner Mutter (einer Gräfin von Erbach), bis er 1728 selbst die Regierung antrat. Auch nach seinem Tode (am 13. Aug. 1745) kam das Land unter die Regentschaft der Mutter des unmündigen Herzogs Ernst Friedrich Carl. Noch war das Land seit Friedrich I. nicht aus den Schulden herausgekommen; diese waren vielmehr immer angewachsen, so daß 1769 eine kaiserliche Debit-Commission beauftragt wurde, unter dem Vorsitz des Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, das Finanzwesen zu reguliren; es kam dahin, daß die Landstände die Erziehung der fürstlichen Kinder übernehmen mußten. Der jetzt regierende Herzog Friedrich (seit 1780) ist der älteste Sohn aus Ernst Friedrich Carl's dritter Ehe (mit einer Prinzessin von Weimar), und stand unter der Vormundschaft seines Ur-Großoheims, des Prinzen Joseph Friedrich, bis zu dessen Tode (1787), wo er erst die Regierung übernahm. 1806 trat der Herzog dem rheinischen Bunde bei. Durch einen 1807 (am 16. Juni) mit Würzburg abgeschlossenen Vertrag wurden die Ganerborte: Altershausen, Holzhausen, Kleinmünster, Oberhohenried, Römershofen, Silbach, Uchenhofen, Unterhohenried, Westheim, Hallingen, Junkersdorf, Unfinden, Lentershausen, Rügheim, Uschersdorf und Berkach, zwischen beiden Staaten provisorisch so getheilt, daß die ausschließende Souverainetät in denselben demjenigen Souverain gehören soll, welcher in ihnen die Mehrzahl der Landunterthanen besitzt. 1813 wandte sich der Herzog auf die Seite der Alliirten, und wurde dann auch Mitglied des deutschen Bundes. Das Areal des Herzogthums beträgt 11 (nach Andern 17) Quadratmeilen mit 8 Städten, 121 Dörfern und 33,000 Einwohnern. Die Staatsschulden werden zu 2 Millionen Gulden angegeben; die Revenüen zu 100,000 Gulden. Die Hauptstadt enthält ungefähr 3000 Einwohner in 300 wohlgebauten Häusern.

Hildebrandismus nennt man die Herrschsucht der Geistlichen und das Streben der Kirche, sich über den Staat zu erheben, darum weil der Papst Gregor VII. (s. **Gregor VII.**), welcher vor seiner Erhebung zum Pontificate **Hildebrand** hieß, das hierarchische System mit dem rastlosesten Eifer und dem kühnsten Muthe durchzusetzen strebte, und deshalb der unmäßigsten Herrschsucht beschuldigt wird. N.

Hildesheim, Fürstenthum in Niedersachsen, auf der Nordseite des Harzes, hat von Osten nach Westen etwa 10, und von Süden nach Norden 8 Meilen in die Länge und Breite. Ein für den Ackerbau vortreffliches Land; Viehzucht wurde von jeher nicht so gut, als es wohl hätte geschehen können, getrieben. Die Berge im südlichen Theile des Landes: der Solling, die Siebenberge, der Sundern u. s. w. sind meist mit trefflichen Eichen, Buchen, Eschen und Birken bewachsen, und die wenigen kahlen Berge haben ergiebige Steinbrüche und Eisengestein. Des Landes Hauptflüsse sind: die Leine, Ocker, Innerste und

ufe. Das ehemalige Bisthum enthielt 8 Städte, 4 Flecken, 75 adli-
e Güter und 248 Dörfer. Zu den Landständen gehörten: das Dom-
apitel, 7 Stifter, die Ritterschaft und die Städte Hildesheim, Peina,
lze und Alfeld. Zur evangelischen oder protestantischen Kirche be-
annten sich alle Städte, der größte Theil des Adels und die meisten
örfer; zur katholischen vorzugsweise der Landesherr, das Domkapitel,
e Klöster, ein Theil des Adels und alle bischöfliche Bediente. Die
rotestantische Religionsfreiheit war durch den Receß von 1711 bestätigt.
m J. 822 hatte Carl der Große das Bisthum gestiftet. Sein ur-
rünglicher Bestand vermehrte sich unter verschiedenen Bischöfen. Bern-
ard I. brachte Winzenburg, Johann I. Peina, Siegfried II. Dassel,
tto II. Woldenberg und Heinrich III. Schladen ans Stift. Als aber
ohann IV. im Jahr 1519 die berühmte Hildesheimische Stiftsfehde mit
einrich dem Jüngern von Braunschweig begann, lief diese, weil Heinrich
äiser Carls des Fünften Liebling geworden, so unglücklich ab, daß
r in die Acht erklärte Bischof nichts als die Domprobstei, nebst den
emtern Steuerwald, Marienburg und Peina behielt. Im Laufe des
jährigen Krieges änderte sich die Lage der Dinge; Bischof Ferdinand
kam durch einen 1643 mit den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg
schlossenen Vergleich das sogenannte große Stift, bis auf die Aemter
itter am Baremberge, Dachtmissen, Coldingen und Westeroden zu-
ck. So blieb die Sache bis zur großen Theilung des geistlichen Guts,
lche durch die geheime Convention zu Berlin zwischen Preußen und
r Französischen Republik bereits im August 1796 vorbereitet, nach
m siebenten Artikel des Lüneviller Friedens im Jahre 1802 ausge-
ührt wurde. Der König von Preußen erklärte in einem Patente vom
Juni 1802, daß er nun Hildesheim und Goslar sich zueignen werde,
d die Besitznahme geschah wirklich am 30. Juli desselben Jahres.
e letzte Fürstbischof, Franz Egon von Fürstenberg, wurde pensionirt,
d Hildesheim ward eine Preußische Provinz, bis durch Napoleons
kret vom 18. August 1807 Hildesheim ausdrücklich zum integrirenden
Theil des neuen Königreichs Westphalen erklärt ward. Nach den
ereignissen des Jahres 1814 fiel auch Hildesheim wieder an Preußen
rück, welches aber dasselbe, vermöge des 27. Art. des Wiener Con-
ßinstrumentes, an Hannover abgetreten hat. Die Stadt Hildes-
im, die 2500 Häuser und 12000 Einwohner hat, deren Hauptge-
rbe in Garn- und Leinwandhandel besteht, liegt an der Innerste auf
em abhängigen Baden, besteht aus der Alt- und Neustadt, deren
e sonst ihren eigenen Magistrat hatte, und ist sehr altmodisch und
regelmäßig erbaut. In der Domkirche zeigte man sonst einen schönen
stlichen Schmuck, und vor dem hohen Chor die uralte Irmensul,
bekanntes Götzenbild der Sachsen. ꝛc.

Hiller (Johann Adam), geb. zu Wendischossig bei Görlitz den
Dec. 1728, wurde schon im sechsten Jahre seines Vaters beraubt.
genoß jedoch noch einige Zeit den Unterricht des dasigen Schulmei-
s, des Nachfolgers seines Vaters, auf dem Clavier und der Vio-
, fand aber schon damals seinen größten Zeitvertreib am Singen,
sang aus Mangel an andern Stücken am liebsten die Passions-
Sterbelieder aus dem Gesangbuche. Im zwölften Jahre kam er
das Gymnasium nach Görlitz und wegen seiner guten Stimme un-
das dasige Singchor. Hier übte er sich unter Anführung einiger
eschüler auf mehrern Instrumenten. Um an einer neu errichteten
sikalischen Gesellschaft, wo noch ein Baßspieler fehlte, Theil zu
nen, kaufte er sich eine alte Baßgeige für 18 Gr., auf welcher er

seine Kräfte üben wollte. Nachdem er 5 Jahre auf dem Gymnasium zugebracht, und hierauf wegen seiner drückenden Umstände einige Zeit bei zwei Civilbeamten als Schreiber gewesen war, begab er sich 1747 auf die Kreuzschule nach Dresden, nahm bei Homilius Unterricht, und bildete sich vorzüglich durch das Anhören der damals mit aller Pracht und Vollkommenheit aufgeführten Hassischen Opern und durch das Studiren der Partituren davon, die er sich größtentheils zur Nachtzeit abschrieb. 1751 kam er nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, nahm als Baßsänger und Flötenist an dem dasigen öffentlichen Concert Antheil, componirte hier schon mehreres, und widmete sich auch besonders dem theoretischen Studium der Musik, bis er 1754 als Hofmeister bei dem jüngern Grafen von Brühl Dresden wieder sah, und zugleich gute Gelegenheit bekam, seinen Hang zur Musik noch mehr zu befriedigen. Als er Leipzig mit seinem Eleven 1758 zum zweiten Male bezog, hinderte ihn seine Hypochondrie, außer Gellerts geistlichen Liedern, die er aus Gefälligkeit gegen den Dichter setzte, an sonstiges Componiren zu denken; ja er legte sogar 1760 seine Hofmeisterstelle nieder, nachdem er schon einen Ruf als Professor nach Petersburg abgelehnt hatte, und erwarb sich seinen Unterhalt durch Uebersetzungen wichtiger Werke, gab den musikalischen Zeitvertreib, das erste praktisch-periodische Werk der Art in Deutschland, heraus, und wurde endlich 1763 als Direktor des dasigen sogenannten großen Concerts angestellt, das seine ganze Einrichtung und Ordnung vorzüglich ihm zu verdanken hat, und an welchem Dem. Schmehling (nachherige Mad. Mara) und Dem. Schröter als Sängerinnen Theil nahmen. Der wichtigste Dienst, den er damals nicht blos Leipzig, sondern auch vielleicht ganz Deutschland leistete, war, daß er auf Veranlassung des bekannten Theaterprincipals Koch Deutsche Operetten einführte, zu einer Zeit, wo man auf Deutschen Theatern noch keinen Deutschen Sänger gesehen hatte. Wer kennt nicht von dieser Seite das unendliche Verdienst des würdigen Hillers, dem man mit allem Recht die Verbesserung des Deutschen Geschmacks, den Vorzug der Deutschen vor der Italienischen und Französischen Operette an richtiger Declamation, an Wahrheit im Ausdruck und überhaupt an edlem Gesang ursprünglich zu verdanken hat? Noch vermehrte er seine Verdienste um Leipzig 1771 durch Errichtung einer Singschule für junge Frauenzimmer, in welcher manche treffliche Sängerinnen gezogen wurden. Bei seiner Reise nach Mitau, wohin er zwei seiner vorzüglichen Schülerinnen, Podleska, begleitete, erhielt er vom Herzog von Curland viele Ehrenbezeigungen und Geschenke, und nachher (1784) den Charakter als Capellmeister. Ihm verdankt man es auch, daß man sowohl zu Berlin bei seiner damaligen Anwesenheit 1786, als auch nachher 1787 und 1795 zu Leipzig das berühmte Händelsche Meisterstück, den Messias, unter seiner Anführung gehört hat. Im J. 1789 übertrug man ihm endlich zu Leipzig den Posten des mit Ehren alt gewordenen und in Ruhe versetzten (zu Anfang des J. 1797 verstorbenen) Cantors und Musikdirektors Doles, wo er sich die stete Verbesserung des Chors mit unermüdetem Eifer angelegen seyn ließ, so wie er auch durch Einführung besserer Melodien für die Kirchengesänge noch in seinem Alter sich Verdienste erworben hat. Daß übrigens unter seinen theatralischen Compositionen die Jagd, die Jubelhochzeit, die Liebe auf dem Lande, der Erntekranz u. s. w. so viele Volksgesänge hergegeben haben, ist eben so bekannt, als es zugleich Beweis für die Trefflichkeit derselben ist. Auch für die Kirche hat er vieles componirt,

nd mehrere theologische Werke, so wie auch Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler herausgegeben. Er starb im J. 1804 an gänzlicher Entkräftung.

Hiller (Gottlieb), der Naturdichter genannt, war der Sohn nes armen Fuhrmanns, geboren zu Landsberg in Sachsen 1778. Im m regte sich von Kindheit auf ein natürlicher, tüchtiger Verstand und ne gemäßigte Einbildungskraft, beide durch Beobachtung und einen untern, festen, aber sanftmüthigen und gutgearteten Charakter bestimmt und geleitet. Hieraus entwickelte sich eine ausgezeichnete Lerngierde und Nachahmungsgabe, welche sich in Stunden, wo er von n groben Arbeiten seines Standes frei war, durch mechanische Erfindungen, vorzüglich aber durch eifrige Lektüre jedes Blattes, dessen er ihhaft werden konnte, und mancherlei Versuche, seine Gedanken und infälle in Reime zu fassen und aufzusetzen äußerte, womit er bald h einige äußere Vortheile erwarb. Hätte Hiller einen planmäßigen nterricht gewossen (er besuchte früher nur einige Winkelschulen, spär, als sein Stiefvater mit ihm und seiner Mutter nach Edthen zog, e dasige Freischule einige Zeit), so hätte er leicht, vorzüglich im Fae der praktischen Wissenschaft etwas leisten und seinem Talent Erweiterung und Sicherheit verschaffen können. Allein früher hinderten n daran jene Beschäftigungen, welche seine Lage mit sich brachten. späterhin aber, nachdem er durch einige Gedichte bekannt geworden ar, machte das übertriebene Lob seiner Freunde und Gönner, welche e poetischen Versuche, und seine Leichtigkeit zu versificiren unter den osaischen Umgebungen, in welchen er stand, und bei Ermangelung ner gründlichen Anweisung, als Seltenheit betrachteten und anstaunn, oft auch wohl nur dem wackern Menschen und dessen schlichten euherzigen Thun und Wesen Beifall und Unterstützung schenkten, ein so überraschenden und fast berauschenden Eindruck auf ihn, daß im Gefühle des Glücks, durch Anwendung seines Talents seine und ner Familie Lage zu verbessern, worauf sein Streben einzig gerichtet ar, an ein tieferes Studium nicht mehr dachte, sondern durch mehre Reisen sich bekannt zu machen und durch Herausgabe seiner Gechte Unterstützung und Pränumerationen zu gewinnen bemüht war. iese Gedichte erschienen 1805 zu Edthen und zeichnen sich weder durch eichthum der Ideen, noch durch Gediegenheit der Darstellung und ille des poetischen Ausdrucks aus; ja sie verrathen vielmehr eine m Wesen des wahren Naturdichters geradezu widersprechende eflexion über Kunst und Naturbildung, welche durch die bei vielen rosten genossenen Auszeichnungen in ihm geweckt worden zu seyn scheint, d sich in seiner, jenen Gedichten vorausgeschickten weitläuftigen Selbstgraphie mit einer verzeihlichen Eitelkeit überall an den Tag legt. n übrigen aber war er von Stolz so fern, daß er selbst nach jenen szeichnungen aus den Zirkeln der Vornehmern, in welche er erhon worden war, zufrieden und munter in den Kreis seiner Familie d zu seinen liebgewonnenen Beschäftigungen, Lehnisteinstreichen und ubennesterflechten, zurücktrat. Wenn wir daher auch jenen Verimen ihm nicht zugestehen können, so verdient er doch durch die hlichtheit seines Charakters, verbunden mit jener Leichtigkeit, seine glücklichen und muntern Einfälle in Versen auszusprechen, welche ohne Lehrer, durch eigene Uebung und Lektüre erworben hat, und seinem und seiner Familie Vortheil mit Klugheit anzuwenden wußAchtung und Aufmerksamkeit.

Hiller (Johann Freiherr von), kaiserlich Oestreichischer Feld-

marschallieutenant, Commandant des Theresienordens, Inhaber eines Infanterieregiments, commandirender General an der Gränze, Präsident des croatischen Appellationsgerichts u. s. w. Die Geschichte kennt ihn als einen der ersten Feldherren Oestreichs. War er gleich nicht glücklich bei Abensberg am 20. April 1809, wo er vereint mit dem Erzherzoge Ludwig, von dem Kaiser Napoleon selbst geschlagen und in Folge dieser Schlacht bis hinter Landshut geworfen wurde, so bewies er doch in dem Gefecht bei Neumarkt an der Rott (am 24. April 1809), wo er die vereinigten Corps der Herzöge von Montebello, Istrien und der Baiern unter Wrede angriff und bis Vils-Biburg zurückdrängte, und sein, durch die Ereignisse bei Regensburg ihm abgedrungener, doch meisterhafter Rückzug bis an die Donau, auf welchem er das schreckliche Treffen bei und in Ebersberg bestand, daß er ein tapferer Soldat, ein einsichtsvoller General und einer der unerschrockensten Männer sey. In den für die Oestreichischen Waffen so glänzenden Tagen vom 21. und 22. Mai 1809 bei Aspern und Eßlingen umschlangen Tapferkeit und Glück Hillers Haupt mit unverwelklichen Lorbeeren. Seine Colonne, die erste in der Schlachtordnung, die nun, nach seiner Vereinigung mit dem Generalissimus, Erzherzog Carl, den rechten Flügel der Armee bildete, war es, welche am 21. den blutigen Kampf um Aspern kämpfte, dieses am 22. gänzlich eroberte, und zugleich die Besiegung der linken Franz. Flanke entschied. Von neuem trat er wieder auf den Schauplatz in dem großen Völkerkrieg des Jahrs 1813, da er eine Zeitlang in Italien gegen den Vicekönig mit Glück operirte und bis Verona vordrang, dann aber im November das Commando dem Feldmarschall von Bellegarde übergab. Zu derselben Zeit belohnte der Kaiser seine Verdienste, indem er ihn in den Grafenstand erhob und mit einer Herrschaft beschenkte.

Himmel und Himmelfahrt. Ursprünglich bedeutet Himmel eine gewölbte oder hohle Decke, und noch ist das Wort in dieser Bedeutung in den Worten Thronhimmel, Himmelbett u. a. m. üblich. Am häufigsten aber wird dieses Wort von dem, dem Anscheine nach runden und blauen, Gewölbe gebraucht, welches die Oberfläche der Erde umspannt und bedeckt. Das ist die Bedeutung dieses Wortes, wenn man von einem Luft- und Wolkenhimmel redet. Da die Sterne an der die Erdkugel umgebenden Decke des Dunstkreises zu schweben scheinen, so nennt man auch den ganzen unermeßlichen Weltraum außer der Erde mit allen darin befindlichen Weltkörpern Himmel. Wenn der Mensch das Göttliche und Ueberirdische unter sinnlichen Bildern und als im Raume vorhanden sich vorstellt, so denkt er sich dasselbe als erhaben über sich und die Erde, so setzt er es in die Räume über die Wolken und die Sterne. Daher die dem Menschen natürliche Vorstellung von dem Himmel als dem Orte der nähern Gegenwart Gottes und der Wohnung der seligen Geister. Auch der aufgeklärteste Verehrer Gottes, welcher wohl weiß, daß Gott überall ist, und daß seine unendliche Kraft die Erde wie die Sterne durchdringt, breitet doch, von dieser dem menschlichen Geiste natürlichen Vorstellungsart geleitet, seine Arme gen Himmel aus, wenn er betet, und schaut himmelwärts, wenn er sehnend einer vollkommenern Ordnung der Dinge entgegensieht oder der hingeschiedenen Geliebten gedenkt. In dieser Vorstellungsart ist der Ursprung der Erzählungen von weisen und guten Menschen, welche gen Himmel gefahren seyen, zu suchen. Den Gedanken: sie sind in eine vollkommenere Ordnung der Dinge versetzt worden und haben den Lohn ihres verdienstvollen Wirkens empfangen,

rückte man bildlich so aus: sie sind gen Himmel gestiegen, sie sind u dem Orte emporgehoben worden, wo Gott und die seligen Geister vohnen. Die Nachwelt aber verwechselte oft das Bild mit dem hinter hm liegenden Gedanken und dachte sich das als Thatsache und Be- ebenheit, was ursprünglich bildliche Einkleidung eines Gedanken gewe- en/war. N.

Himmel (Friedrich Heinrich), königl. Preußischer Kapellmeister, vurde zu Treuenbrietzen in der Mittelmark Brandenburg von unbegü- erten Aeltern geboren und dem Predigerstande bestimmt. Kaum hatte r seine Studien vollendet, als er sich nach Potsdam begeben mußte, m zum Antritt einer Feldprediger-Stelle das Examen zu bestehen. Hier, wo Friedrich Wilhelm II. sich einen großen Theil des Jahres ufhielt und die ersten Talente der königl. Kapelle versammelt waren, nachte Himmels Fertigkeit auf dem Fortepiano so großes Aufsehn, daß er König davon erfuhr und ihn zu hören verlangte. Himmel spielte u wiederholten Malen vor dem Monarchen, der sich als ein Kenner on seinem seltenen Talent überzeugte, ihn zu seinem Kapellmeister er- annte und auf Reisen sandte. Seitdem hat Himmel theils als einer er vorzüglichsten Clavierspieler, theils als Componist seinen Ruf be- ründet, wiewohl es nicht zu bergen ist, daß er selbst sich in letzterer Eigenschaft einen ungleich höheren Platz anweist, als die Kritik ihm inzuräumen geneigt seyn möchte. Der schnelle Glückswechsel, den er llerdings seinem Verdienst verdankte, und die Huldigungen, die ihm llenthalben zu Theil wurden, scheinen sein Selbstgefühl in einem hö- eren Grad erregt zu haben, als man bei einem Künstler, der sich elbst, aber auch die Schwierigkeiten seiner Kunst mit Besonnenheit er- annt hat, erwarten möchte. Dieses Selbstgefühl, so wie eine große Empfänglichkeit und Neigung für die Freuden des Lebens, die, ver- unden mit vieler Liebenswürdigkeit und Offenheit, zu seinen charakte- istischen Eigenthümlichkeiten gehören, haben ihn gehindert, sein Ta- nt mit Ernst und Beharrlichkeit auszubilden, wie dies an seinen Compositionen leicht wahrzunehmen ist. Die berühmteste derselben ist eine Oper Fanchon, die allenthalben mit Entzücken gehört wurde, nd ihm die in Deutschland seltene Ehre erwarb, zu Berlin am Schluß er ersten Vorstellung herausgerufen und mit rauschendem Beifall be- rüßt zu werden. Der Kenner wird nicht läugnen, daß die Musik anchon viel Anmuth und Einschmeichelndes hat; aber den wahrhaft roßen und genialen Musikwerken ist weder sie noch irgend eine von Himmels Compositionen beizuzählen. Wir nennen von diesen noch sei- e Urania, seine Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelms II., nige Opern, z. B. Vasco de Gama, ein Liederspiel, mehrere rien u. s. w. Zu rühmen ist es übrigens, daß Himmel seine Dank- arkeit gegen die Königin, die ihn mit ihrem Wohlwollen ehrte, so ie gegen den König, dessen Gunst er besaß, stets durch treue An- änglichkeit bewiesen hat und daß er durch keine Anerbietungen bewo- en werden konnte, die Dienste seines Fürsten zu verlassen. Eine Zeit- ng hielt er sich in Gotha auf, wo er ein Liebling des Herzogs war, ng aber nach Berlin zurück, wo er im J. 1814 starb.

Himmelskugel (künstliche). Dies ist eine Kugel von Metall, olz oder Pappe, auf deren Fläche die Punkte und Kreise der schein- aren Himmelskugel nebst den Sternbildern und Fixsternen in den ge- rigen Lagen und Verhältnissen nach verjüngtem Maßstabe verzeich- et sind, und die in einem dazu schicklichen Gestelle gedreht werden nn. Man gebraucht sie, um den Lauf der Sterne leicht kennen zu

lernen. Die erste Erfindung dieser Maschine setzt man in die älteste Zeit der Aegypter und Griechen, und bei den großen Fortschritten, welche jene Völker in der Kenntniß von den Gestirnen gemacht hatten, haben die historischen Voraussetzungen, die es davon gibt, viel Wahrscheinlichkeit für sich. Die älteste noch vorhandene Himmelskugel befindet sich im Museum des Cardinals Borgia zu Velitri, aus deren cufischer Inschrift man ihr Alter, nämlich das Jahr 1225, erfährt; sie kam aus Portugal an den Präsul Borgia. In Deutschland beschäftigte sich im 15. Jahrhundert Regiomontan zuerst mit Verfertigung derselben, welche Johann Schoner (gest. 1547) zu Nürnberg um vieles verbesserte. Die dortige Bibliothek besitzt noch eine von Martin Behaim, der sie nach dem Sternenverzeichnisse des Hipparch verfertigte. Gemma Frisius und Gerhard Mercator beschäftigten sich ebenfalls damit. Die große Himmelskugel von Tycho de Brahe im J. 1583, aus Messing von 6 Fuß im Durchmesser verfertiget, verbrannte zu Kopenhagen 1728 mit der dasigen Sternwarte. Die Gebrüder Wilhelm Janson und Johann Janson Blaeu oder Cäsius in Amsterdam, zeichneten sich in Verfertigung solcher Maschinen vorzüglich aus. Eine der merkwürdigsten ist die, welche Andreas Busch aus Limburg verfertigte, 1656 anfing und 1664 beendigte; sie befindet sich jetzt in Petersburg, wo sie in einem eigenen Hause steht; im Durchschnitt hält sie 11 Schuh und ist von Kupfer; auf der Oberfläche stellt sie die Erdkugel, an der untern Seite aber die Himmelskugel vor. Inwendig an der Achse ist ein runder Tisch mit Bänken befestiget, worauf 12 Personen sitzen und beobachten können, wie sich die Kugel als ein Himmel in 24 Stunden durch einen inwendigen Meridian und Horizont, an dem eine Gallerie angebracht ist, bewegt. Der Jenaische Professor Erhard Weigel verfertigte ebenfalls solche Kugeln von Kupfer und Messing, an denen er die Stellen der Sterne durchlöcherte und in die Kugelfläche Oeffnungen machte, so daß man die Sterne in der hohlen Fläche als helle Punkte sah. Sein großes Pancosmum, oder Weltall von Kupfer, das er 1696 dem König Christian V. von Dänemark überreichte, hatte 32 Fuß im Umfange und 10 Fuß im Durchschnitte; der Himmel geht an demselben vermittelst eines Pendeluhrwerks in 24 Stunden herum; der König ging mit 30 Personen aufrecht hinein. Vinzent Coronelli von Venedig, der Holländer Gerhard Valk, der Franzose de l'Isle und der Engländer Moll, Ludwig Andreä, Homann und Doppelmayr in Nürnberg, Endersch in Elbingen, die kosmographische Gesellschaft zu Nürnberg, Robert de Vaugondy, die kosmographische Gesellschaft zu Upsal und besonders Ackermann und Akrell in Stockholm, Adams in London, de la Lande in Paris, der Abt Grenert, der Abbé le Bris daselbst, Bode in Berlin, sind Namen, welche wegen der großen Verdienste, die sie hierin sich erworben haben, die rühmlichste Erwähnung verdienen.

Hindenburg (Carl Friedrich). Bewundernswürdig war der Umfang der Kenntnisse dieses Mannes, der als Erfinder der combinatorischen Analysis sich einen unsterblichen Namen gemacht hat. Er war zu Dresden d. 13. Jul. 1739 (b. Meusel ists falsch) geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Seine erste gelehrte Bildung erhielt er auf dem damals sehr blühenden Gymnasium zu Freyberg, von welchem er 1757 auf die Universität Leipzig kam, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Er widmete sich ihr unter Anführung der damaligen berühmten Männer J. E. Hebenstreit, Ludwig, Janke, Bose u. s. w., so wie er die Philosophie, Physik und Mathematik bei J. H.

Winkler, Heinsius und Rudolph, und über alte Literatur und schöne Wissenschaften bei J. A. Ernesti und Gellert hörte. Durch des letztern Empfehlung kam er nach geendigter akademischer Laufbahn im J. 1763 als Erzieher zu dem nachmals schon in seinem Knabenalter als ein ganz außerordentliches mathematisches Genie sich auszeichnenden Hrn. von Schönberg; welches ihm Veranlassung wurde, da er seinen Zögling auch auf die Leipziger Universität begleitete, sich vorzüglich mit Mathematik und Physik zu beschäftigen. Außer den bereits genannten Lehrern wurde ihm nun auch der Unterricht und der vertraute Umgang, dessen ihn der originelle und gründliche Professor der Mathematik, Borz, würdigte, und als er nachher die Universität Göttingen besuchte, Kästners Unterricht und Umgang höchst lehrreich. Im J. 1771 promovirte er in Leipzig in Magistrum, und seine Vorlesungen und vortrefflichen Schriften fanden so vielen Beifall, daß ihm 1781 ein außerordentliches Lehramt der Philosophie, und nach Funk's Tode 1786 das ordentliche der Physik ertheilt wurde. Ansehnliche Rufe auf in- und ausländische Universitäten schlug er aus Liebe für sein Vaterland aus. Die angesehensten Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes schätzten es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Im J. 1808 starb er. Als Gatte, Vater und Freund war er sehr schätzbar, und hatte oft die witzigsten Einfälle. Seine Schriften sind in Meusels gel. Teutschland bemerkt, denen jedoch noch einige beizufügen sind. r.

Hindustan im weitern Sinn, oder Indien diesseits des Ganges, das eigentliche Indien, vormals Reich des großen Moguls, liegt zwischen Persien, der großen Bucharei, Tibet, Nepal, Hinterindien, dem Bengalischen Meerbusen und dem Indischen Meer. Sein Flächeninhalt beträgt gegen 70,000 Q. Meilen, seine Bevölkerung steigt auf 90 Millionen Einwohner. Es besteht aus dem eigentlichen Hindustan, oder dem alten Gebiet des großen Moguls; aus Bengalen, welches der Englisch-Ostindischen Compagnie unterworfen ist, und der eigentlichen diesseitigen Indischen Halbinsel. Der Boden ist meist ergiebig, nur hin und wieder steinig, und an den Mündungen des Ganges morastig. Schöne fruchtbare Ebenen wechseln mit reichen reienden Thälern und majestätischen Bergen ab. In den nördlichen Gebirgen ist die Luft kühl, zuweilen sogar kalt; im Süden oft unerträglich heiß. Es entsteht oftmalige große Dürre und die Gefilde verdorren alsdann, aber schnell erquickt durch einen wohlthätigen Regen, sieht man, wie durch magische Gewalt in wenigen Tagen frische Blumen und Kräuter hervorsprossen. Es gibt Wechselwinde, Monsons, die in den Sommermonaten von Süden und in den Wintermonaten von Norden herstreichen. Bei den Uebergängen sind stürmische Regengüsse gewöhnlich und die größte Hitze ist vom April bis Junius. Der Rücken des Gautsgebirges verursacht auf beiden Küsten eine entgegengesetzte Witterung. Die morastigen Gegenden ausgenommen, ist das Klima gesund; ganz Indien senkt sich sanft hinab nach dem Indischen Meer. In allen drei Reichen der Natur erscheint Indien dem Europäer als ein Wunderland. Weizen, Gerste, Reis, Mais, Zucker, Wein, Ananas, Limonien und Granatäpfel, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Opium, Weihrauch, Kassia, Kampfer, Indigo, Mohn, Betel u. s. f. liefert der Boden in Ueberfluß. Im Schooße der Erde werden treffliche Diamanten, Gold, Kupfer, Blei, Eisen, Salz, Borax und an den Küsten kostbare Perlen gefunden. Das Thierreich zeichnet sich aus durch Elephanten, Dromedare, Rhinocerosse, Löwen, Tiger, Leoparden, Bisamthiere,

Antilopen und Krokodile. Es gibt viele schöne Vögel, besonders Papageien, doch hört man selten der Vögel Gesang. Es fehlt aber auch nicht an giftigen Schlangen, Scorpionen und Würmern, die sich in die Haut einfressen, und die gefährliche Krankheit Narcembu verursachen. Unter den Insecten sind die Muskitos für den Europäer die unerträglichsten. Der König der Indischen Flüsse ist der Ganges. Sein Wasser, heilig den Hindus, wird von den Bräminen aus Benares durch ganz Indien versendet, und die Großen trinken es beim Nachtisch gleich feinen Weinen aus kleinen Gläsern. Der Ganges nimmt sieben beträchtliche Flüsse auf, und man schätzt die Länge seines Laufs auf 400 Deutsche Meilen. Der größte Fluß nach ihm ist der Buramputer; unbedeutender sind der Godavery, der Mahnada, der Kistnah und Nerbudda, die sämmtlich, wie der Ganges, in den Bengalischen Meerbusen fallen. Die Südspitze der diesseitigen Indischen Halbinsel ist unter dem Namen des Cap Comorin bekannt. Vier Hauptnationen haben sich vor Alters in Indien getheilt; nämlich des Landes ursprüngliche Bewohner, die Hindus; die Indo-Scythen, von den Chinesern Jüe-Schi genannt: die Patanen und die Mongolen, wozu in neueren Zeiten Portugiesen, Holländer, Engländer, Franzosen und Dänen gekommen sind. Die Hindus waren ehemals in sieben, jetzt sind sie in vier Hauptklassen oder Kasten getheilt. Die erste Kaste ist die der Bramanen oder Bramen. Aus dem Gehirn des Gottes Brama entstanden, bilden sie den Lehrstand; ihre Kaste ist unverletzlich; der Mord eines Bramanen ist das entsetzlichste Verbrechen, und die Bramen haben daher auch eine ausgezeichnete Kleidung. Ihre Einweihung geschieht im zwölften Jahre. Die zweite Kaste bilden die Schetris, der Wehrstand, aus Bramas Schulter entsprossen. Sie dürfen nichts treiben, als das Waffengeschäft, und zu ihnen gehören als Unterabtheilungen die Rajas, die Nairen und die Rasbuden. Die dritte Kaste, die Banianen (oder Beis) aus Bramas Bauch entsprossen, bildet den Stand der Kaufleute. Die meisten sind jetzt Banquiers und Juwelenhändler; einige wenige treiben noch Ackerbau und Viehzucht, und diese nennt man zum Unterschiede Gowaffier. Die vierte Kaste der Schuters, aus Bramas Füßen hervorgegangen, bildet den gesammten Nährstand; es gehören dazu die Kleinhändler, alle Fischer, Hirten, Handwerker, Tagelöhner u. s. f. Der Auswurf aller Kasten sind endlich die Parias; unrein und unehrlich verrichten sie die schmutzigsten Arbeiten, essen unreine Speisen, selbst gefallenes Vieh, dürfen die obern Kasten nicht berühren, nicht in die Tempel und auf die Märkte kommen, nicht aus den gewöhnlichen Brunnen Wasser holen, und sobald sie frech genug wären, einen Vornehmen durch ihren Anhauch zu verunreinigen, dürfte dieser sie ungestraft tödten. Gewisse Verbrechen werden mit dem Ausstoß in diese Kaste bestraft. Alle Ausgestoßene der höhern Kasten sind den Parias gleichgeachtet, und viele solcher Ausgestoßenen entleiben sich lieber selbst, als diesen ewigen Schandfleck sich und ihrer Generation zuzuziehen. Jetzt ist der scharfe Unterschied der mittleren Kasten nicht mehr so sichtbar, denn die mannigfaltigen Revolutionen, welche Indien erfahren, haben ihn verwischt. In Indien ist die Braminische Religion, zu welcher sich alle Hindus bekennen, die ausgebreitetste. Nach ihrer Lehre offenbarte Gott Brama das heilige Buch Vedam, geschrieben in der heiligen Sprache Sanscritta, in der jetzt nur noch die Bramanen unterrichtet werden. Es gibt Commentare über den Vedam, die Puranams und Schasters; sie bestehen zum Theil

selbst wieder aus Mythen und Fabeln, worin doch manche helle Wahrheit enthalten ist. Die Volksreligion lehrt neben dem einigen Gott Brama (der nicht bildlich vorgestellt werden darf) mehrere Gottheiten, welche aber eigentlich nichts als Personification der göttlichen Eigenschaften sind. Darum ist heilig der Lingam, als Symbol der allgemeinen Zeugungskraft der Natur; darum werden Kühe und Ochsen, als die zum Ackerbau nützlichsten Thiere, gleichsam göttlich verehrt; darum ist der Ganges, als des Landes allgemeiner Befruchter, den Hindus heilig, wie vormals der Nil den Aegyptern, mit deren Religion die Indische allerdings vieles gemein hat. Ursprünglich aber verehrten die Bramanen in der Gottheit eine untheilbare Dreieinigkeit oder Personification der drei Haupteigenschaften des alleinigen Gottes, nämlich: Brama, die schaffende Allmacht; Wischenu, die erhaltende Vorsehung, und Schiwen, die strafende oder belohnende Gerechtigkeit. Die Lehre artete aus, und nun hieß Brama schlechtweg der Schöpfer, Wischenu der Erhalter, Schiwen der Zerstörer. Daraus sind die drei Hauptreligionssekten der Hindus entstanden. Doch glauben Alle Strafen und Belohnungen nach dem Tode, die Seelenwanderung und endliche Wohnungen bei Gott, oder in der Hölle, die sie Podalam nennen. Ihre Moral ist streng, doch zu Gunsten der Bramanen sehr mit abergläubischen Ceremonien durchwebt. Ihre Tempel sind zierlich, doch massiv gebaut, bei den meisten ist ein heiliger Teich, und der Oberbramin darf nicht heirathen. Es gibt Mönche, Anachoreten, Büßer und Schwärmer. Die gefährlichsten von diesen sind die Sanirs oder Songassen. Die Hindus suchen jedoch keine Proselyten zu machen. Ihr Charakter ist indolent, fast ohne alle Leidenschaften, geduldig, friedlich und ungemein tolerant. Sie sind mäßig, und nur die Kriegerkaste darf Fleisch, jedoch kein Rindfleisch essen. Wenn ein Bramin Wein trinkt, wird er mit dem Zeichen des Glases gebrandmarkt und weggejagt. Dabei ist der Hindu redlich, gutmüthig und in hohem Grade reinlich. Seltsame Sitten herrschen noch als Ueberbleibsel des Alterthums. So auf der Küste von Malabar die Vielmännerei; so das Verbrennen kinderloser Frauen mit ihren verstorbenen Männern, doch nur aus der Kaste der Braminen und Schetris. Es war von jeher religiöse Schwärmerei, kein Gebot; Eitelkeit, Ruhmsucht, selbst Liebe trieb oft die Weiber dazu. Das Volk ist im Ganzen ungebildet, Literatur und Künste werden fast allein von Braminen getrieben. Sie beschränken sich auf Erlernung der Sanscritta, auf etwas philosophische Moral und Dichtkunst, auf Arznei und Kräuterkunde, und auf sehr einfältige Begriffe vom Laufe der Gestirne, wobei Sterndeuterei getrieben wird. So schreiten die Hindus auch, wegen steifer Anhänglichkeit an das Alte, in mechanischen Künsten nicht fort, aber sie sind ein höchst industriöses Volk. Wüste Flecken urbar zu machen, ist bei ihnen Religionspflicht. Ihre feinen Kattune, ihre seidnen Zeuge, ihre gemalte Leinwand, und besonders ihre berühmten Shawls sind noch nicht von den Europäern erreicht. Schlechter sind dagegen ihre Fabriken in Perlenmutter, in Schildpatt und Krystall. Ihr Landhandel geht durch Hindustan bis nach Tibet, Persien und Arabien. Der Seehandel (insofern nicht Europäer ihn führen) bedeutet nichts. Man rechnet nach Fanams, nach Rupien, Lak, und Crore-Rupien; 100 Lak Rupien sind 6 Mill. 666,666 Rthlr. Ein Fanam ist die niedrigste Münze, und beträgt 18 Pfennige. Das Alterthum der Indischen Geschichte ist völlig dunkel. Alexanders Eroberungen gingen nie weiter, als zwischen den Indus und Hyphasis, doch drang einer sei-

ner Nachfolger, Seleucus Nicator, bis an den Ganges vor, und Indien behielt Communication mit Europa, durch den Handel über das rothe Meer nach der Marattenküſte, denn Römer, Araber und Venetianer führten ihn auf dieſem Wege. Ein Türkiſcher Völkerzweig, die Ghazaniden, Glazaniden, brach unter Mahmud im 10ten Jahrhundert n. Chr. in Indien ein, eroberte faſt das ganze eigentliche Hinduſtan, und gründete eine Muhamedaniſche Herrſchaft daſelbſt, die bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts dauerte. Dann kamen die Afghanen, ein Georgiſches Volk, vertrieben die Ghazaniden und ſtifteten eine Herrſchaft, die oft durch die Mongolen, beſonders durch Tamerlans (Timur Beghs) ſchreckliche Einfälle geſtört wurde, bis endlich der Mongoliſche Fürſt Babur (Omars Sohn, der von Timur abſtammte) ihr den letzten Stoß im J. 1525 gab, und die Reihe der ſogenannten großen Moguls anfing. Dieſes Reich umfaßte in ſeiner größten Blüthe unter Akbar, Baburs Enkel, 70 000 Q. Meilen, zählte 40 Mill. Einwohner, hatte 225 Mill. Rthlr. Einkünfte, und unterhielt ein Heer von 900,000 Mann. Die Reſidenz des großen Moguls, oder Indiſchen Kaiſers, war abwechſelnd zu Delhi und Agra. Es gab unmittelbare, von Vicekönigen (Nabobs) beherrſchte, und mittelbare, eigenen Rajas erblich unterworfene Provinzen, die nach den Urgeſetzen des Landes regirt, dem großen Mogul nur Tribut zahlten. Als Vaſco de Gama den neuen Weg ums Cap nach Indien entdeckt hatte (1498), behaupteten die Portugieſen faſt 100 Jahre lang den Oſtindiſchen Alleinhandel, und theilten des Landes Herrſchaft mit den Mongolen. Ihnen folgten 1595 die Holländer unter Cornelius Houtmann, dann die Engländer, Franzoſen und Dänen. Die Holländiſch-Oſtindiſche Compagnie ward 1602, die Engliſche 1698 errichtet. Bald nachher erſtieg der grauſame Uſurpator, Aureng-Zeb, nachdem er ſeinen Vater, Schach Jehan, ins Gefängniß geworfen und ſeine Brüder größtentheils ermordet hatte, den Indiſchen Kaiſerthron, behauptete ſolchen unter mannigfaltigen Empörungen der unterjochten Völker, und ſtarb 1707 in einem Alter von 90 Jahren. Aber des Tyrannen Verbrechen wurden von der ewigen Nemeſis an ſeinen Nachfolgern gerächt; zwölf Kaiſer herrſchten binnen 50 Jahren nacheinander, und nur drei von ihnen ſtarben eines natürlichen Todes. Bei ſolchem ſteten Thronwechſel kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung. Unter ihrem Anführer, Gobid-Sing, machten ſich zuerſt die Seiks unabhängig, eroberten Lahor und ſtifteten eine ariſtokratiſche Republik. Tſchuraman, Befehlshaber der Dſchatten, folgte dem lockenden Beiſpiel und eroberte ſogar die Kaiſerſtadt Agra; ſeine Nachfolger dehnten die Eroberungen aus und beherrſchten eine Zeitlang das ganze Land vom Gebirge Mewat bis an den Jumnafluß. Die Maratten, ein kriegeriſcher, urſprünglich am weſtlichen Abhange der Gautsgebirge wohnhafter Volksſtamm, hatte ſich nie den Mongolen unterworfen. Als nun Aureng-Zeb ſie mit Gewalt unterjochen und die Bramaniſche Religion ausrotten wollte, verbanden ſie ſich mit mehreren des Tyrannen-Jochs ebenfalls überdrüſſigen Fürſten, ſtellten den tapfern Sewaji, als Moha Raja, oder Großfürſten an ihre Spitze, und kämpften ſo ſiegreich gegen Aureng-Zebs ſchwache Nachfolger, daß ihr Staat der mächtigſte in Indien wurde, bis 1777 eine Regierungsveränderung nach dem Tode des letzten Abkömmlings von Sewaji eintrat und ſtatt des Moha Raja ein Peiſchwa die Zügel des Regiments führte. Die allgemeine Verwirrung unter Aureng-Zebs Nachfolgern benutzte gleichfalls der Herrſcher Perſiens,

Thamas Kuli-Chan, brach, gelockt vom Subah oder Statthalter von Decan, der nach Unabhängigkeit strebte, über den Indus, verwüstete die Hauptstadt Delhi, plünderte das ganze Land, ermordete über 20,000 Einwohner und ließ sich nur (um 1739) durch den damaligen Großmogul Muhamed Schach, mittelst Abtrettung von 5 am Indus gelegenen Provinzen, die jährlich 25 Mill. Thaler eintrugen, und Bezahlung einer Kriegssteuer von 150 Mill. Thaler zum Abzuge bewegen. Dabei hatte er obenein den kaiserlichen Schatz von 500 Millionen Thalern geraubt, und die Einwohner berechneten den vom Perserheere angerichteten Schaden auf 750 Mill. Thaler. Inzwischen hatten die unzufriedenen Großen, welche den fremden Wüterich ins Land gelockt, ihren Zweck wirklich erreicht: denn der Subah von Decan und der Nabob von Aud machten sich unabhängig vom kaiserl. Scepter; der Nabob von Bengalen hingegen wurde im Sturme des Kriegs den Marratten zinsbar. Bald nach Thamas Kuli-Chans Abzuge (1744) unternahm es auch Ali Muhamed, Anführer der Rohillas, die in Dienste des Großmoguls Kriegsdiensten standen, das Joch abzuwerfen. Ihm schlossen sich die Angesehensten des Volksstammes der Rohillas an; die nördlichen und östlichen Gegenden von Delhi und die nordwestlichen von Aud fielen in ihre Gewalt, und ein Theil des Landes erhielt nun den Namen Rohilcund. Dieser Strich ward von mehreren Fürsten beherrscht, die in Defensivallianz miteinander standen, bis 1774 die Engländer ihrer Herrschaft ein Ende machten, und dem Nabob von Aud Rohilcund für 50 Lak Rupien verkauften. So ging in dem herrlichen Lande alles drunter und drüber. Ahmed Abdallah (Thamas Kuli-Chans Nachfolger) Herr von Kandahar, drang mehrere Male vom J. 1747 an in Hindustan ein und plünderte es aus, und fast jeder Unterbefehlshaber machte sich auf seinem befestigten Bergschloß und in seinem Bezirk damals unabhängig. In Carnatic spielten die dort angesiedelten Franzosen den Meister und gewannen eine Zeitlang, bis die Engländer ins Mittel traten, großen Einfluß auf Besetzung der Subahs- oder Nabobswürde; unter allen einheimischen Usurpatoren spielte indeß keiner in neuern Zeiten eine so wichtige Rolle, als der Raja von Mysore, Hyder-Aly, der den letzten Großmogul, oder Indischen Kaiser, Ali Gohar (gewöhnlich Schach Allum genannt) nöthigte, sich den Engländern in die Arme zu werfen. Die Kriege des Hyder Aly gegen die Engländer, die allmählige Vergrößerung ihrer jetzt ungeheuren Macht in Indien, ihr letzter Kampf mit Tippo Saheb und ihre nun fast errungene vollkommene Souverainität in allen Indischen Provinzen diesseits des Ganges, gehören in die Geschichte der Englisch-Ostindischen Compagnie, wohin wir den Leser verweisen. Hier nur eine kurze Uebersicht der vornehmsten Englischen Besitzungen in Indien, nach dem neuesten, von Zimmermann übersetzten Werke: Essai sur l'Indostan par Mr. Le Goux de Flaix. Durch die Unterwerfung der Subahschaften von Bengalen und Bahar, des kleinen Königreichs Caschi, der Fürstenthümer Oude, Dindegal, Mangalor, Marava und Madura, wurden die Engländer Besitzer eines Landstrichs, der unter seinen vormaligen Gebietern, nach noch vorhandenen Registern, über 60 Millionen Einwohner und 646 Millionen Franken Einkünfte hatte. Inzwischen haben Hungersnoth, besonders zwischen den Jahren 1770 — 1781, Bedrückungen von Seiten der Compagniebedienten, stete Kriege und schreckliche Revolutionen im Innern des Landes, die Bevölkerung und die Masse des baaren Vermögens der Einwohner beträchtlich verringert. Souverains und Indische Privatper-

sonen haben große Summen verscharrt, die Engländer vielleicht noch größere nach China und Europa geschleppt. Das Erpressungs- und Betrugssystem der Englischen Compagniebedienten würde allen Glauben übersteigen, wenn es nicht durch unläugbare Thatsachen erhärtet wäre. Es sind alljährlich etwa 60 Engländer, die eine Masse von 50 Millionen Franken aus dem Lande schleppen, um daheim an der Themse gleich Indischen Nabobs zu schwelgen. Der Hauptort aller Englischen Besitzungen in Indien ist Calcutta, eine der schönsten Städte der Erde und der Mittelpunkt des Indischen Handels, der sich über alle Welttheile erstreckt. Nächst Calcutta ist bemerkenswerth die Insel und die Stadt Bombay mit einem vortrefflichen Hafen. Surate, Tellichery, Anjengo und besonders Mangalor, mit einem 60 Q. Meilen großen, an Reis, Sandel und Bitthholz sehr fruchtbaren Gebiet, sind gleichfalls treffliche Besitzungen. Am äußersten Ende der Halbinsel beherrschen die Engländer auch jetzt Zeylon, welche Insel vermöge der Bai und des Hafens von Trinq[illegible]male der Schlüssel von Indien ist. Die Zimmetpflanzungen und die Perlenfischereien daselbst sind von unendlichem Werth. Das den Holländern abgenommene, gut befestigte Comptoir Negapatnam auf der Küste von Koromandel beherrscht die Fürstenthümer: Tanschaur, Madura und Marava; auch können die im dortigen Hafen stationirten Kriegsschiffe alle Fahrzeuge, welche zur Zeit der Sommer-Monsons an den Küsten herunter kommen, genau beobachten. Nun ist zwar dieses Comptoir wieder an die Holländer zurückgegeben, aber die Britten werden die Vortheile, die ihnen dasselbe darbietet, noch immer benutzen können. Nicht minder wichtig ist das Comptoir von Gondelur, aber noch weit wichtiger Madras, der Hauptort der zweiten Englischen Präsidentschaft. Diese Stadt zählt 800,000 Einwohner, und hat gegenwärtig eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sie sich bis zum Portugiesischen Compto[illegible]. St. Thomas hin erstreckt. Auf der Küste von Koromandel sind die militärischen Posten: Ongal, Masulipatnam, Vizagapatnam und Ganjam in der Engländer Gewalt. Alle Französische Besitzungen, als: Pondichery, der Hauptort der Französischen Etablissements in Indien; das Comptoir von Karikal; die Distrikte Landavit, Petav Raje, Mindri und Sikokol nebst den Faktoreien zu Chandernagor, Dakkapatna, Kassimbazan und Balusare waren während des letzten Kriegs in ihre Hände gefallen, sind aber durch den Frieden wieder zurückgegeben worden, was gleichfalls von den Holländischen Besitzungen diesseits des Ganges gilt. Die Summe der disponibeln Streitkräfte der Englisch-Ostindischen Compagnie beträgt (nach des Missionair Rapi Bericht vom Jahr 1801) nur 16,000 Europäer und höchstens 70,000 Seapoys. Damit muß eine Bevölkerung von fast 70 Millionen Einwohnern im Zaume gehalten werden. zz.

Hinken, das, ein Fehler im Gehen, vermöge dessen der Leib sich bei je einem von zwei Schritten auf die Seite des vorgesetzten Fußes hinneigt. Hiedurch entsteht ein ganz ungleicher Gang, um so mehr, da der Hinkende meistens den einen Schritt geschwinder macht, und mit dem andern um etwas zögert. Die nächste Veranlassung des Hinkens wird durch alles das gesetzt, was ein Unvermögen veranlaßt, bei einem Schritte wie beim andern den Schwerpunkt des Leibes mit der Achse desselben parallel und dadurch den Körper im Gleichgewicht zu erhalten. Jeder Körper nämlich (bloß als Masse betrachtet) hat einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt, in welchem gleichsam sein ganzes Gewicht vereinigt ist; so lange dieser unterstützt wird, kann der Körper nicht fallen.

Bei dem Hinken neigt sich der Schwerpunkt des Leibes vorzüglich nach einer Seite hin von der Achse des Beckens zu weit ab, daher bei dem Gehen des Hinkenden die Neigung des Falles nach dieser einen Seite hin vorzüglich sichtbar wird. Die Ursache davon ist entweder, daß der eine Fuß durch irgend eine Veranlassung, angeboren oder durch Krankheit oder Gewöhnung, kürzer als der andere ist, oder die untern Gliedmaßen der andern Seite in den Gelenken steif sind, folglich beim Vorschreiten sich nicht, gleich dem andern Fuße, durch Krümmungen verkürzen können, oder daß ein Schmerz in den untern Gliedmaßen der einen Seite den Fuß verhindert, die ganze Last des Körpers beim Gehen abwärts abwechselnd zu tragen, so daß der Hinkende diese Last schneller dem andern überträgt und länger auf ihm ruhen läßt. Die veranlassenden Ursachen können sehr mannigfaltig seyn. Das Hinken an und für sich betrachtet, ist zwar nicht gefährlich, jedoch das ursprüngliche Uebel, aus welchem jenes erst entstand, kann um desto gefahrvoller seyn. In dieser Hinsicht zeichnet sich eine Art des Hinkens aus, welches unter dem Namen der Coxalgie oder des freiwilligen Hinkens der Kinder bekannt, neuerlich aber erst genauer (von Albers und Ficker vorzüglich) beobachtet und untersucht worden ist. Die Krankheit selbst kannte man zwar schon in den frühesten Zeiten, doch wurde sie stets verkannt und falsch beurtheilt. Sie kann in jedem Lebensalter vorkommen, vorzüglich aber ist sie bei den Kindern von 3 bis 12 Jahren beobachtet worden, und besteht in einer allmählich ausgebildeten kranken Beschaffenheit einzelner oder aller Gebilde des Hüftgelenkes. Die Bänder-, Drüsen-, Knorpel-, oder Knochensubstanz dieses Gelenkes schwillt an und wird entzündet. Die Entzündung geht in Eiterung über; allmählich wird die Gelenkpfanne von den angeschwollenenen Theilen und dem ergossenen Eiter verengert, der Schenkelkopf hervorgedrängt, und dadurch die kranken Gliedmaßen verlängert. Zuweilen wird der hervorgetriebene Schenkelkopf durch das Gewicht des Körpers u. s. w. an den obern Rand der Pfanne gedrückt, und die anfangs verlängerten Gliedmaßen etwas verkürzt. In der frühesten Periode dieses Uebels klagt der Kranke über eine ungewöhnliche, Morgens beim Aufstehen bemerkbare Steifigkeit des Schenkelgelenkes, Stiche in der Tiefe desselben, die Abends wiederkehren, ein Gefühl von Ermüdung und Lähmung, welches den Kranken oft während des Gehens auszuruhen und den kranken Schenkel etwas nachzuschleppen nöthiget. Diese Periode wird bei jungen Kindern meist verkannt, und man wird oft erst aufmerksam auf das Uebel, wenn die zweite Periode eintritt, in welcher die Leistendrüsen schmerzhaft anschwellen, die Schmerzen im Gelenke, besonders auch im Knie heftiger und anhaltender werden, die Abmagerung des Schenkels und das Hinken zunimmt. Der Eiter bahnt sich endlich einen Weg nach außen. Wenn die Heilung nicht gelingt, so erfolgt zuletzt Abzehrung, welche den Tod herbeiführt. Es ist demnach von der größten Wichtigkeit, diesem Uebel wo möglich in seiner ersten Periode zu begegnen, und sobald ein Kind von selbst einen ungleichen und hinkenden Gang bekömmt, die Hülfe des Arztes zu suchen. H.

Hintergrund, s. Grund, Landschaftsgemälde, Perspektive.

Hiob ist der Held eines sehr alten Lehrgedichts, das der Kanon des alten Testaments bis auf unsre Zeiten gebracht hat. (S. Hebräische Literatur). Der Gegenstand ist eine Theodicee, wie sie ein frommer Sinn, der die Unfähigkeit des menschlichen Verstandes über die göttlichen Motiven der Vorsehung und des Menschenschicksals ab-

zuurtheilen und die Nothwendigkeit, sich den Fügungen Gottes gläubig zu unterwerfen, anerkennt, was die Hauptideen betrifft, noch heut nicht anders geben würde. Diesem Thema und der religiösen Tendenz des Gedichts gemäß, ist seine Handlung im Himmel und was die Menschen, die sich gegen den Herrn des Schicksals nicht anders als leidend verhalten können, dabei thun, nur Reflexion und Ausdruck des Gefühls. Aber in diesen Reflexionen und Herzensergießungen zeigt sich ein Leben, eine Kraft und Innigkeit, in diesen Dialogen ein Wettkampf mit den stärksten Waffen des Geistes um die höchsten und die heiligsten Wahrheiten der Menschheit, der das Gespräch wieder zur lebendigsten Handlung macht. Stärker als irgendwo werden wir hier belehrt, es sey Vermessenheit, die Rathschlüsse Gottes beim Glück und Unglück der Menschen ergründen zu wollen, sein Rath sey wunderbar und er führe alles herrlich hinaus. Eine bis jetzt in Arabien oder Syrien erhaltene Tradition beweist eben so wie die unverkennbaren Spuren wahrer Natur in dem Gedichte selbst, daß es historischen Grund hat, und ein angesehener und frommer Emir Namens Hiob oder Jobab, der in wenigen Stunden aller Reichthümer, die er besessen, sogar seiner Kinder beraubt und selbst mit der furchtbarsten Krankheit heimgesucht ward, in Idumäa gelebt haben möge; ja an einigen Orten, wie bei Damask, will die Sage noch sein Grabmal nachweisen. Wie viel die Phantasie des Dichters hinzugethan und umgebildet hat, läßt sich nicht ausmitteln; daß er aber den vorzüglichsten Dichtern aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdient, zeigt die Größe und Originalität seiner Composition, die lebendige Natur und Frische seines Colorits, die ergreifende Stärke und Wahrheit seiner Situationen und Darstellungen der Empfindung, die Prägnanz und Fülle seiner Sentenzen, die Hoheit und Lauterkeit seiner Gesinnungen und jene himmlische Würde bei aller Einfalt der Natur, die niemand erkünsteln kann, dem Gott nicht mit dem Lichte des Genies zugleich den Funken der frommen Begeisterung verlieh.

E.

Hippel (Theodor Gottlieb von), einer der originellsten Deutschen, welche existirt haben, war aus einem alten, aber gesunkenen adelichen Geschlechte, zu Gerdauen in Ostpreußen (1741) geboren, wo sein Vater Schulrector war. Als Knabe zeigte er einen großen Hang zur Einsamkeit und religiösen Schwärmerei, wohin ihn seine lebendige Einbildungskraft führte. Den Unterricht seines Vaters und des dortigen Predigers und Schulinspectors Keber, vorzüglich in Sprachen, nahm er schnell auf, und ging, erst 15 Jahre alt, auf die Universität Königsberg, um da nach seines Vaters Willen Theologie zu studiren; daneben trieb er noch Philologie, Mathematik und Philosophie. Großen Einfluß auf sein künftiges Leben hatte die Bekanntschaft des Holländischen Justizraths Voigt, eines berühmten Juristen, welcher den interessanten, geistreichen Jüngling in sein Haus aufnahm und vielfach unterstützte. Durch ihn erhielt er Kenntniß der Holländischen Sprache und einige Neigung zur Jurisprudenz. Noch bedeutender wurde ihm die Bekanntschaft des zu Königsberg sich aufhaltenden Russischen Lieutenants von Keyser, den er dort kennen lernte, und mit welchem er 1760 eine Reise nach Petersburg machte, durch welche er zuerst in die Kreise der Vornehmen eingeführt und sein Talent als Weltmann entwickelt wurde. Denn er fand nicht nur in dem Hause des Viceadmirals von Keyser die wünschenswertheste Aufnahme, sondern es ward ihm auch vergönnt, einen Blick auf den Glanz des Russischen Hofes und in das Leben der Großen zu thun, und die männliche Herrscherin,

atharina II., zu sehen, deren Anblik ihn stets begeisterte. Ungeach-
t sich ihm herrliche Aussichten eröffneten, trieb ihn doch die Liebe sei-
es Vaterlandes zurück nach Königsberg. Hier übernahm er in einer
hr gebildeten adelichen Familie, die sich im Sommer in der Nähe
on Königsberg aufhielt, eine Hauslehrerstelle, und benutzte die hier
ch darbietende Gelegenheit, verschiedener Menschen Sitten und Cha-
aktere kennen zu lernen und sich in ihrem Umgange auszubilden. Da-
urch wurde er sich zugleich seiner Bestimmung und seines einzigen
Strebens und Wünschens, in einem hohen Geschäftskreise als
ngesehener und geachteter Mann in dem vollen Genus-
e der Güter des Lebens seine hohen Geisteskräfte wirk-
am anzuwenden, immer mehr bewußt. Noch mehr brachte dieser
Plan die Liebe zur Reife, indem der Gegenstand seiner Neigung an
Stand und Vermögen über ihm erhaben war, und er nur durch das
ngestrengteste Bemühen des Verdienstes, demselben näher zu kommen
offen konnte. Zum Mittel wählte er die Rechtsgelehrsamkeit, deren
Studium er sich nun ganz widmete, weil sie ihm eine schnellere Bahn
u hohen Ehrenstellen und Gütern versprach, und eine umfassendere
Sphäre des Geschäftslebens eröffnete. Schon 1762 verließ er daher jene
Familie wieder, indem er nun mit der unglaublichsten Resignation
elbst in Hinsicht der äußeren Lebensbedürfnisse, und mit dem muthig-
ten, angestrengtesten Eifer das unverrückte Ziel seiner Leidenschaft —
Würden und Reichthum — verfolgte und schnell erreichte. Als er es
rungen — entsagte er dem Besitze der Person, die er geliebt hatte,
m im ehelosen Stande seinem Streben nach immer ausgebreiteterer
Thätigkeit und Würde ganz zu leben. Zuerst machte er sich als Rechts-
onsulent (von 1765 an) durch seine Kenntniß, Klugheit und Beredsam-
eit geachtet und bekannt. Sein Ansehn stieg, und damit die Vortheile
seiner Lage. Er schritt von einem Posten zum andern. Seine Pünkt-
ichkeit und Leichtigkeit als Geschäftsmann besiegte jede Schwierigkeit
nd ertheilte den Aemtern, die er bekleidete, eine noch höhere Würde.
1780 wurde er endlich dirigirender Bürgermeister in Königsberg und
Polizeidirektor mit dem Charakter eines geheimen Kriegsraths und
Stadtpräsidenten. Als solcher ließ er den Adel seiner Familie vom Kai-
er erneuern. Bei der Besitznahme von Danzig wurden ihm Geschäfte
übertragen, welche er wie immer mit der größten Betriebsamkeit und
Geschicklichkeit verwaltete; darauf kehrte er nach Königsberg zurück und
ndete den 23. April 1796 sein thätiges und nützliches Leben. Sein hin-
erlassenes Vermögen betrug 140,000 Rthl. Sein Leben und Charakter
war übrigens voller Sonderbarkeiten und Widersprüche: Schwärmerei,
Neigung zum Aberglauben bei einem hellen, aufgeklärten Verstand,
ine an Andächtelei gränzende Frömmigkeit und warmer Tugendeifer bei
tarker Leidenschaft und Sinnlichkeit, eine fast schwärmerische Freund-
schaft bei Verschlossenheit selbst gegen seine liebsten Freunde, Herrsch-
sucht und Strenge bei Heiterkeit und einem feinen Betragen, waren
ihm vor allem eigen. Alles aber war bei ihm jenen Triebfedern seines
Lebens untergeordnet. Daher Kant ihn einen Plan- und Centralkopf
nennt, der mit der größten Leichtigkeit Pläne entwerfen und eben so
schnell und standhaft ausführen konnte. Eben so geniell ist er in seinen
Schriften, in welchen er, so lange er lebte, ein strenges Incognito lieb-
te. (S. Borowski über die Autorschaft des Verfassers des Buchs
über die Ehe. Königsberg, 1797). Sie gehören zu den geistreichsten
und gelesensten Werken der Deutschen Literatur, und nehmen den ersten
Rang in der seltenen Klasse humoristischer Geistesprodukte ein.

Eine reiche Ader des Witzes und der Laune strömt in ihnen. Auf dem Grunde liegt ein gewichtiger Ernst und bricht zuweilen unvermerkt hervor; die bilderreiche Phantasie aber spielt in leichten kühnen Sprüngen und Abschweifungen ihr ungezügeltes Spiel. Auch sind seine Werke noch durch tiefe Beobachtungen, Fülle der Menschenkenntniß und daraus hervorgegangene Charakteristiken bekannter Zeitgenossen sehr interessant, wie überhaupt sein freundschaftlicher Umgang mit mehreren geistreichen Menschen (z. B. mit Hamann und Kant, der aber erst in der letzten Zeit seiner Universitätsstudien auftrat) ihm einen Reichthum mannigfaltiger Ideen für seine Schriften lieferte. Seine wichtigsten und berühmtesten Schriften sind 1) über die Ehe; zuerst 1774, 4te Aufl. 1793. Hieran schließt sich 2) eine spätere Schrift: über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin, 1792 und 3) sein Nachlaß über weibliche Bildung. Berlin, 1801. 8. Diese Schriften enthalten eine Menge trefflicher Reflexionen, welche das Resultat eines lebendigen, mehr praktischen Denkens und einer feinen Beobachtungsgabe sind. Uebrigens ist es sonderbar, daß Hippel in seiner ersten und gelesensten Schrift den größten Lobpreiser der Ehe macht, und doch selbst ehelos blieb. Nicht minder bekannt, obwohl weniger verstanden, sind 4) seine „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" nebst Beilagen A. B. C. in 3 Theilen. Berlin, 1778 — 81. Ein origineller Humor, eine lebendige, oft glühende Einbildungskraft und ein reger Wahrheitssinn haben gleichen Antheil an diesem Werk. Unter dem glänzenden, oft blendenden Gewande kühner Bilder und witziger Aussprüche werden hier die Grundsätze einer ernsten Philosophie und einer gewandten Lebensweisheit mitgetheilt. Besonders suchte er in diesem Werke, Kants phil. Ideen, dessen Kritik damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, wie er sie früher aus seinen Heften und aus persönlichem Umgange mit Kant aufgefaßt und zu den seinigen gemacht hatte, auf seine ihm eigenthümliche, d. h. unsystematische, aber geistvolle Weise mitzutheilen und zu verbreiten. In diesem Werke hat er sich selbst und seine Freunde gezeichnet, und man lernt ihn dadurch von den verschiedensten Seiten kennen. Einen Commentar zu diesen Lebensläufen liefert in dieser Hinsicht 5) Hippels Selbstbiographie, welche Schlichtegroll in seinen Nekrolog (1796 2r Bd. und 1797 1r Bd. mit Hippels Bildniß im Umriß) aufgenommen, berichtigt (denn Hippel hatte in derselben sich sehr idealisirt) und ergänzt hat (denn sie ging nur bis zu dem Jahre 1761). Das letzte Werk, welches er selbst herausgab, waren die Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z. (2 Bände. Berlin 1793 und 94), in welchem er, wie 7) in seinem „Zimmermann I. und Friedrich II. von Joh. Heinr. Fried. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover. London gedruckt in der Einsamkeit 1790, viele politische Gegenstände und Zeitereignisse ernst, aber mit scharfer Satyre berührt. Auch einige Lustspiele, geistliche Lieder (Berl. 1772) und andere poetische Versuche sind von ihm bekannt geworden, unter welchen seine idyllischen Handzeichnungen nach der Natur, Berl. 1790 ein wirklich poetisches Interesse gewähren.

Hippias, Beherrscher der Athener, Sohn des großen Pisistratus, nach dessen Tod er mit seinem Bruder Hipparch die Regierung Athens gemeinschaftlich besorgte, bis dieser am Feste der Panathenäen auf dem heiligen Zuge nach dem Minerventempel, beim Ausbruch einer von zwei jungen Griechen, Harmodius und Aristogiton, geleiteten Verschwörung, ermordet wurde. Jetzt nahm Hippias die Zügel allein

in seine Hand, und rächte den Tod seines Bruders an dem Volke durch Auflagen, Verkauf der Aemter und Hinrichtungen Aller, die nur einigermaßen sich ihm verdächtig machten, nachdem er durch die schrecklichsten Foltermartern sie zu Geständnissen gezwungen hatte. Dies Loos traf sogar mehrere seiner besten Freunde, da Aristogiton, voll Wuth, und nur, um dem Tyrannen wehe zu thun, jene als Mitverschworne nannte. Die Athener, müde diese Despotie und Grausamkeit länger zu ertragen, sannen auf ein Mittel, sich davon zu befreien. Die List mußte siegen über die Gewalt. Man fand den goldenen Schlüssel zum Allerheiligsten des Delphischen Orakels, und dieses befahl den Spartanern, sie von der Herrschaft der Pisistratiden zu erlösen. In unbefangenem Glauben an die göttliche Pythia, deren Bestechlichkeit sie freilich wohl nicht ahnen mochten, zerriß Sparta das freundschaftliche Band zwischen sich und dem Herrscher Athens, der nun dem vereinten Angriff auf sich unterlag; Hippias ward aus der Stadt und ihrem Gebiete vertrieben (J. d. W. 3474) und Athen athmete freier. Aber seine Mittel, mit denen es die Stimme des Orakels für sich gewonnen hatte, blieben kein Geheimniß, und voll Verdruß über diesen Betrug, verlangten die Spartaner die Wiedereinsetzung des Hippias, welches aber nicht gelang. Hippias suchte jedoch nun Schutz und Hilfe bei Artaphernes, Persischen Statthalter in Sardes; er erlangte, daß Darius, der ohnehin auf die Athener, wegen des Beistandes, den sie den Asiatischen Griechen gegen ihn geleistet hatten, noch sehr erbittert war, von ihnen die Aufnahme des Hippias foderte. Die categorische Verweigerung dieses Verlangens entflammte den ersten Krieg der Perser gegen die Griechen Europa's. Aber die Schlacht bei Marathon (3. J. d. 71sten Olympiade, 29. Sept. 490 v. Chr. Geb.) vernichtete mit des Darius Heer zugleich des Hippias Wünsche und Hoffnungen; er selbst blieb an diesem heißen Tage unter den Gefallenen mit dem Schwert in der Hand.

Hippocentauren. Nach den Mythologen Zwittergeschöpfe, aus der Begattung eines Centauren mit einer Stute entstanden. Nach der Etymologie höchstwahrscheinlich der Name eines Reiters, der vom Pferde herab einen Stier durchbohrt, da diese Benennung aus den Worten ἵππος, κεντέω ταῦρος zusammengesetzt ist. (Vrgl. Centauren.)

Hippocrates, ein berühmter Griechischer Arzt, Stifter einer eigenen Schule der Arzneikunde, ja des ersten Versuchs einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin überhaupt. Er war auf der Insel Cos, in der Stadt gleichen Namens, 156 v. Chr. geboren und ein Abkömmling des berühmten Geschlechts der Asclepiaden, welche ihren Ursprung von Aesculap herleiteten, so daß Hippocrates in der Reihe der siebenzehnte gewesen wäre. Sein Vater war Heraclides, auch Arzt, der seinen Sohn selbst unterrichtete. Seine Erziehung und sein Unterricht sind sehr sorgfältig, und denen der vornehmen Familien der damaligen blühendsten Epoche Griechenlands gleich gewesen. Wahrscheinlich ist es, daß er den Unterricht der damaligen Philosophen in Athen, besonders auch Heraclits, mitgenossen hat. Die meiste Zeit seines Lebens brachte er außerhalb seiner Vaterstadt in verschiedenen Städten Griechenlands zu, um in seiner Kunst sich immer mehr zu vervollkommnen. Am meisten hielt er sich in Thracien und Thessalien, besonders in der Thracischen Insel Thasus auf; reiste aber auch weiter, und hat wahrscheinlich einen großen Theil von Asien durchreist. Er starb im 90sten Jahre seines Alters. Nicht alle Schriften, die unter dem Na-

men der Hippocratischen noch vorhanden sind, können diesem einzigen zugeschrieben werden. Es haben mehrere dieses Namens gelebt. So hieß z. B. der Großvater unsers Hippocrates gleichfalls so, wiederum ein Enkel von ihm hatte denselben Namen, so wie mehrere in Cos, auch in Athen. Einige der Hippocratischen Schriften sind auch später geschrieben, und ihm, besonders zur Zeit der Alexandrinischen Schule, untergeschoben. Andere sind zwar echt, aber von seinem Sohne Thessalus, oder von andern seiner Nachkommen gesammelt, verändert, erklärt, mit Zusätzen vermischt worden. Die als echt anzusehenden Schriften des Hippocrates sind: das erste und dritte Buch von den Landseuchen; die Aphorismen; das Buch von der Lebensordnung; von der Luft, den Wassern und der Ortsbeschaffenheit; von der Vorhersagung; einige chirurgische Bücher; die Eidesformel; das Gesetz. Hippocrates war ein eifriger, unermüdeter Beobachter der Natur, und sah die Krankheiten mit einem freien Geist, ohne Befangenheit irgend eines Systems, daher wir die schönste Beschreibung des weder durch Arzneimittel noch durch irgend ein ungestümes und voreiliges Einwirken gestörten Verlaufs derselben von ihm haben. Er konnte daher die Heilkraft der Natur, und die Wege, auf welchen sie die Heilung der Kranken bewirkt, auch die Mittel, welche sie in ihrem Geschäfte unterstützen, am besten kennen lernen. Ein Lebensprincip nahm er zwar als Grundkraft des lebenden Körpers an (Enormon), von welchem Leben, Gesundheit und Krankheit abhängen sollten; allein er erklärte sich hierüber nicht deutlicher, ließ sich auch auf viele Hypothesen und Untersuchungen über das Wesen der Krankheiten nicht ein. Desto mehr Rücksicht nahm und empfahl er auf die äußern Einflüsse, als entfernte Ursachen der Krankheiten, besonders Luft, Nahrungsmittel, Klima, Wohnort, selbst die Verhältnisse des Kranken. Er beobachtete, daß die Natur im Verlauf der Krankheiten sich an gewisse Perioden des Wachsthums und der Abnahme hielt, und wurde dadurch auf seine Lehre von den kritischen Tagen geleitet, die wir noch bis jetzt wahrnehmen. In seiner Heilmethode nehmen die diätetischen Vorschriften den vornehmsten Platz ein, die er nach Beschaffenheit der Kräfte einzurichten empfahl. Dabei ging sein Bestreben dahin, die Bewegungen der Natur zu beobachten, zu leiten, nachzuahmen, nach Bedarf zu verstärken, oder zu mäßigen. Im Wachsthume der Krankheit unternahm er nicht gern etwas entscheidendes, z. B. Ausleerungen, um die Natur in ihrer heilsamen Bearbeitung (Kochung) der Krankheitsstoffe nicht zu stören; er kam aber in und nach der Entscheidung (Krisis) der Absonderung und Ausleerung des Krankheitsstoffes der Natur durch Ausleerungsmittel zu Hilfe. Hippocrates eigentliches Verdienst um die Heilkunst bestand also vorzüglich darin, daß er sie von den unfruchtbaren Grübeleien der damaligen philosophischen Sekten befreite, aus dem bisherigen beinah ausschließlichen Besitz der Priester zum gemeinschaftlichen Gute jedes Andern, der sie erlernen wollte, machte, daß er ohne Hypothesensucht den Gang der ungestörten Natur mit hellem Auge und erleuchtetem Geiste beobachtete, und seine Erfahrungen mit gewissenhafter Treue wieder gab; daß er auf die Wichtigkeit der äußern Einflüsse, auf die heilenden Kräfte der Natur, und auf die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Diät aufmerksam machte, und die Lehre von den Zeichen und von der Vorhersagung in Krankheiten mit einer Menge in der Natur begründeten, den großen Scharfsinn und sein göttliches Genie, den innern Beruf und das Talent zum Arzte, beurkundenden Schätzen bereicherte. (S. die Art. Aderlaß, Arzneikunde, Arzt.) H.

Hippocrene, ein Quell, welcher von dem Helicon, diesem den Musen heiligen Berg in Böotien, mit begeisterndem Wasser herabsprudelte, und deshalb selbst den Musen und dem Apollo heilig war. Wer aus ihm trank, fühlte sich zu Gesang begeistert. Seinen Namen hat er von seiner Entstehung durch den Hufschlag eines Rosses (von Hippos, Pferd, und Krene, Quell. S. Pegasus.)

Hippodromus (von Hippos, Pferd, und Dromos, Lauf, Roßlauf), hieß bei den Griechen und Römern der öffentliche Platz, wo die Wettrennen zu Roß und Wagen gehalten wurden; Rennbahn. Unter allen Hippodromen Griechenlands war der zu Olympia, von welchem sich eine Beschreibung bei Pausanias findet, der merkwürdigste. Nächst ihm ist wohl keiner denkwürdiger, als der zu Constantinopel, welcher noch jetzt den Wanderer mit Erstaunen erfüllt. Severus begann den Bau dieses prachtvollen großen Platzes, und Constantin ließ ihn nach dem Modell des großen Circus in Rom beendigen. Zwei unabsehbar lange Reihen von geschmackvollen Säulen, die sich über einander erhoben und auf einer breiten Grundlage ruhten, umgaben, und eine außerordentliche Menge von Statuen aus Marmor, Porphyr und Bronze, von Menschen und Thieren, Kaisern und Athleten, verzierten ihn. Unter andern merkwürdigen Kunstgebilden standen hier auch die vier bronzenen Pferde des Lysippus, die aus Griechenland nach Rom, aus Rom nach Constantinopel, aus Constantinopel nach Venedig, und aus Venedig nach Paris gewandert sind, wo sie bis 1815 am Eingange der Tuillerien standen; dann aber wieder nach Venedig zurückgeliefert wurden. Die Türken nennen diesen Platz gegenwärtig Atmeidan, d. i. Roßplatz und erinnern dadurch noch an seine ehemalige Bestimmung. Er ist gegenwärtig 400 geom. Schritte lang, 160 breit, und, manche kleine Unregelmäßigkeit abgerechnet, fast viereckig, und noch befinden sich hier, wenn schon vom Zahne der Zeit etwas benagt, einige kolossale Alterthümer, die zu den merkwürdigsten gehören. Wer über die alte Beschaffenheit mehr Belehrung verlangt, dem gibt sie Heyne (Comment. S. R. G. über die Kunstdenkmale in Constantinopel); wer das Gegenwärtige damit vergleichen will, der lese Murhards Gemälde von Constantinopel. dd.

Hippogryph, Roßgreif, ist der Name eines fabelhaften Thieres, das man sich als einen Greif dachte, dessen Körper in ein Roß endigte. Es war ein Symbol Apollo's, man weiß nicht genau ob des Musen- oder Sonnengottes. Buonarotti meint, die Griechen hätten dieses Symbol mit dem Cultus Apollo's vom Orient aufgenommen, ohne dessen Bedeutung eigentlich zu kennen; und dies ist nicht unwahrscheinlich. Wenn das Symbol ursprünglich dem Sonnengott gehörte, so gab es doch hin und wieder ein Dichtek auch dem Musengotte statt des Pegasus, und so ruft unser Wieland im Oberon: Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen, zum Ritt ins alte romantische Land. dd.

Hippolythus a Lapide ist ein angenommener schriftstellerischer Name von Bogislav Philipp v. Chemnitz, welcher 1605 geboren ward, und 1678 als Schwedischer Historiograph auf seinem Gute Hallstädt in Schweden starb. Durch seine 1640 erschienene Schrift de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico wurden die bisher gemißbrauchten kaiserlichen Gerechtsame in ihre Gränzen zurückgewiesen, und dem Staatsrecht eine freiere Behandlungsweise vorbereitet. Ungeachtet man sich, dieser gern für aufrührerisch erklärten Tendenz halber, alle Mühe gab, das Werk zu unterdrücken oder gar zu vernich-

ten, so konnte man doch die Wirkung davon nicht aufheben, und es trug zu den Folgen, welche aus dem dreißigjährigen Kriege für die Gerechtsame der Stände hervorgingen, nicht wenig bei. dd.

Hippolythus, Sohn des Theseus und der Amazone Antiope oder Hippolyte II. Ueber sein tragisches Schicksal s. Phädra.

Hirschberg, nächst Breslau die vornehmste Handelsstadt Schlesiens, besonders in Ansehung des Leinwandhandels, liegt im Fürstenthum Jauer, wo die Flüsse Bober und Zacke sich vereinigen. Merkwürdig sind die Bleichen bei der Stadt, wo die Leinwand, die Schleier, und andere Weberarbeiten weiß gemacht werden. In guten Jahren beträgt die Ausfuhr dieser Artikel über 2000,000 Thaler, und in den schlechtesten doch über die Hälfte dieser Summe. Außerdem hat Hirschberg bedeutende Tuchmanufacturen, eine Zuckersiederei u. s. w. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 6500; sie sind theils katholisch, theils lutherisch. Eine Meile von der Stadt liegt Warmbrunn mit seinen berühmten Bädern. Der Hirschberger Kreis enthält auf 21 Q. M. 4 Städte, 82 Dörfer und gegen 80,000 Einwohner, die großen Theils von der Leinwandfabrikation leben, denn der Boden ist wenig fruchtbar.

Hirschfeld (Christian Cay Lorenz), Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften zu Kiel, mit dem Titel als Dänischer Justizrath, wurde geboren zu Düsschel, einem Dorfe bei Eutin, wo sein Vater Prediger war, den 16. Febr. 1742, studirte seit 1756 auf dem Halleschen Waisenhaus und nach 4 Jahren auf der dasigen Universität, nach dem Wunsche seiner Verwandten Theologie, nach seiner eigenen Neigung Philosophie, Aesthetik, Geschichte und Alterthümer. Nach seiner Zurückkunft ins väterliche Haus wurde er als Lehrer einer Prinzessin und zweier Prinzen von Holstein-Gottorp angestellt, ging mit den letzteren im J. 1765 auf Reisen, gab aber nach 2 Jahren diese Stelle auf, und lebte einige Jahre privatisirend in Leipzig. Diese Muße widmete er der Ausarbeitung mehrerer Schriften, und in dem Zeitraum von 4 Jahren erschienen von ihm: Das Landleben; Versuch über den großen Mann; der Winter; Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Schweiz; und alle diese Schriften zeigten ihn als einen philosophischen Kopf und geschmackvollen Darsteller, welcher durch lautere Philosophie des Lebens, feinen moralischen Sinn, reizende Naturschilderungen und treue Sittengemälde des Beifalls sich versicherte. War auch sein Stil noch nicht gediegen, so zeigt er doch überall den Sinn für das Schöne. Wärme des Gefühls und blühender Ausdruck gaben ihm ein poetisches Colorit. Nachdem ihn diese Schriften dem Publikum vortheilhaft bekannt gemacht hatten, wurde Hirschfeld 1770 zum Sekretär des akademischen Curatel-Collegium und außerordentlichen Professor zu Kiel, im J. 1773 aber zum ordentlichen Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften ernannt. Mehrere kleine von ihm erschienene Schriften athmen denselben Geist, wie die genannten; zwei derselben aber gelten ganz eigentlich als Vorläufer des großen Werks, womit er sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat. Diese zwei Schriften sind seine Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst, und seine kleine Theorie der Gartenkunst. Ungeachtet Hirschfeld das ganze Gebiet der schönen Kunst zu umfassen, und in keinem Theile derselben ein Fremdling zu bleiben strebte; so wollte er doch seine ganze Kraft einem eigenthümlichen Felde widmen, um hier so eher etwas von vorzüglicher Bedeutung leisten zu können. Er wählte sich hiezu das noch wenig angebaute Feld der schönen Gartenkunst, und that alle Mögli-

ge, um seinen Vorsatz auf eine gelingende Weise auszuführen. In sei-
en Anmerkungen über die Landhäuser suchte er zuvörderst die mancher-
i Vorurtheile, die in Ansehung der Gartenkunst herrschten, aufzude-
en, und dem falschen Geschmack einige Grundsätze entgegenzustellen.
Das nach diesem Versuch übrig blieb, nämlich eine genauere Entwi-
elung der Regeln, nach welchen man bei Anlegung schöner Gärten
berhaupt zu verfahren habe, suchte er in der andern Schrift zu leisten.
Die gesagt aber, beide waren nur Vorläufer seiner in 5 Quartbänden
schienenen, mit Kupfern verzierten und Rissen begleiteten, großen
Theorie der Gartenkunst (Lpz. 1779 — 1785), eines Werkes,
elches auch jetzt noch den Ruhm des vorzüglichsten in seiner Art be-
auptet. Ist auch die Theorie darin noch nicht erschöpft, und bedarf
leich das Geschichtliche darin noch mancher Ergänzung und neuen Er-
orschungen; so brach es doch zu diesem allem die Bahn, gibt viele
reffliche Ansichten, und zeichnet sich durch seine Darstellung unter den
heoretischen Werken über schöne Kunst so sehr aus, daß man es in die-
er Hinsicht allerdings den klassischen beizählen muß. Diese Darstellung
elbst und die reizende Mannigfaltigkeit des Inhalts haben gewiß nicht
enig dazu beigetragen, den Sinn für schöne Gartenkunst mehr zu wek-
en und zu beleben, und Hirschfeld ist keiner der Letzten unter den
Schriftstellern, welche zur Verfeinerung unserer Empfindungen und zur
Veredlung unserer Genüsse gewirkt haben; ein schönes Verdienst, das
hn eines Monuments in jeder schönen Gartenanlage wohl würdig ge-
nacht hat. Zum Behuf seiner Theorie machte er mehrere größere Rei-
en nach Dänemark, Deutschland, und der Schweiz, wodurch er sich
ugleich in Verbindung mit vielen Freunden und Kennern dieses Fachs
etzte, welche ihm möglich machte, seinen von 1782 — 1789 herausge-
gebenen Gartenkalender, und seine Kleine Gartenbiblio-
hek (Kiel, 1790) so reichhaltig auszustatten. Auf Befehl und Ko-
ten seines Königs legte er 1784 zu Düsternbrok bei Kiel eine Frucht-
baumschule an, die in wenigen Jahren zu einer unerwarteten Vollkom-
nenheit gedieh. Die Resultate seiner hier und anderwärts gemachten
Beobachtungen über Baumcultur theilte er in seinem Handbuch der
Fruchtbaumkunst (Braunschw. 1788. 8g.) mit. Nachdem er 6
Jahre lang in der schönsten, erwünschtesten Wirksamkeit zu Düsternbrok
zugebracht hatte, gern besucht von Freunden und Fremden, und geliebt
von allen, die in seine freundliche Nähe gekommen waren, fing seine
Gesundheit an zu wanken, und am 20. Febr. 1792 entschlief er so sanft
als sein Leben gewesen war. dd.

Hirt (A.) königl. Preuß. Hofrath, ordentl. Mitglied der königl.
Akademie der Wissenschaften, Professor bei den Akademien der bilden-
den Künste und der Baukunst, und seit Errichtung der Universität in
Berlin, auch Professor der Archäologie; einer der berühmtesten, jetzt
lebenden Archäologen, vorzüglich aber als Kenner der alten Baukunst
und Theoretiker im Fache der Architektur bekannt, welches auch seine
Schriften über den Laocoon (in Schillers Horen, 1797. X. und
XII. St.), sein Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst,
von welchem seit 1805 nur der erste Heft (Berlin, 4.) erschienen ist,
ferner seine als Mitglied der genannten Akademie, gehaltenen und ein-
zeln herausgegebenen Vorlesungen über den Tempel der Diana zu Ephe-
sus, über den Tempel Salomons, über das Pantheon zu Rom (in
Wolfs und Buttmanns Museum der Alterthumswissenschaft), seine An-
fangsgründe der schönen Baukunst (Berl. 1804) u. a., vorzüglich aber
sein großes Hauptwerk: die Baukunst nach den Grundsätzen

der Alten mit 30 erläut. Kupfert. (Berl. Realſchulb. Fol. 1809) beweiſen. Uebrigens hat Hirt in mehreren kleinen Aufſätzen, z. B. über das Kunſtſchöne im X. und XII. St. der Horen 1797, in einem andern, überſchrieben Charakteriſtik als Hauptgrundſatz in den bildenden Künſten, im Archive der Zeit 1798 und im Freimüthigen Nr. 137, 1805, das Kunſtſchöne aus dem Charakteriſtiſchen zu erklären und die Charakteriſtik zum Princip und Zwecke der bildenden Künſte zu erheben geſucht, welcher äſthetiſchen Behauptung von Fernow, in ſeinen Römiſchen Studien, I. Bd., und von deſſen Beurtheilern gründlich widerſprochen worden iſt. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt uns nur bekannt, daß er am 27. Juny 1759 zu Donaueſchingen, in Schwaben geboren wurde, früh Gelegenheit fand, nach Italien zu reiſen und dort in Begleitung mehrerer berühmter Perſonen, deren Führer er wurde, eine lange Zeit die berühmteſten Werke alter Baukunſt zu ſtudiren. Er reiſte dann in Geſellſchaft der Gräfin Lichtenau nach Deutſchland zurück, wurde Lehrer des Prinzen Heinrich von Preußen, und erlangte dann ſeinen gegenwärtigen, oben angeführten Wirkungskreis.

Hirtenbrief, der Brief eines geiſtlichen Hirten, das Kreisſchreiben eines Biſchofs an die ihm untergebenen Geiſtlichen, kirchliche Gegenſtände betreffend.

Hirtengedicht, ſ. Idylle.

Hirzel (Hans Caſpar), Oberſtadtarzt und Mitglied des großen Rathes zu Zürich, war geboren daſelbſt den 21. März 1725, und ſtarb den 19. Febr. 1803. Die Zeit ſeines Aufſtrebens fällt in die erſte Blüthe unſerer ſchönen Literatur des 18. Jahrhunderts. Unter Bodmers Leitung wurde er mit derſelben zuerſt bekannt, und nachher befreundete ihn das Schickſal mit mehreren von denen, die damals am meiſten für den Ruhm dieſer Literatur wirkten. Mit Sulzer machte er eine Reiſe durch die Schweiz; in Berlin wurde er mit Gleim, Ramler, Spalding und Sack bekannt; Kleiſt lebte einige Wochen bei ihm, und als Klopſtock ſich zu Zürich aufhielt, leitete Hirzel die angenehmſten ſeiner Vergnügungen, auch die berühmte Fahrt auf dem Züricher See, die der Dichter in einer ſeiner ſchönſten Oden beſang und Hirzel in einer anmuthigen Beſchreibung darſtellte. In die Reihe der Schriftſteller trat Hirzel übrigens erſt in ſpäterer Zeit, und zeichnete ſich da vornehmlich aus durch: Die Wirthſchaft eines philoſophiſchen Bauers (Kleinjogg). Zürich, 1761. Das Bild eines wahren Patrioten (Blaarer von Wartenſee). Daſ. 1767. Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweiſen. Daſ. 1779, u. a. m. Ungemein gelang ihm die Sprache für Philoſophie des Lebens. Alle ſeine Schriften athmen Liebe zur Tugend, Enthuſiasmus für ſein Vaterland, republikaniſchen Geiſt und menſchenfreundliche Geſinnungen. Wahr und ſtark dachte und ſchrieb er. Der Fluß ſeiner Rede ſtrömt rein und ohne wildes Geräuſch; ſeine Worte ſind gewählt, ohne weit geſucht zu ſeyn, alle bedeutend und in ihrer Stellung wohllautend. Dieſes Urtheil Küttners wird jeder, der die Schriften dieſes wahren Weiſen kennt, gewiß unterſchreiben. dd.

Hiſpanien nannten die Römer die ganze Pyrenäiſche Halbinſel, mithin das Land, das öſtlich von den Pyrenäen, ſüdlich vom Iberiſchen Meere, der Herculiſchen Meerenge und dem Ocean, weſtlich und nördlich aber von dem Cantabriſchen und Luſitaniſchen Meere begränzt ward. Die Griechen bezeichneten es mit dem Namen Iberien; den Namen Heſperien (Abendland) aber gaben ihm die Römiſchen Dichter.

Spanien wurde in den frühesten Zeiten bevölkert, zugleich mit dem ganzen Westen und Süden von Europa. Die ersten Einwanderer waren die Cyneter oder Cynesier an der Südküste, die Tartessier; hinter den Säulen des Hercules, und die Sicaner und Siculer. Die ersten beiden Völker vertrieben wahrscheinlich die Iberier aus Gallien nach Spanien, und die beiden letztern wurden wieder von den Iberiern aus Spanien nach Italien vertrieben. Den Iberiern, die ein freiheitliebendes, kriegerisches, aber auch grausames Volk waren, folgten die Celten, von denen ein Theil unvermischt unter dem Namen Celticer blieb, ein anderer Theil aber sich mit den Iberiern vereinigte, und mit ihnen das tapfere Volk der Celtiberier bildete. Später kamen auch Phönicische und Griechische Colonisten und endlich auch Römer hinzu. Jene Colonisten wohnten besonders an der Meerenge, zeichneten sich durch Cultur aus, trieben ausgebreiteten Handel. Die ersten Eroberungen in Spanien machten die Carthager nach dem ersten Punischen Kriege (um das J. 516 nach Erb. Roms), zuerst unter Hamilcar, dann unter Hasdrubal, der Carthago nova anlegte. Die Römer setzten den Carthagern den Iberfluß zur Gränze; doch Hannibal überschritt ihn, eroberte Sagunt und gab dadurch die Losung zum zweiten Punischen Kriege. Roms Heere vertrieben unter Scipio die Carthager, allein die Völker jenseit der Gebirge, die Celtiberier, Carpetaner, Vaccäer u. s. w., blieben frei, und die nördlichern und westlichern kannte man noch nicht. Diese, die bisher von dem Solde der Carthager und von der Beraubung der südlichen Spanier gelebt hatten, fingen einen Krieg mit den Römern an, der erst nach 200 Jahren mit ihrer gänzlichen Unterjochung endigte. Cato (557 Roms) war zuerst glücklich gegen sie und T. Sempronius Gracchus zwang die Celtiberier, um Frieden zu bitten. Die Habsucht, Treulosigkeit und Grausamkeit der Römischen Feldherren reizten jedoch bald zu neuen Kriegen. Die Lusitanier ergriffen unter Viriathes die Waffen, unterwarfen sich aber, als die Römer ihren tapfern Feldherrn durch List aus dem Wege geräumt hatten. Gleich darauf brach der Numantische Krieg aus, den nach einem furchtbaren Kampfe Scipio Afrikanus durch Numantia's Eroberung endigte (620 Roms.) Seitdem waren die Römer im ruhigen Besitz der Ost- und Südküste, und wußten die Völker im südlichen Mittellande in Achtung zu erhalten. Der berühmte Sertorius unterwarf endlich die Celtiberier und Lusitanier ganz, nöthigte sie, Römische Sitten und Kriegszucht anzunehmen, und nach seinem Tode kamen sie unter Roms Botmäßigkeit. Die Nordländer unterwarf erst August in dem berühmten Cantabrischen Kriege. Einzelne Völker, z. B. die Vasconen und Artabrer, blieben aber auch jetzt noch frei. Anfangs theilten die Römer Hispanien in Hispania citerior und ulterior, nachher in Baetica, Lusitania und Hispania Tarraconensis; und zuletzt in sieben verschiedene Provinzen. Das Land war schon in den ältesten Zeiten als fruchtbar und reich bekannt. Es hatte Ueberfluß an edeln und unedeln Metallen, welche die Phönicier von dort holten. Außerdem hatte es treffliche Pferde und Schafe, und war fruchtbar an Wein, Oel und Getraide.

Historie, die durch die Lateinische Sprache erhaltene, aus der Griechischen entlehnte Benennung der Geschichte im eigentlichen Sinne (s. in Hinsicht auf deren Begriff, Umfang und Eintheilung den Art. Geschichte) deutet zugleich darauf hin, daß die neueren christlichen Geschichtforscher und Erzähler die wahre Geschichtsdarstellung bei den Griechen und ihren Nachfolgern, den Römern, kennen lernten, und diese als Muster der Geschichtschreibung anzuerkennen sich genöthigt sahen. Uebrigens wird der Ausdruck Historie, wie der Ausdruck Ge-

schichte, eben sowohl von den Gegenständen, als ihrer (schriftlichen oder mündlichen) Darstellung gebraucht. Ja in ersterer Hinsicht bezog man ihn sonst überhaupt auf alle (durch den innern oder äußern Sinn) wahrnehmbare Dinge (daher auch die Benennung Naturgeschichte oder Historie), dann vorzugsweise auf menschliche Thaten, Schicksale, Begebenheiten und Naturereignisse, so weit sie mit diesen in unmittelbarer Verbindung stehen. Da nun aber diese Gegenstände, nicht insofern sie wirklich in der Zeit vorhanden sind oder sich ereignet haben, sondern nur in sofern sie als etwas Geschehenes dargestellt werden können, zu Gegenständen der schönen Kunst erhoben werden, so erklärt sich hieraus eine besondere Bedeutung des Worts Historie oder Geschichte, als Kunstausdruck im Felde der Malerei. Man nennt nämlich hier eine Historie, ein historisches Gemälde ein solches, in welchem Menschen in gewissen (erdichteten oder historischen) Handlungen und Zuständen dargestellt werden (oft auch nur dessen Sujet); und redet daher auch von Historienmalerei, Geschichtsmalerei, im Gegensatze der Thier- und Landschaftsmalerei. Doch braucht man auch diese Ausdrücke noch in specielleren Bedeutungen, von welchen unter dem Artikel Historisch geredet werden soll. T.

Historienmaler, Historienmalerei, s. d. Art. Historiker und Historisch.

Historiker. Dieser Titel kommt jedem zu, der sich durch ernstes Studium und Bearbeitung der Geschichte auszeichnet, und umfaßt also den Geschichtsforscher, wie den Geschichtsschreiber (s. d. Art.), oder mündlichen Erzähler. Auch nennt man einen Historiker im Gegensatze des Philosophen oft im beschränkten Sinne denjenigen, welcher Gegenstände historisch (oder empirisch), d. h. wie sie in der Wirklichkeit sind und erscheinen, auffaßt und betrachtet. In noch beschränkterer Bedeutung wird in der Malerei ein Historienmaler (s. Historie), besonders ein solcher, welcher wirklich geschichtliche Gegenstände darstellt oder dargestellt hat, Historiker genannt. T.

Historisch, heißt 1) im allgemeinen und dem Ursprunge des Worts angemessenen Sinne, alles, was man durch äußere oder innere Wahrnehmungen kennen lernt, was zur Erfahrung gehört, oder sich auf dieselbe bezieht. Im diesem Sinne wird es dem Empirischen gleich, und dem Philosophischen — was durch bloßes Nachdenken oder reine (mathematische) Anschauung gewonnen wird, entgegengesetzt. Man redet daher von historischer Erkenntniß, d. h. derjenigen, welche aus Sinnesanschauung mittelbar oder unmittelbar entspringt, und sich mithin auf Daseyn und Beschaffenheit einzelner Gegenstände und Thatsachen bezieht, und von historischen Wissenschaften (in einem allgemeineren Sinne), d. h. systematischen Ganzen der Erfahrungserkenntnisse, welche sich mit Beschreibung der Gegenstände oder Erzählung der Thatsachen beschäftigen (Erfahrungswissenschaften), z. B. Geschichte, Geographie, Naturgeschichte; im Gegensatze der philosophischen oder Vernunft-Erkenntniß und der philosophischen Wissenschaften im Allgemeinen. Aber nicht bloß in Hinsicht der Quelle der Erkenntniß, und der dadurch bestimmten Gegenstände derselben, sondern auch 2) in Hinsicht der Auffassung und Wiederholung der Erkenntnisse setzt man das Historische dem Philosophischen entgegen, und versteht dann unter letzterem, was mit Selbstthätigkeit des Verstandes aufgefaßt und wiederholt wird (rationales, philosophisches Wissen), unter ersterem aber, was nach fremder Einsicht, ohne Selbstthätigkeit des Denkens, ge-

ächtnißmäßig aufgenommen wird (historisches Wissen). Wie nun der Ausdruck Historie und Geschichte insbesondere auf die Darstellung wichtiger Veränderungen des Menschenlebens beschränkt wird, so nennt man ferner auch 3) historisch und einen historischen Gegenstand alles das, was in diesem bestimmten Kreis von Veränderungen, und mithin zum Stoffe der Geschichte, als Darstellung gedacht, gehört, oder sich auf diese Darstellung bezieht; daher historische Wissenschaften in einem eigenen Sinne diejenigen, welche sich nicht mit der Beschreibung des Vorhandenen (wie die Naturgeschichte, Botanik) und periodisch wiederkehrender Naturerscheinungen, sondern mit Erzählung der Veränderungen des Menschenlebens beschäftigen, die eigentliche Geschichte, Historie, und ihre Hilfswissenschaften. Nun aber können Begebenheiten und Veränderungen des Menschenlebens auch bloß als geschehen dargestellt und berichtet werden; mithin ist in dem Kreise dieser Darstellung genau zu unterscheiden 4) das streng Historische, was durch glaubwürdige Zeugnisse als wirklich geschehen erwiesen werden kann, mithin Thatsache im strengen Sinne des Worts ist, von dem, was nicht reine Thatsache ist, sondern entweder nur auf einer Thatsache beruht und durch die Denk- und Anschauungsweise eines Volks fast unwillkührlich verändert und ausgebildet worden ist (Sage, Mythe), oder willkührlich, — um zu täuschen, erdichtet, oder zu einem rein poetischen Zweck erdacht (gedichtet) worden ist (Dichtung im eigentlichen Sinne, Phantasie), letzteres möge nun geschehen seyn können, oder nicht (wie das phantastische Mährchen). Es wird daher das Historische nicht nur a) dem Mythischen und der Volkssage entgegengesetzt, obwohl in der Geschichte des Ursprungs der Menschen und Völker beides fast unzertrennbar verschmilzt, und die mythische Zeit überall gleichsam als Morgendämmerung der historischen vorangeht; sondern auch b) dem rein Poetischen. Eine vollkommene Entgegensetzung findet aber auch hier nicht Statt; denn das Wesen der Poesie beruht ja nicht auf Erdichtung, vielmehr bedient sie sich häufig historischer Stoffe, oder stellt die erdichtete Begebenheit als wirklich geschehen dar: so wie umgekehrt vieles Einzelne in der Geschichte poetisch ist, indem der Stoff zur anschaulichen und harmonischen Darstellung gebildet worden zu seyn scheint, ja das Leben der Menschheit selbst, nach seinem vollendeten Umfang einen poetischen Geist in sich tragen muß. Daß aber bei der Bearbeitung der Geschichte, als einer treuen Darstellung menschlicher Vergangenheit in ihren bedeutendsten Zügen, die Einbildungskraft das geschichtliche Bild nur aus dem gegebenen, und nach seiner Glaubwürdigkeit genau geprüften Stoffe, unter chronologischen und geographischen Beziehungen zusammensetzen (componiren) kann, indem der Geist des Historikers in den vorhandenen Materialien die vormals lebendigen Glieder einer vergangenen Wirklichkeit entdeckt, und aus ihnen durch Betrachtung den zum Grunde gelegenen Geist derselben entwickelt, welcher ihn fähig macht, die Wirklichkeit gleichsam lebendig nachzubilden; daß dagegen in der Poesie die freie Phantasie, welche einzig zum Zwecke des Schönen erfindet, oder den historischen Stoff, ungebunden durch eine Prüfung der Gegenstände nach ihrer Wirklichkeit (d. h. ob, wann und wie sie sich wirklich zugetragen haben), nach einer selbstgeschaffenen, dem Gegenstande verwandten Idee anordnet und anschaulich darstellt: das ist es, was Historie, historische Kritik, historische Kunst, und (worin diese sichtbar ist) eine historische Composition, von Poesie, poeti-

scher Kunst und Darstellung genauer unterscheidet. Von dieser Unterscheidung hängt auch die Unterscheidung des poetischen und historischen Stils ab. Denn die besondere Art und Weise, ein Ganzes von Gedanken durch die Sprache zu bezeichnen, wird durch die Natur der Gegenstände und den Zweck der Darstellung bestimmt. Bildlicher, idealisirender, affectvoller, kühner und ausgewählter ist immer der poetische, ruhiger, beständiger, gemäßigter und belehrender der historische Styl. Dieser wird durch den gegebenen Stoff nothwendig bestimmt; jener mit dem Stoffe oder dessen Behandlungsart erfunden. Hiedurch wird auch das Epische (als eine besondere Art des Poetischen), welches in anderer und selbst historischer Hinsicht unter allen poetischen Gattungen am nächsten an das Historische gränzt, vorzüglich da beide erzählende Darstellungen sind, von diesem hinlänglich unterschieden werden können. (S. Wendt de confinio poeseos epicae atque historicae. Lpz. 1811. 4.) Weil jedoch die Poesie auch historische Stoffe bearbeiten kann, so pflegt man in dem Gebiete der Poetik das Historische (z. B. historisches Schauspiel) auch dem rein Poetischen (obwohl nicht immer dem Geiste nach), der Originaldichtung, und insofern die Allegorie größtentheils und in ihrer wahren Bedeutung, nur auf Erfindung beruht, dem Allegorischen (s. d. Art.) entgegenzustellen. Letztere Unterscheidungen und Bestimmungen gelten auch von den Werken der bildenden Kunst, namentlich Sculptur und Malerei. In letzterer Kunst aber wird der Name des Historischen auch noch 5) in einer weiteren Bedeutung gebraucht. Denn hier wird ein historisches Gemälde und Historienmalerei der Thier- und Landschaftsmalerei oft entgegengesetzt, und darunter die malerische Darstellung menschlicher Figuren in bestimmten Zuständen oder Handlungen verstanden, so daß auch mythische, allegorische, eigentlich historische oder Phantasiedarstellungen, ja selbst Conversationsstücke und Portraits, letztere jedoch mit Unrecht (denn in allen diesen, außer dem bloßen Portrait, werden Handlungen und Zustände als wirklich dargestellt), dazu gerechnet werden, und der Ausdruck historischer Maler, oder besser Historienmaler mit einem Figurenmaler gewöhnlich gleichbedeutend gebraucht wird. Es ist aber das historische Gemälde in diesem Sinn, besonders wenn es Handlungen darstellt, unter allen übrigen Gattungen der Gemälde vom richtigsten Inhalt und größten Umfange. Denn das Menschliche wird hier bald zu dem Göttlichen erhoben, bald das Göttliche in menschlicher Gestalt dargestellt, und kein anderes Gemälde trägt in sich diese Mannigfaltigkeit, weil die menschliche Figur die sprechendste und bildsamste ist. Wo aber die Malerei a) durch Verbindung mehrerer Figuren eine zusammengesetzte Handlung darstellt, und dadurch die Benennung der historischen vorzüglich verdient, weil wir hier eigentlich etwas geschehen sehen, und Veränderungen im Menschenkreise auf eine täuschende Weise zu erblicken glauben, da ist es eigentlich doch nur der festgehaltene Moment einer Handlung, welcher durch dieselbe dargestellt werden kann. Es soll aber ein solcher seyn, welcher gleichsam den Mittelpunkt der Handlung enthält, und welcher das Vorher und Nachher dem sinnigen Zuschauer geschickt und leicht andeutet, mithin der sprechendste ist, und übrigens eine freie Mannigfaltigkeit malerischer Formen gewährt. Und darin besteht das Wesen des eigentlichen historischen Gemäldes. Endlich wird das Historische b) als rein historisch auch von den genannten Arten malerischer Gegenstände und ihrer Darstellungen, besonders dem Allegorischen, dem Idyllischen,

dem komischen, oder ernsten Charakter- und Conversationsstücke, ja selbst c) die historische Landschaft, welche die Copie einer wirklichen ist, von der idealen (besser erfundenen) Landschaft unterschieden. T.

Historische Composition,
Historische Kritik,
Historische Kunst,
Historischer Styl,
Historisches Gemälde,
} s. Historisch, Historie und Historiker.

Histrionen. Als in Rom (391 nach Erbauung der Stadt) eine heftige Pest wüthete, und schon viele Mittel fruchtlos zur Versöhnung der Götter angewendet worden waren, fiel man darauf, zu diesem Zweck auch Schauspiele, d. i. Bühnenspiele, welche in dem ganzen Alterthume eine religiöse und feierliche Beziehung hatten, anzustellen. In Rom waren diese damals noch nicht üblich; die kriegerischen Römer hatten sich bisher nur an Spielen im Circus, d. i. Wettrennen und Wettkämpfen ergötzt. Man schickte also zu den Etruriern, von welchen die Römer überhaupt viele religiöse Gebräuche und Ceremonien annahmen, und ließ von dorther Tänzer holen, welche auf einer dazu eingerichteten Bühne, unter der Begleitung der tibia, ihre, wahrscheinlich mimischen, Tänze aufführten. Die Römische Jugend fand an diesem neuen Schauspiel Gefallen, ahmte diese Tänze nach, und declamirte dazu scherzhafte Verse. Die Sache wurde durch einheimische Künstler ausgebildet, und ihnen der Name Histrionen (von einem Etruriſchen Worte, welches einen Tänzer oder Spieler bedeutet) beigelegt. Diese trugen nun allerhand komische Gedichte (Saturae, Satyren) declamirend und gesticulirend mit Musikbegleitung vor. Bald aber wurde die Declamation wiederum von der Mimik getrennt. Durch Livius Andronicus, der aus diesen Satyren (im alten Sinne) die ersten förmlichen Comödien bildete (240 v. Chr.), und wie damals gewöhnlich war, selbst aufführte, kam nämlich auf zufällige Veranlassung der Gebrauch auf, daß eine andere Person neben dem Histrio den Text des Gedichtes declamirte, welchen dieser durch Mimik darzustellen suchte. Nur im Dialog mußte der Histrio mitsprechen. Und seit dieser Zeit wird der Ausdruck Histrio ziemlich gleichbedeutend mit Pantomime, d. h. einem solchen Künstler, der bloß durch Geberdensprache darstellt, gebraucht, nur daß diese Mimik oft nur begleitend, und mehr mit Tanz vermischt war. So berichtet Livius VII. 2. Die eigentlichen (declamirenden) Schauspieler blieben von den Histrionen getrennt. Ihre Kunst kam bald so in Aufnahme, daß die größten Männer, vorzüglich Redner, bei ihnen (wie Cicero bei dem berühmten Roscius) Unterricht nahmen. Daher wurden aber auch in der Folge die Ausschweifungen der Römer theils durch ihre unsittlichen Darstellungen, theils auch durch Unruhen und bedeutende Factionen, welche ihre öffentliche Aufnahme veranlaßte, so befördert, daß ihnen nicht nur unter den Kaisern mehrmals das Auftreten auf der Bühne untersagt werden mußte, und nur Privatdarstellungen erlaubt wurden, sondern dieselben auch einige Mal (z. B. unter Nero) aus der Stadt vertrieben und durch Gesetze auf mannigfaltige Weise beschränkt wurden. T.

Hitze bezeichnet in der gewöhnlichen Sprache des Umgangs einen höheren Wärmegrad; in der Physik, wo gewöhnlich eine genauere Bestimmung des Wärmegrades verlangt wird, ist es meistens gleichbedeutend mit Wärme.

Hobbes (Thomas). Einer der scharfsinnigsten, aber auch wegen

seiner paradoxen und dem religiösen und politischen Glauben seiner Zeit durchaus widersprechenden Ansichten sehr verrufener Mann, war der Sohn eines Predigers, geboren zu Malmesbury in England 1588. Er besuchte die Schule daselbst bis in sein 14tes Jahr, wo er, ausgerüstet mit ausgezeichneten philologischen Kenntnissen, die Universität Oxford bezog. Hier studirte er von 1603 an mit vielem Eifer die damals herrschende aristotelische Philosophie und Physik. Dann wurde er 1610 Hofmeister eines jungen Baron Hardwick, mit welchem er eine Reise durch Frankreich und Italien machte. Nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland kehrte er mit neuem Eifer zu den Alten zurück; denn es gehörte zu seinen Eigenheiten, nur wenig von den Schriften seiner Zeitgenossen zu lesen, und überhaupt mehr zu denken als zu lesen. Auch wurde er durch diese Lektüre der Scholastik immer abgeneigter. Damals übersetzte er auch nicht ohne Bezug auf seine Landsleute, welche vielen Hang zur Demokratie zeigten, und um diese durch ein Bild der Unordnungen und Factionen, welches die Griechischen Freistaaten gewähren, abzuschrecken, das geschichtliche Werk des Thucydides in seine Landessprache (herausgegeben 1628). Im J. 1629 ging er zum zweiten Mal als Hofmeister nach Frankreich, und benutzte seinen Aufenthalt daselbst zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der Mathematik, durch welche seine strenge consequente Denkweise noch mehr ausgebildet wurde. Auch stand er schon in Verbindung mit einigen berühmten Denkern der damaligen Zeit, namentlich Baco, dessen kräftiger Empirismus nicht ohne Einfluß auf ihn und alle Englische Philosophen blieb, obgleich Hobbes denselben mit noch strengerer Consequenz verfolgte; ferner mit de Cartes, Gassendi, Galilei u. A. Von 1631 an wurde er Hofmeister eines jungen Grafen von Devonshire, mit welchem er 1634 seine dritte Reise nach Frankreich machte, von wo er mit ihm nach Italien reisete. Von diesen Reisen brachte er eine Menge von physischen Kenntnissen, welche er sich in Paris sowohl durch eigenes Studium, als durch Unterhaltungen mit berühmten Naturforschern (z. B. einem P. Mersenne) erworben hatte, so wie überhaupt eine reiche Erfahrung und Menschenkenntniß zurück. Letztere war auch der Faden, an die er seine eigenen Untersuchungen, welche er durch Zeitumstände im Gebiete der Politik und des Staatsrechts anzustellen sich veranlaßt fand, knüpfte. Er wurde nämlich 1637 nach England zurückgerufen. Hier fand er alles in politischer Gährung, und versuchte, da er selbst durch seine Reisen von den Gräueln der Anarchie überzeugt worden war, seine Landsleute von einer Revolution gegen Carl I., so viel dem Privatmann möglich war, abzuziehen; fand es aber bald für seine Studien und seine eigene Sicherheit angemessener (1640), sich abermals nach Paris zu begeben. Hier schrieb er sein berühmtes Buch de cive, welches zuerst (noch unvollständig) 1642, dann in verbesserter Gestalt mehrere Male herauskam und die erste abgesonderte Bearbeitung des Staatsrechts enthält, daher auch Einige Hobbes den Vater des Staatsrechts genannt haben. Er begründet hier den Staat ganz empirisch, nämlich auf gegenseitige Furcht der Menschen, und die Nothwendigkeit, dem Elende des Naturstandes, welchen er als Krieg aller gegen alle schildert, zu entgehen. Sein Staat ist daher Sicherheitsanstalt, auf Verträge gegründet; die beste und sicherste Form desselben die Monarchie, deren Wesen er in eine unbegränzte Regentengewalt setzt, wobei überdies einestheils die democratischen Gesinnungen der Parlamentsfreunde in England, gegen welche er Partei nahm, und der hieraus entspringende bürgerliche Krieg-

theils seine Anhänglichkeit an das königliche Haus und an sein Vaterland, den Ausgewanderten zu äußerster Härte verleiteten. Mit diesen Grundsätzen stand es in engster Verbindung, daß er auch der Geistlichkeit und der Kirche die Gewalt entzog, welche sie in den Zeiten der Finsterniß sich zugeeignet hatte, und sie der weltlichen Gewalt zurückgab; um so mehr, da er von seinem politischen und empirischen Standpunkt aus selbst die Religion für ein Produkt der Furcht, und ein wirksames Mittel bürgerlicher Ordnung in der Hand des Regenten, in ihrer äußern Gestalt lediglich von der Regierung abhängig, die Gottheit aber nur für die, uns verborgene, erste Ursache aller Bewegung hielt, welche man nur glauben müsse. Dieselben Grundsätze trägt er auch in seinem größern politischen Werke, welches er kurz nachher in Paris schrieb (wo er zugleich den aus England geflüchteten Prinzen von Wallis in der Mathematik unterrichtete), nämlich in seinem in Englischer Sprache geschriebenen, aber bald von ihm selbst in Lateinischer mit einem Anhang herausgegebenen Leviathan, vor. Er ließ dieses Werk noch in seiner Abwesenheit 1651 in England drucken. Vorzüglich der letzte Abschnitt dieses Buchs, welchen er das Reich der Finsterniß überschrieb, und in welchem er von den geheimen Triebfedern und Künsten des Papstthums und von der Verfälschung der Religion durch die Geistlichen handelte, reizte die Geistlichkeit so gegen ihn auf, daß ihm, als Urheber gottloser, ketzerischer Grundsätze, und Vertheidiger Cromwellischer Maximen und Handlungen, der Hof Carls II., welcher sich damals noch in Begleitung mehrerer Englischen Geistlichen in Frankreich aufhielt, verboten wurde. Dieses, und weil er sich überhaupt vor den Päpstlichen in Frankreich nicht sicher glaubte, bewog ihn mitten im Winter 1652 nach England zurückzugehen, wo er sich ganz eingezogen einige Zeit bei dem Grafen von Devonshire aufhielt, so wie er überhaupt unter den Englischen Großen viele Freunde hatte, ja selbst bei Carl II., welcher seit 1660 den Thron in England wieder einnahm, beständig in Gnaden stand. Letzterer ertheilte ihm auch eine jährliche Pension. Von dieser Zeit an gab er mehrere Schriften heraus, unter diesen auch eine Uebersetzung der Iliade und der Odyssee des Homer, begleitet von einer Abhandlung über die Natur des heroischen Gedichts. Auch beschrieb er sein eigenes Leben in elegischen (jedoch nicht vorzüglichen) Versen unter dem Titel: Historia ecclesiastica carmine elegiaco concinnata, welche erst nach seinem Tode erschienen (1688). Späterhin hat (wahrscheinlich Warburton) seine Werke in Englischer Sprache vollständig herausgegeben unter dem Titel: The moral and political Works of Th. Hobbes, etc. London 1750. Fol. (übers. Halle, 1793 u. ff.) Seine Schriften, namentlich de cive und der Leviathan, fanden schon bei seinem Leben eine große Menge Gegner, deren die bedeutendsten Scharrok und Cumberland sind. Unter den neuern sind vorzüglich Mendelssohn (in seinem Jerusalem) und Feuerbach (in seinem Antihobbes, Erlang. 1798) als seine Gegner aufgetreten; andere, wie früher Gundling, welcher auch den Vorwurf des Atheismus von ihm abzulehnen suchte, später Maimon (in Niethammers phil. Journal I. Bd. 2. Heft.) u. A. haben ihn vertheidigt. Natürlich konnte auch sein Charakter der Mißdeutung nicht entgehen. Doch schildern ihn seine Biographen als einen freien, lebhaften, vaterlandsliebenden, zugleich aber auch rechtschaffenen, mäßigen, ehrlichen, mittheilenden und gefälligen Mann, und selbst seine Feinde mußten wenigstens seinem selbstdenkenden, eigenthümlichen Geiste und seinem unermüdeten Fleiße

Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit welchem er überall, obwohl auf einenem Wege, die Wahrheit suchte. Er starb unverheirathet im J. 1679 in seinem 92sten Jahre. Sein Leben (von J. Aubery) ist 1681 Carlopoli und mehrmals erschienen: eine andere Biographie findet sich in der Englischen Ausgabe seiner Werke. T.

Hoboe s. Oboe.

Hochamt, ist die feierliche Messe, welche in katholischen Kirchen vor dem hohen Altar an Sonn- und Festtagen, auch bei besondern Solennitäten, z. B. bei der Feier eines Siegesfestes, gehalten zu werden pflegt. Es wird zuweilen auch hohe Messe oder Hochmesse genannt. S. Messe.

Hoche (Lazare). Dieser durch seine Thaten berühmt gewordene General der Französischen Republik war im J. 1768 zu Versailles von armen Aeltern geboren und blieb nach dem frühen Tode derselben ganz sich allein überlassen. Für das Geld, das ihm von Zeit zu Zeit eine Base Obsthändlerin schenkte, kaufte er sich Bücher, und befriedigte so einigermaßen, wiewohl sehr dürftig, seinen Durst nach Kenntnissen. Siebzehn Jahre alt trat er unter die Franz. Garden, und war beim Ausbruch der Revolution Corporal. Der Kriegsminister Servan, der ihn auszeichnen wollte, machte ihn zum Lieutenant im Regiment Rouergue. Jetzt fing Hoche an, mit ganzem Eifer und glücklichem Erfolg die Taktik zu studiren. Der Schlacht bei Honscote wohnte er als Generaladjudant bei, und zeichnete sich so aus, daß er in kurzer Zeit Brigadegeneral, dann Divisionsgeneral, und endlich General en Chef der Moselarmee wurde. Sein Talent machte ihn zum Sieger in den Ebenen von Weißenburg (1793), Landau ward entsetzt und Worms öffnete seine Thore. Ein Opfer der Tyrannei der Decemvirn ward Hoche eingekerkert, und schmachtete mehrere Monate im Gefängniß bis zum 9 Thermidor. Der Krieg der Vendee verheerte die Westgegenden Frankreichs. Hoche trat an die Spitze der Küstenarmee von Brest (1795), griff die vereinigten Emigranten und Engländer an, schlug sie bei Carnac, zwang sie, Aurai zu räumen, schloß Quiberon ein, bemächtigte sich des Forts Penthievre, erzwang endlich den Frieden, und gab so einem Lande, das so lange der Schauplatz der Gräuel und Verbrechen gewesen, Ruhe und Hoffnung wieder. Sein Unternehmen auf Irland 1796 war nicht so glücklich, aber der Sieg folgte ihm (1797) bei Neuwied, wo die Oestreicher tausend Todte und neuntausend Gefangene, nebst 27 Kanonen und 7 Fahnen verloren. Man behauptet, daß sich das Direktorium seiner bei der Revolution des 18. Fructidor bedient habe; wenigstens hat er sich verdächtig gemacht, und verlor plötzlich sein Ansehn. Der Kummer darüber endigte sein Leben im J. 1798. Die Sambre- und Maasarmee hielt ihrem Anführer eine angemessene Todtenfeier, und sein Leichnam ward mit Pomp von Wetzlar nach Coblenz geführt. Lefebre sprach an seinem Grabe, und begann seine Rede mit den schönen Worten: Cameraden, der Tod, der uns nie furchtbar geschienen, zeigt sich uns in seiner schrecklichen Gestalt; er vernichtet mit Einem Streich Jugend, Talent, Tugenden: Hoche ist nicht mehr! Die Todesparze hat sein Leben geendigt, und bald wird nichts mehr von ihm übrig seyn, als das Andenken an seine Thaten.

Hochheim, ein ansehnlicher Flecken mit 1800 Einwohnern, viertehalb Meilen von Frankfurt. Hier wächst der berühmte Rheinwein, der unter dem Namen des Hochheimer bekannt ist. Vormals gehörte Hochheim dem Domkapitel zu Mainz, jetzt zu Nassau.

Hochkirch oder Hochkirchen, ein Dorf in der Oberlausitz,

unweit Bautzen auf der Straße von da nach Lobau und Zittau gelegen, berühmt durch zwei dort vorgefallene Schlachten. Als im 7jährigen Kriege Friedrich nach der Schlacht von Zorndorf nach Sachsen geeilt war, und dort mit dem Prinzen Heinrich sich vereinigt hatte, um dem Oestreichischen General Daun eine Schlacht zu liefern, und durch sie sein Schlesien zu befreien, sah er sich genöthigt, ein festes Lager zu beziehen, weil er Daun, der in einem verschanzten Lager stand, nicht zum Schlagen bringen konnte. Friedrich wollte seinen Feind, indem er ihm die Zufuhr abzuschneiden suchte, nach Böhmen hineindrücken; allein Daun änderte seine Stellung, und Friedrich that ein gleiches, indem er ein Lager bei Hochkirch bezog, das aber höchst kühn war, da die Oestreicher die darum liegenden sogenannten Steinberge besetzt hatten. „Wenn uns die Oestreicher hier ruhig lassen, Ew. Majestät, (sagte General Keith zu dem sichern König), so verdienen sie gehenkt zu werden!“ Friedrich lächelte darüber; hatte sich aber diesmal in seinem Gegner geirrt. Am 14. October 1758 früh 5 Uhr wurde die Preußische Armee durch die in geschlossenen Colonnen einbrechenden Oestreicher aus dem Schlafe geweckt. General Daun hatte seine Truppen von allen Seiten anrücken lassen; die brennend gebliebenen Wachfeuer im Oestreichischen Lager und arbeitende Holzhauer mußten das Ausrücken der Truppen unwahrscheinlich machen, und das dadurch veranlaßte Getöse verdecken; aber selbst als die Preußischen Vorposten Unrath merkten, und dem König Meldung davon thaten, auch Ziethen und Seidlitz ihn baten, die Soldaten wecken zu lassen, nahm er noch keine Rücksicht darauf. Allein schon waren seine Vorposten überwältigt, seine Batterien genommen und auf sein eigenes Lager gerichtet, schon ein Theil seiner Preußen schlafend dem Tod überliefert worden, als er endlich die unumstößlichste Gewißheit davon erhielt, daß er überfallen sey. Schnell suchte er nun die Truppen zu ordnen, die noch halb entkleidet zu den Waffen griffen; doch nirgends war ein Zusammenhang, nur einzelne Regimenter fochten gegen die dichten Oestreicher: Hochkirch ging in Flammen auf; hier war der Kampf am hartnäckigsten, doch der Tapferkeit der Preußen, die wie Verzweifelte fochten, wegen eines undurchdringlichen und ungewöhnlich anhaltenden Nebels aber sich durchaus nicht ordnen konnten, nicht möglich, Widerstand zu leisten. Da gab Friedrich Befehl zum Rückzug unter Salderns Schutz, und benutzte den ersten Augenblick, wo der Nebel fiel, um sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Noch wäre es Friedrichs Feldherrntalent vielleicht möglich gewesen, der Schlacht eine andere Wendung zu geben, wenn nicht unter Begünstigung des Nebels, sein linker Flügel vom Herzog von Ahremberg umgangen gewesen wäre; eben war der König mit der neuen Disposition beschäftigt, als Ahremberg dem linken Flügel in die Flanke fiel, diesen schlug, und so die Preußen zum förmlichen Rückzug nöthigte, der jedoch in möglichster Ordnung geschah. Friedrich hatte an diesem unglücklichen Morgen großen Verlust erlitten; seine ganze Artillerie und Bagage war verloren gegangen; mehrere tausend Preußen waren geblieben und untauglich gemacht; dem Prinzen von Braunschweig hatte eine Kanonenkugel den Kopf weggenommen, und des Königs ahnungsvoller Warner, sein Keith, blieb, von einer Kugel in die Brust getroffen, todt auf dem Schlachtfelde. Beinahe alle Generale, Kleist und Moritz am schwersten, waren verwundet, selbst der König, der fast gefangen worden wäre; noch auf dem Rückzuge zerschmetterte ein Schuß den einen Fuß seines Pferdes. Daun's Triumph war groß. Doch waren die

Folgen dieser Begebenheit bei weitem nicht so wichtig, als sie es hätten seyn können. — Von einem gleich wichtigen Ereignisse, nur verschieden von jenem in seinem Gang und Resultate, war Hochkirch Zeuge im Mai 1813. Nachdem die verbündete Russisch-Preußische Armee durch den Ausgang der Schlacht von Lützen (am 2. Mai 1813) sich veranlaßt gefunden hatte, über die Elbe zurück zu gehen, wählten ihre Feldherrn die von jenem Unfalle Friedrich's berühmte Stellung von Bautzen und Hochkirch, um dort den Franzosen eine zweite Hauptschlacht zu liefern. Die durch die Natur schon feste Lage der Position wurde von ihnen durch Verschanzungen und Redouten (deren Anzahl der Französische Bericht auf 300 angibt) fast unangreifbar gemacht. Doch es war den Franzosen gelungen, in der Schlacht von Wurschen am 21. Mai 1813 ihren rechten Flügel zu umgehen, und so vermochte der linke Flügel, der an Hochkirch sich anlehnte, nicht, den vereinten Angriffen der beiden Corps Ragusa und Tarent zu widerstehen; er mußte dem Rückzuge, der nun für die ganze Armee angeordnet wurde, folgen. S. übrigens den Artikel Bautzen und Wurschen. J.

Hochmeister, ein Titel der Oberhäupter des ehemaligen Deutschen und Maltheser-Ordens. Ersterer hieß auch Hoch- und Deutschmeister. (S. dies. Orden.)

Höchstädt. Diese kleine Stadt, gelegen im Königreich Baiern (3 Stunden von Donauwörth im Herzogthum Neuburg), hat einen großen Namen in der Geschichte des Spanischen Erbfolgekrieges durch das Treffen gegen das Ende des Jahres 1703 und die große Schlacht im Jahre 1704, welche bei ihm vorfielen, erhalten. Von jenem Treffen führen wir nur an, daß darin der kaiserliche General Styrum durch den Kurfürsten von Baiern geschlagen, und damit die frühere Hoffnung auf eine Versöhnung der Parteien vernichtet wurde. Doch unendlich wichtiger an und für sich und in ihren Folgen war die Schlacht bei Höchstädt (von den Engländern bei Blenheim genannt), wo am 13. August 1704 die verbündete Französisch-Baiersche Armee unter Tallard und dem Kurfürsten von Baiern von den Oestreichern und ihren Alliirten unter Malborough und Eugen geschlagen wurde. S. Spanischer Erbfolgekrieg. J.

Hochverrath sollte man insbesondere nur dasjenige öffentliche oder Staatsverbrechen nennen, vermöge dessen ein Bürger die ihm vom Staate zum Besten desselben anvertrauten Mittel (Gewalt, Geheimnisse oder Güter) zur Zerstörung oder Vernichtung desselben anwendet, oder einem fremden und feindlichen Staat in die Hände liefert. Denn dieses ist der größte wichtigste Verrath im Staate, und setzt voraus, daß der, welcher ihn begeht, auf irgend eine Art an der Staatsverwaltung Theil nehme. Hiedurch würde sich auch der Hochverräther vom Landesverräther, welcher absichtlich die Unternehmungen einer fremden, feindlichen Macht durch Unterstützung jeder Art (z. B. Spionerie) befördert, unterscheiden. Oft jedoch treffen diese Begriffe in dem Begriffe des Staatsverrathes und Staatsverräthers zusammen, so daß man unter Hochverrath überhaupt ein Verbrechen gegen den Staat im engern Sinne versteht, d. i. jedes Verbrechen eines Unterthanen, welches unmittelbar gegen den Staat, gegen die selbstständige Existenz und Verfassung desselben gerichtet ist, mithin die Fortdauer des Staats, überhaupt und in seiner bestehenden Form, aufzuheben strebt. Immer aber setzt es einen Unterthanen voraus, der der Regierung zur Treue verpflichtet ist. In diesem Sinne

rt auch der Versuch zur Revolution, d. h. der Versuch einzelne
zer, die gesezliche Regierung oder Verfassung umzuändern od
rstürzen, unter den Begriff des Hochverraths. Dieser aber unter
det sich dadurch zugleich noch von jedem andern Staatsverbrechen
lich von der gewaltsamen Widersezung gegen die Ausübung de
atsgewalt schlechthin (Aufruhr u. s. w.), von den Verbrechen ge
einzelne Zweige der Verwaltung und einzelne Handlungen de
ierung (z. B. Polizeiverbrechen), so wie von dem Verbrechen gege
Person des Regenten (im eigentlichen Sinne Majestätsverbre
a), welches lezztere jedoch mit Hochverrath in sofern wieder zusam
läuft, als die Regierung und Verfassung an seine Person geknüpft

Dieses Verbrechen wird übrigens im ersten und besondern Sin
sowohl durch Mißbrauch und Ueberlieferung der dem Bürger
iehenen, oder nur bekannten Güter und Erhaltungsmittel des Staat
B. Magazine, Vertheidigungsmittel und Anstalten), und alle an
thätige Unterstützung des Feindes oder Unterhandlung mit demsel
, als auch durch Nichtgebrauch derselben begangen, und nach
schaffenheit mit Entehrung, lebenslänglichem Gefängnisse oder dem
de bestraft. T.

Hoditz (Albert Joseph Graf von), ein durch seinen seltsamen,
rall nach phantastischem Schimmer jagenden Kunsttrieb bekannter
ährischer Güter-Besitzer. Er war 1706 geboren. Mit mannigfalti
n und ausgebreiteten Kenntnissen durch frühen Unterricht ausgestat
, mit einer empfänglichen und lebendigen Phantasie durch Natur
gabt, ging er nach Italien, wo die herrliche Kunstwelt, von einer
alen Natur umgeben, einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn mach
Nachher fand er auch als kaiserl. königl. Kämmerer an dem Hofe
rls VI. mannigfaltige Nahrung für seine glühende Einbildungskraft.
ielleicht war es auch diese, welche den jungen, wohlgebildeten und
benswürdigen Mann zum Anbeter der zwar 22 Jahre ältern, aber
istreichen, und auch in spätern Jahren noch anmuthigen Sophia,
Wittwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth, machte,
elche als Stifterin der berühmten Eremitage bekannt ist. Sie
b ihm 1734 ihre Hand, nachdem sie vorher zur katholischen Religion
ergegangen war, und lebte mit ihm auf seinem Landgute Roßwal
e, welches er zu einem zauberischen Sitze aller Lust, und
lles durch Kunst, Phantasie und geselligen Umgang
edenklichen Vergnügens umzuschaffen den Plan ge
acht hatte. Um diesen Plan auszuführen, suchte er mit dem
ßten Eifer die Kunsttalente seiner zahlreichen Leibeigenen zu entwi
eln, so daß es keine Art von Künstlern gab, die man nicht unter
iner Dienerschaft gefunden hätte. Der weitläuftige Park mit seinen
ebäuden und Verzierungen, seine Theater, Werke der bildenden Kunst,
elche er nach seinen originellen Angaben ausführen ließ, die Maschi
rien, Feuerwerke, Wasserkünste, welche er zu seinen Festen gebrauch
waren größtentheils das Werk seiner Bedienten. Die geschicktesten
ter denselben aber waren seine Musiker, Schauspieler, Tänzer, Sän
r und Sängerinnen, welche lezztere er zugleich für den Umgang in
r großen Welt bilden ließ. Diejenigen aber, welche er zu dieser
uptrollen nicht gebrauchen konnte, ja selbst Kinder, Alte u. s. w.
uchte er wenigstens als Statisten und Figuranten, in vielen Ver
ldungen und Gestalten bei seinen originellen Festen und Lustbarkei
n. Sein Schloß war der Sammelplatz aller Vergnügen der Natu
d bildenden Künste. In der seltsamen Zusammenstellung derselbe

jedoch, so wie in seinen, im verschiedensten Geschmack ausgeführten Gartenanlagen, in welchen 4000 Wasserkünste, ein großer Kanal und viele Seen angebracht waren, äußerte sich eine herrschende Neigung zu dem Pikanten und Bizarren. Selbst auf Wirthschaftsgebäude, Ställe, Krippen und Butterfässer hatte sich dieser phantastische Hang zu idealisiren erstreckt. Ueberall glaubte man sich von Decorationen umgeben. Unter mehreren, den Deutschen Vorfahren geweihten Denkmälern und Tempeln befanden sich hier auch Monumente seinen großen Zeitgenossen, dem König Friedrich II. und der Kaiserin Maria Theresia, deren Gebiete seine Besitzungen berührten, gewidmet. In einer andern Gegend des Parks war eine Liliput'sche Stadt, in der die meisten Häuser nicht über drei Fuß in der Höhe hatten, äußerst proportionirlich und mit allen möglichen Plätzen, Promenaden, Thoren, Brücken u. s. w. ausgebildet. Die schönste Anlage aber war sein Arkadien. Kurz, überall wurde die regste Neugierde nicht erschöpft und doch befriedigt. Kein Wunder, daß der durch diese phantastische Mannigfaltigkeit berühmte Landsitz mehrmals, selbst in einer gelehrten Lateinischen Abhandlung des Dr. Tralles (adumbratio amoenitatum Roswaldensium), beschrieben worden ist. Doch gestehen Viele, welche diesen Ort besucht haben, die seine, angenehme und äußerst mannigfaltige Unterhaltung des originellen und wohlwollenden Wirths noch interessanter gefunden zu haben, der bis in das spätere Alter, ja selbst auf dem Krankenbett, einen Cirkel ihn umgebender Menschen durch leichten Humor und immer neue Erfindungen zu erheitern wußte, und durch Mahl, Gesang, Schauspiel und Naturbelustigungen für das Vergnügen unzähliger Menschen sorgte. Selbst Friedrich der Einzige, mit welchem er durch seine Gemahlin verwandt war, und welcher seine Unterhaltung liebte, besuchte seinen Feensitz, und seine Erwartungen wurden übertroffen. Er dankte dem Grafen durch ein ansehnliches Geschenk, noch mehr aber durch eine poetische Epistel (7ter Thl. der Oeuvres posthumes, S. 27), in welcher er seines Aufenthaltes in Roßwalde mit Vergnügen gedenkt. Indessen hatte dieses Schauspiel im Großen, welchem er sich, als Virtuos allzu ausschweifend hingegeben hatte, eine nachtheilige Wirkung auf seine Oekonomie hervorgebracht, und verursachte ihm nach dem Tode seiner Gemahlin immer mehrere Sorgen. Der König, davon unterrichtet, entriß ihn denselben, indem er sich erbot, ihn in Potsdam bei sich aufzunehmen. Schwer ward es ihm, sich von seinem geliebten Roßwalde und seinen verlassenen Dienern zu trennen. Aber des Königs Gnade und zuvorkommendes Wohlwollen bereitete ihm, von seiner Kapelle begleitet, einen erfreulichen Aufenthalt daselbst. Doch quälte ihn in manchen Stunden ein herber Unmuth, der in Begleitung qualvoller Steinschmerzen 1778 sein Leben in Potsdam endete. Friedrich ehrte noch nach seinem Tode (1784) sein Andenken dadurch, daß er den Theil der Jägerstraße in Potsdam, in welcher der Graf gewohnt hatte, Hoditzstraße nennen ließ. (S. den Biograph, Halle 1803 3ter Bd. 4tes Stück.)

Hof, eine Stadt im Mainkreise des Königreichs Baiern, im ehemaligen Fürstenthum Baireuth, an der Saale gelegen. Sie hat gegen 5000 Einwohner und ansehnliche Baumwollenspinnereien, Leinwandwebereien, Gerbereien, Wollenzeug- und Zitzmanufakturen. In der Nähe der Stadt wird schöner Marmor gebrochen.

Hof, bezeichnet in der Naturlehre gewisse, bald weiße, bald farbige, bald lichte Kreise, die zuweilen um den Mond, um die Sonne

nd andere Himmelskörper erscheinen. Daß dieses Phänomen durch die rechung der Lichtstrahlen in den Dünsten der Atmosphäre entsteht, ißt sich aus mehreren Gründen beweisen; man kann es im Kleinen n einem Lichte nachahmen, das man auf solche Weise hinter siedenes Wasser stellt, daß zwischen dem Lichte und dem Auge die Dämpfe ufsteigen. Auch geht daraus, daß dieselbe Erscheinung nur auf einem einen Raume der Erdoberfläche sichtbar ist, hervor, daß die Ursache rer Entstehung nicht hoch über der Erde liegen muß. Die Art inß, wie ein solcher Hof durch Brechung und Zurückwerfung der Lichtrahlen in den Dünsten eigentlich entsteht, ist immer noch nicht deutch gezeigt. Huygens nimmt dazu kleine durchsichtige Kügelchen mit ndurchsichtigem Kern an, welche vermittelst der Bewegung auf feinem chnee entstünden. Weidler meint, daß nur kleine Regentropfen das hänomen hervorzubringen im Stande wären. Daß die Gestalt der öfe sehr verschieden ist (denn manche umschließen den Himmelskörer ziemlich dicht, andere dagegen haben einen Durchmesser von 40 bis o Graden, noch andere erscheinen als mehrere concentrische Ringe u. w.), und daß sie gewöhnlich Vorboten einer Wetterveränderung sind, as aus ihrer Entstehung leicht erklärlich wird, ist bekannt.

Hof bedeutet unter andern den Sitz eines großen Herrn, des Landesherrn mit Einschluß seiner Familie und seiner Beamten und Bedienten; oft auch versteht man darunter den Landesherrn, oder überaupt einen großen Herrn selbst, seine Familie und seine vornehmsten Beamten. — **Hofamt**, besonders das Amt des Kämmerers, Marschalls, Truchsessen und Schenken, womit gewisse Personen von Fürten, Stiftern u. s. w. beliehen werden. Sind diese Aemter erblich, o heißen sie **Erbhofämter**. — **Hofdame**, eine adeliche Dame, welche entweder zum Dienst oder zur Gesellschaft der Fürstin bestimmt st. An den meisten Höfen stehen die Hofdamen in engerer Bedeutung en Kammerfräulein nach, gehen aber den Kammerfrauen vor. — **Hofgericht**, ein hohes Landesgericht, welches unter keinem andern Gerichte steht, und dessen Entscheidung und Ausspruch die Stände nd andere befreite Personen ihre Streitigkeiten unterwerfen. Ehemals führte wohl der Landesherr selbst, jetzt aber ein Hofrichter den Vorsitz. Das kaiserliche Hofgericht war das Gericht, welches sich an dem jeesmaligen Hoflager des Kaisers aufhielt, von ihm unmittelbar abing, und in welchem in ältern Zeiten der Pfalzgraf den Vorsitz hate. Aehnliche Gerichte legten späterhin die Reichsstände in ihren Lärern an. In manchen Landschaften ist das Hofgericht so viel als das Landgericht, und die Beisitzer desselben heißen Landräthe. In den Schlesischen Hofgerichten hat der Hofrichter 4 oder 5 Erbscholzen oder Hofschöppen zu Beisitzern. In Sachsen sind Hofgerichte zu Wittenerg und Leipzig, von welchen das am letztern Orte **Oberhofgericht** eißt, ohne darum jedoch eine Gerichtsbarkeit über das am ersten Orte u haben. — **Hofgraf** hieß im alten Deutschen Staatsrechte der Graf oder Richter im kaiserlichen Gerichtshofe, der Hofrichter, auch Erbpfalzgraf. Späterhin, besonders unter Carl IV., waren die Hof- und Pfalzgrafen von weit geringerem Range, und zuletzt sank ihre Würde zum leeren Titel herab. — **Hofmarschall**, einer der vornehmsten Hofbedienten, von dem die innere Haushaltung des Hofes abhängt, und der, falls er keinen Oberhofmarschall über sich hat, die Gerichtsbarkeit über die Hofbedienten ausübt. Das Gericht heißt das **Hofmarschallamt**.

Hofer (Andreas) war 1765 im Passeyer Thale in Tyrol, von

wohlhabenden Aeltern geboren. Er selbst trieb Wirthschaft und Handel mit Wein, Getreide und Vieh, wodurch er ein nicht unbeträchtliches Vermögen erwarb. Er hatte sich verheirathet, war Vater von vier Kindern, und besaß zwei Wirthshäuser. Eins lag am hohen Jaufen, und diente zur Herberge für Maulthiere und Saumrosse mit ihren Treibern; das andere stand auf einem Flecke, den man unter der Benennung: am Sande, kannte, weswegen Hofer unter seinen Landsleuten auch allgemein der Sandwirth hieß. Hofers Gestalt war untersetzt, von mehr als mittelmäßiger Größe, und verrieth starken Knochenbau. Er trug einen langen Bart, als Folge einer Wette mit einem seiner Bekannten: einen längern Bart, als dieser, tragen zu wollen. Die Italiener nannten ihn darum nur: il Barbone. Sein röthliches Gesicht, seine Stumpfnase, sein kühner Blick, konnten keinen Anspruch auf geistreiches Aeußere geben, drückten aber doch Kraft und Gutmüthigkeit aus, und flößten Zutrauen ein. Sein gewöhnlicher Anzug in der frühern Periode seines öffentlichen Lebens war nur die Tracht der wohlhabenden Einwohner seines Thals. Später legte er sich einen sehr großen schwarzen Hut zu, seitwärts aufgeschlagen, mit dem Bildniß der Mutter Gottes auf der Krempe und mit einer Wildfeder geschmückt. Um den Kopf des Hutes lief ein Band, worauf mit goldenen Buchstaben die Worte gestickt waren: Andre Hofer, provisorischer Commandant in Tyrol. An seiner Seite hing ein großer Officiersäbel, am Hals ein glänzendes Schild und ein Kreuz. Hofers geistige Bildung blieb stets sehr dürftig. Er war ein guter Römisch-katholischer Christ, und dabei aus Unwissenheit höchst orthodox; er redete nur schlechtes Deutsch im gröbsten Tyroler Dialekte, las schlecht, schrieb und rechnete noch schlechter, und hatte von Völker- und Geschichtskenntniß, wie von dem Verhältniß der herrschenden Politik, oder der Staatskräfte Frankreichs gegen Oestreich u. s. f., kaum einen halben Begriff. Stärke des Charakters, hohen Geist, Ausdauer und Muth im Drange der Gefahr, kann nur der Fanatism Hofern zuschreiben. Er war nichts, als ein schwacher, gutmüthiger, für seines Vaterlandes alte Verfassung enthusiasmirter, aber unwissender Mensch, den die geheimen Agenten des Tyroler Aufruhrs an dessen Spitze schoben, weil sie selbst zu feig waren, voran zu treten. Schon im J. 1799 war Hofer unter seinen Landsleuten so vorzugsweise als ein kühner, rechtlicher und für das Vaterland begeisterter Mann bekannt, daß man ihm beim damaligen Landsturme die Führung seiner Gemeinde als Hauptmann anvertraute, in welchem Posten er sich ganz die Zufriedenheit der Oestreichischen Regierung erwarb. Tyrols Aufwiegler hielten ihn also auch später für den rechten Mann, um an die Spitze der projectirten Insurrection zu treten; sie bearbeiteten zu dem Zwecke alle seine Verwandte, und dem Kapuziner Pater Joachim gelang es endlich, den redlichen Hofer dahin zu stimmen, daß er sich öffentlich im J. 1809 als Haupt und thätigsten Beförderer der Tyroler Insurrection aufstellen ließ. Seine Partei erhob ihn jedoch erst im Juli 1809 zur Würde eines kaiserl. königl. Oestreich. Obercommandanten. Ob der Oestreichische Kaiser Hofern selbst dazu erhoben habe? ist wenigstens nicht officiell bekannt geworden. Hofer verstand den Tirailleurkrieg und hatte Lokalkenntniß seines Vaterlandes, daher lieferte er den schwächern Baiern einige sehr glückliche Gefechte. Das war aber auch sein ganzes militärisches Verdienst, denn seine letzte elende Stellung auf dem Isel beweist, daß er von wahrer Stellung- oder Vertheidigungskunst so gut als nichts wußte.

Verdienstvoller ist Hofer durch die Humanität, womit er die wüthenden siegenden Tyroler von Mord und Brand, von unmenschlichen Ausschweifungen oder Plünderungen abhielt, oftmals unschuldigen Schlachtopfern das Leben rettete, das Loos der Hauptstadt des Landes milderte, und die Gier des Volks nach Herrenblut beschwichtigte. Im Gefecht blieb er fast immer hinter der Linie, und seine Feldherrnmanieren waren erbärmlich; denn oftmals schickte er durch seine Ordonanzen allenthalben Befehle hin, des Inhalts: Meine lieben Waffenbrüder! morgen wollen wir die Feinde angreifen, haltet euch tapfer! Aber dabei war kein Tag bemerkt, keine Parole benennt, keine Disposition des Angriffs gegeben! Wie nun dergleichen Orders befolgt werden konnten, läßt sich errathen! Hofers Kampfgenossen wußten nichts von Disciplin; machten sie es zu arg, so schrie Hofer wohl: Hab ich nicht zu befehlen? Müsset ihr mir nicht gehorchen? Aber dabei blieb's, und der unglückliche Mann hatte nicht Kraft genug, die Mordbrenner und Diebe, welche unter der Aegide der Insurrection im Lande hausten, exemplarisch zu bestrafen. Er selbst war mäßig in seinen Genüssen. Auf Mittag und Abend ließ er sich nur für 1 Fl. 16 Kr. Essen holen, und trank dazu ein halbes Maß Wein. Hofer hatte höchst wahrscheinlich nach geschlossenem Frieden (da er nun einsah, wie die Sachen für Tyrol laufen würden) den redlichen Willen, sich zu unterwerfen und den Aufruhr im Lande zu stillen. Der unglückliche letzte Kampf auf dem Isel machte ihn vollends furchtsam, und er gab alles verloren; aber die wahren Agenten des Aufruhrs beherrschten ihn selbst, drohten ihm mit der schrecklichsten Rache des Volks, und so erschien am 15. November 1809 sein neues Aufwiegelungsproclam. Bald nachher mußte er dennoch flüchten, und begab sich mit einem seiner Adjutanten in eine Hütte, welche er schon lange vorher in den Gebirgen seines heimathlichen Thals, in der wildesten und abgelegensten Gegend hatte einrichten lassen. Einer seiner vermeintlichen Freunde verrieth ihn für Geld, und so fanden in der Nacht vom 26. auf den 27. Jan. 1810 gegen 4 Uhr Morgens die Franzosen seinen Zufluchtsort. Mit einem Degen und zwei Pistolen bewaffnet, trat er in Gesellschaft seines Sohns und eines Adjutanten den Franzosen mit den Worten entgegen: „Ja, meine Herren Franzosen, ich bin Andreas Hofer, gewesener Commandant von Tyrol.“ Geschlossen auf einem Wagen und umgeben von 500 Mann Escorte brachte man ihn nach Mantua. Das Volk strömte haufenweise herbei. Thränen, Klagen, Ausrufe der wildesten Verzweifelung über das Schicksal des hochverehrten Mannes, untermischt mit Verwünschungen gegen ihn, begleiteten den Unglücklichen. Sein Proceß begann den 19. Febr. 1810. Er hoffte mit Gewißheit auf Rettung seines Lebens; sie können, sie werden mich nicht stecken lassen, sagte er oft. Um desto schrecklicher erschütterte ihn das ausgesprochene Todesurtheil, er berief sich vergeblich auf die im Frieden verheißene Amnestie, und als man ihn nicht hören wollte, bereitete er sich als ein guter katholischer Christ zum Tode. Betend und mit Resignation ging er am 20. Februar zum Richtplatze; die Augen wollte er sich nicht verbinden lassen, sondern mit begeisterten Blicken wandte er sein Antlitz gegen Sonnenaufgang, und winkte selbst, daß man nun schießen möge. Von mehreren Kugeln durchbohrt, lag er einen Augenblick nachher leblos am Boden. Er sey, berichtete sein Beichtvater Manifesti, als ein christlicher Held und unerschütterlicher Märtyrer gestorben (come un Eroe christiano e Martyre intrepido). Hofer war als

Mensch mehr werth, als alle Volksaufwiegler, deren Namen etwa die Geschichte in Verbindung mit dem seinigen nennen könnte. zz.

Hoffmann (Christoph Ludwig), Leibarzt des Kurfürsten von Mainz, machte sich durch ein eigenes System der Medicin bekannt, welches von den bisher beinah allgemein angenommenen Systemen von Boerhave, Friedrich Hoffmann und Stahl abwich, denn er suchte (1770.) durch Vereinigung der Humoralpathologie und Nervenpathologie ein Ganzes hervorzubringen. Er nahm die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der festen Theile und die Verdorbenheit der Säfte, als Reize, zu Grundprincipien seines Systems an. Die Grade der erregten Reizung setzte er auf zehn fest. Die thierischen Säfte sind nach ihm zwei Hauptverderbnissen unterworfen, der Säurung und Fäulniß. Letztere findet am häufigsten Statt, und verursacht die meisten krankhaften Reizungen, z. B. alle ansteckende Fiebermaterien, alle thierische Gifte, alle Stoffe, welche Fieber und selbst Entzündungen hervorbringen; die Krankheitsstoffe in den Gedärmen bei der Hypochondrie, in den Knochen beim Skorbut, in den Gelenken beim Podagra u. s. w. Als Reinigungsmittel der verdorbenen Säfte dienen die Absonderungen und Ausleerungen, durch Ausdünstung u. s. w., besonders auch durch das Ausathmen, indem die Lungen die vorzüglichsten Reinigungsorgane für das Blut von den sauren und faulen Stoffen desselben sind. Von der Zurückhaltung dieser verdorbenen Stoffe im Blut entstehen viele Krankheiten. Die Blatterkrankheit hat nach seiner Theorie ihren Sitz in unzähligen kleinen Drüsen in der Haut, diese sondern eine gewisse Feuchtigkeit ab, welche durch ihren Uebergang in die faule Verderbniß einen Reiz auf die Ausführungsgänge jener Drüsen, und dadurch alle Erscheinungen der Blatterkrankheit hervorbringen. Durch das Verwachsen dieser Blatterdrüsen geht alsdann die Fähigkeit, ferner die Feuchtigkeit abzusondern und eine Blatterkrankheit zu erregen, für immer verloren. H.

Hofmannswaldau (Christian Hofmann von), geb. d. 25. Dec. 1618 zu Breslau, wo sein Vater kaiserlicher Kammerrath war, gest. das. d. 18. April 1679 als Präsident des Rathscollegiums und kaiserlicher Rath. Auf der Schule seiner Vaterstadt schon zeichnete er sich durch seine Fähigkeiten aus, und zu Danzig, wohin er nachher aufs Gymnasium kam, zeigte er auch Anlage und Liebe zur Poesie. Unter Salmasius, Vossius, Boxhorn und Barläus studirte er zu Leiden, reiste nachher mit dem Fürsten von Fremonville durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien, kehrte über Wien in seine Vaterstadt zurück, und erhielt hier sogleich, ungeachtet er das erfoderliche Alter noch nicht erreicht hatte, die Stelle eines Rathsherrn. Seine Muße widmete er der Poesie, und es gelang ihm, sich dadurch, freilich auf Kosten des guten Geschmacks, einen bedeutenden Namen zu erwerben. Er und Lohenstein vertauschten die Einfachheit und correcte Nüchternheit der Schlesischen Schule gegen die Marino'sche Affectation und eine falsche Erhabenheit, die nur zu oft in lächerlichen Bombast ausartete. Daß sie dem guten Geschmack schadeten, liegt am Tage: indeß haben sie doch auch kein geringes Verdienst um die Bereicherung unserer bildsamen Sprache. Hofmannswaldau war der erste, welcher Heroiden in Deutscher Sprache schrieb, die aber statt inniger Empfindung Schlüpfrigkeit, statt leidenschaftlichen Ausdrucks Nonsens, statt tiefer Kenntniß des Herzens nur Plattheiten haben.

Hofnarren. Im Mittelalter und bis in das 17te Jahrhundert herab hatte man an geistlichen und weltlichen Höfen für die Lustigma-

r ein ordentliches Amt, und diese hießen dann Hofnarren (Fou rol en titre d'office), wenn sie als Lustigmacher wirkliche Bestal- ıg hatten, denn manche Lustigmacher bekleideten Hof- oder Kriegs- ırgen, und führten jenen Titel nicht. Bisweilen kommen sie auch, nal in Frankreich, unter der Benennung von Hofpoeten vor, oder rden auch lustige Räthe, kurzweilige Räthe, Tischrä- e genannt, wenn ihr Hofamt erfoderte, das Ceremoniel des Hofes zu ıuliren. Es ist nicht nöthig, uns über ihren Ursprung in lange Un- ſuchungen einzulassen. Addison und Home leiten ihn aus dem Stol- Shaftsbury aus dem Despotismus der Großen her, es ist aber wohl türlicher, ihn aus dem Hange zu Erheiterungen nach anstrengenden eschäften abzuleiten. „Einige, sagt Flögel, waren von grober Art, s Claus Narr, welche alles herausredeten, was ihnen einfiel, keinen nterschied unter den Personen und Zeiten machten, sich der gröbsten ossen, Unflätereien und Zoten bedienten; und wenn auch manchmal n witziger Einfall mit vorkam, so wurde er doch von hundert einfälti- n und dummen Einfällen verdrungen. Andere im Gegentheil waren itzige, sinnreiche Köpfe, wie Brusquet und Angeli in Frankreich, hlaue Hofleute von der feinsten Art. Sie nähern sich in ihren Reden nd Handlungen niemals der Grobheit, sie befleißigen sich der Höflich- it und des Wohlstandes in allen Sachen, sind voll lustiger Reden, rtiger Erzählungen, kurzweiliger Gespräche, lächerlicher Sprüchwörter, nd ihr Umgang ist so annehmlich, daß man sie muß lieb haben. An- ere waren bloß Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler, die sich erspotten ließen, bloß um ihren hungrigen Bauch zu füllen. Manche Fürsten haben auch an einfältigen, blödsinnigen, melancholischen Leuten nd wirklichen Dummköpfen ihr Vergnügen gefunden, und sie als Hof- narren gebraucht. Ja die häßlichen Zwerge, rachitische Ungeheuer, krumm und schief gewachsene Menschen sind oft als Hofnarren gebraucht worden. Vorzüglich scheinen pedantische Gelehrte der rechte Wetzstein zu seyn, an dem sich der Witz der Hofleute schleifen kann, welches das klägliche Beispiel des Freiherrn Paul von Gundling bezeugt." Flögel hat in einer eignen Geschichte der Hofnarren (Liegnitz, 1789) die vor- züglichsten derselben bei den verschiedenen Nationen aufgezeichnet, und wir verweisen um so lieber auf dieses interessante Werk, da wir uns auf das Detail hier nicht einlassen können. Ehedem zeichneten diese officiellen Narren sich durch eine eigne Tracht aus, und dazu gehörte 1) der beschorne Kopf. 2) Die Narrenkappe, Gugel, Kugel, Kogel, Koggel, Kagel (vom Lateinischen Cucullus), eine, sonst beiden Geschlech- tern gemeine, Gattung des Kopfputzes von kugelförmiger Gestalt, und bisweilen einem Türkischen Bund oder Turban ähnlich. Da indeß die Gugel den Narren vielleicht nicht genug charakterisirte, weil auch Gelehr- te, Mönche und gemeine Leute solche trugen, so fügte man 3) Eselsohren hinzu, welche seit dem 15ten Jahrh. ein Prädikat und Schmuck der Nar- ren waren. 4) Daß aber auch schon im 15ten Jahrhundert der Hah- nenkamm auf den Kappen zum Putz der Narren gehörte, erhellt aus vielen Zeichnungen. 5) Der Narrenkolben (Marotte) gehört unter die uralten Waffen oder Ehrenzeichen der Narren, und war vermuthlich anfangs nichts anders als die Pflanze, welche noch jetzt den Namen Narrenkolben, Rohrkolben (Typha L.) führt, in Sümpfen wächst, und erst braune, dann schwarze, walzenförmige, dicke Kolben hat. Sie führt daher auch den Namen Narrenscepter. Nachher machte man sie von Leder in Form einer Herculeskeule, mit einem Riemen, daß sie der Narr an der Hand oder am Arme konnte hängen lassen, entweder damit zu

necken, oder sich gegen Angreifende zu vertheidigen. Außer den schlechten Narrenkolben hatte man aber auch sehr zierliche und künstlich gearbeitete, an denen gemeiniglich ein Narrenkopf befestigt war. 6) Auch der große Halskragen wurde ein Abzeichen der Narren, und endlich 7) die Schellen, die, so wie der Kragen, früher ein allgemeiner Putz gewesen waren, weshalb es in dem bekannten halb Deutschen und halb Lateinischen Kirchenliede des Petrus Dresdensis, In dulci jubilo etc. von 1410 heißt: Da die Schellen klingen in regis curia. Etwa gegen die Hälfte des 15ten Jahrhunderts wurden sie ein eigenthümlicher Putz der Narren, welche sie theils am Ende der Eselsohren, theils auf der Kappe, wo sonst der Hahnenkamm war, theils am Gürtel, theils statt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, an den Knien, dem Ellenbogen, den Schuhspitzen u. s. w. trugen. Erasmus von Rotterdam glaubt, man habe den Narren deshalb eine so seltsame Tracht gegeben, damit sie von Niemand beleidigt würden, wenn sie etwas Närrisches sagten, oder thäten, welches sonst einem verständigen Manne nicht ungestraft hingehen würde; die Schellen wären also gleichsam eine Warnungsglocke. Daß indeß in einer solchen Tracht nicht stets der größte Narr des Hofes stack; daß sich bisweilen unter einer Kappe mehr Verstand, Witz und Weisheit, als in einem ganzen geheimen Rathscollegium fand, und daß sich oft unter die Schellen des Narren die geächtete Wahrheit flüchtete, bedarf wohl keiner Erinnerung. Dr. Lamprechter, Rath bei Carl V., pflegte zu sagen; „Ein jeder Fürst muß zween Narren haben, einen, den er verirt, den andern, der ihn verirt.“ Vielleicht konnte man sagen, an dem Narren erkenne man den Herrn; geistreiche Fürsten liebten auch geistreiche Narren, solche, wie jenen, welcher äußerte, wer ein guter Narr seyn wolle, müsse zuvor klug gewesen seyn. Daß sich in einer Geschichte der Hofnarren des Sonderbaren mancherlei finden werde, läßt sich erwarten; das Sonderbarste darin ist aber doch wohl die förmliche Organisation der Hofnarren am Hofe Peters des Großen. Dieser seltne und seltsame Fürst hatte eine sehr große Anzahl von Hofnarren, die in gewisse Klassen eingetheilt waren. In der einen Klasse waren die, denen von Natur Verstand mangelte, und die aus Mitleid unterhalten wurden; in einer andern solche, die in ihren ehemaligen Bedienungen wirkliche Narrheiten ohne einen vernünftigen Zweck begangen hatten. Diese waren eben so zur Strafe Narren, als die dritte Klasse, die aus solchen bestand, welche, um einer Strafe zu entgehen, sich närrisch gestellt hatten, und eine vierte, in welche bloß solche kamen, die in fremde Länder geschickt worden waren, und nichts gelernt hatten. dd.

Hofwyl, s. Fellenberg.

Hogarth (Wilhelm), berühmter Maler und Kupferstecher, wurde (seinen eignen Memorien zufolge) geboren zu London am 10. Nov. 1697. Sein erster Auftritt in der Welt schien keinen glänzenden Erfolg zu versprechen, denn der junge Hogarth wurde bei einem mittelmäßigen Silberschmied in die Lehre gethan, wo er mit Eingrabung von Wappen, Namenszügen und unbedeutenden Figuren sich beschäftigte. Kaum aber war er der Lehre entlassen, so besuchte er die Akademie von St. Martin's-lane, und beschäftigte sich eifrig mit Zeichnen nach der Natur, ohne jedoch mehr als mittelmäßige Fortschritte hierin zu machen. Er schien nicht zum bloßen Copisten der menschlichen Gestalt bestimmt, sein Genie machte ihn zum Maler der Charaktere, der Leidenschaften, der Seele der Figuren, die er auf die Leinwand trug. Wurde daher Hogarth gleich kein großer Maler in Hinsicht auf Colorit, Helldunkel und was man sonst vom eigentlichen Maler rühmt, ja wurde er sogar

icht einmal ein völlig correcter Zeichner; so gehört er doch durch Rei
eit der Erfindungen, Reichthum der Gedanken, Wahrheit im Ausdruc
eist und Witz der Compositionen zu den ausgezeichnetesten Künstlern
esonders stark war er in komisch-satyrischen Darstellungen, und hat
nen eigenen feinen Beobachtungsgeist für das Lächerliche, das er m
leicher Leichtigkeit auffaßte und darstellte. Oft entwarf er in Gesel
haften unvermerkt die Hauptzüge einer Scene mit Bleistift auf den
agel seines Daumens, und trug sie so nach Haus in sein Collecte
enbuch. Caricatur wurde deshalb sein Hauptfach, jedoch in einer
oleren Sinne, als man diese gewöhnlich nimmt. (S. Caricatur.)
n seiner frühesten Kunstperiode sah er sich oft vom Mangel gedrückt
eine Wirthin quälte ihn einst um Bezahlung der geringen Summ
ines Miethzinses so sehr, daß er sich durch ein Caricatur-Portrait a
erselben rächte, und dieses einzige Portrait würde hingereicht haben, z
eweisen, bis zu welchem Grade von Vollkommenheit er es in diese
Gattung bringen würde. Wie lange er in diesem Zustande dürftige
Dunkelheit geblieben, ist nicht leicht zu bestimmen; er beschäftigte sich
ährend dieser Zeit mit Wappengraben, verfertigte Adressen für Kauf
ute, und in der Folge zeichnete und stach er Platten für Buchhänd
r. Dies geschah in den Jahren 1726—1733. Keine dieser Arbeiten
ündigte ein besonderes Künstlertalent an, nur die 17 Platten zu de
Duodezausgabe des Hudibras ließ einen mehr als mittelmäßigen Künst
r ahnden. Hierauf legte sich Hogarth auf Portraitmalerei, eine Gat
ung, die sich für einen Mann, dem jede Schmeichelei fremd war, und
er bei Auffindung lächerlicher Züge seinen Satyr nicht im Zaum hal
en konnte, wenig schickte. Dennoch verschafften ihm seine Leichtigkeit
u treffen, und die eigne Art, wie er Familiengruppen und ganze Zirkel
arstellte, eine Zeitlang viel Arbeit. Im J. 1730 vermählte er sich mit
er einzigen Tochter des königlichen Malers Jakob Thornhill, und be
og kurz hierauf eine Sommerwohnung zu South-Lambeth. Da er da
nals mit Herrn Tyers eng verbunden war, so trug er zu den Verschö
erungen des Frühlingsgartens im Vaux-hall durch seine Malereien
ieles bei. Von ihm sind z. B. die 4 Tageszeiten, welche Haymann
opirt hat. Tyers verehrte ihm zum Dank eine goldene Einlaßcharte
ür sich und seine Freunde, mit der Aufschrift: In perpetuam beneficii
nemoriam (zum beständigen Andenken einer Wohlthat). Im J. 1733
ing sich jedoch der Ruf Hogarths erst an zu verbreiten, vornehmlich
urch das dritte Blatt aus dem Leben eines Freudenmädchens (The
ew decoyed, or a Harlot's progress) wodurch er den Großen der Na-
ion bekannt ward. Die Darstellung dieses Lebenslaufes fand solchen
Beifall, daß der Künstler über 1200 Subscribenten erhielt. Jetzt
atte er beides, seine eigenthümliche Sphäre gefunden und seinen Ruf
egründet. Nach dem Wunsche des Abbe Dubos stellte Hogarth ganze
Folgen dar, eine Reihe von Handlungen und Begebenheiten aus dem
Leben einer Person von der Geburt bis zum Grabe. In jenen Blät-
ern stellte er ein junges Mädchen dar, wie es in der Hauptstadt an-
ommt, und führt es durch alle wechselnden Scenen des Lasters bis zu
einem frühzeitigen Tode. Was es heiße, für den Geist und das Herz
u malen, hat Hogarth hierin meisterhaft gezeigt, und vielleicht hat noch
ie ein Künstler vor ihm seinen Pinsel so für den Nutzen der Moral
erwendet. In gleichem Sinn und Geiste sind das Leben eines Lüder-
lichen, seine Heirath nach der Mode u. a. m. dargestellt, während an-
dere seiner Werke, z. B. sein Jahrmarkt von Southwark u. a. mehr hu-
moristisch sind, eine Gattung, in welcher Hogarth nicht weniger glän-

zend sich hervorthat. Nicht zufrieden aber damit, ehrenvoll auf einer Bahn zu wandeln, welche vor ihm noch Keiner betreten hatte, wollte Hogarth sich auch als Historienmaler auszeichnen. Im Jahr 1736 lieferte er für das Bartholomäushospital zwei Gemälde, den Teich von Bethesda und den barmherzigen Samariter; allein das Genie, das in Scenen des Lasters und Unglücks des gemeinen Lebens sich auszeichnend bewährt hatte, verließ ihn in den Scenen, welche Anmuth und Würde erheischten; auch bei den ernstesten Gegenständen konnte er die komischen Züge nicht unterdrücken. So auch in seiner Predigt des heil. Paulus, in seiner Tochter Pharao's; nur sein Gemälde von Richard III. ist frei davon. J. Jahr 1753 gab er seine Analyse der Schönheit heraus (übers. von Mylius unter des Verfassers Augen. Berl. 1754), worin er durch eine Menge von Beispielen zu beweisen sucht, daß die Wellen- oder Schlangenlinie die wahre Schönheitslinie sey. Bei dieser Arbeit half ihm bis zum neunten Kapitel der Dr. Beni. Hoadly; nachher M. Ralph, mit dem sich aber Hogarth nicht lange vertrug; das ganze Werk wurde endlich von dem Dr. Morell durchgesehen, und von Townsley die Vorrede geschrieben. Hogarth that sich auf diese Entdeckung etwas zu Gute. Zuerst trug er seinen Gedanken ohne weitere Erklärung vor, stach sein eigenes Portrait, unten mit einer Malerpalette, auf welcher diese Linie dargestellt war mit der Unterschrift: Linie der Schönheit und Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er damit wollte, und als er sich hernach weiter darüber erklärte, sagte man, und wohl nicht ganz mit Unrecht, das habe man längst gewußt. Dieses veranlaßte ihn, ein Blatt zu entwerfen, welches er gratis als Empfangschein an die Subscribenten auf seine Analyse der Schönheit ausgab, Columbus darstellend, wie er ein Ei auf die Spitze stellt, zur Widerlegung gegen jene, die die neue Welt auch wollten gekannt haben, bevor er sie entdeckte. Um die Eier in der Schüssel schmiegen sich ein Paar kleine Aale her, das Symbol der Hogarthischen Schlangenlinie. Was der Künstler nun damit wollte, liegt am Tage. Freilich ist die Vergleichung ein wenig überspannt, allein Hogarth war ein einfacher offener Mann, der nie heuchelte, und selbst dann nicht, wenn es auf mündliche Würdigung eigner Verdienste ankam. Als die berühmte Sigismunda des Correggio in einer Londonschen Auction für 1624 Thaler wegging, sagte er treuherzig: wenn mir jemand eben so viel Geld gibt, so will ich wohl noch etwas besseres machen! Lord Grosvenor hielt ihn beim Wort; er mußte eine Sigismunda malen und — mußte sie behalten. Hogarth erlag in dem Wettstreit, wie wohl leicht zu vermuthen war, aber bei weitem nicht so schimpflich, als manche haben vorgeben wollen. Sein Gemälde soll reelles Verdienst haben, und wurde nach dem Tode seiner Wittwe von Boydell für die Shakespear-Gallerie gekauft. Im J. 1757 legte Thornhill seine Stelle als Maler des Königs zu Hogarths Gunsten nieder. Bald darauf aber wankte Hogarths Gesundheit. Er starb den 26. Oct. 1764, im 67sten Jahr seines Alters. Seine Werke wollen studirt seyn, indem der geistreiche Künstler fast in jedes noch so kleine Beiwerk, in jeden einzelnen Zug, witzige, komisch-satyrische Bedeutung und Anspielung legte. Man kann deshalb der Commentare zu seinen Werken nicht entbehren. Die vorzüglichsten darunter sind: Hogarth illustrated by John Ireland 3 Vol. 8. London 1791. und Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben von E. Riepenhausen. 6. Bde. Gött. 1796. In der Französischen Uebersetzung der Hogarthischen

nalyse der Schönheit von Janſen (Paris 1805 2 Bde.) findet man ne ſehr ſchätzenswerthe Notice chronologique, historique et critique de us les ouvrages de peinture et de gravure de Mr. Hogarth. dd.

Höhe. In der Geometrie heißt die Höhe eines Punktes ſeine Erhung über die Horizontalebene. Man denke ſich durch den erbenen Punkt eine auf die Horizontalebene ſenkrechte Linie (Vertiallinie) gezogen, ſo iſt die Länge dieſer Linie die Höhe des Punkes. In der Schifffahrtskunde ſtehet Höhe ſtatt Polhöhe. Wenn ein Schiff, in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher eographiſcher Breite (Polhöhe) mit demſelben ſich befindet, gt man, es ſey auf der Höhe dieſes Ortes. Ferner auf der hohen See ſeyn; die See gehet hoch. —

Höhenkreis oder Almucantarath oder Almikanter. Der Himmel erſcheint uns als ein weites Kreisgewölbe, und die Sterne n demſelben unendlich weit von uns entfernt. Um die Lage der Sterne im Himmelsgewölbe zu beſtimmen, mißt man ihr Azimuth und ihre Höhe, d. i. ihren Höhenwinkel. Man denke ſich einen Kreis urch den Stern und durch das Zenith und Nadir unſers Beobchtungsortes, ſo iſt der Bogen dieſes Kreiſes, zwiſchen dem Stern und em Horizonte, der Höhe des Sterns oder dem Höhenwinkel gleich. Denkt man ſich durch den Stern einen Kreis gelegt, mit dem Horizont arallel, ſo heißt dieſer der Höhenkreis des Sternes, ſo daß alle Sterne, die gleiche Höhe haben, auch in demſelben Höhenkreiſe lien. L.

Höhenmeſſung. Höhenwinkel. Das einfachſte Mittel, die Höhe eines Gegenſtandes, z. B. eines Thurmes oder Baumes, zu meſen, wäre offenbar durch Anlegung von Maßſtäben oder durch die Meßchnur. Zu dieſer Art von unmittelbaren Höhenmeſſungen iſt noch das Nivelliren zu rechnen. (S. Nivelliren). Dazu würde aber erfodert, aß man überall zu dem Gegenſtande hingelangen könnte. Iſt nun ies nicht möglich, ſo muß man zu trigonometriſchen Hülfsmitteln ſeine Zuflucht nehmen. Kann man noch geradezu zu dem Fuße es Gegenſtandes gelangen, ſo meſſe man von hieraus in der Horizonlebene eine gerade Linie von gewiſſer Länge, und an dem Endpunkte ieſer Linie meſſe man in der Verticalebene, die man ſich durch en Gegenſtand gelegt denkt, den Winkel, den die Geſichtslinie t der Spitze des Gegenſtandes mit der Horizontallinie macht, das heißt en Höhenwinkel; alsdann läßt ſich, nach den Lehrſätzen der Trionometrie, in dem verticalen Dreieck aus der gemeſſenen Grundnie und Winkeln und dem rechten Winkel, die andere Seite des Dreiecks er die Höhe des Gegenſtandes ſelbſt finden. Kann man aber von keir Seite geradezu zu dem Fuße des Gegenſtandes ſelbſt gelangen, wie B. bei einem Berge, ſo meſſe man in einiger Entfernung davon eine rade Linie, welche verlängert den eigentlichen Fuß treffen würde; an n beiden Endpunkten der gemeſſenen Linie meſſe man ferner die Hönwinkel der Spitze des Gegenſtandes, und dann läßt ſich wieder aus ſen gefundenen Größen, nach trigonometriſchen Sätzen, die Höhe ſelbſt rechnen. Kann man endlich auch keine gerade Linie meſſen, die verngert den Fuß des Gegenſtandes ſelbſt träfe, ſo hat man nur irgend e andere gerade Linie zu beſtimmen, an ihren beiden Endpunkten die henwinkel zu meſſen, und nun noch an einem dritten Punkte, deſſen ge gegen die beiden vorigen Punkte man kennt oder ſucht, wieder den henwinkel zu beſtimmen, woraus ſich dann auch die Höhe ſelbſt benen läßt. Bei allen dieſen Meſſungen liegt aber die Vorausſetzung

um Grunde, daß man alle jene erwähnten Stücke in der Horizontal-
bene, die durch den Fuß der Höhe gehet, meſſen könne. Iſt dies nicht
er Fall, ſo muß man bei den in einer andern Ebene gemeſſenen Linien
nd Winkeln erſt ihre Abweichung von der Horizontalebene beſtimmen,
nd daraus dann die Höhe des Gegenſtandes berechnen. Die Kenntniß
nd Benutzung einiger phyſikaliſchen Geſetze macht aber die Höhenmeſ-
ungen noch auf einem andern Wege als dem ſo eben angezeigten, rein
eometriſchen, möglich. Da aus der Phyſik bekannt iſt, daß ein ſchwe-
er Körper in einer gewiſſen Zeit immer durch eine beſtimmte Höhe fällt,
aß er in dem erſten Zeittheil von der Länge einer Secunde durch
5,015 Pariſer Fuß fällt, in der zweiten Secunde durch 4 Mal 15,015
leich 60,060 Fuß, in der dritten durch 9 Mal 15,015 gleich 135,135
. ſ. w., daß man, um die Höhe zu erfahren, durch welche ein Kör-
er nach einer beſtimmten Zahl von Secunden gefallen iſt, das Quadrat
er Secundenzahl mit 15,015 Pariſer Fuß multipliciren muß, ſo läßt
ich nun, wenn man die Zeit beobachtet, welche ein ſchwerer Körper,
en man von einem Thurm oder in eine Grube fallen läßt, gebraucht,
m zur Erde zu gelangen, aus der beobachteten Zeit die Höhe des Thur-
nes oder die Tiefe der Grube, jedoch nur ungefähr, berechnen. Eine
ndere Art von Höhenmeſſung iſt folgende. Indem es als ein in der
Phyſik erwieſenes Geſetz gilt, welches von ſeinem Erfinder Mariotte
as mariottiſche heißt, daß die Dichtigkeit oder Schwere der Luft
enau ſich verhält, wie der Druck, unter dem ſie ſtehet; daß die Schwere
er Luft alſo deſto mehr abnehmen muß, je höher man in der Atmo-
phäre ſteigt, weil dann auch die Menge der Luft, welche auf die un-
ere drückt, immer mehr abnimmt, ſo mußte es nur ein leichtes Mittel
eben, in den verſchiedenen Höhen die Schwere der Luft genau zu be-
timmen, um dann aus dem Unterſchiede dieſer Schwere die Höhe der
erſchiedenen Oerter übereinander gegenſeitig zu berechnen. Dieſes leichte
Mittel nun, die Luft abzuwiegen, hat man in dem Barometer, da daſ-
elbe immer die Höhe der Queckſilberſäule anzeigt, welche einer Luft-
äule von demſelben Umfange, die bis ans Ende der Atmoſphäre reicht,
as Gleichgewicht hält, d. h. eben ſo ſchwer iſt, als dieſe. Kennt man
un das Verhältniß der ſpecifiſchen Gewichte der Luft und des
Queckſilbers, ſo läßt ſich leicht berechnen, wie hoch man in der Atmo-
phäre geſtiegen iſt. Weil indeß das Geſetz nicht genau bekannt iſt, nach
welchem die Wärme der Luft in den großen Höhen abnimmt, ſo wird
man ſehr zufrieden ſeyn müſſen, wenn man bei einer einmaligen Meſ-
ung einer Höhe von 200 Fuß nur um etwa 1 Fuß fehlt, welches bei
en größten uns bekannten Höhen, wie der des Chimboraſſo und den
och größern, welche Gay-Luſſac mit ſeinem Luftballon erreichte,
on etwa 20,000 Fuß, doch nur den, bei einer ſo großen Höhe ſehr un-
edeutenden, Fehler von 100 Fuß erzeugen würde. An von einander
ntlegenen Orten pflegt man Jahre hindurch täglich die Barometerſtän-
e zu beobachten, und daraus das Mittel, oder den ſogenannten mit-
leren Barometerſtand für dieſe Orte herzuleiten, aus deren Un-
erſchied man dann den Unterſchied der Höhen der Orte ſelbſt und auch
hre Höhe über dem Meere berechnen kann, da genaue Beobachtungen
en mittlern Barometerſtand an der Oberfläche des Mittelländiſchen
Meeres zu 2818 Pariſer Zoll gegeben haben. Noch iſt eines andern
Mittels zu erwähnen, welches dienen kann, die ungefähre Höhe eines
Thurmes oder Hauſes zu beſtimmen, indem man bei Sonnenſchein die
änge des Schattens mißt, den der Thurm wirft, und zu gleicher Zeit
ie Schattenlänge eines ſenkrecht aufgeſtellten Stabes oder einer Mauer,

eren Höhe bekannt ist. Dann verhält sich die Schattenlänge des Sta-es zu der des Thurmes, wie die Höhe des Stabes zu der zu findenden öhe des Thurmes. Hiebei muß man aber auch zu dem Fuße des Ge-enstandes selbst gelangen können, und die unsichere Gränze des Schat-ns läßt wenig Genauigkeit zu. L.

Höhenrauch oder Heerrauch, ein anhaltender, weit sich ver-reitender trockner Nebel, der aus schwefligen und andern Dünsten be-eht und die Luft trübe und weniger durchsichtig macht, so daß die Sonne bleich erscheint. Er heißt auch Landrauch, Sonnenrauch.

Hoheit, Hoheiten, Hoheitsrechte. Der Staat als eine othwendige Verbindung der Menschen unter äußerem Gesetz und einer öchsten Macht, ist nicht denkbar ohne eine Oberherrschaft, von welcher ieses Gesetz ausgeht, und welcher diese höchste Macht zur Aufrechthal-ung des Gesetzes und zum Bestehen des Ganzen zukommt. Diese Oberherrschaft wird durch eine oder mehrere Personen, nach Verschie-enheit der Verfassungen, ausgeübt, welche Regenten (Herrscher) ge-annt werden. Ihre Würde nennt man Hoheit, und ihre Rechte Ho-eitsrechte, insbesondere sofern sie nicht erworbene sind und uf einem besondern Rechtsgrunde beruhen (wodurch man sie von Re-alien unterscheiden will), sondern in dem Begriff und Wesen der Staatsgewalt begründet sind. Staatsgewalt aber nennt man berhaupt den aus dem Zwecke des Staats hervorgehenden Inbegriff er Rechte und Mittel, welche dem Regenten zur Beförderung des Staatszweckes zukommen müssen. So viele wesentlich verschiedene Zwecke nd Mittel es also in Beziehung auf den obersten Zweck des Staats ibt, so viele Ausflüsse der Staatsgewalt oder Klassen der Hoheitsrechte ibt es, welche man Staatsgewalten in der Mehrzahl, oder Hoheiten ennt: denn der Regent hat zur Ausübung aller seiner Rechte im Staat auch die nöthige Gewalt. Indessen braucht man die Ausdrücke Hoheiten und Hoheitsrechte oft gleichbedeutend, für einen Inbegriff der Rechte, welche dem Regenten zukommen. Auch werden die Hoheits-echte in Hinsicht auf ihre Ausübung Regierungsrechte genannt, ob-leich man unter letztern oft in einem engern Sinn die sogenannten Re-alien versteht: denn in der Namengebung findet unter den Staats-echtslehrern in diesem Punkt eine große Verschiedenheit Statt. Man heilt sie aber nach der doppelten Beziehung des Staats (zu seinen Bürgern und zu andern Staaten) in innere und äußere Hoheits-echte; die inneren wiederum a) nach den verschiedenen zum Grun-e liegenden oder von denselben abhängigen Zwecken des Staats, u welchen die Regierung hinwirken muß, in ursprüngliche (die Polizei- und Justizhoheit oder Gewalt) und abgeleitete Hoheitsrechte Regierungsrechte im engern Sinn), z. B. das Recht der Aemter und Würden, die Finanzhoheit, Militärgewalt; b) nach der verschiedenen Art und Weise, wie die Regierung zu diesen Zwecken wirken muß, in esetzgebende (legislative) und ausübende (executive) Gewalt, welche in der Oberaufsicht sich verbinden. T.

Hohenlinden, ein Baierscher Ort zwischen Ampfing und Mün-hen, bekannt durch einen daselbst am 20. Sept. 1800 zwischen den Oest-eichern und Franzosen geschlossenen Waffenstillstand. Am 7. Nov. wurde er Befehl zur Aufkündigung ertheilt, und am 27. eröffnete Moreau urch eine Proclamation das Wiederbeginnen der Feindseligkeiten, wor-uf am 2. Dec. die Schlacht bei Hohenlinden erfolgte, worin Moreau iegte. S. Moreau. Nur der abermalige Waffenstillstand von Steyr am 25. Dec. 1800 konnte das weitere Vorrücken des Siegers von Ho-

henlinden gegen die kaiserliche Hauptstadt Oestreichs, von der die Französischen Vorposten nur noch zehn Meilen entfernt standen, aufhalten. Man kann wohl sagen, daß Moreau durch jenen Sieg den Frieden von Lüneville seinem Vaterland erobert habe. I.

Hohenlohe. Noch sind in Franken, nicht fern von Hollach und Uffenheim, die Ruinen der Burg Hohenlohe zu sehen. Dorther stammen die ehemaligen Grafen, nun Fürsten von Hohenlohe, die Nachkommen Herzogs Eberhard von Franken, Bruders des Deutschen Königs Konrad I., deren erster unter dem Namen Crato im 9. Jahrhundert vorkommt. In zwei Linien blühete ehedem dies Haus, die sich Hohenlohe-Brauneck und Hohenlohe-Hohenlohe nannten. Nachdem aber die erstere (1390) beim Absterben der Gebrüder Konrad und Gottfried erloschen war, theilte sich die Hohenlohische 1) in die Oberländische zu Weikersheim und Schillingsfürst und 2) in die Unterländische zu Neuenstein und Waldenburg; aber auch jene, die Oberländische, erlosch (1546) mit dem Grafen Wolfgang, so wie mit der Unterländischen der Zweig von Neuenstein (1550) mit Graf Albrecht verblühete. Die drei Söhne des verblichenen Grafen Georg zu Waldenburg theilten das ganze ihnen zugefallene Erbe; es erhielt der älteste, Ludwig Casimir, die Neuensteinischen Lande, der zweite, Eberhard, die Waldenburgischen, und der jüngste, Georg, Weikersheim und Schillingsfürst; doch des letztern Leben war nur kurz, und Weikersheim fiel nun an Casimir, so wie Schillingsfürst an Eberhard, wodurch die noch bestehenden beiden Hauptlinien, die Neuensteinische oder Evangelische, und die Waldenburgische oder Katholische gegründet wurden. Zu der Neuensteinischen oder Evangelischen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Langenburg (Residenz Langenburg), Hohenlohe-Ingelfingen (Residenz Oehringen), Hohenlohe-Kirchberg (Residenz Kirchberg); zu der Waldenburgischen oder Katholischen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Bartenstein zu Bartenstein, Hohenlohe-Bartenstein zu Jaxtberg und Hohenlohe-Schillingsfürst. Als die Kaiser Karl VII. und Franz I. (1744 und 1764) die Abstammung der Grafen Hohenlohe aus dem Herzoglich-Fränkischen Geblüt anerkannt hatten, wurden sie in den Reichsfürstenstand und ihre Lande zu unmittelbaren Fürstenthümern erhoben. Der Reichsreceß vom Jahr 1803 verlieh ihnen auch drei Stimmen im Reichsfürstenrathe; allein die Auflösung des Deutschen Reichskörpers, welche auch jenen Fürstenrath vernichtete, und die Acte des Rheinischen Bundes machte die Fürsten von Hohenlohe zu Vasallen theils des Königs von Baiern, theils des Königs von Würtemberg, welcher letztere (im Juni 1808) ihnen das Kron-Erb-Marschallamt in seinem Königreich ertheilte. Die Succession geschieht in diesem Hause nach dem Recht der Erstgeburt, das bei den verschiedenen Linien zu verschiedenen Zeiten eingeführt worden ist; ein Hausgesetz gibt den ältesten Fürsten des Gesammthauses das Seniorat. Der merkwürdigste Prinz des Hauses ist der resignirte Fürst Friedrich Ludwig, von

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig Fürst von), welcher als Preußischer Feldherr in der Geschichte der Preußischen Armee eine denkwürdige Rolle gespielt hat; er war 1746 geboren und succedirte seinem Vater im J. 1796. Als Erbprinz, General der Cavallerie und Inhaber eines Infanterieregiments begleitete er den König von Preußen zu der berühmten Zusammenkunft in Pillnitz, und commandirte 1792 eine Division gegen die Franzosen; ruhmvoll waren für ihn 1793 die Treffen bei Oppenheim, Pirmasens, Hornbach und sein

Antheil an der Wegnahme der Weißenburger Linien; 1794 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiserslautern, wurde 1795 zu einer Beredung mit dem Oestreichischen General Seckendorf über die Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich abgesendet, und erhielt das Commando über den Neutralitätscordon an der Ems, ward auch Generalinspecteur der Schlesischen und Fränkischen Truppen, und erhielt das Bürgerrecht der Stadt Frankfurt am Main. Im Februar 1796 gelangte er durch den Tod seines Vaters zur Regierung, blieb aber in seinen Dienstverhältnissen zu Preußen, dessen König ihm durch ein Geschenk mit einem kostbaren Degen ein Zeichen seines Wohlwollens gab. 1798 ward er wirklicher General der Infanterie, sodann (1804) Statthalter der Fränkischen Fürstenthümer und Commandant von Breslau. Als 1805 Preußen für gut fand, seine Armee über die Elbe gegen Franken vorrücken zu lassen, commandirte der Fürst ein Corps zwischen der Saale und dem Thüringer Walde, und als 1806 der Krieg mit Frankreich wirklich losbrach, stand er an der Spitze des Corps, dessen Avantgarde unter dem Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld geschlagen wurde, das endlich an jenem verhängnißschweren 14. Octbr. dem damals noch nie besiegten Gegner, dessen Operationen von einem Zusammentreffen widriger Umstände so sehr zum Nachtheile des Fürsten begünstigt wurden, selbst unterliegen mußte. Auf dem Rückzuge nach jener Schlacht erhielt er das Generalcommando, und führte nun die Trümmer der großen Preußischen Armee, die unter ihm sich bei Magdeburg wieder gesammelt hatten, der Oder zu, dem Könige nach, der die Preußischen Regimenter sammeln und dann seine ganze Armee mit der allmählich anrückenden Russischen vereinigen wollte. Doch der Fürst konnte dem Schicksale nicht entgehen, das er selbst ahnete; die Lage des von ihm entfernten Generals Blücher gestattete diesem nicht, den erhaltenen Befehl des Fürsten, „sich mit ihm zu vereinigen," zu vollziehen und so, ohne Cavallerie, außer Stand, mit einer durch Märsche und Mangel abgematteten Infanterie in einen Kampf mit dem in aller Hinsicht überlegenen Feind sich einzulassen, sah er sich genöthigt, am vierzehnten Tage nach der Schlacht von Jena (am 28. Oct. 1806) mit 17,000 Mann zu capituliren. Er sandte dem Könige seine Rechtfertigungsschrift wegen seines Schrittes, und ging auf sein Ehrenwort auf seine Güter nach Schlesien, nachdem er alle bisher bekleidete Stellen, sogar die Regierung seiner Lande in die Hände des Erbprinzen, des nunmehrigen Fürsten August, niedergelegt hatte. Nach einem später erfolgten unfreiwilligen Aufenthalt in Frankreich kam er nach Schlesien zurück, wo er noch auf dem Gute Schlaventschütz in philosophischer Abgeschiedenheit lebt. Billig enthalten wir uns zur Zeit noch irgend eines Urtheils über einen Mann, der von Vielen verunglimpft worden ist, dem nicht immer die reinsten Motive zu seinen Handlungen untergeschoben wurden, den Massenbach aber einen „edeln Mann" nennt. I.

Hohenstaufen. In der Schlacht bei Merseburg (1080) zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Gegenkönige Rudolph von Schwaben, **in welcher der letztere das Leben durch Gottfried von Bouillon verlor, zeichnete Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenstaufen in Schwaben unweit Göppingen, der im Heere des Kaisers diente, sich unter den Augen seines Herrn so mannhaft aus, daß dieser ihm das Herzogthum Schwaben verlieh, und seine Tochter Agnes zum ehelichen Gemahl gab. So ward der erste Grundstein zur nachmaligen Größe eines Hauses gelegt, dessen Erhebung und Verlöschen die wichtigsten Epochen in der Geschichte des Deutschen Reichs bezeichnen. Als**

Herzog Friedrich (1105) starb, hinterließ er zwei Söhne, Friedrich und Konrad; der erstere folgte ihm als Herzog von Schwaben, und Konrad ward einige Jahre darauf (1116) von seinem Oheim, Kaiser Heinrich V., mit dem neuen Herzogthum Franken ausgestattet, welches dieser aus der schon 1057 heimgefallenen Nordbaierschen Markgrafschaft errichtet hatte. Des verstorbenen ersten Herzogs Wittwe, Agnes, vermählte sich wieder mit Leopold dem Heiligen, Markgrafen von Oestreich, und gebar ihm drei Söhne, Leopold, Heinrich und Otto (Bischof von Freisingen), welcher letztere in der Folge der Chronist von Kaisers Friedrichs I Thaten wurde. Mit der Todesstunde Kaisers Heinrich V. (23. Juli 1125), der den Mannsstamm des Fränkischen Kaiserreiches beschloß, begann ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Hauses Hohenstaufen, denn Herzog Friedrich II. (der Einäugige) von Schwaben ward von dem zur Kaiserwahl versammelten Ausschuß als dritter Candidat (neben Markgraf Leopold IV. von Oestreich und Herzog Lothar von Sachsen) zum Deutschen Throne vorgeschlagen, und da jene sich die Ehre wirklich verbaten, schien die Krone ihm gewiß, da ein neuer Concurrent kaum zu fürchten war. Allein seine Verwandtschaft mit dem verstorbenen Kaiser und seine treue Anhänglichkeit an den Ohm standen ihm noch im Wege, denn die beiden Directoren des Wahlgeschäftes, Erzbischof Adalbert von Mainz und der päpstliche Legat, Cardinal Gerhardt, konnten jene Verwandtschaft und Treue zu dem verhaßten Heinrich ihm nicht verzeihen. So geschah es, daß Lothar von Sachsen dennoch (1125) zum König ausgerufen wurde. Sowohl dies, als zunächst auch des neuen Kaisers Zurückfoderung der, unter der vorigen Regierung, an die Hohenstaufen gekommenen Besitzungen entzündete einen heftigen Krieg zwischen ihm und den Gebrüdern Hohenstaufen. Fast ganz würde Lothar in diesem Kampfe unterlegen haben, hätte er nicht durch eine Vereinigung mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, dem er seine Tochter und das Herzogthum Sachsen gab, sich gerettet, denn nun konnte Friedrich II. der ihm überlegenen Macht Beider nicht mehr widerstehen, da sein Bruder Konrad von Franken nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Land einen Zug nach Italien, wo er sich (1128) zum König ausrufen ließ, unternommen und so seine Macht nicht mit der Friedrichs vereinigt hatte. Der Friede von Mühlhausen (1135) machte endlich dieser zehnjährigen Fehde ein Ende, Konrad verzichtete auch darin auf den Titel als Italienischer König, erhielt aber doch unter den Herzögen den ersten Rang, und, so wie sein Bruder, alle Länder zurück. Aber das achtbare Haus der Hohenstaufen war zur Krone vom Schicksal bestimmt, denn hatten nach Heinrichs V. Tode die Tiara und der Krummstab dem Herzog Friedrich von Schwaben den Weg versperrt, so waren diese dort so mächtigen Waffen diejenigen, welche nach Lothars erfolgtem Tode (1137) den Herzog Konrad von Franken auf Deutschlands Thron erhoben (22. Febr. 1138 gewählt und 6. März d. J. gekrönt); Erzbischof Adalbert von Trier und der päpstliche Legat, Cardinal Theodoin, vollbrachten dieses Werk, denn Konrad, klug und gewandt, hatte die geistlichen Stände während Lothar's Regierung für sich zu gewinnen gewußt, und schien selbst den übrigen Ständen (wie der Kirche) — weniger gefährlich, als sein Nebenbuhler — Herzog Heinrich der Stolze von Sachsen und Baiern, dessen große Macht man fürchtete. Hiemit war aber auch der ewige Haß der Welfen gegen die Hohenstaufen, dessen erster Keim in jener Verbindung Herzogs Heinrich mit Lothar schon lag, entschieden, welcher dadurch befestigt wurde, daß

Kaiser Konrad III. den Herzog Heinrich den Stolzen in die A
erklärte, und seine gesammten Lehen einzog und anderweit verlieh, n
dieser seiner Verordnung, das Herzogthum Sachsen, Toscana und
nige andere Italienische Besitzungen abzutreten, „weil es gegen die Ver
che Verfassung sey, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besitze," sich ni
hatte unterwerfen wollen. Ueber 300 Jahre lang dauerte der mit d
er Thatsache begonnene Zwist zwischen beiden Häusern, worin Deutsc
and und Italien so viele Leiden trafen. Das Vertrauen, welches m
allgemein im Reiche zu den Hohenstaufen hatte, leitete nach Konrad
III. Tode (15. Febr. 1152) die Wahl auf seinen Neffen, Herzo
Friedrich III. von Schwaben, Sohn Friedrichs II. (des Ei
äugigen), der nun in der Reihe der Deutschen Könige Friedrich I
mit dem Beinamen Barbarossa, der Rothbart, hieß. Ihm h
den wir schon einen eigenen Artikel gewidmet, so wie seinem Sohn un
Nachfolger Heinrich VI. (1190 — 1197). Doch Friedrich I. hat
durch seine stets anwachsende Macht in Italien die Eifersucht und de
Haß des Papstes sich zugezogen; hierin lag wohl der wichtigste Grund
daß Heinrichs VI. Bemühungen, die Deutsche Krone erblich an se
ne Familie zu bringen, ungeachtet der schon geschehenen schriftliche
Einwilligung von 50 Reichsständen, scheiterten, daß er kaum die Er
nennung seines zweijährigen Sohnes Friedrich zu seinem Nachfolger er
langte (1196). Der päpstliche Widerwille gegen die Hohenstaufen be
wirkte denn auch nach Heinrichs VI. Tode (1197), daß dem, während
der Minderjährigkeit des jungen, als König anerkannten, Friedrich
II., zum Reichsverweser ernannten Oheim desselben, Herzog Phi
lipp von Schwaben, erstlich Herzog Berthold von Zähring
zen, sodann aber Graf Otto von Poitu (Otto IV.) gegenüber ge
stellt wurde. Philipps Ermordung durch den Pfalzgrafen Otto von
Wittelsbach (21. Juni 1208) verschaffte zwar Otto IV. auf einige Jahre
die alleinige Regierung; allein als er seine kaiserlichen Rechte in Ita
lien geltend machen wollte, lud er den Unwillen des darüber erstaunten
Papstes Innocenz III. so sehr auf sich, daß dieser des jungen Königs
Friedrich in Sicilien, den Otto IV. bekriegte, sich annahm, den Kaiser
in den Bann that und eine große Partei in Deutschland selbst gegen
ihn anfeuerte. König Friedrich I. zog nun nach Deutschland, ließ
sich zu Achen krönen, und ward nach Ottos IV. Tode (19. Mai 1228)
Alleinherrscher als Kaiser Friedrich II. oder der Große (s. d. ei
genen Art.). Noch bei seinem Leben hatte er (1237) seinen zweiten
Sohn Konrad zum Römischen König wählen lassen, nachdem sein Erst
geborner Heinrich, in der Gefangenschaft, die er durch Empörung ge
gen seinen Vater sich zugezogen hatte, (1242) gestorben war. Kon
rad IV. ward auch nach seines Vaters Tode von den mehresten Deut
schen Ständen als König anerkannt, allein der Haß des Vatikans brach
nun mit aller Macht über ihn allein los. Innocenz IV. that ihn in
den Bann, erklärte ihn aller Länder verlustig und verfolgte ihn mit
unversöhnlichem Haß. Doch schien das Glück den Hohenstaufen nicht
ganz verlassen zu wollen; die vom Papst erwählten Gegenkönige, Heinr
ich Raspe und Wilhelm von Holland, hielt Konrad, der übrigen
viele persönliche Freunde in Deutschland besaß, im Zaume, die päpst
liche Armee ward von ihm geschlagen, und schon wollte er in die Lom
bardei eindringen, als er im Lager bei Lavello (am 21. Mai 1254
starb, man glaubt an Gift, das sein unehelicher Bruder Manfred ihm
beigebracht habe. Während Konrad in Italien den Papst bekämpfte
hatte ihn der Gegenkönig Wilhelm sogar seiner Erbgüter, des Herzo

thums Schwaben und aller übrigen Reichsländer entsetzt, doch ohne weitere Folgen, da er moralisch und physisch zu ohnmächtig war, um seinen Aussprüchen den gehörigen Nachdruck geben zu können. Nach Konrads IV. Tode hatte der vorhin schon genannte Manfred der Königskrone von Sicilien sich bemächtiget, allein er mußte sie nach einem harten Kampf, worin er das Leben verlor, an Carl von Anjou, der vom Papste 1266 zum Könige von Neapel und Sicilien gekrönt worden war, überlassen. Carls harte, grausame Regierung aber erweckte wider ihn eine starke Partei; die Erinnerung an die edeln Hohenstaufen wachte mächtig wieder auf, und so ward Conradin, Konrads IV. hinterlassener einziger Sohn, von seiner Gemahlin, Elise von Baiern, aus Baiern, wo er bisher erzogen worden war, berufen, um den ihm rechtmäßig zukommenden Thron zu besteigen. Conradin verpfändete, um die nöthigen Kosten zu einem Zuge nach Italien aufzubringen, gegen 2200 Mark Silber mehrere Schlösser und Besitzungen, zog an der Spitze einer tapfern Armee, begleitet von seinem Freunde, dem jungen Prinzen Friedrich von Baden, nach Italien, schlug den Usurpator Carl bei Aquila am 23. August 1268, hatte aber das Unglück, in der Hitze der Verfolgung mit Friedrich und mehrern Deutschen Fürsten gefangen zu werden. Der schreckliche Carl ließ ihn nebst seinen Begleitern am 29. Oct. 1268 zu Neapel öffentlich hinrichten. So fiel das theure Haupt des letzten Hohenstaufen; das weltberühmte Geschlecht war mit ihm erloschen! Die Hohenstaufischen Besitzungen fielen an Baiern, Baden und Württemberg; die herzogliche Würde in Schwaben und Franken hörte auf, und nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Bischof von Würzburg über. Unvergänglich ist der Ruhm der Hohenstaufen nicht nur in Hinsicht der politischen Größe, welche besonders die Friedriche durch ihre Weisheit, Güte und ihre Kraft errungen haben, besonders in ihrem Ringen nach Herstellung der Unabhängigkeit des Deutschen Thrones von der Despotie der Päpste, nach Ordnung im Reiche unter allen Ständen, nach Emporbringung des Handels und aller Gewerbe: — sondern auch wegen der unermüdlichen Sorgfalt, die sie der Cultur der Wissenschaften und Künste, der ernsten und heiteren, widmeten. Diese Sorgfalt machte wohl einen integrirenden Theil der Entwürfe aus, welche dieses Haus im Allgemeinen (vornehmlich aber in Beziehung auf Italien) hatte; Geschichte und Dichtkunst wurden vorzugsweise befördert und für beide war Italien im Mittelalter die beste Fundgrube. In welchem Geiste z. B. die Geschichte von ihnen geschätzt wurde, erhellt aus dem Briefe Friedrichs I., worin er seinen Vetter, den Bischof Otto von Freisingen, zu seinem eigenen Historiographen ernennt. Beide Friedriche, mit wahrem Sinn für Recht und Gerechtigkeit erfüllt, erwarben sich unendliche Verdienste um die Justizpflege, zu Bononien war für die Rechtswissenschaft die vorzüglichste hohe Schule, wohin die berühmtesten Rechtsgelehrten jener Zeit berufen wurden; die Gerechtsame des Unterthanen, selbst gegen den Thron, ließen diese Kaiser so wie ihre eigenen Rechte in bürgerlichen und geistlichen Dingen genau bestimmen. Astrologie, Astronomie, Physik, Philosophie, Erdbeschreibung und vorzüglich auch Poesie waren die Gegenstände, welche mitten unter den erhabensten Plänen und selbst im Getöse der Waffen von den Friedrichen mit Eifer und Liebe beachtet wurden. Die berühmten poetischen Turniere wurden von ihnen zuerst angeordnet, und von dem erfreulichsten Einflusse war die enge Verbindung der Deutschen Dichter mit den Sängern aus Neapel und Sici-

en, seit diese Staaten den Hohenstaufen gehörten und ihre Krone mit er Deutschen auf denselben Häuptern vereinigt war. Friedrich II., er ohnehin für die Deutsche Sprachkultur sehr besorgt war, daher er auch ie Reichstagsbeschlüsse in Deutscher Sprache abfassen ließ, errichtete gar große Singschulen für die damaligen Minnesänger und gab ein Gesetz, welches die jungen Studirenden auf ihren Reisen nach den Universitäten vor jeder Gewaltthat in Schutz nahm. Daß aber die Cultur es Geistes und der Sitten in dem Hohenstaufischen Zeitalter allerdings eißende Fortschritte machte, das lag wohl hauptsächlich darin, daß diese ürsten das Fortschreiten des nicht aufzuhaltenden Zeitgeistes klar erannten und die beiden großen Begebenheiten jener Jahrhunderte, die reuzzüge und die Errichtung der Hansa, zu benutzen verstanden, so aß aus der glücklichsten Wechselwirkung Großes und Schönes wohl ervortreten mußte. L.

Hohenstaufen, ein sehr hoher Berg im Königreiche Württemerg, zwischen den Städten Gmünd und Göppingen gelegen, merkwürdig ls der Stammsitz des berühmten Deutschen Geschlechtes, das von ihm einen Namen führte. Er erhebt sich über dem Bergrücken, der zwischen er Fils und Rems hinstreicht, in pyramidenförmiger Gestalt; an seinem südlichen Abhange liegt ein Marktflecken gleiches Namens; seine Spitze bildet eine Ebene von beinahe 3 Württembergischen Morgen Flächeninhalt. Hier beherrscht man eine sehr interessante und weite Aussicht, in der sich besonders die im Süden hinlaufende Kette des Alpgebirges als äusserst anziehend darstellt. Gegen Abend entdeckt das Auge nicht nur die Höhen des Schwarzwaldes, sondern auch die zwischen Elsaß und Lothringen sich erhebenden Vogesen. Diese Aussicht kann man um so mehr genießen, da der Berg nicht mit Wald bewachsen, sondern ganz kahl ist. Die Burg Hohenstaufen wurde im Bauernkriege, 1525 von den Empörern verbrannt. Man sieht jetzt von ihren Trümmern nichts mehr, als eine wenige Fuß lange, niedrige Mauer. Es ist ein Beweis von dem in Deutschland zunehmenden Sinn für das vaterländische Alterthum, daß diese denkwürdige Bergspitze in den neuesten Zeiten von Reisenden immer fleißiger besucht wird. Eine treffliche Abbildung derselben, in groß Folio, hat der Zeichnungslehrer Baumeister in Gmünd geliefert. Siehe J. F. Ammermüllers Hohenstaufen. 8. Gmünd, 1815.

Hohenzollern, H. Hechingen, H. Sigmaringen. Vom alten Bergschlosse Zollern oder Hohenzollern in Schwaben stammt das Grafengeschlecht dieses Namens, dessen Urahn Thassilo genannt wird. Der nächste Nachkomme desselben, Rudolph II. (1165), gab Friedrich IV. und Konrad das Leben, welcher letztere (1200) das Burggrafthum Nürnberg erhielt, womit (1273) sein Urenkel Friedrich III. feierlich belehnt und dabei zugleich in den Reichsfürstenstand erhoben ward. Aus dieser Linie entstand in der Folge die Dynastie von Brandenburg und Preußen. Konrads Bruder dagegen, Friedrich IV., pflanzte als Besitzer der väterlichen Erbgüter das Stammhaus Hohenzollern fort. Sein Nachkomme in der achten Generation, Graf Eitel Friedrich IV., geheimer Rath und Oberhofmeister, auch Kammerrichter zu Speier, ward 1507 von Kaiser Maximilian I. mit dem Reichserbkämmereramte beliehen und vertauschte an diesen gegen die Herrschaft Haigerloch die Herrschaft Räzuns. Sein Enkel, Carl I., den Kaiser Carl V. in Spanien hatte erziehen lassen, erhielt, nach dem Erlöschen des Geschlechts der Werdenberge (1529), die Grafschaften Sigmaringen und Vöhringen. Dieser Graf von Zollern ward Prä-

sident des Reichshofraths und stiftete (1575) eine Erbvereinigung, nach welcher seine Söhne gemeinschaftlich den Titel und das Wappen der Grafschaften Hohenzollern, Sigmaringen und Vöhringen und der Herrschaften Haigerloch und Wöhrstein führen sollten, das Reichserbkammeramt aber jedesmal bei dem Senior des Hauses bleiben solle, wenn dieses nicht selbst sich dessen begeben würde. Seine Söhne, Eitel Friedrich VI. und Carl II., aber theilten sich in das väterliche Erbe also, daß jener Hohenzollern und der jüngere Sigmaringen und Vöhringen erhielt; Friedrich VI. erbaute das Schloß Hechingen und hievon nahm seine Linie den Namen Hohenzollern-Hechingen an, dagegen die seines Bruders von nun an Hohenzollern-Sigmaringen genannt wurde. Graf Johann Georg von H. Hechingen, Friedrichs VI. Sohn, ward vom K. Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben (28. März 1623), welche Würde in der Folge auch auf den ältesten der Sigmaringenschen Linie übertragen wurde; Kaiser Leopold II. verlieh endlich (1692) auch, doch mit Ausnahme der Seitenlinie Haigerloch, den nachgebornen Söhnen den Fürstentitel. Das Stammland Hohenzollern war also nun eine gefürstete Grafschaft, welche mit allen ihren Regalien, Nutzungen, Herrschaften, Zöllen ein ganz freies Eigenthum und weder vom Kaiser noch vom Reiche lehnbar sey; nur den Blutbann sollten die Fürsten vom Kaiser zur Lehn tragen. Johann Georgs Nachkommen waren: Eitel Friedrich, Philipp Friedrich Christoph, Friedrich Wilhelm (und dessen Bruder Hermann Friedrich), Friedrich Ludwig, Joseph Wilhelm, Hermann Friedrich Otto und der jetzt (seit 1810) regierende Fürst Friedrich Hermann Otto. Unter dessen Vater, Hermann Friedrich Otto, verlor das Haus die lehnsherrlichen Rechte in den Lüttichschen Herrschaften (Geule, Mouffrin und Boilonville) und erhielt dafür im Reichsdeputationshauptschlusse (1803) die Herrschaft Hirschlatt und das Nonnenkloster Mariä Gnadenthal im Dorfe Stetten. Im J. 1806 ward der Fürst von Hohenzollern-Hechingen Mitglied des Rheinischen Bundes; er erhielt die Souverainetät und im Collegium der Fürsten seine Stelle unmittelbar nach Nassau; (die Bevölkerung sämmtlicher Hechingischen Besitzungen beträgt 14,000 Einwohner und das Areal 5 1/2 Quadr. Meile.) Des Grafen Carl II., Stifters der Linie Sigmaringen, Sohn, Johann, erhielt 1638 die fürstliche Würde und von dem Kurfürsten Maximilian von Baiern die Herrschaft Schwabeck. Seine Nachfolger waren: Mainhardt I., Maximilian (dessen Bruder Franz Anton in Haigerloch), Mainhardt II., Joseph Friedrich Ernst, Carl Friedrich, und der jetzt regierende Fürst Anton Aloysius Mainrad Franz. In Folge des Lüneviller Friedens verlor er die Feudalrechte in den Niederländischen Herrschaften Boxmeer, Berg, Dixmüde, Gendringen, Etten, Wisch, Pannerden und Millingen und die Domainen in Belgien, wofür er die Herrschaft Glatt und die Klöster Inzighofen, Klosterbeuren und Holzheim erhielt. Auch er ward in den Rheinbund (1806) aufgenommen und erhielt außer der Souverainetät die Herrschaft Achberg und Hohenfels, die Klöster Klosterwald und Habsthal und außerdem noch die Souverainetät über alle ritterschaftlichen Besitzungen innerhalb seines jetzigen Gebietes und der Territorien im Norden der Donau, namentlich die Herrschaften Gammertingen und Hettingen, die fürstl. Fürstenbergischen Herrschaften, Trochtelfingen, Jungnau, einen Theil des Amtes Mösskirch, und über die Thurn- und Taxischen Herrschaften Ost-

rach und Straßberg die Oberhoheit. Das ganze Areal von Hi
henzollern-Sigmaringen beſteht in 25 Quadr. Meilen, die Bevölkerun
in 52,000 Einwohnern. L.

Hoherofen, Hohofen (Eiſenhütte), gehört unter den Schmel
ßöfen der Metalle in die Klaſſe der Schachtöfen, die ihren Name
davon haben, weil die innere Höhlung derſelben, wegen ihrer Aehnlich
keit mit den Schachten, Schacht genannt wird. Gegenwärtig ſin
ſie bei der eigentlichen Schmelzarbeit die gewöhnlichſten und heut z
Tage wird in ganz Deutſchland das Eiſenerz darin ausgeſchmolzen
nachdem man 1727 in der ehemaligen Grafſchaft Mansfeld dieſe Deu
ſche Erfindung zuerſt eingeführt hatte. Wenn der Hoheofen ang
hen oder angelaſſen werden ſoll, ſchüttet man den ganzen Schach
voll Kohlen und macht unten Feuer, deckt aber die Schachtmündun
und alle andern Oeffnungen ſorgfältig mit eiſernen Platten zu, dam
die Kohlen ſich nur langſam anzünden und den Ofen erwärmen, n
man bisweilen 10 — 14 Tage Zeit nöthig hat. Dann wird die Schach
mündung geöffnet und wenn die Kohlen ein wenig niedergebrannt ſin
fängt man an, Eiſenſtein, Kalk, Lehm und oft auch Fluß beförderni
Zuſchlage einzuſchütten, und ſo wird mit Unterhaltung des Feuers un
Eiſenſtein ꝛc. einſtürzen Monate lang fortgefahren. Man ſchmelzt i
dieſen Oefen entweder über den Sumpf, wenn das Geſchmolzen
ſich im Ofen auf der vertiefteſten Spur ſo lange verweilt, bis es dur
das geöffnete Loch abgeſtochen wird; oder über das Auge, wen
das Geſchmolzene ſogleich aus dem Ofen durch das Auge, d. h. d
Oeffnung in einen äußern Augentiegel abfließt. X.

Hoherprieſter heißt in der Deutſchen Bibel das Oberhaupt d
Jüdiſchen Prieſterſchaft. Moſes übertrug dieſe Würde ſeinem Brud
Aaron, in deſſen Familie ſie in ununterbrochener Reihenfolge forter
te; nach der Unterjochung des Jüdiſchen Volks durch die Seleuciden
Ptolemäer und Römer wurde ſie jedoch oft von den fremden Statthal
tern nach Willkühr ertheilt und ein Gegenſtand mancher Cabalen un
Rivalitäten; zu den Zeiten Jeſu ſcheint ſie ſogar von mehrern wechſel
weis amtführenden Prieſtern zugleich verwaltet worden zu ſeyn. D
Wichtigkeit dieſer Würde war ſchon durch die Pracht und Koſtbarke
ines Ornates angedeutet, der unter die vorzüglichſten Kunſtwerke de
Alterthums gehört. Berühmt iſt beſonders das Bruſtſchild des He
henprieſters Urim und Thumim, d. i. nach Luther Licht un
Recht, nach andern Auslegungen hellglänzende Edelſteine ge
nannt, welches aus 12 in Gold gefaßten, mit den Namen der 1
Stämme bezeichneten und im Rechteck zuſammengefügten Edelſteinen b
ſtand. In dieſem Schmuck erſchien der Hoheprieſter als die heiligſt
und höchſte Perſon im Volke bei ſeinen Amtshandlungen. Ihm ſtan
die Anordnung und Oberaufſicht des Gottesdienſtes, die Verkündigun
der Befehle Jehovas an das Volk, den nur er in wichtigen öffentliche
Angelegenheiten befragen durfte, und die Bewahrung der Nationalhe
igthümer zu. Obſchon die Juſtizpflege beſondern Richtern übertrage
war, entſchied er in ſchwierigen Fällen doch auch weltliche Händel i
etzter Inſtanz, und in Krieg und Frieden konnte ohne ſeine Zuſtim
mung nichts Bedeutendes unternommen werden. Er hieß vorzugsweiſ
der Prieſter, der vor dem Herrn ſteht, und war im eigentlichſten Ver
ſtande der Mittler zwiſchen Jehova und der Nation. Einmal im Jah
re ging er allein in das Allerheiligſte der Stiftshütte (ſpäter des Tem
pels) und durch ſein Gebet und Opfer bei dieſer Feierlichkeit glaubt
das ganze Judenvolk mit Gott verſöhnt und der Vergebung ſeiner Sün

den theilhaft zu werden, eine Vorstellung, deren Einfluß auf den christlichen Lehrbegriff vom Mittleramte Jesu leicht zu erkennen ist. Wie die Römische Hierarchie jene Jüdischen Begriffe vom Priesterthum zur Begründung ihres Ansehns zu benutzen und insbesondere die Prärogativen des Hohenpriesters auf den päpstlichen Stuhl überzutragen wußte, geben die Artikel Hierarchie, Klerus und Papstthum näher an.

E.

Hohes Lied oder Lied der Lieder ist die Ueberschrift einer Reihe von Liedern und Wettgesängen der Liebe, die zwar im biblischen Kanon unter den Salomonischen Schriften stehen und auch, was Sitte, Colorit und Diction betrifft, alle Spuren der Weichheit, Pracht und Ueppigkeit des Salomonischen Zeitalters an sich tragen, aber doch wegen der merkbaren Hinneigung ihres Hebräischen Idioms zum Aramäischen Dialekt von Eichhorn und andern für Produkte einer spätern Zeit erklärt werden. Welcher Gattung poetischer Kunstwerke die Aesthetik diese Gedichte zurechnen soll, ist schwer zu bestimmen. Sie machen allerdings als verschiedene Scenen und Situationen einer fortschreitenden Handlung ein Ganzes aus, und als solches streifen sie näher an den Charakter der Idylle, als, wie einige behauptet haben, des Dramas; daß sie aber sicherlich nicht das Werk eines Dichters waren, der die Kunstregel vor Augen sich nur mit seiner Phantasie in die Lage der darin handelnden Liebenden versetzte, sondern aus einem Herzen flossen, das selbst liebend und geliebt sein eigenes Liebesglück besang, erhellt eben sowohl aus der überall hervorstechenden Individualität der Situationen und Wechselreden, als auch aus der Innigkeit und Entzückung des Gefühls, das aus jeder Zeile mit einer Natur und Wahrheit spricht, die sich weder verkennen noch erkünsteln läßt. Sey es denn, daß entweder Salomo diesen Ausbund seiner Lieder der Liebe und Jugendfreude zur Erquickung für sich und seine Sulamith selbst geschrieben, oder ein späterer glücklich liebender Dichter unter den Hebräern seine Poesie mit Salomonischem Costüm ausgeschmückt habe; ein hohes Lied der Liebe bleibt es für alle, die es unbefangen lesen — religiöse Beziehungen werden sie darin nicht entdecken, alles spricht nur von der zärtlichen Liebe des Bräutigams und der Braut. Gleichwohl haben seit Origines bis in das 17te Jahrhundert die Kirchenexegeten sich angestrengt, diesem Buche eine mystisch-religiöse Deutung zu geben; über 1200 Jahre war in der christlichen Kirche die Meinung herrschend, das Hohelied beschreibe die Vereinigung der gläubigen Seele mit Gott, Christus sey der Bräutigam und seine Kirche die Braut, die Küsse, nach denen sie lechzt, wären ein Bild ihrer Sehnsucht nach ihm, die sehr ins Detail geschilderten Reize ihres Körpers nichts anderes, als sinnliche Bilder von den inneren Reizen, durch welche die gläubige Kirche Christo wohlgefalle; die kleinen Füchse, die Sulamith als Zerstörer ihres Weinbergs fürchtet, müßten dann freilich die Ketzer und Irrlehrer seyn. Weiser waren die Jüdischen Rabbinen der alten Zeit, die die Lektüre des Hohenliedes keinem vor dem dreißigsten Jahr erlaubten und es nie öffentlich in der Versammlung vorlesen und erklären ließen; ja schon der Umstand hätte die christlichen Theologen von dem Wahn, hier eine religiöse Allegorie zu suchen, zurückführen sollen, daß das neue Testament nie von diesem Buche Gebrauch macht. Auch kehrten sich die Deutschen Dichter des Mittelalters wenig an jene Deutungen und nannten es ohne Bedenken das Buch der Minne. Unter den Theologen wagte Erasmus den Thorheiten des Allegorisirens mit diesem Gedichte zuerst ein Ziel zu setzen, auch Bossuet nahm einen

Vortverstand an, und hielt es für Salomons Hochzeitlied, die größten Verdienste aber erwarb sich Herder um die Auslegung des Hohenlie- es in seinen 1778 geschriebenen Liedern der Liebe. (S. seine Wer- e zur Religion und Theologie, 7r Thl. 1807.) Niemand hat die Si- uationen dieses Gedichts wärmer und wahrer durchempfunden und das Orientalische Colorit desselben unserm Verständnisse näher gebracht, als r, auch scheint uns seine Uebersetzung den Geist und die Süßigkeit es Originals besser wiederzugeben, als andere Verdeutschungen unserer Zeit.

E.

Höhlen sind gewisse, im Innern der Erde oder in Bergen be- ndliche leere Räume von verschiedener Größe. Sie werden mehren- heils in Kalkgebirgen, selten oder nie auf dem platten Lande angetrof- en. Gemeiniglich haben die Höhlen Gänge von verschiedener Höhe und Richtung, welche in größere, mit Pfeilern und Figuren von Tropfstein usgezierte Klüfte und Gewölbe führen, auf deren Boden sich mehren- heils Wasser befindet. Nicht selten trifft man in diesen Höhlen ver- teinerte oder mit einer Steinkruste überzogene Ueberbleibsel von Thieren, . B. einzelne Zähne, ganze Kinnladen, ja vollständige Gerippe. Die neisten Höhlen, besonders die in Kalkgebirgen befindlichen, scheinen durch as Wasser gebildet zu seyn. Dieses erweicht nämlich bei seinem Durch- eihen durch die Zwischenräume des Gesteins die in Schichten oder Ne- ern liegenden kalkartigen Materien nach und nach, und führt die auf- elbsten Theile mit sich fort. Da, wo die Wassertropfen hinfallen, setzt ich die ihnen beigemischte Kalkmaterie an, und so bildet sich der Tropf- tein oder Stalaktit, welchen man in den Höhlen als Eiszapfen, Säu- en und andere Figuren findet. Noch jetzt wirkt die Natur auf diese Art. Das eindringende Regen- und Schneewasser spült in Kalkgebir- gen ganze Lagen oder Schichten aus, und macht dadurch die Oeffnung, welche die Bergleute Kalkschlotten zu nennen pflegen. Bisweilen stürzt dadurch ein Theil des darüberliegenden Bodens ein. Befinden sich in den Kalkschichten im Wasser unauflösbare Körper, z. B. Muscheln, Knochen u. dgl., so bleiben diese auf dem Boden der Höhle liegen. Außerdem aber erzeugen häufig auch Erdbeben und Vulkane Höhlen. Besonders berühmt sind die Baumannshöhle am Harze, die Geilenreu- ther und andere Höhlen im Bayreuthischen, die Elfenhöhle in Derbis- hire, die Hundsgrotte bei Neapel, die Grotte auf Antiparos, die Fin- galshöhle u. a.

Hohlmünzen s. Bracteaten.

Holbach (Paul Thiry, Baron von), Mitglied der Akademien von Petersburg, Manheim und Berlin, war in der Pfalz geboren und starb zu Paris 1789 in einem Alter von 66 Jahren. Als ein scharf- sinniger Kunstkenner und gelehrter Mineralog gehörte er zu den ausge- zeichnetsten Männern der Französischen Hauptstadt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sein Charakter war heiter, wohlwollend und gesellig; was auch J. J. Rousseau in seinen Bekenntnissen, nicht aus Uebelwollen, sondern aus Vorurtheil und Irrthum gegen ihn an- führen mag. Die Rolle, welche er zu seiner Zeit in den höheren Zir- keln von Paris spielte, war von Bedeutung, indem er einem Kreise von geistreichen Männern zum Vereinigungspunkte diente, und auf die Ver- hältnisse derselben einwirkte. Um die Naturgeschichte und Chemie er- warb er sich nicht unwichtige Verdienste, besonders durch Uebersetzung mehrerer deutschen Werke ins Französische. Er bearbeitete für die Ency- clopädie eine Menge naturhistorischer, politischer und philosophischer Ar- tikel; auch wird ihm das Système de la nature zugeschrieben, ein

Werk, in welchem der Atheismus zum Princip gemacht ist. Noch größer waren vielleicht die Verdienste, die er sich rathend, helfend, fördernd um Andere erwarb. Seine geselligen Talente werden von denen, die ihn kannten, ungemein erhoben. Er verstand die Kunst, sich mit großer Bestimmtheit, Klarheit und Anmuth mitzutheilen. Seinen Reichthum betrachtete er nur als Mittel, das Gute und Schöne schneller und sicherer zu befördern, und die Art, wie er dabei verfuhr, machte ihn nur noch liebenswürdiger und ließ ihn seinen Zweck um so sicherer erreichen.

Holbein (Hans), gleich berühmt als Maler und Formschneider, ward geboren 1498 (nach Andern 1495) zu Augsburg. Er lernte seine Kunst bei seinem Vater, Joh. Holbein, einem guten Maler. Von früher Jugend an gab der Sohn Beweise von Kunsttalent, malte in Miniatur, mit Wasserfarben und in Oel, Portraits und historische Gegenstände so gut, daß er schon im Jünglingsalter sich Ruhm erwarb. Um diese Zeit zog sein Vater nach Basel, wo der junge Holbein eine wichtige Bekanntschaft an Erasmus machte, der sich eben daselbst aufhielt, um seine Werke drucken zu lassen. Unser Hans malte den berühmten Gelehrten, und verfertigte die bekannten Holzschnitte zu dessen Lob der Narrheit. Beide befreundeten sich mehr und mehr, und als Holbeins Leben von einer bösen Frau verkürzt zu werden bedroht war, gab Erasmus ihm den Rath, nach England zu gehen und ein Empfehlungsschreiben an den Kanzler Morus dahin. Willig nahm dieser ihn in sein Haus auf, wo er ihn gegen 3 Jahre beschäftigte. Nach dieser Zeit lud Morus den König Heinrich VIII. zu sich, und hing alle Gemälde Holbeins in einer Halle gut geordnet auf. Der König, überrascht und entzückt von dem Anblick, rief aus: Lebt der Künstler noch, und ist er für Geld zu haben? Morus stellte denselben vor, der König nahm ihn in seine Dienste, und belohnte ihn reichlich. Wie sehr er die Verdienste desselben schätzte, beweist die Antwort, die er einem Lord gab: Ich kann aus 7 Bauern 7 Lords machen, aber keinen Maler Holbein. Der Künstler strebte aber auch mit allen Kräften, sich solcher Gnade würdig zu beweisen. Seine Portraits athmen Geist und Leben, seine historischen Darstellungen zeichnen sich durch erhabnen Ausdruck aus. Seine Ideen sind gut geordnet, die Ausführung vollendet. Die Fehler der Altdeutschen Schule, Trockenheit und Härte, vermied er glücklich, hat schöne Formen, ein lebhaftes Colorit, weiche Gewänder und Figuren bis zur Täuschung herausgearbeitet. Die Leidensgeschichte Christi, den Leichnam desselben, eine heilige Familie und einige Köpfe rechnet man zu seinen vorzüglichsten Arbeiten. Seine meisten Gemälde sind zu Basel, Venedig und London. Nicht aber bloß als Maler, sondern auch als Formschneider zeichnete sich Holbein höchst vortheilhaft aus, ja er dürfte leicht der größte Künstler im Formschneiden genannt werden. Auch diese Kunst übte er sehr frühzeitig aus; schon in seinem 16ten Jahre schnitt er in Holz, und gab bis zu seiner Abreise nach England 1526 eine ansehnliche Sammlung kleiner Holzschnitte heraus. Die vortreffliche Ausführung derselben verschaffte ihm viel Arbeit in dieser Art. Nachdem er eine große Anzahl historischer Stücke gemalt hatte, zeichnete er dieselben ins Kleine und schnitt sie in Holz. Dies that er auch mit seinem zu Basel gemalten, berühmten Todtentanze, wovon die Originalzeichnungen auf der Baseler Stadtbibliothek aufbewahrt werden. Die Holzschnitte davon sind ein Meisterstück seiner Kunst. (Man hat davon viele Ausgaben.) Auch seinen zu Basel gemalten Bauerntanz schnitt er in Holz, und diese Blätter haben sich sehr selten ge-

nacht. Von einer Folge von 90 kleinen Blättern, welche historische Gegenstände aus dem alten Testament vorstellen, ist die beste Ausgabe zu Lyon 1539 bei den Gebrüdern Melchior und Caspar Trechsel erschienen. Wahrscheinlich sind diese noch vor dem Todtentanze verfertigt, denn sie sind minder vollkommen, als jener; die Figuren sind zu kurz, und haben gezwungene und übertriebene Stellungen. Holbein starb zu London 1554 an der Pest. Wenzel Hollar (ein Kupferstecher aus Prag, geb. 1607, gest. 1677, ein Schüler Merians) hat 61 Blätter nach ihm gestochen. Von seinem Todtentanze hat Papillon eine ausführliche Beschreibung geliefert. Ueber sein Leben s. den ersten Band von Füeßly's Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. dd.

Holberg (Ludwig Freiherr von), dieser Vater der neuern Dänischen Literatur und Liebling des Dänischen Volks, war 1634 zu Bergen, in Norwegen, geboren, wovon er auch die beste Topographie hinterlassen hat. Seinen Vater, der sich im Kriegsdienste bis zum Obersten durch Tapferkeit und festen Sinn emporgeschwungen, verlor er als Säugling, ein nicht unansehnliches baares Vermögen, welches dieser hinterlassen, bald darauf durch den Brand; nur einige kleine Landgüter blieben der ansehnlichen Familie zu ihrer Erhaltung übrig. Obgleich er von Kindheit auf eine große Neigung zum Studiren zeigte, so schickte ihn doch sein Vormund nach Seeland, um, unterstützt durch ein kleines Stipendium, den Kriegsdienst zu erlernen. Hier fand er einen Verwandten, dessen Aufsicht er empfohlen wurde, welcher seiner Neigung zu den Wissenschaften thätigen Vorschub leistete, und ihn mit seinen Kindern unterrichten ließ. Das gehoffte Stipendium bekam er nicht; letzterer sah sich daher genöthigt, ihn bald wieder nach Hause zu schicken. Hier lebte er in dem Hause seines Vormunds, und besuchte die Stadtschule in Bergen bis 1702, in welchem Jahr er die Universität Kopenhagen bezog, um die Theologie zu studiren. Aus seiner Biographie leuchtet ein, daß er schon frühe die Gabe besaß, komische Züge der Menschen aufzufassen, und satyrisch, sowohl in Versen, als in Prosa darzustellen. Seine Vermögensumstände erlaubten ihm nicht lange auf der Universität zu verweilen; er kehrte also nach überstandenem Examen in seine Heimath zurück, übernahm eine Hofmeisterstelle, mit der Bedingung, zuweilen für seinen Principal zu predigen, welche Stelle er, weil es ihm mit der Pädagogik nicht recht glücken wollte, nach einem Jahre wieder verließ. Er reiste darauf zum zweiten Male, um das letzte Examen zu bestehen, nach Kopenhagen, und zugleich noch die Französische und Italienische Sprache zu erlernen. Abermals in sein Vaterland zurückkehrend, übernahm er zum zweiten Mal (aber nur auf eilige Monate) eine Hofmeisterstelle in dem Hause eines Geistlichen, welcher in seiner Jugend fast alle Theile Europa's bereist hatte. Holberg, der dessen Reisejournal fand und durchlas, bekam dadurch ungemeine Lust, in die Welt zu gehen. Er raffte, sobald er mündig geworden war, alles zusammen, was sich zu Gelde machen ließ; doch brachte er nicht über 60 Thaler heraus. Mit diesem Gelde segelte er muthig nach Holland, in der Hoffnung, auf den Nothfall durch Unterricht sich fortzuhelfen. Schon nach einem vierzehntägigen Aufenthalte in Amsterdam fing dieses Geld an bis auf weniges zusammenzuschmelzen. Ein Fieber quälte ihn fortdauernd, und schon gedachte er, wie er wieder nach Hause zurückkehren wollte. Aber sein Arzt gab ihm den Rath, ins Bad nach Aachen zu reisen. Diesen Rath befolgte er. Bald nöthigten ihn aber seine Umstände, zu Fuße nach Norwegen zurückzuwandern. Mit wenigem geliehenen Gelde kam er nach

Christianfand. Hier fand er Gelegenheit, vielen angesehenen Personen
in den neuern Sprachen Unterricht zu geben, und dadurch, wie durch
einige musikalische Kenntnisse, viele interessante und vortheilhafte Be-
anntschaften anzuknüpfen, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah,
im nächsten Frühling in Gesellschaft eines Freundes nach England zu
reisen. Von London reiseten beide zu Fuß nach Oxford. Auf dieser
Universität verweilte Holberg 2 Jahre, anfangs in den kümmerlichsten
Umständen; bald wurde er aber durch Sprach- und Musikunterricht
ekannter, und in einige Gesellschaften gezogen, so daß er hiedurch die
öthigen Mittel fand, von London aus nach Kopenhagen zurückzukeh-
en. Hier eröffnete er Vorlesungen in den Sprachen, gab Unter-
icht, verließ aber diese Beschäftigungen bald, als sich neue Ge-
egenheit fand, seine Reiselust zu befriedigen, und einen jungen
Mann nach Deutschland zu begleiten. Diesen führte er nach
Dresden, verweilte einige Zeit in Dresden, Leipzig, Halle, Braun-
chweig, Hamburg, und kehrte von da nach Seeland zurück. Nach-
em er hier abermals ein Jahr lang Erzieher gewesen war, wur-
e er in das Collegium Mediceum aufgenommen, und gab als Mit-
lied desselben sein erstes Werk, eine Einleitung in die Euro-
äische Geschichte, und bald darauf seinen Anhang zur allgemeinen
Geschichte heraus, von welchem letztern nur der erste Theil erschie-
en ist. Dann widmete er dem König von Dänemark im Manuscript
in Werk über die Thaten Christians IV. und Friedrichs III. unter
em Titel: Einleitung zur Dänischen Geschichte des ve-
igen Jahrhunderts. Bald darauf erhielt er eine außerordentli-
he Professur, und wurde dadurch veranlaßt, sich wiederum mehr der
lten Geschichte und Philologie zu widmen. Vermöge einer öffentli-
hen Unterstützung, mit welcher die Bedingung verbunden war: die
vangelischen Universitäten zu bereisen, begab er sich zum zweiten Mal
nach Holland, und reiste von da nach Paris, wo er ein Halb-
ahr, anfangs sehr eingeschränkt und eingezogen, lebte, vorzüglich Ge-
chichte studirte und die dort befindlichen Bibliotheken benutzte, später
n der Gesellschaft einiger Landsleute einheimischer daselbst wurde. Nach
Verlauf dieser Zeit spürte er wieder ein ungemeines Verlangen, nach
Italien zu reisen. Auch diese gefährliche Reise, welche er bald zu
Fuße, bald zu Wasser machte, trat er mit äußerst beschränkten Mit-
eln und dem Passe eines in Paris zurückgelassenen Landsmanns 1715
an. Von Marseille fuhr er nach Genua, wo er gefährlich krank wur-
de. Als er wieder hergestellt war, fuhr er nach Rom, und hatte auch
abei große Gefahren zu bestehen. Den Winter verweilte er daselbst,
und war eben so oft in den Bibliotheken, wie vor den Bühnen des
Volks zu finden. Im Februar verließ er Rom, und reiste über Flo-
enz, Bologna, Parma, Piacenza, Turin, welches er für die schön-
ste Stadt hielt, die er auf seinen Reisen gesehen, durch Savoyen,
ie Dauphiné, nach Lyon, von da zurück nach Paris, wo er sich
noch einen Monat aufhielt, und von hier nach Amsterdam. Hier ver-
ließ ihn endlich das feindliche Fieber, welches ihn durch Frankreich
und Italien hartnäckig verfolgt hatte. Von Amsterdam reiste er nach
Hamburg und von da zu Fuße nach Kopenhagen zurück. So hatte
Holberg, ungeachtet der großen Hindernisse, welche sich ihm entgegen
stellten, die gebildetsten Länder und Völker Europa's kennen gelernt
und auf diesen beschwerlichen Reisen, welche damals unter solchen Ver-
hältnissen noch etwas seltenes waren, einen Schatz von Kenntnissen
und Erfahrungen eingesammelt, welcher in seinem lebhaften, munter-

leiste reichlich wuchern sollte. Nach seiner Zurückkunft lebte er zwei Jahre in sehr dürftigen Umständen, und gab in dieser Zeit eine Einleitung in das Naturrecht in Dänischer Sprache heraus. 1718 wurde endlich eine Professur der Metaphysik erledigt, und da sich niemand anders zu derselben fand, ihm übertragen. 1720 wurde er Consistorialassessor und Professor der Beredsamkeit, mit einem Einkommen, welches ihm eine ruhige Lage gewährte. Bisher hatte sich Holberg vorzüglich der Jurisprudenz, Geschichte und dem Sprachstudium gewidmet, und bis in sein 30stes Jahr noch keinen Vers versucht. Jetzt versuchte sich sein bewegliches Talent zum ersten Mal in diesem Gebiete, und zwar in der Satyre, in welcher ihm anfangs Juvenal als Muster vorschwebte. Als er diese Versuche, welche späterhin gedruckt erschienen, gelingen sah, und sich schon einige Fertigkeit in der Dänischen Prosodie erworben hatte, schrieb er sein großes „heroisch komisches" Gedicht in jambischen Versen, den Peder Paars. Durch diese nationaldänische Satyre, in welcher eine Menschenklasse geschildert wird, welche im Nichtsthun und Schreiben sehr geschäftig ist, und das aus Licht zu bringen strebt, was im Dunkeln bleiben und mit Stillschweigen übergangen werden sollte, begründete Holberg einen Ruhm nicht nur unter seinen Landsleuten, sondern auch im Auslande, wohin diese Satyre durch viele Uebersetzungen gelangte. Holberg lernte dadurch sein Talent kennen; er achtete nicht der stumpfen Schmäher, sondern gab bald darauf wiederum 5 Satyren heraus, die ebenfalls in der Dänischen Literatur nicht übertroffen worden sind. Darauf wendete sich sein reger Sinn, der die Abwechselung vorzüglich liebte, auf ein anderes, schon früher angefangenes historisches Werk zurück, welchem er die nöthige Vollendung zu geben bemüht war, nämlich seine Beschreibung des kirchlichen und bürgerlichen Zustandes in Dänemark. Während er damit beschäftigt war, hatten einige seiner Freunde, worunter selbst Männer vom ersten Range waren, den Einfall, Schauspiele in Dänischer Sprache zu veranstalten, und da sie zu seinem komischen Talente mit Recht hofften, er werde die Dänische Literatur auch mit dieser Gattung bereichern, so drangen sie täglich in ihn, zu diesem Plane mitzuwirken. Sein vorzüglichstes Streben war nun in den Lustspielen, die er dichtete, neue, von andern Dichtern noch unberührte und seiner Nation eigenthümliche Thorheiten auf die Bühne zu bringen. Mit einer großen Leichtigkeit schrieb Holberg, der hier sein Talent in seinem wahren Gebiete sah, in einem kurzen Zeitraume (seit 1722) 24 Lustspiele des mannigfaltigsten Inhalts, welche er einer Schauspielergesellschaft, die bisher nur Französische, besonders Molierische Stücke aufgeführt hatte, übergab, und welche abwechselnd mit diesen mit dem größten Beifalle vom seinem Volke gesehen wurden. So wurde also Holberg in jedem Sinne Stifter der komischen Bühne der Dänen. Ja nicht dieses allein; die lebendige, kräftige Laune, der kernhafte Scherz und die originellen Charaktere, mit welchen Holbergs Muse die komische Familie vermehrte, sichern ihm überhaupt auf immer in der kleinen Reihe echter Lustspieldichter unter den Neuern einen ehrenvollen Platz. War auch vieles nur auf seine Zeit und die damalige Culturstufe seines Volks berechnet, so zeugt es doch von dem echt komischen Leben seiner Lustspiele, daß selbst in neuerer Zeit, und bei den Fortschritten der Cultur, so manche seiner Lustspiele in Bearbeitungen mit und ohne Namen auf fremde Bühnen verpflanzt worden sind. Die vollständige Sammlung seiner Lustspiele, worunter auch mehrere geist-

volle Nachbildungen, z. B. des Moliere, sind, führt den Titel Dänischer Schauplatz; und wuchs nachher zu 7 Bänden an, von welchen die ersteren das Vorzüglichste enthalten. Durch angestrengte Beschäftigung erschöpft, beschloß er, eine Erholungsreise nach Aachen zu machen. Er reiste daher 1725 über Hamburg nach Amsterdam; hier änderte er seinen Plan, und beschloß, den Winter in Paris zuzubringen, welchen er auch durch einige Bekanntschaften mit Gelehrten, z. B. Montfaucon, sehr angenehm verlebte. Nach einer unangenehmen Rückreise vollendete er seine Metamorphosis, ein wenig bekanntes komisches Gedicht. Zuweilen wurde er in seinen Arbeiten durch anhaltende Kränklichkeit unterbrochen, welcher er durch Abwechslung der Beschäftigungen zu begegnen suchte. Von jetzt an wurden auch seine Satyren milder, zu welchen ihn überhaupt natürliche Lebhaftigkeit, komische Laune, zuweilen erweckte Unlust an andern, gereizte Heftigkeit und Eigenliebe, nicht Haß und Bitterkeit hintrieb. Auch schrieb er mehrere philosophische, besonders moralische Abhandlungen; indessen zeigen ihn diese nicht als einen tiefen Denker, wenn man gleich die Belesenheit bewundern muß, welche Holberg in jedem Gebiete der Literatur bewies. Darauf ging er zu seiner längst begonnenen (1729 erschienenen) Beschreibung der Königreiche Dänemark und Norwegen zurück; nach Suhms Urtheil dem ersten brauchbaren Buche dieser Art, welches zwei Mal Dänisch, ein Mal in einer Deutschen Uebersetzung in einem Zeitraume von 2 Jahren erschien, und ihn als angenehmen Historiker zeigte. Die Aufnahme dieses historischen Werks ermunterte ihn nun, die ganze Dänische Geschichte zu bearbeiten. Er kannte wohl die Größe dieser Arbeit, besonders da er sich hierin ohne Vorgänger sah; dennoch arbeitete er mit unablässigem Fleiße, durchsuchte alle Winkel des Reichs, wo sich Urkunden und Denkmäler finden ließen; und so erschien schon 1732 der erste Band seiner Geschichte Dänemarks; der dritte, welcher die Regierung Friedrichs III. enthält, 1735. Der verdienstvolle Geschichtschreiber Suhm, welcher Holberg ohne Zweifel noch übertroffen, erklärt bescheiden dieses Werk nicht nur wegen seines weiten Umfangs, sondern auch wegen seiner angenehmen Darstellung, für die beste Geschichte seines Landes in Dänischer Sprache. Außerdem hat er in diesem Gebiete sich auch noch durch eine Kirchengeschichte, durch eine jüdische Geschichte, durch ein Lateinisches Compendium der Weltgeschichte, welches auch ins Englische übersetzt wurde, endlich durch zwei Sammlungen Biographien verdient gemacht. Was ihn aber nicht minder als seine Lustspiele und der Peder Paars berühmt gemacht hat, ist sein satyrisch-humoristischer Roman: Nic. Klimm's unterirdische Reise, in Lateinischer Sprache geschrieben, unzählige Mal in Dänemark (zuerst 1741) und im Ausland aufgelegt, und in 7 Sprachen übersetzt. Hieran schließen sich seine Lateinischen Episteln, welche durch die Beschreibung seiner Reisen, eine sehr angenehme Lektüre gewähren. Weniger glücklich war er in seinen (V Bücher) Lateinischen Epigrammen und Fabeln (moralske Fables 1751). — Durch diese vielseitigen und höchst verschiedenen Arbeiten, welche zugleich die Freiheit seines Geistes beurkunden, erlangte er nicht nur großes Ansehen in seinem Vaterlande, — so daß er um 1727 Professor der Geschichte, 1737 Quästor der Universität zu Kopenhagen, 1747 zur Belohnung seines Patriotismus in den Freiherrnstand erhoben wurde, — sondern erwarb sich auch ein ansehnliches Vermögen. Dennoch lebte er so mäßig und enthaltsam wie zuvor.

Ueberhaupt war er gewandt, affectvoll, lebhaft, unterhaltend, an jedem Vergnügen theilnehmend, ohne Pedanterie, ein großer Freund des schönen Geschlechts, weshalb man ihm mit Unrecht Vorwürfe gemacht hat, die er in einem der angeführten Briefe sehr unbefangen widerlegt; doch eben so eingezogen, anhaltend fleißig, wenn es galt, reizbar aus Hypochondrie, ehrgeizig, aber ohne Mißgunst, Heuchelei und Uebelwollen, freidenkend, aber nicht irreligios. Er starb 1754, und vermachte den größten Theil seines Vermögens an die Ritterakademie zu Sorõe in Seeland.

Holland, ein morastiges, größtentheils aus Haide und Sandboden bestehendes, sehr ebenes und an vielen Stellen niedriger als das Meer liegendes Land, wird gegen des Meeres Fluthen und der Flüsse Ueberströmungen nur durch kostbare Dämme oder Deiche geschützt. Mit unzähligen Gräben und Kanälen, aus welchen das Wasser durch Windmühlen und Schleusen in die Flüsse geführt wird, ist der Boden durchschnitten, die Luft feucht und veränderlich, das Klima daher überhaupt ungesund. Vier Provinzen: Seeland, Holland, Friesland und Gröningen, liegen unmittelbar an der Nordsee; Utrecht, Geldern und Oberyssel haben damit durch die Südersee Gemeinschaft. Der Rhein, die Maas und die Schelde sind des Landes vornehmste Flüsse. Ersterer theilt sich in mehrere Arme, welche den Namen Waal, Yssel und Leck annehmen. Auch mit der Maas und Schelde ist es derselbe Fall; ersterer heißt bald die Maas bald die Merve; letzterer theilt sich in die Oster- und Wester-Schelde und diese wird auch — Hond genannt. Lange nicht so viel Getreide, als die Bewohner bedürfen, liefert das Land; aber der guten fetten Weide wegen ist die Viehzucht beträchtlich. Auch fehlt es nicht an Gartengewächsen, und einige Gegenden haben Ueberfluß an Baumfrüchten. Holz zum Brennen mangelt fast ganz; man muß sich mit Torf und Steinkohlen behelfen. Noch größer ist der Mangel an Metallen, an Steinen und an Salz; höchst unbedeutend sind die Eisengruben in Geldern und Oberyssel. Dennoch ist Holland verhältnißmäßig mehr als irgend ein Europäischer Staat bevölkert; auf etwa 620 Deutschen Quadrat-Meilen leben zwei Millionen Menschen in 113 Städten und 1400 Flecken und Dörfern, deren Holland so treffliche und bevölkerte hat, als irgend ein Land der Erde. Hollands vormalige Reichthumsquellen, Handel, Schiffahrt und Manufakturen sind durch die unglücklichen Ereignisse der beiden letzten Jahrzehende größtentheils versiegt; doch sind Kunstfleiß, unermüdete Gewerbthätigkeit und sparsame Genügsamkeit dem nüchternen Volke geblieben. Sein Charakter verläugnete sich selbst unter dem Drucke der schweren eisernen Zeit nicht. Doch dieses kunstfleißige, gewinnsüchtige Volk ist auch in schönen Künsten und ernsten Wissenschaften nicht zurückgeblieben hinter seinen Europäischen Brüdern. Berühmt ist die Holländische Malerschule, berühmt sind Hollands treffliche Kupferstecher, und berühmte Namen glänzen unter den Holländischen Gelehrten. Wie das Klima, der Boden und die ganze Naturbeschaffenheit mit dem Charakter des Volks in Holland ihr eigenthümliches Colorit behaupten; so findet der Geschichtsforscher auch in Hollands Geschichte einen eigenthümlichen Gang, und wird zu seltsamen Resultaten über das Treiben und Thun der Menschen dadurch geleitet. In den Zeiten, als Mela seine Länderkunde schrieb, hatten Hollands Flüsse ganz andern Lauf und andere Mündungen. Noch im 13 Jahrhunderte waren Nordholland und Friesland durch den schmalen Strom Flevo geschieden, und da grünte festes Land, wo sich jetzt ein weitläuftiger Meer-

busen bis zu den Inseln der Süderſee ausgebildet hat. Einzelne Fiſcherhütten lagen einſam auf den Sanddünen am Meer umher, bis die wachſende Menſchenmenge, erſt dem Waſſer den Boden, dann dem Boden durch mühſame Arbeit kärgliche Nahrung abdrang. Ueberhaupt zwang im Niederland die Natur des elenden Bodens Bewohner, ein hartes, ausdauerndes, gewerbſames, erfinderiſches und genügſames Volk zu werden; kühn auf dem Meer, unermüdet in der dürftigen Heimath. Nachdem Roms Macht verſchwunden, die Völkerwanderungskriege geendet waren, ſproßten im Niederland einzelne Mächtige und Große empor. So entſtanden Grafen und Herren, die größere oder kleinere Gebiete ſchützten, regierten, ſich zinsbar machten, und wieder Mächtigern zinsbar wurden. Schon im 13. Jahrhundert erwarben die Städte Municipalrechte, und die meiſten Niederländiſchen Gebiete gehorchten dem mächtigen Hauſe Burgund, deſſen letzter Herzog, Karl der Kühne (1477) unter der tapfern Schweizer Schwertern fiel. Seine, dem Kaiſer Maximilian vermählte, Tochter Maria brachte die Niederlande an Oeſtreich, und Carl V. vereinigte ſie unter dem Namen des Burgundiſchen Kreiſes mit dem Römiſchen Reiche Deutſcher Nation. Immer hatten die Landesherren, ſelbſt der nach Univerſalmonarchie ringende Carl V., die Rechtſame und alten Freiheiten geehrt, wodurch Niederland blühend, und für ſeine Beſitzer eine unerſchöpfliche Quelle reicher Beiſteuern geworden war; der kalte Tyrann Philipp II. warf des klugen Vorgängers Grundſätze zur Seite. Die alten Rechte, die heilige Verfaſſung der Provinzen, taſteten ſeine Stellvertreter, beſonders der grauſame Granvella, freventlich an; denn ausgerottet ſollte werden jede freiere Religionsmeinung, und das blutriefende Ungeheuer, Inquiſition, ſollte auch im Niederland morden und durch Mord bekehren zum allein ſeligmachenden Glauben! Da erwachte des freien Volks innerſter Grimm, der Adel trat zum Schutz ſeiner Rechte zuſammen, und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trotz angefachter Schwärmerei ihren Gottesdienſt öffentlich. Als Granvella 1564 zurückberufen wurde, war es ſchon zu ſpät, den von ihm angefachten Brand ſanft zu löſchen. So ſollte er denn durch Blut und Thränen gedämpft werden! Philipp ſandte den blutgierigen Alba, und unter ſeinem Henkersbeile fielen die Häupter der Edelſten des Volks: Egmont und Horn. Nur der kluge Oranien war frühzeitig entwichen, um mit gewappneter Hand zur Rache wieder zu erſcheinen, während Alba durch den Blutraad der Beroerten viele tauſend Opfer ſeinem blutdürſtigen Fanatism ſchlachten ließ, ja Niederlands geſegnete volkreiche Städte zu öden Wüſten zu machen drohte. Selbſt ſeines weiſen Nachfolgers Don Zuniga y Requeſens Mäßigung konnte, ſchlecht unterſtützt vom Spaniſchen Tyrannen, die empörten Gemüther nicht wieder beruhigen, und der ſtaatskluge Wilhelm von Oranien blieb, zwar oft geſchlagen von Don Juan d'Auſtria und Alexander von Parma, doch zuletzt Sieger in dem ungleichen Kampfe für Freiheit, Religion und vaterländiſches Recht. Früher wäre ſicher der Kampf beendigt worden, hätten nicht der Niederländiſchen Provinzen verſchiedene Lokalität, die Eiferſucht der Großen, deren jeder nur ſeine Zwecke erreichen wollte, und der unglücklich angefachte Religionsargwohn der Katholiken gegen die Proteſtanten und dieſer gegen jene, den Sieg unendlich erſchwert. Erſt im J. 1579 ſchloſſen die 7 nördlichen Provinzen, das nachmalige Holland, die Union zu Utrecht, durch welche ſie bis zum Jahre 1806 ein Freiſtaat blieben. Als Wilhelm von Oranien durch Meuchelmord (der Tyrann Philipp II. hatte

25,000 Rthl. auf seinen Kopf gesetzt) im J. 1583 fiel, trat Moritz als Statthalter in des Vorgängers Fußtapfen. Seine Siege bei Neuport und im Brabantischen, der Niederländischen Admirale kühne und siegreiche Thaten gegen Philipps II. Seemacht, Frankreichs und Englands Kriege zu selbiger Zeit gegen Spanien, und Philipps III. Schlaffheit führten im J. 1609 den ruhmvollen Antwerper Frieden herbei. Doch mußten die Holländer, bevor sie zur Freiheit gelangten, den furchtbaren dreißigjährigen Krieg erst noch mit durchfechten. Aber der Grad von Macht, den sie trotz so vieler innerer Unruhen während jener schrecklichen Zeit errangen, ihre Siege auf so vielen Schlachtfeldern und Meeren und ihre reichen Eroberungen in fernen Welttheilen bestätigten nach siebzigjährigem Kampfe, worin sie oft am Rande des Abgrundes geschwebt, im Münsterschen Frieden 1648 ihre Freiheit und Unabhängigkeit von der Spanischen Tirannei. Holland bot, während Religionswuth fast alle Europäische Staaten zerrüttete, jedem Unterdrückten ein sicheres Asyl. Alle Religionen wurden geduldet, und bald fehlte der sich ungeheuer anhäufenden Einwohnerzahl Boden zu Wohnungen, zum Erwerb und zum Betrieb an den morastigen Gestaden der Nordsee. Also mußte das alles jenseits des Weltmeers gesucht werden. Aus Noth erst glückliche Korsaren gegen des Spanischen Tyrannen Geschwader, wurden die Republikaner bald treffliche Seehelden und kühne, unermüdet thätige Kaufleute, die alle Meere durchschwärmten und denen kein Gewinn zu entfernt, keine periodische Heimath zu weit entlegen war. Der Handel von Cadix, von Antwerpen und von Lissabon fiel in ihre Hände, und so wurde Holland in der Mitte des 17 Jahrhunderts der erste Handelsstaat und die erste Seemacht der Erde; denn mit etwa hundert Kriegsschiffen trotzte es damals jeder nebenbuhlerischen Gewalt, während England sowohl als Frankreich, kurzsichtig für ihren eignen Vortheil, über die Demüthigung des allgemein gefürchteten Spanischen Riesenreichs frohlockten. Die Ostindische Gesellschaft eroberte Inseln und Königreiche in Asien mit einem Fonds von nur 6 Mill. 459,840 Gulden. Mit etwa 200 Schiffen betrieb sie den Handel nach dem sonst unzugangbaren China und sogar nach Japan. Mit allen aromatischen Produkten der Gewürzinseln versorgte sie allein Europa. Das Gold, die Perlen, die Edelsteine des Orients giengen gleichsam nur durch ihre Hände. Ihr konnte die Westindische Compagnie nicht gleich kommen; denn als diese gestiftet wurde, waren Englands und Frankreichs Eifersucht schon erwacht. Holland behauptete indeß noch lange sein altes Uebergewicht zur See; Tromp und Ruyter fochten siegreich, und selbst jener [illegible]e Ludwig XIV., der den Plan zur Demüthigung der kühnen Republi[illegible]er so ernst und tief angelegt hatte, mußte endlich erschöpft den Frieden erbitten. Aber diese Kämpfe, bald mit England, bald mit Frankreich, und die wirklich unpolitische zu thätige Theilnahme am Spanischen Successionskriege erschöpften Holland, während republikanische Eifersucht gegen das Streben des Hauses Oranien zur Herrschaft im Lande selbst unzählige Funken der Parteiwuth und des Bürgerkriegs anfachte. Darum konnte die Regierung nie zur Einheit, nie zur Consequenz und Energie echtpolitischer Grundsätze gelangen. Endlich siegte Oranien in der Mitte des 18. Jahrhunderts über die republikanische Partei. Es gelang ihm, die Statthalterwürde in blutigen Volksunruhen für alle Provinzen erblich auf männliche und weibliche Nachkommen zu machen. Allein der Gährung Keim war dadurch nicht erstickt, die Patrioten oder Antioranier versuchten im J. 1786 noch einmal ihr Heil, und die bürgerli-

chen Händel mit Ludwig von Braunschweig (der für den unmündigen Statthalter das Regiment führte) waren nur Vorspiele des wüthendern Kampfs, der nun entstand. Des Statthalters Gemahlin, Königs Friedrich Wilhelms II. von Preußen Schwester, rief, selbst beleidigt von wüthenden Patrioten, des mächtigen Bruders Schutz an, und der Held der Zeit, Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, Preußens erster Feldherr, erschien mit einer Preußischen Armee von 25,000 Mann, um den Hohn zu bestrafen und Wilhelms V. Rechte zu sichern. Vergeblich war der Patrioten Widerstand. Nach dem Sturm auf Amstelveen fiel des Landes Hauptstadt in des Herzogs Gewalt. Das Uebergewicht der statthalterischen Partei war entschieden und in noch größerer Ausdehnung wurden nun die Rechte des Hauses Oranien bestätigt. Hätte Preußens Politik sich damals zu der energisch-entscheidenden Maßregel erhoben: das eroberte Holland als Preußische Provinz zu behalten, vielleicht würde Frankreichs Revolution ganz andre Resultate, als die bekannten, gehabt haben. Allein die antioranische Partei war nur eingeschüchtert, nicht aufgelöset. Noch weniger war ihr alter Haß beschwichtigt. Als daher 1794 die Fahnen des republikanisirten Frankreichs siegreich an Hollands Gränzen wehten, erhoben sich alle Mißvergnügte mit Ungestüm. Pichegrü eroberte Holland leicht durch den strengen Winter und durch die, den Franzosen günstige, Volkspartei unterstützt. Oranien ging unter und es entstand die Batavische Republick. Die 7 Provinzen wurden nun in einen einzigen Freistaat verschmolzen, die Macht der Gesetzgebung nach Französischem Muster einer stellvertretenden Versammlung, und die Vollziehung einem Direktorium von fünf Männern übergeben. Unter dem Namen eines republikanisch freien Volks waren jetzt die Holländer nur willenlose Diener der Franzosen. Sie verspendeten ihr Gold zu Frankreichs Diensten und halfen dessen Lasten tragen, ohne dessen Siege zu genießen. Die so unbesonnen gegen des Landes Lokalität und die Denkart seiner Bewohner aufgedrungene Verfassung mußte nach sechsjährigem Bestande schon wieder geändert werden. Man theilte die Republik zurück in ihre alten sieben Provinzen, und fügte die Generalitätslande als eine achte hinzu. Man vereinfachte das Regierungspersonale, reducirte die gesetzgebende Versammlung auf 35 Deputirte und erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staatsbewind von zwölf Männern. Allein trotz dieser Verbesserungen sahe die Batavische Republik, unfähig mit dem geringen Ueberbleibsel eigener Kraft nach eignen Zwecken zu handeln, ihre Flotten durch Großbritanniens Seemacht verdrängt, ihre Colonien verheert, ihren Commerz auf bloße Küstenfahrt und Landhandel beschränkt, und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Ueberdem raubte ihr der Friede von Amiens (1802) die reichste ihrer Colonien, Ceylon. Kaum war die Hoffnung einiger Genesung belebt, als Holland wieder in den neu beginnenden Krieg Frankreichs gegen Großbritannien fortgerissen wurde. Surinam und das Cap fielen in der Britten Hände, Brittische Schiffe blokirten Hollands Küsten, und so schien der letzte Nerv des Holländischen Wohlstandes zerschnitten zu seyn. Zum dritten Male (1805) mußte die Holländische Staatsverfassung reformirt werden. Nun sollten acht Departements und ein gesetzgebendes Corps von 19 hochmögenden Herren mit einem auf fünf Jahr erwählten Rathspensionair, der die vollziehende Gewalt handhabte und die Souverainität repräsentirte, bestehen; ihm beigegeben ward ein Staatsrath von 5-9 Mitgliedern, und 5 Minister besorgten die Geschäfte. Der Pensionair erhielt eine

unbestimmte Summe, über deren Verwaltung er keine Rechenschaft abzulegen brauchte. Doch war selbst Schimmelpennings Tugend in diesem Sturm unvermögend, ein Vaterland zu retten, welches durch den Verlust seiner alten Selbstständigkeit und seiner mannigfaltigen Hilfsquellen schon an den Rand eines unabwendbaren Verderbens gebracht war! In solcher Noth schien einzige Hülfe zu seyn die gänzliche Einverleibung in Napoleons Reich und durch sie Theilnahme an seiner Siegesbeute und an den Handelsvortheilen seiner Unterthanen. Der Schritt, lange vorbereitet, geschah endlich provisorisch im J. 1806. Man trug dem Bruder des Kaisers von Frankreich, dem Prinzen Louis Napoleon, Hollands Besitz unter dem Titel eines souverainen Königreichs an, und der Antrag ward nicht von der Hand gewiesen. Der Traktat besagte: Louis Napoleon solle erblicher constitutioneller König von Holland, und seiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenschaft der Thron gesichert seyn; doch dürften nie die Kronen von Frankreich und Holland auf Einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connetable von Frankreich und mit allen seinen Kindern dem Franz. kaiserl. Familienstatut unterworfen. In Holland besaß er ohne Einschränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil- und Militärstellen, das Begnadigungsrecht und die ausschließliche Regierung der Colonien. Auch wurde ein Staatsrath errichtet von 15 Mitgliedern, worunter vier Staatsminister. Das gesetzgebende Corps bestand aus 30 Mitgliedern, und dabei war festgesetzt, daß es nach Maaßgabe der Vergrößerung des Staatsgebiets vermehrt werden könne. Aber der Königskrone Glanz verblendete kein Auge über des Landes schmähliges Elend, denn Holland war ausgeschlossen von Frankreichs Handelsvortheilen, und mußte noch allen Kriegen Napoleons folgen. Die Staatsschuld wuchs auf 1200 Mill. F.; der Kaufmann lebte nur noch vom Schleichhandel, welcher zu England hinzog. Alle Quellen des ehemaligen Wohlstandes waren jetzt verstopft, und als Napoleons Dekret vom 11. Nov. 1807 aus Mailand erschien, als der Tarif von Trianon mit seinen schrecklichen Folgen eintrat, da war Holland vollends verloren. Es erhielt 1807 zwar Ostfriesland und Jever, mußte aber dafür das zwischen der Französischen Gränze und der Maas gelegene Gebiet nebst einem Theile von Seeland mit den Festungen Bergen-op-Zoom, Breda, Herzogenbusch, Gertrudenburg, Middelburg und Vließingen abtreten. Der neue Krieg gegen Oestreich i. J. 1809 brachte jene bekannte Invasion der Engländer auf Seeland hervor, die Hollands Verderben nur beschleunigte. Fürchterliche Unglücksfälle kamen hinzu. Im Januar 1809 stand die ganze Gegend von Emmerich an bis Dordrecht und Rotterdam, ein Strich von 50 Quadratmeilen Landes unter Wasser, über 300 Menschen verloren ihr Leben in den Fluthen, und mehrere tausend Stück Vieh, viele Häuser und Mühlen, ja ganze Dörfer wurden weggeschwemmt. Umsonst waren die Anstrengungen des guten Königs, das allgemeine Elend zu mildern! Um so mehr nach der Englischen Invasion, da er die Freundschaft seines Bruders, des Lenkers von Europa, verlor! Die Spannung wuchs, und der Pariser Traktat vom 16. März 1810 hielt den letzten Schlag nur wenige Wochen auf. Ludwig, um nicht sein Volk in des Souverains mißliche Lage zu verwickeln, oder einen unseligen Krieg mit Frankreich herbeizuführen, dessen Resultate sich mit Gewißheit vorhersehen ließen, legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunsten seines unmündigen Sohnes nieder, und zog sich ins Oestreichische Gebiet als einfacher Privatmann zurück. Napoleon erkannte des Bruders Verfügung

nicht an; seine Politik gebot vielmehr, den Grundsatz des constitutionellen Statuts, welches ausdrücklich bestimmte, nie solle Hollands Krone mit der von Frankreich auf einem Haupte vereinigt seyn, zu vergessen, und Holland dem großen Kaiserreich einzuverleiben. Dies geschah durch das aus Rambouillet vom 9. Juli 1810 datirte kaiserliche Dekret, welches Holland mit dem Reiche vereinigte, Amsterdam zur dritten Stadt des Reichs erhob, die Zahl der Senatoren auf 6, die der Deputirten im Staatsrathe gleichfalls auf 6, die der Richter im Cassationshofe auf 2, und die der Deputirten im gesetzgebenden Körper auf 25 bestimmte. Die Officiers der Land- und Seemacht traten, wie das ganze Militair, in kaiserlich-Französische Dienste; die Zinsen der öffentlichen Schuld wurden auf 1/3 reducirt, und der Erzschatzmeister des Reichs Herzog von Piacenza, erschien als des Kaisers Lieutenant in Amsterdam, um bis zum ersten Januar 1811, wo die ganze Verfassung nach französischem Muster geformt seyn sollte, das Land provisorisch zu verwalten. Die Holländischen Departements, welche früher schon unterm Königthum geschaffen waren, bildeten nun 2 neue Militairdivisionen, die Conscription ward eingeführt, und die Hälfte der ausgehobenen Mannschaft zum Land-, die andere Hälfte zum Seedienst bestimmt. Dabei verkündigte man: die Holländer könnten jetzt, dem abendländischen Kaiserreich einverleibt, unter Napoleons Adlern die schöne Rolle wiederholen, welche ihnen gehörte, da sie noch einen Theil von der Monarchie Carls V. ausmachten. Dieser Zustand dauerte bis in den November 1813, da die siegreichen Heere der Verbündeten sich den Gränzen Hollands zu nähern begannen. Die französischen Behörden verliessen das Land, und am 18. reiste auch der Generalgouverneur, Herzog von Piacenza, von Amsterdam ab. Sogleich erhob sich in den meisten Städten das Volk, um die Zeichen der bisherigen Herrschaft zu zerstören; es wurden überall provisorische Obrigkeiten eingesetzt; die allgemeine Stimme erklärte sich für Oranien. Mittlerweile rückten die Allürten in das Land ein, und benannten die Plätze, in denen die Franzosen sich noch hielten. Am 2. Dec. kam der Prinz Wilhelm Friedrich von Oranien aus England an, und wurde sogleich von der ganzen Nation als souverainer Fürst der vereinigten Niederlande begrüßt. Der Pariser Friede bestätigte ihn in dieser Würde, mit dem Zusatze, daß Holland noch einen Gebiets-Zuwachs erhalten sollte, welcher ihm dann durch Belgien und Lüttich gewährt wurde, nach deren Erwerbung er die königliche Würde annahm. (S. Niederlande). Durch den am 19. Aug. 1814 mit Großbritannien geschlossenen Vertrag wurden alle von den Engländern eroberten Holländischen Colonien wieder zurück gegeben, mit Ausnahme von Demerary, Essequebo, Berbice und dem Cap der guten Hoffnung. zz.

Holländische Schule s. Niederländische Schule.

Holländische Sprache, Literatur und Poesie. Die Sprache der Niederlande, nichts anders als eine Mundart der Deutschen, stammt von der alten Sächsischen oder Sassischen ab, deren Töchter die Angelsächsische waren, von welcher das Englische stammt, und die Niedersächsische oder Plattdeutsche und Holländische. Als die 17 Provinzen unter dem Namen der Niederlande vereinigt wurden, hieß die Sprache derselben die Flämische; als nachher 7 Provinzen von den übrigen zu neuem Verein sich losrissen, neigten die 10 Provinzen der Niederlande zu dem Französischen hin, die 7 vereinigten Provinzen aber behielten ihre Deutsche Mundart bei, unter dem Namen der Holländischen Sprache. Hiemit ist zugleich der Anfangspunkt ihrer Cul-

ur und einer in ihr möglichen Literatur bezeichnet. Schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts war die Holländische Sprache zur Gelehrtensprache erhoben, durch zahlreiche Bibelübersetzungen, Volks- und Streitschriften und Dichterwerke mannigfaltig ausgebildet, besonders aber seit dem 17ten Jahrhundert hat sich der Eifer für ihre Cultur sehr lebhaft gezeigt, und die Nationalliteratur um diese Zeit die beträchtlichsten Fortschritte gemacht. Durch Grammatiken erwarben sich um diese Sprache Lamoten Kate, W. Sewels, Zeydelaar, Kramer und van Moerbeek, durch Wörterbücher, Kramer, Sewels, Halma, Moerbek und Weiland besondere Verdienste. Daß überhaupt die Holländer an literarischer Cultur hinter ihren Nachbarn nicht zurück bleiben mochten, bezeugen eine Menge von Anstalten, die sie zur Beförderung derselben errichteten. Man denke nur an ihre Universitäten zu Leiden (1575), Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1648); an ihre gelehrten Gesellschaften zu Haarlem, Vließingen, Rotterdam u. a.; an ihre Bibliotheken zu Leiden, Utrecht, Franeker u. a. O. Und wem wären die Namen so ausgezeichneter Gelehrten, als Hugo Grotius, Erasmus von Rotterdam, Daniel und Nicolaus Heinsius, Lipsius, Broukhupsen, Perizonius, Gronov, Burmann, Pierson, Oudendorp, Staveren, Wyttenbach, Tib. Hemsterhuis, Schultens, Rhunken, Meermann, Boerhave, Lamper, van Swieten, Commelone, Beverryk, Deventer und viele Andere mehr, unbekannt! In der Philologie, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Medicin haben sich Holländer durch Talent, Belehrsamkeit und Fleiß aufs rühmlichste ausgezeichnet, um Civil- und Staatsrecht sich entschieden große Verdienste erworben. Indeß geben Werke dieser Art noch keine Nationalliteratur, zumal wenn sie, wie hier meist der Fall war, in einer fremden Sprache geschrieben waren. In der eigentlichen Nationalliteratur mangelt nun freilich den Holländern Originalität, denn sie bildeten sich meist nach den Deutschen, Engländern und Franzosen; allein sie bildeten sich in der That, und haben Werke aufzuweisen, deren sie sich gegen andere Nationen zu schämen nicht Ursache haben. Im 17ten Jahrhundert stand ihre Poesie in einer schönen Blüthe; ihre naive Volkspoesie steht keiner andern nach, und andere poetische Werke zeichnen sich durch Energie, Fülle und Schönheit der Darstellung und Sprache aus. Vorzüglich wurde von 1640 bis 1750 ihr Nationalschauspiel ausgebildet, und erreichte durch mehrere talentvolle Dichter einen hohen Grad von Vollkommenheit. Bis 1750 war die Holländische Bühne an Originalen weit reicher als die Deutsche, und die Stücke eines van der Goo, Rotzans, Duyf, Lescalilje, Bernagie und de Marre waren ungleich vorzüglicher, als was uns die Gottschedische Periode geliefert hat. Indeß sind viele jener Holländischen Stücke bloß Französischen nachgebildet. Unter den Dichtern, die sich vornehmlich hervorgethan haben, verdienen bemerkt zu werden: Jan van der Does (Janus Dousa) aus Norwic starb 1604, rühmlich bekannt als Philolog, Historiker und Lateinischer Dichter, hier aber hauptsächlich als einer der Ersten namhaft, welche poetische Versuche in der Muttersprache wagten, worin ihm Dan. Heinse (aus Gent, starb 1655) mit glücklicherem Erfolg nachging. Peter Cornelisz van Hooft aus Amsterdam (starb 1647), geachtet als Historiker durch seine Geschichten K. Heinrichs IV., Belgiens und eine treffliche Uebersetzung des Tacitus, war in seinen Trauerspielen und andern Gedichten zu gekünstelt, und seine Sprache zu überladen; dagegen athmet in allen Gedichten

von Jakob Cats aus Bronwershafen in Zeeland (starb 1660), einem der fruchtbarsten und geistvollsten der Holländischen Dichter, den die Holländer ihren Ovid nennen, ein origineller Geist der Heiterkeit, Lebensklugheit und Religiosität. Die Gedichte von Jan Antonides van der Goes (starb 1684) haben den Ruhm der Correctheit und Eleganz. Joost van der Vondel (aus Cöln, starb 1679) hat in einer, wenn auch nicht immer correcten, doch kräftigen und reichen Sprache, metrische Uebersetzungen der Psalme, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Satyren, Lobgedichte, viele Trauerspiele, auch eine Epopöe Adam und Lucifer u. a. m. geliefert, und sich den Ruhm des zweiten klassischen Dichters der Holländer erworben. Unter seinen Trauerspielen ist auch eine Maria Stuart. Eine vollständige Sammlung dieser Trauerspiele erschien 1720 zu Amsterdam in 2 Bänden. Constantin Huygens (starb 1687) wurde durch Sinngedichte, Jakob Westerbaan (st. 1670) und Joh. Adolph Dans (st. 1674) durch erotische Gedichte rühmlich bekannt. Als scherzhafte Dichter thaten sich Joh. van der Veen (st. 1660) und Joh. Decker (st. 1664) hervor. Nach den alten Classikern bildete sich Lucas Rotgans aus Amsterdam (st. 1710) und sein episches Gedicht in 8 Gesängen Wilhelm III., so wie seine Trauerspiele, zeugen hinlänglich von seinen Mustern. Jan van Broekhuyzen aus Amsterdam (st. 1707), als Kritiker und Lateinischer Dichter rühmlich bekannt, hinterließ auch in Holländischer Sprache Oden, Idyllen und andere Gedichte. Die lyrischen Gedichte von Arn. Moonen und die Idyllen von Wellekens dürfen nicht übersehen werden. Ein talentvoller Naturdichter war Hubert Cornelis zoon Poot aus Abtwout bei Delft (st. 1733), und sehr geachtet sind Adrian van der Vliet, welcher außer biblischen Gedichten ein Gedicht in 3 Gesängen: die Spanier in Rotterdam, schrieb (st. 1780); Piet. Niewland (st. 1791) u. A. m. Von einer ungenannten Dame erschien 1780 ein Heldengedicht in 16 Gesängen: Germanikus. Schon aus diesen kurzen Angaben sieht man, wie sehr man sich bemüht hat, die Holländische Sprache zu edlerem Gebrauch auszubilden, und in welchem hohen Grade dieses gelungen sey, beweist vielleicht nichts besser, als der Umstand, daß keine andere Nation eine so gelungene Uebersetzung von Klopstocks Messias aufzuweisen hat, als die Holländische von Groeneveld, Amst. 1784, 1785, auch 1791, 2 Bde. 8., in Hexametern. Eine andere gleich schätzbare in Prosa erschien zu Amsterdam 1798. Die Prosa der Holländer hat indeß auf den Ruhm des Wohlklangs und der Eleganz wenig Ansprüche zu machen; ist jedoch in ihrem schlichten Wesen gut dazu geeignet, brauchbare Wahrheiten einfach und gemeinverständlich darzustellen. Unstreitig würden die Holländer, die man des Mangels an philosophischem Geist nicht beschuldigen wird, auch hierin noch größere Vollkommenheit erreicht haben, wenn z. B. ihre philosophischen Prosaiker sich nicht oft einer fremden Sprache bedient hätten. Erasmus, Lipsius, Grotius, Wyttenbach u. A. schrieben aber Lateinisch, und Franz Hemsterhuis, dieser liebenswürdige sokratische Philosoph und eben so geschmackvolle als geistreiche Schriftsteller Französisch. Wie mit der Philosophie, so mit der Geschichte. Es ist kein Zweifel, daß die Holländische Prosa durch die, zumal in neuerer Zeit so häufigen, Uebersetzungen ausländischer klassischer Geisteswerke, vornehmlich der Deutschen, nicht anders als gewinnen kann, wenn anders der Holländische Sprachgenius nicht dem Französischen erliegt. An gutem Willen, ernster Thätigkeit und mehreren gelungenen Werken mangelt es

den Holländern nicht. Von dem gegenwärtigen Zustand ihrer Litera-
tur liefert Herr Dr. Zimmermann von Zeit zu Zeit in der Leipziger Li-
teratur-Zeitung interessante Berichte, auf welche wir hier der Kürze
halber verweisen müssen. dd.

Holländer, ein nach Holländischer Art eingerichtetes Mühlwerk
in den Papiermühlen, welches die Lumpen vermittelst einer mit eisernen
Schienen beschlagenen Walze vollkommener zermalmt und reinigt, als
es durch Stampfen geschehen kann. — Holländerei, ein auf Hol-
ländische Art eingerichtetes Landgut, wo die Hauptwirthschaft in Vieh-
zucht besteht. Oft versteht man aber auch nur diejenigen Gebäude und
Anstalten auf einem Gute darunter, wo man die Milch zu Butter und
Käse verarbeitet. Der Name kommt daher, weil ausgewanderte Hol-
länder sich zuerst ein besonderes Geschäft daraus machten, den Gutsbe-
sitzern ihr Vieh abzupachten.

Hölle, die, von hohl und Höhle, bedeutet ursprünglich einen
wohlen, verborgenen und versteckten Ort. Besonders führt diesen Na-
men der gemeiniglich enge und dunkle Raum zwischen dem Ofen und
der Wand in den Häusern gemeiner Leute. Danach wird dieses Wort
auch von den untersten, tiefsten Räumen der Erde im Gegensatze des
Himmels gebraucht. So wie sich der Mensch das Göttliche, das Reine
und Vollkommene als über sich und die Erde erhaben, als im Himmel
und im Lichte wohnend, denkt, so versetzt er das Ungöttliche, das Un-
reine und Schlechte in die Tiefe, in den Abgrund, in die Nacht und
Finsterniß, und daher ist es gekommen, daß man sich den Wohnort der
bösen Geister als ein unterirdisches, entweder in den innern nächtlichen
Schlünden der Erde, oder in den Tiefen, über welchen die Erde schwebt,
befindliches Behältniß vorgestellt und die Hölle genannt hat.

Höllenstein oder Silberätzstein, Lapis infernalis, Causti-
cum lunare (Chirurgie) besteht aus den salpetersauren Silberkrystallen,
aus welchen man durch die Schmelzung ihr Krystallwasser verjagt hat.
Die Silberkrystallen schießen aus der Silberauflösung in Salpetersäure
abgeraucht von selbst an. Der fertige Höllenstein ist schwarzbraun von
Farbe, höchst ätzend und scharf, besteht inwendig aus kleinen Nadeln
oder Strahlen, die aus dem Mittelpunkte nach der Oberfläche zulau-
fen, wird an der Luft etwas feucht und löst sich ganz im Wasser auf.
Soll der Höllenstein gut seyn, so muß er aus reinem Capellensilber be-
reitet werden: denn der kupferhaltige sieht grünlich aus und zerfließt sehr
leicht an der Luft. Man braucht ihn in der Chirurgie zum Wegneh-
men des wilden Fleisches. X.

Holm bedeutet im Niederdeutschen einmal einen Hügel, dann eine
kleine Insel, besonders in einem Flusse, See ꝛc. Diese Bedeutung hat
es auch in dem Namen Bornholm, Stockholm. Dann ein Platz auf
einer solchen kleinen Insel, und in weiterer Bedeutung überhaupt ein
Platz an der Küste, wo man Schiffe baut, daher ein Schiffsholm so
viel als ein Schiffswerft.

Holstein, Herzogthum im Norden von Deutschland, dem Könige
von Dänemark gehörig, besteht aus den alten Landschaften Holstein,
Stormarn, Ditmarsen und Wagrien. Das Land wird gegen
Norden durch die Eyder und Levensau (den Holsteinischen Kanal) von
Schleswig abgesondert, gränzt gegen Osten und zum Theil auch noch
gegen Mitternacht an die Ostsee; gegen Süden an das Hanseatische
Gebiet, und gegen Westen an die Elbe, Nord- und Westsee, so, daß
seine größte Ausdehnung von Abend nach Morgen etwa 17 bis 19, und
von Mitternacht gegen Mittag 12 bis 13 geographische Meilen beträgt.

Einwohner rechnet man über 300,000. Die Marschländer an der Nordsee und Elbe sind äußerst fruchtbar an Weizen, Bohnen, Erbsen, Gerste und Roggensaat, treiben auch vortreffliche Rindviehzucht, doch ist die Pferdezucht in neuern Zeiten minder ergiebig, als vormals geworden. Eigentliche Berge hat das Land gar nicht. Seine innern Flüsse sind: die Eyder, Stör und Trave. Man zählt in Holstein (die Herrschaft Pinneberg und die Stadt Altona mit gerechnet) 24 Städte und 18 Flecken. Sonst waren viele Bauern leibeigen, jetzt ist die Leibeigenschaft verschwunden. Der Adel hat noch einige Vorrechte, aber sie sind keineswegs der allgemeinen Gleichheit vor dem Gesetze nachtheilig. Die herrschende Lehre im Lande ist die evangelisch-lutherische, doch sind zu Glückstadt und Altona reformirte und katholische, ja in letzterer Stadt Kirchen fast aller christlichen Religionsparteien. Für die Wissenschaften sind die Universitäten zu Kiel, und das Pädagogium zu Altona, die merkwürdigsten Anstalten. Holsteins älteste Geschichte ist dunkel, licht wird es darin erst nach den Zeiten Carls des Großen, der das Land, damals Nordelbjugien genannt, bezwang, und über 10,000 Familien jenseit des Rheins versetzte. Die Urbewohner waren unstreitig Sassen, auch kam in der Folge das Land wieder unter das Großherzogthum Sachsen. Lothar machte Holstein und Stormarn zu einer Grafschaft, und belehnte damit 1106 den Grafen Adolph I. zu Schauenburg, dessen Sohn, Adolph II., auch Wagrien damit vereinte. Beide waren Lehnsträger der Herzoge von Sachsen. Nach mancherlei Besitzern kam das Land 1460 unter Christian I., König von Dänemark, der es vom Kaiser Friedrich III. zu einem Herzogthum erheben ließ. König Christian III. und Herzog Adolph stifteten die beiden Hauptlinien; die königliche und die fürstliche oder Gottorfische; auch wurde zu ihrer Zeit (1533) die berühmte Union geschlossen, welche auf beiderseitige Hülfleistung abzweckte. Der unglückliche Peter III., Catharinens Gemahl und Kaiser von Rußland durch die Wahl der Kaiserin Elisabeth, war der letzte Sprößling der Gottorfischen Linie. Als 1806 der Rheinbund entstand, wurden am 9. Sept. d. J. durch eine königliche Declaration das Herzogthum Holstein, die Herrschaft Pinneberg, die Stadt Altona und die Grafschaft Ranzau mit der Dänischen Monarchie als ein völlig integrirender Theil vereinigt, das Oberdikasterium zu Glückstadt unter der Benennung des königlich Holsteinischen Obergerichts zur höchsten, dem König allein untergeordneten Justizbehörde erhoben, und das adeliche Landgericht bis zur fernern Bestimmung in Ansehen gelassen. Doch deutete man damals schon auf das neue allgemein einzuführende und fürs ganze Land giltige Gesetzbuch hin. Die unglücklichen Maßregeln, welche in der großen europäischen Krisis von 1813 der König von Dänemark ergriff, indem er sich zur Partei Napoleons schlug, zogen den Krieg auch nach Holstein. Unter dem General Walmoden hatte bis zur Schlacht von Leipzig das Observationscorps der Niederelbe gegen die mit Davoust vereinigte Macht der Dänen operirt. Nach der Schlacht von Leipzig aber kam der Kronprinz von Schweden mit einem Theil der Nordarmee, und Davoust sah sich genöthigt, sein Lager bei Ratzeburg zu verlassen, aus seiner Position an der Steckenitz herauszugehen, und sich auf Hamburg zu beschränken. Am 7. Decbr. setzte sich die Armee unter dem Kronprinzen gegen das Innere von Holstein in Marsch, und schon am 9. ging der Vortrab unter Tettenborn über die Eyder, den Gränzfluß zwischen Schleßwig und Holstein, welches somit ohne großes Blutvergießen erobert und bis zum Friedensschluß am 15. Jan. 1814 behauptet wurde. 1815 trat der König von

Dänemark, als Herzog von Holstein, dem Deutschen Bunde bei, wodurch also die Einverleibung des Herzogthums in die dänische Monarchie wieder aufgehoben wurde. Des Landes vorzüglichste Stadt ist Altona (s. dieses), welcher in Ansehung der Größe und Wichtigkeit folgt: Glückstadt, in einer tiefen morastigen Gegend an der Elbe, und Kiel an einem Meerbusen der Ostsee, mit einer trefflichen, vom Herzog Christian Albrecht 1665 gestifteten Universität. Städte von minderer Bedeutung sind: Plön in einer höchst anmuthigen Gegend, Itzehoe an der schiffbaren Stör, Krempe, Wilster, Segeberg und Oldesloe. Die einzige, aber sehr starke Festung ist Rendsburg, auf der alten Gränze des Deutschen Reichs, an der Eyder. Sie gewährt als Centralpunkt zwischen der Eyder und dem Holsteinischen Kanal eine fast unangreifbar feste Position zur Vertheidigung des eigentlichen Dänemarks, und verdankt ihre Entstehung der alten Feste Reinholdsburg, welche Graf Adolph III. im J. 1200 und Graf Gebhard der Große im J. 1320 wieder herstellten. zz.

Hölty (Ludwig Heinrich Christoph). Dieser ächt lyrische Dichter, vorzüglich in der Elegie und Idylle ausgezeichnet, war zu Marienseé bei Hannover 1748 geboren, wo sein Vater Prediger war. Als Knabe war er munter und wißbegierig, liebreich und gefällig. Der Verlust einer Mutter aber und die Blattern, die ihn in seinem neunten Jahr entstellten, raubten ihm diese natürliche Munterkeit. Dazu wirkte auch wohl sein angestrengtes Studiren, welches er oft bis in die tiefste Nacht fortsetzte. Doch sicherte ihn der häusliche Umgang mit einer Familie, deren Freude er war, die heitere Stille des Landlebens und sein lebendiges Gefühl gegen die Erstarrung der Lesesucht. Oft belauschte er in der Einsamkeit das Wirken der Natur, oder las im düstern Gehölze. Früh entwickelte sich sein Hang zum Schauerlichen, eben so früh das Talent der poetischen Darstellung: überall fielen ihm Reime ein, und eine rege Einbildungskraft führte dem lebendigen Gefühl den wahren Ausdruck zu. 1765 schickte ihn sein Vater auf die öffentliche Schule zu Zelle, wo er drei Jahre blieb; 1769 nach Göttingen, um auf dieser Universität Theologie zu studiren. Er lernte gewissenhaft, ohne jedoch die Lektüre der Alten und Neuern und seine Poesie darüber zu vergessen. Seit 1769 hatte er, durch viele in Sammlungen und einzeln gedruckte Gedichte, den Ruf eines geistreichen Jünglings erlangt; daher nahm ihn auch Käſtner in seine Deutsche Gesellschaft auf. Um 1771 über erlangte er Bürgers und Millers Bekanntschaft; von Ostern 1772 an lernte er Voß, Boie, Overbeck, Hahn, Leisewitz und die Grafen Stollberg kennen. In diesem traulichen Kreise fühlte Hölty sich ganz glücklich. Bei kleinen vertraulichen Schmäusen war er so fröhlich, als seine Natur es verstattete; bei anziehenden Gesprächen lebhaft, schnell; einen drolligen Einfall brachte er ganz trocken vor. Seine liebsten Unterhaltungen aber waren bouts rimés oder gemeinschaftliche Parodien u. a. dgl. Gegen Unbekannte aber war er zurückhaltend und verschlossen. Die besten Gedichte Höltys, selbst aus jener Gattung, die man eigen war, sind aus der Zeit, wo jene Freunde sich um ihn versammelten, und ihn durch geistige Unterhaltung vielfach aufregten. Doch mehr scheint dieser Einfluß sich zu zeigen in Hinsicht seiner Balladen, wovon die Nonne und Adelstan und Röschen in dem von Bürger wiedererweckten Geiste der Ballade geschrieben sind. Sonst scheint er gerade nicht für diese Gattung geeignet gewesen zu seyn, auch eine Vorurtheilige Meinung über dieselbe gehegt zu haben. Mehr Neigung empfand er zur schauervollen Romanze; jedoch war er über den Unter-

schied beider nicht ganz im Klaren. Das Lob seiner Gedichte von seinen Freunden nahm er ganz kindlich und freundlich an, und ihren Tadel achtete er. Dagegen war er bis zur Aufopferung gegen sie gefällig, unterrichtete sie in den fremden Sprachen, deren er damals sechs inne hatte. Ungern mochte er sich von ihnen und Göttingen trennen. Als daher die gewöhnlichen akademischen Jahre verflossen waren, erhielt er auf sein Bitten von seinem Vater noch eine halbjährige Verlängerung seines Aufenthaltes. Um noch länger bleiben zu können, suchte er sich auch einen Freitisch und eine Stelle im philologischen Seminar zu verschaffen. Auch fing er im Herbste 1773 an, um seinem Vater einige Erleichterung zu verschaffen, Unterricht für Geld zu übernehmen, und Vieles zu übersetzen, z. B. den Kenner aus dem Englischen des Tom. Hurds Dialogen, später Shaftesbury Charakteristiken, wovon nur der erste Theil durch ihn vollendet wurde. Nicht wenig scheint ihm auch die Liebe seinen Aufenthalt in Göttingen theuer und werth gemacht zu haben. Denn er lernte, wie Petrarcha, dessen Lektüre überhaupt auf seine Dichtungs- und Empfindungsweise sehr gewirkt haben muß, eine Laura kennen (1773). Doch verschwieg er ihr seine glühende Neigung. Sie wurde nachher bald verheirathet, und er mußte sein Gefühl unterdrücken. Im Herbste begleitete er Miller'n nach Leipzig. Schon damals war seine Gesundheit untergraben. Denn sein angestrengtes Studiren, welches sich besonders durch eine unbegränzte Lektüre und vieles Uebersetzen, womit er seinen Unterhalt erwarb, äußerte (noch in dem letzten Jahre lernte er Spanisch), hatte seinen reizbaren Körper sehr geschwächt, das stete Sitzen ihm schon längst Hypochondrie zugezogen und den Keim für Schwindsucht gelegt. Dazu kam 1775 seines Vaters Tod, welcher ihn tief rührte, und bewog, auf einige Zeit nach Marienfee zurückzukehren, wo er auch seine Kur unter Zimmermanns Anleitung fortsetzte und sehr geachtet lebte. Im Herbste 1775 ging er nach Hannover, um eine kleine Nachkur zu gebrauchen; aber vergebens. Im Vorgefühle des nahen Todes dichtete er hier mehrere schwermüthige Elegien, und war mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigt. Er starb auch daselbst, für die Deutsche Poesie viel zu früh, den 1. Septbr. 1776, ohne das Glück der Liebe und Italiens Boden gesehen zu haben, wohin sein jugendliches Herz sich sehnte. Seinem Aeußern nach war er groß, unbehülflich, niedergebückt, blaß, blatternarbig, „schien auf den ersten Blick etwas einfältig; aber in seinen hellblauen Augen schimmerte ein treuherziges, mit etwas Schalkhaftigkeit vermischtes Lächeln.“ Sein Körper aber schloß eine fromme, gute Seele ein, welche, trotz alles Studiums und aller Lektüre, treu der Natur, einfach und kunstlos in dem Ausdruck ihrer Gefühle blieb. Er war, sagt Voß vortrefflich, ein Jüngling, dessen Geist unter der Last eines siechen Körpers so auffstrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poesie (?) unter den ersten Dichtern glänzt, der mit jedem neuen Versuche höher zur Vollkommenheit stieg, und selbst sein Vollkommenstes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er stellte nicht mit kalter Ueberlegung Gedanken und Bilder zusammen, worüber man mit sich einig geworden ist, sie schön zu finden. Voll warmer, allumfassender Liebe blickte er in die Natur umher, und sang, was sein Herz empfand.“ Ueberhaupt charakterisirt sich Hölty in seinen Gedichten durch Weichheit des Gefühls, das gleichsam aus der Brust in den Vers überfließt, und selbst in der metrischen Form mit sanfter, kunstloser Grazie uns anspricht, durch liebliche Schwärmerei und Wehmuth, Innigkeit und liebenswürdige Naivetät, durch eine ruhige und mehr schmückende, als erfindungsreiche

Phantasie, die in dem Kreise schmerzlichsüßer Gefühle und innerer Entzückungen weilt. Tiefe, stille Liebe und heißer Sinn für Freundschaft, süße, wehmüthige Freude an den flüchtigen Erscheinungen der Natur und des Lebens, bilden die Hauptbestandtheile seiner Idyllen und Elegien. Seine Munterkeit besteht nur in Einfällen, und wo er sich daher zur Lustigkeit zu stimmen pflegte, ist seine Bemühung natürlich vergebens. Auch gestand er selbst ein, daß die komische Poesie sein Fach nicht sey, lieber überlasse er sich der ländlichen Poesie und der fröhlichen, empfindungsvollen Ode; diese Gattung macht auch den größten Theil seiner Sammlung aus. In der höhern Ode scheint er die Engländer vor Augen gehabt zu haben; das sanfte, elegische oder idyllische Lied ist ihm aber eigenthümlich, und nach ihm mit diesem Glücke kaum wieder gesungen worden. Die ächte Ausgabe seiner Gedichte wurde durch Voß und Stollberg (1783) besorgt (zuletzt berichtigt und vermehrt durch Voß 1804). T.

Holzanbau ist die Anwendung der durch geprüfte Erfahrungen aus den Wirkungen der Natur gefolgerten richtigen Grundsätze, nach welchen jede Holzart in möglichst kurzer Zeit in Zuwachs und mit dem zu befriedigenden Holzbedürfniß in ein ausdauerndes gerechtes Verhältniß gebracht werden soll. Will man den Zweck des Holzanbaues erreichen, so muß man theils auf das Klima, die Lage und den Boden, nebst ihrem Einfluß auf die Forstwirthschaft, theils auf die Auswahl des Bodens und Standorts für jede Holzart, und auf die Urbarmachung des Bodens Rücksicht nehmen. In Ansehung des Klima's, worin die Wälder liegen, ist zu untersuchen, 1) ob es warm, 2) ob es gemäßigt, 3) ob es kalt sey. Nicht weniger wichtig ist die Lage eines Waldes. Denn es ist nicht für jede Holzart gleichgültig, ob sie in der Ebene, auf Gebirgen, oder in welcher andern Lage nach der Himmelsgegend sie angebaut wird. Diese wirkt immer stärker oder schwächer auf die verschiedenen Holzarten, und hat besonders einen großen Einfluß auf die Beschaffenheit des Bodens. Ganz anders zeigt sich das Wachsthum und Gedeihen der Holzarten in ebener hohen und ebener niedern Lage, als in einer schrägen östlichen, südlichen, westlichen und mitternächtlichen Lage. Nach allen diesen zu beachtenden Erfordernissen hat der Boden selbst einen eben so großen Einfluß auf das Wachsen der Holzarten, weil er den Nahrungsstoff zum Wachsen der Hölzer theils selbst erzeugen, theils aufnehmen, vorbereiten, aufbewahren und endlich mittheilen muß. Die allgemeine und besondere Kenntniß der Erdarten ist daher bei jedem Holzanbaue vorauszusetzen, weil ohne dieselbe der rechte Standort für jede Holzart nie gewählt werden kann, da doch auf dieser Wahl der Holzanbau vorzüglich mit beruht; indem das Laubholz nach seinen verschiedenen Arten einen ganz andern Boden verlangt, als das Nadelholz mit seinen Arten. Ist die Auswahl des Bodens und des Standorts für jede Holzart geschehen, so muß nun noch vor dem wirklichen Holzanbau, besonders vor dem künstlichen, die Räumung und Urbarmachung des Bodens geschehen. Denn kein Holzanbau kann gedeihen, wenn der Same nicht im Stande ist, auf frischen Erdboden zu fallen, darin schnell zu keimen, Wurzeln in diesem Boden zu treiben und die erforderlichen Nahrungssäfte zu seinem Wachsthum aus demselben zu ziehen. Bei der natürlichen Besamung ist der Platz, worauf das Holz abgetrieben worden ist, sofort von dem gefällten Holz zu befreien, die Stöcke sind auszuroden, die Löcher auszuebnen, und alles andere abzuräumen, was den ausfliegenden Samen hindern könnte, in frischen Erdboden zu

kommen. Sollte der Boden gar heraset seyn, so muß derselbe wund gehauen, oder auch wohl gar gestürzet und aufgelockert werden, die Besamung mag von der Natur oder durch den Forstmann geschehen. Fände man den mit Holz zu besamenden Boden endlich gar moorigt und sumpficht, so ist solcher Boden zuvor auszutrocknen, wenn man keine Bäume und Sträucher anbauen will, die ausdrücklich viele Feuchtigkeit erfodern. Der Holzanbau selbst zerfällt in den natürlichen und in den künstlichen. So gewiß und sicher auch der natürliche Holzanbau zum Zwecke führt, wenn wir ihn nicht in seinen Wirkungen hindern, sondern vielmehr befördern, so ist es dennoch oft nicht möglich, ohne den künstlichen Anbau einen Waldgang mit Holz in Bestand zu setzen. Natur und Kunst müssen hier meistentheils mit einander vereinigt werden, wenn man das vorgesetzte Ziel ganz erreichen will. Der künstliche Holzanbau kann geschehen a) durch Ausstreuung oder Aussäung des eingesammelten Holzsamens; b) durch Verpflanzung junger, entweder in Baumschulen erzogener, oder aus den Dickungen der Wälder genommener Holzstämmer; c) durch Steckreiser, Setzstangen, Wurzeln und Ableger; indeß gehört das Vermehren der Waldbäume, mit Ausnahme der ausländischen Holzarten, durch Ablegen, so wie auch durch Pfropfen, Okuliren und Kopuliren mehr für den mit diesen Bäumen und Sträuchern handelnden Forstmann und Gärtner, als für den praktischen Forstmann, der sich nur mit der Erziehung der Bäume und Sträucher zu Bau-, Nutz- und Brennholz zu beschäftigen hat. Weitläuftiger findet man diesen Gegenstand beschrieben in der Anweisung zur Holzzucht für Förster von G. L. Hartig u. s. w. 4te Aufl. Marburg, Akad. Buchhandl. 1804. 8.

X.

Holzbrand oder Feuerschaden in Wäldern, auch Waldbrand genannt, ist das größte Hinderniß und Verderbniß einer guten Forstwirthschaft, indem den Waldungen kein größerer Schade zugefügt werden kann, als durch Feuer. Sollte der Feuerschaden auch nur ein sogenannter Erdholzbrand seyn, der nur auf der Erde fortginge, so wird doch auch dieses Feuer und der Rauch Ursache, daß die Bäume aufhören zu wachsen, wenn sie nicht gar absterben. Ueberdies sind die Brandplätze sehr schwer wieder mit Holz in Bestand zu bringen, und der Schaden wird dadurch noch um so größer. Es wird daher in jedem Staate höchst nöthig seyn, die Ursachen aufzusuchen, woraus dieser Schaden entstehen kann, und Anstalten dagegen zu treffen, um wenigstens den Schaden so viel als möglich abzuwenden und weniger fühlbar zu machen. Die Ursachen, welche einen Waldbrand herbeiführen können, sind theils positive oder vorsetzliche, theils negative oder aus Nachlässigkeit entsprungene. Nach jenen wird das Feuer mit Vorsatz von Leuten, z. B. Holz- und Wilddieben angelegt. Solche Waldbrände kann die beste Forsthuth nicht ganz verhindern, und nur die allerstrengste, öffentlich bekannt gemachte Bestrafung eines solchen entdeckten, so muthwilligen als boshaften Frevels, kann allein am sichersten von ähnlichen Unternehmungen abschrecken. Nächstdem werden Waldbrände veranlaßt durch die Kohlenbrenner, Aschenbrenner, Heidekrautabbrenner, Hirten, Holzhauer, Tabaksraucher, Vagabonden, Räuber, Diebe, Bettler und Fuhrleute; denn die von einigen behauptete Selbstentzündung der Wälder durch die Sonnenstrahlen ist noch nicht erwiesen, sondern gründet sich zur Zeit noch auf die bloße Möglichkeit. Allein durch den Blitz kann allerdings ein Waldbrand entstehen, dessen Folgen man nur zu vermindern, die Entstehung des Brandes selbst aber

nicht zu verhindern im Stand ist. Damit nun ein Waldbrand so selten als möglich, oder niemals entstehen kann, muß jede Forstordnung darüber feststehende Vorschriften enthalten, über deren Befolgung jeder Forstbediente die gewissenhafteste und sorgfältigste Aufsicht zu führen hat. X.

Holzconsumtion, die, oder der Holzverbrauch, ist der wichtigste Gegenstand für den Forstwirth, indem der nachhaltige Bestand der Waldungen sich darauf gründet. Die Kenntniß der Holzconsumtion bezieht sich nicht bloß auf das Brennholz, sondern auch auf das Nutz- und Bauholz. In Ansehung des letztern muß der Forstwirth die Eigenschaften des Holzes und die Gegenstände selbst genau kennen, damit er zu jedem die brauchbarste und dauerhafteste Holzart anweiset, um der Holzverschwendung dadurch vorzubeugen und ihr Gränzen zu setzen. In Beziehung auf das Brennholz muß der Forstwirth die Eigenschaften des Holzes in Rücksicht seines Brennstoffs eben so genau kennen, um das Verhältniß der Brennbarkeit der Holzarten nach ihren höchsten Graden und ihrer längsten Dauer der Hitze zu bestimmen, damit zu jedem Feuerbedürfniß, z. B. für Zimmer, Küchen, Brauerei, Brennerei, Schmelzerei, Ziegelbrennerei u. s. w. die zweckmäßigste und beste Holzart verbraucht, und dadurch zugleich der Holzverbrauch vermindert wird. Bei diesen Bestimmungen kommt es auch vorzüglich mit auf den Umstand an, ob das Holz in oder außer der Saftzeit gehauen, und ob dasselbe grün oder trocken verbrannt und angewendet wird. X.

Holzflößen nennt man die wohlthätige und vortreffliche Einrichtung, wodurch man holzarmen Gegenden das unentbehrliche Bau- Nutz- und Brennholz auf dem Wasser wohlfeiler als zu Lande zuführen läßt. Das Bau- und Nutzholz wird entweder nur in einzelnen Stämmen ins Wasser geworfen und vom Strom abwärts getrieben; oder man legt mehrere Stämme neben einander, und verbindet sie mit Floßband und Floßwieden zu einem festen flachen Fahrzeug ohne Borde, womit die Flößer stromabwärts nach dem Ort ihrer Bestimmung fahren. Dergleichen Fahrzeuge erhalten auch die Namen Bauflöße, Zimmerflöße, Langholzflöße. Auf diesen Flößen schafft man auch Diehlen oder Breter, Latten, Faßdauben und anderes kleines Nutz- und Schirrholz, nebst vielen verfertigten Holzwaaren fort. Allein das Brennholz wird in mittlern und kleinen Flößen, oder eigentlich zum Flößen erbauten Graben einzeln in das Wasser geworfen, und heißt alsdann Scheitholzflöße; hingegen in großen Flüssen und Strömen bringt man dasselbe theils auf Langholzflößen, theils in Kähnen oder kleinen Booten an Ort und Stelle. So einfach auch die Erfindung der Scheitholzflößen scheint, so sind nach dem Zeugniß der Geschichte die Langholzflößen dennoch ältern Ursprungs, und haben die größte Aehnlichkeit mit den ersten Fahrzeugen der Alten. Als das Floßwesen in Europa völlig eingerichtet war, entstand bald darauf im 16ten Jahrhundert als ein Ausfluß des Eigenthums der Flüsse auch das Floßrecht oder die Floßgerechtigkeit (Jus ratium seu gruelae), worunter man das Recht versteht, Holz ohne Schiffe durch den bloßen Lauf des Wassers hinabzuführen. X.

Holzhandel wird in waldreichen Gegenden im Großen nur mit Vortheil auf dem Wasser mittelst der Flöße und Schiffe getrieben, denn der Landtransport ist dazu zu theuer, und vermindert den Absatz. Ein solcher Handel ist der einzige Weg in holzreichen Ländern, die

Nutzungen der Wälder einträglich zu machen, besonders wenn der Landesherr vermöge des Forstregals diesen Handel nicht ausschließlich treibt, sondern alle Waldbesitzer daran Theil nehmen läßt. Allein auf jeden Fall muß von dem Forstdirektorium zuvor mit reifer Ueberlegung ein Forstwirthschaftsetat auf wenigstens 150 Jahre in Ansehung des jährlichen eigenen Holzbedürfnisses entworfen und festgesetzt werden, damit es nicht zuletzt für das eigene Bedürfniß am Holz fehlt, und die Waldungen forstwidrig angegriffen werden müssen. Zu diesem Handel zieht man nicht bloß die rohen höchstens bewaldrechteten Baumstämme, weil diese Handlungsweise einen geringen Vortheil abwirft, sondern man bearbeitet alles Bau- und Nutzholz aus dem Groben dazu, schneidet Breter, Latten, Schiffsplanken, Faßdauben u. s. w., um dadurch sowohl den Holzpreis, als auch das Arbeitslohn und den Abgang für die Feuerung dem Staate zu gewinnen. Der stärkste Holzhandel wird auf dem Rhein, dem Main, der Weser und der Elbe getrieben. Auf den beiden erstern Strömen ging das Holz vorzüglich nach Holland, und dieser Handel hieß daher der Holländerhandel, auf den letztern beiden aber zogen vorzüglich die Engländer ihr Holz zum Schiffbau. Zum Glück für die Deutschen Waldungen hat sich der Holländerhandel vermindert, und die Engländer ziehen kein Holz mehr aus Deutschland, weil sie es aus dem Norden von Europa, und aus Ost- und Westindien, so wie auch aus Nordamerika wohlfeiler erhalten können. X.

Holzsparkunst, besteht im eigentlichsten Sinne darin, die Wärme oder den Wärmestoff aus den Körpern, die dergleichen enthalten, auf die zweckmäßigste und vortheilhafteste Weise zu entbinden, zu entwickeln oder herauszuziehen, und ihre Entweichung auf die bestmögliche Art zu verhüten. Dieses wird erfolgen, wenn man a) bei der Anwendung des Holzes als Feuerungsmittel nur völlig trockenes, und nach Verhältniß des Feuerungsraums gehörig klein gesägtes und gespaltenes Holz braucht; b) sowohl dieses als jedes andere Feuerungsmittel durch den Zutritt der atmosphärischen Luft, oder richtiger durch den zur Unterhaltung des Feuers tauglichen Theil der atmosphärischen Luft, welcher die bei einem Feuer bemerkbare Wärme und Hitze aus sich hergibt, auf die schnellste und vollkommenste Weise verbrennt. Allein das schnelle und vollkommene Verbrennen kann nur dadurch bei allen unsern Feuerungen erhalten werden, wenn man die Schornsteine, Stubenöfen, Küchenheerde, Kesselfeuerungen in Haushaltungen, Bier- Branntweinbrennereien, Salzsiedereien u. s. w., die Kamine, Backöfen, Bratöfen, Bratspießfeuer u. s. w. zweckmäßig erbaut. X.

Holzschneidekunst, Holzschnitt (Gravure en bois). Um einen Holzschnitt zu verfertigen, nimmt man eine glatte Holzplatte, trägt auf diese die Zeichnung, schneidet mit scharfen Instrumenten von verschiedener Form alle Umrisse, Schraffirungen und Züge so, daß die, welche sich auf dem Papier abdrucken sollen, erhaben stehen bleiben, bestreicht sie dann mit Oelfarbe und druckt sie auf Papier ab. Diese Art von Platten hat viel Aehnliches mit den beweglichen Schriftplatten zum Büchardruck, auf denen sich die Flächen der Buchstaben eben so wie bei jenen die Flächen der Züge, abdrucken. Die Abdrücke selbst nennt man Holzschnitte. Eine besondere Art von Holzschnitten nennen die Italiener chiaroscuro, die Franzosen camayeux clair obscur, wir Helldunkel. Diese druckt man mit 3 und 4 Holzplatten ab. Auf der ersten werden die Umrisse gegraben, die zweite ist für die starken Schatten, die dritte und vierte für die Mitteltinten. Diese verschiedenen Platten machen ein Ganzes aus, und der Künstler

muß Sorge tragen, daß, wenn sie nach einander auf dasselbe Blatt abgedruckt werden, alles gehörig zusammenpasse. Die Italiener nennen Hugo da Carpi als Erfinder dieser Kunst; ein alter Deutscher Meister aber, Johann Ulrich Pilgrim, hat sich früher darin ausgezeichnet, und bekanntlich gab Albrecht Dürer mehrere Blätter in dieser Art, und Lukas Cranach eins mit der Jahrzahl 1500. Die Deutschen nennen übrigens die Holzschneidekunst überhaupt auch Formschneidekunst, wiewohl diese Benennung allgemeiner ist, als jene. Der Grund liegt in der Entstehung dieser Kunst, welche ihren Ursprung von der Verfertigung der Spielkarten (die man in Deutschland schon gegen 1300 hatte) ableitet, deren Formschneiden die nämliche Behandlung erfodert. Statt der grotesken Kartenfiguren fing man an, Bilder der Heiligen zu verfertigen, dergleichen auch die Geistlichkeit unter ihre Verehrer austheilte. Nach diesen in Holz geschnittenen Heiligenbildern verfertigte man auch historische Gegenstände, denen man eine ebenfalls in Holz geschnittene Erklärung beifügte, und hiedurch entstanden die ersten durch Holzplatten gedruckten Bücher, welche Guttenbergen nachher auf die Erfindung der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern führten. Gleich nach Erfindung dieser Buchdruckerei bediente man sich der Holzschnitte zur Verzierung der Bücher. Der größte Theil der hiezu gebrauchten Formschneider ist uns unbekannt geblieben, oder mit den Druckern verwechselt worden; durch ihre Werke kennen wir nur Joh. Schnitzer, Sebald Gallendorfer, Hans von Culmbach und Michel Wolgemut, den Lehrmeister Dürers. Im 16ten Jahrhundert nahte sich die Holzschneidekunst dem höchsten Grad ihrer Vollkommenheit. Viele Künstler beschäftigten sich mit ihr, unter denen Hieronymus Resch, Albrecht Dürer, Holbein, Altorfer u. A. sich besonders auszeichnen; viele Großen unterstützten und ermunterten sie. In eben diesem Zeitraume gewann aber auch die Kupferstecher- und Aetzkunst an Ansehn und Vollkommenheit. Da nun diese viel schneller und mit ungleich weniger mühsamer Anstrengung zu erlernen war, so fand sie bald mehr Schüler, als jene, und in diesem Umstand ist wohl die erste Ursache von dem Verfall der Holzschneidekunst zu suchen. Ungeachtet die Formschneider es sich sehr angelegen seyn ließen, die Kupferstecherkunst herabzusetzen und zu unterdrücken, so gelang es ihnen doch nicht, die Nebenbuhlerin, die sich im Ausdruck des Sanften und Weichen dem Auge so gefällig machte, zu verdrängen, ja man vergaß, daß die Holzschneidekunst in der Kraft und Energie, womit sie ihre Gegenstände darstellt, von der Kupferstecherkunst nicht erreicht wird. So wie diese ausgebreiteten Beifall erhielt, verminderte sich die Anzahl der Holzschneider. Viele von diesen gaben ihre Kunst auf, und beschäftigten sich entweder mit jener gangbarern, oder vereinigten ihre Kunst mit der Buchdruckerei, bei welcher sie ihre Geschicklichkeit noch immer zeigen konnten. Als jene Künstler nach und nach ausstarben, wurde ihre Kunst beinahe mit ihnen begraben, denn es war leichter, durch einen mittelmäßigen Kupferstich, als selbst durch einen gut gearbeiteten Holzschnitt das Auge zu bestechen. Der Umstand jedoch, daß sich von einem Holzschnitt weit mehr Abdrücke machen lassen, als von einer Kupferplatte, verhinderte den gänzlichen Untergang, bis man endlich zu Ende des 18ten und Anfang des 19ten Jahrhunderts die Holzschneidekunst auch in ihre ästhetischen Rechte wieder einzusetzen versuchte. Und gestehen muß man, daß sie in neuester Zeit wieder einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Die Sueurs, Jackson, Moretti, Canossa, Roger, Caron, Papillon, Beugnet, Dugoure haben sich mit Glück in ihr versucht, Za-

nett suchte die Manier des Hugo da Carpi wieder einzuführen, die Gebrüder Unger aber und Gubitz haben sie bis zu einem Grade vervollkommt, über den man auch in England nicht hinausgekommen ist. dd.

Homann (Johann Baptist), berühmt als Begründer der nach seinem Namen benannten Landchartenofficin, war 1664 in dem Mindelheimischen Dorfe Kamlach geboren, und von seinen Aeltern für den Klosterstand bestimmt. Ein so einförmiges Leben versprach jedoch seinem thätigen Geiste wenig Befriedigung. Homann beschloß, ihm auf alle Weise zu entgehen, trat in Nürnberg zur lutherischen Religion über, wurde 1687 Notar, beschäftigte sich aber ganz besonders mit dem Kupfer- und Landcharterstechen. Sein Eifer für Arbeiten, die damals einem allgemeinen Bedürfniß abhalfen, stieg mit dem Beifall, der ihnen zu Theil ward. Im J. 1702 eröffnete er zu Nürnberg einen förmlichen Landchartenhandel, und lieferte nach und nach gegen 200 Charten, die sich im Allgemeinen durch Brauchbarkeit, besonders aber durch Wohlfeilheit auszeichneten. Dabei verfertigte er kleine Sphäras armillares und Taschengloben, eine künstlich eingerichtete Universal-, Zeig- und Schlaguhr, und andere mechanische Kunstwerke. Bei dieser rastlosen Thätigkeit brachte er sein Institut in großen Flor, und erwarb sich selbst die allgemeine Achtung, in deren Genuß er 1749 starb. Um die Beförderung des Studiums der Geographie in Deutschland hat das Homannische Institut, das von den Erben fortgesetzt wurde und noch jetzt besteht, im Allgemeinen große und wichtige Verdienste, besonders bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. In neueren Zeiten hat es durch den Wetteifer ähnlicher Anstalten natürlich bedeutend verlieren müssen. Zu erwarten ist, daß es unter dem neuen Besitzer (Gr. Chrs. Franz Fembo) mit erneuter Lebenskraft aufblühen werde.

Home (Henry), als philosophischer Denker und klassischer Schriftsteller der Engländer, besonders im Gebiete der Aesthetik, Moral und Religionsphilosophie ausgezeichnet. Er stammte von demselben Schottischen Geschlechte, von welchem der berühmte Skeptiker David Hume herstammte, und stand zwar hinter dessen philosophischem Scharfsinn zurück, übertraf ihn aber wiederum durch Feinheit des Geschmacks und warmes Gefühl für Schönheit. Letzteres ist um so mehr zu verwundern, da er ein so bedeutender Geschäftsmann war. Denn er verwaltete als ein angesehner Rechtsgelehrter mehrere Aemter zu Edinburgh mit solchem Ruhme, daß er zuletzt zum königlichen Richter über Schottland erhoben wurde, und den ehrenvollen Beinamen Lord Kaimes (1752) erhielt. In dieser Sphäre schrieb er auch sein erstes Werk: Versuch über verschiedene Gegenstände der Brittischen Alterthümer (1746), in welchem er durch Erinnerung an die Vorzeit seine Mitbürger zur bürgerlichen Eintracht entflammen wollte. Aber es verband auch dieser große Mann mit einer ausgebreiteten, gründlichen Kenntniß der Gesetze ein fortgesetztes Studium der Wissenschaften, namentlich der Philosophie und der alten und neuern poetischen Literatur; daher auch seine eben so bestimmte als geschmackvolle Darstellung. Im Jahre 1751 erschienen zu Edinburgh seine Versuche über die Prinzipien der Sittlichkeit und der natürlichen Religion (Deutsch von Rautenberg, Braunsch. 1768 2 Thle. 8.), in welchen er das von den englischen Philosophen vorzüglich angenommene Princip des moralischen Sinnes, weiter verfolgte. In den darauf folgenden Schriften: Historical law (1759. 8.) und the principes of equity (1760. Fol.) suchte er die Principien der Philosophie und Politik auf die Rechtswissenschaft anzuwenden. Was ihn

ber am meisten berühmt gemacht hat, sind seine Elements of criticism (1762. 3 Voll. 8. und öfterer Deutsch: Grundsätze der Kritik, von Meinhard, Leipz. 1765 und in mehrern Auflagen). Das Werk enthält freilich nur eine Summe von psychologischen Beobachtungen über das Schöne in Beziehung auf die Gemüthskräfte, durch welche wir dasselbe auffassen und darstellen, welche durch die eingewebten Beispiele aus Englischen Dichtern und Schriftstellern sehr interessant werden; dagegen finden sich nur wenige allgemeine Bemerkungen über den guten Geschmack und die Grundsätze, von welchen die Kritik ausgehen soll, am Schlusse des Werks; ja der Geschmack selbst wird weniger seiner Natur nach und in Beziehung auf das Schöne untersucht, als vielmehr mit dem gesunden Menschenverstande verglichen und dadurch vorausgesetzt. Aber auch so und in diesem Gebiet ist dieses Werk noch von solchem Werthe, daß wir ihm mit Recht das Ansehen zugestehen, welches sich dasselbe als eine vollständigere, wenn gleich mehr psychologische als philosophische Theorie des Geschmacks, im Geiste seines Zeitalters und der philosophischen Schule in England erworben hat. Auch bei den Deutschen hat es lange Zeit als Canon gegolten. Neben seinen übrigen Werken, welche wir hier übergehen, verdienen auch seine Sceteches on the history of Man (London, 1774. 2 Voll. 8. Deutsch: Entwürfe zu einer Geschichte des Menschen, Leipzig, 1775 und 1783. 2 Bde. 8.), womit er seine literarische Laufbahn schloß, einer günstigen Erwähnung. Er starb 1782. T.

Homer, Homeriden. Sehr wenig ist es, was wir von dem Leben des größten aller Dichter wissen, und auch das Wenige ist höchst unsicher. Nach der gewöhnlichen Sage war sein Vater Mäon, seine Mutter Kritheïs, und er ward, als ein Kind der Liebe, am Flusse Meles, unfern Smyrna geboren. Daher wurde er nach seinem Vater der Mäonide, nach der Stelle seiner Geburt Melesigenes (der am Meles Geborne) genannt. Andere geben ihm Mentorn, der Phlier König, zum Vater, und Klimene oder Themisto aus Cypern zur Mutter. Ungewiß, wie seine Aeltern, ist aber auch sein Geburtsort. Bekanntlich stritten sich im Alterthum sieben Städte um die Ehre, Homers Geburtsort zu seyn: Smyrna, Kolophon, Chios, Argos, Athen, Rhodos und Salamis, statt deren zwei letzten andere Kumä und Pylos nennen. Sucht man in seinen Gedichten Auskunft über seinen Geburtsort, so liefern diese manchen Beweis, daß er in Kleinasien, wahrscheinlich Jonien, oder einer der nahe gelegenen Inseln gelebt habe (s. Wood, über d. Originalgenie Homers S. 32—60); nach dem Hymnus auf Apollon, den auch Thucydides anführt, auf Chios. Smyrna dürfte indeß das Meiste für sich haben. Fragt man nun weiter: wann lebte Homer gelebt? so begegnet uns dieselbe Unsicherheit, denn es ist nicht entschieden, ob er im zehnten, neunten oder achten Jahrhundert vor Christus gelebt. Die mittlere Angabe ist die wahrscheinlichere. (S. Manso, Versuch einer Geogr. d. Griech. u. Röm. 6, 456). Bei solcher Ungewißheit über die Entstehung und das Zeitalter des Dichters ist es aber wohl nicht zu verwundern, wenn nun auch von seinen Schicksalen nur wenig bekannt ist. Man nennt als seine Lehrer den Phemios und Proclapides, nach einer späten, unverbürgten Biographie. Die vielen Reisen, die er, nicht bloß durch Griechenland, sondern auch durch Phönizien und Aegypten gemacht haben soll, dürften wohl bloß aus der Erd- und Schiffahrtskunde in seinen Gedichten gefolgert seyn. Wäre er wirklich blind gewesen, wie man erzählt (Pausan. 4, 33), so war er doch gewiß nicht blind geboren, denn ein Blindgeborner hätte solche

Schilderungen von sichtbaren Gegenständen, wie wir in den homerischen Gedichten finden, nie entwerfen können (Cic. Tusc. Qu. 5, 39.). Nicht aber bloß zu einem Blinden, sondern bald zu einem blinden Schulmeister, bald gar zu einem blinden Bettler hat man ihn machen wollen, der aus Armuth sein Brot mit Absingen seiner Lieder vor den Thüren verdienen mußte (Pausan. 2, 33.). Diese Nachricht ist gegen alles, was wir von den alten Ädden der Griechen und ihrem Zustand wissen. Wenn nicht reich und mächtig, waren sie doch sehr angesehen und geehrt, bei Opfern und Festen, in Versammlungen der Bürger und den Palästen der Fürsten gleich willkommen. War daher Homer, wie es wahrscheinlich ist, solch ein umherwandernder Sänger, so war er doch gewiß kein Bettler, und Schulmeister in einem ganz andern Sinn, als wir damit zu verbinden pflegen. Von seinem Tode erzählt man, daß Fischerknaben ihm folgendes Räthsel aufgegeben: Was wir gefangen, haben wir zurückgelassen, was wir nicht gefangen, bringen wir mit. Aus Verdruß, dies Räthsel nicht lösen zu können, sey er gestorben. Sein Grabmal will der Graf Pasch von Krienen auf der alten Insel Jos, einer der Sporaden, gefunden haben. (Breve descrizione dell' Arcipelago e specialmente del sepolcro d'Omero. Livorno, 1775. 8. Björnstahl Briefe auf seinen ausl. Reisen 2, 469.) So wenig also wissen wir von Homer. Wie aber wenn gar ein Homer niemals existirt hätte? Wir wollen bei dem, was bereits Hedelin, d'Aubignac und Perrault hierüber gesagt haben, nicht verweilen, können aber nicht umhin, der Genealogie des Historikers Charax bei Suidas (ed. Küster. 2. 682.) zu gedenken. Nach dieser sammt unser Dichter im vierzehnten Gliede von einem Thracischen Sänger; der Name von Mutter, Vater und Großvater haben Beziehung auf Poesie: wie also, wenn in dieser Genealogie eine Geschichte der Poesie läge, die von Thracien über Thessalien nach Griechenland, und von da nach Kleinasien kam? Homer wäre dann, wie auch Ilgens Scharfsinn aus dem Namen entwickelte (in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Hymnen Homers) eine Gesammtstimme der Gesangesvorwelt, ein Vereiniger der Gesänge. Der Name Homer würde auf diese Weise zu einem Collectiv-Namen, und deutete eine Jonische Sängerschule an, in der man die Poesie zugleich fortpflanzte und erlernte. (S. Fr. Schlegels Gesch. d. Poesie der Griechen, S. 155. über das Wie? S. 69—79.) Auf solche Weise dürften sich die widersprechenden Nachrichten von Homer entwirren lassen. Bestimmtere Auskunft darüber geben vielleicht die Gedichte selbst, die wir unter dem Namen Homers besitzen. 24 werden uns genannt, die wir nicht mehr besitzen. Ohne diese verlorenen aber weiter zu berücksichtigen, halten wir uns bloß an die noch vorhandenen: Ilias, Odyssee, Batrachomyomachie, Hymnen und Epigramme. Hier hat die Kritik entschieden, daß nicht alles dem Homer könne zugeschrieben werden. Der Frösche- und Mäusekrieg, dieses komische Epos, ist offenbar nichts anders als ein, und zwar nicht eben mißlungener Versuch, die Ilias und Odyssee zu travestiren, und verräth durch Darstellung, Sprache und neuere Sitten ein ungleich jüngeres Zeitalter als das Homerische. Die Hymnen, meist zur Gattung der epischen gehörig, und von den Orphischen wesentlich verschieden, zum Theil nur Bruchstücke alter cyklischer Gesänge und Prooimien der Rhapsoden, sind von genauerer Kritik ebenfalls in ein jüngeres Zeitalter herabgesetzt und dem Jonischen Sänger abgesprochen worden. Es blieben also, da die Epigramme von keinem Gewicht sind, nur die zwei großen epischen Ge-

ichte, Ilias und Odyssee, übrig, aus denen wir über Homer urtheilen önnen. Um zwei Mittelpunkte vereinigte sich hier die Masse der Sage nd des Gesanges. Die eine ist ein großes, gemeinsames Unternehmen, in Gedränge von Kraft und Zwiespalt, der Ruhm des Tapfersten; die ndere die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandtesten Klugheit, wie ihr end- ich die erschwerte Heimkehr dennoch gelingt. Schon die Alten fühlten, aß die Odyssee in einem andern Geiste gedichtet sey, als die Ilias, elche viel mehr Erhabenheit hat. Auch die Darstellung in beiden ist erschieden. In der Ilias sind oft in Einem Gesange 40 Gleich- nisse, während die ganze Odyssee nur 20 enthält. Longin (K. 33.) han- elt ausführlich von dem Unterschied der Ilias und Odyssee, und ihm ufolge hat wenn den Sänger der Ilias mit der aufgehenden, den Sän- er der Odyssee mit der untergehenden Sonne verglichen. Die in der Odyssee häufig vorkommenden Klagen sollen Beleg zur Behauptung des Alters seyn. Alexandrinische Grammatiker dagegen behaupteten, beide Gedichte seyen nicht von Einem Verfasser. Diese Grammatiker erhiel- en daher den besondern Namen Chorizonten, d. i. die Trennen- den, wovon in den alten Scholien und Commentaren des Eustathius mehrere unverkennbare Spuren vorkommen. Gewiß ist es, daß in der Odyssee andere Worte, Begriffe und Mythologie vorkommen. Was in der Ilias Iris, verrichtet Hermes in der Odyssee. Kein Gott und kei- ne Göttin sind in beiden Gedichten ganz dieselben; die Gestalten haben ich verändert. Auch der Olymp, die Begriffe vom Reich der Schatten, das Costume der Götter in ihrem Umgange mit den Menschen sind an- ders; Lebensart, Sitten, sittliche Begriffe, Kunst und Kenntnisse der Menschen fortgerückt. Die Vermuthung, daß beide Gedichte weder Ei- nem Verfasser, noch Einem Zeitalter angehören, liegt demnach nahe genug, und kann nicht als grundlos verworfen werden. Wolf in seinen Prolegomenen zu Homer ging aber noch weiter, und behauptete, daß weder die ganze Ilias, noch die ganze Odyssee Einen Verfasser haben, sondern daß jede ursprünglich eine Reihe von mehrern Sängern fortge- setzter Gesänge sey. Die Beweise für diese Behauptung sind folgende: Zur Zeit Homers war die Schreibkunst, wenn auch erfunden, doch nicht im allgemeinen Gebrauch. Wenn aber Homer nicht schreiben konnte, so konnte es ihm auch nicht einfallen, Werke von solchem Umfang zu dichten. Die Griechen waren auch zur Zeit Homers noch nicht so cul- tivirt, als zur Abfassung eines so kunstvollen Ganzen erforderlich gewe- sen wäre: denn ist dieses gleich, zumal in der Ilias, nicht so vollkom- men organisirt, als man öfters gemeint hat, so ist sie doch auf jeden Fall eine sehr künstliche Composition, und die Odyssee in dieser Hinsicht noch weit vollendeter. Zudem findet man aber auch in diesen Gedich- ten selbst manche Ungleichheit, besonders zwischen den erstern und letz- tern Gesängen. In der Ilias enthalten Ges. 19 — 22 Merkmale ei- nes neuen, gegen die vorhergehenden Gesänge fremden Tons und Cha- rakters in Denkweise und Sprache. Vom achten Buch der Ilias an bemerkt man Reste von Kitt, wodurch die Rhapsodien verbunden wur- den. Zur Zeit Homers endlich war die Sprache noch nicht so vollkom- men und grammatisch gebildet, als sie in beiden Gedichten erscheint, und nach Hermann, (edit. Orph. p. 687) ist sich auch die Metrik nicht gleich, indem zwischen dem 13ten und 23sten Gesange z. B. sich in dieser Hinsicht ein sehr bedeutender Unterschied zeigt. Das Resul- tat aller dieser Forschungen nun ist, daß keins dieser beiden Gedichte weder von Einem Verfasser noch aus Einer Zeit sey. Man kann meh-

nere kleine Ganze darin unterscheiden; wie denn z. B. Gesang 7, 8, 9 Eine Rhapsodie ausmachen: die Siege Hektors. Andere Stücke machen eben solche Ganze, manche derselben sind offenbar, und zum Theil auch schon von dem Alterthum anerkannte, spätere Einschiebsel, z. B. das Schiffsverzeichniß, die Wettspiele u. a. m. Es fragt sich nun, wie aus diesen an sich verschiedenen kleineren Ganzen endlich zwei große wurden? Jahrhunderte lang erhielten sich diese Stücke durch den Gesang der Rhapsoden (daher sie Rhapsodien hießen), und waren die Lieblingsgesänge der Jonischen Griechen. Lykurg brachte, etwa ein Menschenalter nach Homer, von seinen Reisen nach Kreta und Asien die erste Sage von den Homerischen Gedichten in das Griechische Mutterland. Drei Jahrhunderte später fingen die Pisistratiden an, die Werke Homers zu sammeln, und veranstalteten, daß sie alljährlich an dem Feste der Panathenäen von den Rhapsoden öffentlich vorgelesen wurden. Nach ihrer schriftlichen Bezeichnung und Zusammenordnung wurden sie nun zu mehreren Malen überarbeitet, ergänzt, fortgeführt, und erhielten zuletzt durch die Bemühungen der Alexandrinischen Kritiker die Gestalt, in welcher sich der gegenwärtige Text gebildet hat. (Nun s. die hiebei zu unterscheidenden Perioden bei Wolf S. 22. fg. u. vgl. Schlegel a. a. O. S. 175 — 178.) Die hiebei thätigen Gelehrten heißen Diaskeuasten, d. i. Zubereiter, welche auch das Ganze in 24 Gesänge nach den Buchstaben des Alphabets abtheilten, was ebenfalls auf eine spätere Zeit deutet, indem es früher nur 16 Buchstaben gab. (S. Griechische Sprache und Schrift.) Vor diesen Diaskeuasten darf man demnach keine Ilias und Odyssee annehmen. Schwerlich also haben diese ihre ursprüngliche Gestalt, indem auch bei der treuesten Ueberlieferung in einem so langen Zeitraum allmählige Abweichungen unvermeidlich scheinen. Diese wurden noch größer durch die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesarten, und das Verwerfen einzelner Stellen war so häufig, daß wohl auch Bücher dagegen geschrieben wurden. (Schol. ven. ad. 1, 424.) Nicht aber bloß einzelne Stellen, sondern ganze Rhapsodien erklärte die Kritik für unecht. Aus diesem allen urtheile man nun selbst, wie viel wir von dem ursprünglichen Homer wissen können und haben mögen. Die sogenannten Homerischen Werke erscheinen zum großen Theil als zusammengefügte Bruchstücke mehrerer Verfasser, und der Eine Homer verwandelt sich in mehrere Homeriden, d. h. in Sänger aus derselben Jonischen Schule (s. Griechische Literatur), aus welcher Homer selbst hervorging, oder der er wohl gar selbst vorstand. Homeriden aber, gleichsam Abkömmlinge Homers, werden diese Sänger mit Recht genannt, weil ihre Geister das Gepräge der schönen moralischen und ästhetischen Form Homers, des Meisters der Jonischen epischen Sängerschule, an sich tragen. Wenn wir nun dennoch von Homerischen Gedichten reden, so geschieht es theils nur aus Gewohnheit, theils weil man annehmen kann, daß von dem wirklichen Homer, dessen Existenz wir doch nicht geradezu abläugnen mögen, der Grund zu diesen Gedichten gelegt, und vielleicht auch der größere Theil gegeben sey. Wie diesem aber sey, diese ganze kritische Ansicht (die an Harleß, Wiedeburg, Wassenbergh, Ste. Croix, Mannert, Hug, Bouterweck, Schlosser — s. dessen Homer und die Homeriden, Hamb. 1798 — u. A. auch ihre Gegner gefunden hat, ohne doch völlig widerlegt worden zu seyn), spricht den Homerischen Gedichten nur den Charakter kunstgerechter Epopöien ab, in denen eine ursprüngliche künstlerische Einheit, mit strenger Unterordnung aller einzelnen Theile unter einen alles in dem Gedicht umfassen-

n Plan, das Ganze bestimmt, und es sieht demnach eigentlich mit nichts ißlich aus, las mit den Regeln, welche gewisse Aesthetiker aus jenem rmeinten Ganzen ableiteten. Eine dem Epos fremdartige, mechanische ıd dramatische Einheit hat man ihm aufgedrungen, welche füg- h in der Homerischen Poesie wegfallen kann, ohne daß sie ihren poeti- ıen Werth und selbst die echtepische Form verlöre. Ungeachtet hier ine einfache, untheilbare Handlung ist, sondern eine Mehrheit des ›argestellten, welche Vermehrbarkeit und Verminderung zuläßt; so ist ›ch Handlung überhaupt das Leben der Homerischen Poesie. Nirgend t Darstellung des Ruhenden oder sogenanntes poetisches Gemälde, al- s ist in beständigem Fluß, im bewegenden Fortschritt, es wird vor nsern Augen. Aber nicht jeder Ausdruck des Handelns verträgt sich iit epischer Form; ein leidenschaftliches Handeln griffe in das lyrische nd dramatische Gebiet. Homers Helden mögen daher von den gewal- gsten Leidenschaften bewegt werden, die Darstellung davon erscheint ets leidenschaftlos. Was der Dichter erzählt, muß jedem fühlenden ›erzen Theilnahme einflößen, er selbst aber tritt nie mit der seinigen ervor, zeigt weder Neigung noch Abneigung. Ganz in seinen Gegen- ‚and versunken, verliert er sich in ihm, und in dem Grade, wie seine Subjectivität untergeht, tritt die Objectivität reiner hervor. Deshalb hut er keiner seiner Personen Unrecht. Selbst Grieche, interessirt er ich doch ungemein für die Troer und stellt ihr Gutes mit höchster Un- ›arteilichkeit ins Licht. So bleibt er immer in Ruhe, fesselt uns iberall an eine lebendige Gegenwart und hält uns fest. Hier ist nichts ›ie Aufmerksamkeit auf einen letzten Effekt Spannendes. Gleichmä- ßige Entfaltung im stetigen Fortschritt ist der Charakter des Ho- nerischen Epos. Mit Recht rühmt Herder von Homer: „Die Wahr- heit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jeder seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die unangestrengte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, die Charaktere sieht, und ihre Tugenden und Laster, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, sie sinds, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen.“ Das Große liegt bei Homer in den Ideen, nicht im Ausdruck, der sich nie ungewöhnlich erhebt. Seine Darstellung charakterisirt sich durch die treuste Anschauung und sinn- lichste Wahrheit, ist schlicht und einfach wie die Natur, hat aber bei aller dieser Einfachheit zugleich die sinnlichste Mannigfaltigkeit. (S. Garve's Abhandl. 1. 103.) Jeder Gegenstand hat seinen eigen- thümlichen Ton und Farbe. Und wie abwechselnd sind die Scenen, wie mannigfaltig die Charaktere, wie reich die Gemälde, wie ausgeführt das Detail ohne Künstelei und Aengstlichkeit! Hätte man die Gedichte Homers stets nur mit natürlichem Sinn, mit reinem Natur- und Kunst- gefühl gelesen, wie anders würde das Urtheil über sie ausgefallen seyn, wie viel unnöthigen Theorienkram würde man sich erspart haben! Fast überall aber suchten die Aesthetiker die Schönheit dieser Poesie und das Wesen des Epos in der Einheit, Künstlichkeit, Oekonomie, dem Ge- brauch des Wunderbaren und der Maschinen, woran Homer gewiß nicht dachte, in der Einmischung des Himmels in die Erde, in einer Ency- klopädie alles Wissenswürdigen, und wer weiß worin noch, nur eben da nicht, wo es wirklich lag. Das Beste hat hierüber A. W. Schlegel gesagt in seiner Recension von Göthe's Hermann und Dorothea, und nicht ohne vielfache Belehrung wird man lesen, was Herder, zuerst in sn Briefen zur Beförderung der Humanität, über die Humanität Ho-

mers schrieb. Das Deutsche Publikum hat das Glück, Ilias und Odyssee in einer vortrefflichen Uebersetzung von J. H. Voß zu besitzen, welche alle vorhergehenden, zum Theil sehr schätzbaren, Versuche von Damm, Küttner, Bodmer, Stolberg, Bürger u. A. weit hinter sich gelassen hat, und welche ganz vollkommen seyn würde, wenn sie auch die Homerische Einfalt völlig erreicht hätte. (Der Scholiast zum Deutschen Homer, des ersten und letzten Bandes erstes und letztes Stück. Jahr VI. der Voßischen Sprachumwälzung. 1798. — Von Radloff. —) Den Frosch- und Mäusekrieg haben mit ungleichem Erfolg übersetzt Damm, Willamov, Piper, Leo v. Seckendorf, Eschen; die Hymnen Stolberg, und zum Theil Seckendorf und Eschen. Von den Ausgaben nennen wir bloß die von Clarke und Ernesti, von Wolf und Heyne; von der Batrachomyomachie haben wir einzelne Ausgaben von Schier und Borheck, von den Hymnen von Ilgen, Matthiä und Hermann. Zur Erklärung des Homer ist so viel geschrieben, daß die bloßen Titel ein eignes Buch füllen könnten. Was Blackwell, Wood, de Bosch, Köppen, Goeß, Seidenstücker, Groddeck, Drück, Seybold, Schlegel, Jenisch, Schelle u. A. über Homer überhaupt oder einzelne Gedichte oder auch nur Einzelnes in diesen Gedichten geschrieben haben, verdient Beachtung. Zur Einführung in den Zeitgeist Homers besitzen wir Feiths homerische Alterthümer, de Mables Versuch über die Cultur der Griechen zur Zeit Homers, Halbkarts homerische Psychologie; mehrere Schriften über Moral und Theologie Homers von Heyne, Harleß, Delbrück, Hermann, Voß, Wagner, so wie über die Geographie Homers Werke von Schönemann, Schlichthorst, A. W. Schlegel und Voß. Selbst über Medicin, Mineralogie und überhaupt Encyklopädie Homers fehlt es nicht an eigenen Schriften. Statt aller dieser nennen wir nur ein Werk noch, welches den Freunden der Homerischen Dichtungen gleich viel Vergnügen als Belehrung gibt: Homer nach Antiken gezeichnet von W. Tischbein, mit Erklärungen von Heyne. dd.

Homilie, die älteste, und den Bedürfnissen des größeren Publikums angemessenste Predigtgattung, ist ein analytischer Religionsvortrag über den biblischen Text, dessen Inhalt er mit seinem Ideengange Schritt vor Schritt verfolgt. Die Homilie macht entweder 1) den Text selbst zum Thema, und bringt, ohne sich an eine streng logische Coordination der Theile zu binden, die einzelnen Gedanken, Situationen und Bilder desselben, wie er sie giebt, nach einander zur Sprache um sie zur religiösen Belehrung und Erbauung der Zuhörer anzuwenden; oder sie faßt 2) die einzelnen religiösen Momente des Textes unter einen allgemeinen praktischen Hauptgedanken, dem sie sich füglich subordiniren lassen, zusammen, und behandelt sie als Theile des den ganzen Text reflektirenden Themas mit unmittelbarer Anwendung auf die religiösen Bedürfnisse der Zuhörer. Die Predigten der ältern Kirchenlehrer waren nur Erklärungen vorgelesener oder recitirter Bibelabschnitte mit eingeflochtenen Ermahnungen, und weil man diese Vorträge seit dem vierten Jahrhunderte Homilien (aus dem Griech.), d. i. Unterhaltungen, Gespräche nannte, erhielt auch die wissenschaftliche Anweisung, christliche Religionsvorträge oder Predigten abzufassen und zu halten, den Namen Homiletik. T.

Hommel, diesen Namen führt eine alte und angesehene Sächs. Familie, welche durch mehrere große Rechtsgelehrte berühmt geworden ist. Am meisten ausgezeichnet unter ihnen sind: 1) Ferdinand August, geboren zu Leipzig 1692, studirte seit 1713 Philosophie und Ju-

sprudenz, letztere auch zu Halle, wo er 1719 Doctor der Rechte urde. Darauf eröffnete er in Leipzig seine juristischen Vorträge mit oßem Beifall, welche er mit einer thätigen Praxis verband, wurde eisitzer des Schöppenstuhls, bald darauf öffentlicher Professor des echts und Apellationsrath, und starb 1766. Er war ein eben so vorefflicher Lehrer als praktischer Rechtsgelehrter. Seine Schriften zeun von mannigfaltiger Gelehrsamkeit; besonders aber verband er Phiosophie mit Jurisprudenz. Vorzüglich hat er sich um die Referirnst verdient gemacht durch seine Anleitung, Gerichtsacta eschickt zu extrahiren und eine Sentenz darüber abzufassen (6. Aufl. Halle, 1795. 8.). Sein Andenken hat J. A. Ernei gefeiert: Memoria D. Ferd. Aug. Hommelii (Opusc. Orator. nov. ol. 1000. Lips. 1791.) Er sah mit Vergnügen, wie sein noch berühmrer Sohn 2) Carl Ferdinand beständiger Decan und Ordinarius rselben Facultät wurde (1763), in welcher er selbst wegen körperlicher Schwäche seinen dritten Platz behielt. Carl Ferdinand war zu Leipzig 722 geboren, studirte früher Medicin, vertauschte aber diese Wissenhaft bald mit der Jurisprudenz, welche er unter seines Vaters Anleiung in Leipzig und in Halle studirte, wurde 1744 Doctor, seit 1750 fentl. Lehrer der Rechte zu Leipzig, seit 1756 ordentl. Professor der Decretalen, in dem genannten Jahre erster Lehrer dieser Wissenschaft, urfächsischer wirklicher Hof- und Justizrath u. s. w., und starb 1781, en so angesehen als begütert. Er verfolgte die ruhmvolle Bahn ines Vaters; ja er übertraf ihn noch, denn er war eben so einheitsch in der theoretischen als in der praktischen Rechtsgelehrsamkeit, karbeitete alle Theile derselben mit Scharfsinn und Gründlichkeit, und thörte zu den ersten Rechtsgelehrten neuerer Zeit, welche in die Behandlung ihrer Wissenschaft Geist und Leben brachten, und alle Art on Barbarei und Pedantismus aus dem Kreise derselben zu verdrängen suchten. Hieher gehört nicht nur, daß er mehrere Gegenstände der hilosophischen Rechtslehre in seinen Schriften bearbeitete, sondern auch as Positive mit seltenem philosophischen Scharfsinn behandelte, und aher besonders zur Verbreitung einer menschlicheren, und dem Geiste er Zeit angemeßnern Ansicht des Criminalrechts sowohl in seinen Schriften, als in seinem umfassenden Lehr- und Geschäftskreise thätig irkte; ferner nicht nur in seinen Werken, selbst in denen, welche die iteratur der Jurisprudenz betreffen, einen, bei solcher Gelehrsamkeit ltenen Witz überall beurkundet, sondern auch eine reinere, zweckmäßiere und geschmackvollere Schreibart in den Deutschen Gerichten einzuführen suchte, wozu er selbst durch mehrere in Deutscher Sprache verfaßte juristische Werke das Muster aufstellte. Uebrigens setzte er die Jurisprudenz auch mit Kritik, Geschichte, Alterthumskunde und aller rt der Gelehrsamkeit in vielseitige Verbindung, wovon z. B. seine ibliotheca juris Rabbinica et Saracenorum Arabica, seine jurisprudentia numismatibus illustrata, und seine mannigfaltigen akademischen Schriften zeugen. Unter seinen zahlreichen Schriften sind vorzüglich ausgezeichnet sein Teutscher Flavius, d. i. Anleitung sowohl bei bürgerlichen, als peinlichen Fällen Urtheile abzufassen (4. Ausgabe, vermehrt und verbessert von Dr. E. F. Klein, Baireuth, 2 Bde. 1800. 8.), Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc. Vol. VII. Edit. IV. Lips. 1783—1787. 4., wovon der siebente Band, von Rössig herausgegeben, das Leben Hommels enthält; ferner seine Uebersetzung des Beccaria von Verbrechen und Strafen nebst Anmerkungen, Breslau, 1778. 8., und sein Buch (unter dem angenommenen Namen

Alexander von Joch) über Belohnungen und Strafen nach Türkischen Gesetzen, 2. Ausg. 1772, Oblectamenta juris feudalis. Lips. 1755, 4. T.

Homocentrisch, was einerlei Mittelpunkt hat. Zwei Kreise sind homocentrisch, wenn sie aus einerlei Mittelpunkt gezogen sind.

Homogen, s. Hetkrogen.

Honderkoeter (Melchior), der Sohn des ebenfalls als Maler berühmten Egidius Honderkoeter, war geboren zu Utrecht 1636 und starb ebendaselbst 1695. Mit bewundernswürdiger Kunst malte er Thiere, besonders Vögel, deren Gefieder er auf das täuschendste nachahmte. Seine Hintergründe sind wohlgeordnete Landschaften. Sein Pinsel ist weich und voll, sein Strich fest und breit. Die Holländer bezahlen seine Gemälde zu hohen Preisen.

Hontheim (Johann Nicolaus von). Aus einem alten patricischen Geschlecht in Trier, geb. 1701, und auf den Jesuiterschulen daselbst unterrichtet, wo er auch das Römische und Kanonische Recht eifrig studirte. Nachdem er mit seinem Bruder auch einige Jahre die Universität Löwen und Leiden besucht hatte, kam er zurück und wurde 1724 zu Trier Doctor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er seine lateinische Abhandlung über die natürliche Rechtswissenschaft und die höchste Gewalt schrieb. Er wählte aus Vorliebe für seine Studien, und Hang zur Einsamkeit den geistlichen Stand, dessen er sich mit frommem Eifer annahm. Bald darauf machte er eine Reise nach Rom. Dort lernte er die Römische Curialpraxis, die Politik des päpstlichen Hofes, und die Mißbräuche der Hierarchie, durch den Augenschein kennen. Er wurde, als er zurückkam, von dem gelehrten Kurfürsten Franz Georg zum geistlichen Rath des Consistoriums zu Trier und bald darauf zum Professor der Pandekten und des Codex ernannt. Letzterer lernte seine Verdienste immer mehr kennen und schätzen, und gebrauchte ihn daher zur Besorgung mehrerer wichtiger Landes- und Kirchengeschäfte, durch deren eifrigste Verwaltung seine Gesundheit sehr zerrüttet wurde. Daher übertrug ihm der Kurfürst eine ruhigere Stelle an dem Consistorium in Trier, und erhob ihn 1748 zum Weihbischof des Erzbischofthums, welche Stelle er bis in sein spätes Alter bekleidete. Als solcher schrieb er seine diplomatische Geschichte von Trier (in lat. Sprache 1750. 3 Voll. Fol. denen noch zwei Bände unter dem Titel eines Prodromus 1760 folgten), ein Werk tiefer und fleißiger historischer Forschung. Mehr als durch dieses aber hat er sich durch den Febronius, oder vielmehr durch sein Buch über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes, ein Buch zur Vereinigung der streitenden Parteien in der christlichen Kirche, welches er 1763. 4. unter dem erdichteten Namen des Justinus Febronius in Lateinischer Sprache herausgab, als einen kühnen Gegner der päpstlichen Anmaßungen und muthigen Vertheidiger der Freiheit der Kirche berühmt gemacht, und, obwohl er von den Jesuiten erzogen und ein aufrichtiger Verehrer des katholischen Glaubens war, den heiligen Stuhl durch seinen Angriff so erschüttert, daß ihm der Papst, dem er selbst aus reinem Eifer das Werk gewidmet hatte, zornig überall nachspüren und sein Buch durch verschiedene Breve's an die geistlichen Kurfürsten und andere Geistliche streng verbieten ließ. Allein es wurde desto allgemeiner bekannt, in mehreren Auflagen verbreitet, übersetzt und in allen christlichen Staaten Europa's mit Beifall gelesen. Gegen die Einwürfe und Widerlegungen, welche dieses Buch fand, vertheidigte er sich in mehreren folgenden Theilen bis 1774 unter angenommenen Namen.

und verfertigte (1777) auch einen lateinischen Auszug daraus. Bald hatte der Römische Hof den Verfasser ausgespürt, ohne ihm jedoch wegen des mächtigen Schutzes, dessen er genoß, etwas weiter anhaben zu können. Indessen ermüdete man doch durch ununterbrochene Neckereien den schon 80jährigen Greis dergestalt, daß die er sich endlich 1778 zu einem schriftlichen Widerruf seines Systems überreden ließ, über welche verbrauchte Formalität man sich in Rom höchlichst freute, obgleich die Wirkungen seiner Schriften nicht mehr zu ändern standen. Auch erklärte er sich über diesen Widerruf (1781) in einer besondern Latein. Schrift, aber natürlich sehr unbestimmt. Hontheim verrichtete seine Geschäfte unausgesetzt bis an das Ende seines edeln, frommen und wohlthätigen Lebens (1790), stand mit den wichtigsten Gelehrten der verschiedenen Religionsparteien in Verbindung, und genoß überall den Ruf einer unbescholtenen Tugend und Frömmigkeit. (S. über ihn und seine Werke Schlichtegrolls Nekrolog f. d. J. 1790. 1. Bd. und 1791 2. Bd. und die Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunders von Schlegel, und v. Einem.) T.

Hopital (Michel de l'), Kanzler von Frankreich, war 1505 zu Aigueperse in Auvergne geboren. Sein Vater war Arzt, und, wie seine Feinde behaupteten, ein Jude, entsagte aber der Medicin und trat in die Dienste Carls von Bourbon, Connetables von Frankreich, dessen Angelegenheiten er mit Eifer und Redlichkeit vorstand, und der ihn reichlich dafür belohnte. Seinen Sohn erzog er mit Sorgfalt und ließ ihn auf den berühmtesten Universitäten Frankreichs und Italiens studiren. Michel de l'Hopital entwickelte die ausgezeichnetsten Talente sowohl für die Wissenschaften, als für die Geschäfte. Nachdem er seine juristischen Studien beendigt hatte, ward er Auditeur der Rota zu Rom, dann Parlamentsrath zu Paris und 1554 Surintendant der Finanzen. Mit unbestechlicher Treue und äußerster Strenge gegen diejenigen, die sich Unterschleif erlaubten, verwaltete er den königlichen Schatz, der durch Verschwendung, Veruntreuungen und Kriege völlig erschöpft war. Als nach Heinrichs II. Tode (1559) der Cardinal von Lothringen unter Franz II. an der Spitze der Geschäfte stand, trat l'Hopital in den Staatsrath, folgte bald darauf Margarethen von Valois als Kanzler nach Savoyen, kehrte aber schon nach 6 Monaten nach Frankreich zurück, wo man ihn in der Hoffnung zum Kanzler ernannt hatte, daß er den Uebeln, welche das Reich zerrütteten, abhelfen würde. L'Hopital zeigte sich in diesem neuen Amte mitten unter den Parteien des Hofs und der allgemeinen Gährung des Reichs als einen unverzagten Weisen. Er sah ein, daß nur durch Mäßigung die vernichtete Ordnung der Dinge wieder herzustellen sey. Daher rieth er, als 1560 die unglückliche Verschwörung von Amboise ausbrach, denen zu verzeihen, die falscher Religionseifer irre geleitet hatte. In demselben Jahre gab er das Edikt von Romorantin, um die Einführung der Inquisition in Frankreich zu verhindern. Mit Schmerz sah er das Feuer des Bürgerkriegs sich in seinem Vaterlande entzünden, und bot alles auf, dasselbe zu unterdrücken, bevor es allgemein um sich gegriffen. Kein Preis schien ihm zu hoch für diesen Zweck. Als aber seine Bemühungen fruchtlos waren, bemühte er sich, wenigstens die Uebel zu mildern, und zu heilen, die er nicht hatte verhindern können. Diesen Grundsätzen der Weisheit gemäß, durch die er sich bei den Katholischen in den Verdacht brachte, ein Anhänger des Calvinismus zu seyn, sprach er in der Versammlung der Stände zu Orleans, zu St. Germain-en-Laye 1561, bei dem Colloquium zu Poissy und in der Versammlung zu Moulins

1566; das nach der letzten Stadt benannte Edikt war sein Werk. Aber eben diese Mäßigung stimmte zu wenig zu dem Charakter der berüchtigten Catharina von Medicis; die Königin ließ ihn von dem Kriegsrath ausschließen. L'Hopital zog sich in dem Bewußtseyn seiner redlichen Absichten 1568 auf sein Landhaus zu Vignai bei Etampes zurück, genoß hier im Umgange mit den Musen und einigen Freunden eines unerwarteten Glücks, das nur von Zeit zu Zeit durch den Anblick der Zerrüttungen und Gräuel seines Vaterlandes gestört wurde, und starb 1573. Rastlos thätig und ohne Furcht als Staatsbeamter, ein treuer Unterthan und aufgeklärter Philosoph, folgte er nur den Grundsätzen der Vernunft und Tugend, und opferte für diese selbst den Ruhm auf. Mitten unter dem heftigsten Fanatismus ließ er die Stimme der Menschlichkeit hören, und im Schooße der Anarchie und des Aufruhrs vertheidigte er mit gleichem Muthe das Ansehn des Königs und die Rechte der Nation. Um seine Handlungsweise gehörig zu beurtheilen, muß man sie mit dem Gange der Ereignisse vergleichen; dann wird man finden, daß das einzige Ziel, nach dem er unaufhörlich strebte, die Erhaltung des innern Friedens und gegenseitige Duldung war. Er konnte es nicht erreichen, aber seine edeln Bemühungen verdienen von der Nachwelt anerkannt zu werden.

Horaz. Quintus Horatius Flaccus, wurde geboren zu Venusium oder Venusia, einer Municipalstadt in Apulien, den 7. Decbr. des Jahres 689 der Stadt Rom, 67 vor Christi Geburt. Sein Vater, ein Freigelassener, aber, wie der Sohn sagt, reines Lebens und Herzens, besaß ein kleines Grundstück, welches er jedoch um des Sohnes willen verließ. Er bemerkte nämlich an diesem Talente, deren Ausbildung er nicht verabsäumen wollte, und so zog er denn nach Rom, wo er entweder Mäkler oder Auctionseinnehmer ward; und nach seinem geringen Vermögen das Aeußerste für die Erziehung seines Sohnes that. Nicht die Künste des Wuchers, sondern die edlen, des wahren Freien würdigen, Künste ließ er ihm lehren, hielt ihn wie einen Jüngling aus den besten Häusern, und war ihm selbst ein wackerer Sittenaufseher und der Tugend Muster. So rühmt es der dankbare Sohn selbst (Satyren B. 1. Sat. 6, 66—92). Orbilius Pupillus, ein Grammatiker, der die Gedichte Homers und des Livius Andronikus erklärte, war der erste Lehrer des jungen Horaz, der, höchst eifrig auf das Studium der Griechischen Literatur, schon in frühen Jahren bedeutende Fortschritte darin machte. Wahrscheinlich im Jahr Roms 705 erhielt er die männliche Toga, und vier Jahre darauf, im zwanzigsten seines Lebens, ging er nach Athen, um dort seine Studien fortzusetzen. Während dieser Zeit ereigneten sich in Rom die wichtigsten Veränderungen. Julius Cäsar ward ermordet, Brutus und Cassius, die letzten Stützen der sinkenden Republik, verließen Italien, kamen nach Athen, rüsteten sich dort zum Kriege, und nahmen die Römischen Jünglinge, die sich des Studirens halber hier aufhielten, in ihr Heer auf. Unter ihnen auch Cicero's Sohn und Horaz, der im J. R. 711 mit Brutus nach Macedonien aufbrach, während zu Rom M. Lepidus, M. Antonius und L. Cäsar Octavianus sich auf 5 Jahre zu Triumvirn der Republik erklärten, und die Provinzen unter sich theilten. Horaz ward in dem Heer des Brutus Tribun, d. i. Oberster einer Legion. (S. Wieland Einleitung zum ersten Briefe des Horaz im zweiten Buch). Gegen Ende des folgenden Jahres wurde bei Philippi in Macedonien die letzte Schlacht für die Römische Freiheit gekämpft, Brutus und Cassius fielen, und Horaz rettete sein Leben durch die Flucht. Leute, die sich auf

Scherz, Urbanität und Feinheit nicht verstanden, haben aus einer Ode es Horaz selbst (B. 2. Od. 7.) schließen wollen, der Dichter sey auf chimpfliche Weise geflohen; siegreich aber hat ihn Lessing gegen iesen, wie gegen andre Vorwürfe gerettet (Rettung des Horaz s. Lessings sämmtl. Schriften Bd. 3. S. 191 fgg.) Den Besiegten ward die Freiheit zur Rückkehr angekündigt, und Horaz bediente sich erselben. Sein Vater aber war indeß gestorben, sein väterliches Erbut eingezogen worden; Armuth, sagt er selbst (Briefe B. 2. Br. 11, 9 fgg.), trieb mich an, Verse zu machen. Ob es mit dieser Aeußeung so ernstlich gemeint sey, als manche glauben, bleibe dahin gestellt; enug, Horaz machte schwerlich jetzt zum ersten Mal Verse (s. Sattren 1, 10, 31.), und machte sie auch jetzt nicht etwa, um Brod damit u verdienen, welches ihm, wenn auch nur mäßig, die erlangte Stelle mes Quästurschreibers gewährte. (S. Wieland zu Horaz Satyren 2, 6, 36.) Wie hätte er seine Muße edler verwenden können, ls indem er das Talent gebrauchte, welches die Natur ihm in so reihem Maße verliehen hatte, und das mit einem unwiderstehlichen Drange nach Aeußerung verbunden zu seyn pflegt? Und wie konnte er das, vas, beim Anblick der Zeitbegebenheiten, sein innerstes Wesen gewiß joch oft genug gewaltsam aufregte (s. die dreizehnte seiner Epoden und vas Wieland darüber sagt in Horazens Briefen Bd. 1. S. 20) eisser besänftigen, als durch die Poesie? Nicht aber durch Poesie allein, auch durch Philosophie that er das, welche beide sich in ihm aufs nnigste durchdrangen. Er wählte deshalb auch zunächst eine Gattung er Poesie, die vornehmlich dem philosophisch-dichterischen Geiste eignet, ie didaktische; denn wer zweifelt, daß die Satyre zu dieser gehöre? Die siebente Satyre des ersten Buchs ist das erste Horazische Gedicht on denen, die er aufbewahrt hat. Daß Horaz für diese Gattung von Poesie ein vorzügliches Talent besaß, wird niemand läugnen, wenn er auch nur Einiges von ihm gelesen hat, und es konnte ihm daher nicht ehlen, Aufmerksamkeit auf sein Talent und die Produkte desselben zu rregen. Zwei Dichter des ersten Ranges, Virgil und Varius, schenken ihm ihre Freundschaft, und dieser Freundschaft verdankte er die erte Bekanntschaft mit Mäcenas, jenem feinen Weltmann, der, ohne jemals aus seinem Privatstand herauszutreten, der Freund und Vertraute es Cäsar Augustus war, und als Liebhaber des Schönen seinen Reichhum gern zu Verschönerung des geselligen Lebens durch die Künste nwendete. Nach neun Monaten nahm Mäcenas den Horaz in seinen ertrauteren Kreis auf, und beschenkte ihn nach einigen Jahren, in deen er sein Herz gewonnen hatte, mit dem Sabinischen Landgut, dessen Horaz in seinen Gedichten so oft gedenkt. Wenn der Dichter nicht ein heit glänzenderes Glück machte, so lag die Schuld bloß an ihm, in essen Herzen die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik und ie Partei, der er gedient, allzutreu fortlebte, als daß er es leicht über ich gewonnen hätte, die Gnade des mächtigen Usurpators zu suchen. za er wich dieser vielmehr aus, wie die drei Billets des Augustus an hn, welche Sueton uns in der Biographie des Dichters aufbewahrt at, und deren eins nicht ohne Empfindlichkeit ist, unwidersprechlich beeisen. Selbst den Antrag, welchen Augustus ihm durch Mäcenas hun ließ, in seine Dienste zu treten, und die Besorgung seiner Privat-Correspondenz zu übernehmen, lehnte er unter dem Vorwand seiner chlechten Gesundheitsumstände von sich ab, und ein an August gerichtetes Gedicht mußte August ihm im eigentlichen Sinn abdringen. Uebrigens war Horaz, der so große Beispiele von dem Unbestand der

menschlichen Dinge erlebt hatte, weise oder klug genug, sich vom geschäftigen Leben zu Rom zu entfernen, und die Einsamkeit in seinem Sabinum einem scheinbar größeren Glücke vorzuziehen, was vielleicht auch seinen Neigungen am meisten zusagte. Fast alle seine Gedichte an Mäcenas drücken Liebe zur Freiheit, Gleichgültigkeit gegen ein Glück, das von der Meinung Anderer abhängt, und seine Zufriedenheit mit einer Armuth aus, worin er sich noch immer über seine Wünsche reich befand. Indeß affektirte er eben so wenig eine Rusticität, als ihm strenges, mürrisches Wesen zur Tugend nothwendig schien; vielmehr zeigte er überall jene ächte Urbanität, welche in jedem Verhältniß den eigenthümlichen Ton findet, und ohne den Anstand jemals zu verletzen, oder sich selbst unähnlich zu werden, den Anfoderungen des Augenblicks und der Umstände genügt. Nichts wird leichter verkannt, als ein solcher Charakter, und darum ist auch Horaz oft genug verkannt worden. Er zeigte verschiedene Gestalten, und man wußte seine wahre nicht herauszufinden. Las man aber nicht den einen seiner Briefe an Mäcenas (B. 1. Br. 7.), worin er alles Ernstes sich erbietet, alles, was er von Mäcenas empfangen, zurückzugeben, wofern ihn dieser nicht auf seine Weise wolle glücklich seyn lassen? Dieses Glück auf seine Weise bestand aber in nichts anderem, als in ruhiger Zurückgezogenheit auf dem Lande, Genuß der Natur, Freiheit über seine Zeit und Laune selbst zu schalten, und sich selbst zu leben. Hätte Horaz nicht so viel Selbstständigkeit des Charakters gehabt, so würde er schwerlich so schöne und vollkommene Werke hinterlassen haben, denn er würde theils durch ernstes Studium sich nicht so ausgebildet, theils den dringenden Anfoderungen seiner hohen Freunde nachgegeben, und mehr und anderes gedichtet haben, als wozu ihn sein Genius antrieb, welchem der Dichter allein folgen soll. Dies wußte Horaz zu gut, um jemals aus der Sphäre der lyrischen und didaktischen Poesie herauszutreten, wie ihm oft genug zugemuthet ward. Dann entschuldigte er sich wohl gar damit, er sey eigentlich überhaupt kein Dichter, er treibe die Poesie nur so nebenher gegen die Langeweile. Daß dies sein völliger Ernst nicht war, läßt sich leicht daraus schließen, weil er die Poesie wirklich mit allem Ernst trieb und studirte, und in beiden gewählten Gattungen das Höchste zu erreichen strebte, nicht immer zur Zufriedenheit seiner Zeitgenossen, die gegen seine Neuerungen in Darstellung und Sprache oft ein gewaltiges Geschrei erhoben, wofür er sie gelegentlich bei den dicken Ohren zupft. Er hat uns hinterlassen vier Bücher Oden und Lieder, ein Buch sogenannter Epoden, die von den Oden sich nicht bloß im Metrum unterscheiden, indem der zweite Vers immer kürzer ist als der erste, sondern auch durch den Inhalt, vermöge dessen man sie zu den Satyren rechnen kann, in denen er den Archilachus zum Muster nahm, zwei Bücher Satyren und zwei Bücher Briefe, deren einen man öfters als ein eigenes Werk unter dem Titel der Poetik anführt. (Man sehe darüber die Ausgabe der ars poetica von Schelle, Lpz. 1805, und was Eichstädt darüber theils in der A. L. Z. 1802, theils in Haberfeldts Ausg. gesagt hat. In beiden findet man die richtigste Ansicht, zu welcher Wieland den Standpunkt angewiesen hatte. Uebrigens verdienen die Ausgaben von Hurd und Regelsberger noch einer Beachtung.) Will man den Horaz als Lyriker würdigen, so vergesse man nicht, daß er unter den Römern der Erste war, welcher die Römische Sprache für die lyrische Poesie ausbildete, und sie, mit nicht geringer Mühe, für die schweren Griechischen Sylbenmaße ausarbeitete. Dem anhaltenden Studium und der Beharrlichkeit des Dichters gelang es, einen meister-

aften Versbau zu Stande zu bringen; der Wohlklang und die Harmonie seiner Verse sind bezaubernd für jedes empfängliche Ohr. Doch ist dies keineswegs das einzige Verdienst des Dichters, denn an Empfindung und Darstellung ist er nicht zurück. Hier sagt man nun freilich, und es läßt sich nicht läugnen, daß der größte Theil der lyrischen Gedichte des Horaz nichts seyen als Nachahmungen Griechischer Muster, des Archilochos, Alkäos, Stesichoros, der Sappho u. A., und darum auch so voll von Griechischen Bildern, Wendungen und Wortfügungen, ja stellenweise bloß Uebertragungen aus dem Griechischen. Dieser Instanz hat sich mancher bedient, um den dichterischen Ruhm des Horaz zu verunglimpfen, welchen Klopstock ungleich gerechter einen Nachahmer nennt, wie Nachahmer nicht sind. Zugegeben aber, daß man Horaz dem Lyriker Originalität nicht zugestehen könne, so wird sie doch niemand Horaz dem Satyriker absprechen. Wie die Satyre überhaupt als didaktisches Gedicht eine Römische Erfindung war, so war Horaz der, der ihr nach Ennius, Pacuvius und Lucilius, durch welche Form und Zweck bestimmt waren, einen eigenthümlichen Ton gab, wie nur Er ihr denselben geben konnte. Die Satyren des Horaz, zu denen man seine Briefe gleich mitzählen darf, weil sie sich von jenen nur durch Aufschrift und durch die Richtung an eine Person unterscheiden (s. jedoch Morgenstern, de satyrae et epistolae Horatianae discrimine. Lpz. 1801.), haben mehr oder weniger ein Colorit des Komischen, und dürfen nur aus diesem Gesichtspunkt beurtheilt werden. Horaz will weniger die Laster züchtigen, als die Narrheiten in ihrer lächerlichen Blöße zeigen, denn er sieht mehr Narren als Schurken in der Welt, und spricht auch sich selbst von einer Portion Narrheit nicht frei. Indeß suchte er nach Möglichkeit davon zu heilen, wenn er sie für verderblich hielt. Den Vorurtheilen und Irrthümern setzt er darum seine Philosophie des Lebens entgegen, die, weit entfernt, den Genuß des Lebens zu verbittern oder gar zu verbieten, nur die Weisheit zum Wächter stellt, und alle die Tugenden lehrt, ohne welche der reine Genuß theils gar unmöglich ist, theils ganz verbittert wird. Die leichte gefällige Art, womit er, ohne es zu scheinen, philosophirt, das Salz, womit er seine Gedanken würzt, die Feinheit und Leichtigkeit, mit denen er sie mittheilt, verhindern alle Einförmigkeit, und gewähren die interessanteste Unterhaltung. Nun stellt er aber die eigenen und fremden Thorheiten mit dieser Weisheit in Contrast. Man weiß nicht, was man hiebei am meisten bewundern soll, ob seine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens und der verschiedenen Menschenklassen, oder seine Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Offenheit, oder den guten Ton, die Urbanität, die er in Ernst und Spott nie verläugnet, oder die Geschicklichkeit, jeden Gegenstand so zu stellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewiesen zu werden, auffällt, oder die Kunst, jeden Charakter so zu schildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt, als die Natur selbst. Oft scheint er auf die Narren gar nicht Jagd zu machen, oder wo er es thut, ist sein Spott weder bitter noch giftig, und mit so viel Bonhomie begleitet, daß der Belachte, wenn er gescheut war, selbst dazu lächelte; daß sein Spott also wohl empfindlich, aber nicht beleidigend war. Der Vortrag war der leichteste und ungezwungenste, und Horaz wußte den Hexameter so dafür zu bearbeiten, daß er durchaus den natürlichen Schritt der Conversation zu gehen scheint. Wer wird ihm nicht gern folgen, und wer ihm gefolgt ist, kann sagen, daß er ihn, ohne Wirkung zu spüren, verlassen habe? Nach Jahrtausenden noch sind diese seine Darstellungen nicht ohne An-

wendbarkeit und Interesse, und der Dichter ist darum auch stets der erwählte Liebling aller Männer von Geist geblieben, deren Sittlichkeit die feine Lebensart nicht ausschließt. In seinem Leben ereignete sich sonst nichts Erhebliches, wenn man nicht etwa dahin rechnen will, daß er auf des Augusts ausdrücklichen Befehl den säkularischen Gesang zur Feier der hundertjährigen Spiele verfertigte. Er starb plötzlich im Jahr Roms 746, dem 57ten vor Chr. Geb. und 57sten seines Alters, nicht lange nach dem Tode seines Gönners und Freundes Mäcenas, neben dessen Grabmal auf den Esquilien er beerdigt wurde. Den Augustus setzte er zu seinem Erben ein. Niemand wird erwarten, daß wir alle die Commentare, Erklärungen, Ausgaben und Uebersetzungen der Werke des Horaz namhaft machen. Von seinen älteren Erklärern nennen wir bloß den Acron, Porphyrion und den Scholiasten des Cruquius, von seinen neueren Herausgebern wollen wir bloß Sanadon, Bentley, Baxter, Jani, Böttiger, Mitscherlich, Döring, Haberfeld, Eichstädt, Preiß und von den Uebersetzungen nur die von Schmidt, Ramler und Voß anführen. Wer das Ausführliche wissen möchte, der sehe Mitscherlich vor dem ersten Bande seiner Ausgabe, und Degens Literatur der Uebersetzungen Römischer Schriftsteller nach. Nur der Uebersetzung der Briefe und Satyren des Horaz von unserm Wieland müssen wir besonders gedenken, weil wir erst durch die beigefügten Einleitungen und Erläuterungen über den Geist des Horaz und seines Zeitalters und die Eigenthümlichkeiten dieser Werke eine Belehrung erhalten haben, welche den Genuß an diesen Werken um vieles erhöht. Uebersetzer der strengen Art werden Wielands Uebersetzung eine bloße Paraphrase nennen, und können Recht haben; gewiß aber ists, daß Horaz dadurch an Verständlichkeit gewonnen hat, und daß von dem Geiste des Horaz nichts ist verloren gegangen. Eine sehr interessante Erscheinung ist der Versuch einer Uebersetzung der Briefe des Horaz von Wolf, mit Scholien, die keinem unbekannt bleiben darf, der hier das Aechte erkennen will. dd.

Horatier, drei Brüder unter den Römern, welche unter Tullus Regierung und auf Tullus Vorschlag mit eben so viel Brüdern (den Curiatiern) von Albanischer Seite gekämpft haben sollen, um den Streit beider Völker im Zweikampf zu entscheiden. Sie sollen, setzt Dionysius von Halicarnaß hinzu, um das Wunder voll zu machen, beiderseits die Söhne zweier Schwestern und zu gleicher Zeit geboren seyn. Auch war überdies einer der Curiatier an eine Schwester der Horatier verlobt. Allein beide Theile vergaßen ihre Familienverhältnisse über der Sache des Vaterlandes. Als Tullus der Horatier Willen vernommen, welchem der Vater derselben, als dem seinigen, beistimmte, ließ er die Brüder, umringt von dem Römischen Heer, feierlich einsegnen und der Götter Schutz empfehlen. Dasselbe geschah auch von Seiten der Albaner. Hierauf wurde von beiden Theilen auf einer großen Ebene der Kampfplatz abgesteckt, zuvor aber an dem gemeinschaftlichen Opferaltar die Uebereinkunft beschworen, daß die Partei der Besiegten der siegenden ohne Ausflucht unterwürfig seyn sollte. Darauf traten die Kämpfer in den Kampfplatz, und aller Erwartung war auf den entscheidungsvollen Kampf geheftet. Heiß war der Streit: denn es wurde von beiden Seiten tapfer gefochten. Aber bald fielen zwei der Römer zu den Füßen ihrer Sieger. Die Albaner jauchzten, die Römer sprachen dem übriggebliebenen Horatier Muth ein. Ungleich war der Kampf, aber List ersetzt die Kraft. Der Horatier sieht, daß seine Gegner alle schon durch Wunden ermüdet sind. Er selbst ist noch unverwundet. Um sie daher noch mehr zu entkräften und von einander zu

ennen, ergreift er zum Schein die Flucht, und da sie nun, wie er gewünscht, so weit es jedem seine Wunden verstatten, ihn verfolgt haben, hrt er plötzlich um, streckt die getrennten Gegner, einen nach dem anern todt zu Boden, und entscheidet dadurch den Sieg und die Oberrrschaft seines Vaterlandes über die Albaner. Unter lautem Jubel er Römer zieht er dann mit den Waffen der Erschlagenen beladen in ie Stadt zurück. Aber er befleckte die siegreiche That durch übereilten Schwestermord. Denn als er sich der Stadt näherte, sah er unter em Volk seine Schwester in Thränen über den Tod ihres Bräutigams ehen. Sie brach in Verzweiflung aus, und nannte lautklagend den amen des Geliebten, da sie den Waffenrock, den sie dem Geliebten lbst verfertigt, als blutige Trophäe über den Schultern des Bruders ängen sah, den sie als Mörder betrachten mußte. Dieser aufgebracht, aß Klagen über den Geliebten in den Jubel des Vaterlandes und sei- en Sieg sich mischen, stößt in dem Rausch des Sieges zürnend der Schwester den Dolch in die Brust. Nach strenger Gerechtigkeit, welche ie Römer stets übten, sollte er zum Tode verurtheilt werden. Dies eschah auch, ohne Rücksicht auf jene That, durch welche er sich um ein Vaterland so verdient gemacht hatte. Schon sollte das strenge rtheil vollzogen werden, als der Horatier auf Tullus Rath an das Volk appellirte. Das Volk ertrug des alten Vaters Thränen nicht, er, vor kurzem noch von blühenden Kindern umgeben, durch schimpfichen Tod des letzten seiner Söhne beraubt werden sollte. Der Bereier des Vaterlandes wurde also von der Todesstrafe losgesprochen; och mußte er zuvor, um den Gesetzen Genüge zu leisten und den Mord u versöhnen, nach angestelltem Opfer mit verhülltem Haupt unter einem quer über die Straßen gezogenen Balken (gleichsam unter dem Joche) hinweggehen; welches bei den Römern für eine schimpfliche Strafe geachtet wurde. T.

Horatius Cocles. Als der Etrurische König Porsenna, zu welchem die aus Rom vertriebenen Tarquinier geflüchtet waren, im J. 507. vor Chr. Geb. gegen Rom furchtbar vordrang, soll nach der historischen Sage ein muthiger Mann jenes Namens dem Feind fast allein sich entgegengestellt, und ihn durch lange, tapfere Gegenwehr so lange aufgehalten haben, bis hinter ihm und auf sein Zurufen die Tiberbrücke abgebrochen war. Dann stürzte er sich, ermattet von Wunden, mit seiner ganzen Rüstung in den Strom, und erreichte, trotz der ihm folgenden Pfeile des Feindes, glücklich das gegenseitige Ufer der Tiber. Das Vaterland belohnte ihn durch eine Ehrensäule, und seine Mitbürger nannten ihn dankbar den Retter des Vaterlandes. Er soll ein Abkömmling der bekannten Horatier (s. dies. Art.) gewesen, und den Beinamen Cocles daher empfangen haben, daß er im Kampf ein Auge verlor. T.

Horeb, eine Spitze desselben Gebirges in Nordarabien, auf dem nicht weit davon der Sinai liegt, ist durch die Geschichte Mosis merkwürdig. Die Sinaitischen Mönche zeigen noch jetzt am Horeb, den die Araber Djiabel Musa nennen, den Fels, wo auf Mosis Schlag Wasser hervorsprang. Nach ihm nannte eine kleine Partei der Hussiten einen Berg zwischen Ledez und Lipnicze in Böhmen, wo sie sich versammelten, Horeb, und sich selbst Horebiten.

Horen sind bei Homer Luft- und Windgöttinnen, die Pförtnerinnen des Himmels. Der alte Jonische Sänger gibt keine Anzahl und keine Namen von ihnen an, eine alte Sage aber berichtet, die Athener hätten deren zwei gekannt. Thalia, die Hora der Blü-

the und des Frühlings, und Karpo, die Hora des fruchtbringenden Herbstes. Beide findet man anderwärts auch als Chariten oder Grazien genannt, die indeß eine Zeitlang mit den Horen wenn nicht als einerlei, so doch als eng verschwisterte, Göttinnen gegolten haben. Beide waren da aber nicht als bloße Pförtnerinnen des Himmels, sondern Göttinnen der Jahreszeiten; der Begriff von den Horen hatte sich also verändert, aber doch noch nicht so, daß sich die spätere Bedeutung nicht mit Leichtigkeit aus der früheren ableiten ließe. Selbst der Begriff von Schönheitsgöttinnen, welcher mit den Chariten und Horen in der Folge der Zeit verbunden wurde, entwickelt sich ungezwungen daraus. Hora bedeutete nämlich ursprünglich Luft; mit diesem Begriff verband sich aber 2) der Begriff der Zeit, der bei Homer häufig vorkommt (hora, bei den Römern die Stunde) hiernächst 3) das Jahr. Immer ist hier noch von keiner Jahreszeit die Rede, und wenn Homer diese bezeichnen will, setzt er hinzu: die Hora des Frühlings, Winters ꝛc. Sodann aber findet sich in engerer Bedeutung 4) Hora als Jahreszeit des Frühlings oder Sommers, und weil diese die schönste ist, 5) als die Zeit der Blüthe des Menschen, der Jugend, Schönheit. Wie die Horen und Chariten gemeinschaftlich als Göttinnen der Jahreszeiten gedacht werden konnten, läßt sich leicht einsehen, wenn man weiß, daß die Chariten der Etymologie nach die Erfreuenden, Freude spendenden, bedeuten. Nur muß man auch hier nicht an die späteren Chariten denken, sondern an die früheren Attischen, Hegemone, die Führerin, nämlich des Jahres, und Auxo, die Vermehrende, Wachsthum Befördernde. Mit diesen beiden wurden die Attischen Horen oft vermengt, und man unterschied beide nachher so, daß man die Horen als die Jahreszeiten überhaupt herbeiführend, die Chariten als die Annehmlichkeiten derselben ertheilend, dachte. Bis hieher ist die Schwierigkeit, diesen Mythus zu entwickeln, nicht zu groß, sie vermehrt sich aber, wenn man die spätere Aussage von den Horen bei Hesiodus hinzunimmt. Bei diesem Dichter sind der Horen drei, Töchter der Themis, und heißen: Dike, Gerechtigkeit, Eunomia, gesetzliche Ordnung, und Eirene (Irene), Friede. Daß diese mit den Pförtnerinnen des Himmels, mit den Göttinnen der Jahreszeiten nichts gemein haben, daß bei jenen eine physische, bei diesen eine moralische Idee zum Grunde liege, springt in die Augen. Es ging den Horen wie den Chariten. Wie bei diesen die Idee von dem physisch Wohlgefälligen auf das geistige Schöne übergetragen wurde, so bei jenen die Idee von dem physisch Gesetzlichen auf das geistig Gesetzliche, wobei sie immer noch als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen gedacht wurden. Nur fragt sich, wie es möge gekommen seyn, daß drei politisch-sittliche Abstracta als Horen so an die Stelle der Zeit- und Jahresgöttinnen traten, daß diese darüber fast in Vergessenheit geriethen? Ohne Zweifel trat Themis hier als vermittelnde Idee ein. Die Horen als Zeitgöttinnen wurden deren Töchter, insofern man früher unter ihr physische Ordnung und Gesetzlichkeit dachte, besonders im Laufe der Zeit. Diese Töchter mochten anfangs ganz andere Namen haben. Da man nachher Themis als moralische Ordnung dachte, legte man ihr jene moralischen Abstracta als Töchter bei, und diese verdrängten entweder die früheren Attischen, oder traten an die Stelle der noch namenlosen Homerischen. Auch auf diese Weise erhält man aber Schönheit wieder als das Letzte bei den Horen, so daß sie Schönheitsgöttinnen als Göttinnen der Gesetzlichkeit, d. i. der Wohlordnung und des Maaßes

sind. Daß man oft genug alle diese Ideen mit einander vermischt habe, und daß der Mythus von den Horen dadurch sehr verwickelt worden sey, erhellt aus der doppelten Namenreihe derselben bei Hygin, welcher zwei Mal eilf Horen namhaft macht. Und zwar sind die Namen der später genannten von den früher genannten durchaus verschieden. Alle Namen aber sind bedeutende, und untersucht man sie, so findet man in dem ersten Namenverzeichnisse lauter Töchter der Themis als Jahreszeiten und Urheberinnen des bürgerlichen Wohlstandes, in dem zweiten aber die Horen in der engeren Bedeutung als Zeiten des Tages und des Lebens zusammengetragen. Nach der gewöhnlichen Angabe blieben indeß drei Horen,

Welche dem Menschengeschlecht vollzeitigen alles Beginnen,

wie Hesiodus sagt. Die bildende Kunst stellte in den ältesten Zeiten auch nur zwei dar, z. B. am amykläischen Throne. Drei hingegen waren am Throne des Olympischen Jupiter. Auf der Basis eines Leuchters in der Albanischen Villa sieht man sie in der Stellung von Tanzenden, die Kleider mittelst einer in den Seiten gebundenen Schleife in die Höhe gezogen. Die erste Figur trägt eine Fruchtschale in der Hand, und neben ihr liegen Früchte, ein Symbol des Herbstes; die übrigen zwei halten nichts in der Hand, aber zu den Füßen der einen brennt auf erhöhten Steinen ein Feuer, das Sinnbild des Winters, und an der Seite der dritten steigt eine Blume, das Bild des Lenzes, empor. Auf den Köpfen tragen sie Kronen von Blättern. (Winkelmann Monum. ined. N. 47. 48.) Als vier Figuren erscheinen sie auf der vierseitigen Basis eines Leuchters im Farnesischen Palaste (Ebendas. 2, 58), vorzüglich schön und charakteristisch aber auf einem Sarkophag in der Albanischen Villa. (Ebendas. N. 111.) dd.

Hören; s. Gehör.

Horizont (von ὁρίζειν, begränzen) oder Gesichtskreis, auch Horizontalkreis genannt, ist im Allgemeinen der Kreis, in welchem scheinbar der Himmel von der Erde begränzt wird. Er ist unter den größten Kreisen einer der wichtigsten. Aufgang, Untergang und Höhen der Gestirne werden bloß auf ihn bezogen, überdies gibt er mit andern größern Kreisen der Himmelskugel merkwürdige Durchschnittspunkte. Er theilt die ganze Himmelskugel in die obere und untere Halbkugel, die, wie aus dem Folgenden erhellen wird, als gleich zu betrachten sind. Seine beiden Durchschnittspunkte mit dem Meridian bestimmen die Mittags- und Mitternachtspunkte, deren Entfernung von einander die Mittagslinie ausmacht. Mit dem Aequator geben seine Durchschnittspunkte den Morgen- und Abendpunkt. Diese 4 Punkte zusammengenommen theilten den Horizont in 4 Quadranten, Viertel. Man unterscheidet in der Astronomie den scheinbaren Horizont von dem wahren. Jener ist die ebene Fläche des sichtbaren Kreises, welche die gekrümmte Oberfläche der Erdkugel an der Stelle berührt, wo der Beobachter sich befindet, dieser aber die ebene Fläche, die durch den Mittelpunkt der Erde und mit dem scheinbaren Horizont parallel geht. Erweitert man beide bis zur scheinbaren Himmelskugel, so ist ihr Abstand von einander das Maaß von einem Winkel im Mittelpunkt der Erde, welcher die Horizontalparallaxe genannt, und desto kleiner wird, je mehr man die Himmelskugel erweitert. Daß bei den Fixsternen keine Horizontalparallaxe Statt finde, ist unter Astronomie und Fixstern angeführt worden. Die Erde ist in Beziehung auf sie nur ein

Punkt, und es ist einerlei, ob man den scheinbaren oder wahren Horizont als den Ort annimmt, von dem aus man sie betrachtet. Bei Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten kommt aber dieser Umstand allerdings in Erwägung, und man muß dieselben auf den wahren Horizont reduciren. Da die Horizontalebene allemal senkrecht auf der lothrechten Linie steht, so wird horizontal für gleichbedeutend mit wagerecht gebraucht. Horizontalwinkel ist ein Winkel, der in der Horizontalebene gemessen wird.

Horn, Waldhorn, Cor de chasse, Corno di Caccia, ein blechernes Blasinstrument ohne Tonlöcher, aus einer langen, rundgewundenen Röhre bestehend, die sich in einen weiten Schalltrichter endigt, wird mittelst eines metallenen Mundstücks mit einem konischen Kessel und schmalen Rand intonirt. Wegen der Länge seines Rohres steht es um eine Octave tiefer, als die Trompete, hat aber sonst mit dieser vieles gemein, aber einen weiteren Umfang und keine so grellen Töne. Um die Töne b, fis, s, welche auf dem Horn mit unserm temperirten Tonsystem nicht völlig übereinstimmen, nach dem Tonsystem zu verbessern, und überhaupt Töne anzugeben, welche das Horn von Natur nicht angibt, hat man das Stopfen erfunden, welches darin besteht, daß der Hornist bei Intonation der Töne, durch mehr oder weniger Hineinschieben der Hand in den Schalltrichter, der Luft den Ausgang mehr oder weniger hemmt. Zum Ausdruck des Großen ist es nicht geeignet; aber sanfte, süße, zärtlichklagende und die Lücken der Saiteninstrumente ganz ausfüllende Töne liegen im Umfang des Horns. Das Studium desselben ist mithin dem Componisten sehr wichtig. Agricola, Jomelli und besonders Gluck gebrauchen es mit durchdringender Kraft und Wirkung. Die Deutschen haben es zur höchsten Vollkommenheit gebracht, haben ihm Klappen gegeben, die Mitteltöne durch das Stopfen erfunden, ja sogar Maschinenhörner gemacht, wo man bloß durch Einsätze in allen Tönen der Musik auf der Stelle begleiten kann.

Horne (John), mit dem von einem seiner Freunde angenommenen Beinamen Tooke, berühmt als Mitglied des Unterhauses im Englischen Parlament, ist der Sohn eines reichen Einwohners von Westminster, der bei dem Spital von Middlesex die Stelle eines Schatzmeisters bekleidete. Geboren 1736, studirte er mit Auszeichnung auf der Universität zu Cambridge, erhielt, da er dem geistlichen Stande bestimmt war, ein ansehnliches Benefiz, und würde mit Hilfe seiner Gönner zu den ersten Würden der Englischen Kirche emporgestiegen seyn, wenn sein Hang zur Unabhängigkeit ihn nicht auf die Seite der Opposition geführt und somit vom Hofe entfernt hätte. Dies geschah besonders durch die eifrige Vertheidigung von Wilkes, der es Horne's Bemühungen zu verdanken hatte, daß er 1767 triumphirend als Repräsentant von Middlesex in das Parlament trat. Auf so große Freundschaftsbezeugungen folgte aber bald ein öffentlicher Bruch. Horne beschuldigte Wilkes der Undankbarkeit; ihr Zwist wurde öffentlich, und Horne Tooke 1771 von dem berühmten Junius in einem Brief an den Herzog von Grafton der religiösen und politischen Abtrünnigkeit beschuldigt. Als die Amerikanischen Streitigkeiten anfingen, ward er der Anwald der Colonien, behauptete die Gerechtigkeit ihres Widerstandes, und ging so weit, für sie eine Subscription zu eröffnen. Dabei erklärte er sich entschieden gegen den Krieg. Da sich ihm alle Aussichten auf ein geistliches Amt verschlossen zeigten, gab er seine Benefizi auf und trat in den weltlichen Stand zurück. Beim Ausbruch der Französischen Revolution fiel er in den Verdacht strafbarer Einver-

indniſſe mit den Jacobinern, und wurde auf Befehl der Miniſter
retirt. Erſkine vertheidigte ihn mit großer Beredſamkeit, und die
ury ſprach ihn zur Genugthuung des Volks, das ſich in den Straßen
ſammengerottet hatte, los. Im J. 1801 wählte ihn die Grafſchaft
Zilt zu ihrem Deputirten im Unterhauſe, Lord Temple griff ſeine
Zahl als eines Geiſtlichen lebhaft an, allein eine im Hauſe der Pairs
nctionirte Bill erlaubte ihm, für die Dauer des gegenwärtigen Par-
ments im Unterhauſe Sitz zu nehmen, ſchloß aber für die Zukunft
den aus, der zum geiſtlichen Stande gehöre. Auch als Philolog hat
ch Horne Tooke rühmlich bekannt gemacht, beſonders durch ſeinen
)rief an John Dunning und durch ſeine Feyerſtunden von Purley.

Hornemann (Friedrich). — Eines Tages, im Sommer 1795,
m zu dem ehrwürdigen Hofrath Blumenbach in Göttingen ein jun-
er Mann von Hannover, der ehedem Theologie auf der dortigen Uni-
erſität ſtudirt hatte, und vertraute ihm, daß er ſeit 4 Jahren ſchon
einen größern angelegentlichen Wunſch hege, als eine Gelegenheit zu
nden, das innere Afrika bereiſen zu können. Dieſer junge Ge-
hrte, gebildet, hoffnungsvoll, war Friedrich Hornemann. Er
)ünſchte, der African Association zu London empfohlen zu werden. —
tis Blumenbach nach genauer Prüfung fand, daß dies ein wohlüber-
gter, reif durchdachter, und ſelbſt von Hornemanns Mutter, einer
ürdigen Predigerwittwe zu Hildesheim, deren einziger Sohn er war,
enehmigter Plan ſey, und nachdem er nach Hornemanns Rückkehr
ach Hannover nähere Erkundigungen über dieſen eingezogen, und das
Reſultat gezogen hatte, daß derſelbe zu einem Unternehmen, wie er es
orhabe, gleichſam geboren ſey: ſchrieb er deshalb wirklich nach Lon-
)on. — „Wenn der Herr Hornemann das iſt, was Sie ſagen, ſo iſt
r der Mann, den wir ſuchen," war die Antwort aus London, die
Blumenbach auf der Stelle ſeinem Schützlinge mittheilte. In einer
Nacht entwarf er einen kernigten, durchdachten Aufſatz über ſeinen
Plan für die Societät, den Blumenbach ſogleich nach London abſchick-
e, und kurz darauf von einer Committee der Aſſociation die beifällig-
ie Reſolution für ihn erhielt. Hornemann, dem Ziele ſeines größten
Wunſches ſo nahe, kam im Sommer 1796 wieder nach Göttingen,
m noch einige Zeitlang die dortigen öffentlichen gelehrten Anſtalten,
)en Unterricht und nähern Umgang einiger der daſigen Lehrer zu ſeiner
veitern wiſſenſchaftlichen Vorbereitung, zur Uebung in der Arabiſchen
Sprache u. ſ. w. zu benutzen, und ging dann im Februar 1797 nach
London ab, wo er mit Auszeichnung von der Societät, die über die
getroffene Wahl mit ſich ſelbſt und Blumenbach ſehr zufrieden war,
aufgenommen wurde. — Da ihm viel daran liegen mußte, mit einigen
Gelehrten in Frankreich ſich beſprechen zu können, ſo beſchloß er, über
dieſes Land ſeinen Weg zu nehmen. Baronet Banks verſchaffte ihm
einen Paß vom Franzöſiſchen Directorium; im Juli (1797) ging Hor-
nemann von London nach Paris ab, wo vornehmlich Lalande ſich
für ihn intereſſirte; ohnehin war der Ruf ſeiner Beſtimmung ihm vor-
ausgegangen und mehrere Empfehlungsſchreiben unterſtützten ihn. La-
lande ſtellte ihn dem Nationalinſtitute, wo er viel Gutes von ihm
ſprach, vor, und man erzeigte ihm, als einem jungen Manne, von
dem man vieles erwarte, große Aufmerkſamkeit. Die zufällige Anwe-
nheit mehrerer Franzöſiſchen Conſuls von der nördlichen Küſte Afrika's
war von großem Vortheile für ſeine Abſicht: durch Brouſſonet, damals
beſtimmten Conſul für Mogadore, kam er mit du Roche, Generalcon-
ul zu Tanger, und mehrern merkwürdigen Männern in Berührung;

rührung; die Bekanntschaft mit einem Türkischen Kornlieferanten aus Tripoli ward ihm, außer dessen guten Rathschlägen, auch noch besonders dadurch nützlich, daß er ihm ein Empfehlungsschreiben in Arabischer Sprache an einen bedeutenden Freund in Cairo mitgab. In Marseille, wo er mit einem Schreiben von Lalande an den Astronomen Thullis ankam, schiffte er sich (am 11. Aug. 1797) nach Cypern ein, und ging von da über Limosol und Alexandrien (angekommen das. den 13. Septbr.) nach Cairo (am 27. Septbr.), wo er vorläufig so viel Nachrichten als möglich vom innern Afrika einsammeln wollte, bis er mit den Negergesellschaften, die jährlich von Cashna dahin kommen, um vorzüglich mit den Damascenern zu handeln, in ihre Heimath gelangen könnte. Während seines zehntägigen Aufenthalts in Alexandrien stellte er, trotz der nahe schwärmenden Araber aus den Wüsten, mineralogische Untersuchungen an, fand auch durch einen sonderbaren Zufall in einem dortigen Kloster einen alten freundlichen Mönch, Pater Christianus genannt, einen gebornen Deutschen, der auch im Begriff stand, nach Cairo zu reisen. — Als Hornemann in dieser Stadt ankam, traf er darinn einen Bekannten seines Protektors Blumenbach, den Major Schwarz, mit welchem er gemeinschaftlich den Plan entwarf, die Pyramiden bei Gize oder Dsjise näher zu untersuchen. Noch war er in Cairo, als die Französische Armee daselbst einrückte; er wurde nebst allen übrigen dort befindlichen Franken sogleich in die Festung gebracht, um vor der Wuth der aufgebrachten Einwohner sicher zu seyn. Nach wieder erlangter Freiheit ward er bald mit Monge und Bertholet bekannt, und durch diese dem General Bonaparte vorgestellt, der ihm viele Achtung erwies, ihm seinen Schutz in Cairo, und wenn er reisen wolle, Pässe und sogar Geld anbot. Nun eilte Hornemann, seinen frühern Plan, in der Rolle eines muhamedanischen Caravanen-Kaufmanns mit der Fezzan-Caravane zu reisen, auszuführen; er vereinigte sich mit seinen Fezzaner Freunden, zog auf die Association so viel Geld als er nöthig hatte, um als Kaufmann mit Kameelen, Pferden und Waaren sich zu versorgen, zugleich aber auch mit der Vorsicht, daß er immer der Unbemittelteste unter allen schien, damit er nicht die Habsucht seiner Gefährten reizen möge. Am 12. Sept. 1798 brach die Caravane auf. Aus einem Briefe Hornemanns an den Baronet Banks aus Cairo vom 11. Dec. 1798, ersieht man, daß er damals den Plan hatte, von Fezzan nach Cashna zu gehen, und dann aus dem Herzen von Afrika mit der besten Gelegenheit, sey's westlich über Senegambien oder östlich durch Aethiopien zurückzukehren. Zugleich nahm er einen Renegaten, Joseph Freudenburg, einen gebornen Deutschen, als Diener mit sich, der jedoch in Murzuk, Fezzans Hauptstadt, schon starb. — Von Murzuk aus ging Hornemann nach Tripoli, ordnete dort seine Papiere und schickte sie nach England. Von diesem, in Deutscher Sprache geschriebenen, Tagebuche, das jedoch nur eine vorläufige Skizze seiner gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen seyn sollte, veranstaltete die Afrikanische Gesellschaft eine Englische Uebersetzung, die im Jahre 1802 als Schluß des zweiten Bandes der „African Researches, or Proceedings of the Association for promoting the Discovery of the interior parts of Africa, London 4.“ erschien, aus der deutschen Handschrift des Verf. in demselben Jahre von Carl König Deutsch herausgegeben worden ist, und im 7ten Bande der Sprengelschen Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen ꝛc., mit Zusätzen von Rennel, sich befindet. Am

1. December 1799 trat Hornemann seine Rückreise nach Fezzan an. Ehe er Tripoli verließ, händigte ihm der Bascha, bei dem er jenen Türkischen Lieferanten, den er in Paris hatte kennen lernen, wieder fand, einen Paß, worin er ihm einen angenommenen Türkischen Namen beilegte und für einen seiner Geschäftsleute ausgab, in einer öffentlichen Audienz, wo er ihn bei seinem Türkischen Namen aufrief, ein. Von zwei Kameelen, die er mit sich nahm, trug das eine sein Gepäck, Waffen, Lebensmittel, Wasservorrath, Instrumente und Bücher; das andere aber war mit allerlei kleinen Waaren beladen; seine profanen Bücher übergab unser Reisender vorher den Wellen des Nils, und versah sich dagegen sehr vorsichtig mit dem Koran und einigen andern heiligen Büchern. Am 20. Jan. 1800 kam er glücklich wieder in Murzuk an, von wo aus er am 20. Februar und am 6. April an den Baronet Banks schrieb; ein Brief vom 24. März, auf den Hornemann in seinem vom 6. April sich bezog, war leider nicht angelangt; dieser letztere widerlegte jedoch das schon dort einmal sich verbreitete Gerücht seines Todes. — Von Murzuk aus ging er mit einer Caravane nach Burnu ab (am 7. April 1800), und seit der Zeit sind keine sichern Nachrichten über ihn wieder eingelaufen, denn die eine, welche (am 24. Aug. 1804) die Hamburger Zeitung von seiner Rückkehr nach London mittheilte, ward als falsch späterhin widerrufen. I.

Hornhaut, die durchsichtige, aus feinen Platten bestehende hornartige Haut, welche vorn den kleinen Kugelabschnitt des Augapfels bildet. (S. unter Gesicht.) — Die Hornhautfistel ist eine fistelartige Krankheit an der Hornhaut. Die vollkommene Hornhautfistel hat an der äußern und innern Oberfläche der Hornhaut eine Oeffnung; die unvollkommene hat nur auf Einer Fläche eine Oeffnung; die einfache hat keinen harten Rand an der Oeffnung, welchen dagegen die zusammengesetzte hat. — Hornstein, ein Name verschiedener Steinarten, welche in Ansehung ihrer Farbe, der Durchsichtigkeit oder ihres Gewebes Aehnlichkeit mit dem Horne haben. So werden alle durchscheinende Steinarten, welche im Bruch muschelförmig sind, Hornsteine genannt. Dahin gehören der Achat mit seinen Unterarten, der Korallenstein, auch der gemeine Feuerstein, welcher vorzugsweise Hornstein genannt wird. — Hornwerk im Festungsbau, ist ein aus zwei halben Bollwerken und einem Zwischenwalle bestehendes Außenwerk, dessen zwei Bollwerke die äußersten Enden oder Hörner ausmachen.

Horoscop, ein mit den Tages- und Nachtlängen bezeichnetes mathematisches Instrument. Die Astrologen bedienten sich desselben, um die Stellung der Gestirne bei der Geburt eines Menschen zu bestimmen: Sie nannten dies Nativitätstellen, und hielten es für einflußreich auf die Handlungen und Schicksale der Menschen.

Hörrohr, s. Gehörwerkzeuge (künstliche).

Horst ist in der Jägersprache das zwischen die Aeste aus Holzreisern, Erde, Grashalmen und Moos gebaute und freistehende Nest der Raubvögel; und beim Landwirthe theils ein im Moorlande liegender erhabener Platz oder Hügel, der auch in nassen Jahren trocken bleibt; theils bei Verbesserung des Sandbodens die ausgegrabenen Klumpen darunter liegenden Thons, wenn derselbe vitriolische Theile enthält. Um diese vitriolischen Thonklumpen zur Verbesserung des Sandbodens brauchbar zu machen, wird Kalk darunter gemischt, ehe sie dem Sandboden beigemengt werden.

Horus, ein Sohn der Isis, der gewöhnlich als Kind ihr im Schooße ruhend und an ihrer Brust saugend abgebildet wird. (S. Ty-

phon). Außerdem ist Horus, Horus Apollo oder Horapollo der Name eines angeblichen alten Schriftstellers der Aegypter, der über die Hieroglyphen geschrieben haben soll.

Hose, ein ursprünglich Asiatisches Kleidungsstück, das schon bei den Babyloniern eingeführt war, und bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe vertrat. In Europa finden wir die Hosen zuerst bei den Galliern, an denen sie den Römern so auffallend waren, daß diese einen Theil von Gallien deshalb das behosete Gallien (Gallia bracata) nannten. Bei den Römern selbst wurden sie erst in den spätern Zeiten allgemein; die Strümpfe trennte man aber nur vor einigen Jahrhunderten davon. Man trug sie bald eng, bald weit, wie die Mode wechselte. Die Pluder-Hosen waren besonders den Krummbeinigen willkommen. Man ging aber darin so weit, daß man wohl 200 Ellen Zeug zu einem Paar solcher Hosen verwandte. Unbegüterte stopften sie aus. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, der sie verboten hatte, ließ einst einem, den er in dergleichen Hosen erblickte, dieselben aufschneiden, da denn einige Scheffel Kleien herausfielen. Gegen diesen Unfug eiferten Ostander in seinem Hoffahrtsteufel und Musculus in seinem Hosenteufel. Erst unter Ludwig XIV. wurde die heutige Art von Hosen eingeführt. Im Orient tragen noch jetzt auch die Weiber Hosen.

Hose, s. Wasserhose.

Hoseas, der erste unter den kleinen Propheten des alten Testaments, in dessen Kanon sein Buch erst nach dem Babylonischen Exil eingetragen wurde, trat im Reiche Israel um 770 v. Chr. Geb. auf, um die Sittenlosigkeit seiner Zeitgenossen zu rügen und ihnen mit göttlichen Strafen zu drohen. Das durch ihre Schuld verletzte Verhältniß mit Gott kleidet er in den ersten drei Kapiteln seines Buchs in die den Hebräischen Dichtern wegen des Bundes, den Jehova mit den Israeliten geschlossen hatte, sehr geläufige Allegorie einer Ehe ein, die ihm sein Weib gebrochen. Die übrigen Kapitel behandeln denselben Gegenstand in abwechselnden Bildern mit Vorwurf, Ermahnung und Drohung; das nahe Exil wird vorher verkündigt, und die tröstliche Verheißung der endlichen Rückkehr des gebesserten Volks mildert das Ende dieses prophetischen Buchs. Sein poetischer Charakter ist Eile von Bild zu Bild, von Sentenz zu Sentenz; nirgend verweilt der Dichter lange, der Strom eines gewaltig aufgeregten Gefühls reißt ihn fort. Daher findet man bei ihm die Rundung, Anmuth und Harmonie, die andere Propheten auszeichnet, in geringerem Grade; das öftere schnelle Abbrechen, die Prägnanz seines Stils, und die schroffe Eigenheit seiner Bilder machen sein Buch an mehreren Stellen dunkel, und die nackte Derbheit seines Ausdrucks verletzt nicht selten das Zartgefühl. Dessenungeachtet wird er durch seine unverkennbare Originalität, durch die Tiefe und Wahrheit seiner Empfindung und durch die Kraft und Fülle seiner Diction, wenn schon als eine wilde Blume, immer einen vorzüglichen Rang unter den Dichtern des Hebräischen Alterthums behaupten. E.

Hosenbandorden, s. Orden.

Hosianna (Hebr.), d. i. Heil ihm! Hilf ihm (o Gott)! war ein bei den Juden gebräuchlicher feierlicher Glückwunsch für Könige und Helden der Nation, wie unser Vivatrufen. E.

Hospitäler, eigentlich öffentliche Anstalten, wo mehrere Kranke, sieche und alte Personen zur Heilung, Pflege und Versorgung aufgenommen werden. Sie unterscheiden sich von Lazarethen dadurch, daß die letztern bloß zur Aufnahme kranker Personen, jene aber auch zur

ebenslänglichen Verpflegung Armer bestimmt sind. Dieser Unterschied wird indeß jetzt im gemeinen Leben wenig geachtet, man nimmt Hospital, Spital und Lazareth in einerlei Bedeutung als öffentliche Anstalt zur Aufnahme von Kranken und der im Kriege Verwundeten. Die Hospitäler entstanden in Deutschland nach den Zeiten der Kreuzzüge, wo der aus dem Orient nach Europa und auch nach Deutschland gebrachte Aussatz sie nothwendig machte. Da der Aussatz sehr ansteckend war, und sich deshalb immer mehr verbreitete, so wurden die damit Behafteten in Aussatzhäuser gebracht und von den übrigen Menschen abgesondert. In der Folge wurde zwar der Aussatz in Deutschland seltener, diese Anstalten blieben jedoch, und wurden zur Verpflegung und Heilung auch anderer Kranken gebraucht. Hospitäler sowohl, als Versorgungs- und Krankenhäuser haben ihre Vortheile, aber auch große Nachtheile. Als Vortheile führt man an das leichtere Unterbringen armer und kranker Personen, mehrere Bequemlichkeit und Wohlfeilheit in ihrer Pflege und Wartung, größere Folgsamkeit der Kranken in Rücksicht ihres Verhaltens. Dagegen stehen folgende Nachtheile: die Wartung und Pflege für die Kranken selbst ist mangelhafter und oberflächlich, die Bequemlichkeit derselben geringer, als wo sie vereinzelt sind, die Kosten zu gut eingerichteten und gut unterhaltenen Hospitälern sind verhältnißmäßig viel zu groß. Der bedeutendste Nachtheil ist der, daß jede Anhäufung vieler, vollends kranker, siecher und alter Personen in einem engen Raum, eine Verderbniß der Luft verursacht, welche nicht nur von dem Mangel an gehöriger Reinlichkeit, von den Ausdünstungen dieser Menschen, sondern auch von dem schnellern Aufzehren des zum Leben nothwendigen Sauerstoffgases in der atmosphärischen Luft, und der Anhäufung anderer zum Athmen untauglicher Gasarten in derselben, besonders des Kohlenstoff-, Stickstoff- und Wasserstoffgases, herrühren mag. Diese ganz eigene Verderbniß der Luft macht solche Anstalten nicht nur im wörtlichen Sinne zu Siechhäusern, sondern auch zu Brutnestern bösartiger und ansteckender Krankheiten. H.

Hospitalfieber, ein eigenes bösartiges Fieber, welchem man einen Namen deswegen beilegte, weil es gemeiniglich in Hospitälern, besonders in den Militärspitälern und andern großen Krankenhäusern, wo viele Menschen in engem Raum und eingeschlossener Luft leben müssen, entsteht. Beinah jedes andere Fieber kann in solchen Spitälern einen bösartigen Charakter annehmen und einen ansteckenden Stoff erzeugen, wodurch alsdann dieselbe oder eine ähnliche Krankheit auch bei andern Personen entstehen kann. Die Ursachen der Entstehung und Eigenheit dieses Hospitalfiebers sind theils vorhergegangene Strapazen, Mangel an gesunder und guter Nahrung, Sorge und Angst besonders aber die eigenartige Verderbniß der Luft vom Beisammenleben vieler Menschen in einem engen Raum, oder selbst nur weniger in einem verschlossenen engen Behältnisse, daher ein ähnliches Fieber bei den in Kerkern eingeschlossenen, auf Schiffen oder in engen dumpfen Hütten lebenden Menschen entstehen kann. Man hat es häufig mit Nervenfieber, Typhus u. a. m. verwechselt, welche jedoch niemals ganz seinen Charakter ausdrücken, obgleich es von jedem etwas annehmen kann. Das Hospitalfieber aber ist seinem Ursprunge nach in hohem Grade das, was man sonst unter dem Faulfieber und faulichtem Nervenfieber begriff, nemlich ein Fieber mit gesunkener Lebenskraft und Verletzung der Verrichtungen des Nervensystems. Die Ursachen nämlich, welche es hervorbringen, vermindern nicht nur die Energie des arteriellen und nervösen Systems, sondern verändern selbst die normale Mischung zunächst des

Blutes und dann der übrigen Flüssigkeiten, woher die Zufälle, schneller, aber schwacher und kleiner Puls, Schwäche in allen willkührlichen und unwillkührlichen Verrichtungen, schlechte Eiterung der Geschwüre, Geneigtheit zu Brand, zu Blutungen, übermäßigen Schweißen und andern Ausleerungen, das eigene Gefühl von Mattigkeit, Irrereden und Verlust des Bewußtseyns, entstehen. Der vom Hospitalfieber erzeugte ansteckende Stoff erregt auch in andern Menschen ein Fieber, welches jedoch von dem ursprünglichen sich verschieden darstellen kann. Hier kommt es nämlich auf Einflüsse der Witterung und Jahrszeit, und auf individuelle Constitution des befallenen Subjects an, welchen Charakter und welche Form die Krankheit annehmen wird. Bei kraftvollen, jugendlichen, gutgenährten und vollblütigen Personen, bei denen das arterielle System vorherrschend, oder durch erhitzende Getränke gesteigert ist, bei trockner, kalter Luft, in einer zu Entzündung disponirenden Witterung und Jahreszeit entsteht ein entzündlicher Zustand des Nervensystems, welcher bis zur Höhe einer Gehirnentzündung steigen kann, mit schnellem, aber vollem und selbst etwas härtlichem Puls und mit heftigen Phantasiren begleitet ist, und die sogenannten antiphlogistische Heilmethode, Mittelsalze, vegetabilische Säuren, selbst zuweilen Blutausleerung erfodert. Bei andern Subjecten hingegen, deren Unterleibsorgane schon vorher gelitten haben, oder geschwächt sind, bei fehlerhafter Diät, feuchter, gelinder oder warmer Witterung und Jahreszeit wird der entzündliche Zustand mehr das Nervensystem des Unterleibes, besonders die großen Nervengeflechte desselben befallen; es entsteht dann das sogenannte gastrische Nervenfieber, welches mit Zufällen einer gestörten Verdauung, belegter trockner, schwarzer Zunge, Uebelkeit, Würgen u. s. w. erscheint, welche scheinbar den Gebrauch der Brechmittel anzeigen, und oft zur wirklichen Anwendung derselben verführen. Ergreift aber das ansteckende Gift solche Subjekte, bei welchen die oben genannten und andere die Arteriellität herabsetzende, das Nervensystem verletzende, die Säfte selbst verändernde Einflüsse Statt gefunden haben, so entsteht ein dem ursprünglichen Hospitalfieber ähnliches Fieber, welches man das typhose, faulichte, oder auch adynamische nennen könnte. Es zeigt sich indeß selten eine Form dieses Fiebers ganz rein, indem bei jedem Kranken dies Uebel in unterschiedlichen Graden, in mannigfaltigen Verbindungen sich darstellt, bald der, bald jener Theil vorzüglich angegriffen ist, eine Form in die andere übergeht. Daher ist leicht begreiflich, daß weder einerlei Methode, noch weniger ein allgemeines Mittel dagegen anzuwenden ist, sondern daß der Arzt auf den Ursprung und die Entstehungsart, auf die Natur der äußern Einflüsse, auf den Charakter und die Form, auf die vorzüglich leidenden Organe, auf den Verlauf der Krankheit und die in demselben sich ereignenden Veränderungen genau Acht haben, und die Behandlung danach einrichten muß. Die Behauptung, daß von dem Hospitalfieber nur ein Mal ein Mensch angesteckt werden könne, gilt nur von derjenigen Form desselben, als Petechialfieber, welches wahrscheinlich, wie mehrere andere Ausschlagsfieber, sich nur ein Mal im Körper erzeugt. S. Petechien. Zur Verhütung der Entstehung des Hospitalfiebers trägt am meisten die Vermeidung der dasselbe begünstigenden Ursachen bei, Erneurung der Luft, Verbesserung der Nahrungsmittel u. s. w., vor allem aber, daß man die Kranken nicht zusammenschichtet, sondern so viel als möglich absondert und vereinzelt. Die Ansteckung hat man durch mineralsaure Dämpfe zu vermeiden, oder doch zu vermindern gehofft, indem das ansteckende Gift, welches man von ammoniakalischer Natur vermuthet, durch die sauren

Dämpfe zerstört werden soll. Allein, da man die Natur jenes Stoffes noch nicht hinlänglich kennt, so ist die Wirksamkeit jener Dämpfe noch immer zweifelhaft. Vermeidung der Atmosphäre solcher Kranken und der Berührung solcher Dinge, welche den ansteckenden Stoff von ihnen aufgenommen haben, bleibt das sicherste und wahrscheinlich einzige Verhütungsmittel der Ansteckung. H.

Hospodar, im Slavischen so viel als Herr, ist der Titel der Fürsten der Moldau und Walachei. (S. d.)

Hostien heißen die kleinen, runden, dünnen, weißen, von ungesäuertem Weitzenmehle gebackenen Scheiben, die man in der lutherischen und Römischen Kirche bei der Communion anstatt des Brodes zu brauchen pflegt. Vor dem 4ten Jahrhunderte wurden bei dem heil. Abendmahle gewöhnliche Brode gebraucht, bald darauf aber besondere, und eigends zu diesem Gebrauche bereitete Brote üblich, bis im 4ten Jahrhundert runde große Oblaten aufkamen, welche man nach geschehener Consecration in so viel Stücken zu zerbrechen pflegte, als nach der Anzahl der Communicanten nöthig waren. Seit dem 12ten Jahrhunderte wurden die hier beschriebenen Hostien, auch Oblaten genannt, eingeführt. — Von der Römisch-katholischen Kirche wird das Brod im Abendmahle darum Hostie genannt, weil sie die Verwandlung desselben in den Leib Christi annimmt, und sich des Ausdrucks bedient, der Leib Christi werde von dem Meßpriester als ein unblutiges Opfer (hostia) dargebracht.

Hottentotten, die Urbewohner des südlichsten Afrika, durch die Holländische Colonie (welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung auf Vorstellung eines Holländischen Wundarztes, Johann Wankisbek, der 1652 aus Indien nach Amsterdam zurückkam, und durch denselben angelegt wurde) durch List allmählig unterjocht und getrennt. Sie sind in viele Horden, Geschlechter und Familien abgetheilt. Einige leben als Dienstboten in den Häusern der Colonisten, oder in der Nähe von den Höfen der Colonisten in einiger Abhängigkeit von ihnen, andere in weit entlegenen Dörfern. Die ersten nennt man Cap- oder Coloniehottentotten, die letztern wilde oder Schakalshottentotten. Viele haben auch nach den Gegenden, wo die Familien wohnen, einen besondern Namen. Zu den bekannten Arten der Hottentotten gehören: die Chonaquacs- oder Gonakashottentotten, welche in der Nähe des Kaffernlandes wohnen, und stärker, größer und schwärzer als die übrigen Hottentotten sind; diese sind es vorzüglich, welche Vaillant schildert; ferner die Buschmänner (Boschmannen), welche in den buschigen und gebirgigen Gegenden der südlichen Spitze von Afrika vom Raube leben, und den Colonisten, welche dieselben verdrängt haben, sehr gefährlich sind. Meisterhaft hat ihre eckelhafte Thierheit Lichtenstein in seiner Reise in das südliche Afrika geschildert. Die durch Vermischung der Weißen mit den Hottentottinnen entstandene Race nennt man Mestizhottentotten. Sie sind frei wie diese.

Hottinger, der Name einer Schweizerischen Familie, welche durch mehrere Gelehrte, vorzüglich Theologen, berühmt geworden ist. Unter ihnen ragt am meisten hervor 1) Johann Heinrich, der Aeltere *), geboren zu Zürich im J. 1620. Schon in der Schule zu Zü-

*) Der zweite dieses Namens war ebenfalls Professor der Orientalischen Sprachen in Zürich, und starb 1692; dessen Sohn, der dritte dieses Namens, als mystischer Theolog durch mehrere ascetische Schriften bekannt, war theolog. Professor an mehreren Universitäten; endlich ist

ich zeigte er glückliche Anlagen für die Wissenschaft, und machte solche Fortschritte in den alten Sprachen, daß man ihn auf öffentliche Kosten einige auswärtige Universitäten besuchen ließ. Er reiste daher zuerst 1638 nach Genf, von da nach Frankreich und Holland. Hier studirte er in Grdningen unter Math. Pasor, und nachher unter einem Jac. Golius mit dem unermüdetsten Eifer Orientalische Sprachen. Mit einem reichen Schatze von Kenntnissen kehrte er über England 1641 in sein Vaterland zurück. Im folgenden Jahre wurde ihm die Professur der Kirchengeschichte, für welche er, wie überhaupt für Geschichte und Sprachen, ein ungeheures Gedächtniß besaß, in seiner Vaterstadt übertragen; im J. 1643 die Professur der Katechetik und der Orientalischen Sprachen. In letzteren war er so bewandert, daß er Hebräisch, und, so lange er sich in Leiden aufhielt, auch Arabisch sprach. Seine lehrreichen Vorträge und praktischen Uebungen fanden großen Beifall und belebten das Studium der Orientalischen Literatur sehr. Noch mehr verbreitete sich sein Ruhm durch seine zahlreichen Schriften über dieselbe, welche er seit 1644, mithin seit seinem 24sten Jahre in die Welt schickte. Sein vorzüglichstes Verdienst in diesem Fache besteht darin, daß er mit ungemeinem Fleiße die innere Verwandtschaft der Morgenländischen Sprachen erforschte, und auf den Gewinn, welchen die Schrifterklärung daraus ziehen könne, aufmerksam machte, z. B. in seiner Grammatica quatuor linguarum hebr., chald., syr. et arab. harmonica, Zürich 1649, 4; in seinem etymologicum orientale, Frankfurt, 1661, thesaurus phil. s. clavis scripturae Tig. edit. III. 1696. 4, (durch welches Buch er zum Aufleben des Studiums der Orientalischen Literatur am meisten beigetragen hat), u. a. m.; ferner, daß er mit diesem Studium das Studium der Orientalischen Geschichte und Archäologie in enge Verbindung setzte, und über die Geschichte der Juden und Muhamedaner, wie überhaupt über die Geschichte der Religionen und Secten des Orients, die erste genauere Kunde gab, z. B. in seiner historia orientalis, Tig. 1651 und 1660. 4., promtuarium s. bibliotheca oriental. Heidelb. 1658. 4. u. a., so wie in seiner, bis auf die Geschichte der Reformation gehenden, historia ecclesiastica N. T. Tig. 1651 — 1667. Voll. IX. 8. einem sehr geschätzten Werke, welches nach authentischen Quellen ausgearbeitet, aber nicht frei von manchen religiösen Vorurtheilen, in der Ordnung etwas locker und rauh im Vortrag ist. Vorzüglich bemühte er sich auch den Zustand der Orientalischen Kirchen kennen zu lernen, und theilte in seinen Schriften manches Resultat dieser Forschungen mit. Sein Ansehen in der gelehrten Welt war so gestiegen, daß der Kurfürst von der Pfalz sich durch einen eigenhändigen Brief an den Rath zu Zürich die Erlaubniß auswirkte, ihn auf einige Jahre nach Heidelberg kommen zu lassen, um durch seine Wirksamkeit dem gesunkenen Flore dieser Universität wieder aufzuhelfen, welches auch Hottinger (1655 bis 1661) mit dem glücklichsten Erfolg und zur größten Zufriedenheit des Kurfürsten erstrebte. Seinem Bestreben aber zur Vereinigung der protestantischen Religionsparteien, welche der Kurfürst zu bewirken wünschte, stellten sich die gewöhnlichen Hindernisse in den Weg. 1658 begleitete er den Kurfürsten auf den Reichstag zu Frankfurt, wo er die bedeutendsten Männer Deutschlands kennen lernte, und mit dem großen Orientalisten Ludolf Freundschaft schloß. Beide faßten

Heidelberg, und starb 1750 daselbst. S. Striedters Hessische Gel. Geschichte.

damals den Plan, einige in der Orientalischen Literatur erfahrne junge Leute auf fürstliche Kosten zur Erforschung des Zustandes der Afrikanischen, besonders der Aethiopischen Kirchen nach Afrika reisen zu lassen. Als er nach Heidelberg zurückgekehrt war, bat der Kurfürst den Rath zu Zürich um Verlängerung seines Urlaubs, und erhielt ihn auch. Mit vielen Ehrenbezeigungen überhäuft, kehrte er endlich 1661 nach Zürich zurück. Hier wurde ihm bald die Würde eines beständigen Rectors der Universität, nebst mehrern ehrenvollen Aemtern, ja einige Mal selbst Staatsgeschäfte, z. B. eine Gesandtschaft nach Holland, denn auch in diesen zeigte er eine große Gewandtheit, übertragen. 1667 wollte er endlich einem wiederholten Rufe der Universität Leiden folgen, aber das Schicksal hinderte ihn, sein Vaterland zu verlassen, indem er am 5. Juni d. J. mit dreien seiner Kinder bei einer Fahrt auf der Limmat sein frühes, allgemein betrauertes Ende fand. 2) Sein Sohn Joh. Jacob, geb. zu Zürich 1652, begann unter seines Vaters Anleitung seine Studien, bekleidete nachher mehrere geistliche Aemter, wurde 1698 Professor der Theologie zu Zürich, und starb 1733. Sein Leben hat J. Jac. Lavater beschrieben (tempe Helvetica, T. II. S. 7 u. ff., wo auch ein Verzeichniß seiner meisten theologischen Schriften [an der Zahl 114] gegeben wird). Unter seinen Schriften wird, des Inhalts wegen, am meisten geschätzt seine Helvetische Kirchengeschichte (Zürich, 1708 — 1720. 2 Bde. 4.), durch welche er die Würde seiner Kirche zu behaupten bemüht war, und einige eben so viel Verstand, als Mäßigung verrathende Unionsschriften. Ueber Vater und Sohn siehe Meisters berühmte Züricher, 2r Thl., S. 10. u. f., u. S. 239 u. f. — Mit letzterm ist nicht zu verwechseln 3) der erst 1750 geborne Johann Jacob, ein durch die Herausgabe mehrerer Klassiker, z. B. des Cicero de divinatione (Leipzig, 1793. 8.), des Sallust, der Uebersetzungen von Cicero's Werk über die Pflichten, der Charaktere Theophrasts, in Wielands Att. Museum u. a. m. rühmlichst bekannt. Nicht aber blos als Philolog, sondern auch als Aesthetiker und Literator hat dieser eben so scharfsinnige als geschmackvolle Gelehrte sich bedeutende Verdienste erworben. Seine vortreffliche Preisschrift: Versuch einer Vergleichung der Deutschen Dichter mit den Griechen und Römern (Manh. 1789) gehört zu dem Vorzüglichsten, was wir in dieser Art besitzen. Außerdem verdienen bemerkt zu werden seine Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur (Zürich, 1734 — 1786. 3 Bde.); über Bodmer (acroama de I. I. Bodmer. Zürich, 1785, 8.), Salomo Geßner (Zürich, 1786, 8.). Mit Wieland und Jacobs vereinigte er sich zur Herausgabe des Neuen Attischen Museum. T.

Houdart (Antoine de la Motte) — einige schreiben ihn auch Houdard de la Mothe — ein Französischer Kritiker und Dichter, welcher zu seiner Zeit durch einige Talente Aufsehen zu erregen, sich alle Mühe gab. Er war 1672 zu Paris geboren, studirte früher die Rechte, aber vertauschte sie bald aus Redlichkeit und Neigung mit den sogenannten schönen Wissenschaften. Schon in früher Jugend äußerte er große Liebe für das Theater, und führte mit mehreren Knaben seines Alters molierische Lustspiele auf. Daher versuchte er sich auch als Dichter zuerst im Lustspiel. Sein erstes Produkt, les Originaux, ou l'Italien, fiel durch, worüber er sich so ärgerte, daß er sich vornahm, in den Orden de la Trappe zu gehen. Allein der Abt dieses Ordens nahm ihn wegen seiner Jugend nicht auf. De la Motte kam wieder nach Paris zurück, und widmete sich von neuem dem Theater, vorzüg-

lich der Oper. Diese gelang ihm besser, als seine leblosen Trauerspiele, weil er hier mehrere Kunstgriffe, seine Producte zu heben (z. B. die Verbindung mit figurirten Ballets), anbringen konnte. Den poetischen Geist, der seinen Produkten fehlte, suchte er durch Nachahmung fremder Style, worin er, weil sein eigner charakterlos war, es weit gebracht hat, durch affectirtes Pathos und erkünstelten Enthusiasmus, mit welchem er seine nüchternen Reflexionen übertünchte, endlich durch Abweichung von willkührlichen Regeln seiner Vorgänger, welche er Kühnheit nannte, zu ersetzen. Ueberhaupt war sein Bestreben, in seinen Gedichten, wie in seinen kritischen Werken, der Poesie durch Raisonnement nachzuhelfen. Man lese seine langweiligen Oden. Aber kein französischer Kritiker verbreitete über die Poesie oberflächlichere und schiefere Begriffe, als de la Motte, nebst seinem Geistesfreund Fontenelle. Am meisten hat er die Französische Kritik prostituirt durch seine Uebersetzung oder Umarbeitung der Iliade des Homer (erschien 1714), welche er mit einem faden discours begkittete. In diesem hat er die ernste Absicht, zu zeigen, wie leicht es einem Französischen Kritiker sey, den Homer zu verbessern. Viele behaupten überdies, er habe kein Wort Griechisch verstanden. Die gelehrte Dacier suchte diesen Schimpf in einer Abhandlung über die Ursachen des verderbten Geschmacks zu rächen. In seinen wohlgeschriebenen reflexions sur la critique antwortet er derselben, und sucht sich mit Feinheit etwas zurückzuziehen. Der Streit wurde damals mit allgemeinem Interesse geführt und veranlaßte viele Schriften. Zu seinen kritischen Paradoxien gehört auch, daß er in seiner spätern Zeit allen Versen in der Poesie den Krieg erklärte. Bei den Satyren, welche deshalb und sonst auf ihn erschienen, behauptete er ein gelassenes und kluges Stillschweigen. Seine Fabeln und seine anakreontischen Liedchen werden noch für das beste gehalten. Ueberhaupt kommt sein Verdienst zuletzt auf einen feinen, leichten und correcten Styl und einen fließenden Vers zurück, welchen er durch gehaltene Bilder und manchen guten Einfall auszuschmücken wußte. Immer war die Leichtigkeit zu bewundern, mit welcher er über die verschiedensten Gegenstände raisonnirte. Der Charakter seiner Schriften ist jene unterhaltende Mittelmäßigkeit des guten Kopfs, welche durch geschickte Anwendung äußerer Reize eine Zeitlang mehr Glück macht, als die originellste, tiefste Bildung, wenn sie mit Incorrectheit verbunden ist. Sie sind gesammelt zu Paris 1754 in 11 Theilen in 12. erschienen. Er starb, als Mensch geachtet, zu Paris 1731.

Houris heißen die Jungfrauen von feinerem Stoff, als der irdische ist, welche in Mohameds Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen sollen. Sie sind, nach der Schilderung des Korans, von blendender Schönheit, denn Rubinen und Perlen werden beschämt durch sie; keiner Unreinigkeit unterworfen, von keinem Menschen oder Geiste je der Jungfrauschaft beraubt; haben die süssen, schmachtenden Blicke ihrer großen schwarzen Augen nur für den einzigen Geliebten. In unaufhörlich grünenden Gärten findet man sie in Lauben auf grünen Kissen und die schönsten Teppiche hingegossen, und eine Fülle des süßesten Genusses erwartet den Seeligen in ihren umschlingenden Armen. Wie oft aber auch sie den süßesten Genuß gewährten, werden sie doch nie aufhören jungfräulich zu seyn. Man sieht, Mohamed hat nichts gespart, dem üppigen Orientalen auch von dieser Seite sein Paradies reizend zu malen. Er hatte aber ein Vorbild hiezu in dem Parsismus, in dessen Paradies, Behisht und Minu genannt, die schwarzäugigen Nymphen, Hurani behisht, deren Obhut dem Engel Zaunpad an-

ertraut ist, ebenfalls nicht in Schatten gestellt sind. Es versteht sich un aber wohl von selbst, daß hier bloß ein Männerparadies gemalt ist, in welchem die Weiber sich eben nicht zum besten befinden ürften. Sie sollen aber an einen besondern Ort der Glückseligkeit elangen, wo es ihnen an allen Arten von Vergnügungen nicht maneln soll. Die von ihren Männern recht innig geliebten Weiber haben ine Hoffnung mehr, denn dem Manne steht es frei, statt der Houris eine Gattin zurückzufordern. dd.

Howard (John) — ausgesprochen Hauerd — ein Name, mit welchem sich das segnende Andenken eines edelmüthigen Menschenfreundes verknüpft, der mit uneigennütziger, unermüdeter Sorgfalt sein ganzes Leben der Verringerung des menschlichen Elends widmete, war der Sohn eines reichen Kaufmanns, geboren zu Hackney, nach andern zu Enfield in England 1726, wurde in seiner Erziehung streng gehalten, und scheint sich frühzeitig mit jenen Kenntnissen bereichert zu haben, die er späterhin so trefflich anwendete. Er sollte erst in London die Handlung erlernen, verließ sie aber, als er sich nach seines Vaters Tod im Besitz eines großen Vermögens sah, auch wegen seiner Schwächlichkeit zu diesem Geschäfte wenig geeignet war, und machte eine Reise nach Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr 1752 blieb er einige Zeit in London, und beschäftigte sich daselbst vorzüglich mit Physik und Medicin. Schon damals zeigte sich sein hoher Edelmuth in Unterstützung der Armen thätig. Die Pflege und Behandlung, welche er von einer Wittwe, bei welcher er wohnte (Sara Loidord), erfuhr, rührte ihn so, daß er ihr, ob sie gleich schon 60 Jahr alt war, seine Hand gab (1753) und sie zärtlich liebte. Aber er verlor sie schon drei Jahre hernach. 1756 wurde er zum Mitglied der Societät der Wissenschaften in London aufgenommen. Als das Unglück, welches Lissabon durch das furchtbare Erdbeben betroffen, bekannt worden war, war er entschlossen, nach Portugal zu reisen, schiffte sich auch 1756 ein; allein das Schiff wurde von einem Französischen Kaper genommen und nach Brest gebracht, wo er einige Monate in der drückendsten Kriegsgefangenschaft lebte, und Gelegenheit hatte, das Loos der Gefangenen mit eigenen Augen kennen zu lernen. Das lebhafte Interesse, welches ihm hier seine eigene Erfahrung für dasselbe einflößte, scheint den großen und edelmüthigen Plan, das Schicksal der Gefangenen zu lindern, in ihm vorzüglich zum Bewußtseyn gebracht zu haben. Als er es durch sein Betragen bewirkt hatte, daß er auf sein Ehrenwort nach England zurückkehren durfte, machte er den ersten glücklichen Versuch durch Vorstellung bei seiner Regierung, den Zustand der Gefangenen in Frankreich zu verbessern. Dann kaufte er sich ein kleines Landgut zu Lymington und verheirathete sich (1758) zum zweiten Male. Der nachherige Tod seiner zweiten Gattin, welche ihm einen Sohn hinterließ, bewog ihn wiederum, seinen Aufenthalt zu verändern. Er ließ sich in der Nähe von Bedford, auf seinem väterlichen Gütchen Cardington, nieder, wo er, wie überall als liebevoller Wohlthäter der Armen und Unglücklichen verehrt wurde. Auch wurde er hier in die Versammlungen der Dissidenten gezogen. Im J. 1773 wurde er zum Scheriff der Grafschaft Bedford gewählt. Die Verwaltung dieser Stelle setzte ihn in den Stand, das Elend der Gefangenen ganz kennen zu lernen, und alle Gefängnisse im ganzen Königreiche besuchen zu können. Sein edlicher Eifer zog die Aufmerksamkeit des Hauses der Gemeinen so sehr auf sich, daß man von ihm einen Bericht über diesen Gegenstand verlangte, welcher nicht nur zwei Bills bewirkte (eine die Erhaltung

der Gesundheit der Gefangenen, die andere die Loslassung und Unterstützung derer betreffend, welche zwar freigesprochen, aber dennoch ungebührender Weise im Gefängniß festgehalten wurden), sondern ihm auch eine öffentliche Danksagung des Unterhauses zuzog. Dieses munterte ihn auch auf, die Untersuchung der Gefängnisse in England zu vollenden. Bald aber erstreckten sich seine menschenfreundlichen Absichten auf ganz Europa. Zwölf Jahre verwendete er zur Ausführung dieses Plans, und reiste in dem Zwischenraume von 1775 bis 1787 vier Mal nach Deutschland, fünf Mal nach Holland, zwei Mal nach Italien, durchflog auch Spanien und Portugal, die Nordischen Staaten und die Türkei. Ueberall war sein Hauptzweck, die Hospitäler und Gefängnisse zu besichtigen, und er scheute weder Kosten noch Gefahr, um diese Gemächer des Jammers zu untersuchen; ja er soll sich sogar um seine menschenfreundliche Wißbegierde zu befriedigen, in Valladolid erboten haben, einen Monat selbst im Kerker zu bleiben. Ueberall aber fand der einfache, liebreiche und edelmüthige Mann Achtung, und selbst an vielen Höfen (z. B. beim Kaiser Joseph II.) eine ausgezeichnete Aufnahme. Doch schlug er die glänzendsten Einladungen und Vergnügungen aus, um nicht den Besuch eines Krankenhauses zu versäumen. Das erste Resultat seiner Reisen war sein bekanntes Werk über die Englischen und ausländischen Gefängnisse und Zuchthäuser, welches zuerst zu Warrington 1777 erschien, und durch seine folgenden Reisen in den spätern Ausgaben, z. B. 1784, eine größere Verbesserung und Vollständigkeit erhielt. (Es ist auch, im Auszuge, Deutsch von Köster übersetzt worden. Leipz. 1780. 8.) Selten hat ein Buch so segensreiche Folgen, wie dieses, gehabt; denn es hat zur Errettung vieler Tausende, welche trostlos im tiefen Kerker schmachten, mit allerhand Krankheiten kämpften, und so körperlich und geistig sich verzehren mußten, mächtig gewirkt, die Aufmerksamkeit der Regierungen in den gebildeten Staaten Europa's auf diesen wichtigen Gegenstand der Menschheit, auf eine zweckmäßige Verbesserung der Gefängnisse und Correctionshäuser, zuerst hingeleitet, und dadurch zur Besserung und einer menschlichern Behandlung der Gefangnen, besonders in England, Frankreich und Deutschland, beigetragen. (Nach seinen Vorschlägen ist auch späterhin [1793] das Correctionshaus in Philadelphia eingerichtet worden.) Damit war jedoch sein Eifer nicht zufrieden. Er wollte nun, nachdem er das furchtbare Kerkerfieber glücklich bekämpft, auch den Fortschritten der verheerenden Pest sich entgegenstellen. Hier hatte er mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen, welche mit dem Besuch der Lazarethe und Quarantainehäuser verbunden waren. Er nahm in dieser Absicht den Charakter eines Englischen Arztes an, welches zu behaupten ihm nicht schwer wurde, da er früher eifrig die Arzeneikunst studirt hatte, überall den Kranken unentgeldlich Hilfe leistete, und mit wichtigen Empfehlungen versehen war. So reiste er 1785 zuerst nach Marseille. Nachher durchwanderte er die Pesthäuser und Lazarethe in Italien und in der Türkei, wobei er sich oft der äußersten Gefahr aussetzte, wie z. B. bei seiner Rückkehr, auf welcher er absichtlich in Venedig die Quarantaine aushalten wollte. Ueberall befriedigte er nicht nur seine Wißbegierde, sondern half und wirkte, wo er nur helfen konnte. Nachdem er sich also von der Natur der Pest und den wirksamsten Mitteln gegen die Seuche unterrichtet hatte, gab er 1789 seine wichtige Schrift über die vorzüglichsten Lazarethe in Europa, mit Nachrichten über die Pest heraus (aus dem Englischen, Leipz. 1791); kündigte aber am Schlusse dieses Werks eine

noch größere Reise in den Osten an, um auch in Asien die Pest kennen zu lernen, und die ihm bekannten Mittel gegen dieselbe zu versuchen. Man muß diese Ankündigung selbst lesen, um von dem rührenden, von Vertrauen auf die Vorsehung unterstützten Eifer, der ihn beseelte, ergriffen zu werden. Fast scheint es, als habe er geahnet, daß er sein Vaterland nicht wieder sehen werde. Er verließ dasselbe noch 1789, wurde bei einem Krankenbesuch in Cherson in der Krim von einer epidemischen Krankheit angesteckt, und starb den 20. Januar 1790, ein Opfer seiner warmen Menschenliebe. Sein treuer Diener begrub ihn auf sein eigenes Verlangen in den Garten eines Landhauses, welches einem seiner Freunde, einem Franzosen, daselbst angehörte. Einstimmige Trauer erweckte durch ganz Europa die Nachricht von seinem Tode; das sicherste Zeichen seines Verdienstes und seiner Unsterblichkeit. Seine Schriften, wozu auch noch eine Uebersetzung der „historischen Bemerkungen und Anekdoten die Bastille betreffend," aus dem Französischen 1780 (Deutsch Berl. 1789), eine Englische Uebersetzung des peinlichen Gesetzbuchs des Großherzogthums Toskana (1789) und mehrere physikalische Abhandlungen in den Schriften der genannten Societät kommen, zeigen ihn auch als einen Mann von vielem Beobachtungsgeist, der den Charakter der Nationen, die er besuchte, trefflich zu beurtheilen wußte. Er hat einen Sohn hinterlassen, der wahnsinnig ist. Auch in seinem Testamente soll Howard den Hauptgegenstand seines Wirkens nicht vergessen und eine große Summe zur Verbesserung der Gefängnisse und Tollhäuser vermacht haben. (Nachrichten über sein Leben erschienen schon zu London 1790; s. Schlichtegrolls Nekrolog 1790, 1ster Band; nachher hat Dr. Aikin, einer seiner vertrautesten Freunde, sein Leben beschrieben, übers. Lpz. 1792). Sein Vaterland hat dem Manne, der sich um die Menschheit so verdient gemacht, und mit Verläugnung seinerer Empfindungen einen mühsamen Beruf dem ruhigen Genusse seiner Güter vorzog, ein würdiges Denkmal in der St. Paulskirche zu London errichten lassen.

Huarte (Juan), der einzige Spanische Schriftsteller, welcher über das Gebiet seines Vaterlandes hinaus als Philosoph berühmt geworden ist. Er war in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zu S. Juan del pie del Puerto (St. Jean) in Navarra geboren, und lebte noch 1580 als practicirender Arzt; welcher Beruf ihn bei Einsammlung seiner psychologischen Beobachtungen sehr begünstigte. Das Werk, welches ihn bei allen philosophirenden Völkern in Europa berühmt gemacht hat, und in viele Sprachen übertragen worden ist, führt den Titel: Examen de ingenios para las ciencias. Huarte verbesserte es bei jeder neuen Auflage, die es in seinem Vaterland erlebte. Der scharfsinnige Lessing hielt dieses an mannigfaltigen Erfahrungen und geistreichen Beobachtungen über die geistige Verschiedenheit der Menschen reichhaltige Werk einer Verdeutschung vorzüglich würdig, welche auch unter dem Titel: Joh. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften 1752, dann aber in einer verbesserten Auflage von Ebert (Wittenberg, 1785, 8.) erschien. In der Vorrede zu dieser Uebersetzung hat Lessing den Verfasser, der noch jetzt bei seiner Nation in ehrenvollem Andenken ist, trefflich gewürdigt. Man machte ihm übrigens den Vorwurf, einen untergeschobenen Brief des Proconsuls Lentulus an den Römischen Senat, in welchem der Heiland nach seinem Aeußern beschrieben wird, als authentisch bekannt gemacht zu haben.

Huber. Dieser Name erinnert uns in der literarischen Welt an vielfache Verdienste, z. B. in der Medicin an den berühmten

Anatomen und Prof. der Anatomie zu Cassel Joh. Jak. Huber (1707 — 1778) in der Schweiz geboren: in der Jurisprudenz an den berühmten Staatsrechtslehrer Ulrich Huber, Prof. der Rechte zu Franeker, geb. zu Dukum in Friesland 1636, gest. 1694, dessen Werk de jure civitatis (Lugd. 1667. 4.) für diese Wissenschaft bedeutend ist, und dessen Sohn Zacharias (1669—1731); in der Philosophie an eine geniale Schriftstellerin Maria Huber (1694 zu Genf geb., gest. zu Lyon 1759), welche durch einige deistische Schriften, besonders durch ihre Lettres sur la religion à l'homme (1739 und 54), welche ins Englische und Deutsche übersetzt worden sind, viel Aufsehen erregte. Auch endlich einen berühmten Maler (Johann Jakob 1668 — 1748) kennen wir, welchen Füeßli in seiner Geschichte der Schweizer Maler den Tintoret der Schweizer nennt. Wir zeichnen aber noch folgende besonders aus.

Huber (Joh. Ludwig), ein von keinem Despotismus gebeugter, freimüthiger Vertheidiger des unterdrückten Rechts und gewissenhafter Verwalter seines Berufs. Er war 1723 zu Großheppach, einem Würtembergischen Dorfe geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, gab ihm eine sehr religiöse und verständige Erziehung. Er studirte erst Theologie auf dem theologischen Stifte zu Tübingen und wurde 1744 Magister der Philosophie. Eine kränkende Zurücksetzung und die lange Erwartung einer Stelle bewogen ihn, dieses Studium mit der Rechtswissenschaft zu vertauschen. Bald wurde er Advokat. Sein Schwiegervater, ein selbst unbegüterter, aber von dem Ministerium geachteter Mann, unterstützte ihn, und verschaffte ihm 1750 die Oberamtei zu Nagold. Von da wurde er 1756 zum Oberamtmann in Bebenhausen, und 1762 wegen seiner Brauchbarkeit zum Regierungsrath und Oberamtmann in Tübingen ernannt. Der damals in Würtemberg regierende Herzog Carl ließ, um die immer wachsenden Bedürfnisse seines kostbaren Hofes zu befriedigen, eine allgemeine Steuerveränderung in Vorschlag bringen. Unter den Oberamtleuten, welche er als seine Werkzeuge gebrauchte, hatte Huber allein den Muth, dem berüchtigten Minister von Montmartin, welcher ihnen das neue Finanzprojekt vorlegte, freimüthig zu widersprechen; ja er blieb nicht nur standhaft bei seiner Meinung, als ihm dieser schimpflich mit Cassation drohte, sondern er drang auch in die Vorsteher der ihm untergebenen Landescorporationen, welchen er, der erhaltenen geheimen Instruction gemäß, diesen Gegenstand vorlegte, das Ansinnen des Fürsten, ohne Rücksicht auf sein eigenes Wohl zu nehmen, standhaft zu verweigern. Letztere thaten dies auch im Angesicht des Fürsten. Durch dieses Beispiel bewogen, traten auch andere Aemter wieder zurück; die folgenden Rescripte bewirkten nichts. Eine ansehnliche militärische Execution rückte nun in Tübingen ein und besetzte die Stadt. Huber, den man als die Ursache jener Weigerung ansah, und welcher eben an einem hitzigen Fieber daniederlag, blieb unerschüttert. So wurde er ohne Verhör, Urtheil und Recht, unter starker militärischer Bedeckung (1764) auf die Festung Asperg geschleppt. Von allen Seiten aber erhielt er die rührendsten Beweise der ausgezeichneten Dankbarkeit, mit welcher seine Mitbürger den aufopfernden Patriotismus ehrten. Auf Verwendung des kaiserlichen Ministers und der Landstände wurde er nach 6 Monaten, jedoch mit Verlust seines Amtes, wieder befreit; letztere bestimmten ihm auch eine jährliche Pension von 600 Gulden. Ungeachtet der ehrenvollsten Anträge, welche er von mehreren Orten her erhielt, beharrte er nun in diesem Privatleben, in dem er jedoch nicht aufhörte, durch rechtliche Gutachten und andere Dienstleistungen seinen Mitbürgern nützlich zu

on. Im J. 1788 zog er, seinem Freunde, dem Regierungspräsidenten n Gemmingen zu Liebe, nach Stuttgart, wo er auch, gesegnet von inem Vaterlande, seinem Freunde nachstarb. Mit dem Verdienste, elches sich Huber um letzteres erwarb, verbindet sich auch ein allgeeines Verdienst um die Deutsche Literatur, welches er sich als religiöser Schriftsteller und Dichter erworben hat. Vorzüglich kannt sind seine (in der zweiten Auflage 1787 erschienenen) Versuche in Reden mit Gott, ferner seine Oden, Lieder und rzählungen (Tüb. 1751) und seine vermischten Gedichte Erlang. 1783). Viele seiner geistlichen Lieder sind in mehrere Anthogien und Gesangbücher (z. B. in das neue Würtembergische) aufgeommen worden. Ueber sein Leben hat er selbst geschrieben unter dem itel: Etwas von meinem Lebenslaufe, und etwas von einer Muße auf der Festung; ein kleiner Beitrag zu er selbsterlebten Geschichte meines Vaterlandes. Tüb. 798. 8.

Huber (Michael), als Literator und Uebersetzer berühmt, machte ie Franzosen mit den bessern Werken seiner Nation, in ihrer Sprache, ie er gleich der seinigen handhabte, zuerst bekannt. Zwar waren seine Uebersetzungen nur prosaisch, und es mußte daher den Originalen ar viel von ihrer poetischen Kraft entgehen; allein auch so, und beleitet von seinen kritischen Bemerkungen über dieselben, zeigen sie, wie ehr er seine Originale verstanden, und knüpften das Band zwischen Französischer und Deutscher Literatur fester an. Eben so nützte er durch einen Unterricht. Außer den Uebersetzungen mehrerer Gedichte Geßners und hernach seiner Werke (Zuric. 1768 — 1772), gab er auch Choix de poësies allemandes in 4 Bänden, (Paris. 1766. 12.) heraus; die erste Franz. Anthologie Deutscher Gedichte, in welcher Sammlung er selbst Poesien von Klopstock, Wieland, Lessing, Kleist u. a. übersetzte, und eine nützliche Uebersicht der Geschichte der Deutschen Dichtkunst gab. Ferner übersetzte er in derselben Sprache Thümmels Wilhelmine (sehr glücklich gewählt), ausgewählte Briefe von Gellert und Rabner, Meiners phil. Briefe über die Schweiz, Campe's neuen Robinson, die Basedowschen Erziehungsbücher, vorzüglich aber Winkelmanns Kunstgeschichte (3 Bde. Lpz. 1781. 4.). Außerdem gab er auch notices générales de graveurs, divisés par nations et de peintres rangés par ecoles; précédées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'origine de ces arts jusqu'à nos jours et suivies d'un Catalogue raisonné et d'une collection choisie d'estampes à Dresde et Leipsic, 1787, und einen Catalogue raisonné du Cabinet d'estampes de feu Mr. Brandes T. I. et II. Leips. 1793 et 96, endlich die Mannsteinischen Mémoires sur la Russie heraus, und war Mitarbeiter mehrerer gelehrten Journale. — Was seine Lebensumstände betrifft, so haben wir noch hinzuzusetzen, daß derselbe 1727 zu Frankenhausen in Niederbaiern geboren war, und 1766 die Stelle eines Lectors der Französischen Sprache auf der Universität Leipzig erhielt, wo er auch 1804 gestorben ist.

Huber (Ludwig Ferdinand), geboren in Paris 1764, gest. in Ulm 1804 als königl. Baierscher Landesdirectionsrath, der Sohn des Vorigen. Er ward mit einer unzerstörbaren Harmonie des Wesens geboren, in der sich alle Mißtöne, früh oder spät, auflösten, so daß sein Daseyn endlich in einen sanften Accord zu verhallen schien. Er war mit Schwächen behaftet wie andere Menschen, aber einer getrübten Quelle gleich bedurfte der Strom seiner Seele nur mit der Zeit fortzuschwimmen, so

setzte er das Fremdartige ab, und die klare Fluth floß in ursprünglicher Helle dahin. Er lebte sorglos mit Menschen, die seiner nicht werth waren, in Verhältnissen, für die er viel zu gut war; aber wie der Schwan schwamm er durch die trübe Fluth und entstieg ihr mit silberweißem Gefieder. Die Stürme der Zeit, die Gewaltsamkeit einiger Lagen seines Lebens, wirkten nie zerstörend auf sein Inneres, weil er es nie mit den Zufälligkeiten verband; er fand überall seinen Heerd, weil er seine Laren: Begnügsamkeit, Treue, Vertrauen, in seinem Innern mit sich führte. So kindlich, so einfach, wie er war, meinte es aber auch das Schicksal gut mit ihm, daß es ihn in Lagen versetzte, wo der Reichthum seines Herzens, die Klarheit seiner Seele in Thätigkeit gesetzt wurde. In ruhigen, alltäglichen, wohllebigen Verhältnissen wär' ein so empfänglicher, genießender, leichtlebender Mensch vielleicht zum Epikuräer geworden. Sein Vater, ein gebornr Baier, gerieth im siebzehnten Jahre nach Paris, blieb dort bis nah ans vierzigste und heirathete eine Pariserin, mit der er sich endlich in Leipzig niederließ. Der Baier war im langen Umgang mit den geistreichsten Gelehrten und Schriftstellern jener Zeit zum liebenswürdigen Franzosen geworden, und seine Frau hatte bis ihrem Tode, nach einem fast vierzigjährigen Aufenthalt in Leipzig, noch nichts von einer Deutschen annehmen können. Michael Hubers Sohn war auch sichtlich eine fremde Mischung. Ihr vielleicht hatte er die Harmonie und Klarheit seines Wesens zu danken. Leicht beweglicher gallischer Sinn mit Deutscher Innigkeit waren in ihm aufs schönste vereint. Allein der Gediegenheit seines Unterrichts mochte das Fremdseyn in Deutscher Gelehrsamkeit von Seiten des Vaters geschadet haben, so wie ihm hingegen durch seine Französische Nationalität die Urbanität des Betragens, besonders im häuslichen Verhältniß, die durch kein Alter aufgehobne kindliche Ehrfurcht gegen seine Aeltern, und die Leichtigkeit, das Leben zu verschönern, zu Theil geworden war. Die Klarheit seiner Seele und sein vortreffliches Gedächtniß hätte ihn zu strengen, schulgerechten Studien geschickt gemacht, ob sich aber dabei sein Geist so frei und eigenthümlich ausgebildet hätte, ob er so partei- und vorurtheilslos die Verhältnisse und Schicksale der Menschen aufgefaßt hätte, ist wohl schwer zu entscheiden. Geist, Güte, Lebenslust waren die Hauptzüge seines Charakters; nur auf kurze Zeit, nur gewaltsam konnte seine innere Harmonie getrübt werden, so daß uns sein Leben wohl wie das Flattern eines bunten Schmetterlings vorkommen kann, der von hellen zu dunkeln Blumen, auf die Myrthe wie auf die Zypresse vom leichten Fittig sich tragen läßt. Rufte aber das Schicksal ernst, so war in der heitern, genießenden Seele eine unbegreifliche Festigkeit des Willens, Theilnahme und Ausdauer. Allein er trug dann seinen und andrer Kummer eben so anspruchlos, war hülfreich in einem so kindlichen Unbewußtseyn seines Verdienstes, wie er unberechnend das Gute genoß und mittheilte. Seine ganze Lebenszeit war eine fortschreitende Entwickelung dieses Charakters; aber die Fortschritte hatten keine andre Merkzeichen, als die ins Unendliche wachsende Liebe seiner nähern Umgebungen. Wie daher der Tod ihn so unerwartet ergriff, trat ihnen allen das Bewußtseyn vor die Seele voll Jammer; er mußte zum Engel werden, denn er war als Mensch nun vollendet. So schmeichelnd der Ton, so freundlich die Farben im Bildniß dieses innigen, kindlichen, geistvollen Menschen sind, so viel Gewaltsames und dauernd Trübes mischte sich in sein Schicksal. Er war seiner Aeltern einziger Sohn. Die Gunst des Sächsischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten beförderte ihn im drei und zwanzigsten Jahre

um Legationssekretair bei der Sächsischen Gesandtschaft in Mainz. Bald
eiste sein Gesandter ab und er verwaltete in den drei letzten Jahren
or dem Einbruche der Franzosen in Deutschland die Gesandtschaftsge-
chäfte allein. Mit mildem klaren Sinn erlebte er diese wichtige Zeit.
Inerachtet der Nähe der Parteien, seines genauern Umgangs mit den
Geistreichern und Unterrichteten, ward seine Ansicht nie durch Persön-
ichkeit verwirrt, selten durch seinen edeln Enthusiasmus exaltirt. Die
Verbindung, die er damals mit dem Gatten seiner nachherigen Frau
chloß, bestimmte sein Schicksal. Um der Beschützer einer Familie zu
erden, welche ihm ihr Haupt kurze Zeit vor seinem Tode übergab,
erließ er im Jahre 1793 seine vortheilhafte Anstellung im Sächsischen
Dienst und wagte es mit dem Vertrauen ungetheilter Liebe, einzig auf
eine eigne Kräfte beschränkt, die Stütze verlaßner Menschen zu wer-
en. Zehn Jahre lang erfüllte der junge, schönt, lebensfrohe Mann
iesen schweren Beruf. Mehrere Jahre in einem kleinen Dorfe der
ranzösischen Schweiz als politischer und belletristischer Schriftsteller,
ann vom J. 1798 bis 1808 in Tübingen und Stuttgart mit der
Redaction der allgemeinen Zeitung beauftragt, ernährte er allein durch
en Ertrag seiner Feder eine zahlreiche Familie. Krankheiten und theu-
e Zeit machten die Aufgabe noch schwieriger. Zwei Kinder aus der
rsten Ehe seiner Frau waren der Gegenstand seiner, zur Religion er-
öhten Liebe, ernster geliebt, als er glücklich liebend seine eignen ins
Herz schloß. Den strengen Schmerz des allgemeinen Looses, häusliche
Beschränktheit, und den eisernen Fußtritt des Todes, der manche Blü-
he seines Lebensgartens zertrat, wußte seine unendliche Liebe, seine
Begnügsamkeit, mit Blumenkränzen des Genusses zu schmücken. End-
ich lächelten ihm auch seine äußern Verhältnisse. Zu der Achtung,
ie sein Geist und sein Wandel einflößte, zu der allgemeinen Zunei-
ung, die seine Liebenswürdigkeit ihm erwarb, ward ihm eine ange-
ehme, ehrenvolle, sichre Lage im Baierschen Staatsdienst. Er sahe
un einer lohnenden Wirksamkeit entgegen. Sein angewiesenes Fach,
n dem er unter einem vortrefflichen Vorstand mit würdigen Beisitzern
rbeiten sollte, forderte zuerst Erfahrung. Innigkeit, Glauben an die
Menschheit, Zuversicht zu unsrer eignen göttlichen Abkunft — es war
as des öffentlichen Unterrichts, der Erziehung — und er durfte hof-
n zu nützen. Da legte der Tod langsam und unablässig seine Hand
n sein starkes, weiches Herz und riß es unerbittlich von seinem ge-
ebten Weib und vier blühenden Kindern. Mit Engelheiterkeit litt er,
it Männerkraft ergab er sich in sein Schicksal und der graue Wür-
er erschien bald seinem liebenden Kinderauge wie der Genius, der
hwingend seine Fackel hinabsenkt. Er ward unendlich beweint, aber
in Schatten umschwebt die Weinenden mit den Zügen des Lebenden
nd deutet heiter auf eine Welt hin, wo sein Glaube, daß alles Menschliche
ötlich, und alles Göttliche menschlich ist, gelohnt ward. H. g. H.

Zu dieser Schilderung von einer edeln Hand fügen wir nur noch
iniges über die literarische Thätigkeit Hubers hinzu. Der ge-
ildete Umgang mit in- und ausländischen Gelehrten, welchen Huber
seinem väterlichen Hause täglich genoß, hatten auf die Entwickelung
ubers, namentlich auf seine ästhetischen und politischen An-
chten, den entschiedensten Einfluß und erweiterten seine Kenntniß
er neueren Literatur, welche er in großem Umfange besaß. Seine
chriften charakterisirt daher auch jene geistreiche Leichtigkeit, die das
alent allein durch lebendigen Umgang, nicht durch Bücher erwirbt.
ennoch hat sich Huber weniger durch Werke von poetischer Eigen-

rühmlichkeit, als vielmehr durch glückliche Bearbeitungen und geistreiche Kunstkritiken rühmlich ausgezeichnet. Schon früher interessirten ihn vorzüglich die klassischen Werke der Englischen Literatur, und aus dieser Quelle floß seinem Talente reichhaltiger Stoff. So gab er schon 1785 Ethelwolf oder: der König kein König; ein Schauspiel in 5 Aufzügen, nebst vorläufigen Anmerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere Engl. Theater überhaupt heraus. Dann bereicherte er auch die Deutsche Bühne mit mehreren guten Bearbeitungen der besten Französischen Lustspiele, wozu vorzüglich das beliebte Lustspiel offene Fehde (Mannheim, 1788), der tolle Tag oder Figaros Hochzeit, aus dem Französischen des Beaumarchais (Leipzig, 1785), die Abenteuer einer Nacht (Mannheim 1789,) und andere in seinem Neueren Französischen Theater (3 Bände Lpz. 1795 — 97) gehören. Auch machte er die Deutschen mit mehrern andern Produkten der neuern Französischen und Englischen Literatur bekannt, z. B. Duclos geheimen Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs XIV. u. XV., mit Einleitungen und Anmerkungen 3 Thle. (Berl. 1791 — 93). Unter seinen Originalschauspielen hat nur das heimliche Gericht (neue Aufl. Berl. 1795) Aufsehn gemacht, so lange der Stoff desselben in der Mode war. Glücklicher war er in seinen Erzählungen (drei Sammlungen Braunschw. 1801 u. 2 und in mehreren Almanachen und Zeitschriften, die er herausgab), welche zu den besten Erzählungen der Deutschen gehören. In der Kunstkritik nahmen seine Recensionen in der Allgemeinen Literaturzeitung, welche auch in seinen vermischten Schriften (2 Thle. Berl. 1793), begleitet von einer trefflichen Abhandlung über Kritik, hauptsächlich in Beziehung auf den Zustand und nationellen Charakter der schönen Literatur in Deutschland wieder abgedruckt worden sind, einen ehrenvollen Rang ein. Nicht minder geschätzt sind seine übrigen Schriften, z. B. Friedenspräliminarien, 10 Bde. (Berl. 1793—98), und die politischen Zeitschriften, Clio, die Europ. Annalen, die Allgem. Zeitung unter seiner Redaction u. m. a.

Hubertsburg. Dies königl. Sächsische Schloß, im Leipziger Kreise, ehemals prächtig, jetzt in einem fast unbewohnbaren Zustand, ist in der Geschichte durch den daselbst am 15. Febr. 1763 zwischen Preußen, Oestreich und Sachsen geschlossenen Frieden, welcher den sogenannten siebenjährigen Krieg, oder den dritten Schlesischen, beendigte, berühmt geworden. S. Siebenjähriger Krieg.

Hübner (Johann), ein sehr verdienter Schulmann des vorigen Jahrhunderts, durch seine in allen Schulen gebrauchten historischen und geographischen Werke, und durch seine zweckmäßige Erfindung, die Landcharten methodisch zu illuminiren, von welcher der berühmte Homann in Nürnberg, seit 1702, den ersten Gebrauch machte, vorzüglich bekannt. Um seine Verdienste gerecht zu beurtheilen, muß man sich in seine Zeit versetzen, denn in manchem Irrthum seines Zeitalters war auch unser Hübner befangen. Doch läßt sich aus der auffallenden Menge der Auflagen, welche seine Schriften erlebten, auf das Bedürfniß derselben zu ihrer Zeit mit Recht schließen. So erhielten z. B. seine kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie noch bei seinem Leben (seit 1693) 36 Auflagen, und wurden in die meisten der neuern Sprachen übersetzt. Auch wurden seine kurzen Fragen aus der politischen Historie bis zum Ausgang des siebzehnten

Seculi 10 Bände 12. (1697 — 1702) seine ganze Historie der Reformation in funfzig Reden 1730. 12., seine sehr brauchbaren Genealogischen Tabellen und kurze Fragen aus der Genealogie 1708 und 6 Bände Supplemente zu den übrigen Werken 1708 — 1752, ferner ein kleiner Atlas scholasticus, Nürnberg bei Homann 1719 Fol., eine ausführliche Nachricht von dem Hamburg. Museo geographico (1722), und endlich Hamburgische bibliotheca historica, 10 Thle 1715 u. f. welche er mit Fabricius und Richey bearbeitet hat, mit vielem Beifall gebraucht; wozu gewiß auch der treuherzige einfache Ton derselben beitrug, mit welchem er selbst Mährchen, wie Geschichte, faßlich und angenehm erzählte; denn er hatte die meisten seiner Schriften für den Schulunterricht bestimmt, und wollte in denselben eine leichte, zugleich belehrende und unterhaltende Uebersicht dessen geben, was ihm für seine Zeit wissenswürdig schien. Er ward geb. zu Torgau, ohnweit Zittau, (nicht wie andere berichten in Torgau) im J. 1668, studirte seit 1689, und lehrte darauf öffentlich Geographie und Geschichte auf der Universität Leipzig, ward 1694 Rector in Merseburg, dann 1711 Rector an dem Johanneum zu Hamburg und starb als solcher 1731. Auch in der Poetik und Rhetorik ist er durch sein Reimwörterbuch (erschienen 1696, 8., wiederholt und mit einer kurzgefaßten Anleitung zur Deutschen Poesie unter dem Titel J. Hübners neu vermehrtes poetisches Handbuch, Lpz. 1712) und durch seine oratorischen Fragen (5. Aufl. Lpz. 1709), noch mehr aber in den ältern Deutschen Schulen durch seine beliebten biblischen Historien (seit 1714 in mehreren Auflagen, Uebersetzungen und Bearbeitungen) bekannt. Das reale Staats- Zeitungs- und Conversationslexikon aber, wie auch einige andere Werke, welchen man zur Empfehlung seinen Namen vorgesetzt hat, sind nicht von ihm, sondern nur die Vorreden zu denselben. Sein Sohn, Johann Hübner, Advokat in Hamburg, † 1753, hat mehrere seiner Schriften revidirt, fortgesetzt und von neuem herausgegeben, z. B. das Museum geographicum, welches ein brauchbares Verzeichniß der besten Landcharten ist. Hamb. 1746. Letzterer gab auch selbst einige nützliche historische und geographische Werke, z. B. Bibliotheca genealogica Deutsch Hamb. 1729. 8., und eine vollständige Geographie 3 Thle. Hamb. 1745 heraus, welche mehrmals aufgelegt worden ist. T.

Hudson 1) (John), ein berühmter Englischer Philolog, geb. 1680 zu Wedehop in der Provinz Cumberland, studirte zu Oxford Humaniora, wurde nach 1684 Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften, seit 1701 Bibliothekar der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford, und seit 1712 Vorsteher des Marjencollegiums, starb 1719. Von ihm sind mehrere treffliche in Oxford erschienene Ausgaben Griechischer Klassiker mit kurzen Anmerkungen z. B. des Thucydides (1698), des Dionys von Halikarnaß (2 Vol. 1704 fol.) des Longin (1710 und 1718. 8.), besonders aber der sog. kleineren Geographen (1698 — 1712. Vol. IV. 8.), der zum ersten Mal herausgegebenen Atticismen des Moeris (1712, 8), und des Flavius Josephus. Letztere Ausgabe wurde nach seinem Tode von seinem Freunde Hall vollendet (erschien 1720. 2 Bde. Fol.), welcher derselben auch das Leben Hudsons vorsetzte. Auch hat er den Velleius Paterculus (1693 u. 1711. 8) zwei Mal, und ein Mal die Aesopischen Fabeln (1718) herausgegeben. Die chronologischen Tabellen zu den Ausgaben der genannten Historiker sind von Heinrich Dodwell geliefert worden, doch wird ihm selbst eine introdue-

tio in chronographiam s. ars chronologica in epitomen redacta (1691. 8.) zugeschrieben. 2) Thomas, ein Englischer Portraitmaler (geb. 1691, † 1775), Lehrer des berühmten Reynolds. 3) Henry, ein berühmter Englischer Seefahrer, welcher vier große Reisen in die Nordsee unternahm, um einen Weg nach Japan und China zu entdecken: die erste 1607, die andere im folgenden Jahre. Ohne sich von dem ungünstigen Erfolge seiner Forschungen abschrecken zu lassen, unternahm er dieselbe Reise auf Kosten der Holländischen Compagnie zum dritten Male 1609. Er reiste von Amsterdam aus, und nahm seine Richtung nach Nova Zembla, aber das Eis hinderte ihn, seinen Plan weiter zu verfolgen; 1610 lief er auf gemeinschaftliche Kosten einiger Partikuliers von neuem aus, um zu untersuchen, ob es nicht in Westen der Davidsstraße einen Weg ins Südmeer gebe. Er kam auf dieser Fahrt bis an den Eingang des an der nördlichen Küste von Canada gelegenen Meerbusens, welchen die Engländer nach ihm die Hudsonsbay nannten, und gab der ganzen umliegenden Gegend den Namen Neubritannien. Hudson faßte den Entschluß, im südlichen Punkte dieser Gegend zu überwintern, um im folgenden Frühlinge seine Entdeckungen weiter zu verfolgen, hatte aber nicht genug für Vorrath an Lebensmitteln gesorgt, um in dieser öden Gegend so lange verweilen zu können. Er würde auch wahrscheinlich mit seiner ganzen Mannschaft umgekommen seyn, wenn ihm nicht die Vorsehung unerwartet durch einen Zug von Seevögeln zu Hilfe gekommen wäre. Mit Wiederkehr des Frühlings setzte er seine Forschungen einige Zeit fort, sah sich aber endlich genöthigt, seine Untersuchungen aufzugeben, und nach Europa schnell zurückzukehren. Mit Thränen im Auge vertheilte der unglückliche Hudson den geringen Vorrath, der noch übrig war; ließ aber in der Verzweiflung über seine Lage die unvorsichtige Drohung hören, er werde einige seiner Leute im Lande zurücklassen. Die Verstocktesten unter diesen bemächtigten sich daher seiner bei der Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken und gaben ihn so, nebst seinem Sohne und den sieben kränksten seiner Leute, die ihm anhingen, in seiner Schaluppe der Willkühr der Wellen oder den Anfällen der Wilden Preis. Vergebens waren die Nachsuchungen, welche die Engländer später um seinetwillen anstellten. Schon im J. 1712 wurde der Capitain Thomas, um ihn aufzusuchen, ausgeschickt, welcher Hudsons Entdeckungen weiter verfolgte.

Hudsonsbay (s. den vorigen Artikel No. 3.). Dieser nach Hudson benannte Meerbusen wurde nach ihm durch mehrere Seefahrer, z. B. Capitain Thomas Button, Robert Bylot und Thomas James, weiter entdeckt. Zu einer festen Niederlassung und Besitznahme der an der Küste derselben gelegenen Länder war der Boden nicht einladend genug. Doch lernten zwei Franzosen von Canada aus einen Weg dahin kennen, durch welchen sich ein einträglicher Pelzhandel einrichten ließ. Sie wendeten sich daher nach England, und fanden bei einer Gesellschaft reicher Privatleute Unterstützung. Carl II. schenkte dieser Gesellschaft 1669 die ganze Hudsonsbay nebst den daran gelegenen Küstenländern zum Eigenthum. Die Eifersucht der Franzosen machte mehrere Versuche, die Hudsonsbaygesellschaft, deren Handel immer ausgebreiteter wurde, zu zerstören, und schickte (1685) mitten im Frieden den Ritter de Troyes aus Quebek zu Lande gegen ihre Factoreien, welcher die Engländer von allen ihren Besitzungen daselbst, dem Port Nelson ausgenommen, vertrieb. Erst Wilhelm III. konnte der Gesellschaft (1693) den erbetenen Beistand leisten und in dem Utrechter Frie-

en entsdaten die Franzosen allen Ansprüchen auf die Hudsonsbay. Seitdem ist der Handel daselbst sehr emporgekommen, so daß das ursprüngliche Capital der Gesellschaft von 10,500 Pfund Sterling seinen 10 Interessenten jährlich auf 200,000 reinen Gewinn tragen soll. Die Besitzungen der Engländer bestehen jedoch nur in einzelnen an dem Ausflusse der größten Flüsse angelegten und gegen die Angriffe der Wilden befestigten Factoreien, zu welchen im Frühlinge die Amerikaner in großen Schaaren des Handels wegen ziehn. Die Wilden, von welchen die Canadischen Handelsleute ihre Pelzwaaren erhalten, sind die Nehehaawilden, die zahlreichste Nation dieser Gegend, die Assinpretue- und die Fallwilden, oder die Wilden an den Wasserfällen.

Hufeland, (Christoph Wilhelm), königl. Preuß. Staatsrath, in Langensalza den 12 Aug. 1762 geboren. Sein Vater war Hofrath und Leibarzt des Herzogs von Weimar. Der Sohn war gleichfalls erst praktischer Arzt in Weimar, wurde dann (1793) Rath und Prof. in Jena, bekam in der Folge den Titel als herzogl. Weimar. Hofrath und Leibarzt, und (im J. 1801) den Ruf als Leibarzt des Königs von Preußen, Director des colleg. med. chirurg., und erster Arzt der Charité mit dem Titel eines königl. Preuß. Geheimen Raths. Er zeichnete sich gleich vom Anfang seiner Laufbahn durch Gründlichkeit und großen Umfang seiner Kenntnisse, durch Selbstdenken und scharfsinnige genievolle Anwendung der Wissenschaft auf die Praxis aus. Er kannte genau den Geist der alten und neuen Systeme und nahm als sinnvoller Eklektiker das Gute und Praktischbrauchbare, wo er es fand. Er lieferte eine Monographie als gekrönte Preisschrift über die Skrofelkrankheit und verbesserte ihre Behandlung, brachte auch ein neues wirksames Mittel, die salzsaure Schwererde, dagegen in Aufnahme. Blatternimpfung, so wie die Behandlung der geimpften und natürlichen Blattern, gewann sehr durch seine Bemerkungen über die natürlichen und künstlichen Blättern (1789). Auch hat er das Verdienst sich erworben, auf die Ungewißheit der Zeichen des Todes und auf die Gefahr, Scheintodte lebendig zu begraben, aufmerksam gemacht zu haben. Als Lehrer der Medicin bildete er viele junge Aerzte, welche sein angenehmer und lehrreicher Vortrag; noch mehr aber seine echt humane menschenfreundliche Behandlung an ihn fesselten. Durch die Anlegung und Herausgabe des Journals der praktischen Medicin erwarb er sich ein wahres Verdienst um die Heilkunst, indem es nicht nur große Aufklärung über nähere Kenntniß und Unterscheidung vieler Krankheiten verschaffte, sondern auch manchen Aufschluß über die Wirkung und Anwendbarkeit der Heilmittel gab. Die Verbreitung des Brown'schen Systems verwickelte ihn in litterarische Fehden, da er zu sehr selbstständiger Denker war, um mit dem großen Haufen eine einseitige und lückenhafte Theorie anzustaunen und zu adoptiren, und zu aufrichtiger Wahrheitsfreund, um seine Meinung zurückzuhalten, und die Mängel jenes Systems und dessen Unbrauchbarkeit für die Praxis zu zeigen. Er that jedoch dieses mit seiner gewohnten Humanität, mit Mäßigung und Gleichmuth. Auch verkannte er das wahrhaft Gute, was die Brown'sche Lehre hat, nicht, und nahm selbst in seinen Ideengang mehreres davon auf. Er trug zur Begründung der wissenschaftlichen Heilkunst sehr viel bei durch seine pathogonischen Untersuchungen, und durch das in der Folge herausgegebene System der praktischen Heilkunde (angefangen 1800). Auch um die Erhaltung der Gesundheit erwarb er sich ein großes Verdienst, indem er noch als akademischer Lehrer über Diätetik öffentliche Vorlesungen hielt, aus welchen in der

Folge die Makrobiotik entstand, die eine Aufnahme fand, welche in neuerer Zeit selten einem Buche zu Theil geworden; es wurde nicht nur in wiederholten Auflagen verbreitet, sondern auch in mehrere Sprachen übersetzt.

H.

Hugdieterich, einer der Helden im zweiten Theile des sogenannten Heldenbuchs, und als Vater des Haupthelden von besonderer Wichtigkeit. Er war ein mächtiger König zu Constantinopel, Sohn des Attenus, Königs in Griechenland, welcher auf seinem Todbette dem Herzog Bechtung die Erziehung seines Sohnes anbefahl. Dieser verlangte, als er erwachsen war, daß Bechtung ihm eine Gemahlin vorschlage, und Bechtung schlug Hilburg, die Tochter des Königs Waligund zu Salneck vor; eine Prinzessin von ausnehmender Schönheit und Tugend. Da aber leider ihr Vater, um sie keinem Könige zu geben, sie in einen hohen, stark vermauerten Thurm eingesperrt hatte, und der Prinz noch zu jung ist, als sie mit Gewalt zu befreien; so nimmt man zu List seine Zuflucht. Hugdieterich läßt sich im Spinnen und Wirken unterrichten, nimmt dann weibliche Kleidung und zieht mit einem Gefolge von 50 Rittern, 400 Kriegern und 36 schön gekleideten Jungfrauen nach Salneck, wo er sich für eine von ihrem Bruder, Hugdieterich, vertriebene Griechische Prinzessin ausgibt, und den König um Schutz und Aufnahme fleht. Er wird aufgenommen, und, ungeachtet des Argwohns der Königin, als Prinzessin Hiltgund der schönen Königstochter zur Gesellschafterin und Lehrerin gegeben. Zwölf Wochen lebt er bei dieser in dem Thurm, ohne sich zu entdecken; nun aber hält er sich nicht länger, umfängt die Prinzessin und bekennt seine Liebe. Ein Jahr lang dauert ihr süßes Geheimniß, bis die Prinzessin sich Mutter fühlt. Um eben die Zeit kehrt Bechtung mit seinem Gefolg zurück, die vermeinte Hiltgund gibt vor, ihres Bruders Zorn sey gestillt, und Bechtung solle die Schwester zurückbringen. Von der Geliebten aber nimmt er Abschied, und verabredet mit ihr, sie solle ihn, heim gebären, wenn's ein Sohn sey, denselben heimlich taufen lassen, Dietrich nennen, und zu ihm senden; er werde dann kommen, die Geliebte befreien und als Gemahlin heimführen. Der Wächter des Thurms wird ins Geheimniß gezogen. Ein Jahr vergeht dem Liebenden in Sehnsucht und Trauer, und die Geliebte theilt beide mit ihm, bis sie von einem Knaben entbunden wird. Bis hieher ging alles gut. Als aber eines Tages die Königin ihre Tochter zu besuchen kommt, ist die Verlegenheit groß, wohin man das Kind einstweilen bringen solle. An ein Seil gebunden läßt es der Wächter in den Burggraben hinab. Da die Prinzessin Krankheit vorschützt, bleibt die Mutter den ganzen Tag bei ihr; in dieser Zeit aber kommt ein Wolf, findet das Kind, trägt es in den Wald, und wirft es seinen Jungen vor, die indeß zum Glück noch blind sind, und von der Milch der alten Wölfin hinlängliche Nahrung erhalten. Jetzt kommt der Wächter, das Kind zu holen, und findet es nicht. Er bleibt die Nacht aus, und gibt am Morgen bei der Prinzessin vor, er habe es einer Amme übergeben. An eben diesem Morgen aber geht der König auf die Jagd, trifft auf den Wolf, verfolgt ihn bis in seine Höhle, findet dort den Knaben, und bringt ihn der Königin, die ihn einer Amme übergibt. Bei einem Besuch erzählt sie den Vorfall ihrer Tochter, welche aufmerksam und unruhig wird. Sie dringt in den Wächter; dieser gesteht, fügt aber die Vermuthung bei, das gefundene Kind möge wohl das ihrige seyn. Die Prinzessin bittet ihre Mutter, das Kind zu sehen, und an einem kleinen Kreuz erkennt sie es. Nicht länger vermag sie nun, der Mutter das Geheimniß zu

erschweigen, die der Entdeckung froh, es auch dem Könige mittheilt, welcher, anfangs ungläubig, bald überzeugt ist. Da seine Räthe ihn des Eides, seine Tochter keinem Könige zu geben, entbinden, so sorgt er zuerst für die Taufe, in welcher das Knäblein Wolfdieterich genannt wird. An den Vater werden Boten gesandt, daß er komme, seine Braut heimzuholen. Mit zahlreichem Gefolge zieht Hugdieterich nach Salneck, führt seine Braut nach Constantinopel, wo die Hochzeit mit großem Gepräng vollzogen wird. Im folgenden Jahre gebar Hilburg dem Gemahl noch zwei Söhne, Hagen und Waßmut; Bechung ward Lehrer und Erzieher aller drei Brüder, die sich schon frühzeitig hervorthaten, doch keiner mehr als Wolfdieterich, der eigentliche Held des ganzen Gesanges, dessen romantische Abenteuer wir aber in einem eignen Artikel erzählen werden. dd.

Hugenotten. Dieser Name, den die Katholiken spottweise den Calvinisten in Frankreich gaben, wird verschieden abgeleitet. Nach einigen ist er von dem Worte eguots (das aus dem Deutschen Eidgenossen sich gebildet hatte) entstanden, womit im Anfange des 16ten Jahrhunderts die protestantischen Bürger in Genf, welche mit dem Bischof und den Katholiken in Streit lagen, und diese endlich vertrieben, sich bezeichneten. Mehrere Französische Schriftsteller von der entgegengesetzten Partei haben andere, zum Theil gehässige, Ableitungen dieser Benennung versucht; z. B. die Ableitung von dem König Hugo, einem Popanze, womit man die Kinder in Tourraine schreckte; der sollte des Nachts in einer außerhalb der Stadt Tours gelegenen Gegend, wo die Protestanten ihre nächtlichen Zusammenkünfte hielten, herum reiten. Castelnau Mauvissiert will, das Wort stamme von dem Namen einer alten geringhaltigen sehr kleinen Scheidemünze aus Hugo Capet's Zeit ab, als hätte man sagen wollen, die Protestanten waren nicht so viel werth, als diese schlechte Münze und gleichsam auch eine Münze von geringem Schrot und Korn. Schon unter Franz dem Ersten (1515—1547) hatte sich der Protestantismus, als noch Luther und Zwingli ihn lehrten, Eingang in Frankreich verschafft. Noch mehr aber verbreitete sich daselbst die von Calvin aufgestellte Glaubenslehre, obgleich Franz I. durch Bücherverbote, Strafverordnungen und einzelne Hinrichtungen sie zu unterdrücken suchte. Unter Franzens Nachfolger, Heinrich II., machte sie noch schnellere Fortschritte, wie heftig auch gegen sie gewüthet ward. Die Gesinnungen und der Einfluß der Königin Margaretha hatten nicht wenig Antheil an dieser Ausbreitung, und die damaligen Parteiungen am Hofe gewannen großen Einfluß auf die blutigen Verfolgungen der Anhänger des Protestantismus. Die Einen wollten sich mit den Gütern der hingerichteten und vertriebenen Ketzer bereichern, die Andern durch die Bestrafung derselben in der Gunst des Volks sich festsetzen. Die Factionen der Bourbons und der fünf Prinzen von Guise, welche sich während der Regierung des schwachen Franz II. in planmäßig handelnde Parteien absonderten, benutzten zum Unglück für das Land den Meinungszwist der verschiedenen Religionsparteien, um ihre politischen Absichten durchzusetzen. Die Bourbons gehörten zur Partei der Protestanten, und um ihre Gegner zu schwächen und wo möglich zu vernichten, setzten die Guisen die Verfolgung der Ketzer mit wilder Grausamkeit fort. In jedem Parlament wurde eine besondere Kammer angeordnet, welche die Protestanten verhören und bestrafen sollte, die brennende Kammer (chambre ardente) genannt, weil alle des Protestantismus Ueberwiesene ohne Barmherzigkeit verbrannt wurden. Die Güter der Flüchtigen wurden verkauft, und die

zurückgebliebenen Kinder waren dem Elende Preis gegeben. Ungeachtet dieses Druckes aber würden die Protestanten dennoch nicht daran gedacht haben, sich zu empören, wenn nicht ein Prinz vom königlichen Hause durch das Versprechen seines Schutzes sie aufgemuntert hätte. Im Jahr 1560 spann sich die Verschwörung an. Die Mißvergnügten fragten verschiedne Rechtsgelehrte und Theologen, ob man mit gutem Gewissen gegen die Guisen die Waffen ergreifen könnte. Die Gutachten der protestantischen Gottesgelehrten in Deutschland erklärten es für erlaubt, sich gegen die unrechtmäßige Herrschaft der Guisen aufzulehnen, wenn es unter der Leitung eines Prinzen vom königlichen Hause und mit Beistimmung des größern Theils der Stände geschähe. Die Unzufriedenen besprachen sich darauf über die Wahl eines Anführers, und alle Stimmen entschieden für den kühnen Prinzen Ludwig von Condé, der die ganze Angelegenheit geleitet hatte, und mit Freuden die Gelegenheit ergriff, sich durch den Beistand der Hugenotten furchtbar zu machen. Der Name des Anführers blieb indeß noch ein Geheimniß, und es ward zum Stellvertreter desselben ein protestantischer Edelmann aus Perigord, Johann du Barry, Herr de la Renaudie, ernannt. Eine Anzahl von Calvinisten sollte sich, so ward verabredet, an einem bestimmten Tage nach Blois zu dem Könige begeben, um eine Bittschrift zu überreichen, worin um freie Religionsübung gebeten ward, und wofern dieses Gesuch, wie sich voraussehen ließ, verweigert würde, sollte eine erlesene Schaar bewaffneter Protestanten sich der Stadt Blois bemächtigen, die Guisen aufheben und den König zwingen, den Prinzen von Condé zum Oberstatthalter des Reiches zu ernennen. Der Anschlag wurde verrathen. Der Hof verließ Blois und es wurden Kriegsvölker aufgeboten. Der größte Theil der Protestanten, die sich zur Ausführung des Unternehmens bewaffnet hatten, ward getödtet oder gefangen; nur wenige von denjenigen, die in die Gewalt des Hofes fielen, fanden Gnade und gegen 1200 mußten mit dem Leben büßen. Die Guisen drangen jetzt auf die Einführung der Inquisition, der weise Kanzler, Michael de l'Hôpital, aber gab, um dieses größere Uebel zu verhüten, den Rath, die Untersuchung des Verbrechens der Ketzerei den Bischöfen zu überlassen und den Parlementen das gerichtliche Verfahren in Glaubenssachen zu untersagen. So verfügte es auch der König (1560) durch das Edikt von Romorantin. Unter der Regierung seines Nachfolgers, Carls IX., während dessen Minderjährigkeit die Königin Mutter, Katharina von Medici, die Regentschaft führte, ward der Kampf der Parteien noch heftiger und verwickelter, und das streitende Interesse der Glaubensgegner immer mehr ohne Scheu zum Vorwande gebraucht, sehr unheilige Zwecke durchzusetzen, und es war keineswegs die Folge weiser Beurtheilung der Religionsverhältnisse im Staate, sondern der Erfolg einer klugen Berechnung, was den Protestanten eine gesicherte Religionsfreiheit verschaffte, welche die Königin, um das Gleichgewicht der Parteien herzustellen, ihnen durch das sogenannte Edikt vom Januar (1562) ertheilte. Die Protestanten erhielten dadurch neuen Muth, aber ihre Glaubensgegner, unzufrieden mit jener Verordnung, störten ohne Scheu die freie Religionsübung der Hugenotten. Es kam bald zu blutigen Auftritten, die den ersten bürgerlichen Krieg entzündeten, wozu besonders das sogenannte Blutbad zu Vassy (1562), bei welchem viele Protestanten das Leben verloren, die nächste Veranlassung gab. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Religionskriege zu erzählen, welche Frankreich während einer langen Reihe von Jahren, fast bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts, verheer-

ten, und nur zuweilen durch Friedensschlüsse, womit es von Seiten des Hofes am wenigsten aufrichtig gemeint war, unterbrochen wurden. Die Schuld des vielfachen Unglücks, das diese Kriege über das Volk brachten, trug die Unbeständigkeit und die falsche Politik der Königin Katharina von Medici, welche sowohl auf den elenden Carl IX., als den nicht weniger verächtlichen Heinrich III. den entschiedensten Einfluß behauptete. Sie war den Hugenotten im Herzen nicht gewogen, sondern wünschte die Ausrottung derselben, und es war blos die Eingebung einer ränkesüchtigen Politik, was sie bewog, die Protestanten, zum Aerger der Gegenpartei, von Zeit zu Zeit zu begünstigen und ihnen die Gewissensfreiheit zu gestatten. Immer schwankend zwischen beiden Parteien, schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, beide während des Friedens im Gleichgewichte zu halten, oder während des Krieges eine durch die andere aufzuschieben. Beide Parteien waren daher gewöhnlich unzufrieden mit dem Hof und folgten nur ihren Anführern. Ein wilder Glaubenseifer ergriff das Volk. Die erhitzten Gemüther trachteten nur dahin, sich einander aus Religionshaß zu verderben, und wenn man einige Parteihäupter ausnimmt, welche diese fanatische Gährung zur Befriedigung ihrer Ehrsucht benutzen wollten, so waren die Uebrigen nur darauf bedacht, ihrem Glauben mit Feuer und Schwerd die Oberhand zu verschaffen. Die schrecklichste Wirkung von Katharina's Hinterlist war die Pariser Bluthochzeit (1572), wozu sie und ihr Sohn, in tückischer Verstellung ihr folgsamer Schüler, mit ihren Vertrauten den tief ungelegten Entwurf gemacht hatten. Kurz vorher, ehe mit Heinrich III. der Stamm der Könige aus dem Hause Valois ausstarb, und dem Hause Bourbon, dessen Haupt der protestantische Heinrich, König von Navarra, war, der Weg zu dem Throne eröffnet wurde, verwickelten sich noch mehr die Verhältnisse der beiden Parteien. Der schwache König sah sich gezwungen, sich mit dem tapfern König von Navarra gegen die gemeinsamen Feinde zu vereinigen, als die Ränke der ehrgeizigen Guisen, welche unverhohlen nach der Krone strebten, das Volk so sehr gegen ihn empört hatten, daß man im Begriff war, ihn vom Throne zu stoßen. Nach Heinrichs III. Ermordung mußte der König von Navarra einen harten Kampf um die ihm eröffnete Thronfolge bestehen, und erst als er sich, selbst auf den Rath von Sully, 1593 entschlossen hatte, zum katholischen Glauben überzutreten, konnte er eines ruhigen Besitzes der Krone sich erfreuen. Fünf Jahre nachher sicherte er die staatsbürgerlichen Rechte der Hugenotten durch das berühmte Edikt von Nantes, welches ihnen völlig freie Religionsübung gestattete und ihnen gleiche Ansprüche mit den Katholiken auf alle Aemter und Würden gab. Auch behielten sie die Festungen, welche ihnen als sogenannte Sicherheitsplätze waren eingeräumt worden. Dies ließ ihnen also fortdauernd das Mittel, eine Art von Freistaat im Staate zu bilden, und eine solche mächtige Partei, die man seit langer Zeit in die Nothwendigkeit gesetzt hatte, gegen die Regierung argwöhnisch und mißtrauisch zu seyn, mußte den unruhigen Großen stets einen willkommenen Stützpunkt und eine Aussicht auf gewissen Beistand darbieten. Ludwig XIII., der entartete Sohn, der eben so schwachsinnig und bigott, als ein Vater, Heinrich IV., geistvoll und großherzig war, ließ sich durch einen herrschsüchtigen Günstling de Luines und durch Geistliche gegen die Hugenotten aufreizen, welche desto kräftigern Widerstand leisten konnten, da sie in mehrern Landschaften sehr mächtig waren. Schon in dem ersten Religionskriege, welcher 1621 ausbrach, verloren die Protestanten die meisten Sicherheitsplätze, durch die Treulosigkeit oder Feigheit der

Befehlshaber. Aber außer einigen andern blieb ihnen nach dem Frieden, welchen sie, unter sich uneinig und des Krieges müde, bald abschlossen, auch das feste Rochelle, das ihnen eine Verbindung mit England erleichterte. Richelieu, welcher sich die Ausführung des großen Entwurfs vorgesetzt hatte, die königliche Gewalt, die er unter Ludwigs Namen ausübte, unumschränkt zu machen, bot alles auf, den Protestanten jenes Bollwerk ihrer Freiheit zu entreißen, und so jeden Ueberrest eines Verhältnisses zu vernichten, das an Zeiten erinnerte, wo innere Parteiungen die Kraft der Königsgewalt so oft gelähmt hatten. Rochelle fiel 1629 nach einer langen hartnäckigen Vertheidigung in Ludwigs Gewalt, die bezwungenen Hugenotten mußten alle festen Sicherheitsplätze übergeben und hingen von nun an, wehrlos und unvermögend sich dem Hofe furchtbar zu machen, ganz von des Königs Willkühr ab. Zwar ward ihnen vollkommene Gewissensfreiheit versprochen, und Richelieu sowohl, als sein Nachfolger Mazarin, störten sie nicht in dem Genusse derselben, als aber Ludwig XIV. von dem wollüstigen Leben zur Frömmelei überging, ließ er sich von seinen Hofgeistlichen und der Maintenon zu ungerechter und empörender Bedrückung gegen seine protestantischen Unterthanen verleiten, um sie in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zurückzuführen. Er nahm ihnen schon 1681 die meisten bürgerlichen Rechte, und als Colbert, welcher gewaltthätige Maßregeln noch ziemlich gehindert hatte, gestorben war, folgte der König ganz der Leitung seiner verfolgungssüchtigen Rathgeber, des Kriegsministers Louvois, des Kanzlers le Tellier und des Jesuiten la Chaise. Es wurden in die mittägigen Landschaften, wo die meisten Protestanten wohnten, zahlreiche Haufen von Dragonern gesandt, welche die Unglücklichen mit Gewalt zur Abschwörung ihres Glaubens bringen sollten. Um das Auswandern der Protestanten zu verhindern, wurden die Gränzen sorgfältig bewacht, aber dennoch gelang es schon damals mehr als 500,000 fleißigen Hugenotten, nach der Schweiz, nach Deutschland, Holland und England zu entfliehen. Viele, welche dieses Rettungsmittel nicht fanden, mußten zum Schein ihren Glauben verlassen. Man sandte darauf Verzeichnisse von den angeblich bekehrten Protestanten an den König, und es ward seinen schmeichelnden Rathgebern leicht, ihn zu überreden, daß er sich den Ruhm erworben, die Zahl der Protestanten in Frankreich bis aufs Unbedeutende vermindert zu haben. Der König erließ daher (1685, 22. Oct.), in dieser irrigen Voraussetzung, eine Verordnung, durch welche das Edikt von Nantes aufgehoben ward. Aber er hatte noch über eine halbe Million protestantischer Unterthanen, und der eben so ungerechte als unweise Widerruf raubte Frankreich eine große Anzahl nützlicher und reicher Bewohner, welche mit ihrem Kunstfleiß, ihrem Vermögen und ihren wissenschaftlichen Talenten im Ausland eine willkommene Aufnahme fanden. K.

Hugo Capet, der Sohn Hugo des Großen, eines mächtigen Herzogs in Frankreich, dessen Hauptstadt Paris war. Die letzten Carolinger hatten fast alle Besitzungen, und damit ihre Macht, an ihre unruhigen Vasallen verloren. Ein einziger war noch übrig, Herzog Carl von Niederlothringen. Dieser wurde bei der Königswahl übergangen: und Hugo, durch Klugheit und Tapferkeit berühmt, bemächtigte sich 987 des Thrones. Jener wollte zwar seinen Anspruch auf die Krone durch die Waffen geltend machen, wurde aber bald von Hugo gefangen, und starb schon im Jahr 992. So herrschte nun Hugo, und stiftete die dritte Dynastie der Französischen Regenten, welche in drei Hauptlinien der Capetinger, 987—1328, Valois bis 1589, und Bour-

on bis auf Ludwig XVI., 1793), 800 Jahre lang den Thron beſeſſen at, und 1814 unter Ludwig XVIII., nach Napoleons Vertreibung, ieder erhielt. Die Familiengüter Hugo's wurden zu königlichen Do-nainen, nur das Herzogthum Burgund wurde durch ſeine Brüder Otto nd Heinrich auf deren Nachkommen vererbt. Hugo ſuchte durch Macht und Klugheit ſeinen Thron zu gründen, ohne ſich an ſeinen frü-eren Feinden zu rächen. Den Namen Capet ſoll er nach einigen we-en ſeines ſtarken Kopfes, nach andern wegen ſeiner Klugheit erhalten aben, noch andere halten ihn für einen Familiennamen. Hugo ſtarb 96. Durch ihn wurde Paris Hauptſtadt des Königreichs. T.

Huldigung, die ausdrückliche Anerkennung fremder Vorzüge nit wohlwollender Unterordnung verbunden. In juriſtiſchen Ver-ältniſſen verſteht man darunter gewöhnlich: die feierliche und eidliche elobung, einem treu, hold und gewärtig zu ſeyn; beſonders aber die Landeshuldigung, d. i. die feierliche und eidliche Gelobung der reue und des Gehorſams von Seiten der Unterthanen gegen ihren ürſten und Landesregenten. Die Landeshuldigung gilt alſo dem Staatverein überhaupt, und unterſcheidet ſich dadurch von der uldigung im Lehnsverhältniſſe (Lehnseid), in dem ſtädtiſchen oder Ge-eindeverhältniſſe (Bürgereid), im gutsherrlichen (Erbeid, Erb- oder erichtspflicht) und im Amts- oder Dienſtverhältniſſe (Amts- oder ienſteid). Sonſt huldigten einander auch gegenſeitig beigeordnete Cor-orationen. Die (Landes-) Huldigung aber iſt zwar das äußere Zei-hen der Landeshoheit auf der einen und der Landesunterthä-igkeit auf der andern Seite, nicht aber die Bedingung derſelben; nithin werden beide ſchon vorausgeſetzt, und man iſt nicht darum Un-erthan (ſagt Bunz Grundſätze der Huldigung in Deutſchland. Tüb. 794), weil man huldiget, ſondern man huldiget darum, weil man Un-erthan iſt. Der Begriff der Unterthänigkeit kann ohne Huldigung, aber der Begriff der (Landes-) Huldigung nicht ohne Unterthan-chaft beſtehen; ſo wie der Landesherr ein ſolcher nicht darum oder adurch iſt, weil man ihm den Huldigungseid leiſtet, ſondern darum ie Huldigung fodert, weil er Landesherr iſt. Vor dem Erwerbe der Landeshoheit kann ſie daher auch nicht gefodert, vor dem Eintritt in en Staatsverein darf ſie nicht geleiſtet werden; und ſie iſt alſo auch ein Erwerbmittel, ſondern nur das zuverläſſigſte Beweiſes-mittel der Landeshoheit. Nur letzteres mangelt, wo ſie nicht vorhan-den iſt; doch kann ſie immer noch gefodert werden. Ihr Zweck iſt nur, ie ſchon vorhandene Pflicht durch feierliche Anerkennung zu ver-ſtärken, und ins deutliche Bewußtſeyn zu rufen. Sie wird darum oft mit einer gottesdienſtlichen Handlung verbunden und ſollte wegen ihrer Wichtigkeit von dem Regenten ſtets in eigner Perſon angenommen werden. Doch wird ſie auch in fremdem Namen gefodert. Uebrigens wird ſie, mit Recht nur von Unterthanen und anſäſſigen Aus-ändern, und zwar in Maſſe, oder nach Klaſſen und Stän-en geleiſtet. Mit dem feierlichen Huldigungsacte der Landesuntertha-en pflegt gewöhnlich eine Beſtätigung der Freiheiten und Privilegien es Landes von Seiten des Landesherrn verbunden zu ſeyn.

Human und Humanität. Human heißt menſchlich, was em Menſchen angemeſſen und ſchicklich für ihn iſt, daher Humani-ät Menſchlichkeit, das was uns den Charakter der Menſchheit gibt n Gegenſatze der Beſtialität und Brutalität. Schon Cicero verbin-et mit dieſem Grundbegriffe die Nebenvorſtellungen von Leutſeligkeit, Menſchenfreundlichkeit, Feinheit und Artigkeit im Betragen, und weil

diese Eigenschaften nur durch eine der Bestimmung des menschlichen Geistes angemessene Bildung erlangt werden können, knüpft er an den Begriff der Humanität den Besitz aller der Kenntnisse und Fertigkeiten an, welche Anspruch auf Bildung geben und vorzugsweise nur dem Menschen vorbehalten sind. Als die Griechische und Lateinische Sprache sich in die neuern verloren und die Ideenschätze des klassischen Alterthums aus dem wirklichen Leben in die Bibliotheken der Gelehrten übergingen, blieben sie in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung noch allein Anhalt und Norm der Bildung für diejenigen, die sich über die Rohheit und Barbarei ihres Zeitalters erheben wollten. Wenn die Alten durch Verkehr mit der Welt und philosophische Studien unmittelbar zur feineren Bildung gelangten, so konnte es nun nicht ohne Vermittlung des Sprachstudiums geschehen. Der Schlüssel zu den Quellen der klassischen Cultur, die man bis ins vorige Jahrhundert, ja hin und wieder noch bis heut für die einzige ächte hielt, die Philologie machte sich nun zur Bedingung aller wissenschaftlichen Bildung, und da diese für den höchsten Grad der menschlichen galt, so glaubte man mit Recht den Begriff der Humanität auf die Kenntniß der alten Sprachen ausdehnen zu müssen, und nannte die philologischen Studien in dieser Beziehung Humaniora, das pädagogische System aber, das alle Bildung auf die Erlernung der alten Sprachen baut, den Humanismus. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im Occident war dieses System das herrschende, das im 15. und 16. Jahrhundert neuangeregte Studium der klassischen Literatur und Sprache wurde der Grund der modernen gelehrten Bildung, und die Humanisten, d. h. die Kenner und Lehrer dieses Studiums blieben seitdem bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts im ungestörten Besitze der Alleinregierung über die gelehrte Welt. Daß nun, wie öfters, auch auf diesem Wege zur Bildung der Zweck über der Beschäftigung mit den Mitteln oft aus den Augen gesetzt; daß die Reduction des vielumfassenden Begriffs der Humanität auf den zu verschiednen Zeiten engeren und weiteren Horizont der Philologie allmählig zur Gewohnheit und durch manche unvermeidliche Folge verderblich wurde: daß der philosophische Pedantismus der Scholastiker mit allen seinen Kleinlichkeiten in den grammatischen und kritischen der Humanisten überging; daß sie nicht selten über dem todten Buchstaben den milden, vielseitigen Geist der Alten verloren, und sich durch ihre bisweilen absichtliche Inhumanität, Arroganz und Rauhigkeit nicht weniger als durch ihre stupende Erudition berühmt, aber, versteinert in den Formen des Alterthums, zur lebendigen Wirksamkeit auf das gegenwärtige Geschlecht, das sie verachteten, immer untüchtiger machten; das alles waren Verirrungen des Humanismus, bei denen seine Humanität verdächtig und ein Ziel der Satyre werden mußte. In offne Fehde wider die Humanisten trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Philantropinismus, dessen Wortführer Basedow und Campe im Verein mit den Mitarbeitern seines Revisionswerks der Menschheit durch die Verdrängung des Lateinischen und Griechischen aus den Schulen der Nichtgelehrten einen Dienst zu leisten glaubten. Die Mehrzahl der Gelehrten blieb jedoch, da die Philantropen sich nicht ohne Grund den Vorwurf der Uebertreibung und Seichtigkeit in ihren Rügen der Fehler des Humanismus zuzogen, auf der Seite des letzteren, obgleich der Stoß, den seine Herrschaft in diesem Streit erlitt, an den Reformen der Deutschen Schulen und in der Geschichte des neuern Deutschen Buchhandels merkbar wurde. Neuerdings hat der Begriff der Humanität

ie ihm gebührende Sphäre wieder gewonnen; nichts, was zur harmo-
ischen Ausbildung des Menschen dienen und ihn der ewigen Bestim-
ung seines Geistes näher führen kann (vergl. den Art. Bildung),
ft von der Humanität, die Herder in seinen berühmten Briefen,
efördern will, und von dem pädagogischen System des Humanis-
us, wie es Niethammer in seinem Streite des Humanismus
nd Philanthropinismus (Jena 1808) aufstellt, ausgeschlossen, und der
orzug, daß die Humanitätsbildung ihren Endzweck eben in
iese Erziehung des Menschen für seine ewige Bestimmung setzt, mußte
hren immer merklicher werdenden Sieg über den Philanthropinismus,
er mehr die Brauchbarkeit für irdische Zwecke beabsichtiget, herbeifüh-
en. Bei alledem verdankt es der Humanismus den Angriffen der Phi-
anthropen, daß er seine Verirrungen erkannt, sich aus seiner früheren
inseitigkeit herausgearbeitet, und das Princip der allgemeinen Men-
chenbildung angenommen hat, das unter allen Erziehungsprincipien
em Begriffe der Humanität am meisten entspricht; und wenn auch
och nicht alle Pädagogen und Schulmänner unsrer Zeit in diese An-
icht eingehen mögen, so wollen doch die meisten und besten nichts an-
ers seyn, als humane Lehrer der Humanität. E.

Humboldt (Wilhelm Freiherr von), Königl. preußischer
Staatsminister (geb. zu Berlin 17..), empfing früh in seiner Vater-
adt die vielseitigste Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften, von
ehrern trefflichen Männern. So mannichfach dadurch die Tendenz
einer Wißbegierde wurde, zeigte sich doch bald, daß die Gründlich-
eit im Wissen ihm die höchste sey. Dieser Charakter ist ihm ge-
lieben im Fortgang seiner Studien; und wenn seinem Bruder Ale-
ander eigen ward, ungeheure Strecken der menschlichen Kenntnisse
u durcheilen, so entstand ihm die Gewohnheit, sich irgendwo im Gebiete
erselben auf eine Zeitlang fest anzusiedeln, und alles, was es dort gab,
uf das genaueste und tiefste zu erforschen. Er richtete auf einem klei-
en Raum immer ein großes Werk des Studiums auf. Welche um-
assende Betrachtungen über Poesie hat er an seine Betrachtung des
einen Epos, Herrmann und Dorothea, geknüpft. Seine Untersuchun-
en über die baskische Sprache werden als ein tiefgegründetes und weit-
chichtiges Gebäude mit der Zeit dastehen, und seine Uebersetzung des
gamemnon von Aeschylus ist das Resultat der schwierigsten Untersu-
hungen über Sprache und Versmaß der Griechen. Dieses ungemeine
Streben nach Gründlichkeit und Vollendung ist nicht die einzige Ursache,
arum so wenige seiner Forschungen und Produkte öffentlich erscheinen
ind. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß Humboldt nach einem
rivatisirenden Leben zu Jena, wo ihn Schillers Freundschaft und tägi-
icher Umgang einige Jahre fesselten, seine diplomatische Laufbahn im
Dienste seines Vaterlandes begann, nämlich als königl. preuß. Resident
u Rom. Dieser Ort, wo er späterhin von seinem Hofe als Minister
nd außerordentlicher Gesandter bevollmächtigt wurde, gab freilich sei-
em Studium des Alterthums neuen Eifer und Schwung; ward aber
uch für ihn eine Stätte, von welcher aus er die Welt diplomatisch zu be-
bachten wußte. Vielleicht war er einer der ersten Politiker, welche über
en wahren Zustand der Dinge in Spanien nach der Entthronung der
Bourbons daselbst hinlänglich unterrichtet waren, und einen Strahl
on Hoffnung für das bedrängte Deutschland, das gefesselte Preußen,
on dort her anbrechen sahen. Wie sehr indeß seine diplomatischen Ta-
ente und Beobachtungen von seinem Hofe geschätzt wurden, so glaubte
nan seine literarische Kultur gleichfalls für das Vaterland in Anspruch
ehmen zu müssen, und ernannte ihn zum Chef von der Section für

den Kultus und die öffentliche Erziehung. So reiche Mittel selbst der erschöpfte, niedergebeugte preußische Staat für die geheiligten Zwecke und Geschäfte dieser Section aufgebracht hatte, fühlte sich das Haupt derselben doch dadurch gehemmt, daß es vom Minister des Innern abhing, und nicht wußte, viel weniger bestimmen durfte, mit welcher Summe es für seine Absichten und Ideen schalten durfte. Dies fiel um so lästiger, da es sonst wegen des freien Geistes im Preußischen sich in keiner Ansicht und Ausführung derselben beschränkt sah. Einzig aus diesem Grunde scheint Humboldt den ihm sonst werthen und interessanten Posten aufgegeben und seine diplomatische Laufbahn fortgesetzt zu haben. Mit dem Range eines preußischen Staatsministers ging er als Gesandter seines Hofes nach Wien, in jener wichtigen Periode, wo der Norden und Osten Europa's einer Schneelavine gleich, die nur noch einiger Erschütterung bedurfte, um über die Welttheilschaft von Westen her vernichtend hinabzustürzen. Wie gut er die edle Politik Oesterreichs und ihre mit der rücksichtsvollsten Weisheit geleitete Entwickelung einsah, sicher auf sie vertraute, und ihr Vertrauen gewann, ergiebt sich schon daraus, daß er von seinem Könige zum Bevollmächtigten bei dem Friedenscongreß zu Prag ernannt wurde, auf welchem, einer augenblicklichen schwachen Hoffnung nach, eben jene Politik das leitende Princip zu einem Weltfrieden werden sollte. Die neue glorreiche Epoche, welche für Preußen angegangen ist, und die bedeutende Stimme, die es nun wieder in den großen europäischen Angelegenheiten führen wird, gibt uns keine Hoffnung, daß Humboldt für seine Studien, und besonders für Vollendung seiner reichen Sprachforschungen, bald hinreichende Muße finden werde. Er war, seit der letzten großen politischen Wendung der Dinge, bei dem Congreß zu Chatillon und dem Frieden zu Paris beschäftigt; wohnte dann dem Congreß zu Wien bei und wurde 1816 zum Gesandten seines Königs am Londner Hofe ernannt. Mögen ihm wenigstens Stunden vergönnt seyn, wo er über einzelne philosophische und politische Gegenstände, über Erfahrungen des Lebens, sich vernehmen lasse. Außer seiner Tendenz zur Gründlichkeit ist sein wesentliches Talent, eine Sache von den vielsten und verschiedensten Seiten anzusehen, und die gewandteste Discussion darüber zu führen. In seinen ehemaligen Aufsätzen in Schillers Thalia und Horen schadet die Gründlichkeit mitunter der Leichtigkeit der Wendungen, und einer klaren, gefälligen Entwickelung. Darum fehlt auch die eigentliche Oekonomie des Styls. Nach solcher Fortsetzung der Studien und solcher praktischen Thätigkeit, ist gewiß an die Stelle jener Mängel die entgegengesetzte Tugend eingetreten, und darum wünschten wir ihn wiederum in der Reihe der Autoren zu sehen.

Humboldt (Friedrich Alexander von) ist zu Berlin d. 14. Sept. 1769 geboren. Von seiner Kindheit, Erziehung und Unterricht ist uns nur so viel bekannt, daß der nachherige Kön. Preuß. Geheimerath Knuth und der O. C. R. Zöllner seine Lehrer gewesen. Nachdem er in Göttingen und Frankfurt a. d. O. studirt hatte, besuchte er in Hamburg die Handelsakademie bei Büsch, und machte im Frühjahr 1790 mit G. Forster und van Geuns eine Reise an den Rhein, nach Holland und England, wovon seine 1793 zu Braunschweig erschienenen Beobachtungen über die Basalte am Rhein eine Folge sind. Im J. 1791 kam er auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er nicht nur die Bergwerkswissenschaften, hauptsächlich unter Werner, sondern auch für sich die Botanik studirte, wovon sein Specimen Florae Fribergensis

ubterraneae (Berl. 1793) ein rühmlicher Beweis ist. Durch ine Kenntnisse, seinen interessanten und lehrreichen Umgang, seinen Witz und Humor, seine Herzensgüte und Wohlthätigkeit, erwarb er sich n Freiberg allgemeine Achtung und Liebe. Im Febr. 1792 ging er ach Berlin zurück, wo er als Assessor bei dem Berg- und Hütten-Departement angestellt, und bald darauf nach Baireuth als Oberberg-meister der Fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth versetzt wurde. Diese Stelle, in welcher er viele treffliche Einrichtungen getros-en, unter vielem andern Guten, die Bergschule in Steben gestiftet und ine unbegränzte Ehrfurcht und Liebe seiner Untergebenen sich erwor-en hatte, legte er 1795, aus Liebe für seine Reiseprojecte, freiwillig nieder, machte vorerst mit dem Herrn v. Hafter eine Reise nach Ita-ien, dann im Herbst mit seinem Freunde, dem Sächs. B. C. R. Freiesleben durch einen Theil der Schweiz. Seit Ostern 1797 ging er n Gesellschaft seines Bruders und des jetzigen Kais. Russ. H. R. Fi-cher über Wien und Salzburg nach Paris, wo er mit Alexander A. ne Goujon Bonpland, einem Zöglinge der Arzneischule und des bota-nischen Gartens zu Paris, bekannt wurde, welcher den Capitän Bau-din auf seiner Reise um die Welt begleiten sollte. Allein da der wieder ausflammende Krieg diese Reise verhinderte, beschloß Humboldt, der seit 1792 den Vorsatz gefaßt hatte, auf eigne Kosten eine Reise nach den Wendezirkeln zu unternehmen, den nach Aegypten bestimmten Ge-lehrten sich anzuschließen und sich von Aegypten über den Persischen Meerbusen nach Hindostan zu begeben. Nach diesem Plan legte die Schlacht bei Abukir, so wie der bald darauf zwischen Frankreich und den Barbaresken ausgebrochene Krieg und die Unruhen im Orient un-überstreigliche Hindernisse in den Weg. Humboldt, welcher hoffte, unter Spanischer Flagge leichter von Carthagena aus nach der Levante zu gelangen, ging nach Madrid, wo er so ungünstige Nachrichten aus dem Orient erhielt, daß er sich gezwungen sah, sein Vorhaben über Aegypten nach Hindostan vorzudringen, aufzugeben. Dafür entschädigte ihn im März 1799, der Madrider Hof durch die ausgedehnteste Erlaubniß, die Spanischen Colonien beider Amerika's zu bereisen. Dem zufolge verließ Humboldt im Junius 1799 Europa. Zu seinem Gehülfen wählte er sich den genannten Bonpland, der mit schätzbaren Kenntnissen in der Botanik und Zoologie eine glühende Liebe für die Wissenschaften verband. Beide waren entschlossen, in Zeit von fünf Jahren eine Reise von 9000 Meilen zu machen, die umfassendste, welche je ein Privatmann unternahm. Eine ausführliche Beschreibung dieser Reise kann schwerlich jemand hier erwarten: wir berichten daher blos, daß die Reisenden im August 1804 glücklich in Europa wieder anlangten. Diese Reise aber durch die, früher noch von keinem Europäer mit solcher Ausbeute besuchten Tropenländer des neuen Continents, die Forschungen und Untersuchungen, welche Humboldt daselbst angestellt, hat die Erd-, Völker-, Menschen- und Naturkunde, und überhaupt den Kreis menschlicher Wissenschaft so wesentlich erweitert, daß Humboldt durch sie allein der Unsterblichkeit gewiß ist. Die reichen Sammlungen, welche er mit sich brachte, sind einzig in ihrer Art und von unschätzbarem Werthe; sie enthalten allein 6000 Arten Pflanzen. — Die Beschreibung dieser Reise und ihrer wichtigen und reichhaltigen Resultate liefert Humboldt in dem zu Paris seit 1810 erschienenen Prachtwerke, dessen Titel ist: Voyage de Humboldt et Bonpland; gr. Fol., dessen erste Abtheilung der generellen Physik gewidmet ist und den eigentlichen Reisebericht enthält. Der erste Theil dieses Reiseberichts

ist in den bis jetzt erschienenen Lieferungen, welche auch den besondern Titel führen: Vues des Cordilières et monuments des peuples de l'Amerique, und mit 50 bis 60 Kupfertafeln begleitet sind, enthalten. Die zweite Abtheilung soll die Zoologie und vergleichende Anatomie betreffen, die dritte einen politischen Versuch über Neuspanien enthalten, die vierte der Astronomie, die fünfte der Mineralogie und dem Magnetism, die sechste endlich der Botanik gewidmet seyn. Die ganze Collection, welche zusammen aus 12 Bänden in Quart, drei Bänden in Folio, zwei Sammlungen geographischer und einer Sammlung pittoresker Zeichnungen bestehen wird, nennt ein Kenner mit Recht „ein Riesenwerk an innerm und äußerm Umfang und Gehalt, dem die neueste Literatur Europens nur wenige ähnliche an die Seite stellen kann." Eine gedrängte, aber doch erschöpfende Inhaltsangabe dieses wegen seiner reichhaltigen Ausbeute für höhere Geographie und Geschichte, seines Reichthums an gelehrten Kenntnissen, genialen Ansichten, des darin überall sichtbaren philosophischen Scharfsinns in Auffindung und Durchführung glänzender Hypothesen, Eleganz der Schreibart und hohen äußern Pracht eben so merkwürdigen, als wegen seiner Kostbarkeit für viele unzugänglichen Werkes findet man in der Jenaischen Literaturzeitung, Jahrg. 1812, No. 99 — 101 und 251 — 252.

Hume (David), als scharfsinniger Skeptiker und erster klassischer Geschichtschreiber der Engländer berühmt. Er stammte aus der vornehmen, aber nicht reichen Familie der Grafen Home oder Hume ab, war geboren zu Edinburgh in Schottland 1711 und verlor seinen Vater schon als Kind. Seine Mutter, eine sehr gebildete und zärtliche Frau, widmete sich seiner Erziehung mit größter Sorgfalt. Er sollte sich nach dem Rathe seiner Verwandten, welche schon früh seine Neigung für die Wissenschaften bemerkten, der Jurisprudenz widmen; allein ein stärkrer Trieb zog ihn zur Philosophie hin. Seine Vermögensumstände und seine durch anhaltenden Fleiß geschwächte Gesundheit nöthigten ihn jedoch 1734 nach Bristol zu gehen und die Handlung zu ergreifen. Als er sich aber zu derselben gar nicht geeignet fand, ging er nach Edingburgh zurück, und bald darauf nach Frankreich, um daselbst in ländlicher Einsamkeit unabhängig und mit der möglichsten Beschränkung seiner Bedürfnisse, bei welcher ihm sein ruhiges Temperament unterstützte, der wissenschaftlichen Ausbildung seines Geistes einzig leben zu können. Dort schrieb er seine treffliche psychologisch-kritische Abhandlung über die menschliche Natur, welche er nach seiner Rückkehr (1737) in London (1738 — 40. 3 Bde.) herausgab (Deutsch von L. H. Jacob mit kritischen Versuchen 1790 — 92): Wider sein Erwarten erregte dieselbe damals auch nicht die geringste Aufmerksamkeit. Sein dadurch sehr verletzter Ehrtrieb bewog ihn, in die Einsamkeit zu seinen Studien zurückzukehren. Er studirte nun desto eifriger die Griechische Sprache, und schrieb seine Versuche und Abhandlungen, wovon er zu Edinburgh 1742 den ersten Theil herausgab. In diesen führte er mehrere politische und moralische Gegenstände sehr geistreich aus; weniger glücklich war er in Sachen des Geschmacks, wozu ihm ein warmer Sinn für Poesie und Kunst fehlte. Dieses Buch wurde besser aufgenommen. Von 1745 bis 1747 wurden seine Studien dadurch unterbrochen, daß er zuerst Aufseher des jungen Marquis von Annandola wurde, dann den General Saintclair auf seinem Zuge an die Französische Küste, und endlich auf seiner Gesandtschaftsreise nach Wien und Turin begleitete. Zu Turin arbeitete er den ersten Theil der obengenannten Abhandlung um, um besonders durch einen voller-

ten Styl die Aufmerksamkeit des Publikums auf sie zu ziehen. Diese marbeitung (1748 London, 8., Deutsch übersetzt von Tennemann, nebst ner Abhandl. über den phil. Skepticismus von Reinhold, Jena, 1793 und in mehreren Sprachen erschienen) unter dem Titel: Unterchungen über den menschlichen Verstand, erreichte aber iesen Zweck eben so wenig, als eine zweite Ausgabe der Versuche. ach dem Tode seiner Mutter (1759) ging er nach Schottland und rbeitete dort auf dem Landhause seines Bruders unverdrossen fort; hrieb auch daselbst den zweiten Theil der Versuche, unter dem Titel: olitische Reden, worin er vorzüglich über Handel und Geld efere Untersuchungen anstellte. Jetzt fingen erst seine Schriften an, ufmerksamkeit zu erregen, vorzüglich da er mehrere Gegner fand, deen er aber aus Grundsätzen, nie antwortete. 1752 gab er zu Edinburgh seine Reden, und eine Untersuchung über die Grundsätze der Moral heraus, welche er selbst für die beste unter allen einen Schriften hielt. Er entwickelte darin das Princip des moralischen Sinnes genauer als seine Vorgänger. Die Stelle eines Aufsehers der Bibliothek der Advokaten in Edinburg, welche, ohne großen äußern Vortheil, ihm viele Gelegenheit gab, die historische Literatur seiner Nation kennen zu lernen, wurde die zufällige Veranlassung, daß Hume Geschichtschreiber wurde. Er faßte den Plan, die Englische Geschichte seit der Thronbesteigung des Hauses Stuart zu schreiben, und dadurch zugleich diesen, nach seiner Ansicht sehr entstellten Theil der Geschichte aufzuklären, 1754 gab er den ersten, 1756 den zweiten Theil dieses Werks heraus, welches ihn als philosophischen Geschichtschreiber der neuern Zeit so unsterblich gemacht hat. Es machte großes Aufsehn, aber die Unpartheilichkeit, wonach er strebte, brachte alle politischen Parteien in England gegen ihn auf. Ueberall hörte er Tadel. Mißmuthig, arbeitete er doch rastlos fort, gab zu London 1757 seine natürliche Geschichte der Religion heraus, (von Resewiz übers. Quedlinb. 1789), eine Schrift, in welcher sein religiöser Skepticismus durch die Geschichte sehr fein entwickelt ist, welche aber nur durch Hurds Gegenschrift bekannter wurde, 1759 die Geschichte des Hauses Tudor, und 1761 sein Werk über die frühern Perioden der Englischen Geschichte, welches er, schon kälter gegen das Urtheil des Publikums, in seiner literar. Muße zu Edinburgh, in sorgenfreieren Umständen ausarbeitete. (Seine historischen Werke sind mehrmals, z. B. von Dusch, zuletzt von Timäus ins Deutsche übersetzt worden). Unerwartet bekam er, noch in seinem funfzigsten Jahre, vom Grafen v. Hertford, dem er nicht persönlich bekannt war, den Antrag und die wiederholte Einladung, ihn in den Geschäften eines Gesandtschaftssekretärs nach Paris zu begleiten, nahm sie endlich an, und wurde in Paris mit so ausgezeichneten Höflichkeitsbezeigungen und Ehrenbezeigungen empfangen und überhäuft, daß er sich denselben nicht genug entziehen konnte. Doch gefiel ihm der Aufenthalt dort sehr wohl. 1763 kehrte er nach England zurück, nachdem er seit dem Abgange des Grafen die Geschäfte der Gesandtschaft, als Chargé d'affaires besorgt hatte. Es ist bekannt, daß er in Frankreich mit Rousseau in Verbindung trat, ihn bewog, mit nach England zu gehen, und dort eine Pension für ihn auswirkte; aber es war vorauszusehen, daß eine Verbindung zwischen dem Charakter des reizbaren und schwärmerischen Rousseau und dem ruhigen Skeptiker Hume, dessen Beifall wohl oft die Farbe des kalten Spottes trug, und der durch sein gründlichen Scharfsinn überhaupt mehr abstieß, als an sich zog.

nicht lange dauern konnte, und sich auf unangenehme Weise endigen mußte. 1767 erhielt Hume die Stelle eines Untersekretärs, 1769 verließ er die politischen Beschäftigungen, kehrte nach Edinburgh mit einem noch größern Einkommen zurück, und lebte in ruhigem Genusse des Erworbenen und seines wachsenden Ruhmes noch im späten Alter ganz den Wissenschaften. Von 1775 an sah er seinem Tode ruhig und heiter entgegen, verbesserte noch mehreres an seinen Schriften zum Behuf neuer Ausgaben und starb mit der größten Heiterkeit im J. 1776, unverheirathet und mit Hinterlassung eines ansehnlichen selbsterworbenen Vermögens. Er hat seine eigene Biographie kurz aufgesetzt, welche 1777 zu London erschien. Er selbst schildert sich darin als einen Mann von sanfter ruhiger Gemüthsart, vieler Selbstbeherrschung und Mäßigung, Offenheit und Geselligkeit, mit herrschender Begierde nach literarischem Ruhm. Dieser Charakter hatte eben sowohl auf seine Philosophie, als auf seine Geschichtschreibung großen Einfluß: überall war er unbefangener Beobachter und kalter Kritiker. In seinen scharfsinnigen und gründlichen philosophischen Werken, auf welche man erst durch seine historischen Werke aufmerksamer wurde, namentlich in seinen Untersuchungen über den menschlichen Verstand, welche seinen Skepticismus am vollkommensten entwickeln, der auf die Lockische Erfahrungsansicht gegründet war, machte er den ersten bedeutenden Angriff auf die neuere dogmatische Metaphysik; sie waren es daher, welche auch seines großen Nachfolgers, Kant's, Geist zu seiner Kritik aufregten, und so einen neuen Charakter der Philosophie durch alle gebildete Länder Europas verbreiteten. Sie sind auch, mit Ausnahme der erst nach seinem Tode (1777) erschienenen Gespräche über die natürliche Religion (Deutsch von Schreiter, nebst einem Gespräch über den Atheismus von Platner 1781, Lpz.) in einer Sammlung: Essays and treatises on several subjects. London, 1753 4 Bde. 8., und mehrmals Deutsch von Pistorius, Hamb. 1755 — 1756 erschienen. Sein philosophischer Skepticismus hatte aber wiederum den größten Einfluß auf seine historischen Werke. Ruhe, Streben nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, fester Zusammenhang der Thatsachen und politischer Scharfsinn sind ihre Hauptvorzüge, dagegen Mangel an Phantasie und Wärme in der Schilderung der Begebenheiten und Charaktere, Fehler in der Anordnung seines Stoffes, Anhäufung von Reflexionen und einseitige Vorliebe für die Schilderung der Könige, die vorzüglichsten Mängel derselben. Seine Geschichte der Regenten des Hauses Stuart wird für den ausgezeichnetsten Theil derselben gehalten, denn an diesem Hause nimmt er den innigsten Antheil, und die Kritik dieser Geschichte, mit welcher die Brittische Freiheit beginnt, hat ihm sehr vieles zu verdanken. Weniger einheimisch war er in der früheren Geschichte. Doch hat gegen seine Unparteilichkeit der berühmte Fox, in seiner 1808 erschienenen (Deutsch von Soltau übersetzten [1810]) Geschichte der früheren Regierungszeit James des Zweiten, große Zweifel erhoben. Uebrigens ist Hume's Styl in beiden Gattungen gleich ernst, bestimmt, deutlich und von geschmackvoller Correctheit. T.

Humor. Humoristisch. Nicht leicht sind über einen Gegenstand Erklärungen und Urtheile verschiedener ausgefallen, als über den Humor und das Humoristische. Der Grund davon dürfte weniger in der allzu großen Schwierigkeit, als in der Nichtbeachtung dessen liegen, daß es hiebei eines drei Mal veränderten Standpunktes bedürfe. Man gebraucht den Ausdruck Humor nämlich in einer dreifachen Bedeutung, in der physiologischen, psychologischen und ästhetischen, und es wird nie gelingen, hier zum reinen Verständniß zu gelangen

enn man diese Bedeutungen nicht gehörig unterscheidet. Bekanntlich eißt das Lateinische Wort Humor Feuchtigkeit; die gangbare Bedeutung aber ist Laune, Aufgelegt-, Aufgereimtseyn u. s. w. Man sieht leicht, daß die letztere Bedeutung die psychologische, die erste ie physiologische ist, und daß beide auf irgend eine Weise zusammenängen müssen. Um diesen Zusammenhang zu erklären, müssen wir bis uf Hippokrates und Galen zurückgehen. Als diese berühmten Aerzte ihre Systeme entwarfen, waren Physik und Chemie, im Zurückgehen von dem Zusammengesetzten auf das Einfache, bis auf 4 Elemente gekommen, Feuer, Wasser, Luft und Erde. Aus diesen 4 Elementen hatten schon sehr alte Physiker eben so viele Ureigenschaften der Dinge abgeleitet, aus dem Feuer die Wärme, aus dem Wasser die Kälte, aus der Luft die Feuchtigkeit, aus der Erde die Trockenheit, und aus diesen vier Ureigenschaften aller Dinge erklärte man alle physischen Verschiedenheiten derselben, wofern diese eben vierfach waren, z. B. die Tags- und Jahreszeiten, die 4 Himmelsgegenden, die 4 Hauptwinde, die 4 Stufen des menschlichen Alters. In dem menschlichen Körper nahm man aber 4 Hauptsäfte oder Feuchtigkeiten (humores) an, Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle; und diese 4 Hauptsäfte wurden auf die 4 Ureigenschaften aller Dinge zurückgeführt, und durch beide der Grund auch von geistigen Verschiedenheiten der Menschen erklärt. Uebergewicht von Blut bewirkte im Körper warme Feuchtigkeit, von Schleim kalte Trockenheit, von gelber Galle trockne Wärme, von schwarzer Galle kalte Trockenheit. Hieraus leitete man nun die 4 Temperamente ab, deren Theorie Galen vornehmlich ausbildete. Da die Schule der Arabischen Aerzte des Mittelalters sich auf ihn gründete, so pflanzte sich eine Lehre durch Avicenna, Averroes u. A. fort, und dauerte bis ins 17te Jahrhundert. Die Benennungen der Temperamente weisen noch darauf zurück, denn wir finden in ihnen jene 4 humores wieder, im sanguinischen das Blut, vom Lateinischen Sanguis, im phlegmatischen den Schleim, vom Griechischen Worte Phlegma, d. i. Schleim. Choleriſch kommt her von dem Griechischen Worte Cholera, d. i. gelbe Galle; melancholisch von den Griechischen Wörtern Meläna Chole, d. i. schwarze Galle. Man sieht, welche wichtige Rolle nach dieser Theorie die Feuchtigkeiten in der menschlichen Organisation spielten. Indem Galen auch bei der Heilkunst eine vorzügliche Rücksicht auf diese 4 humores nahm, ward er Vater der Humoralpathologie, d. i. jener Krankheitslehre, welche, um die Genesung zu bewirken, auf Verbesserung der Säfte ausgeht. Durch Boerhave und Gaubius kam sie in neuerer Zeit, jedoch mit andern Modificationen, indem diese für jede Krankheit eine besondere Schärfe annahmen, wieder in Flor. Genug aber, um zu zeigen, wie der physiologische Humor sich nach jener Jahrhunderte lang geltenden, Theorie als wirkliche Feuchtigkeit zu erkennen gibt, und angenommen, daß die Sache, wenn auch nicht ganz, doch nur auf ähnliche Art sich so verhalte, wie dieser Humor auch auf die Aeußerungen der Seele einen mächtigen Einfluß haben müsse. Wenigstens kann es jetzt nicht befremdend seyn, von einem psychologischen Humor zu hören, und es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß der Ausdruck hier metaphorisch genommen sey. Die Franzosen haben in diesem Sinne das Wort humeur, die Engländer humour. Den Engländern sagt man nach, daß sie besonders im humour sich auszeichnen, und wirklich ist vornehmlich durch Schriftsteller dieser Nation der Ausdruck Humor und humoristisch in neuerer Zeit in Gebrauch und Umlauf gekommen. Einer ihrer berühmten Schauspieldichter, der

selbst in zwei Lustspielen den humour zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt hat, Ben-Johnson, gibt uns in einem derselben (Every Man out of his Humour) die beste Erklärung dieses metaphorischen Ausdrucks. Er sagt: „Humour, im physischen Verstand genommen, besteht aus Luft und Wasser, und hat die Eigenschaften der Nässe und Flüssigkeit. Gieße Wasser auf den Boden hin, es wird ihn naß machen und fließen. Eben so fließt auch die Luft, wenn man sie durch ein Horn oder Trompete zwingt, augenblicklich hinweg, und läßt eine Art von Thau zurück. Hieraus ziehʼ ich den Schluß: dasjenige, was feucht und flüssig ist, und folglich keine Consistenz hat, ist Humour. Das Cholerische, das Melancholische, das Phlegma im menschlichen Körper werden also genannt, und so kann man durch eine Metapher auch der menschlichen Seele Humour beilegen. Wenn z. B. eine besondere Eigenschaft einen Menschen so beherrscht, daß sie alle seine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeister in ihrem Flusse einen und denselben Weg zu nehmen zwingt.“ Lessing war der Erste, der das Wort Humor in diesem Sinne durch Laune übersetzte, erklärte aber nachher (Hamb. Dramaturgie, No. 2., 308. Anm.), sehr Unrecht daran gethan zu haben „denn,“ sagt er, „ich glaube es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humour und Laune ganz verschiedene ja in gewissem Verstande ganz entgegengesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humour werden; aber Humour ist, außer diesem einzigen Falle, nie Laune.“ Daß Lessing hierin Recht gehabt, wird der Art. Laune zeigen, aus welchem sich ergeben wird, daß Humor und Laune zwar in psychologischer, nicht aber in ästhetischer Bedeutung sich entsprechen. Dort werden wir finden, daß Laune zu Humor nur durch den Launigen wird. Bei diesem finden wir jene Stimmung der Seele, jene eigene Wendung der Einbildungskraft, durch welche die Ideen aus der gewöhnlichen Sphäre herausgehen, und unter einem hervorstechendern, seltsamern, originellen Charakter erscheinen. Der Geist erhebt sich über das Uebliche, setzt die eingeführten Regeln hintan, treibt seinen Scherz mit ihnen, freut sich seiner Unabhängigkeit. Mit Wohlgefallen und Leichtigkeit entwischt ihm der eben so aufrichtige als offene Ausdruck einer ihn hinreißenden Empfindung oder Idee in der individuellsten Tonart, womit sie ihn ergriffen, und in der Ueberraschung, welche diese Freimüthigkeit, diese Sorglosigkeit und Sonderbarkeit hervorbringt, liegt kein geringer Reiz. Hier wird also die Laune zu Humor, und wir würden einen solchen Charakter, wo wir ihn dargestellt fänden, für einen humoristischen erklären müssen. Wie aber, auch die Darstellung? Hier liegtʼs! Als man die Unterordnung der Laune unter das Lächerliche machte, dachte man bloß an humoristische Charaktere, nicht an humoristische Darstellung und humoristische Dichter. Wie aber diese letzten vorzugsweise Humoristen genannt werden, so sollte, dies ist Lessings Meinung, der ästhetische Humor auch vorzugsweise den Namen des Humors behalten, und nicht, wie im Psychologischen, mit der bloßen Laune verwechselt werden. Daß dies keine willkührliche Foderung sey, sieht man schon daraus, weil der psychologische Humor nur in Einem Falle sich zugleich als ästhetischer zeigt, noch mehr aber daraus, weil, wie aus jenem folgt, der ästhetische ungleich mannigfaltiger ist. Man nehme das erste beste wahrhaft humoristische Werk zur Hand, und man wird sich leicht überzeugen, daß nicht bloß das Belustigende, das Lächerliche, das Sonderbare, sondern auch das Ernste, das Wehmüthige, das Erhabene, ja das Feierliche selbst in demselben uns begegnen. Es muß also wohl etwas anderes seyn, als die bloße Ausführung der

Laune, der durch sie bestimmten Charaktere, und selbst launiger Einfälle und launischer Ausfälle, was solche Werke zu humoristischen macht. Daß es eine eigene Art der Darstellung sey, leuchtet jedem eben so bald ein, als daß in dieser Art der Darstellung der Grund liege, warum man bei ihr so sehr an die Ursachen und Erscheinungen des psychologischen Humors erinnert wird, daß man kein Bedenken getragen hat, sie mit demselben Namen zu bezeichnen. Wie in aller Welt aber, so muß man fragen, kommt ein Dichter dazu, der mit der kühnsten Imagination den lebhaftesten Witz, Tiefe des Geistes, Zartheit des Gefühls, so viel Vernunft und Wahrheitssinn vereinigt, — denn dies alles, und mehr noch findet man in den ächten Humoristen, — auf eine an Stoff und Ausdruck so sonderbare und ungewöhnliche Weise darzustellen, daß seine Darstellung und er selbst fast thöricht scheinen? Man hat oft genug gesagt, und Garve sagt es auch, daß dies nichts als Folge des, solchen Dichtern inwohnenden, psychologischen Humors sey, daß sie in dieser Stimmung seltsame und außerordentliche Gedanken und Einfälle hervorbringen, Träume eines Wachenden, der aber ein vorzüglicher Kopf ist, Ideen, welche durch ihre Abweichung von den Ideen anderer Menschen in Verwunderung setzen, und daß diese Ideen und Bilder, wie sie sich wider Willen dem Dichter aufdrangen, ohne sein Zuthun von selbst ihren Fortgang, auf eine nicht minder sonderbare und seltsame Weise, nehmen. Der poetische Humor soll also eben so unbewußt und unwillkürlich seyn, als der psychologische. Aber, bemerkt Jean Paul Richter mit Recht, wurde jener nicht von freier Absicht erzeugt: so könnt' er nicht den Vater unter dem Schaffen so gut ästhetisch erfreuen, als den Leser; und eine solche geborne Anomalie müßte gerade alle vernünftigen Menschen für Humoristen nehmen, und wäre der wahnsinnigste Schiffspatron des Narrenschiffs selber, das er kommandirte. Ist nun aber die humoristische Darstellung eine mit freier Absicht erzeugte, so muß man um so mehr fragen, ob bloß Grille, oder, wie bei den andern Arten ästhetischer Darstellung, ein nothwendiger Grund den Dichter bestimmte. Läßt man sich nur von den vielen hier herrschenden falschen Ansichten nicht irre leiten, und hält nicht das Zufällige für das Wesentliche, so wird man hierüber nicht in Zweifel bleiben. Wie überall, so wird auch hier die Darstellung durch des Dichters Weltanschauung bedingt; und wenn wir nun auf diese eine achtsame Rücksicht nehmen, so finden wir den Humoristen in der Mitte zwischen dem Komiker und Satyriker. Beide stellen dar, die, als nicht befolgter objektiver Norm der Vernunft, verscherzte Selbstheit des Menschen. Zweierlei Gattungen von Menschen verscherzen sie, die Narren und die Schurken. Beide haben die Verkehrtheit mit einander gemein, nur daß sie bei diesen absichtlich und bewußt ist, während jene sich fest einbilden, durchaus nicht verkehrt zu seyn. Dort liegt der Fehler in der Gesinnung und dem Willen, hier in dem Verstand, und das macht die einen verabscheuungswerth, die andern nur lächerlich. Jene sind darum ein Gegenstand für den Satyriker, diese für den Komiker, deren Darstellung, wie an seinem Orte gezeigt werden soll, hiedurch bestimmt wird. Der Humorist, wie gesagt, steht zwischen beiden, nähert sich aber mehr dem reinen Komiker durch seine Disposition, auch da noch lächeln zu können, wo Andre das Gesicht in düstre Falten ziehen. Der wahre Humorist, der nichts ohne Menschenliebe ist, faßt die menschliche Natur als eine eigene Mischung guter und schlimmer Eigenschaften an, und im Ganzen mehr Schwachheit als Verbrechen, mehr Thorheit als Laster. Er führt alle, auch die moralische,

Verkehrtheit auf ein falsches Urtheil zurück, mit dem Unterschied aber vom Komiker, daß er selbst sich mit allem anscheinenden Ernst unter die falsch Urtheilenden stellt, und zu der Klasse zu gehören scheint (daher die humoristische Subjektivität, die Rolle eines parodischen Ichs, wie Jean Paul sagt), während der reine Komiker, auch wo er, ohne ins Didaktische überzugehen, nur das Faktum darlegt, doch leicht als ausserhalb der Klasse befindlich erkannt wird. Wie sehr auch von der Hoheit überzeugt, zu welcher die menschliche Natur sich steigern läßt, hat der Humorist doch das befangene Menschengeschlecht, wenigstens seinem jetzigen Zustande nach, losgesprochen von der, alle Freuden des irdischen Daseyns raubenden, Mühe, einen Gipfel zu erklimmen, den wir kaum mehr zu finden wissen, weil Wissenschaften, Politik, Erziehung, Druck der Verhältnisse u. a. m. schon am Fuße des Berges einen so dichten Verhau gemacht haben, daß oft auch der muthigste Wille und die kühnste Kraft ihn nicht durchbrechen können. Es gibt für den Humor, wie Jean Paul sagt, keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt. Darum findet er die Menschen weder lächerlich noch abscheulich, sondern bedauernswerth, woraus sich jene milde Empfindsamkeit erklärt, welche dem Humoristen vor andern eigen ist, und durch welche seine Stimmung bald bis zum weichen Elegischen herab, bald bis zum erhabenen Pathos hinaufsteigt, jenes, wenn er die Lage des Menschengeschlechts, dieses, wenn er die Gegenstände bedenkt, welche die Rolle des Schicksals in der Welt übernommen haben. Bemächtigt sich der Gedanke an beide zugleich seiner Seele, so entsteht jene Lustigkeit, welche mit Thränen im Auge lacht, mit zitternder Stimme scherzt, und, gleichsam als wollte sie den Schmerz betäuben, eine Ausgelassenheit affectirt, in welcher der lebhafteste Witz sarkastisch lauter barocke Behauptungen ausströmt. Er erniedrigt, wie Jean Paul bemerkt, das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu setzen, und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit alles gleich ist und Nichts. Diese Stimmung, welche den Humoristen von seiner ernsten und erhabenen Seite zeigt, — denn er hat, wie Janus, ein Doppelgesicht, — darf aber nicht die vorherrschende seyn, weil er sonst nur verwunden würde, da er doch, menschenliebend wie er ist, vielmehr heilen, und aus der Entzweiung die Harmonie wieder herstellen will. Darum kehrt er weniger sein Gesicht mit dem Ausdruck des erhabenen Ernstes nach den Menschen hin, als das andere voll milden Lächelns. Sein Streben ist dahin gerichtet, die Menschen in eine mittlere Region zu führen, wo sie, zwar nicht frei von den Stürmen und Dünsten, doch einen milden Himmel sehen, und des Sonnenscheins sich freuen, Himmel und Erde zugleich genießen können. Welche Mittel ihm dabei zu Gebote stehen? „On voit sortir des traits d'une morale douce et sublime, et des aperçus profonds sur le coeur, dont il demêle les plus délicats mouvemens. Et puis il parait si disposé au bonheur, il le trouve si facilement. Quel plaisir on goûte dans cet abandon de son ame, dans cet innocent libertinage de son imagination, sur-tout dans ce sentiment de bonté, d'indulgence, de bienveillance universelle qui l'attache à tous les hommes.“ Da sind sie beisammen, diese Mittel, wie sie Suard in einer feinen Charakteristik Sterne's verzeichnet hat. Wer sagt sich nun aber nicht selbst, daß alles dies von wesentlichen Folgen für die Darstellung seyn werde? Der Styl, das Colorit des Humoristen können nicht weniger eigenthümlich seyn, als seine Weltanschauung; diese wird sich in jenen spiegeln. Die humoristische Schön-

heit wird daher kaum eine andere seyn können, als eine unregelmäßige, wobei der Willkür der Laune oder des kleinen eigensinnigen Geistes Capriccio, wie Wieland ihn nennt, ungleich mehr Einfluß verstattet seyn wird, als in Werken von regelmäßiger Schönheit der Fall seyn kann und darf. Gebräche es hier nicht an Zeit und Raum, so ließe sich an den Darstellungen eines Sterne, Hippel, Jean Paul u. A. (ich nenne hier Viele nicht, weil sie bloß komische, satyrische, witzige, launige Schriftsteller sind, aber keine humoristischen,) ausführlicher zeigen, worin diese Schönheit bestehe und wie sie entstehe, vielleicht auch, wie man sie verfehle. Hieraus würde man sehen, daß humoristische Werke etwas Lyrisches an sich haben, und daß die durchscheinende, mehr oder weniger liebenswürdige Subjektivität des Dichters keinen geringen Antheil an dem Vergnügen habe, welches sie gewähren. Brauchts nun der Erinnerung, daß der Humor nicht zum Spleen werden dürfe? Daß der Humorist auch im Ton, in den Wendungen, Ausdrücken, dem ganzen Colorit alles vermeiden müsse, was an diesen böſen Dämon erinnert? Die feinsten Bemerkungen über humoristische Darstellungsweise findet man bei Jean Paul (Vorschule der Aesthetik), dem Ersten, welcher auch den epischen, dramatischen und lyrischen Humor unterschied. Dieser selbst vorzügliche Humorist erklärt Humour für das romantische Komische, das umgekehrte Erhabene, worin das Endliche auf das Unendliche, der Verstand auf die Idee angewandt wird, und giebt 4 Bestandtheile desselben an: Humoristische Totalität (wo nicht das Einzelne, sondern das Endliche, durch den Contrast mit der Idee, vernichtet wird), die vernichtende oder unendliche Idee, die humoristische Subjectivität und humoristische Sinnlichkeit. Der weitern Ausführung bedarf es nicht; man suche sie bei ihm selbst. Sollte man auch Bedenken tragen, seine Theorie unbedingt zu unterschreiben, so wird man doch des Wahren und Tiefen hier mehr als sonst irgendwo finden. dd.

Humoral, was auf die Flüssigkeiten Bezug hat, daher Humoralpathologie, in der Medicin, die Lehre von den Krankheiten, insofern die Ursachen derselben in Veränderungen der Flüssigkeiten oder in Abweichungen der Säfte des Körpers von ihrer naturgemäßen Menge und Beschaffenheit gesetzt werden. (S. Humor.) Ihr entgegen wird die Solidarpathologie gesetzt, welche die Ursachen der Krankheiten in Abweichungen der festen Theile des Körpers und deren Verrichtungen suchte. Die Ansichten der sogenannten Humoralpathologen waren jedoch selbst verschieden, nach dem jedesmaligen Stande ihrer Kenntnisse von der Natur und dem menschlichen Körper insbesondere. (s. Arzneikunde. Hoffmann. Stahl u. A.). So einseitig, irrig und zum Theil grob mechanisch die Vorstellungen waren, die sich die Stifter und Anhänger der Humoralpathologie meist von der Beschaffenheit der Säfte, ihrer Verderbniß und dem Antheil, den sie an der Entstehung der Krankheiten hatten, machten, so hatten sie doch eine dunkle Ahndung der Wahrheit, welche sie nur auf einem falschen Wege zu erreichen suchten. Sie irrten, aber die Solidarpathologen irrten eben so sehr, wenn sie die Säfte des Körpers von allem Antheil an der Entstehung der Krankheiten ausschlossen. Die jetzige geläuterte Pathologie verwirft die gemäßigte Humoralpathologie nicht, indem die flüssigen so wie die festen Theile zum Ganzen unsers Organismus gehören, und beide von einander unzertrennlich sind, so daß die Abweichung der festen Theile in ihrer Function augenblicklich auch Abänderung der Säfte zur Folge haben muß. (S. Pathologie.) H.

Hundsrück, der Name eines waldigen Landstrichs zwischen der ehemaligen Grafschaft Sponheim, dem sonstigen Fürstenthum Simmern, der Mosel und dem Rhein. Zuweilen dehnt man ihn noch über Simmern und einen Theil von Sponheim aus. Man leitet den Namen von den Hunnen ab, denen diese Gegend von den Römern eingeräumt wurde.

Hundstage nennen wir die Zeit vom 24. Juli bis zum 23. August, weil während derselben der Hundsstern (Sirius) zugleich mit der Sonne aufgeht. Man schrieb sonst diesem Gestirn und seiner Vereinigung mit der Sonne die Hitze zu, die gewöhnlich in diesem Zeitraum am drückendsten ist.

Hundswuth, eine meist bei den Hunden, auch bei Katzen, Wölfen u. a. m. (doch wahrscheinlich bei diesen seltener) vorkommende specifische Krankheit, welche auf folgende Art sich äußert: In der ersten Periode verliert der Hund seine sonstige Freundlichkeit und Geschligkeit, trauert, sucht die Einsamkeit, versäumt das Essen, oder läßt es gar stehen, will nicht saufen, gehorcht seinem Herrn nicht, kennt ihn wohl gar nicht mehr, oder wedelt nur mit dem Schwanze, wenn er ihn sieht, läßt sich zwar noch von ihm streicheln, auch wohl auf den Arm, mit zur Jagd oder zu andern Geschäften nehmen, ist aber dabei doch immer träg und mürrisch, heißt um sich, wenn er nur ein wenig gereizt wird, ist stille, verkriecht sich an dunkle Orte, ohne zu schlafen, und läßt sich ohne Murren nicht leicht anlocken. Seine Augen werden trübe oder fließend, er läßt die Ohren und den Schwanz hängen, und wirft sich oft sprungsweise auf alles hin, was ihm aufstößt oder dargeboten wird. Sobald man solche Zeichen an dem Hunde gewahr wird, ist die Krankheit schon im Entstehen, und sie geht in einigen Tagen, zuweilen aber schon nach 12 bis 24 Stunden in die wirkliche Wuth oder die zweite Periode über. In dieser wachsen alle vorherigen Zufälle schnell an; das Thier schäumt vor dem Maule, das beständig offen steht, es läßt die bleifarbige Zunge heraushängen, die Augen sehen roth, feurig, die Haare sträuben sich, und stehen empor, das Thier knirrscht mit den Zähnen, hat eine heisere Stimme, ohne zu bellen, sucht immer zu flüchten, und läuft wild, ohne bestimmtes Ziel, oft in krummen Linien, ohne sich aufhalten zu lassen, umher. Gesunde Hunde fliehen vor einem solchen, bellen ihn nicht einmal an, verfolgen ihn nicht, sondern schmeicheln ihm eher ganz furchtsam. Alles, was ihm begegnet, wenn er es sieht, fällt er an, schnappt und beißt nach allem, ohne zu bellen. Er wirft sich zu Boden, steht schwach wieder auf, schäumt immer mehr, bekommt Zuckungen und fällt plötzlich todt nieder. Diese Periode kann 3 bis 4 Tage dauern. Die Krankheit ist eine von den specifischen, deren eigene Natur noch nicht entdeckt ist; sie ist tödlich, und erzeugt im Körper des kranken Hundes ein Gift, wodurch sie sich sowohl auf andere Thiere, als auf Menschen fortpflanzt. Der Name Wuth ist für die Krankheit nicht ganz passend, da die Wuth oder Tollheit nur ein einzelnes Symptom derselben ist, das nicht einmal jedesmal vorhanden ist, indem manche Hunde nur die sogenannte stille Wuth bekommen und plötzlich absterben. Unter die veranlassenden Ursachen rechnet man besonders große und anhaltende Kälte, große Hitze, schnelle Abwechslung von Hitze und Kälte, wenn z. B. die Hunde unter dem heißen Ofen liegen und dann wieder plötzlich in die Kälte kommen, zu vieles Fleisch fressen, besonders von verdorbenem Fleisch, unbefriedigten Geschlechtstrieb, endlich und hauptsächlich die Ansteckung durch den Biß eines andern an der-

Krankheit leidenden Thieres. Ob bloß der Speichel des wüthenden res die Krankheit errege, oder ob selbst das Belecken von demsel, der Genuß des Fleisches und der Milch (z. B. von Kühen, wel gebissen worden sind, dies vermöge, darüber sind zwar die Mei gen getheilt, allein der Vorsicht gemäß ist es, auch jene Anste igsart anzunehmen und Maßregeln dagegen zu ergreifen. Schon in sich die Zeichen der ersten Periode bei dem Hund einstellen, muß n die äußerste Vorsicht gebrauchen. Ein solcher Hund muß entwe sogleich getödtet, oder doch sehr sorgfältig verwahrt werden, denn n von diesen ist der Biß giftig und vermag diese schreckliche Krank t zu erregen. Ueber die durch den Biß eines wuthkranken Hundes dem Menschen erregte Krankheit s. unter dem Artikel Wasser, eu das Weitere. H.

Hunger. Durch den beträchtlichen Abgang, welchen der mensch he, wie überhaupt jeder thierische Körper erleidet, wird das Blut verdickt, daß es endlich gerinnen müßte, wenn jener Abgang nicht etzt würde. Daraus entsteht die Empfindung des Hungers und Dur s, oder das Verlangen nach Speise und Trank (s. Durst). Der ste Grad des Hungers ist die Eßlust oder der Appetit, der, wenn er befriedigt bleibt, in den eigentlichen Hunger übergeht. Hält dieser n, so verursacht er anfangs Uebelkeit; wegen der sich vermindernden Blutmasse nimmt die Leerheit der Gefäße zu, die Bewegung des Her ns und der Arterien aber, besonders an ihren Endigungen, immer mehr ab. Der Puls wird schwächer, aber schneller; der Wärmestoff ersliegt; es entsteht Frösteln und Gähnen; die Haut wird trocken, blaß, mager, schwindet, runzelt und faltet sich; die Brüste welken; das Blut und die daraus abgeschiedenen Säfte zersetzen sich und wer den scharf oder faulicht. Das aufgelöste, verdorbene Blut quillt aus der Nase und andern Oeffnungen. Die Oeffnungen der Nerven des Magens werden von den scharfen Säften angegriffen, erregen unerträg liche Schmerzen und unausstehlichen Durst. Die Blutgefäße des Ma gens werden zerfressen oder das aufgelöste Blut dringt durch. Jetzt er folgen Zuckungen, Schlaflosigkeit, Phantasien und selbst Raserei, welche durch Selbstmord oder schreckliche Convulsionen endigen. Je jünger, rüstiger und gesunder der Mensch oder das Thier ist, je mehr er sich bewegt, je kälter die Witterung, je kräftiger der Magen ist, desto eher macht der Hunger dem Leben ein Ende. Manche Menschen starben schon am dritten, andere erst am 28sten Tage.

Hunnen, ein nordasiatisches, vielleicht zu den Finnen gehöriges Stammvolk, das nomadisch an China's Gränzen wohnte. Erst mit der Regierung des Me-te, eines Sohnes des Teu-Man, gegen dessen Einbrüche die Chinesen 209 vor Chr. die große Mauer erbauten, tritt die Geschichte der Hunnen aus dem Dunkel hervor. Ein mächtiges, nicht uncultivirtes Volk, herrschten sie über die Mongolei und den größten Theil Nordasiens, bis an das Caspische Meer und die Gränzen Tibets, und waren lange den Chinesen gefährliche Nachbarn. Nachdem aber innere Unruhen ihre Macht geschwächt hatten, gewannen die Chinesen eine, wiewohl zweifelhafte und oft unterbrochene Oberherrschaft über sie, und machten ihrem nördlichen Reiche schon im Jahre 93, ihrem südlichen aber im 5. Jahrhundert ein Ende. Nach dem Untergange des alten Hunnenreiches im Norden zog ein Theil dieses Volks nach Huen-pan zu den Quellen des Jaiks, unfern der Wohnungen der Baschkiren. Das Land ward in der Folge Tangu oder Großhungarien genannt. Allein schon zu den Zeiten Augusts wohnten nach dem Zeug-

niß der Römischen Geographen Hunnen am Caspischen Meere. Die neuen Ankömmlinge hatten gegen Südwest die Alanen, und näherten sich den Gränzen der Römer. Während sie sich nach Norden und Süden ausbreiteten, blieben sie im Osten durch Kriege mit den Chinesen in Verbindung. Als aber die To-pa oder So-ten, die anfangs am Amurflusse wohnten und sich im Westen von China verbreiteten, zu Anfang des 4ten Jahrhunderts die Sienpi aus ihren Besitzungen trieben, drängten diese wieder die Hunnen nach Westen dem Caspischen Meere und Pontus Euxinus zu. Nach einem blutigen Kampfe mit den Alanen vereinigten sie sich mit denselben, um über den Pontus Euxinus zu gehen und die Gothen anzugreifen (376), wodurch der Anfang zu der großen Völkerwanderung gemacht wurde. Mit ihnen kamen viele von ihnen überwundene Nationen; sie unterwarfen sich alle an der Nordseite der Donau wohnenden Völkerschaften. Mit den Römern kriegten sie bald, bald dienten sie hordenweise unter ihren Fahnen. Ruas zwang den Römern einen Tribut ab. Ihm folgten 433 seine Neffen Bleda und Attila, des Mandras (Münzugs) Söhne. Diese richteten ihre Waffen gegen die Deutschen und Sarmaten. Bleda starb, aber Attila setzte seine Eroberungen fort, und stiftete eins der ausgedehntesten Reiche, das die Geschichte kennt. (S. Attila.) Mit seinem Tode zerfiel das Reich; aber noch lange wohnten Hunnische Horden an der nördlichen Donau und am Palus Mäotis, bis endlich Volk und Name verschwinden.

Hunter. Dieser Name gehört zwei in der Geschichte der Arzneikunst berühmten Brüdern an. 1) William Hunter, geb. in Kilbridge in der Grafschaft Lanerk in England 1718, bildete sich schon früh zu einem der größten Anatomen, Wundarzt und Geburtshelfer, und starb nach mehreren ehrenvollen Anstellungen als Leibarzt der Königin von England 1783. Mit einem hohen Grade von Scharfsinn und Beobachtungsgeist begabt, machte er mehrere für die Naturkunde des Menschen sehr wichtige Entdeckungen, z. B. über die Umbeugung des uterus, und die ängebornen Leistenbrüche ꝛc. Eben so eifrig beschäftigte er sich mit andern Zweigen der Naturgeschichte, und sammelte von seiner Jugend an ein sehr reichhaltiges Naturalienkabinet; so wie er auch ein schätzbares Münzkabinet besaß, welches C. Combe beschrieben hat. Mit jenen Eigenschaften verband er eine große Kenntniß der alten Literatur, und dadurch scheint er auch in den Stand gesetzt worden zu seyn, sich als Lehrer und medicinischer Schriftsteller auszuzeichnen. An seinen Schriften wird Bestimmtheit, vielseitige, scharfsinnige Beobachtung und ausgebreitete Gelehrsamkeit vorzüglich gerühmt. Hieher gehört sein Hauptwerk: Anatomy of the human gravid uterus, Lond. 1775. Fol., auch Lateinisch; eine Reihe von Abhandlungen und Aufsätzen in den Philosophical Transactions und in den Schriften der medicinischen Gesellschaft in London, Deutsch: W. Hunters medicin. chirurg. Beobachtungen und Heilmethoden aus dem Englischen gesammelt und mit Zusätzen herausgegeben von C. G. Kühn. Leipzig, 1784. 2 Bde. 8, mit Kupfern, und Hunters Lehren; welches auch Englisch, Lond. 1783. 8. herauskam. 2) John Hunter, der jüngere Bruder des vorigen, geb. 1728, studirte unter seines Bruders Anleitung in London Anatomie und Chirurgie; und zeichnete sich nachher ebenfalls als einen großen praktischen Wundarzt aus, so daß er endlich 1789 Generalwundarzt und Oberaufseher über die Englische Armee wurde, und als solcher 1793 starb. Er ist jedoch nicht blos als praktischer Arzt, sondern auch durch seine geistreichen

und glücklichen Naturforschungen, selbst im Auslande berühmt, welche er in mehreren Werken, z. B. in der natural history of the human teeth 1771. 4. Suppl. 1778. 4. (Deutsch, Leipzig, 1780. 8. 2 Thle. mit Kupf.): on the venereal disease, 1786. 4. (Deutsch Leipz. 1787. 8. mit Kupf.); a treatise on the blood, inflammation and Gun-Shoot Wounds, Lond. 1794. 4. (Deutsch von E. B. G. Hebenstreit, Leipz. 1797. 2 Bde. 8. mit Kupf. nebst seinem Leben) und in mehreren, auch in Deutschen Journalen übersetzten Abhandlungen mittheilte. Auch besaß er ein sehr seltenes anatomisches Museum, und wendete seine beträchtlichen Einkünfte mit vielem Eifer auf Sammlungen von merkwürdigen Naturalien und Versuche in der Naturkunde.

Huronen, eine vormals zahlreiche Völkerschaft, welche um das Jahr 1650 von den Irokesen aus ihren Wohnplätzen am Huronsee verdrängt wurden, und seitdem an dem südwestlichen Ende des Eriesees um den Fluß und See Sanduski wohnen. Auch befindet sich von ihnen ein Stamm bei Quebec in Loretto und bei Detroit unter dem Namen der Tionnontaten, in Carolina und Virginien. Zu ihrem Stamme gehören die Irokesen, welche jene ihre Väter nennen, und durch einen großen Krieg mit den Algonkinen, der noch bei der Ankunft der Franzosen in Canada dauerte, in welchen die Huronen als Nachbarn der erstern verflochten waren, sehr in die Enge getrieben und geschwächt wurden. Sie bestehen aus fünf mit einander verbundenen Nationen, den Mohawks, den Oneideos, den Onondages, den Cayugas und den Senekas. Diesen sind seit 1711 die sechste Nation der Fuscaroras einverleibt, an deren Statt einige die Delawaren nennen, daher sie jetzt die sechs Nationen heißen. Einige rechnen noch die siebente Nation der Riager oder Ricariager zwischen dem Huron- und Michiganse, ingleichen die achte der Messesaguer, gegen Nordost vom Huronsee dazu, welche beide von den Irokesen besiegt und mit ihnen vereinigt worden sind. Ihre Besitzungen außer dem erwähnten Gebiete, das sie den Huronen abgenommen haben und als Jagdrevier brauchen, wiewohl andere diesen Distrikt als die Wohnung der Nordirokesen angeben, die von den sechs Nationen als Ueberläufer und Abtrünnige angesehen werden, liegen zwischen Neuyork, Pensylvanien, dem See Ontario und Lorenzfluß; gegen die Miamis begränzt ihr Land der gleich genannte Fluß und gegen die Cherokesen der Cherokee- oder Hogehegeefluß. Das Land, das sie ehedem am Sorelflusse bis an Oswego und den Delawar besaßen, traten sie gegen ein jährliches Geschenk an die Engländer ab, und es gehört jetzt zum Amerikanischen Freistaate. Seit 1664 sind sie Unterthanen und Bundesgenossen der Engländer.

Husaren, ursprünglich der Name der Ungarischen Reiterei, welchen sie 1458 erhielt, als Mathias I. den Prälaten und Edelleuten des Reichs befahl, sich mit ihren Reitern in seinem Lager einzufinden. Damals mußte von 20 Häusern ein Mann gestellt werden; und so entstand aus den Ungarischen Worten Husz zwanzig, und ar, die Löhnung, der Name Huszar, Husar. Später wurde diese leichte Reiterei von den übrigen Europäischen Mächten in Bewaffnung und Kleidung nachgeahmt.

Hußiten. Huß (Johannes), geb. den 6. Juli 1373 zu Hussinecz bei Prachaticz in Böhmen, daher er sich Huß oder Joh. von Hussinecz nannte, ging von seinem Grundherrn und andern Gönnern unterstützt, 1389 auf die Universität nach Prag, wo er bald durch Fleiß und gute Sitten ausgezeichnet war; als Famulus eines Professors

Zugang zu dessen Bibliothek, und dadurch Gelegenheit bekam, sich eine in jenem Zeitalter vorzügliche theologische Bildung zu erwerben. 1396 wurde er Magister, und fing 1398 an, öffentlich theologische und philosophische Vorlesungen zu halten. Der Umstand, daß ihm 1402 das zufolge einer Privatstiftung bestehende Amt als Böhmischer Prediger an der Bethlehemscapelle zu Prag übertragen ward, begründete seinen Einfluß auf das Volk, das seine populären Predigten mit nicht geringerem Beifall hörte, als die Studenten, und da ihn die Königin Sophia bald darauf zu ihrem Beichtvater machte, gewann er auch Eingang bei Hofe. Um diese Zeit wurden ihm entweder durch seinen Freund Hieronymus oder durch einige Engländer, welche sich in Böhmen die Verbreitung der Grundsätze Wiklefs angelegen seyn ließen, dessen Schriften bekannt. Bei seiner vertrauten Bekanntschaft mit der Bibel fühlte er bald die Wahrheit der Rügen dieses kühnen Reformators über die Mißbräuche der Hierarchie, und wurde nun der eifrigste Herold einer Reform, welche der ausgearteten Kirche die Einfachheit und Reinheit des schriftmäßigen Christenthums wiedergeben sollte. Seine Freimüthigkeit blieb nicht unbemerkt, und da er in den häufigen Fehden der Deutschen Akademiker mit den Böhmischen sich der letzten thätig annahm, hatte er es bald mit einer mächtigen Gegenpartei zu thun. Die Sachsen, Baiern und Polen behaupteten damals unter dem gemeinschaftlichen Namen der Deutschen in Prag das Vorrecht, bei akademischen Wahlen drei Stimmen abgeben zu dürfen, dagegen die Böhmen nur eine hatten. Der Stiftungsbrief der Universität, worin Carl IV. das Muster der Pariser angenommen hatte, deutete aber das umgekehrte Verhältniß der Stimmen an, und Huß setzte es zu Folge dessen beim König Wenzel durch, daß durch eine Reform den 13. Octbr. 1409 den Böhmen drei und den Ausländern nur eine Stimme zugesprochen wurde. Dies machte den Zwist, der bisher nur ein Dispüt der philosophischen Schulen des Realismus, wozu sich Huß, und des Nominalismus, wozu die meisten Deutschen sich bekannten, zur Sache der Nationen. Bei 5000 ausländische Professoren und Studenten verließen Prag, und gaben den Universitäten zu Leipzig, Erfurt, Ingolstadt, Rostock und Krakau theils ihr Entstehen, theils neuen Flor, ein Verlust, den Prag, und Huß selbst, obwohl nun Rector, empfinden mußte. Zwar konnte er in Böhmen jetzt noch nicht angegriffen werden; das große Schisma hatte die Blößen der Hierarchie aufgedeckt; Böhmen erkannte Benedict XIII. gar nicht, und seit 1409 auch Gregor XII. nicht mehr an, Adel und Volk waren durch einige heilte Köpfe, die als Vorläufer der Hussitischen Lehre galten, gegen die willkührlichen Satzungen des Pabstthums eingenommen, und an freiere Urtheil gewöhnt, Wenzels lockre Regierung begünstigte den antipapistischen Geist vieler im Volk aus politischen Gründen; und aus Neigung der allgemein geachteten Huß. Dieser durfte daher die verwilderten Sitten der Priester und Laien öffentlich rügen und wider den Ablaß predigen, mit dem der Papst damals in Böhmen Handel treiben ließ; er sagte nichts neues, wenn er Seelenmessen, Bilderdienst, Mönchsleben, Ohrenbeichte, Fasten u. dgl. für Erfindungen des geistlichen Despotismus und Aberglaubens, und die Vorenthaltung des Kelchs beim Abendmahle für schriftwidrig erklärte. Der neue Papst Alexander V. citirte ihn endlich nach Rom, und da er sich nicht stellte, übernahm der Erzbischof von Prag, Sbynko, die unmittelbare Verfolgung des ohnehin gehaßten Lehrers der Wahrheit. An 200 Bände Wiklefitischer Schriften wurden 1410 im erzbischöflichen Palaste verbrannt und das

böhmische Predigen in der Bethlehemscapelle verboten. Huß gehorchte er weder diesem Verbote noch der neuen Citation Johanns XXIII., ndern appellirte, da seine Abgesandten zu Rom verhaftet wurden, an n allgemeines Concilium. Als Johann den Kreuzzug wider Ladislaw n Neapel auch in Böhmen predigen ließ, erklärte er sich aufs heftig dagegen, und sein Freund Hieronymus erlaubte sich Gewaltschritte, e der Papst auf Hussens Rechnung schrieb und ihn mit dem Kirchen nn und Prag mit dem Interdikt belegte, so lange Huß darin wäre. ieser ging daher, mißtrauisch gegen den Schutz des schwachen Kö gs, zu dem Grundherrn seines Geburtsortes, Nicolaus, nach ussinecz. Hier und in mehrern Gegenden des Bechiner Kreises pre gte er mit vielem Beifall im Freien, und schrieb die merkwürdigen ücher von den 6 Irrthümern und von der Kirche, worin die Verwandlung der Hostie, den Glauben an Papst und Heilige, e Kraft der Absolution eines lasterhaften Priesters, die unbedingte bedienz gegen irdische Obere, und die herrschende Simonie aufs stärkste bestreitet, und die heil. Schrift zur alleinigen Richterin in Glau ensfachen macht. Der Beifall, den diese Lehren bei Adel und Volk nden, vermehrte Hussens Anhang beträchtlich, und weil ihm nichts ehr am Herzen lag, als die Verbreitung der Wahrheit, folgte er der inladung des Costnitzer Conciliums mit Freuden, um seinen laubeu vor den Theologen aller Nationen zu vertheidigen. Den Grafen Chlum und zwei andere Böhmen von Adel gab ihm Wen el zur Bedeckung mit, Siegmunds kaiserlicher Geleitsbrief ver ürgte seine persönliche Sicherheit, und Johann XXIII. versprach ihm ach seiner Ankunft zu Costnitz den 4. Nov. 1414 dasselbe. Gleichwohl urde er schon den 28. Nov. bei einem Privatverhöre von einigen Cardi älen verhaftet, und blieb trotz den mehrmaligen starken Protestationen er Böhmischen und Mährischen Großen, im Verhaft und, obwohl krank, hne Anwald. Beim öffentlichen Verhör am 5. Juni 1415 überschrien ie Väter des Conciliums seine Vertheidigungsrede mit tumultuarischen Schmähungen; in den Verhören am 7. und 8. Juni durfte er sich zwar m Beisein des Kaisers ausführlich verantworten, allein da auf seine Gründe gar nicht geachtet, und ein unbedingter Widerruf von Ketzereien, die er gelehrt und nicht gelehrt hatte, von ihm gefodert wurde, Huß ber bei alle dem fest auf seinem Glauben blieb, so konnte das letzte Verhör den 6. Juli 1415 keinen andern Erfolg haben, als sein einmal eschlossenes Todesurtheil. Hier hatte Huß noch den Muth, den Kai er an sein sicheres Geleit zu erinnern; und Siegmund konnte sich da ei einer flüchtigen Schamröthe nicht erwehren; doch die Erbitterung egen einen Mann, der es gewagt hatte, die Wahrheit zu sagen, war u groß, als daß es noch eine Rettung für ihn gegeben hätte. Er wur e, ohne eines Irrthums überführt oder aus der heiligen Schrift wider egt zu seyn, noch an demselben Tage lebendig verbrannt und seine sche in den Rhein gestreut. Als man ihn auf dem Wege zum Schei erhaufen an einem Platze, wo seine Schriften verbrannt wurden, vor ber führte, lächelte er, und verschied unter den freudigsten Gebeten. Seine Feinde sprechen mit Bewunderung von seiner unbescholtenen Tu end im Leben und seiner Standhaftigkeit im Tode. Sein gemäßigter, ommer Sinn würde die schreckliche Rache nicht gebilligt haben, die ine Böhmischen Anhänger nun in einem der blutigsten Kriege für sei en Tod an Kaiser, Reich und Klerus nahmen. Die Anordnungen und Bannflüche des Conciliums wurden in Böhmen verlacht, und statt die neue Lehre vernichten zu können, wurde das Autodafe, dessen man sich

zu Coſtnitz als einer Heldenthat rühmte, die Loſung zum Verein einer Menge aus allen Ständen in Böhmen, die ſich nach ihrem Lehrer Huſſiten nannten. Wenzel mußte ihnen 1417 zur Feier des Abendmahls in beiderlei Geſtalt mehrere Kirchen einräumen, und da ihr Anzahl mit jedem Tage wuchs, gab es bald viele unter ihnen, die mehr als Freiheit der Religionsübung wollten. Das zweideutige und immer feige Benehmen dieſes Königs († den 13. Aug. 1419) und die inquiſitoriſchen Gewaltthätigkeiten des Cardinallegaten, Joh. Dominici, entzündeten die Flamme des Aufruhrs. Die Anſprüche des verhaßten Kaiſers Siegmund auf die erledigte Krone konnten ſie nicht löſchen. Immer auf Ausrottung der Ketzer hinarbeitend, treulos in Verträgen, und mit ſeinen Armeen weder der Tapferkeit der Huſſiten noch dem Genie ihrer Feldherren gewachſen, mußte er einer 15jährigen Anarchie des ererbten Königreichs zuſehen. Den erſten Schritt zur Revolution thaten die Huſſiten durch eine blutige Rache an den Katholiſchen; die Klöſter, deren es in Böhmen mehr und prächtiger als irgendwo gab, wurden geplündert und eingeäſchert, die Kirchen der Katholiken abgebrannt, die Prieſter und Mönche ermordet. Johann Ziska von Trocznow, ein Böhmiſcher Ritter, der einäugig weiter ſah, als alle Feldherren des Kaiſers und Reichs, führte ſie an, bildete aus den ihm zuſtrömenden Haufen ein wohlberittenes, geübtes und in ſeiner Wagenburg unüberwindliches Kriegsheer, und erbaute zum Waffenplatz und Anhalt deſſelben auf einem durch Huſſens Feldpredigten geheiligten und von Natur feſten Berg im Bechiner Kreiſe die verſchanzte Stadt Tabor. Unter ihm commandirte Huſſens älteſter Freund, Nicolaus von Huſſinecz, bekannt durch den Muth, mit dem er ſich ſchon 1417 an die Spitze der Huſſiten geſtellt und den abtrünnig gewordenen Ulrich von Roſenberg ſammt ſeinem kaiſerlichen Heere 1420 von Tabor zurückgeſchlagen. Er widerſprach zuerſt aus warmem Patriotismus dem Plane der Prager, einen fremden Fürſten zum Könige zu wählen, ſtarb aber zu früh für Böhmens Wohl den 25. Dec. 1420, mit dem Ruhme, mehr ein Vertheidiger des Huſſitiſchen Glaubens, als ein Verfolger der Katholiſchen geweſen zu ſeyn. In dieſer Verfolgung war Ziska der eifrigſte und grauſamſte, und nicht ohne Bedeutung führte er den Titel: Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten, wie ſich die Huſſiten unter ſeinen Fahnen nach ihrer Feſtung nannten. Denn die Stärke ſeines Heeres und ſeine Siege über die Kaiſerlichen gaben ihm ein Uebergewicht in den Böhmiſchen Angelegenheiten, das dem Protectorat nahe kam. Als daher, weil das Morden, Sengen und Brennen ſeines Heeres und der kleinen Haufen, die unter der Aegide des Religionskrieges auf Beute gingen, immer weiter um ſich griff, die gemäſſigter denkenden Huſſiten vom Adel und der Prager Bürgerſchaft, denen es zunächſt um den Kelch im Abendmahle (daher Calixtiner oder Prager) und um die Ruhe des Reichs zu thun war, erſt dem König Wladislaw von Polen, dann dem Großfürſten Witeldi von Litthauen, und endlich deſſen Neffen, Koributt, die Böhmiſche Krone antrugen, verweigerte Ziska mit den Taboriten ſeine Zuſtimmung, und der Unterſchied dieſer Parteien, die ſich ſchon in der Verſchiedenheit ihrer Forderungen an eine kirchliche Reform gezeigt hatte, wurde nun zur wirklichen Trennung. Nichts war der Sache der Huſſiten gefährlicher, als die Vervielfältigung der Secten und Faktionen in Böhmen; jede handelte ſeit 1421 allein, und nur gegen den gemeinſchaftlichen Feind vereinigten ſie ſich, um, ſobald er vertrieben war,

inander wieder zu befehden. Ziska, vor Raby zwar gänzlich erblin-
et, aber gegen einen dreifachen Feind, gegen die Kaiserlichen, die er
1 der Hauptschlacht bei Deutschbrod 1422 und fortwährend in kleinen
Gefechten schlug, gegen den Adel, der bei seinen Räubereien unermeß-
ch verlor, ohne ihnen ein Ziel setzen zu können, und gegen die Pra-
er, die ihre Stadt nur durch den harten aber bald gebrochenen Frie-
en den 14. Sept. 1424 vom Untergange retteten, immer gleich sieg-
eich, starb den 12. Oct. d. J. an der Pest. Mit seinem Tode zerfiel
ie furchtbare Masse, die nur sein Feldherrntalent und Glück zusam-
nengehalten, in mehrere Parteien. Die Mehrzahl der Taboriten nahm
en von Ziska empfohlenen Andreas Procopius, der, früher zum
eistlichen Stande bestimmt, der Geschorne (Holy, rasus) hieß,
um Feldherrn. Koribut, seit 1422 ein Schattenkönig der Prager,
ar, ob er gleich den Busso von Vitzthum mit dem stärksten Heere,
as Sachsen jemals aufgebracht, den 16. Juni 1426 bei Aussig ge-
chlagen, doch diesen durch Verwilderung und Raubsucht fürchterlichen
Parteien der Hussiten nicht gewachsen und mußte 1427 der Krone ent-
agen. Dafür zeigte sich nun Procop seines Vorgängers würdig. Die
ntscheidenden Siege, die er im Juli 1427 und den 14. August 1431
ei Mieß und Tachau über die, den Hussiten an Masse weit überlege-
en, Kreuzheere der Deutschen Reichsvölker gewann, machten die Hus-
itischen Waffen nicht weniger furchtbar, als die verwüstenden Streif-
üge, welche die einzelnen Parteien seit Anfang des Krieges fast in je-
dem Jahre bis 1432 nach den benachbarten Ländern unternommen hat-
en. Oestreich, Franken, besonders aber Sachsen und die dem Papste
noch ergebnen Böhmischen Länder Lausitz und Schlesien wurden ein
Schauplatz der empörendsten Greuelthaten und Räubereien. Alles sehn-
te sich daher nach Ruhe, und da die Deutschen Waffen nichts gegen
die Hussiten ausrichteten, sah die Basler Kirchenversammlung
sich genöthigt, durch Siegmund, der unter dem Böhmischen Adel und
den Pragern immer einen Anhang behalten hatte, Unterhandlungen mit
diesen Ketzern anzuknüpfen, und so kam es den 20. Nov. 1433 zu ei-
nem Vergleiche (Prager Compactaten), der aber nicht von allen
Parteien angenommen wurde. Den Feindseligkeiten, welche darüber
aufs neue entstanden, machte ein vollständiger Sieg der Calixtiner und
Katholischen unter Meinhard von Neuhaus bei Böhmischbrod
den 30. Mai 1434 ein Ende. Die nun herrschenden Calixtiner nahmen
in Verbindung mit den katholischen Ständen den Kaiser Sigmund
zum König an, welcher die nach den Wünschen der Calixtiner vom
Concilium etwas gemilderten Compactaten den 5. Juli 1436 zu Iglau
beschwor, aber seinem Versprechen wiederum untreu den 9. Dec. 1437
starb, ohne Böhmen vollkommen beruhigt zu haben. Die sehr geschwäch-
ten Taboriten konnten ihre Sache nur noch in Landtagsunterhandlun-
gen und theologischen Streitschriften fortführen, wobei zwar ihr Glau-
bensbekenntniß eine Reinheit und Ausbildung gewann, die es den Con-
fessionen der Protestanten des 16. Jahrhunderts in vielen Stücken ähn-
lich machte, aber ihre Religionsfreiheit immer mehr litt, bis sie sich
in die 1457 aus ihrer Mitte entstandenen und unter den härtesten Ver-
folgungen durch ihre Standhaftigkeit und Sittenreinheit ehrwürdige
Böhmisch-Mährische Brüdergemeinde verloren. S. Böh-
mische Brüder. E.

Husten, der, besteht aus einer tiefen Einathmung, auf welche
sogleich eine schnelle und starke Ausstoßung der Luft erfolgt, wobei we-
gen der zugleich verengerten Stimmritze des Kehlkopfes ein beträchtliches

eräusch entsteht. Jeder fremdartige Reiz, welcher die den Luftwegen
)rganen des Athmens) eigenthümliche Empfindlichkeit widrig berührt,
regt die stärkere Gegenwirkung derselben, um jenen lästigen Reiz weg-
schaffen. Die zum Athmen gehörige Organe haben ihr eigenthümli-
s Leben, welches theils von ihrem Bau, theils von der specifischen
timmung ihres Nervensystems abhängt. Nur die atmosphärische Luft
ihrem Leben befreundet, jedes andere ist ihnen fremd, feindlich und
eidigend. Daher erregt schon ein Tropfen Wasser, der in die Luft-
hre schlüpft, einen heftigen Husten, wodurch sich die Natur des ihr
tigen fremden Körpers entledigen will. Das plötzliche Ausstoßen der
ft aus den Lungen wird durch die schnelle und heftige Zusammenzie-
ng des Zwerchfells und der Brust- und Rippenmuskeln, selbst auch
rch die krampfhafte schnelle Verengerung der Luftröhrenzweige be-
rkt. Der fremdartige Reiz, welcher zunächst die Nerven des Luftröh-
lkopfes und der Luftröhre verletzt, wirkt durch die Verbindung der
rvengeflechte zugleich auf jene benachbarten Theile und zwingt sie
: Mitleidenheit. In die Haut des Kehlkopfs verbreitet sich nämlich
sehnlich der obere und untere Kehlkopfsnerve, beides Zweige der
timmnerven. Andere Zweige derselben umgeben die Luftröhre und de
i Aeste so zahlreich in der Nähe der Lungen, daß sie ein vorderes
d hinteres Nervennetz um dieselben bilden, deren Verästelungen die
ftröhrenzweige tief in die Substanz der Lungen hinein begleiten, ihrer
nern Fläche einen hohen Grad von Empfindlichkeit und das Vermö-
, sich mittelst ihrer zarten Muskelfäserchen zusammen zu ziehen, mit-
ilen. Die nämlichen Stimmnerven gehen weiter herunter bis zum
erchfell, und versehen dieses mit mehreren Aesten, welche sich in ihm
sbreiten. Die letzten Zweige des Stimmnerven gehen durch das
erchfell zu dem Magen, und bilden um denselben bedeutende Ner-
inetze. Wird der Husten von äußern, in den Kehlkopf oder in die
ftröhre eingedrungenen Reizen erzeugt, z. B. durch Speise oder Ge-
nk (beim sogenannten Verschlucken) durch das Einathmen von Rauch,
aub, scharfen Dünsten u. dgl., so hört er wieder auf, sobald der
nde Körper entfernt ist; er wird aber eine anhaltende Krankheit,
n das eigenthümliche Leben der Respirationsorgane in dem Grade
Art, die Empfindlichkeit derselben, besonders der innern, den Kehl-
f; die Luftröhre und deren Zweige umkleidenden Haut, so erhöht
d, daß selbst die ihr befreundete atmosphärische Luft bei dem Einath-
n, der von den Schleimbälgen, die in großer Menge in der Haut
Kehlkopfes, der Luftröhre und ihren Aesten verbreitet sind, abgeson-
te Schleim, einen zu heftig wirkenden Reiz verursachen und den Hu-
i erregen. Am öftersten kommen die in diese Klasse fallenden Krank-
en in der Form von Katarrh, Lungenentzündung und Seitenste-
, Bluthusten und Lungensuchten vor. Der Katarrh, welcher auch
gemeinen Leben oft ausschließlich unter dem Namen Husten begrif-
wird, weil dieser sein vorzügliches und oft einziges Symptom ist,
urch er sich äußert, besteht in einer gelinden Entzündung der
lekthaut der Luftröhre mit erhöhter Empfindlichkeit dieser Theile
vermehrter Schleimabsonderung. Gemeiniglich hält man diese
nkheit für unbedeutend, zumal wenn kein allgemeiner Fieberzustand
it verbunden ist, und oft sogar beobachtet man weder eine passende
t, noch braucht man die angemessenen Heilmittel dagegen. Allein
: über 14 Tage oder 3 Wochen dauernde Husten ist verdächtig; je-
Katarrh, wenn er vernachlässigt wird, kann in Lungenentzündung
gehen, wenn z. B. durch erhitzende Getränke der entzündliche Zu-

stand höher gesteigert wird, oder kann Veranlassung zu Knoten und Geschwüren in den Lungen, und zu nachfolgender Lungensucht werden. Auch solche Reizungen, welche zwar nicht unmittelbar auf die Respirationswege wirken, aber sie doch mittelbar, durch den oben erwähnten Zusammenhang der Nerven, afficiren, können Husten erregen. So ist in der Substanz der Lungen versteckter und verschlossener Eitersack, Wasseranhäufung in der Brust u. s. w. oft mit Husten begleitet, selbst scharfe reizende Stoffe im Magen, z. B. scharfe Galle, Säure, alkalische scharfe Unreinigkeiten können, zumal wenn die Empfindlichkeit der Luftwege schon erhöht ist, durch die Mitleidenschaft der Theile Husten erregen, daher der sogenannte Magenhusten, unter den erforderlichen Bedingungen, nicht unter die leeren Einbildungen gehört. H.

Hutten (Ulrich oder Huldrich von), der edle, geistvolle, freimüthige Deutsche, den Herder den Deutschen Demosthenes nennt, ist eben so berühmt durch seinen kräftigen Patriotismus, als wegen seines unglücklichen Geschicks. Den 21. April 1488 ward er auf dem Fränkischen Schlosse Stackelberg geboren. Als er zu Fulda, Cöln und Frankfurt a. d. O. studirt und seinen Geist besonders durch die Römischen Klassiker genährt hatte, auch daselbst bei der allerersten Promotion, in seinem 18ten Jahre, Magister geworden war, schloß er sich, von tapferm Muthe glühend, dem Heer an, das Kaiser Maximilian 1509 nach Italien führte, wo er aber durch eine jugendliche Unbesonnenheit seine Gesundheit, seine Heiterkeit und die Liebe seiner Anverwandten verlor. Arm und kränklich (da von Natur schon sein Körper schwach und nicht groß war) kam er nach Deutschland zurück und lebte unstät zu Rostock, Frankfurt a. M., Braunschweig und Wittenberg; dann in Böhmen und Mähren, wo er an dem Bischof von Olmütz einen Gönner fand. Um diese Zeit trat er als Lateinischer Dichter auf. Darauf, 1514, besuchte er wieder Italien, wo ihm aber das begonnene Rechtsstudium nicht zusagte; verlor bei der Einnahme Pavias durch die Schweizer seine Habseligkeiten und flüchtete nach Bologna und Rom, wo das unwürdige Leben des Klerus, und die Geringschätzung, mit der er von seinem Deutschen Vaterlande sprechen hörte, ihn mit dem edelsten Unwillen erfüllte. Vom Erzbischof Albert nach Mainz eingeladen, kam er wieder in sein Vaterland, und lebte wieder auf in der Verbindung mit mehreren edlen Deutschen, einem Celtes, Reuchlin, Pirkhaimer, Dalberg, Agricola u. A., ging aber, empört durch den Mord, den Herzog Ulrich von Wirtemberg an seinem Vetter, Johann von Hutten, dessen Hofmarschall, begangen hatte, und betrübt durch den Tod seines väterlichen Freundes Eitelwolf von Stein, zum dritten Male nach Italien, wo ihn jedoch sein ungestümer Geist beständig in Gefahren verwickelte, so daß er bald umkehrte. Jetzt ward er zu Augsburg durch Kaiser Maximilian eigenhändig als Dichter gekrönt, und zwar mit einem Kranze, den seines Freundes Conrad Peutingers Tochter, Constantie, das artigste und schönste Mädchen in dem damals an schönen Jungfrauen so reichen Augsburg, gewunden hatte. Darum ließ er sich mit Küraß, Schwert und Lorbeerkranz zugleich abbilden. In Bamberg schloß er sich auch an Camerarius an, und wollte dann ruhig in seinem Geburtsorte Stakelberg den Musen leben. Jetzt entdeckte er in einem benachbarten Kloster die berühmte Schrift des Valla über die erdichtete Schenkung des Kaisers Constantin an den Papst, ließ sie drucken, und hatte die Kühnheit, sie mit vielen Complimenten — dem Papst Leo X. zu dediciren, mit dem Versprechen, mehr dergleichen nachfolgen zu lassen. Sein unstäter Sinn bewog ihn dann zu einer Reise

nach Frankreich, worauf er in Mainz eine bleibende Stätte suchte, und von da den Kurfürsten zu dem Reichstag nach Augsburg begleitete, wo er kräftig die Deutschen Fürsten aufforderte, gegen die Türken zu ziehen. Doch das Hofleben zu Mainz war nicht für ihn; er zog daher lieber mit in den Krieg gegen Ulrich von Wirtemberg, kam 1519 zum Heere des Schwäbischen Bundes, und verband sich vertraulich mit dem edlen, kräftigen Franz von Sickingen. Nach glücklich geendigtem Kriege beschäftigte er sich wieder mit schriftlichen Arbeiten, und nahm herzlichen und muthigen Antheil an dem großen Werke, das Luther jetzt begann, den er durch seine freiheitathmenden Schriften unterstützte, und sogar gern durch die Gewalt der Waffen als Held unterstützen wollte, dem er unter dem Deutschen Adel viele Freunde erwarb, und für welchen er sogar eine Schrift an Kaiser Karl V. richtete. Vom Papste, den er freilich höchlich beleidigt hatte, bedroht und verfolgt, flüchtete er zu Sickingen nach Ebernburg, von wo er viele kräftig, furchtlose, aufweckende Schriften, jetzt Deutsche, zum Theil in Versen (herausg. von Al. Schreiber, Heidelberg, 1810) ausgehen ließ. Doch nach Sickingens Tode, 1522, ward sein Schicksal immer trüber; er flüchtete nach Basel zu Oekolampadius, nach Mühlhausen, und zu Zwingli nach Zürich; aber nun hatte er an Erasmus einen bittern Feind und Verfolger. Endlich begab er sich auf eine kleine Insel, Ufnau oder Ufnort im Züricher See, wo er bei einem armen Pfarrer, schon in seinem 36sten Jahr, im August 1523, sein unstätes Leben beschloß. Er war ein geistreicher Schriftsteller, Dichter sowohl als Prosaiker. In seinen zahlreichen Schriften herrscht theils Laune, aber auch besonders viel Spott. Er schwang die Geißel der Satyre mit der größten Energie, Freymüthigkeit und Kühnheit, besonders gegen die Gewalt des Römischen Klerus und die Verdorbenheit der Geistlichen seiner Zeit, und hatte keinen angelegentlicheren Wunsch, als das Freiheitsgefühl der Deutschen Nation aufzuwecken und den Aberglauben zu bekämpfen. Freilich aber zog er sich durch seine Freimüthigkeit viele Feinde zu. Doch blieb sein Wahlspruch: ich hab's gewagt. Er ist auch der Hauptverfasser der bekannten trefflichen und wirkungsreichen Nationalsatyre: Epistolae obscurorum virorum. Dieser Titel ist als Gegensatz zu betrachten gegen die Epistolae clarorum virorum, die ein Cölner Theolog, Ortninus Gratius, zuvor herausgegeben hatte. Diese in Mönchslatein geschriebenen satyrischen Briefe sind zunächst gegen Cölner Theologen gerichtet, die Verfolger seines Freundes Reuchlin, der, so wie sein Jugendfreund Crotus Rubianus, auch Theil an ihrer Abfassung hat.

F.

Hüttenkunde ist diejenige Bergwerkswissenschaft, welche die letzten Verfahrungs- oder Behandlungsarten lehrt, wodurch die gewonnenen Fossilien und Erze von den Stoffen, welche sie unbrauchbar machen, gereinigt und zum menschlichen Gebrauch geschickt gemacht werden. Sie ist ein Zweig der Chemie, welcher Orykturgie genannt wird, und eigentlich die Metallurgie im Großen. In Rücksicht ihres Umfanges theilt man die Hüttenkunde in die allgemeine und in die besondere, je nachdem sie sich ohne Ausnahme über alle, oder nur ausschließlich über ein einzelnes hüttenmännisches Produkt ausdehnt. Im letztern Falle entlehnt sie ihre Beinamen theils von dem Gegenstande, z. B. dem Metalle, der Steinart ꝛc., dessen hüttenmännische Kenntniß darin abgehandelt wird, theils von dem Haupthüttenverfahren oder Processe, welcher darin gelehrt und ausgeübt wird, in welchem Falle

man sie sehr zweckmäßig in die Schmelz- Amalgamir- Destillir- und Sublimir-, Siede- und Cementirhüttenkunde abgetheilt hat. X.

Huygens (nach andern Huyghens), Christian, ein Holländischer Gelehrter, durch mehrere wichtige Forschungen und Entdeckungen in dem Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie unsterblich. Ihm verdankt man z. B. die Erfindung der Penduluhr (1656), durch welche er auf die Entdeckung der Evoluten, oder derjenigen krummen Linien, welche sich aus andern entwickeln, geleitet wurde, wie auch die Erforschung der Eigenschaften der Cykloide. Diese und andere geometrische Entdeckungen wandte er sehr glücklich auf die Mechanik an. Er untersuchte die Bewegung schwerer Körper auf vorgeschriebenen Wegen; gleichzeitig (1661) mit Wallis und Wren entdeckte er die Gesetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß, stellte die Theorie der Schwungsbewegung, in welcher er die Aufgabe von den Mittelpunkten des Schwunges löste, und die Gesetze der Centralkräfte auf, so wie ihm auch die Entdeckung des von Jac. Bernoulli vervollkommneten Princips der Erhaltung der lebendigen Kräfte zugeschrieben wird. Nicht minder zeichnete er sich in der Optik aus; und stellte eine physischmathematische Theorie von der Bewegung des Lichtes auf (de lumine, Leiden, 1690. 4.), durch welche er die Stärke und Lebhaftigkeit des Lichts zu erklären versuchte. Endlich erwarb er sich auch um die Astronomie durch Feststellung vieler Grundwahrheiten dieser Wissenschaft große Verdienste; untersuchte, mit von ihm selbst verbesserten Telescopen (1655), genauer die Gestalt und den Ring des Saturn, und entdeckte den sechsten Trabanten dieses Planeten u. s. w. Seine Schriften sind in drei Sammlungen enthalten: Huygenii Opusc. posthuma. Leiden, 1700. 4.; Opera varia ed. J. A. s'Gravesand mit dem Leben Huygens, ebendas. Vol. IV. 1724, und endlich Opera reliqua etc. Amst. 1728. Vol. II. 4. S. über ihn Montucla hist. des Math. T. II. Huygens war im Haag 1629 geboren; sein Vater, Rath des Prinzen von Oranien, unterrichtete ihn früherhin. Die Rechtswissenschaft, welche er zu Leiden studirte, verließ er aus größerem Drange zu den mathematischen und Naturwissenschaften, sammelte sich auf Reisen viele Kenntnisse, und lebte bald in Paris, bald im Haag als Privatmann seiner Wissenschaft. Am letztern Orte starb er auch 1695.

Huysum (Hans von), der erste Blumen- und Fruchtmaler der neuern Zeit. Er übertraf an Weichheit und Frische, an Zartheit und Lebendigkeit der Farben, an Feinheit des Pinsels im Ausdruck des Saftigen und in den treffendsten Nüancen des Lichtes alle seine Vorgänger und Nachfolger. Er war 1682 zu Amsterdam geboren. Sein Vater, ein Gemäldehändler, und selbst ein sehr mittelmäßiger Maler, beschäftigte ihn anfangs in allen Gattungen der Malerei. Aber er fühlte, als er in das reifere Alter trat, einen vorzüglichen Trieb zur Darstellung der vegetabilischen Natur, und beschränkte die ganze Kraft seines Pinsels darauf, alle Kunst in der lebendigen Nachbildung derselben zu erschöpfen. Er sonderte sich daher von seinem Vater ab, und verheirathete sich gegen das Jahr 1705. In der Landschaft folgte er der Manier des Nicolas Piemont, eines in Holland sehr geschätzten Landschaftsmalers. Aber das Höchste erreichte er in seinen Blumen- und Fruchtstücken, welche zuerst eines angesehenen Engländers Beyfall fanden, der eine Anzahl derselben in sein Vaterland schickte, wo sie sehr gesucht und um einen hohen Preis gekauft wurden. Der Ruhm seiner Werke bestimmte ihn, die Geheimnisse der Natur immer tiefer zu ergreifen, die flüchtige Blüthe auf ihrem schönsten Momente zu fes-

ka und durch zauberische Wahrheit und Mannigfaltigkeit der Farben
n das fast Transparente der zarten Blumenkörper, das Aeußerste i
ieser Gattung zu erstreben. Er war der erste Blumenmaler, der de
infall hatte, Blumen auf hellem Grunde darzustellen. Auch war e
eifersüchtig in seiner Kunst, daß er niemand, selbst seinen Brüder
icht erlaubte, ihn arbeiten zu sehen, und außer der Tochter eine
reundes, und seinem auch als Maler geschätzten Bruder, Michel
eine Schüler annahm. Sein Ruhm wuchs täglich so sehr, daß
ürsten und reiche Privatmänner seine Arbeiten zu bezahlen im St
aren. Mehrere unglückliche Umstände, besonders die Koketterie und
Verschwendung seiner Frau, und die schlechte Aufführung seines Soh
es, machten ihn tiefsinnig; doch war an seinen Arbeiten keine Spur
es abwesenden Geistes zu erblicken. Er zehrte sich ab und starb zu
msterdam 1749, ohne seinen drei Söhnen Vermögen zu hinterlassen.
bgleich jedes seiner Bilder mit 1000 und 1400 Gulden bezahlt wurde.
ein andrer Bruder, Justus, war Bataillenmaler, starb aber schon
seinem 22sten Jahre. Der dritte, Jacob, copirte seines Bruders
Blumen- und Fruchtstücke so täuschend, daß seine Copien sehr theuer be
ahlt wurden. Letzterer starb in England 1740. F.

Hyacinth, ein Edelstein, welcher die Zirkonerde enthält, mei
ens orangegelb oder feuerfarben aussieht, sehr durchsichtig ist und sich
emeiniglich in rein krystallisirten vielseitigen Säulen findet, welche mit
ier auf den Kanten aufsitzenden Flächen zugespitzt sind. Es gibt auf
rdem noch honigfarbige, auch braune Hyacinthe; manche sind nur
15 durchsichtig. Die feuerfarbenen werden am meisten geschätzt. Im
euer verliert er die Farbe und soll sogar bei einem hohen Grade von
itze in Fluß kommen. Die vorzüglichsten Hyacinthe kommen aus Ost-
ndien, geringer sind die Amerikanischen, Böhmischen und Schlesischen.

Hyacinthus, nach Einigen ein Sohn des lakonischen Königs
myklas oder Oebalus oder des Pierus und der Muse Clio. Der schö-
e Jüngling gewann die Liebe Apolls. Zephyrus aber war sein Neben-
uhler und trieb die Wurfscheibe des Jünglings so, daß sie zurück auf
einen Scheitel fiel und ihn erschlug. Der trostlose Apoll verewigte des
ieblings Andenken durch ein Wunder, denn aus seinem Blut erwuchs,
le die Dichter erzählen, die Hyacinthe, wobei sie die inneren Striche der
anen Schwertlilie und des kleinen Rittersporns AI bald für die Klage des Gottes, bald für die Anfangsbuchstaben von Ajax erklären,
n welchem man dasselbe erzählt.

Hyaden waren gewisse Nymphen, deren Abstammung eben so
rschieden, wie ihre Anzahl und Namen angegeben wird, und welche
n Himmel versetzt wurden, wo sie das bekannte Gestirn im Stiere bil-
ten. Am wahrscheinlichsten haben sie die Benennung von dem Grie-
ischen Wort ὕειν, regnen, weil bei ihrem Auf- und Untergange ge-
iniglich Regen folgte. Bald werden sie für Töchter des Oceans,
ls des Atlas und der Pleione, bald des Hyas und der Böotia,
er des Atlas und der Hya (einer Okeanide) ausgegeben. Diese Nym-
en erzogen den Jupiter (oder Bacchus nach Andern). Jupiter ver-
tzte sie am Ende unter die Sterne, und ihr Gestirn befindet sich am
opfe des Stiers; es führt auch den Namen Siebengestirn.

Hyde 1) (Eduard, Graf von Clarendon); ein berühmter
nglischer Staatsmann, geb. 1608, unter Carl I. und II. zu
n höchsten Ehrenstellen im Staat erhoben, seit 1667 aber verbannt
d. ir Königl. Ungnade, weil er, wie man sagt, die Katholiken nicht be-
nstigte, starb 1674 zu Rouen. Ueber sein Leben s. die Englische Le-

eschreibung (Oxf. 1764. Vol. III, 8.). Seine Staatspa.. re Clarendons State-Papers, Commencing from 1621 — 1660 Vol. I., Oxf. 1767 — 1786 fol.) sind sehr interessant; eben so wichtig ist für ie Geschichte seiner Zeit seine History of the rebellion and civil wars n England (from 1641 to 1660.), Oxf. 1702 — 1704. Voll. III. fol., uch ins Franz. übers. à la Haye 1704 — 1709. Voll. VI. 12. 2) Thomas; einer der berühmtesten Orientalisten, welcher sich vorüglich um die Persischen Alterthümer verdient gemacht hat, geb. zu Billingsley in Shropshire 1636, Prof. der Hebräischen und Arabischen Sprache, und endlich Kanonikus zu Oxford, gest. 1703. Unter seinen Werken ist noch unübertroffen seine Historia religionis veterum Persarum, Oxf. 1700. 4. und mehrmalen. Er unterstützte uch den Walton bei Fertigung seiner Polyglotte, und übersetzte Vieles us den Morgenländischen Sprachen. Seine kleineren Schriften ind gesammelt in Th. Hyde Syntagma dissertt. ed. Gr. Sharpe, Oxon. 767. Voll. II. 4., wo man auch sein Leben findet. — S. Gatterers hist. Bibl. 13. Bd. 70. u. f.

Hyder Ali, Nabob von Mysore, einer der größten, thätigsten, erechtesten, aufgeklärtesten und tapfersten Fürsten Asiens, war 1728 eboren. Als der Sohn des Gouverneurs der Mysorischen Bergfeste Bengelur führte er anfangs einen Reitertrupp an, schwang sich aber, achdem er die Kriegskunst von den Franzosen gelernt hatte, bis zum Befehlshaber der ganzen Mysorischen Armee empor, und bestieg endlich en Thron. Darauf eroberte er Calicut, Bednor, Onor, Cananor und ndere benachbarte Staaten. Zwei Kriege führte er mit abwechselndem Glück gegen die Englisch-Ostindische Compagnie; in dem zweiten dieer Kriege unterstützten ihn die Franzosen sehr thätig. Hyder Ali zeichnete sich unter den Asiatischen Fürsten durch ungewöhnliche Milde aus, ie ihm allgemeine Liebe erwarb. In seiner Regierung, wie in allen einen Geschäften, herrschte die größte Ordnung; er beförderte thätig ie Aufnahme der Cultur, der Künste und des Handels, und schützte lle Religionsparteien, wenn sie nur seine Gesetze befolgten.

Hydra von Lerna, s. Hercules.

Hydraulik oder Hydrodynamik und Hydrostatik. Da ie Schwere auf alle Körper ohne Rücksicht auf den Widerstand der .., welcher ihrer Bewegung ein Hinderniß in den Weg legt, gleich tark wirkt, dieser aber die Bewegung der Körper nur nach Maßgabe hrer geringern oder größern Dichtigkeit mehr oder weniger hemmt, so würde es auch keine besondere Statik (s. d. Art.) der flüssigen Körper, d. i. Hydrostatik, und Mechanik (s. d. Art.) derselben, d. i. Hydraulik oder Hydrodynamik geben, wenn dieselben sich nicht durch die äußerst leichte Verschiebbarkeit auch ihrer kleinsten Theile von den festen Körpern unterschieden; daher denn eine flüssige Masse unter ganz andern Bedingungen in Gleichgewicht oder in Bewegung sich befinden muß, als eine feste. Denn da die kleinste Kraft schon hinreicht, den Zusammenhang der Theilchen einer Flüssigkeit aufzuheben, und jeder Tropfen von dem Gewicht aller senkrecht über ihm stehenden gedruckt wird, so müßte die ganze Masse zerfließen, wenn nicht jedes Theilchen von allen dasselbe umgebenden, und diese wieder von den Wänden des Gefäßes zurückgehalten würden; daher denn auch die Seitenwände, und nicht bloß, wie bei festen Körpern die Unterlage, so hier der Boden des Gefäßes, einen Druck erleiden, der mit der Höhe der darin enthaltenen Wassersäule in einem gewissen Verhältnisse steht. Eben daher folgt auch, daß eine flüssige Masse nur in Ruhe seyn kann,

wenn sie [illegible] wagerechte Oberfläche gebildet hat, indem sie [illegible] entgegengesetzten Falle die an einem niedrigern Orte der Oberfläche befindlichen Theilchen von den höher liegenden gepreßt [illegible] und mithin [illegible] wärts noch tiefer liegenden [illegible] können, zerfließen würden. Aus d[illegible] einer Flüssigkeit gegenseitig einer an[illegible] denselben Druck auch auf eine[illegible] dieser sich nicht mit jene[illegible] Theil darein ein[illegible] eines Körpers ent[illegible] Wasser, in dasselbe eingetau[illegible] [illegible]ße Masse v[illegible] d[illegible] [illegible]er. [illegible] gr[illegible] den [illegible] [illegible]che [illegible] [illegible] Gleich[illegible] [illegible]asse, dessen Bedingung zu un[illegible] den Inhalt der Hydraulik auf irgend eine [illegible] geführt, [illegible] zu beweg[illegible] [illegible] und [illegible]igkeit, welche abhängig [illegible] einzeln für sich ausgesetzt sind, ab[illegible] von der Kraft [illegible] Schwere auf sie wirkt, und diese [illegible] stan[illegible] der Hydraulik oder [illegible] nah am Boden eines bis zu [illegible] gefüllten Gefäßes in dess[illegible] so springt das Wasser, [illegible] taler Richtung durch die [illegible] bogne R[illegible] daselbst weil die Kraft, mi[illegible] im Gefäß über d[illegible] gen, als diese [illegible] auf dasse[illegible] der zum[illegible] sind [illegible] suchungen, [illegible]s für [illegible] so sind sie [illegible] wenig[illegible] [illegible]ik. Auch wird ihre Anwendung [illegible]nen Lebe[illegible] [illegible]schwert, daß, gegen die d[illegible] Ein[illegible] wegen nöthige Ar[illegible], beim Wasser und andern [illegible] [illegible] immer noch einiger, [illegible] gleich geringer Zusammenhang be[illegible]e Statt findet, dessen [illegible]ung nur durch die Erfahrung bestimmt werden kann, da nur [illegible] die Stärke jenes Zusammenhanges hervorgehet. Wie wichtig aber beide Wissenschaften für das bürgerliche Leben sind, zeigt sich dadurch, daß sie die nothwendige Grundlage der ganzen Hydrotechnik oder Wasserbaukunst ausmachen, und auch der Maschinenlehre unentbehrlich sind, indem ein großer Theil von höchst nützlichen Maschinen, wie Pumpen, Wassermühlen u. s. w. auf einer zweckmäßigen Anwendung ihrer Lehren beruhet.

Hydriaden sind in der Mythologie eine Art von Nymphen, (Wassernymphen), welche zugleich mit den Hamadriaden die Töne von Pans Syrinx mit Tänzen begleiten.

Hydrocephalus, der Wasserkopf, die Kopfwassersucht (s. d.).

Hydrographie, s. Geographie.

[illegible]parasten, Wassertrinker, wurden die Anhänger des Gno[illegible] aus übertriebener Enthaltsamkeit beim Ab[illegible] Wasser brauchten.

[illegible] **Wasserscheu.**

[illegible] lächelnde Göttin der Gesundheit, [illegible] Aesculapius. Homer, Hesiodus [illegible] nicht kennen, wissen natür[illegible] die seine Tochter [illegible] zu der Zeit, wo der Tem[illegible] Tempeln die Heil[illegible] auch [illegible] nahe [illegible] nun [illegible] Eine [illegible] der [illegible]

[illegible] Jugraph, [illegible] dessen [illegible] nach einige [illegible] Eben so wenig ist sein Zeitalter zu [illegible] Freigelaßn. [illegible] der ihm [illegible] im Palatium [illegible] die Zeit [illegible] ine. Mehrere seiner Schriften sind [illegible] vorhandenen gehört sein Liber fabularum. — Der Grammatiker Hygin, [illegible] zu verwechseln.

[illegible] **Hygroscop.** Da die Er[illegible] Menge von Wasserdämpfen [illegible] Verdunstung des Wassers [illegible] gehoben und zu Zeiten [illegible] Schnee sichtbar wer[illegible] oder in Eis sie ver[illegible] größter Wichtig[illegible] des in der [illegible] welche da[illegible] zeig. Die alltägliche Erfahrung [illegible] Körper eine [illegible] besitzen, die in der Luft schwebende Feuchtigkeit aufzunehmen, dadurch anzuschwellen, und jeder nach [illegible] besondern Construction, oder Richtung seiner Längen- oder Breiten-Fasern sich zu verlängern oder zu verkürzen. So z. B. werden Stricke von Flachs oder Hanf und Darmsaiten durch Nässe verkürzt, aber zugleich auch auseinander gedrehet. Wenn man also an einer der Luft ausgesetzten Darmsaite auf eine zweckmäßige Art einen Zeiger befestigte, so würde dieser mit den Theilen der bei nasser Witterung feucht gewordenen Saite in derselben Richtung wie diese sich herumdrehen, während er, wenn trockne Witterung eintritt, mit der sich nun wieder zusammenwindenden Saite in der vorigen entgegengesetzten Richtung sich herumwenden wird. Auf diese Weise ist das bekannte, von Lambert erfundene Lambertsche Hygrometer eingerichtet. Sollte dieses Werkzeug aber nicht allein dazu dienen, Nässe oder Trockniß bloß anzuzeigen (denn alsdann wäre es nur ein Hygro-

scop und kein Hygrometer, wenn man nicht auch die größere oder geringere Menge der in der Luft enthaltenen Feuchtigkeit dadurch messen kann), so müßte die Darmsaite und mit ihr der Zeiger, um demselben Maße, als die Feuchtigkeit zu- oder abnimmt, auch nun eben so viel in einer oder der andern Richtung sich drehen. Da aber die Erfahrung zeigt, daß diese Bewegung der Darmsaite ziemlich unregelmäßig ist, so suchten Saussure und De Luc andere Substanzen, welche mit Zu- oder Abnahme der Feuchtigkeit völlig regelmäßig sich verlängerten oder verkürzten. Jener glaubte diese Eigenschaft bey einem von seiner Fettigkeit durch Kochen in Lauge befreiten Menschenhaare, dieser bei einem sehr dünnen, nicht der Länge, sondern der Quere der Fibern nach geschnittenen Fischbeinstreifen zu finden. Saussure spannt nun das gehörig zubereitete und an einem Ende befestigte Haar über eine feine, leicht bewegliche Welle durch ein kleines Gewicht, während De Luc einen feinen Golddraht zur Anspannung des Fischbeinstreifens gebraucht; so daß, wenn das Haar durch Einwirkung der Feuchtigkeit oder Trockniß sich verlängert oder verkürzt, die Welle und ein damit verbundener Zeiger herumgedrehet werden muß, und dadurch Zu- oder Abnahme des in der Luft enthaltenen fein zertheilten Wassers anzeigt. Damit man aber auch die Menge desselben angeben kann, muß noch der Punkt der größten Feuchtigkeit und Trockniß am Hygrometer bestimmt werden. Zeigte dann die Beobachtung, daß der Zeiger den Weg von einem Punkte zum andern durchlaufen hätte, so wäre die Luft aus dem Zustande der höchsten Trockniß in den der höchsten Feuchtigkeit übergegangen oder umgekehrt, und Versuche würden lehren, wie viel Wasser eine bestimmte Menge Luft dabei aufgenommen hätte; hat der Zeiger hingegen nur einen Theil jenes Weges durchlaufen, so wird auch eine um so geringere Wassermenge in der Luft enthalten seyn, welche sich zu der ganzen Menge, welche die Luft aufnehmen kann, verhält, wie der vom Zeiger zurückgelegte Theil des Weges zum ganzen Wege. Saussure bestimmt von seinem Hygrometer den Punkt der höchsten Feuchtigkeit durch Setzen desselben unter eine mit Wasser gesperrte und inwendig damit befeuchtete gläserne Glocke; De Luc hingegen durch unmittelbares Eintauchen seines Hygrometers in Wasser. Den Punkt der höchsten Trockniß aber bestimmt jener unter einer gläsernen Glocke, die auf einem bis zum Glühen erhitzten, mit ausgegläheter Potasche bedeckten Bleche stehet; dieser durch Aufhängen des Hygrometers aber in einem genau verschlossenen, mit frisch ausgegläheterm ungelöschten Kalke zum Theil angefüllten zinnernen Gefäße. Am besten würde man jetzt zu diesem Austrocknen salzsauren Kalk anwenden, welcher unter allen Substanzen, die wir kennen, mit der größten Heftigkeit das Wasser anziehet. Auch würde dieses weit besser noch als der Lowitzische Schieferthon von Astrachan, welcher das Wasser, mit dem er in Berührung kommt, ebenfalls schnell verschluckt, zum Hygrometer selbst dienen können, indem man eine Portion davon eine gewisse Zeitlang einer bestimmten Menge von Luft aussetzte, um dann nach genauem Abwägen, welches freilich mühsamer ist, als das bloße Beobachten eines Zeigers, aus der Zunahme seines Gewichts zu finden, wie viel Wasser er angezogen hat. Es würde selbst der Mühe werth seyn, zu untersuchen, ob der salzsaure Kalk nicht auch fähig sey, außer dem in einem gewissen Raum enthaltenen tropfbaren, nur sehr fein zertheilten Wasser, den darin befindlichen Wasserdampf wieder zu Wasser zu verdichten und einzusaugen; denn daß dieser durch die gewöhnlichen Hygrometer nicht angezeigt werden kann, darin bestehet ein Hauptmen-

al derſelben, da es für meteorologiſche Beobachtungen eben ſo wichtig nd faſt noch wichtiger wäre, die Menge des in der Luft zu gewiſſen eiten ſich noch als Dampf aufhaltenden, als des ſchon wieder zu ropfen verdichteten Waſſers zu kennen.

Hylas, ein ſchöner Knabe, deſſen Aeltern ſehr verſchieden angeeben werden. Hercules, der ihn liebte, nahm ihn mit ſich auf dem egonauten-Zuge. Als er aber in der Gegend von Troja ans Land ſtiegen war, um Waſſer aus dem Fluß Ascanius zu ſchöpfen, und die ymphen ſein reizendes Bild durch die kryſtallenen Fluthen ſahen, urden dieſe ſo entzückt von ſeiner Schönheit, daß ſie ihn hinabzogen nd ſo der Erde entrückten. Hercules rief vergebens des Lieblings Nazen an den Ufern und verſäumte darüber, zur Argo zurückzukehren, ſe ohne ihn die Reiſe nach Colchis fortſetzte.

Hymen, Hymenäos, heißt der Vermählungsgott der ſpäteren riechen, von welchem die Vermählung ſelbſt und der Brautgeſang benfalls Hymenäos genannt ſeyn ſollen: wahrſcheinlicher iſt aber, daß ngekehrt der Vermählungsgott ſeinen Namen von dem Brautgeſang abe, weil man dieſen früher findet, als jenen. Nach der gewöhnlichen Meinung war Hymenäos ein ſo ſchöner Jüngling, daß man ihn leicht it einer Jungfrau verwechſelt hätte: allein er war arm, und liebte eshalb, obſchon nicht unerwiedert, doch unglücklich. Um der Geliebten ahe zu ſeyn, kleidete er ſich einſt am Feſt der eleuſiſchen Ceres in weibche Tracht, und miſchte ſich in die Feier. Während dieſer drang eine Schaar Seeräuber ein, und raubte unter den ſämmtlichen Jungfrauen uch ihn. Als die Räuber auf einer wüſten Inſel gelandet und vor Müdigkeit entſchlummert waren, ermordete er ſie, eilte nach Athen zurück, und erbot ſich, die geraubten Jungfrauen alle zurückzubringen, ofern man ihm die Geliebte vermählen wolle. Mit Freuden willigte man ein, und weil, ſagt man, ſeine Ehe ſo glücklich war, ſo gedachte man ſeiner zuerſt in allen Brautgeſängen, bis er nachher vergöttert wurde. Indeß fehlt es nicht an mancherlei andern Sagen, deren Verſchiedenheit auch nichts gewiſſes über ſeine Herkunft erwarten läßt. Bald heißt er der Sohn des Tonkünſtlers Magnes, bald des Bacchus und der Venus; bald Apollo's und einer Muſe; und zwar weiß man wieder nicht, ob der Urania, Terpſichore, Klio oder Kalliope. Claudian ſagt, daß Venus dem Sohn der Muſe Obmacht über die Ehen ertheilt, daß man ohne ihn ſich nicht im bräutlichen Lager vereinigen, und nicht die hochzeitlichen Fackeln entzünden dürfe. Genug, er kam ins Gefolge der Göttin der Liebe und unter Amors Gefährten. Keine Vermählung und Statt, wobei er, der Eheſtifter, nicht feierlich angerufen wurde: Hymen, o Hymenäos, o Hymen! Er erſcheint, um die Stirn die Blüthe des Majorans, in der Linken den feuerfarbigen Hochzeitſchleier, in der Rechten die hochzeitliche Fackel, an den Füßen goldne Sandalen; Geſang und Tanz begleiten ihn. Beim Tode des Adonis läßt Bion ihm ſeine Fackel verlöſchen und den hochzeitlichen Kranz zerreißen. Glauben wir dem ſchönen Hymnus Catulls an dieſen Gott, ſo hatte Hymen ſeinen Sitz auf dem Helicon bei den Muſen. dd.

Hymettus hieß ein Gebirg in Attica, berühmt durch die Menge und Vorzüglichkeit des Honigs, welchen die Bienen hier einſammelten. Jupiter, dem auf dieſem Gebirg ein eigner Dienſt geweiht war, führte davon den Beinamen Hymettius, der Hymettiſche.

Hymnus. Mit dieſem Griechiſchen Worte bezeichnete man vorzüglich die Lobgeſänge, welche zu Ehren der Götter bei feierlichen Opfern und Feſten mit Begleitung der Muſik, oft auch unter feierlichen

Tänzen gesungen wurden und nach den Gottheiten selbst verschieden Namen und Charakter erhielten, z. B. Dithyrambus Päan [illegible] Daher dann jedes Loblied, oder jede O[illegible] übersinn[illegible] vorzüglich erhabener Gegenst[illegible] besungen wird. Viele Psalmen der Hebräer sin[illegible] auch Hymnen zu nennen, und dem [illegible]schen Charakter und ihrer Religion zu Folge noch feuriger und religi[illegible], als die Hymnen der Griechen. Letztere waren früherhin fast ganz epis[illegible] Homerischen); sie erzählten die Mythen der Götter, u[illegible] nen, wie von den Thaten der Menschen, eine anschaulich[illegible] Die späteren, wie die des Callimachus, wurden schon lyrisch[illegible] enthielten mehr Apostrophen an die Gottheiten. Unsere [illegible] Hymnen sind größtentheils ganz lyrisch, und sprechen da[illegible] Menschen aus, der sich zu dem Unsichtbaren voll innern Dra[illegible] erheben strebt. Sie werden gewöhnlich nur m[illegible] sungen: denn die langsame und gleichförmig [illegible] im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt [illegible] des Hymnus; daher auch die meisten Lobgesänge in unse[illegible] chern, welche ihren Gegenständen nach dem Hy[illegible] sie für eine bestimmte Melodie gedichtet worden sind [illegible] sanftern, ruhigern und gereimten Liedes, zur Prosa herabsi[illegible] nige von Klopstock, Voß und einigen andern, z. B. diejenigen, w[illegible] auf die erhebende Melodie: Wachet auf, ruft uns ꝛc. gedichtet [illegible] sind, machen eine Ausnahme. T.

Hyperbel, die, eine Figur der Rede (s. Figur), welche eine Sache übertreibt, sie in einem übertriebenen Licht oder Schatten darstellt. Hyperbolisch übertrieben.

Hyperboräer, jenseit des Bore[illegible]nd, nannten die A[illegible] alle unbekannten Bewohner des W[illegible] und Nord[illegible] glaubten, daß sie stets unter dem Einfluß eines [illegible] stünden. Früher setzte man in die westlichen Länder [illegible] Nacht und das Schattenreich und die [illegible] ewigem [illegible] Cimmerier. Statt dessen fand man [illegible]ckliche [illegible] Völker, die einen goldreichen Boden be[illegible]nten, [illegible] durch den kalten Nordwind Griechenlands be[illegible] wurden [illegible]gen der die Alpen und Pyrenäen sie zu schirmen schienen. Da [illegible] die Sage von Völkern, die sich einer steten Gesundheit und e[illegible] langen Lebens erfreuten, und als Lieblinge Apolls, dem sie in fruchtreichen Ebnen mit Musik und Opfern dienten, unter dem Schutze des Nordwindes das glücklichste Leben führten. Bei ihnen herrschte ewiger Frühling und ewige Jugend; ganze Jahrtausende verlebten sie in steten Festen und Lustbarkeiten. Nach und nach aber, als man die Westländer immer genauer kennen lernte, ward der Name Hyperboräer aus ihnen verdrängt und in den Norden verpflanzt.

Hyperion, einer der Titanen, ein Sohn des Uranus und der Gäa, der mit seiner Schwester Thia den Helios, die Selene und die Eos zeugte.

Hypermnestra, die älteste Tochter des Danaus und Gemahlin des Lynceus, den sie, als die einzige von ihren 49 Schwestern wider den väterlichen Befehl, nicht umbrachte.

Hypnos, s. Somnus.

Hypochondrie (von dem Griechischen ὑπο unter, und χωδρος der Knorpel, daher Hypochondrium, die Gegend des Unterleibes, welche unter den kurzen Rippen liegt), der Proteus unter den Krankhei-

en. Ihr Sitz ist im Unterleibe, besonders in der Gegend unter den
urze [illegible] pen, allein wenn sie zu einem gewissen Grad angewachsen
st, [illegible] t sie sich [illegible] mannigfaltigsten und veränderlichsten Zu-
[illegible], um das Bild der Hypo-
[illegible], den größten Theil der Pathologie abschreiben,
denn [illegible] werden wenige [illegible] seiten seyn, deren Zufälle nicht ein Hy-
pochondrist einmal [illegible]. Der Hypochondrist fühlt alle Leiden, die er
klagt [illegible] auch noch die peinigende Angst, die er nicht klagt, die
[illegible] en kann; er fehlt nur in dem Zurückschließen auf die
[illegible] Zufälle. Bald fühlt er Drücken in der rechten Seite,
[illegible] glaubt, daß er Leberverhärtung habe; bald klagt er über Schmerz
[illegible] fürchtet [illegible] vor Lungenentzündung; ein ander [illegible]
[illegible] Kopf schwe[illegible] eingenommen und schwindlich, und nichts
ist [illegible] sser, als daß ein Nervenschlag auf dem Weg ist. Plötzlich ent-
[illegible] Sausen und Brausen vor den Ohren, und er er-
[illegible] lagfluß, dann kommen Flecken vor den Augen,
[illegible] Haar soll ehestens nachfolgen. Wenn er Herzklopfen
[illegible] fürchtet er einen Herzpolypen: von etwas krampfhafter Be-
[illegible] auf Brustwassersucht. Eine unbedeutende Pu-
[illegible] unheilbaren Krebsgeschwür, eine vorübergehende
[illegible] des Leibes zum Miserere, ein wenig Durchfall zur Ruhr,
[illegible] eingeschlossene Blähung zum Zentnerstein. Alle diese Zufälle fin-
[illegible] Erklärung in dem Wesen und Sitz der Krankheit, ihren Ur-
sachen und Veranlassungen. Die Hypochondrie ist eine Verletzung der
Function des Nervensystems des Unterleibes, vorzüglich der großen Ge-
flechte hinter dem Magen, als dem eigentlichen Centralnerven. Daher
ist die Empfindlichkeit [illegible] Nervensystems krankhaft erhöht, sein Wir-
[illegible] gsvermögen aber g[illegible] mischen Zugleich ist die Gränze, welche im
[illegible] hen dem deren System des Unterleibes, oder den so-
[illegible] ven Nerven, [illegible] dem zum höhern System gehöri-
gen [illegible] animalischen Nervensystem der Bewegung, der Sinne
[illegible] punkt, d[illegible] Gehirn, mittelst der Nervenknoten oder
[illegible] lien [illegible] det, ve[illegible] ndert, so daß Gefühle des Unterleibes
zur Percep[illegible] ngen, [illegible] che im gesunden Zustande nicht zum Ge-
hirn kom[illegible] n, [illegible] ich Af[illegible] der Nerven des Unterleibes zu ent-
ferntern [illegible] ganen [illegible] pflan[illegible] welche eigentlich nicht bis dahin sich
erstrecken [illegible] ten. [illegible] Störung in der Function des Nervensystems des
Unterleibes hat zun[illegible] st eine Schwäche und Abweichung der Verdauung
zu Folge, welche gemeiniglich die [illegible] und meisten Zufälle der Hypo-
chondrie hervorbringen, von denen alsdann in der Folge alle übrige
abstammen, so wie sich die krankhafte Mitleidenschaft über den ganzen
Organismus ausbreitet. Es entsteht also zuerst Spannen, Drücken
und Ziehen unter den kurzen Rippen, bald auf der einen, bald auf
der andern Seite, bald in der Herzgrube; langsame oder stockende Aus-
leerung, Verhaltung der Blähungen, Auftreibung des Leibes; Mangel
an Appetit; vermehrtes Drücken, überhaupt sehr viel schlechteres Be-
finden nach dem Essen. In der Folge gesellt sich dazu Beklemmung
des Athems, unbeschreibliche Angst, Eingenommenheit des Kopfes. Auch
bei nüchternem Magen entsteht zuweilen Magenschmerz, Uebelkeit oder
Erbrechen. Auf Augenblicke, zumal nach geendigter Verdauung, ist
dem Hypochondristen leicht, wohl und heiter; ehe man sich's vermu-
thet, wandelt sich die Scene wieder um, die alten Beschwerden treten
plötzlich wieder ein, es gesellen sich auch wohl neue dazu. Die Stö-
rung des Nervenzustandes hat auch auf das Gemüth der Kranken be-

utenden Einfluß. Sie sind bald schwermüthig, bald übertrieben lu
g; mit ihrem körperlichen Zustand unaufhörlich beschäftigt, achten
: auf jede Kleinigkeit, auf jede Veränderung, eben weil sich jedes Ge
hl ihnen lebhafter aufdringt. Jeden kleinen Zufall wollen sie erklärt wis
n; jedem schieben sie eine wichtige Krankheit unter; für jeden wünschen
: ein Arzneimittel zu haben. In den Stunden der Angst sind sie
rchtsam, verzagt, erwarten den Tod jeden Augenblick, werden fromm und
gar abergläubisch; fühlen sie sich wohl, so blasen sie, wie Unzer sagt, ihre
Sünden, wie kleine Federchen, von sich ab. Manchmal überfällt sie die
ngst so plötzlich, daß sie aufspringen müssen und nirgends Ruhe finden.
ndere verläßt ihr Gedächtniß zuweilen so plötzlich, daß sie sich nicht
uf ihren Namen besinnen können, und wenn es ihr Leben kosten sollte.
Mitten in den ernsthaftesten Gesprächen, selbst im Gebete, kommen ih-
en die lächerlichsten Dinge vor: andere bekommen plötzlich einen Trieb
u den seltsamsten Handlungen, deren sie sich nur mit Mühe enthalten
nnen. Veranlassende Ursachen zu dieser Krankheit können alle die Dinge
erden, welche die Function des Nervensystems des Unterleibes verle-
en, die Empfindlichkeit desselben krankhaft erhöhen, die Verdauung
hwächen, und die Isolirungen des reproductiven Nervensystems von
em animalischen vermindern. Dahin gehören vorzüglich übermäßige
nstrengung des Gehirns, zu vieles Studiren, sitzende Lebensart,
hwelgerisches, luxuriöses Leben, Uebermaaß in reizenden Getränken,
esonders im Kaffee, und im Genuß der physischen Liebe; aber auch
Mangel an Uebung der körperlich[illegible] eistigen Kräfte; Müßiggang
nd Langeweile. Hypoche[illegible] keine gefährliche Krankheit.
Der Hypochondrist glaubt [illegible] alle Tage der Woche hindurch, alle
Tage zu sterben, abe[illegible] nimmt, ist er noch immer am
eben. Indessen hat [illegible] Daseyn, ist sich selbst zur
last, den Seinigen zu[illegible] en Arzt das, was Paulus
en Pfahl ins Fleis[illegible] daß [illegible] nicht zu wohl werde. Die
Hypochondrie kann [illegible] werden, alle mehr schwer und langwierig,
eil sie selbst am [illegible] oder Heilung eitlen strebt. Der Hypochon-
rist soll gute Di[illegible]halten, allein in [illegible] guten Stunden des Wohl-
eyns fragt er nichts nach Arzt und Diät, und begeht täglich Fehler
egen letztere: er soll des überflüssigen Medicinirens sich enthalten.
llein wenn der Poltergeist rege wird, möchte er lieber zehnerlei Mittel
uf ein Mal nehmen; er soll seine Sinnlichkeit bezähmen, allein sein
mpfängliches Nervensystem kann den Lockungen Cupido's nicht wider-
ehn; er soll sein Gemüth beherrschen, allein das ist eben ein wesent-
liches Stück seiner Krankheit, daß sein Gemüth vom Körper beherrscht
ird; er soll dem Sitzen, dem Studiren entsagen und sich körperliche
Bewegung machen, allein dies verbieten entweder Verhältnisse, Nah-
ung, Nahrungssorgen oder Bequemlichkeit und Faulheit; er soll end-
ich nach einem festen Plan einfache Diät jahrelang beobachten, seinem
Arzte, zu dem er einmal Zutrauen hat, unbedingt folgen, und nur
wenn etwas Medicin nehmen, wenn es dieser der Zufälle wegen für
othwendig hält; allein er will in drei Wochen gesund seyn, seine fe-
sten Vorsätze sind in acht Tagen vergessen, und er möchte lieber alle
Welt seine Leiden klagen, und zehn Aerzte, die jedoch alle zusammen
icht so klug sind, wie er sich selbst dünkt, auf einmal um Rath fra-
en, um mit jedem zu disputiren und keinem zu folgen. So kommt
s denn freilich, daß selten ein Hypochondrist geheilt wird, sondern daß
r, nachdem er jahrelang sich und alle, die das Unglück trifft, um ihn
yn zu müssen, geplagt hat, entweder an hinzukommenden Krankhei-

ten oder organischen Fehlern steht, oder im glücklichsten Falle sich die Krankheit im Alter, wo sich die übergroße Empfindlichkeit des Nervensystems von selbst legt, allmählich verliert, wie man Beispiele hat, daß Personen, welche in jüngern Jahren viel an Hypochondrie litten, ein sehr hohes und glückliches Alter erreicht haben. H.

Hypocritisch nannten die Griechen einen Theil ihrer praktischen Musik, der eigentlich der Kunst untergeordnet war, welche sie unter Orchesis und die Römer unter Saltatio kannten, und welche alles in sich begriff, was auf Tanz, Geberden und Stellungen Bezug hatte. Die hypocritische Musik war eine Art Mimik nach dem heutigen Sinn. Die Benennung Musik aber für eine Kunst, bei der eigentlich nichts musikalisches vorkam, ist daher zu erklären, daß man damals unter Musik überhaupt einen Inbegriff aller Wissenschaften verstand.

Hypothekenwesen, das, welches sich auf gemachte Darlehne und die dem Darleiher zu leistende Sicherheit seines Eigenthums gründet, kannte man vor der Einführung des Römischen Rechts und anderer fremden Rechte in Deutschland nicht. Nach der Einführung jener fremden Rechte aber kennen wir im Hypothekenwesen eine dreifache Art accessorischer Verträge bei jedem Darlehne: 1) Mutuum, verbunden mit einer wiederkäuflichen Abtretung nutzbarer Güter, nebst dem Genuß eines gesetzlichen Zinsfußes, und der Ueberschuß ist nach denselben Grundsätzen bei der Römischen Antichresis, entweder zu erstatten oder [illegible] nuptstamme zu kürzen. 2) Mutuum, verknüpft mit einem [illegible] Pfand- oder Hypothekenrechte, auch wohl eine [illegible] vertischen Vertrage, nach Einführung des Römischen [illegible] durch den Hypothekenvertrag wird eine Sache ohne deren wirkliche [illegible] rgabe an den Gläubiger zur Sicherheit dergestalt eingesetzt, daß [illegible] hiedurch ein dingliches Recht an der verschriebenen Sache erhält, vermöge dessen er im Nichtbezahlungsfalle den Besitz und die Nutznießung der verhypothecirten Sache bis zu seiner Befriedigung des Darlehns nebst Zinsen verlangen, und wenn sie auch alsdann noch nicht erfolgen sollte, den Verkauf dieser verschriebenen Sache in rechtlicher Ordnung fodern kann. 3) Mutuum in der Gestalt eines Gülten- oder Rentenkaufs, welches ganz Deutschen Ursprungs ist. Gegenwärtig erhält der Darleiher durch die Hypothek ein Quasieigenthum in des Borgers Grund und Boden zur Sicherheit seines dargeliehenen Capitals, dessen nutzbares Eigenthum auf bestimmte Zeit dem Borger gehört. Man leihe daher sein Geld nur 1) auf gerichtliche Hypotheken. 2) Unter den gerichtlichen Hypotheken ziehe man die landesherrlichen den Privatgerichten vor. 3) Vor der Bewilligung des Darlehns und der Annahme der Hypothek lasse man das zu verpfändende Grundstück gerichtlich abschätzen, und gebe alsdann kein Darlehn nur bis auf ein Drittheil des abgeschätzten Werths, so wird man nie bei Darlehnen auf Hypothek etwas verlieren können. 4) Man erkundige sich vorher, ob der Borger mit seiner Ehefrau oder mit andern eine Gütergemeinschaft errichtet habe, oder nicht. Auf jeden Fall aber lasse man die Ehefrau die Schuldenverschreibung cum Curatore mit unterschreiben und auf ihre weiblichen Vorrechte insgesammt vor Gericht Verzicht leisten. 5) Man untersuche, ob auf der zu verpfändenden Sache etwa stillschweigende Hypotheken haften, z. B. von milden Stiftungen — pias causas — für Gesindelöhne, Brod und

Samengetraide, Mündelgelder, rückständige Steuern u. s. w. 6) Man lasse den Endzweck, wozu das Anlehn nützlich verwendet werden soll, mit in den Schuldschein setzen. 7) Wenn Zinsen im Rückstand bleiben sollten, so lasse man sich durchaus von dem Schuldner nicht überreden, solche zum Capital zu schlagen und wieder Zinsen davon zu nehmen, sonst läuft man Gefahr, seine ganze Foderung zu verlieren. Sollte aber der Schuldner wirklich außer Stand gesetzt seyn, seinen Zinsrückstand abzutragen, so kündige man ihm entweder das Capital auf, oder, wenn noch Sicherheit vorhanden ist, schieße man ihm unter Hypothek ein neues Capital baar vor und lasse sich davon die rückständigen Zinsen bezahlen. 8) Gebäude, sind wegen Feuersgefahr ein gefährlicheres Unterpfand, als Grund und Boden, und unter letztern sind Aecker und Wiesen wiederum den Gärten, Weinbergen und Forsten vorzuziehen, weil letztere durch eine unwirthschaftliche Behandlung eher, wie erstere, an ihrem Werthe verlieren können; auch selbst unter den Aeckern und Wiesen haben diejenigen hinwiederum den Vorzug, und gewähren weit größere Sicherheit, welche entfernt von Militärstraßen und Strömen liegen, die Ueberschwemmungen verursachen. 9) Die Sache, worein die Hypothek gestellt wird, muß dem Borger eigenthümlich gehören und in dessen Besitz seyn. 10) Man lasse sich jederzeit eine allgemeine Hypothek in die Güter des Borgers stellen, weil man alsdenn jedem andern vorgeht, der von den Gütern des Borgers etwa ein Stück zur Hypothek erhalten hätte. So wie nun endlich 11) alles berücksichtigt, die Schuldverschreibung ausgestellt und in das Gerichtsbuch eingetragen worden ist, zahle man dem Borger vor Gericht das Capital aus, und lasse sich eine besondere gerichtliche Quittung mit Benennung der Geldsorten ausstellen, in welchen die Auszahlung geschehen ist, und lasse den Schuldner noch besonders auf die Ausflucht des nicht empfangenen oder nicht vorgezählten Geldes Verzicht leisten. X.

Hypothenuse heißt in einem rechtwinkligen Dreieck die dem rechten Winkel gegenüber liegende Seite, im Gegensatz der beiden Katheten.

Hypothese nennt man einen Satz, den man mit Wahrscheinlichkeit annimmt, um etwas außerdem nicht Erweisliches daraus zu erklären. Man unterscheidet physische und hyperphysische oder transcendentale Hypothesen. Bei ersteren liegt das Angenommene im Felde möglicher Erfahrung, und hängt mit dem Gegebenen nach Naturgesetzen zusammen. Es wird dabei erfodert, daß sie an und für sich nichts Widersprechendes enthalte, mit andern ausgemachten Wahrheiten, so wie mit den Umständen, übereinstimme, die sich bei der Sache, die man daraus erklären will, finden, unter allen andern über denselben Gegenstand möglichen Hypothesen die fruchtbarste und einfachste sey, und keiner neuen subsidiarischen Hypothese, um ihre Wahrscheinlichkeit selbst erst zu beweisen, bedürfe. Hyperphysische oder transcendentale Hypothesen sind als sich selbst widersprechend ganz unstatthaft. Man will gegebene Erscheinungen aus einer transcendentalen Idee, d. h. aus einer Idee erklären, welche die Erfahrung dem Objekte oder dem Grade nach übersteigt, und deswegen in ihr keinen angemessenen Gegenstand findet. Da man nun eigentlich von solchen gar nichts versteht, so will man ein Unverständliches durch ein anderes Unverständliches erklären, welches doch der Natur einer Hypothese widerspricht. Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur kann nur aus Naturgründen und Naturgesetzen erklärt werden.

Hypsipyle, des Lemnischen Königs Thoas Tochter, die, als die

Zeiher auf Lemnos ihre Männer im Schlaf ermordeten, weil sich dieselben Thrakische Sclavinnen zu Beischläferinnen gewählt hatten, ihren Vater verschonte und sorgfältig auf der Insel Chios verbarg. Als bald darauf die Argonauten auf Lemnos landeten, nahm Hypsipyle sie wohl auf, und zeugte mit Jason zwei Söhne, den Thoas und Evneus. Später aber erfuhren die Lemnierinnen, daß Hypsipyle ihren Vater erhalten habe, und wollten sie ermorden. Sie rettete sich durch die Flucht; Seeräuber aber fingen sie auf, brachten sie nach Theben und verkauften sie dem König Lycus (oder Lycurgus), der sie zur Wärterin seines Sohnes Opheltes machte. Als das Heer der sieben Fürsten des Lycurgus Gebiet gen Theben durchzog, fanden sie Hypsipyle allein in einem Gehölz mit dem Knaben an der Brust. Sie setzte den Knaben hin, um die Durstigen zu erquicken. Diesen aber tödtete unterdeß eine Schlange. Zu seinem Andenken stifteten die Griechen die Nemeischen Spiele. Hypsipyle aber ward ins Gefängniß geworfen, und würde den unglücklichen Zufall mit dem Leben gebüßt haben, wenn nicht ihre Söhne sie befreit hätten.

Hyrcanien, eine rings von Bergen umgebene, aber im Innern an Wein und Obst fruchtbare Provinz des alten Persiens, welche jetzt die nördliche Hälfte des Landes Komis und ein westliches Stück von Chorasan, längs dem See aber nach dem östlichen Abschnitt von Mazanderan, das Land Korkan und einen Theil von Dahistan in sich faßt. Die Bewohner Hyrcaniens stammten wahrscheinlich von den nördlichen Scythen ab. Schon im ersten Jahrhundert gab es unabhängige Könige in Hyrcanien, die dem Parthischen Reich oft gefährlich wurden.

Hysterie ist dem Wesentlichen nach das bei dem weiblichen Geschlechte, was Hypochondrie bei dem männlichen ist, mit derjenigen Modification, welche die Eigenheit des weiblichen Körpers und Charakters mit sich bringt. Eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit des Nervensystems ist auch hier die Quelle, aus welcher alle die mannigfaltigen Zufälle herzuleiten sind, von welchen hysterische Frauenzimmer befallen werden, nur mit dem Unterschied, daß diese Verstimmung des Nervensystems von den weiblichen Geschlechtsorganen seinen Ursprung nimmt (daher der Name von dem Griechischen ὑστέρα, die Mutter), und daß bei der natürlich größern Empfindlichkeit auch des höhern (animalischen) Nervensystems die Zufälle leichter allgemein werden, und sich schneller auch in andern Theilen des Körpers, besonders im Muskelsystem zeigen, daher Krämpfe mancherlei Art, Zusammenziehungen des Halses, auch Kopfschmerzen, Ohnmachten, Herzklopfen u. a. m. viel öfterer vorkommen und hartnäckig sind, so daß solche Personen wirklich Anfälle dem Scheintod ähnlich bekommen können. Sonst schrieb man dergleichen Zufälle den aus dem Magen aufsteigenden Dünsten zu, daher man sie Vapeurs nannte, die bei den Damen sehr Mode waren, jetzt aber durch die Krämpfe abgelöst und außer Cours gebracht worden sind.

H.

Verzeichniß

der

im vierten Bande enthaltenen Artikel.

G	Seite 1	Galvani	Seite 28	Gastronomie	Seite 60
Gäa	—	Galvanismus	—	Gatterer	—
Gabalis]	—	Gama	31	Gau	63
Gabriel	2	Gambe	35	Gaunerwesen	—
Gabrieli	3	Gambia	36	Gaussin	67
Gaeta	—	Ganerben	—	Gaveaux	68
Gährung	4	Gang	—	Gavinies	—
Gaillarde	5	Ganganelli	40	Gavotte	69
Galacrit	—	Gangarten	—	Gay	70
Galatza	6	Ganges	41	Gazjometer	—
Galba	—	Gang-Gebirge	—	Gazoppyrion	71
Galeere	—	Gongräna	42	Gebälk	—
Gälen	7	Gant	—	Gebäude	72
Galen	—	Ganymedes	—	Geberde	73
Galenus	8	Ganz	—	Gebern	75
Galiote	—	Garamantit	—	Gebet	76
Galiani	9	Garantie	—	Gebirge	78
Galiläa	10	Garat	—	Gebirgsarten	—
Galiläi	—	Garat	43	Gebirgshöhle	—
Galizien	14	Garekaso	44	Gebläse	—
Gall	15	Gardel	—	Gebrochen	79
Gall Aepfel	16	Garrick	45	Geburt	—
Galle	17	Gartenkunst	48	Geburtshülfe	80
Gallen, St.	—	Gärtner	51	Gedächtniß	83
Gallerie	—	Garve	52	Gedächtnißkunst	85
Gallert	18	Gas	53	Gedackt	88
Gallicanischs Kirche	19	Gasarten	54	Gedanke	—
Gallicismus	20	Gasparini	57	Gedärm	—
Gallien	—	Gassendi	—	Gedicht	—
Gallier	21	Gaßner	58	Gediegen	—
Gallim thias	26	Gastfreiheit	—	Gedike	—
Gallizien	—	Gastmähler der Alten	59	Gedritter Schein	97
Gallo	—	Gaston de foix	61	Gefäll	—
Gallus	27	Gastrisch	—	Gefässe	—
Gallmei	—	Gastromantie	62	Gefängniswesen	98
Galuppi	—			Gefrieren	89

Gefühl Seite 90
Gefühls-Menſchen 91
Gefühls-Vermögen 92
Gegenbewegung 93
Gegenbeweis —
Gegenfüßler 94
Gegenſatz —
Gegenſchein —
Gegenwirkung —
Geheimeraths-Verordnung 95
Gehirn 96
Gehör 97
Gehör-Werkzeuge —
Gehrung 98
Geige 99
Geißelungen —
Geiſt 100
Geiſt, Heiliger 101
Geiſt der Zeit 103
Geiſteskrankheiten 104
Geiſtik 105
Geiſtlich —
Geiſtlicher Vorbehalt 106
Geiſtliches Gericht —
Geiſtlichkeit —
Geiz 108
Gekrönte Poeten 109
Gekünſtelt —
Gekuppelte Säulen —
Gelbes Fieber —
Gelbſucht —
Geld 110
Geldern —
Geleckt —
Gelée —
Gelée, Claude 111
Gelehrſamkeit —
Geleit 112
Gellert 113
Gellius 116
Gelon —
Geltung 117
Gelübde —
Gemälde 118
Gemappe —
Gemarke 119
Gemein 120
Gemeingefühl 121
Gemeinheit —
Gemeinheitstheilung 124
Gemenge 126
Gemmen —
Gemmingen S. 126
Gemſen-Jagd 127
Gemüth —
Gemüthsbewegung —
Gemüthskrankheiten 128
Genannte 129
Genealogie —
General 131
General —
Generalbaß 132
Generalitätslande —
Generalitätsſtaaten —
Generation —
Geneſis —
Geneſung 133
Genethliacon 134
Genetiſch —
Genf —
Gengis-Chan 136
Genie 137
Genien 138
Genlis 139
Genoveva 140
Gens d'armes 141
Genſerich 142
Gent 144
Gentleman 145
Gentry —
Genua —
Genz 149
Geocentriſch 151
Geodäſie —
Geoffrin —
Geogenie 153
Geognoſie —
Geographie 154
Geographie, Geſchichte derſ. 156
Geologie 160
Geomantie —
Geometrie —
Georg 162
Georg I. —
Georg II. 163
Georg III. —
Georges 165
Georgien 166
Georgien 167
Georgika —
Gera —
Gerade —
Gerard 168
Gerber —
Gerberey —
Herbert Seite 169
Gerbini 170
Gerechtigkeit —
Gerhard —
Gerichtliche Arzney-Wiſſenſchaft 171
Gerichtshöfe d. Liebe —
Gerichtsordnung 172
Gerichts-Verfaſſung —
Germain 174
Germanicus 175
Germanien 176
Germanismus 183
Gerona 184
Geronten 186
Gerſtenberg —
Geruch 187
Geryon —
Ges 188
Geſamte Hand —
Geſandtſchafts-Weſen —
Geſang 189
Geſangſchule —
Geſchäftsſtyl 192
Geſchenkte Handwerke 193
Geſchichte —
Geſchichtsforſcher 197
Geſchichtſchreiber —
Geſchiebe 205
Geſchlecht —
Geſchmack 208
Geſchütz 210
Geſchwader —
Geſchwornen Gericht —
Geſechster Schein —
Geſellſchaft —
Geſellſchaften, gelehrte 213
Geſellſchafts-Bund 212
— — Vertrag —
Geſetz 213
Geſetzgebung —
Geſicht 214
Geſichts-Punkt —
Geſims 215
Geſinde —
Geſpannſchaften 217
Geſpenſter 218
Geſperrtes Handwerk —
Gewildrecht —
Geſpräch —

Geßner, Conrad S. 218
— Joh. Matth. 219
— Salomo 220
Geſtalt 222
Geſtalt der Erde —
Geſtändniß 226
Geſtirn —
Geſundbrunnen —
Geſundheit —
Getraide 230
Getraide-Handel 231
Getränke 234
Geuſen —
Geviertſchein —
Gewährleiſtung —
Gewand 235
Gewehr-Fabriken 236
Gewerbe —
Gewicht 237
Gewiß —
Gewiſſen 238
Gewiſſensfall —
Gewiſſensfreiheit u. Zwang —
Gewitter 239
Gewohnheits-Recht —
Gewürze —
Gewürz-Inſeln —
— Nelken 243
Gezwungen 244
Gibbon —
Gibellinen 246
Gibichenſtein —
Gibraltar —
Gicht 248
Giebek 249
Gift —
Giganten 252
Gilbert —
Gilde 253
Gilpola 254
Gillies —
Gimle —
Giordano —
Gizynowich 255
Giotto 256
Girande —
Girardon —
Giro 257
Girobank —
Girtanner —
Gis —
Giſeke 258
Glacis —
Gladiatoren S. 268
Glarus 269
Glas —
Glasfenſter 261
Glasgalle 262
Glasmahlerey —
Glastropfen —
Glasgow —
Glas-Porzellan 263
Glasſchleifen —
Glaſur —
Glätte 264
Glatteis —
Glaube —
Glaubenseid 265
Glaubens-Norm —
Glauber 266
Glaucha —
Glaucus —
Glayre 267
Gleichen 268
Gleicher 269
Gleichgewicht —
Gleichgewicht —
Gleichgewicht, politiſches 270
Gleichheit 272
Gleichniß 273
Gleichung —
Gleim —
Gletſcher 275
Gliedermann —
Glimmer —
Gliſſicato —
Globoſiten —
Globus —
Glocke 276
Glockenſpeiſe 277
Glockenſpiel —
Glogau —
Gloſſe 278
Glover —
Glück 279
Glück —
Glückſeligkeit 280
Glühen —
Glyconiſche Verſe 281
Gmelin —
Gnade 282
Gneis 284
Gnidus —
Gnom 285
Gnome —
Gnomonik —
Gnoſis Seite 28
Goa 29
Gobelin 29
Godoi —
Gökingk —
Golconda —
Gold —
Goldader 294
Goldne Regel —
— Zahl —
Goldne Vließ 295
Goldoni —
Goldſmith 298
Golgatha 298
Gonſaloniere —
Gonſalva —
Gonzaga, Prinz 298
Göpel 301
Gorani 302
Gordian —
Gordiſcher Knoten —
Gordius —
Gordon —
Gorgias 303
Gorgonen —
Görlitz 304
Görz, Graf —
Gorſchi 305
Goſen —
Goslar —
Goſſec 306
Gotha —
Gotha 308
v. Göthe —
Gothen 327
Gothenburg 331
Gott —
Gotter 335
Götterlehre 338
Götterſpeiſe —
Gottes-Dienſt —
Gottes-Friede 339
Gottes Urtheil —
Gottfried v. Bouillon —
Gotthardsberg 339
Göttingen —
Gottlos 340
Gottorp —
Gottſched Joh. Chſt. —
Gottſched Luiſe Adelg. Vict. 342
Götz —
Götze 343
Gouda 344

Gourmand S. 344
Gouvion St. Cyr —
Göze, Melch. 345
Göze, J. A. Ephr. —
Gozzi 346
Grabmahl 347
Gracchen —
Gradation 354
Grade —
Gradiren —
Graf 355
Graff 357
Grafigny —
Grammatik 358
Gramme 359
Grammont —
Gran —
Granada —
Granat 360
— baum 361
Granaten —
Grandes —
Granit 364
Gränze des menschlichen Geistes —
Graphit —
Gras —
Grassi —
Grassini 365
Grau in Grau —
Graubünderland —
Graun —
Grave 366
Graves Wein 367
Graviren —
Gravitation —
Grävius 368
Gray, Johanna —
Gray, Thomas —
Grazie 369
Grazien 370
Grätz 371
Grecourt —
Greenwich 372
Gregoire —
Gregor VII. —
Greif 374
Greifenfeld 375
Greifenstein —
Grell 376
Grenoble —
Grenville 377
Gresset 378
Gretry 379
Greuze S. 380
Grey —
Griechenland 381
Griechische Arzneik. 388
Griechische Kirche —
Griechische Kunst 393
Griechische Literatur 397
Griechische Sprache 407
Griechisches Feuer 410
Griesbach —
Grimm 411
Griphi 413
Grisaille —
Grönland —
Grönlandsfahrer —
Gronov 414
Groschen —
Groß —
Groß-Admiral 415
Großbritannien —
Größe 431
Großgriechenland —
Großmann 432
Großgörschen 433
Grotius —
Grotte 434
Grotesk 435
Grube 436
Grübel —
Grumbach 437
Grund 438
Grund 439
Grund-Anschlag —
Grund-Baß 440
Grund-Kräfte —
Grundriß —
Grundsatz —
Grundsteuer 442
Grünspan 444
Gruppe —
Gryph 445
Guadeloupe 446
Guarini —
Gubitz 447
Guelfen —
Guercino —
Guerike 448
Guerillas —
Guernsey —
Guesclin —
Guglielmi 449
Guibert 450
Guiccardini 451
Guido Reni 452
Guignes S. 452
Guillotine 453
Guinea —
Guinee 454
Guischard —
Guise —
Guise, Franz —
— Heinr. 455
Guitarre 456
Gulden 457
Gülden —
Gülcene Zahl —
Gummi —
Gundling —
Güssefeld 458
Gustav I. —
Gustav II. 460
Gustav III. 461
Gustav IV. 465
Gut, höchstes 468
Gut und Böse —
Guthrie —
Gutschmid —
Guttenberg 470
Guttural-Buchstaben 471
Guy von Arezzo —
Guyana —
Guyton Morveau 472
Gyges —
Gymnasium —
Gymnastik 473
Gymnosophisten 474
Gynäceum —
Gyps —
Gyromantie 475

H.

Haag —
Haare 476
Haarröhrchen —
Haas 477
Habakuk —
Habeas-Corpus-Acte 478
Häberlin 479
Habesch —
Habsburg 481
Hackbord 482
Hackert 483
Haddik 485
Hades —
Hadrian 486
Hadschi 487